DEUTSCHE REVUE



Digitized by Google

AP
30

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

A.150015 12/8/01

8441

Digitized by Google

DATE DUE

~~PHOTODUPLICATION~~			
GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 087 701 029

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Sechsundzwanzigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1901



Stuttgart und Leipzig 1901 Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

A.150015

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVI

(Januar bis März 1901).

Seite

Vize-Admiral a. D. **Werner**: Kaiser Wilhelm und die Entwicklung der Marine 1
Louis Becke: Baldwins Loisé. Erzählung aus Polynesien. 11
Wirklicher Geheimer Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner**: Rückblick auf mein Leben. I. II. III. 25. 148. 278
A. Kußmaul: Geschichte eines Kranken mit räsonnierendem Wahnsinn. Ein Spiegelbild der deutschen Psychiatrie zu Anfang des 19. Jahrhunderts 36
Hermann Diels: Das Problem der Weltsprache 45
Dr. B. Weinstein: Wissenschaftliche Wandlungen 58
Adelheid v. Asten-Kinkel: Johanna Kinkel in England. I. II. . . 65. 178
Prof. Dr. Adolf Kamphausen: Die christliche Mission und die jetzigen Wirren in China 80
Prof. Dr. Frantz Funck-Brentano: Marie Antoinette. I. II. 92. 211
Ludwig Barnay: Zur Darstellung des Hamlet 103
J. Stadling: Andrée. Biographische Notizen und persönliche Erinnerungen 109
G. v. Stormarn: Parlament und politische Reife 129
Louise Schulze-Brück: Die Betze 135
Prof. H. Vambéry: Unsre Beziehungen zu China und zur Islamswelt 155
Dr. Paul Zweifel in Leipzig: Kurzer Rückblick über die Entwicklung der erklärenden Naturwissenschaften und der Medizin im 19. Jahrhundert 192
Stenzel, Kapitän zur See a. D.: Ein deutsches Marine-Kadettencorps 228
General Jas Grant Wilson: Der größte General Amerikas 237
Sir Robert Hart (Peking): Die Boxer (1900) 257
Hermine Villinger: Den Lüften preisgegeben 268
Albrecht Weber: Aphorismen 289

Digitized by Google

Seite

St. Petersburger Briefe vom Jahre 1806 300
Ilka Horovitz-Barnay: Bei Bernhard Baumeister 315
Heinrich v. Poschinger: Der geheime Agent und Bismarck. Zwei neue Bismarckbriefe 322
Prof. Dr. Moriz Benedikt (Wien): Schlagende Wetter. Eine dramaturgische Studie 326
G. Haberlandt: Ueber Regeneration im Pflanzenreich 334
Oberstleutnant **W. v. Bremen:** Etwas über die Entwicklung des Geschützwesens in neuerer Zeit 342
Prof. G. M. Fiamingo: Der Vatikan in seinem Verhältnis zu Frankreich und Deutschland 348

Berichte aus allen Wissenschaften.

Medizin.
Dr. Busch, Arzt: Gewerbliche Vergiftungen. Krankheitszustände infolge der Beschäftigung mit gesundheitsgefährlichen „giftigen" Stoffen 117
Litteraturgeschichte.
W. K. A. Nippold: Ernst v. Wildenbruch 245
Geschichte.
Dr. Max Grunwald, Hamburg: Im Morgenrot des neunzehnten Jahrhunderts 365

Kleine Revuen.

Naturwissenschaftliche Revue 355
Litterarische Berichte 122. 252. 374
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 378

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm und die Entwicklung der Marine.

Von

Vize-Admiral a. D. **Werner**.

Seit einigen Jahren ist unsre Marine in einem Wachstum begriffen, das uns in absehbarer Zeit eine maritime Macht verleihen wird, wie sie Deutschlands Weltstellung angemessen und danach angethan ist, nicht allein seinen Platz im Rate der Völker zu behaupten, sondern auch, ungehindert durch Neid und Eifersucht andrer Nationen, seine friedliche Politik weiterzuführen und dadurch das Allgemeinwohl zu fördern.

Dies danken wir vor allem der Voraussicht und der lediglich auf das Wohl unsers Landes bedachten Energie unsers Kaisers.

Als 1848 Deutschlands Küsten durch ein paar alte und halbbemannte dänische Fregatten blockiert und unser gesamter Seehandel lahmgelegt wurde, da flammte im ganzen Vaterlande heiliger Zorn in den Gemütern über die uns durch einen winzigen Gegner angethane Schmach auf. Die Erinnerung an die glorreichen Zeiten der meerbeherrschenden Hansa wurde lebendig; nach jahrhundertelanger Ohnmacht zur See erscholl allgemein der Ruf nach einer Geltung auf dem Ozean und erfüllte unser Volk mit glühendem Enthusiasmus.

Man ging mit Eifer an die Schaffung einer Flotte, aber leider hatte die Bewegung nur kurzen Bestand. Sie wurde bald durch die unglücklichen politischen Verhältnisse erdrückt; der hoffnungsvolle Gedanke an ein einiges Deutschland verflog wie ein schöner Traum, die alte unselige Zersplitterung begann von neuem, und die deutsche Flotte endete schmachvoll unter dem Auktionshammer Hannibal Fischers.

Trotz dieser herben Enttäuschung blieben aber die Sympathien des Volkes der Marine, wenn bis zu ihrer Verwirklichung auch noch lange Zeit dahinschwinden sollte.

Preußen allein bewahrte die kleinen Anfänge seiner Seemacht, aber auch sie fristete nur kümmerlich ihr Dasein. Bei der auf 1848 folgenden Reaktions-

periode wurde sie von oben als ein Kind der Revolution angesehen; die ihr bewilligten Geldmittel waren äußerst knapp bemessen, und sie würde wohl auch das traurige Los der deutschen Flotte geteilt haben, wenn nicht ein Hohenzoller, Prinz Adalbert von Preußen, der als der eigentliche Gründer unsrer Marine anzusehen ist, durch seine Ausdauer und Energie dem vorgebeugt hätte.

Er gab nie die Hoffnung auf, daß die Zeiten sich wandeln würden, widmete sich mit Unermüdlichkeit der jungen Schöpfung, schulte durch häufiges Aussenden der vorhandenen wenigen Schiffe in fremde Meere einen Stamm von Offizieren und Mannschaften, um in künftigen Zeiten an ihnen keinen Mangel zu haben, und hatte vor seinem 1873 erfolgten Tode noch die Genugthuung, seine Zuversicht glänzend bewährt zu sehen.

Nach Uebernahme der Regierung durch den Prinzen von Preußen brachen sich in den maßgebenden Kreisen allmählich günstigere Ansichten über die Marine Bahn. Zwar wiesen die politischen Verhältnisse König Wilhelm darauf hin, seine Hauptaufmerksamkeit der Armee zuzuwenden, aber trotzdem gestattete er, daß für die Flotte größere Mittel verwendet wurden, und unter seiner Aegide fand die erste größere überseeische Expedition von vier Schiffen zum Abschluß von Handelsverträgen mit Japan, China und Siam für die deutschen Küstenstaaten statt.

Der Ausbruch des dänischen Krieges 1864 gab der Marine Gelegenheit, im Kampfe gegen feindliche Uebermacht bei Jasmund zu beweisen, daß sie von derselben Tapferkeit und dem Mute beseelt war wie die Armee. Der König erkannte das ehrenvoll an, und es war natürlich, daß die Herzen unsrer Seeleute bei diesem königlichen Lobe lauter schlugen und es ein mächtiger Sporn wurde, sich desselben in noch höherem Grade würdig zu machen, was die Zukunft bestätigte.

Die Ereignisse der Jahre 1866 und 1870 brachten der Marine einen ungeahnten Aufschwung. Die Flotte wurde bedeutend vergrößert, und dank der Voraussicht des Prinzen Adalbert konnte sie auch voll bemannt werden.

Bald trugen unsre Schiffe zum Staunen und der geheimen Besorgnis der fremden Nationen die deutsche Flagge über alle Meere und wußten sich durch ihre Führung, Disciplin und musterhaftes Benehmen ihrer Besatzungen, sowie durch ihre seemännische Tüchtigkeit die Achtung des Auslandes zu erringen. Unsre Seeleute zeigten, daß sie denen der alten Seemächte mindestens ebenbürtig waren, und Deutschland begann seinen Anteil an der Meeresherrschaft zu fordern.

Mit der Vergrößerung der Flotte und ihren anerkannten Leistungen wuchs auch allmählich das persönliche Interesse Kaiser Wilhelms an ihr. Es war ihr vergönnt, ihn öfter in ihrer Mitte zu sehen und sich seiner Zufriedenheit zu erfreuen.

Der gewonnenen Ueberzeugung von der zukunftsreichen Wichtigkeit der Flotte für das Reich war es auch wohl hauptsächlich zu danken, daß der Kaiser seinem Enkel, Prinz Heinrich, die Genehmigung zur Wahl des seemännischen Berufes erteilte und der Marine damit eine Ehre erwies, die diese hoch zu schätzen wußte.

Digitized by Google

Aber trotzdem und trotz der ungeteilten Sympathie des Volkes fühlten sich die Marineangehörigen nicht voll befriedigt. In vielen Beziehungen sahen sie sich der Armee gegenüber in zweite Reihe geschoben, und dies hinterließ einen scharfen Stachel in ihren Herzen.

Der Grund war, daß die Leitung der Marine in Händen von Generalen lag. Früher hatte das seine Berechtigung, aber seit längerer Zeit nicht mehr. Es waren genügend ältere Marineoffiziere vorhanden, welche diesen Posten auszufüllen vermochten und außerdem vor den Generalen den Vorzug fachmännischer Ausbildung voraus hatten, aber solange Kaiser Wilhelm lebte und auch während der kurzen Regierungszeit Kaiser Friedrich III. wurde das System aufrecht erhalten.

Erst mit der Thronbesteigung unsers jetzigen Kaisers trat die so sehnlich erwartete Aenderung ein, und schon seine erste Proklamation an die Marine gab dieser die erfreuliche Gewißheit, daß dessen Herz ebenso warm für sie wie für die Armee schlug und sie auf Gleichberechtigung mit letzterer hoffen durfte. Es war ja ganz natürlich, daß der alte Kaiser Wilhelm der Marine ferner stand und die Armee mit Recht seine ganze Liebe besaß und verdiente. Erst in seinem späteren Alter war er ihr näher getreten, und sie war damals seinem Ideenkreise etwas völlig Fremdes, außerdem auch bei seinem Regierungsantritte unbedeutend und unerprobt. Wenn auch später sein Interesse für sie allmählich erstarkte, wuchs es doch nicht in dem Maße, wie es erwünscht war, und obwohl sein Sohn schon etwas anders dachte und er ihr ausgesprochenes Wohlwollen entgegentrug, so konnte er dasselbe in den wenigen Monaten seiner Herrscherzeit nicht bethätigen.

Mit ganz andern Gefühlen wie sein Großvater schaute dagegen Kaiser Wilhelm II. auf die Flotte. Für jugendliche Gemüter hat ja das Seewesen überhaupt großen Reiz, weil es ihnen hochromantisch erscheint. Prinz Wilhelm sah die Marine mit sich selbst wachsen und sich entfalten. Sein früh entwickelter und umfassender Geist hegte die Ueberzeugung, daß sie in absehbarer Zeit neben der Armee den Schutz des Vaterlandes zu übernehmen habe, und er widmete sich deshalb mit regstem Eifer der Aufgabe, sich genaue Kenntnis von der Waffe zu verschaffen, die nach seiner Ueberzeugung später eine hervorragende Rolle in der Geschichte Deutschlands spielen werde, an dessen Spitze zu treten ihm selbst vorbehalten war. Er ließ deshalb keine Gelegenheit vorübergehen, um in das Wesen der Sache tief einzudringen und sich ein eignes Urteil darüber zu bilden.

Als Prinz Heinrich 1877 in die Marine trat, auf dem Kadettenschiff „Niobe“ eingeschifft wurde und das kronprinzliche Paar ihn nach Kiel brachte, begleitete auch Prinz Wilhelm den Bruder, um sich von ihm zu verabschieden.

Bei dieser Gelegenheit fiel es allgemein auf, wie genaue Kenntnis unser jetziger Kaiser von Marineangelegenheiten besaß. Ich war damals Stationschef und konnte nicht umhin, dem Kronprinzen gegenüber meine Verwunderung über dieses seltene Wissen auszusprechen.

„O, mein Aeltester schwärmt noch mehr für das Seewesen als sein Bruder,“ erwiderte der Kronprinz, „und was sich darüber an Land und aus Büchern lernen läßt, das kennt er.“

Digitized by Google

Dieses rege Interesse ist seitdem stets gewachsen, und als bei Gelegenheit der Grundsteinlegung des Kaiser Wilhelm-Kanals der Großvater ihn à la suite des Seebataillons stellte, da erfüllte er ihm damit einen Herzenswunsch, und der Prinz gab seiner Freude darüber, jetzt auch durch ein äußeres Band der Marine anzugehören, in einer Ansprache an die Seeoffiziere den lebhaftesten Ausdruck, während andrerseits die Marine zu der ihr gewordenen Anerkennung, die so viel für die Zukunft versprach, sich mit Recht beglückwünschen durfte.

Sehr bald danach bekundete der Prinz seine Vorliebe für das Seewesen auch durch eine kühne That. Prinz Heinrich befehligte eine Division von sechs Torpedobooten und wurde von Prinz Wilhelm auf einer Reise nach England begleitet. Auf der Fahrt herrschte sehr stürmisches Wetter, und es sprach ebenso für den kühnen Wagemut der beiden Königskinder, wie für die Seetüchtigkeit der in Deutschland gebauten winzigen Fahrzeuge und für ihre geschickte Führung, daß die Reise ohne jeden Unfall verlief und sowohl den Neid wie die Bewunderung der Engländer und Franzosen herausforderte. Zu dieser Zeit ahnte der Prinz wohl nicht, daß er kaum ein Jahr später selbst den Kaiserthron besteigen würde, aber als dies dann geschah, da verkündete er auch sogleich, daß er fortan Armee und Marine als gleichberechtigte Teile der bewaffneten Macht ansehe und kein Unterschied mehr in ihrer Behandlung stattfinden solle, ein Kaiserwort, das mit Jubel in der Marine begrüßt wurde.

Sehr bald folgte den Worten die That. Die Leitung der Flottenangelegenheiten ging aus den Händen des Chefs der Admiralität, Generals v. Caprivi, in die Hände des Vize-Admirals Grafen Monts über, und daran schloß sich zunächst eine Organisationsänderung.

Bis dahin waren in der Spitze der Marine, dem Chef der Admiralität, Kommando und Verwaltung vereinigt. Jetzt wurden, der Landarmee entsprechend, die beiden Zweige getrennt; ein kommandierender Admiral erhielt den militärischen Oberbefehl, während Verwaltung und Technik einem Staatssekretär des Reichsmarineamts übertragen und ein Marinekabinett geschaffen wurde, an dessen Spitze ebenfalls ein Seeoffizier trat.

Durch diese Maßnahmen wurde die Marine in jeder Beziehung gleichberechtigt neben die Armee gestellt, ihr jeder Anlaß zu irgend welcher Unzufriedenheit genommen und ihr Gelegenheit gegeben, ihren Dank für die kaiserliche Gnade durch um so größeren Eifer und Tüchtigkeit zu bethätigen. Sie hat dies nach jeder Richtung hin in vollem Maße gethan.

Bald nach seiner Thronbesteigung machte der Kaiser an der Spitze eines Panzergeschwaders und in Begleitung des Prinzen Heinrich eine Reise an die nordischen Höfe, um im Sinne seines verewigten Großvaters Deutschlands Friedenspolitik auch für seine Person öffentlich zu bethätigen. Auch hier erntete die unübertreffliche Manneszucht, die brillante Führung und die seemännische Tüchtigkeit der Besatzungen die laute Bewunderung des Auslandes und das warme Lob des kaiserlichen Kriegsherrn selbst, das nach Beendigung der Reise in einer Kabinettsordre einen entsprechenden Ausdruck fand.

Digitized by Google

Das Jahr 1889 war für die Marine ein verhängnisvolles. Von den Mannschaften der Kreuzerkorvette „Olga“ und der Kanonenboote „Adler“ und „Eber“, welche schon im Jahre zuvor, wenn auch unter eignen starken Verlusten auf Samoa einen Aufstand der Eingeborenen gegen deutsche Ansiedler siegreich niedergeschlagen hatten, gingen in einem schweren Orkan die beiden letzteren Schiffe verloren. Sie scheiterten an der Küste im Hafen von Apia, wobei 85 Mann ihr Leben verloren, während die „Olga“ nur durch einen glücklichen Zufall vor demselben traurigen Geschick bewahrt wurde.

Als die Trauerkunde in Deutschland eintraf, da wurden wohl wenige davon schmerzlicher berührt als der Kaiser selbst, aber gleichzeitig fühlte er auch das Bedürfnis, der Marine über die durch elementare Gewalt herbeigeführten schweren Verluste Trost zuzusprechen.

„Ich erwarte von meiner Marine,“ heißt es in der betreffenden Kabinettsordre, „daß sie sich durch solche Unglücksfälle nicht in dem Vertrauen zu ihrer gedeihlichen Entwicklung wird erschüttern lassen,“ und als die Korvette „Alexandrine“ bereit war, vierzehn Tage später nach Samoa abzugehen, um die dort gerissenen Lücken auszufüllen, da drängte es ihn, selbst in Wilhelmshaven dem scheidenden Schiffe das Geleit in See zu geben und persönlich Offizieren und Mannschaften Lebewohl zu sagen. Daß ein solcher Beweis kaiserlicher Gnade und Teilnahme auf die Scheidenden einen gewaltigen Eindruck machen und auf die ganze Marine elektrisierend wirken mußte, bedarf wohl keiner Erklärung.

So viel wie für die Marine in den siebziger Jahren durch den Bau von Kreuzerfregatten, Korvetten und kleineren Fahrzeugen geschehen war, zeigte die Folgezeit, daß sie noch keineswegs ihren Aufgaben gewachsen war. Die Erwerbung unsrer Kolonien, der Aufschwung unsers Seehandels, sein und der notwendige Schutz der Reichsangehörigen in den verschiedenen Teilen der Erde, deren Zahl und wirtschaftliche Unternehmungen immer mehr anwuchs, stellten hohe Anforderungen, denen unsre Schiffe nicht immer oder nur in ungenügender Weise gerecht werden konnten. Ihre Vermehrung war deshalb eine zwingende Notwendigkeit, aber ein andres Moment trat noch hinzu, das den Neubau der bisherigen Holz- und Eisenschiffe verbot. Die Fortschritte der Artillerie erforderten Schutz durch Panzerung. Gegen die modernen Geschosse wurden jene wehrlos, und diesem Umstande mußte unter allen Umständen Rechnung getragen werden, indem man den für das Ausland bestimmten Kreuzern ebenfalls einen Panzerschutz, wenn auch nur durch ein gewölbtes Panzerdeck über den Maschinen, gab und zugleich ihre Schnelligkeit erhöhte, die in allen andern Ländern bedeutend gewachsen war. Dies bedingte nicht nur eine vergrößerte Maschinenkraft, sondern auch den Fortfall der hindernden Bemastung und überhaupt einen ganz veränderten Bau. Ebenso waren unsre Schlachtschiffe den neueren Anforderungen an Panzer, Geschütze und Schnelligkeit nicht mehr gewachsen. In den letzten zehn Jahren hatte man diese Verhältnisse nicht genug berücksichtigt und von modernen Kreuzern nur vier kleine gebaut, die veralteten Schlachtschiffe nicht

Digitized by Google

ersetzt und nur der Küstenverteidigung durch Vermehrung der Torpedoboote und der Küstenpanzer von der Siegfriedklasse Rechnung getragen.

Mit Recht sah der Kaiser dies als eine sehr nachteilige Versäumnis an. Bei einem Kriege dürfen wir uns nicht lediglich auf Küstenverteidigung beschränken, sondern müssen dem Feinde in offenem Meere entgegentreten und ihn dort zur Verhütung einer Blockade schlagen, wenn diese nicht von den einschneidendsten Folgen für unser Land begleitet sein soll.

Das kann aber nur mit modernen Panzerschiffen und deren Begleitschiffen, geschützten Kreuzern, geschehen. Deshalb wurde zunächst vom Kaiser der Bau von vier der ersteren, der Große Kurfürstklasse, die sich jetzt in China befinden, sowie später von fünf großen und sechs kleinen geschützten Kreuzern und einem Panzerkreuzer als notwendig erachtet und auch vom Reichstage bewilligt.

Aber auch nach andrer Richtung verdankten die Marine und ganz Deutschland der Initiative unsers Kaisers im Jahr 1890 eine That, die in Zukunft für beide von größter Wichtigkeit werden sollte, durch die Erwerbung von Helgoland, einem Fleck deutscher Erde und dem Schlüssel zu unsern Nordseeströmen, der 1814 von England Deutschland entrissen und so lange in seinem Besitz gewesen war. In dem bezüglichen Staatsvertrage wurde deutscherseits dafür das Protektorat von Sansibar und die Schutzherrschaft über Witu an der afrikanischen Küste an England übergeben. Seinerzeit ist gegen diesen Tausch im Publikum viel Widerspruch erhoben worden, aber mit Unrecht. An den Kolonien in Afrika haben wir jahrhundertelang genug, bevor wir dieselben ganz ausnutzen können, namentlich wenn wir auch den Besitz in der Südsee in Betracht ziehen, und bis dahin können wir Witu ohne jeden Schaden entbehren. Helgoland dagegen war in fremdem Besitz eine stete Drohung für uns, ein Pfahl im Fleische, und im Kriegsfalle für unsre Nordseeküsten ein sehr gefährlicher Punkt. Das haben wir 1870 gesehen, wo eine französische Flotte in seinem Schutze ankerte, seine Kohlen ergänzte und seine Mannschaften ausruhen ließ. Das fällt jetzt alles fort; die Insel ist fortan ein Stützpunkt für unsre eigne Flotte, ein Bollwerk, dessen Befestigungen auf Meilen dem Feinde jede Annäherung verbieten, unter deren Schutze wir selbst mit der Flotte fertig liegen können, um den geeigneten Zeitpunkt zum Angriffe abzuwarten und dessen ausgelöschtes Leuchtfeuer einem Feinde unsre Küstengewässer außerordentlich gefährlich macht.

Deutschland hat mithin alle Ursache, unserm Kaiser dafür dankbar zu sein, daß er diesen so sehr wichtigen Punkt, der für die Sicherheit unsrer Nordseeküste und Verhinderung einer Blockade so große Bedeutung hat, dem Mutterlande wieder zuführte.

Das Jahr 1895 brachte unserm Vaterlande ein andres gewaltiges Friedensbollwerk, die Vollendung und Einweihung des Kaiser Wilhelm-Kanals. Deutschland hat ein Recht, auf dieses großartige Werk stolz zu sein, zu dem am 31. Juni 1887 der verewigte Kaiser Wilhelm I. mit den Worten den Grundstein legte:

„Zu Ehren des geeinigten Deutschlands,
Zu seinem Fortschritt und Wohle,
Zum Zeichen seiner Macht und Stärke.“

Diese Worte haben sich voll bewährt. Der Kanal hat für friedliche Zwecke gewaltigen Nutzen geschaffen: von Jahr zu Jahr mehrt sich die Frequenz der Handelsschiffe, die diesen so viel kürzeren und sichereren Weg zwischen Ost- und Nordsee wählen, und für die Marine hat er nicht geringeren Wert, weil er sie in den Stand setzt, in weniger als einem Tage und ungesehen vom Feinde in dem einen oder dem andern unsrer deutschen Meere mit ihrer ganzen Macht zu erscheinen, sowie ihn dadurch zur Entwicklung einer sehr großen, seine Kräfte übersteigenden Seemacht zu zwingen, wenn er die Absicht haben sollte, unsre Küsten zu blockieren. Wurde der Kanal doch vor zwei Jahren von 34 Schiffen und Fahrzeugen der Marine in 18 Stunden ohne jeden Unfall passiert.

Seine Eröffnung gestaltete sich seiner Bedeutung gemäß. Dreiundfünfzig Kriegsschiffe fremder Nationen, unter ihnen die größten und mächtigsten der Neuzeit, neunundzwanzig von unsern eignen, über vierhundert Rennjachten, ungezählte Privatdampfer, sämtliche deutsche Bundesfürsten und fürstliche Vertreter der uns befreundeten Mächte, sowie über 50000 Zuschauer wohnten der Feier bei, die in schönster Weise verlief und zu den großartigsten und glänzendsten gehörte, die Deutschland gesehen.

Im folgenden Jahre wurde die Marine wiederum von einem schweren Unglück durch den Verlust des Kanonenboots „Iltis“ betroffen, das bereits sechs Jahre in den chinesischen Gewässern stationiert hatte. Bei einem jener gefährlichen Wirbelstürme, die als Taifune in den dortigen Gegenden rasen, wurde es von einem traurigen Geschick ereilt und scheiterte auf einem Felsen nahe Kap Schantung. Sämtliche Offiziere und 71 Mann der Besatzung sanken dabei in das Wellengrab, und nur 11 Mann wurden gerettet. Aber obwohl der furchtbare Unfall nicht nur in ganz Deutschland, sondern überall das tiefste Mitgefühl erregte, rief es andrerseits die größte Bewunderung des heldenhaften Benehmens der Besatzung hervor. Sie zeigte sich in einem Lichte, das die Eigenschaften unsrer Seeleute hell erstrahlen ließ. Der Kommandant, Kapitänleutnant Braun, brachte, auf der Kommandobrücke stehend, angesichts des Todes und im brausenden Chaos der wilden, auf das unglückliche Schiff einstürmenden Wogen in dreimaliges Hurra auf den Kaiser aus, in das die fast sämtlich auf das Hinterdeck geflüchtete Besatzung donnernd einstimmte. Dann war er verschwunden, eine überbrechende See hatte ihn mit sich in die Tiefe genommen. Nun aber stimmten die Mannschaften das Lied von der „Flagge schwarz, weiß, rot“ an und besiegelten damit ihre Treue bis zum Tode. Kaum war der zweite Vers verklungen, da ertönte ein letzter furchtbarer Schrei durch die Nacht. Das Hinterschiff war gekentert und begrub die auf ihm Weilenden unter seinen Trümmern.

Wahrlich, eine solche Seelengröße steht wohl einzig in der Welt da, und

Digitized by Google

unser Vaterland darf mit gerechtem Stolz auf seine Seeleute blicken, die sich in Not und Tod so glänzend bewährten, und die sie vor allen andern Nationen auszeichnete.

Wie aber auch diese darüber dachten, das mögen die Worte eines hervorragenden französischen Blattes, des „Temps“, bezeugen, welches schrieb: „Der Tod der Iltisbesatzung trägt einen erhabenen menschlichen Charakter. Dieser Kommandant und diese Mannschaft, die im Augenblicke des Versinkens drei Hurras auf ihren Kaiser ausbringen — ein Schauer ergreift uns, wenn wir daran denken, wie sie gestorben sind, wie sie im letzten Augenblicke eine Thatkraft, eine Verleugnung des eignen Ichs und eine Treue gezeigt haben, die der menschlichen Natur zur höchsten Ehre gereicht.“

Ja wahrlich, das Vaterland darf ihnen in Zeiten der Not vertrauen, und die warmen Sympathien, die Kaiser und Welt ihnen entgegentragen, sind wohl verdient.

Am 14. November 1897 vollzog sich in thatkräftigster Weise und ohne Blutvergießen an der chinesischen Ostküste ein sowohl für unsre Marine wie für ganz Deutschland bedeutsamer Akt durch unser dort weilendes Kriegsgeschwader unter Admiral v. Diederichs. Es war dies die Besitznahme von Kiautschou und dessen Umgebung, die durch spätere Verhandlungen mit China in eine 99jährige Pachtung umgewandelt ist. Für die Marine wurde dadurch eine wichtige Kohlenstation gewonnen, die uns so sehr fehlen, und gerade in den dortigen Gewässern, wo wir wegen unsrer sich stets weiter entwickelnden Handelsverhältnisse eine Seemacht unterhalten müssen, von um so größerer Bedeutung ist, während Tsingtau gleichzeitig einen eisfreien und geschützten Hafen bietet. Andrerseits wird die neue Erwerbung für den Handel großartige Vorteile erbringen. Eisenbahnen werden den Weg in das Innere eröffnen, und der Reichtum an Kohle innerhalb unsrer Interessensphäre verspricht eine glänzende Zukunft.

Deutschland hat also auch dafür allen Grund, seinem Kaiser, auf dessen Initiative diese That allein zurückzuführen ist, dankbar zu sein.

Das Jahr 1898 brachte ein andres Ereignis, das für die Marine von größter Bedeutung war, ihre Vergrößerung durch das Flottengesetz vom selben Jahre. Bis dahin hatte sie sozusagen nur von der Hand in den Mund gelebt. Die Bewilligungen des Reichstages trugen daran die Schuld. Je nach dem Standpunkte der verschiedenen Parteien wurden die Forderungen gekürzt oder ganz abgelehnt, und die Folge war, daß sowohl die Zahl wie die Qualität der Schiffe zurückging, anstatt dem außerordentlich schnellen Wachstum unsrer Seeinteressen, die viele Hunderte von Millionen umfassen, der rapiden Ausbreitung unsers Seehandels und der Vermehrung unsrer Kolonien Rechnung zu tragen. Im Falle eines Krieges mit einer größern Seemacht wären wir unbedingt trotz heldenmütigster Tapferkeit unsrer Seeleute unterlegen, unsre wenigen, größtenteils veralteten Schiffe wären vernichtet, unser Seehandel unterbunden und unser Land an den Rand des Abgrundes gebracht worden.

Einem solchen drohenden Geschick konnte unser Kaiser unmöglich länger sein Auge verschließen, und er forderte eine entsprechende Vermehrung der Flotte. Die Gründe waren so durchschlagend, daß sie dem Volke klar wurden und die öffentliche Meinung die Abgeordneten in ihrer großen Majorität zwang, dem eingebrachten Gesetze, das allerdings sich nur auf das Notwendigste beschränkte, zuzustimmen. Dasselbe verlangte für die nächsten sechs Jahre die Bereitstellung von zwei Geschwadern zu je acht kriegstüchtigen Linienschiffen, unter Anrechnung der bereits vorhandenen, einem Kommandolinienschiffe und von zwei für die Reserve, zusammen also neunzehn dieser Klasse, sowie von zwölf großen und dreißig kleinen Kreuzern.

Mit dieser Zahl glaubte man auf längere Zeit auskommen und die uns in einem Seekriege drohenden Gefahren abwenden zu können, aber die politischen Verhältnisse der letzten beiden Jahre haben dargethan, daß dies nicht möglich ist, und abermals mußte Anfang 1900 in einem zweiten Gesetze eine bedeutende Vermehrung der Flotte gefordert werden. Sie erstreckt sich zwar über einen längeren Zeitraum, damit die Schulung der dafür notwendigen Offiziere und Mannschaften mit ihr Schritt halten kann, aber wenn sie vollendet ist, stellt sie uns auch gegen alle Angriffe andrer Seemächte sicher und wird uns in den Stand setzen, die friedliche Entwicklung des Reiches, wie sie unser Kaiser vor allem im Auge hat, unbehindert durch Neid und Mißwollen andrer, fortzuführen.

Der Grund des neuen Gesetzes war die auffällige Thatsache, daß sowohl die drei Hauptseemächte, Rußland, Frankreich und England, in den letzten zwei Jahren ihre Flotten in großartigem Maßstabe vermehrten. Wir mußten unbedingt daran denken, ihnen im Falle eines Zusammenstoßes gewachsen zu sein, dessen Möglichkeit bei dem sich immer schärfer gestaltenden Wettbewerb auf dem Gebiete des Handels um so weniger ausgeschlossen ist, als Deutschlands gewaltige Fortschritte in dieser Beziehung seinen Konkurrenten lebhafte Besorgnis einflößen. Auch Japan rüstet zur See außerordentlich und kann uns in Ostasien gefährlich werden, während ein Konflikt mit Nordamerika, das ebenfalls seine Flotte stark vermehrt, weniger zu fürchten ist.

Diese ernsten Erwägungen, bei denen es sich um das zukünftige Wohl Deutschlands handelte, waren es, welche den Kaiser bewogen, nach kurzer Zeit abermals an das Volk zu appellieren und eine bedeutende Verstärkung der Marine zu fordern, welche dieselbe ungefähr verdoppelt, das heißt außer den dazu erforderlichen Kreuzern den Bestand an Linienschiffen von zwei Geschwadern zu acht, auf vier, nebst dem Flottenflaggschiff und der betreffenden Materialreserve, innerhalb der nächsten sechzehn Jahre zu bringen.

So groß diese Vermehrung im ersten Augenblick erschien, und so viel Widerspruch sie von manchen Seiten erfuhr, hatte sich in letzter Zeit in den Gemütern des Volkes doch eine bedeutende Wandlung vollzogen. Dieses sah in seiner Majorität die Berechtigung und Notwendigkeit der gestellten Forderung ein; es hatte in den letzten Jahren ein ungemein größeres Verständnis für See-

Digitized by Google

sachen gewonnen, und die gewichtigen Aussprüche unsers Kaisers, „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser", und „Bitter not thut uns eine starke deutsche Flotte", fanden einen so günstigen Boden, daß alle Bedenken schwanden und die Vorlage vom Reichstag angenommen wurde. Wohl wäre zu wünschen gewesen, daß bei der Unsicherheit der politischen Zustände die Vermehrung der Flotte in kürzerer Frist als in den geplanten sechzehn Jahren stattfände, aber dagegen sprachen nicht nur finanzielle Bedenken, sondern namentlich die notwendige Zeit für die Ausbildung der erforderlichen Zahl von Offizieren und Mannschaften, ohne die auch die besten Schiffe für den Kampf minderwertig werden. Von manchen Seiten wurde zwar auch geltend gemacht, daß unsre Werften nicht im stande sein würden, den Neubau so vieler schweren Schiffe zu bewältigen, aber das ist ein großer Irrtum. Ihre Leistungsfähigkeit ist dazu weitaus genügend, und daneben dürfen sie den Ruhm beanspruchen, die vorzüglichste Arbeit zu liefern. Die große Menge von Aufträgen, welche sie für den Bau von Kriegsschiffen von fremden Nationen erhalten, die glänzenden Erfolge, welche sie durch riesige Schnelldampfer wie „Deutschland" und „Kaiser Wilhelm der Große" erzielt haben, die durch ihre Geschwindigkeit und ihre sonstige Bauausführung an der Spitze der gesamten seefahrenden Welt stehen, sind ein schlagender Beweis dafür.

Den großartigen Aufschwung aber, den unser Seewesen und alles, was mit ihm in Verbindung steht, im letzten Jahrzehnt genommen und der so ungemein viel zum Wohle Deutschlands beigetragen hat, verdanken wir in der Hauptsache unserm Kaiser, seinem seltenen Verständnis für ersteres, seiner Energie, dem regen Interesse, das er an allem nimmt, was die Schiffahrt angeht und sie fördern kann, sowie dem weit vorausschauenden Blick, mit dem er die Zukunft des Reiches umfaßt und ihm die Wege weist, auf denen es zu Macht, Ansehen und Wohlstand immer weiter emporsteigen kann und wird. Nicht zum wenigsten muß dazu aber eine starke Flotte beitragen, wie sie durch das neue Gesetz gewährleistet und im stande ist, allen Feinden unsers Landes, sie mögen kommen, von woher sie wollen, solchen Respekt einzuflößen, daß sie von vornherein davon Abstand nehmen, unsre friedlichen Bahnen zu kreuzen.



Baldwins Loisé.

Erzählung aus Polynesien.

Von

Louis Becke.

I.

Ihre Mutter war eine Vollblut-Eingeborene, ein Mädchen aus Anaa, ihr Vater ein heruntergekommener, liederlicher weißer Abenteurer. Im Alter von zehn Jahren wurde sie adoptiert von einem wohlhabenden Südseehandelskapitän, der sie mit sich in sein Heim an der Ostküste von Neuseeland nahm. Er und seine Frau erzogen sie, sorgten für sie und liebten sie schließlich ebenso, wie sie einst ihr eignes, schon vor zwanzig Jahren verstorbenes Kind geliebt hatten.

Mit sechzehn Jahren war Loisé eine erwachsene Jungfrau. Seit jenem Morgen, an dem man ihren leichtsinnigen, charakterlosen Vater, sinnlos betrunken, in Nukutavake an Land getragen hatte, nachdem er seine Tochter für ein paar hundert Dollars verkauft hatte, waren sechs Jahre vergangen, und während dieser Zeit war allmählich jede Erinnerung an die Rasse ihrer Mutter in Vergessenheit geraten.

Aber nur scheinbar. In den kalten Wintermonaten, wenn die wilden südlichen Stürme von den weißen antarktischen Eisfeldern her über den von schwarzen Wolken überhangenen Ozean dahinfuhren und die neuseeländische Küste mit ihrem schneidenden Hauch trafen, dann pflegte das Mädchen bis dicht an das Kaminfeuer in Missis Lamberts Wohnzimmer heranzukriechen, sich mit warmen Decken zu umhüllen und gedankenvoll in die glühenden Kohlen zu starren, bis es darüber einschlief.

Sie hatte nicht vergessen.

Eines Tages empfing ihr Adoptivvater einen Besuch. Es war der Kapitän eines kleinen, nach den Paumotu-Inseln, der Heimat ihrer Mutter, laufenden Schoners.

Obgleich der alte Lambert seit langer Zeit schon die Seefahrt und die damit verbundenen Handelsgeschäfte aufgegeben hatte, bewahrte er doch seine Vorliebe für die Leute von den Inseln und hielt stets offenes Haus für alle Südseemänner. Er selber sowohl wie auch seine Frau nahmen also ihren Gast sehr freundlich und zuvorkommend auf.

Der Kapitän des Schoners war ein Mann von einem Typus, den man unter den Südseeschiffern ziemlich häufig findet; im Wesen rauh, aber gutmütig und dabei nicht ohne eine gewisse brutale männliche Schönheit.

Nach Tisch saßen die beiden Männer bei ihrem Whisky, plauderten und rauchten. Missis Lambert, die stets etwas leidend war, hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen. Loisé lag mit einem Buch in der Hand auf dem Sofa und schien zu lesen. Aber sie las nicht; sie lauschte. Ein paar Worte hatte sie gehört, die der schwarzbärtige Schiffer mit dem sonnverbrannten Gesicht gesprochen hatte, Worte,

die ihr unbestimmte Erinnerungen erweckten an längst vergangene Tage. Und bald darauf hörte sie auch Namen, Namen von weißen und von braunen Männern, die sie in jenen fast vergessenen Tagen ihrer wilden Kindheit gekannt hatte.

Als der Seemann sich erhob, um sich zu verabschieden und dem schönen „Fräulein Lambert“ seine braune, sehnige Rechte bot und mit unverhohlener Bewunderung ihr ins Gesicht schaute, ließ er sich wohl nicht träumen, daß diese junge Dame ihm gerne gesagt hätte: ‚Ach, bleibe doch, und laß mich noch mehr hören.‘ Aber sie hatte eine zivilisierte Erziehung erhalten und wußte, daß sich das nicht schicken würde. Wenn dieser Mann früher auch einer der ersten Vertrauensmänner des alten Lambert gewesen war, so war er doch immer nur ein gewöhnlicher Handelskapitän, und es hätte ihre Adoptiveltern geradezu choquiert, wenn sie einem solchen Manne gegenüber auch nur im geringsten über die Grenzen konventioneller Höflichkeit hinausgegangen wäre.

Trotzdem murmelte sie leise, als sie, die Augen aufschlagend, seinen bewundernden Blicken begegnete: „Wir werden uns freuen, Sie wiederzusehen, Kapitän Lemaire.“ Und der gebräunte Seemann warf ihr einen schlauen, antwortenden Blick zu.

Die ganze Nacht hindurch lag sie wach. Erinnerungen an ihre Kindheit, die bis dahin geschlummert hatten, waren in ihr erwacht. Von dem geöffneten Fenster ihres Schlafzimmers konnte sie den matten Schein der Lichter in der Stadt sehen und ab und zu das heisere Kreischen einer Dampferpfeife hören. Sie erhob sich und schaute hinaus auf die Wasserfläche des Hafens. Eine riesige schwarze Masse glitt langsam seewärts, nur die Topp- und Seitenlichter zeigend, — irgend ein Ozeandampfer „auf wilder Fahrt“ nach dem Norden. Wieder ertönte das Summen der Pfeife, und dann konnte das Mädchen an den beschleunigten Umdrehungen der Schraube hören, daß der Dampfer die Mole passiert hatte und in die offene See hinaussteuerte.

Sie schmiegte sich in die Kissen und versuchte zu schlafen. Warum konnte sie nur nicht schlafen? Sie schloß die Augen. Die Zweige der dicht vor ihrem Fenster stehenden Kaurifichte raschelten und bewegten sich vor einem momentan vorüberziehenden Windhauch und zwangen sie, wieder die Augen zu öffnen. Wie merkwürdig klang das doch heute nacht, und wie ihr das Herz klopfte! Wieder schlossen sich die weißen Lider zur Hälfte, und sanft wehten und seufzten die Zweige der Fichte in der Brise.

Und dann verwandelte sich das stumpfe Grau der Zimmerwand in helles, schimmerndes Weiß, — das Weiß eines Inselstrandes, wie es unter den ersten Strahlen der roten Morgensonne sich aus den Schatten der Nacht entwickelt zu einem breiten Gürtel von strahlendem Silber. Und das Rauschen der Kaurifichte am Fenster vertiefte sich zu der summenden Musik des Passatwindes, wenn er durch die schlafenden Palmen weht und Millionen Blätter zitternd unter seinem ersten Hauch erwachen und in Perlenschauern den Nachttau von sich schütteln. Wieder sah sie sich auf dem knirschenden Sande herumjagen mit den halbnackten Gespielen ihrer Kindheit. Wieder hörte sie den unaufhörlichen Pulsschlag der Brandung gegen das Luvriff und sah, wie einen Blitz aus Gold und Scharlach, den mit Pfeifen und Kreischen

Digitized by Google

bergaufwärts fliegenden Papageienschwarm in den Palmenhainen verschwinden. Da erwachte ihre ursprüngliche wilde Seele und sprengte gewaltsam die beengenden Fesseln der Zivilisation.

Zwei Tage darauf war sie verschwunden, und sechs Wochen später drehte ein kleiner, weißgemalter Schoner bei vor einer Insel der Paumotugruppe, setzte ein Boot aus und landete das junge Mädchen mitten unter den staunenden Eingeborenen.

Der dunkle, schwarzbärtige Mann, der das Boot steuerte, hielt ihre Hand einen Augenblick, ehe er Lebewohl sagte.

„Es ist noch nicht zu spät, Loisé."

Sie erhob ihr Gesicht und lachte höhnisch.

„Um zurückzugehen? Zurückgehen, um zu hören, daß der alte Mann und die gute Frau, die mir Vater und Mutter waren, mir sagen, daß sie mich hassen und verachten?" Ein heißer Thränenstrom folgte.

Dunkle Röte überflog das Gesicht des Mannes. „Nein, das nicht, sondern —" hier wurde eine profane Bekräftigungsformel eingeschaltet —, „sieh hier, wenn du mit mir kommen willst, segle ich den Schoner nach Tahiti, und sobald der Anker fällt, gehen wir an Land und lassen uns trauen."

Sie schüttelte den Kopf. „Lassen Sie mich gehen, Kapitän Lemaire. Was auch aus mir werden mag, ich allein will dafür verantwortlich sein. Also — adieu!"

Sie stand am Strande und sah zu, wie das Boot an den Davits gehißt wurde und wie der Schoner sich langsam wieder in Fahrt setzte und dann, an der palmengekrönten Landspitze vorübergleitend, aus Sicht verschwand. Dann wandte sie sich mit thränenüberströmtem Antlitz und halberstickter Stimme zu den um sie herumstehenden braunen Leuten und sprach zu ihnen in der Sprache ihrer Mutter.

So endete das sechzehnjährige Leben des schönen Fräulein Lambert und das von Loisé, dem Halbblutmädchen, begann.

II.

Auf dem Schlängelpfade, der zu Baldwins Haus in Nikitea hinaufführt, erhob sich ein wildes Getümmel. Stürmischer Wettlauf von nackten, braunen Füßen, stürmisches Auf- und Niederwogen von nackten, braunen Busen. Ein Handelsschoner hatte eben innerhalb des Riffes geankert, und die Wettläufer, Jünglinge und Mädchen, halbnackt, von geschmeidigen Gliedern und schön wie alle Bewohner der „tausend Inseln", wollten den nach Hause zurückkehrenden Baldwin, den Händler, an seinem eignen Thore bewillkommnen.

Zwei, ein Knabe und ein Mädchen, hatten das Thor des Händlers mit einem großen Vorsprung vor ihren wilden Genossen erreicht, und nun verhöhnten sie, mit dem Rücken gegen die weißen Staketen gelehnt, die übrigen wegen ihrer Langsamkeit. Maturei, der Dorfherkules, ein stämmiger, muskulöser Bursche, hielt einen Arm um die schlanke Hüfte des Mädchens geschlungen, und mit dem andern wehrte er alle ab, die den Versuch machten, ihn von seinem Platz am Thorweg zu verdrängen. Das Mädchen lachte leise über den Aerger der Zuspätgekommenen. Sie war groß und schlank und hatte in ihrem Kreolengesicht einen weichgeschnittenen Mund mit

Digitized by Google

roten Lippen. Ihr bunter Grasgürtel war zerrissen, und nun versuchte sie, den schützenden Arm des jungen Burschen beiseite schiebend, das Band wieder zusammenzuknüpfen. Zwanzig braune Hände streckten sich aus, um sie daran zu hindern, und mit großer Zungenfertigkeit erwehrte sich die jugendliche Schöne ihrer Angreifer durch eine Flut von profanen Ausdrücken in englischer und französischer Sprache.

„Hui! Hui! Fort, ihr Narren, und laßt mich meinen Gürtel zubinden!" rief sie endlich in der Sprache der Eingeborenen. „Jetzt ist keine Zeit zu solchen Dummheiten. Seht, dort wird schon das Boot von dem Schiffe ausgesetzt. Bald wird der Meister hier sein!"

Das fröhliche Geplapper verstummte sofort, und hundert Paare von neugierigen Augen wandten sich dem Schoner zu. Dann setzten sich alle, einer nach dem andern, nieder und warteten. Nur die beiden am Thore blieben stehen. Noch immer hielt der Bursche seinen Arm um den Leib des Mädchens geschlungen.

Schnell ruderte jetzt das Boot heran; schon vernahmen die Lauscher am Lande das taktmäßige Klirren der Dollen.

Im Stern saßen zwei Männer; einer von ihnen erhob sich, nahm seinen Hut ab und schwenkte ihn dem Lande zu.

Ein donnerndes Begrüßungsgeschrei ertönte aus der Menge der Eingeborenen, die den Strand besetzt hielten, übertönte den schrillen Diskant der am Thore versammelten Kinder und verkündete dem wackeren alten, allbeliebten Tom Baldwin, daß man ihn erkannt hatte. Kaum pflügte der Bug des Bootes den weichen Sand des Strandes auf, als man auch schon den Händler ergriff und mit Liebkosungen fast erdrückte. Mit sanfter Gewalt wurden die Weiber zurückgeschoben, und die Männer formierten eine Leibwache, um Baldwin nebst seinem jungen Begleiter vom Boot bis zu seinem Hause zu geleiten. Besonders um den fremden weißen Mann drängte sich das Volk mit fragenden und bewundernden Blicken. Denn er war groß und stark, und das ist nach den Begriffen des Südsee-Insulaners besser als alles andre in der Welt.

Lachend und schwatzend umringten die Eingeborenen die weißen Männer, bis das Thor des Hauses erreicht war.

Das Mädchen trat vor, nahm die Hand des Händlers und berührte sie mit ihrer Stirn, zum Zeichen der Unterwürfigkeit.

„Der Schlüssel zu deinem Hause, Tamu," murmelte sie in der Sprache der Insulaner.

„Tritt du zuerst ein, Loisé," erwiderte er, mit einer Handbewegung den Schlüssel ablehnend.

Ein freudiges Lächeln erhellte ihr Gesicht. Baldwin, rauh und rücksichtslos, wie er war, bemühte sich stets, alle einheimischen Gebräuche zu beobachten.

Die weißen Männer folgten ihr. Dann, in dem offenen Thorweg stehen bleibend, drehte Baldwin sich um und erhob die Hand, die innere Fläche nach außen, der draußen stehenden Menge zugewendet.

„Ich danke euch, Freunde, für euer Willkommen. Teuer ist meinen Ohren der Klang der Zunge der Männer von Nikitea. Sehet diesen jungen Mann hier. Er

Digitized by Google

ist der Sohn meines Freundes, der jetzt tot ist. Viele von euch haben ihn gekannt, Kapeni Paraisi (Kapitän Brice)."

Ein hoher, breitschulteriger Eingeborener, dem das Haar bis über die Schultern herabhing, schritt die Stufen empor, nahm die Hand des jungen Mannes und hielt sie an seine Stirn.

„Der Sohn Paraisis ist willkommen auf Rikitea und mir, dem Häuptling von Rikitea."

Beifälliges Gemurmel ertönte; noch einmal winkte Baldwin mit der Hand und betrat dann mit Brice zusammen sein Haus.

Draußen auf den Stufen der Veranda saßen Loisé und Maturei plaudernd und die Befehle ihrer Herren erwartend.

Maturei sprach: „Glaubst du, Loisé, daß Tamu jetzt das Versprechen, das er damals, als er dich zuerst hierher brachte, den Priestern von Tenararo gab, erfüllen und dich heiraten wird, nun, da er dich seinem Hause und seinem Namen treu erfunden hat?"

Sie nahm eine dicke Flechte ihres glänzend schwarzen Haares und umwickelte ihre Hand damit, während sie träumerisch hinausblickte auf die stille Wasserfläche des Hafens.

„Wer weiß, Maturei? Ich — ich mache mir nichts daraus. Und doch glaube ich, daß es geschehen wird! Denn welches andre Mädchen giebt es hier, das seine Art und überhaupt die Art der weißen Männer kennt, wie ich sie kenne? Außerdem ist dieser alte Mann ein Vielfraß und Feinschmecker, und niemand versteht es wie ich, gebackene junge Tauben oder Karri und Reis nach seinem Geschmack zu bereiten. Darum werde ich wohl auch die Herrin dieses Hauses werden. — Maturei, ist nicht der Fremde ein schlecht aussehender Mann?"

„Schlecht aussehend?" wiederholte der Jüngling verwundert, „o nein, wie kannst du nur so etwas sagen?"

*

‚Was für ein fideler alter Knabe ist er doch, und wie diese Leute alle an ihm hängen!' dachte Brice, als er sich mit seinem Wirt zu Tisch setzte. Zwei oder drei von den Mädchen des Dorfes warteten bei Tafel auf, und in der offenen Thür saß ein Wesen, das dem jungen Manne als der Inbegriff aller weiblichen Holdseligkeit erschien. In ein crêmefarbiges Musselingewand gehüllt, leitete sie die Schritte der dienenden Mädchen durch fast unmerkliche Bewegungen ihres Palmblattfächers bald hierhin, bald dorthin.

Brice verspürte eine merkwürdige Aufregung. Die Neuheit der Umgebungen, die wundervolle, strahlende Schönheit des vor ihm liegenden Stückes von See und Land und Palmenhain, das alles begann bereits seinen bestrickenden Zauber auf die empfängliche Natur des jungen Mannes auszuüben. Und dann fielen seine Blicke immer wieder auf das süße, ovale Gesicht und die purpurroten Lippen des in der Thür sitzenden Mädchens. Wer war sie? Doch sicherlich nicht des alten Baldwins Gattin! Hatte ihm denn der alte Knabe nicht oft genug erzählt, er sei nicht verheiratet? . . . Was für ein himmlisches Fleckchen Erde war doch dieses Rikitea! Wie

gerne würde er hier wohnen, nicht nur ein paar Monate, sondern am liebsten gleich ein ganzes Jahr! ... Wieder ruhten seine Augen auf der schönen Gestalt im Thürrahmen. Und dann durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag. Loisé hatte träge ihre langen, geschweiften Wimpern emporgeschlagen und ihrem ertappten Bewunderer in die Augen geblickt.

Brice hatte Glück bei den Weibern. Er glaubte wenigstens, Glück zu haben, ohne zu bedenken, daß seine zahlreichen Liebesaffairen stets unglücklich geendet hatten — für das betreffende weibliche Wesen nämlich. Und seine Mutter, die gute, einfache Seele, hatte geglaubt, das beste Mittel, um ihren teuren Sohn dem Einfluß unerwünschter weiblicher Gesellschaft zu entziehen, würde sein, ihn mit dem alten Tom Baldwin eine Reise nach den Inseln machen zu lassen!

Die Tafel war aufgehoben. Draußen auf der Veranda saßen die beiden Männer rauchend und Whisky trinkend, als Brice beiläufig bemerkte:

„Komisch, daß Sie niemals geheiratet haben, Baldwin."

Der alte Händler paffte ein paar Minuten an seiner Pfeife, ehe er antwortete:

„Haben Sie jenes Mädchen bemerkt?" Dabei machte er eine Kopfbewegung nach dem Speisezimmer hin.

Der junge Mann nickte.

Nun erzählte ihm der aufrichtige Baldwin Loisés Geschichte. „Ich kann und will mich nicht verteidigen. Ich bin nicht besser wie alle andern Händler — sehen Sie, das ist hier so gebräuchlich —, und ebensowenig ist sie schlechter als irgend eine andre von diesen Halbblut-Paumotuanerinnen. Wenn ich eine Eingeborene von dieser speziellen Insel heiratete, käme ich nur in heißes Wasser. Ich könnte unmöglich irgend ein bestimmtes Mädchen irgend einem andern vorziehen, ohne daß unter den leitenden Häuptlingen hier sofort die bittersten Feindseligkeiten ausbrechen würden. Sehen Sie, die Sache liegt so: Wenn ich vor zwanzig Jahren, als ich zuerst hierher kam, geheiratet hätte, würde alles in Ordnung sein. Aber das that ich nicht. Jetzt sehe ich ein, daß ich damit einen Fehler beging; ich bin inzwischen alt geworden ... und nun, seitdem die Missionare hier sind, die auch zu meinen Kunden gehören und mit denen ich recht gute Geschäfte mache, nun bin ich doch der Meinung, daß wir weißen Männer, schon aus Rücksicht auf diese geistlichen Herren, unsre Weiber auch wirklich heiraten müssen."

Brice lachte. „Sie meinen eine Trauung, Baldwin, nach dem Ritus der römisch-katholischen Kirche?"

„Das meine ich," stimmte der Händler zu. „Nun habe ich hier meine Loisé, ein kluges, intelligentes, wohlerzogenes Mädchen und — was Geld und Handelsangelegenheiten betrifft, so ehrlich wie das Tageslicht. Könnte ich alter sechzigjähriger, weißköpfiger Narr nun wohl nach Australien gehen und von irgend einem sogenannten guten Mädchen verlangen, daß sie mich heiratet und mit mir hierher zieht? Nein."

Schweigend rauchte er eine Weile und fuhr dann fort:

„Ja, ehrlich und treu ist sie, glaube ich, obgleich das weiße Blut in ihren

Digitized by Google

Adern gerade keine Empfehlung ist. Wenn Sie sich jemals hier auf den Inseln niederlassen sollten, mein Junge, was ja nicht wahrscheinlich ist, lassen Sie sich von mir altem Narren raten, und heiraten Sie kein Halbblut. Entweder nach einheimischem Gebrauch oder ordentlich in der Kirche, womöglich mit 'nem Musikcorps und 'nem Bischof."

Loisé kam zu ihnen auf die Veranda hinaus. „Willst du jetzt den Kaffee nehmen, Tamu?" fragte sie und blieb mit gefalteten Händen vor den Männern stehen.

Der Händler neigte bejahend das Haupt und sah dem Mädchen nach, als seine anmutige Gestalt unhörbaren Schrittes wieder davonglitt.

„Ich denke, ich werde sie heiraten, Brice. Mein Freund, der alte Maristenpriester, ermahnt mich jedesmal, wenn ich mit ihm zusammentreffe. Natürlich sagt er mir noch lange nicht alles, was er mir gerne sagen möchte. Dazu ist der alte Himmelslotse doch zu sehr Gentleman. Aber jedesmal beim Abschiednehmen sagt er: ‚Und bedenken Sie, Monsieur Baldwin — ihr Vater, so schlimm er auch war — er war ein weißer Mann.'"

Schweigend hörte der junge Mann zu.

„Ich glaube nicht, daß ich jemals wieder zum zivilisierten Leben zurückkehren werde — dazu tauge ich nicht mehr. Hier bedeute ich etwas — dort gar nichts. Ich denke also, ich werde dem alten Vater bald den Gefallen thun." Er lachte in seiner heiteren, sorglosen Weise. „Und Sie, mein Junge, Sie sollen mein Brautführer sein. Sehen Sie, für Sie wird das so gut wie gar keinen Unterschied machen. Also, Sohn meines alten Freundes und Schiffskameraden, bekommen Sie doch so ziemlich alles, was ich besitze, wenn ich mal abmarschiere."

Ein sonderbares Gefühl regte sich in dem Herzen des jungen Mannes, während er seinen Dank murmelte. Die Erzählung von der Vergangenheit des Mädchens hatte ihn zu hellem Zorn gegen Loisé entflammt. Er hatte sie für so unschuldig gehalten. Und doch schien die Erklärung des alten Händlers, daß er Loisé zu heiraten beabsichtige, irgend eine unbestimmte Hoffnung vernichtet zu haben, die er bis dahin gehegt hatte. Worauf, das wußte er selber nicht.

In dieser Nacht lag er in Baldwins Veranda auf einer weichen Matte und versuchte zu schlafen. Aber aus den zackigen Wipfeln der Palmen, die das Haus ringsherum mit Ausnahme der Seeseite umgaben, lächelte ihm beständig ein bleiches Mädchenantlitz entgegen mit sternengleichen Augen und rubinroten Lippen. In den fernen, ewig wechselnden Kadenzen der rauschenden Brandung glaubte er die süße Melodie ihrer Stimme zu hören. Aus der leuchtenden Klarheit des sternenfunkelnden Himmels blickten ihre strahlenden, liebeverheißenden Augen in die seinen. Ueberall, wohin er sah, verfolgte ihn Loisés Gesicht.

„Verdammt!" Er sprang empor von seinem Lager, öffnete die Pforte und ging hinaus an den weißschimmernden, vom Sternenlicht beschienenen Strand. „Was zum Teufel fehlt mir eigentlich? Ich muß entschieden betrunken sein — von den zwei oder drei Gläschen Whisky ... Welch himmlisch schöne Nacht! ... Was für ein famoser Kerl ist der alte Baldwin doch! ... Und was bin ich eigentlich, daß ich

immerfort nur an sie denke? Entweder ein infamer Schurke oder ein Narr, oder eine miserable Mischung von beiden!"

Ein paar Tage vergingen, und zweierlei hatte sich ereignet. Baldwin hatte Loisé geheiratet, und Brice hatte sich ebenso sterblich in die junge Frau verliebt, wie sie in ihn. Und doch war noch kein Wort von Liebe zwischen ihnen gefallen. Er schwieg, weil er sich aufrichtig schämte, solche verräterische Gedanken gegen den alten Mann zu hegen, — sie, weil sie ihre Zeit abwarten wollte.

Eines Tages nahm er eine Einladung des alten französischen Priesters an, ihn auf der „Mission" zu besuchen. Ohne ein Wort zu sagen, entfernte er sich früh morgens, und dann schrieb er an Baldwin.

‚Zehn Meilen ist weit genug vom Schuß,' dachte er. ‚In acht Tagen werde ich hoffentlich darüber weggekommen sein. Dann gehe ich zurück, und die Narrheit hat ein Ende.'

Der Priester, dem der junge Mann gefiel, machte ihm den Aufenthalt auf der Mission in seiner einfachen gastfreundlichen Art so angenehm wie möglich. Am Abend des dritten Tages, als sie in dem Missionsgarten auf- und abgingen, sahen sie Baldwins Boot auf den Strand zusegeln.

„Sieh da," sagte der Priester lächelnd, „Monsieur Baldwin will Sie holen, und Loisé kommt mit ihm. Sie werden mich also wohl verlassen müssen; aber hoffentlich kommen Sie bald wieder, nicht wahr?" Und er drückte herzlich die Hand des jungen Engländers.

Die stämmige Gestalt des alten Händlers kam durch den Garten auf sie zu. Loisé folgte nach einheimischem Gebrauch seinen Schritten.

Baldwin versuchte, den Tyrannen zu spielen, indem er die buschigen weißen Augenbrauen drohend zusammenzog und Brice in das Boot beorderte. Dann sagte er, dem Priester die Hand reichend: „Ich muß ihn mit nach Hause nehmen, Vater. Morgen früh segelt der ‚Malolo', und heute abend kommt der Kapitän zu mir zu Tisch, um Abschied zu nehmen. Sie wissen ja, Vater, bei solchen Gelegenheiten thue ich dummer alter Kerl leicht des Guten etwas zu viel. Deshalb soll Mister Brice auf mich aufpassen."

Der hochgewachsene, dünne alte Priester drohte dem Händler mit dem erhobenen Zeigefinger und schüttelte den Kopf; dann lächelte er.

„O, Monsieur Baldwin, ich befürchte sehr, daß ich es niemals werde begreiflich machen Ihnen, daß zu viel von dem Whisky ist sehr schlimm für den Kopf."

Nach einem Glase Wein sagten sie dem guten Vater Lebewohl, und dann hißten sie das Segel und hielten hinüber nach Nikitea. Die Sonne war gesunken, und leise stahl sich die Landbrise von den Bergen herab und beschleunigte die Fahrt des Bootes. Baldwin war jovial wie immer und plauderte und lachte mit lauter Stimme, während Brice still und bedrückten Gemüts dasaß.

Nach einer guten Stunde hatte das Boot den vor Anker liegenden Schoner erreicht, und Baldwin segelte es bis dicht unter das Heck. Ueber der Reling lehnte der in seine Pyjamas (Schlafanzug, bestehend aus weiten Beinkleidern und loser Jacke) gekleidete Kapitän und rauchte eine Zigarre.

Digitized by Google

„Na, Harding,“ schrie der Alte hinauf. „Vergessen Sie nicht, zur Zeit zu kommen; Punkt acht Uhr!“

„Machen Sie nicht so 'nen Heidenrabau, Sie alter Areviteufel!“ rief Harding. „Kommen Sie lieber an Bord und schreiben Ihre Ordre aus. Sonst bekommen Sie nächste Reise keine Waren. So, Sie wollen die Ordre an Land schreiben? Nein, alter Freund, daraus wird nichts. Ich kenne Sie doch hinlänglich, Sie vergeßliches, leichtsinniges altes Huhn. Kommen Sie nur längsseit; in einer halben Stunde setze ich Sie selber an Land.“

„Donnerwetter, die Ordre darf ich nicht vergessen!“ Und Baldwin, der wohl einsah, daß er, augenblicklich wenigstens, den Kapitän nicht bewegen konnte, mit ihm an Land zu kommen, legte das Boot längsseit des Schoners und stieg an Bord. „Segeln Sie los, Brice. Ich komme bald nach. Gieb ihm etwas Whisky oder Bier oder sonst was zu trinken, Loisé, sobald ihr nach Hause kommt. Er muß aufgeheitert werden; sieht ja ganz melancholisch aus.“

Das Boot stieß ab, und Brice kam nach hinten, um zu steuern. Indem er seine Hand auf die Ruderpinne legte, berührte er die Loisés. Sie rückte zur Seite, um ihm Platz zu machen, und er hörte sie seinen Namen flüstern, und trotz der Dunkelheit konnte er sehen, daß ein glückseliges Lächeln um ihre Lippen spielte.

Schweigend, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, saßen sie da, bis das Boot landete.

*

Eben hatte Brice sich durch eine Waschung erfrischt, da hörte er leise Schritte in dem großen Zimmer, das neben dem seinigen lag. Bald darauf trat er ein; dort, neben dem Tisch, stand sie und drehte die Lampe höher, so daß ihr Licht unter dem roten Seidenschirm heller aufleuchtete. Dann erhob sie ihr Antlitz und blickte ihn an. Etwas Strahlendes, merkwürdig Erwartungsvolles lag in ihrem Blick und verursachte ihm wildes Herzklopfen. Dann dachte er an ihren Gatten — seinen Freund.

„Vermutlich wird Tom bald hier sein,“ begann er unruhig, als sie zu ihm kam und ihre Hand auf seinen Arm legte. Die träumerischen Augen erstrahlten jetzt in ihrem ganzen Feuer; sie atmete kurz und schnell. Unter dem weißen Musselingewand hob und senkte sich der schwellende Busen.

„Warum bist du fortgegangen?“ fragte sie, und ihre Stimme, obgleich kaum lauter als ein Hauch, bebte vor innerer Bewegung.

Er versuchte ihren Blicken auszuweichen; er zitterte selber und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Ach,“ fuhr sie fort, „antworte mir, sprich zu mir. Warum sagst du mir kein Wort? Im Boot glaubte ich zu sehen, daß deine Augen die meinigen suchten.“ Dann, als er noch immer steif und still dastand, brach sie in wilder Leidenschaft los: „Brice, Brice, ich liebe dich, ich liebe dich! Und du — du verachtest mich!“

Er wollte sie beruhigen.

Ihre Stimme wurde wieder leiser. „O ja, ich weiß, daß du mich verachtest, oder wie könntest du sonst von mir gehen, ohne mir ein Wort zu sagen? Baldwin

Digitized by Google

hat dir — etwas — von mir — erzählt. Es ist ja wahr — alles wahr, und ich bin ein schlechtes Mädchen — kein Weib könnte schlechter sein — und deshalb verachtest du mich."

Sie ließ seinen Arm los, ging an das Fenster und weinte leidenschaftlich.

Er ging ihr nach und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Höre, Loisé, es thut mir sehr, sehr leid, daß ich jemals in dem ‚Malolo' hierhergekommen bin" — das zitternde Mädchen zuckte zusammen bei diesen Worten —, „denn auch ich liebe dich, Loisé, aber — dein Gatte war der älteste Freund meines Vaters und ist auch der meinige."

Es war ihm jetzt gefährlich nahe, das reizende, ovale, thränennasse Antlitz. Auch er hatte jugendliches Blut in seinen Adern, das sich in seiner ganzen überschäumenden Tollheit zu regen begann.

„Was geht das mich an?" flüsterte sie. „Ich liebe dich."

Brice ballte die Fäuste, und dann machte er einen verhängnisvollen Fehler. Er wollte tugendhaft und zärtlich zugleich sein.

„Aber, Loisé, du weißt doch so gut wie ich, daß es bei uns Engländern für eine Niederträchtigkeit gilt, wenn ein Mann das Weib seines Freundes liebt und —"

Wieder das sanfte Geflüster: „Was geht das mich und was geht es dich an? Du sagst, du liebst mich. Und hier sind wir nicht unter Engländern. Ich habe das Herz meiner Mutter, — kein kaltes englisches Herz."

„Loisé, Baldwin ist mein Freund. Er betrachtet mich als seinen Sohn und vertraut mir — auch dir vertraut er ... Ich könnte ihm nie wieder frei ins Gesicht sehen ... Wenn es irgend ein andrer Mann wäre oder wenn, wenn —"

Sie erhob ihr Gesicht von seiner Schulter. „Dann hast du mich also belogen. Du liebst mich nicht!"

Das ließ ihn alles vergessen. „Ich — dich nicht lieben? Bei Gott! Ich liebe dich so wahnsinnig, daß, wenn du irgend eines andern Mannes Weib wärest —" Er sah ihr starr in die Augen, und dann versuchte er mit sanfter Gewalt, ihre Arme von seinem Nacken zu lösen.

Jetzt wußte sie, daß er der Stärkere von ihnen beiden war; aber sie wollte noch mehr hören.

„Brice, mein teurer Brice" — sie zog sein Haupt zu sich herab bis dicht an ihre Lippen —, „wenn Baldwin stürbe, würdest du mich dann heiraten?"

Die sanft gemurmelten Worte trafen ihn wie ein Schuß. Fest hielt sie ihn mit ihren weichen Armen umschlungen und suchte in seinem Gesicht zu lesen.

Er küßte ihre Lippen. „Ich würde dich heiraten und nie wieder in die sogenannte Welt zurückkehren," antwortete er im blinden Taumel der Leidenschaft.

Er fühlte einen langen, heißen Kuß auf seinen Lippen brennen. Dann war sie fort, und Brice, mit wild schlagendem Herzen, nahm seinen Hut und ging hinaus an den Strand. Er brachte es nicht fertig, in diesem Augenblick dem alten Baldwin gegenüberzutreten. Ein Liebesverhältnis mit dem Weibe eines andern Mannes war ihm sonst gar nicht so ungeheuerlich vorgekommen. Jetzt aber war er sich wohl bewußt, daß er handeln würde wie ein erbärmlicher Schurke, wenn er

Digitized by Google

seinen vertrauensvollen alten Freund betrügen wollte mit diesem leichtsinnigen Halbblutmädchen mit den purpurnen Lippen und den leuchtenden Augen.

Der von alters her im Geschäftsleben auf den Südsee-Inseln geltenden Tradition gemäß verfuhren auch Baldwin und der Kapitän des „Malolo". Beide betranken sich gründlich an diesem Abend. Brice fürchtete, die Herrschaft über sich selbst zu verlieren, und suchte eine Gelegenheit, um die Nacht außerhalb des Hauses zuzubringen. Um Mitternacht setzte er den Kapitän in Baldwins Boot an Bord und blieb, der Einladung des Steuermanns folgend, auf dem Schoner zum Frühstück.

Bei Tagesanbruch brachte der Steuermann den „Malolo" unter Segel, während der Kapitän mit den obligaten Kopfschmerzen in seiner Koje saß und die Gastfreundschaft des alten Händlers verwünschte.

Sobald der Schoner das Riff passiert hatte, sagte Brice Lebewohl, ließ sein Boot längsseit holen und nach dem Lande zurückrudern.

‚Ich muß sehen, von hier fortzukommen,' dachte er, als das Boot auf der letzten Woge der Ozeandünung um die Ecke der Einfahrt getragen wurde. ‚Ich kann unmöglich einen Tag nach dem andern und einen Monat nach dem andern mit ihr unter demselben Dach leben, ohne verrückt zu werden. Aber wo zum Kuckuck soll ich die fünf Monate bleiben, bis der Schoner wiederkommt? Da ist allerdings die Mission; aber das ist zu nahe. In spätestens acht Tagen würde mich der Alte wieder zurückholen.'

Plötzlich erscholl vom Dorfe her ein sonderbarer, unheimlich klingender Schrei über das Wasser, ein Schrei, so trauervoll und schaurig zugleich, daß dem Hörer das Blut in den Adern erstarrte.

Die vier rudernden Insulaner blieben im selben Augenblick auf den Riemen liegen und wandten mit offenbarer Besorgnis ihre erschreckten Gesichter dem Lande zu.

„Was giebt's, Jungens?" fragte Brice auf englisch.

Ehe noch jemand antworten konnte, ertönte der langgezogene laute Klageschrei von neuem.

„Ein Mann stirbt," sagte der am Schlagriemen sitzende Eingeborene, der einzige, der englisch verstand.

Den Blicken der Bootsmannschaft folgend, bemerkte Brice, daß eine große Menschenmenge sich vor dem weißen Staketenzaun versammelt hatte, der Baldwins Haus umgab. Die meisten hatten sich auf dem Erdboden niedergekauert.

„Vorwärts, Jungens!" befahl der junge Mann. Irgend etwas Furchtbares mußte hier geschehen sein. Fünf Minuten später lief das Boot auf den sandigen Strand, und Brice sprang heraus.

Maturei allein erhob sich aus der ganzen schweigenden, vor dem Hause sitzenden Menge und ging ihm entgegen.

„O weißer Mann, Tamu ist tot!"

Wie gelähmt vor Schreck stand er ein paar Augenblicke starr und bewegungslos. Dann brach der lange, heulende Trauerschrei aus tausend Kehlen wieder los und erweckte ihn aus seiner Betäubung. Hastigen Schrittes öffnete er die Pforte und ging hinein.

An der Thür kam ihm Loisé entgegen, mit weißem Gesicht und zitternd am ganzen Körper. Sie versuchte zu sprechen, aber nur hohle, unartikulierte Laute drangen über ihre Lippen. Sie setzte sich auf ein Bambussofa nieder und verhüllte ihr Gesicht mit ihrem Kleide, wie die Insulaner in der Gegenwart des Todes zu thun pflegen.

Die Thür zu Baldwins Schlafzimmer öffnete sich, und heraus kam der alte, weißhaarige Priester. Teilnehmend legte er seine Hand auf den Arm des jungen Mannes und zog ihn beiseite.

Mit wenigen Worten war alles erzählt. Eine Stunde vor Tagesanbruch etwa hatten Loisé und der Knabe Maturei das röchelnde Atmen des Alten gehört, und ehe sie ihn aufrichten und in eine sitzende Stellung bringen konnten, hatte er bereits seinen letzten Atemzug gethan.

Herzschlag sei es gewesen, meinte der gute Vater. Und er war immer ein so sorgloser, unvorsichtiger Mann gewesen, der Monsieur Baldwin. Mit Thränen in den Augen erzählte dann der Priester von den alten Zeiten, wie Baldwin zuerst so gethan habe, als ob er sich über die Bemühungen der Missionare lustig mache. Und doch sei er stets ihr bester und treuester Freund gewesen.

„Und jetzt ist er tot, Monsieur Brice. Und wenn ich nur etwas früher gekommen wäre, hätte ich ihm noch die Augen zudrücken können. Ich kam in meinem Boot vorüber und wollte gerade die Briefe von der Mission auf den ‚Malolo‘ bringen. Da hörte ich den Tagi (Totenklageschrei) der Leute hier und kam eilig an Land. Eben erst war er von hinnen geschieden.“

In seiner Trauer freute der junge Mann sich der Anwesenheit des alten Priesters. Beide zusammen gingen sie in das Schlafzimmer des Händlers. Dort auf dem Bett lag langausgestreckt die stille Gestalt des alten Baldwin. Eine Weile blieben sie mit gefalteten Händen daneben stehen.

Als sie wieder in das Vorderzimmer traten, war Loisé verschwunden.

„Sie hatte Furcht, in dem Hause des Todes zu bleiben,“ sagte Maturei, „und ist nach Vehaga (ein acht Meilen von Rikitea entferntes Dorf) gegangen, und dieses sind ihre Worte zu dem Vater und zu dem Freunde Tamus: ‚Nichts habe ich genommen aus dem Hause Tamus, und nichts will ich haben,‘ und dann ging sie von hinnen.“

Der alte Priester nickte verständnisvoll.

„Das ist das eingeborene Blut, Monsieur Brice. Sie müssen, bitte, das Mädchen nicht falsch beurteilen. Sie that das nur, weil sie weiß, daß die öffentliche Meinung hier im Dorf ihr nicht günstig ist. Auf dieser Insel ist sie eine Fremde, und von den Einheimischen wurde ihre Heirat mit meinem alten Freunde nicht gern gesehen. Herzlos und undankbar ist sie nicht. Es ist nur ihre Art, diesen Insulanern zu zeigen, daß sie durch Baldwins Tod keine Vorteile haben, daß sie keine Erbansprüche machen will. Später werden wir sie holen lassen.“

Kurze Zeit nach Baldwins Begräbnis waren seine Nachlaßangelegenheiten geordnet, und im Beisein des Priesters und eines seiner Kollegen von der Mission fand die Testamentseröffnung statt. Brice erhielt etwa zwei- bis dreitausend Dollars und

ebensoviel in Waren. Das Haus in Nikitea nebst tausend Dollars war für Loisé bestimmt.

Der junge Mann war entschlossen, die Insel zu verlassen, sobald der „Malolo" wieder ankommen würde. Er bat die frommen Väter, sie möchten nach Vehaga schicken und Loisé benachrichtigen lassen, daß er nur ihre Ankunft erwarte, um ihr das Haus zu übergeben. Dann würde er mit Freuden die gütige Einladung der Väter annehmen und als ihr Gast auf der Mission bleiben, bis der Schoner zurückkehrte.

Die tiefe Erschütterung, die ihm der plötzliche Tod seines alten Freundes verursacht hatte, schien ihn von seiner Leidenschaft so ziemlich geheilt zu haben. Jetzt hielt er sich für stark genug; er würde sich nicht wieder hinreißen lassen.

*

Aber ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern verging, und keine Botschaft kam von Vehaga. Endlich, eines Abends — er stand gerade über den Zaun des Gartens gelehnt und bewunderte das farbenprächtige Schauspiel der im Meere versinkenden Sonne —, da kam Maturei über die glatte Wasserfläche des Hafens dahergerudert. Der Knabe zog sein Kanoe auf den Strand und näherte sich dem weißen Manne.

„Sieh," sagte er, „dieses sendet dir Loisé."

Er entrollte ein Paket von breiten, getrockneten Palmblättern, nahm ein dickes Halsband von süßduftenden Kurahiniblüten heraus und legte es in Brices Hand.

Er kannte die Bedeutung der Gabe; es war das Geschenk eines liebenden Weibes an den Mann ihres Herzens.

Er atmete den Duft der Blumen ein, und im Augenblick stand auch wieder das schöne Gesicht des Mädchens vor seinem geistigen Auge. Von kurzer Dauer nur war der Kampf in seiner Seele. Dann vergaß er alles, seine Aussichten für die Zukunft in der großen Welt da draußen, seine Heimat, seine Freunde. Das Halbblutmädchen hatte das Spiel gewonnen.

Langsam erhob er den Kranz und hing ihn sich um den Hals.

Am folgenden Morgen kam sie. Er eilte ihr entgegen und zog sie an sich, schaute ihr in die Augen und küßte sie. Ihre Lippen bebten ein wenig, und dann senkten sich ihre langen Wimpern, und er fühlte das Zittern ihres schlanken Leibes.

„Loisé," sagte er, „willst du mein Weib sein?"

Schüchtern schaute sie zu ihm auf.

„Würdest du mich denn heiraten?"

Er wurde dunkelrot. „Ja, natürlich. Du warst doch auch *sein* angetrautes Weib. Das kann ich nicht vergessen."

Fünf oder sechs Jahre lebten sie sehr glücklich miteinander dort unten in Nikitea. Ein Kind wurde ihnen geboren — ein Mädchen mit einem Gesicht so schön wie das der Mutter.

Dann kam eine todbringende Epidemie, eine den Bewohnern von Nikitea unbekannte Krankheit, und ging über die Paumotugruppe dahin, von Pitcairn bis

Digitized by Google

nach Marutea. Und durch jedes Dorf, über jedes palmenumkränzte Atoll schritt der Tod, und die braunen Menschen erkrankten und zitterten unter ihren Matten im Fieberfrost und starben dahin. Von einer Insel zur andern flog die Plage, vom Hauch des Passatwindes weitergetragen, und hinter sich unter den Kokospalmen ließ sie leere, verödete Hütten. Mancher Walfischfänger, der nach der südamerikanischen Küste zurückkreuzte, segelte dicht unter Land und wartete auf die mit Früchten und Gemüsen beladenen Kanoes. Aber es kam kein einziges. Denn seit Monaten schon waren die auf dem Strande liegenden Kanoes auseinandergeborsten und zu Zunder verbrannt unter den glühenden Strahlen der tropischen Sonne, und ihre Besitzer lagen tot in ihren palmblattgedeckten Hütten. Denn wie konnten wohl die Toten die Toten begraben?

Auch nach Rikitea kam es, und Harry Brice und die Priester von der Mission gingen von Dorf zu Dorf und versuchten mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, der tödlichen Seuche Herr zu werden. Sein kleines Mädchen hatte Brice bereits verloren, und dann wurde Loisé von der Krankheit gepackt, und nach ein paar Tagen schon sah er auch auf ihrem Antlitz den Stempel des Todes.

Nachts saß er und wachte an ihrem Lager, und während das Fieber sie in seinen grausamen Krallen hielt, lauschte er ihren wilden Phantasien. Da hörte er sie etwas sagen, das ihm das Herzblut stocken machte. Zuerst dachte er, es seien nur Einbildungen ihres geschwächten fiebernden Gehirns. Aber im Laufe der Nacht hörte er so viel, daß ihm kein Zweifel mehr blieb.

Als das Tagesgestirn seine ersten rot und goldenen Strahlenbüschel durch die stattlichen Palmenwipfel sandte, erwachte sie aus einem unruhigen, qualvollen Schlummer und öffnete die Augen, um sie auf die verstörten Züge ihres Gatten zu heften.

„Loisé,“ flüsterte er mit erstickter Stimme, „sage mir um Gottes willen die Wahrheit über Baldwins Tod. Hast du ihn getötet?“

Mit ihren dünnen, abgezehrten Händen bedeckte sie ihre dunkeln, brennenden Augen, und Brice sah, wie ihr die Thränen über die Wangen strömten und ihr Kissen benetzten.

Dann antwortete sie:

„Ja, ich tötete ihn. Denn ich liebte dich, und in jener Nacht war ich toll!“

*

„Geh nicht von mir, Harry,“ bat sie, und ihr Atem kam in harten, keuchenden Zügen. „Lasse mich nicht allein sterben ... Bald werde ich ja tot sein; komm näher heran zu mir. Ich will dir alles erzählen.“

Er kniete neben ihrem Lager nieder und hörte zu. Sie erzählte ihm alles in wenigen Worten. Als Baldwin in seinem trunkenen Schlaf lag, hatte sie und Maturei ihm mit einer jener langen, dünnen, stählernen Nadeln, die von den Eingeborenen zum Anfertigen ihrer Matten gebraucht werden, das Herz durchbohrt. Es war kein Blut zu sehen am nächsten Morgen; dazu war Maturei zu schlau.

Brice raffte sich auf; er taumelte. Er wollte das Weib verfluchen. Schon

Digitized by Google

bedeckte die Blässe des Todes ihre Lippen, die sich jetzt noch einmal bewegten und murmelten: „Ich that es, weil ich dich liebte, Harry."

Die Sonne stand bereits über den Wipfeln der Kokospalmen, als die Pforte sich öffnete und der alte, weißhaarige Priester eintrat. Sanft legte er seine Hand auf die Schulter des Mannes, der noch immer in sich zusammengesunken dasaß und das Gesicht mit den Händen bedeckt hatte.

„Wie geht es Ihrer Gattin, lieber Freund?"

Langsam erhob Brice sein Antlitz, und seine Stimme klang wie ein Schluchzen.

„Sie ist tot — Gott sei Dank!"

Leisen Schrittes ging der alte Mann in das hintere Zimmer, und — Loisés kalte Hände sanft in seine eignen nehmend, faltete er sie zusammen. Und auf den Busen der Toten legte er das Sinnbild des Erlösers.



Rückblick auf mein Leben.

Vom

Wirklichen Geheimen Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner.**

Einleitung.

Das Leben hatte den Wirklichen Geheimen Rat Justus v. Gruner mit einer ganzen Anzahl hervorragender Personen zusammengeführt und ihn an manchen interessanten Perioden in solchen Stellungen teilnehmen lassen, welche ihm eine nähere Kenntnis der Personen und Sachen verschafft. Kein Wunder, wenn ihm daher von den verschiedensten Seiten der Wunsch ausgesprochen wurde, er möge doch seine Memoiren schreiben. In der That entschloß sich Gruner denn auch Ende der siebziger Jahre dazu, seine Erlebnisse schriftlich zu fixieren. Leider hört seine Erzählung schon bei dem Jahre 1870 auf. Welche Gründe — denn als er an den jetzigen Schluß seiner Darstellung gekommen war, befand er sich noch wohl und frisch — ihn bewogen haben mögen, die angefangene Arbeit nicht weiter fortzusetzen, das entzieht sich völlig unsrer Kenntnis.

Der „Rückblick auf mein Leben", wie Gruner selbst seine Darstellung nennt, liegt in zwei verschiedenen Ausfertigungen vor. Sie mußten zuerst zu einem Ganzen verarbeitet und dies dann druckfertig gemacht werden. Das so entstandene Manuskript wird im folgenden der Oeffentlichkeit übergeben.

I.

Kinder, Studentenzeit und Jahre der Vorbereitung.

Als zu Anfang des Jahres 1807 mein Vater, der später so bekannt gewordene Justus Gruner, aus Posen, wo er nur wenige Monate als Kammer-

Digitized by Google

direktor gewirkt und dann kurze Zeit der Kaiserlich Königlich polnischen Finanzkammer angehört hatte, sich nach Königsberg begab, um sich den dort weilenden höchsten Staatsbehörden zur Disposition zu stellen, blieb seine Frau mit einer seiner Schwestern, die bei ihnen zu Besuch war, in Posen zurück. Erst später folgte sie der Einladung einer Berliner Freundin, bei ihr in Berlin zu wohnen. Die Reise von Posen nach Berlin, welche sich unauslöschlich in das Gedächtnis meiner Mutter eingeprägt hatte, war mit außerordentlichen, durch die Witterung und schlechte Wege hervorgerufenen Schwierigkeiten verbunden, zu denen sich noch Angst und Sorge gesellten. Der jüngste Bruder meiner Mutter nämlich war als preußischer Offizier bei dem früher in Magdeburg stehenden Regiment von Tauenzien bei der Uebergabe dieser Festung in französische Gefangenschaft geraten und dann, wie auch die andern Offiziere der Besatzung, auf Ehrenwort, nicht wieder in diesem Kriege gegen Frankreich zu dienen, freigelassen worden. Später wurde diesen so entlassenen preußischen Offizieren auch noch verboten, über die Oder zu gehen. Trotzdem hatte sich dieser Bruder meiner Mutter, mit einem Passe als Viehhändler versehen, nach Posen begeben, um seine Schwester und ihre Schwägerin durch die ihnen entgegenkommenden französischen Truppen nach Berlin zu begleiten. Teils auf dem Bocke, wenn Militär ihnen begegnete, teils im Wagen sitzend, brachte er beide Damen wohlbehalten nach Berlin. Hier nun wohnte meine Mutter bei einem Fräulein v. Steinmetz, welche die Schwester des Gouverneurs des Kadettenhauses und Tante des späteren Feldmarschalls v. Steinmetz war und den Haushalt sowie die Erziehung der Kinder ihres Bruders leitete.

Am 2. April 1807 erblickte ich in dieser Wohnung im Kadettenhause das Licht der Welt. Mein Vater lernte mich erst kennen, als er uns nach Treptow an der Rega kommen ließ, wo er seit 1807 als Kammerdirektor einer auf Befehl des Generals v. Blücher provisorisch gebildeten Kriegs- und Domänenkammer vorstand. Im Jahre 1809 siedelte die ganze Familie dann wieder nach Berlin über, wo mein Vater zunächst noch als Kammerdirektor bei der Einführung der Städteordnung thätig war und dann als erster Königlicher Polizeipräsident die Neuorganisation der Berliner Polizei durchführte und dann diese selbst leitete. Im Jahre 1810 begab sich meine Mutter mit ihren beiden Kindern — es war nämlich 1809 noch ein Knabe geboren worden, der aber schon fünfjährig starb — zu ihren Verwandten nach Franken, wo sie die sie völlig überraschende Nachricht von der Trennung ihrer Ehe mit meinem Vater erhielt.

Meine Mutter nahm nun ihren Wohnsitz in Leutershausen, einem kleinen Städtchen etwa dreiviertel Stunden von Ansbach, in welchem ihr ältester Bruder, der Freiherr Karl v. Pöllnitz, die Stellung eines Landrichters bekleidete. Hier verlebte ich meine Kinderjahre und genoß in dieser kleinen Stadt alle die Vorteile, welche das Landleben bietet. Den Unterricht erhielt ich durch einen Hauslehrer, dessen Leistungsfähigkeit die Linie entschiedenster Mittelmäßigkeit allerdings wohl nicht überstieg. Namentlich wurde mir die Orthographie sehr schwer, und mein Vater, der diese meine Schwäche aus meinen Briefen an ihn ersah, soll,

Digitized by Google

wie mir sein damaliger Legationssekretär Sixt v. Armin [1]) später oft erzählte, beim Lesen meiner Briefe nicht selten ausgerufen haben: „Aus dem Jungen wird nie etwas Ordentliches werden!“ Oft erinnerte meine Mutter mich später an diese Aeußerung meines Vaters, als ich im Ministerium der sogenannten „Neuen Aera“, eng befreundet mit dem damaligen Minister des Aeußern, Freiherrn v. Schleinitz, als dessen Unterstaatssekretär einen bedeutenden Einfluß namentlich auf den Gang unsrer äußeren Politik übte und gleichzeitig des persönlichen Vertrauens unsers Regentenpaares mich erfreute, in dessen engere und vertraute Kreise ich gezogen wurde.

Als ich zwölf Jahre alt war, sah meine Mutter die Notwendigkeit ein, mich ein Gymnasium besuchen zu lassen, und sie siedelte zu diesem Zwecke nach dem benachbarten Ansbach über, dessen Gymnasium sich damals eines sehr vorteilhaften Rufes erfreute. Im Winter 1819/20 kam ich auf die Schule, und in demselben Winter (am 8. Februar 1820) starb mein Vater in Wiesbaden, wohin er sich von Bern zur Kur begeben hatte. Seit meinem vierten Jahre hatte ich ihn nicht mehr gesehen, und wenn auch mehrfach die Rede gewesen war, daß ich ihn in Bern, wo er seit dem Jahre 1816 als preußischer Gesandter lebte, besuchen sollte, so hatten doch äußere Umstände die Ausführung dieses Gedankens jedesmal verhindert. Sein Name aber und das Andenken an seine erfolgreiche patriotische Thätigkeit während der Franzosenzeit haben mich auf meinem Lebenswege wesentlich gefördert, als ich nach Absolvierung des Gymnasiums nach Preußen zurückkehrte und später in den preußischen Staatsdienst eintrat.

Nach meiner Aufnahme in das Ansbacher Gymnasium fand sich bald, daß ich in den alten Sprachen ziemlich schwache Kenntnisse besaß und daher die Klasse, in welche ich gekommen war, repetieren mußte. Dieser Umstand regte mein Ehrgefühl dergestalt an, daß ich in der nächsten Zeit mit der äußersten Anstrengung arbeitete, den ersten Platz errang und während meiner ganzen übrigen Gymnasialzeit mich in den ersten Reihen erhielt. Was meine wissenschaftliche Ausbildung anbelangte, so förderte mich am meisten der Unterricht, den uns unser ausgezeichneter Direktor Bonhart in Geschichte und Religion erteilte; meine Charakterbildung dagegen gewann vorzüglich durch die Stellung, welche ich während der letzten fünf Jahre meiner Gymnasialzeit inmitten der Turngemeinde des Gymnasiums einnahm. Es war die Zeit der Demagogenverfolgungen; derjenige Teil der Schüler, welcher von den patriotischen Reminiscenzen der Befreiungskriege erfüllt war, that sich zu einer engeren Vereinigung zusammen, deren äußerer Anhalt der Turnplatz und die Uebungen auf demselben bildeten. Durch patriotische Lieder, durch gemeinsame Lektüre und durch Turnfahrten durch die anmutigen Gegenden Frankens wurde eine Gemeinsamkeit geschaffen, welche

---

[1]) Sixt v. Armin war 1815 Hauptmann und mit Gruner nach Paris gegangen, wo er unter ihm gearbeitet hatte. 1816 wurde Sixt v. Armin der Gesandtschaft in der Schweiz zugewiesen und sehr bald zum Legationssekretär bei derselben ernannt.

Digitized by Google

die Schuljahre weit überdauerte. Ich kann nicht umhin, hier eines Vorfalles zu gedenken, der mir lebhaft im Gedächtnis haften geblieben ist. Auf einer unsrer Turnfahrten waren wir mit Turnern aus andern Städten zusammengetroffen, mit denen wir eine gemeinsame Turnfahrt verabredet hatten. Eines Tages, als wir gerade in ein Städtchen einmarschieren wollten, erschien plötzlich ein Gendarm und fragte uns nach unsern Legitimationspapieren, welche wir natürlich nicht besaßen. Einer der Größeren, der sich bald gefaßt hatte, sah den Gendarm prüfend an und sagte zu ihm: „Wo haben Sie Ihren Tschako? wo Ihr Seitengewehr? Erst ziehen Sie sich dienstmäßig an, und dann fragen Sie wieder.“ Der Gendarm, völlig verblüfft über diese ihm gänzlich unerwartete Antwort, drehte sich stillschweigend um und ging fort. Wir sahen ihn nicht wieder.

Anfangs war unsre Turngemeinde von den Lehrern geduldet, welche uns als ihre besten und zuverlässigsten Schüler betrachteten und mit Vorliebe behandelten. Später aber, etwa um das Jahr 1824, wurde das Turnen in ganz Bayern streng untersagt. Dies konnte uns jedoch nicht hindern, freundschaftlich eng verbunden zu bleiben und die alte Gemeinsamkeit zwei bis drei Jahre hindurch auch ohne äußeren Anhalt lebendig zu erhalten. Endlich mit der Thronbesteigung König Ludwig I. kam eine unserm Turnwesen freundliche Richtung zur Herrschaft. Jetzt wurde das Turnen freigegeben, aber man suchte dasselbe mehr und mehr des Charakters einer Vereinigung zu entkleiden und es allmählich in einen Lehrgegenstand umzuwandeln. Wie lebendig der Geist der Gemeinschaft gewesen war, der uns zur Zeit der Verfolgung zusammengehalten hatte, mag der Umstand beweisen, daß einer meiner Mitschüler, der anfangs unsrer Turnverbindung angehörte, beim Beginn der Verfolgung aber sich von derselben zurückgezogen hatte, drei Jahre hindurch mein direkter Nachbar in der Klasse blieb, ohne daß ich, indigniert, wie ich über diesen Abfall war, während dieser ganzen Zeit auch nur ein einziges Wort mit ihm gewechselt hätte. Es war diese meine Stellung als Führer der Ansbachschen Turnerschaft mir eine lehrreiche Schule für die Parteiverhältnisse des späteren Mannesalters, und wenn es mir in diesem gelang, nicht selten in wichtigen Fragen einen nicht unbedeutenden Einfluß auf meine Parteigenossen zu üben, so verdanke ich dies wohl vorzugsweise der Festigkeit meines politischen Charakters und der Unerschütterlichkeit meiner politischen Grundsätze, zu welcher ich auf diese Weise in der Jugend und in den Kämpfen des Jünglingsalters den Grund gelegt hatte.

Anfang September 1827 verließ ich das Gymnasium und mußte nun meine Mutter verlassen, um eine Universität zu beziehen. Noch steht der Morgen lebhaft vor meiner Seele, welcher meiner Abreise zur Universität nach Berlin voranging. Meine Mutter, innerlich tief ergriffen von der Wehmut des Scheidens von ihrem einzigen Kinde, aber vermöge ihres energischen und selbstlosen Charakters diese Gefühle zurückdrängend, ich in kurzen Zwischenräumen immer wieder hinausgerufen, um von Freunden und Turnbrüdern, die außerordentlich an mir hingen, vielleicht fürs Leben Abschied zu nehmen, und endlich ein alter, langjähriger Freund meiner Eltern, der, auf der Durchreise durch Ansbach begriffen, plötzlich

bei uns erschien, um mir Warnungen und Ratschläge für meinen bevorstehenden Aufenthalt in Berlin zu erteilen. Dies alles steht so lebendig vor meiner Seele, als ob es sich vor einigen Wochen ereignet hätte. Charakteristisch für die damaligen Zustände war es, daß der Kern der Warnungen des Freundes meiner Eltern, der seinerseits direkt aus Berlin kam und also den frischesten Eindruck von dort mitbrachte, darin bestand, daß ich mich ja nicht bei dem Minister des Unterrichts, dem Freiherrn v. Altenstein, einem alten Bekannten meiner Eltern, im deutschen Rock präsentieren und alles vermeiden solle, was mich als einen Anhänger und Zugehörigen der als verdächtig betrachteten deutschen burschenschaftlichen Richtung kennzeichnen könnte. Mein wohlmeinender Warner war bis dahin Oberstabsarzt im Gardecorps gewesen und hatte während der Franzosenzeit den General v. Blücher von einer schweren und langwierigen Krankheit geheilt. Er befand sich also in der Lage, sehr wohl über die Berliner Zustände, welche nach dieser Seite hin wahrhaft klägliche waren, ein zutreffendes Urteil zu fällen.

Ich trat die Reise in die mir fremd gewordene Heimat mit all der Zuversicht an, welche die Jugend beseelt. Meine Reise war nach den damaligen Verhältnissen eine sehr rasche. Die Personenpost brachte mich um Mitternacht am letzten September nach Nürnberg, wo ich in dem von der Erlanger Studentenschaft gewöhnlich besuchten Gasthofe „Zum Mondschein“ abstieg, um am andern Mittag mit der „Schnellpost“ weiterzureisen. Diese Schnellpost, von dem damaligen preußischen Generalpostmeister Nagler eingerichtet, galt zu jener Zeit für das Außerordentlichste, was an Raschheit geleistet werden konnte. Gleichwohl erforderte sie drei Tage und drei Nächte, um ihre Passagiere von Nürnberg nach Berlin zu bringen, wobei allerdings zu bemerken ist, daß in dieser Zeit sechs Stunden Aufenthalt in Leipzig inbegriffen sind.

In Berlin, wo ich am 3. Oktober 1827 eintraf, traten eine Fülle neuer Eindrücke an mich heran. Zunächst die ausgezeichneten Lehrer an der Universität, bei denen ich Kollegia hörte, unter ihnen namentlich der Philosoph Hegel und der Jurist Gans; dann die verschiedenen Häuser, die früher mit meinen Eltern in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatten, und endlich die ausgezeichneten Männer, welche in gemeinsamer politischer Richtung und Thätigkeit mit meinem Vater bis an dessen Ende lebhaften Verkehr aufrecht erhalten hatten, namentlich der Feldmarschall Graf Gneisenau, der Geheime Staatsrat v. Stägemann und der damalige Geheime Legationsrat Eichhorn. Dies alles mußte mich um so mannigfacher anregen, als ich gleichzeitig auch mein Dienstjahr als Freiwilliger in dem Garde-Schützenbataillon abdiente. Die Aufnahme, welche ich sowohl in dem Stägemannschen als auch in dem Eichhornschen Hause fand, war für meine Zukunft von bedeutsamen Folgen. Durch die freundliche Gesinnung Eichhorns wurde mir später der Eintritt in das Auswärtige Amt erleichtert, und in dem Stägemannschen Hause, welches einen Mittelpunkt für die geistreiche Gesellschaft Berlins bildete, lernte ich diese kennen.

Die nächste und innigste Aufnahme jedoch fand ich in dem Hause meiner

Tante Johanna, der jüngsten Schwester meines Vaters, welche an den Banquier v. Halle verheiratet war und in sehr günstigen äußeren Verhältnissen schon seit einer Reihe von Jahren lebte. Mit der Tochter meiner Tante wurden meine beiden Stiefschwestern Marie und Bertha[1]) erzogen, welche mein Onkel, der ihr Vormund war, nach dem Tode ihrer Mutter im Jahre 1826 in sein Haus aufgenommen hatte. In diesem Verwandtenkreise und den damit zusammenhängenden Familien verkehrte ich viel, und während ich, sofern mein Militärdienst mich nicht anderweit in Anspruch nahm, des Morgens meine Kollegien hörte und dabei in Ansbacher Turnertracht — der kleinen schwarzen, auf das rechte Ohr gedrückten Mütze, dem weißen, herausgeschlagenen Hemdkragen und offener Brust — erschien, verstand ich mich des Abends zu Cylinder, Krawatte und sonstigem Gesellschaftsanzug. Im Halleschen Hause und in den damit zusammenhängenden Familien prävalierte das kaufmännische Element, während in dem Stägemannschen und Eichhornschen Hause das höhere Beamtentum und die gelehrte Welt vorzugsweise vertreten waren. Daneben verkehrte ich noch mit einem Kreise von Erlanger Studenten der Theologie, die sämtlich der burschenschaftlichen Richtung angehörten und die studentischen Erlanger Traditionen auch in Berlin festzuhalten suchten. Rechnet man hierzu die Eindrücke, welche ich in der Kaserne und auf dem Exerzierplatze empfing, so wird man sagen müssen, daß während dieses meines Berliner Aufenthaltes es mir an den mannigfaltigsten Anregungen in keiner Weise fehlte.

Erwähnenswert dürfte übrigens noch das folgende sein. Mein Abgangszeugnis vom Gymnasium in Ansbach erteilte mir „die Erlaubnis zum Uebergang zu dem höheren Kursus der Philosophie auf der Universität oder einem vollständigen Lyceum.“ Dieses Zeugnis wurde in Berlin nicht für ausreichend gehalten, und ich mußte mich infolgedessen hier noch bei der Königlichen wissenschaftlichen Prüfungskommission einer Prüfung unterziehen, welche ich auch glücklich bestand.

Eine Wahrnehmung war es vor allem, welche mich in Erstaunen versetzte. Erst zwölf Jahre waren nach dem zweiten Pariser Frieden verflossen, und ich hatte mir nicht anders gedacht, als daß das öffentliche Interesse noch vollkommen von dem Geiste der Befreiungskriege erfüllt sein würde und müßte. Dies aber erwies sich als ein schwerer Irrtum. Die elendesten Niaiserien beschäftigten die Berliner Salons, und Theater und Musik waren fast ausschließlich im Vordergrund aller Gespräche. Dies wollte meinem von der Richtung der Befreiungskriege und burschenschaftlichen Tendenzen erfüllten Geiste in keiner Weise gefallen, und wenn auch mein mit der Muttermilch eingesogener Enthusiasmus für den preußischen Staat davon unberührt blieb, so verloren doch meine Landsleute einigermaßen in meiner Hochschätzung.

Nachdem ich mein Dienstjahr als Freiwilliger abgedient und die beiden ersten

---

[1]) Marie heiratete den späteren Wirklichen Geheimen Legationsrat v. Bülow und Bertha den späteren General v. Rosenberg-Gruszczynski.

Digitized by Google

Semester meiner Studienzeit hinter mir hatte, verließ ich Berlin, um das Wintersemester in Göttingen zu studieren. Es war hauptsächlich der Wunsch, dort den ausgezeichneten Germanisten Karl Friedrich Eichhorn, den alten Freund meines Vaters, zu hören, von welchem man damals schon sagte, daß er nur noch dieses Wintersemester in Göttingen bleiben und lesen würde. Die Herbstferien verwendete ich zu einer Reise über Hildesheim nach Osnabrück, wo ich jetzt erst meine sechsundsiebzigjährige Großmutter und den dort lebenden Teil der Familie meines Vaters kennen lernte, darunter auch meine Tante Minchen, die früher jahrelang im Hause meiner Eltern gelebt hatte und noch immer mit meiner Mutter im eifrigsten Briefwechsel stand.

Für das Wintersemester in Göttingen hatte ich mir ein ganz bestimmtes Ziel vorgesetzt. Ich wollte nämlich neben den laufenden Kollegien meine Berliner Hefte gründlich durchstudieren, welche ich zwar während meines Studienjahres daselbst immer nachgeschrieben, aber, durch Militärdienst und auch wohl durch gesellschaftliche Verpflichtungen in Anspruch genommen, nicht immer ihrem Inhalte nach mir gehörig angeeignet hatte. Meinen Umgang bildeten in Göttingen vorzugsweise drei Studenten aus Bayern — Baron Weidenbach, Baron Welser und Braun —, unter denen der junge Patrizier aus Augsburg, Weidenbach, welcher Naturwissenschaften studierte, mich am meisten anzog. Ueberhaupt verbrachte ich dieses Wintersemester bei einfachen Lebensgewohnheiten unter fleißigem Studieren. Als das Frühjahr herannahte, galt es für entschieden, daß Karl Friedrich Eichhorn nicht weiter lesen, sondern sich ganz von der akademischen Thätigkeit zurückziehen würde. Damit stand auch für mich fest, daß ich nicht länger in Göttingen bleiben würde. Einstweilen schwankte ich noch über die Universität, welche ich für meine weiteren Studien wählen sollte. Da wollte es der Zufall, daß wir in unserm Lesekränzchen, welches ich mit den drei Bayern und noch zwei andern Studenten jede Woche des Sonnabends hatte, „Das Bild des Kaisers“ von Hauff lasen. Die lebendige Schilderung der Neckargegenden und des bewegten Lebens am Rhein und Neckar machte auf mich einen so tiefen Eindruck, daß ich mich, da auch sonstige Gründe für Heidelberg sprachen, für die Wahl dieser Universität entschied.

Heidelberg besaß damals in seiner juristischen Fakultät hervorragendste Lehrkräfte. Thibaut, Mittermaier und Zachariä bildeten ein Dreigestirn von seltener Auszeichnung. Auch hier hielt ich mich von dem eigentlichen Studentenleben fern und verkehrte vorzugsweise mit einigen Bekannten, indem ich mich darauf beschränkte, bei dem mir zunächststehenden Corps, den Saxoborussen, den Fechtboden zu besuchen. Nachdem ich zwei Semester hinter mir hatte, verließ ich Heidelberg. In irgend einer Weise epochemachend war für mich der dortige Aufenthalt nicht gewesen. Da ich nun nur noch ein Semester zu studieren hatte und in demselben vorschriftsmäßig preußisches Landrecht und preußische Gerichtsordnung hören mußte, so ging ich nach Berlin zurück und bereitete mich dort auf das erste juristische Examen vor, welches ich am 24. August 1830 bestand. Schon am 30. desselben Monats wurde ich zur Arbeit bei dem Stadtgericht einberufen.

Digitized by Google

Der Sommer 1830 hatte ein ganz Europa erschütterndes Ereignis gebracht. Die alten Bourbonen waren gefallen; der Herzog von Orleans, Louis Philipp, hatte sie auf dem Throne von Frankreich ersetzt. Dieser Revolution war eine Reihe andrer gefolgt, welche in ihrer raschen Aufeinanderfolge bewiesen, welche Masse revolutionären Stoffes in der politischen Atmosphäre liege. Bei dem tiefen Interesse, welches ich von meiner Kindheit an den politischen Dingen zugewendet hatte, berührten und beschäftigten mich diese Ereignisse im höchsten Grade. Doch blieb Preußen von denselben äußerlich unberührt, und die Gefahr eines europäischen Krieges, die wegen der belgischen Angelegenheiten ziemlich nahe herangetreten war, zog endlich ebenfalls vorüber.

Als Kind meiner Zeit stand ich natürlich auf der Seite der liberalen Bewegung. Als aber die Wellen derselben allzu hoch schlugen, da entstanden in mir starke Bedenken gegen die Unfehlbarkeit des liberalen Dogmas, und ich ward, wenn auch nicht Anhänger, so doch eifriger Leser des seit der Julirevolution in Berlin erscheinenden politischen Wochenblattes, in welchem eine Menge bedeutender Köpfe (Jarke, Philipps, Radowitz, Matthies) die Sache der Legitimität und des strengen Konservatismus vertraten.

Ich befand mich eben bei meiner Mutter in Ansbach auf Urlaub, als zum erstenmal die Cholera in Berlin im Herbst des Jahres 1831 auftrat, und zwar begleitet von allen Schrecken, welche eine so furchtbare Epidemie mit sich bringt. Die dringendsten Bitten meiner Mutter, die ihr einziges Kind nicht ohne Not den Gefahren der Seuche ausgesetzt sehen wollte, bestimmten mich, fürs erste auf meine Rückkehr nach Berlin zu verzichten und mich an das Oberlandesgericht in Münster als Auskultator versetzen zu lassen. Hier arbeitete ich das Wintersemester hindurch recht fleißig, bestand am 29. März 1832 die zweite juristische Prüfung und wurde am 14. April zum Referendar ernannt.

Einem längst gefaßten Entschlusse gemäß that ich jetzt Schritte, um in die Verwaltung überzutreten. Ich ging auf einige Wochen nach Berlin zurück und versah mich mit Empfehlungsbriefen, welche mir der Geheime Staatsrat v. Stägemann und der Direktor im Auswärtigen Amt Eichhorn an den Oberpräsidenten v. Merkel in Breslau mitgaben, nachdem ich mich entschieden hatte, bei der dortigen Regierung bis zur Ablegung des großen Examens zu arbeiten. Nachdem ich am 11. Mai die von mir nachgesuchte Entlassung aus dem Justizdienste erhalten hatte, wurde ich am 5. Juni als Referendar bei der Breslauer Regierung angestellt. Hier in Breslau arbeitete ich zwei Jahre lang bei der Regierung und verkehrte in einem Kreise junger Leute, der einzelne durch Geist und Bildung hervorragende Persönlichkeiten in sich schloß. Die Verschiedenheit der Verhältnisse, welche ich nacheinander in Münster und Breslau kennen lernte, erweiterte meinen Blick und reifte nach und nach meine Menschenkenntnis und mein Urteil. Während dieses meines Breslauer Aufenthaltes erbat und erhielt ich meinen Abschied aus der Landwehr. Nach Verlauf von zwei Jahren und nachdem ich während dieser Zeit alle die verschiedenen Stationen der Regierung zurückgelegt hatte, kehrte ich

nach Berlin zur Ablegung des großen Examens und zur Anfertigung meiner für dasselbe bestimmten Arbeiten zurück.

Während des Jahres, welches ich unter Vorbereitungen zu dem großen Regierungsexamen in Berlin verbrachte, verkehrte ich vorzugsweise in dem Halleschen Hause und bei meiner ältesten Schwester Marie, die sich während dieser Zeit mit dem Kammergerichtsassessor v. Bülow verheiratet hatte. Auch die Häuser des Geheimen Staatsrates v. Stägemann und des nunmehrigen Direktors im Auswärtigen Amte Eichhorn vernachlässigte ich nicht. Bei meiner entschiedenen Vorliebe für Berlin und das dortige Leben verfloß mir diese Zeit, geteilt zwischen Arbeit und geselligen Anregungen, in der angenehmsten und an Lebenserfahrung mich bereichernden Weise. Ich hatte das Glück, daß meine für das zweite juristische Examen angefertigte Relation und eine finanzielle Arbeit mir als Probearbeiten angerechnet wurden. Am 4. Juli machte und bestand ich dieses Examen. Darauf beantragte ich meine Versetzung als Regierungsassessor an die Regierung in Frankfurt und erbat mir einen etwa halbjährigen Urlaub, den ich dazu benutzen wollte, die Welt und vor allem Frankreich zu sehen und mich besonders mit der französischen Sprache bekannt zu machen. Es schwebte mir dabei der Gedanke vor, vielleicht später im Auswärtigen Amte Beschäftigung zu erhalten und auf diese Weise meinen Lebensberuf in der Mitwirkung an den auswärtigen Geschäften zu finden. Am 17. August 1835 wurde ich endlich zum Assessor ernannt und mir gleichzeitig ein Urlaub bis 1. Januar 1836 erteilt, welcher mir dann noch später auf meinen Antrag bis zum 1. November 1836 verlängert wurde.

Nachdem ich zunächst meine Mutter in Ansbach einige Wochen besucht und von dort einen längeren Ausflug nach München zum Oktoberfest gemacht hatte, trat ich endlich im Dezember meine Reise nach Paris an. Zuerst aber besuchte ich Verwandte, welche meine Mutter im Elsaß — in Bischweiler und Straßburg — hatte, und suchte mich im Fluge mit den Verhältnissen im Elsaß möglichst bekannt zu machen. Meine Spannung auf Paris war sehr groß; namentlich das politische Leben, welches sich für Frankreich auf Paris konzentrierte, zog mich aufs lebhafteste an.

Vor allen Dingen kam es mir nun darauf an, in einen lebendigen Verkehr mit Franzosen zu treten, um auf diese Weise mir die Herrschaft über die Sprache anzueignen. Ich fand es an Ort und Stelle außerordentlich schwierig, mir hierzu die richtige Gelegenheit zu verschaffen. Ich besuchte täglich das Theater, gab meine Empfehlungsbriefe ab, welche mir aber sehr wenig nutzten, und blieb daher nach wie vor ziemlich auf mich allein angewiesen. Nur in einem Hause fand ich höchst entgegenkommende Aufnahme, nämlich in dem Hause des Pairs Grafen Reinhardt, der unter der Republik, dem Kaiserreich und unter den alten Bourbonen als Diplomat gedient und sich den Ruf eines Mannes von hoher wissenschaftlicher Bildung und großer Humanität erworben hatte. In diesem Hause traf man eine Reihe namhafter Persönlichkeiten, aber die Gesellschaft, welche sich hier versammelte, bestand wesentlich aus Deutschen.

Das Regiment Louis Philipps stand damals auf der Höhe seiner Macht.

Eng verbunden mit England, galt der König zurzeit für die wesentlichste Stütze des europäischen Friedens. Männer wie Guizot und Thiers standen ihm zur Seite und leiteten mit großer Umsicht die Geschäfte. Die Dynastie der Orleans schien auf Generationen hinaus gesichert. — Der Zufall wollte, daß ich in einem Café einem jungen Manne begegnete, den ich in Breslau im Kreise junger Leute flüchtig kennen gelernt hatte. Dieser befand sich schon einige Zeit in Paris und war als Lehrer der deutschen Sprache in eine Erziehungsanstalt eingetreten. Er war nach seiner Ankunft in Paris auf dieselben Schwierigkeiten gestoßen, welche sich mir für den Verkehr mit Franzosen dargeboten hatten, und als ich ihm nun mein Leid klagte, versprach er mir, sich durch den Direktor seiner Anstalt, der mit den Verhältnissen sehr genau vertraut sei, die Adresse einer recht guten sogenannten „pension bourgeoise" zu verschaffen, in welcher ich nur Franzosen und einige Engländer treffen sollte. In der That schickte er mir schon am nächsten Morgen die versprochene Adresse und empfahl mir den Eintritt in die mir von ihm bezeichnete Pension lebhaft. Zwei Damen, Mutter und Tochter, standen an der Spitze derselben. Die Familie war früher in guten Verhältnissen gewesen, hatte aber infolge des Falles der älteren Bourbonen schwere Vermögensverluste erlitten. In der Pension selbst befanden sich Engländer und auch einige Franzosen, so daß es an Gelegenheit für die Konversation nicht fehlte. Daneben trieb ich Französisch mit einem Franzosen, welcher längere Zeit, wenn ich nicht irre, fünfzehn Jahre in Deutschland gelebt hatte und daher im vollständigen Besitze beider Sprachen war. Vielfach besuchte ich die Sitzungen der Kammern und folgte mit großem Interesse dem dort sich entwickelnden Schauspiele des Kampfes der großen politischen Parteien.

Nach etwa dreivierteljährigem Aufenthalte in Paris reiste ich nach Deutschland zurück, ließ mich vorläufig in Köln nieder und wurde auf meinen Wunsch der dortigen Zollverwaltung attachiert. Meine Thätigkeit bei derselben blieb aber eine bloß formelle, denn ich warf mich während der Dauer meines Kölner Aufenthaltes auf das Studium der wichtigsten und bedeutendsten politischen Werke und versuchte mich selbst auf diesem Gebiete, indem ich eine Schrift unter dem Titel „Freiheit und Nationalität" schrieb und darin die wichtigsten Fragen, welche damals die politische Welt in betreff der inneren Verhältnisse der Staaten bewegten, behandelte. Nachdem diese Schrift bei dem Hofbuchhändler und Buchdrucker J. P. Bachem gedruckt, aber noch nicht publiziert war, begab ich mich nach Berlin zurück, wo ich mich wiederum, zunächst nur behufs meiner *formellen* Thätigkeit der Zollverwaltung attachieren ließ. Es traten jetzt Verhältnisse ein, die entscheidend für mein künftiges Leben waren. Ich verlobte mich nämlich gegen Ende des Jahres 1838 mit meiner Cousine, dem einzigen Kinde des Halleschen Ehepaares, und bald darauf wurde ich dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten attachiert, dessen Direktor, Eichhorn, ein alter Freund meines verstorbenen Vaters und mir seit lange freundlich gesinnt war.

Eichhorn überwies mir einige größere Sachen, und ich bearbeitete dieselben auch unter seinem Nachfolger, dem späteren Minister und Oberpräsidenten Eich-

mann zu dessen Zufriedenheit. Inzwischen hatte nicht nur ein Wechsel in der Person des Direktors, sondern auch in derjenigen des Ministers selbst stattgefunden. An Stelle des Baron v. Werther, welchem ein hohes Hofamt verliehen wurde, trat der Freiherr v. Bülow, ein Schwiegersohn von Wilhelm v. Humboldt. Damals, im Anfang der vierziger Jahre, trat die holsteinische Successionsfrage in den Vordergrund. In Berlin erkannte man die volle Wichtigkeit derselben, aber über die rechtliche Natur dieser Frage befand man sich vollkommen im Dunkeln. Der Minister v. Bülow, welcher wohl mit Rücksicht auf den Namen meines Vaters mir ein besonderes Wohlwollen erwies, ließ mir den Auftrag erteilen, die Sache gründlich zu studieren und ihm darüber eine Denkschrift vorzulegen. Zwei Monate hindurch beschäftigte ich mich ausschließlich mit dem Gegenstande, über den bis dahin nichts Nennenswertes erschienen war. Die Denkschrift, welche ich darüber vorlegte, war sehr umfassend und fand vielen Beifall. Sie hatte im weiteren Verlauf der Dinge ein eigentümliches Schicksal. Da es in meinen Wünschen lag, auch die Qualifikation für die auswärtige Carriere zu erhalten, so mußte ich der Form halber auch das diplomatische Examen machen. Doch wurde mir das mündliche Examen ganz erlassen, von den vorschriftsmäßigen schriftlichen Arbeiten aber wurden mir die ebenerwähnte, die schleswig-holsteinische Frage betreffende Denkschrift, sowie zwei bei dem großen Regierungsexamen vorgelegte Arbeiten angerechnet und daher nur eine als neu zu fertigende französische Arbeit, welche historischen Inhaltes war, von mir gefordert.

Während diese Arbeiten noch in Zirkulation bei den Examinatoren waren, hatte der Herzog von Augustenburg sich im Sommer 1844 an den König Friedrich Wilhelm IV. mit der Bitte gewendet, seine angestammten Rechte auf die Herzogtümer unter seinen Schutz zu nehmen. Der König ließ darauf den Brief des Herzogs dem Auswärtigen Ministerium mit dem Befehle zugehen, über die Bitte des Herzogs und deren rechtliche Grundlage gutachtlich zu berichten. Der Minister v. Bülow seinerseits schrieb die Sache dem Direktor Eichmann zu dieser beauftragte sodann den berühmten Germanisten Eichhorn und den Professor Lancizolle, welche beide als Examinatoren meine Denkschrift bereits zensiert hatten, sich unter Bezugnahme auf diese letztere näher über die in Rede stehende staatsrechtliche Frage zu äußern. Als endlich die Gutachten beider vorlagen, beauftragte der Direktor Eichmann mich, den ihm vom Minister v. Bülow aufgetragenen Bericht an den König zu entwerfen. Ich hatte die Freude, daß diese meine Arbeit die Aufmerksamkeit meiner Vorgesetzten auf mich lenkten, und daß man mich von jetzt ab unter die Zahl derjenigen rechnete, welche im Ressort des Auswärtigen als zu einer höheren Carriere berufen angesehen wurden. Unmittelbar nach Ablieferung dieser Arbeit wurde mir, ebenfalls auf Veranlassung des Ministers v. Bülow, aufgetragen, unter irgend einem Vorwande nach Hannover und den Hansestädten zu reisen, um dort festzustellen, was Wahres an dem damals in Berlin verbreiteten Gerüchte sei, daß unter den Hansestädten, Hannover und Mecklenburg Verhandlungen stattfänden, um sich über einen ge-

meinsamen Flaggenbund zu verständigen. Für die Seele dieser Unterhandlungen hielt man den rührigen und geschäftskundigen Bürgermeister von Bremen, Smidt. Ein vierzehntägiger Aufenthalt im Hannoverschen und in den Hansestädten während der zweiten Hälfte des September überzeugte mich, daß jenem Gerüchte jede Grundlage fehlte. Ich sprach diese Ueberzeugung in einer umfassenden Denkschrift aus, deren Inhalt denn auch durch die nachfolgenden Ereignisse als richtig bestätigt wurde.

Während ich mit diesen verschiedenen Arbeiten beschäftigt war und daneben namentlich die Sundzollsache bearbeitete, auf deren endliche Erledigung man damals in Berlin großen Wert legte, bereitete sich bei der Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt am Main ein Personalwechsel vor. Dr. Schöll, Sohn des bekannten Publizisten, welcher bis dahin die Stelle des Legationssekretärs versehen hatte, war um seinen Abschied eingekommen. Derjenige aber unter dem Gesandtschaftspersonal, welcher der eigentliche Träger der Geschäfte war, der Geheimerat v. Sydow, sollte ebenfalls Frankfurt verlassen, um eine Gesandtenstelle zu bekommen, nachdem er schon mit der Stellung eines Bundesgesandtschaftsrates diejenige eines Residenten bei der freien Stadt Frankfurt bekleidet hatte. Ich erhielt nun an Schölls Stelle meine Ernennung zum Legationsrat um die Mitte Oktober 1844 und wurde gleichzeitig als Legationssekretär an die Bundestagsgesandtschaft versetzt. Ende des Jahres 1844 verließ ich Berlin und reiste über Ansbach, wo meine Mutter immer noch wohnte, nach Frankfurt. Am 1. Januar 1845 trat ich meine neue Stellung an. Meine Frau war in Berlin bei meiner Schwiegermutter zurückgeblieben und folgte mir erst im Frühjahr nach Frankfurt.

(Fortsetzung folgt.)



Geschichte eines Kranken mit räsonnierendem Wahnsinn.

Ein Spiegelbild der deutschen Psychiatrie zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Von

A. Kußmaul.

Als ich im Herbste 1854 psychiatrischer Studien halber in der Großherzoglich badischen Heil- und Pflegeanstalt Illenau verweilte, ließ mich ihr damaliger Direktor, Dr. Christian Roller, von vielen Krankengeschichten zu meiner Belehrung Einsicht nehmen. Darunter war mir sehr merkwürdig die eines bereits verstorbenen evangelischen Pfarrers Sievert, dessen Name in dem ersten Drittel des verwichenen Jahrhunderts eine gewisse Berühmtheit in dem Großherzogtum

Baden erlangte, weil sein Gemütszustand zu unzähligen amtlichen Untersuchungen, Klagen, Berichten und Berichtigungen, zuletzt noch zu öffentlichen Verhandlungen vor dem badischen Landtag von 1831—1832 geführt hat. Besser als irgend eine allgemeine geschichtliche Darstellung beleuchtet die Lebens- und Krankengeschichte dieses Pfarrers die psychiatrischen Zustände in dem Großherzogtum zu jener Zeit, und damit in Deutschland überhaupt, denn ähnlich wie in Baden und vielleicht schlimmer noch, sah es in den andern deutschen Ländern aus; überall kämpfte der eben sachte heraufdämmernde Morgen der humanen modernen Psychiatrie mit der versinkenden Nacht irriger Anschauungen und roher Kurmethoden. Roller hatte in mich gedrungen, in Heidelberg Psychiatrie zu dozieren, und ich ihm versprochen, seinen Wunsch zu erfüllen. Die Krankengeschichte Sieverts schien mir der Benutzung zu Lehrzwecken und der öffentlichen Mitteilung wert, Roller stimmte mir bei und überließ mir die Aktenstücke, die das Archiv der Anstalt über Sievert bewahrte. Wenn ich erst heute, nach beinahe fünfzig Jahren, die Geschichte veröffentliche, so geschieht dies in der Ueberzeugung, daß sie noch immer ein großes, sowohl ärztliches als allgemeines Interesse beanspruchen darf; sie ist, wie ich glaube, ein nützlicher Beitrag zu den streitigen Fragen über Irrengesetzgebung, die in den letzten Jahren die Gemüter der Aerzte und des Publikums erhitzten.

Unsre Geschichte bietet ein ausgezeichnetes Beispiel jener Form von Seelenstörung, die im Laufe der Zeit verschiedene Bezeichnungen erhielt; man nannte sie oft methodische Verrücktheit; Pinel, der Vater der heutigen Psychiatrie, brachte sie an der Neige des vorigen Jahrhunderts unter der von ihm aufgestellten Manie sans délire unter; ein besser zutreffender Name ist der gebräuchlichste des räsonnierenden Wahnsinns (folie raisonnante); am besten wohl hat sie der Engländer Prichard als Moral insanity bezeichnet und beschrieben. Um mich der Definition eines hervorragenden deutschen Psychiaters zu bedienen, wäre diese Form des Wahnsinns als eine geistige Entartung aufzufassen, deren Eigentümlichkeit in einer vorzugsweisen Schädigung der sittlichen Gefühle mit entsprechendem Handeln besteht, bei meist auffälliger Schonung des Vorstellungsinhalts.[1]) Sie ist von der größten rechtlichen und sozialen Bedeutung, weil sie das Hauptkontigent derjenigen Irren liefert, deren Verbringung in geschlossene Anstalten zu skandalösen Prozessen geführt hat und noch immer führt. Ein großer Teil des Publikums, und nicht bloß das ungebildete, will nicht glauben, daß es Wahnsinnige giebt, die in richtiger logischer Form räsonnieren, aber auf Grund krankhafter Triebe und Wahnvorstellungen verkehrt handeln. Sie sind oft gewandte und recht spitzfindige Advokaten ihrer Handlungen und imponieren durch ihre dialektische Fertigkeit selbst wirklichen Advokaten, sogar solchen von Ruf und gutem Leumund, am meisten freilich Zungendreschern, die den Erdichtungen, Illusionen und Hallucinationen ihres kranken Klienten reellen

---

[1]) H. Schüle, Handbuch der Geisteskrankheiten. 2. Auflage. Leipzig 1880. S. 65.

Digitized by Google

Wert beilegen und Glauben schenken, oder ihn nur vorschützen, um eine cause célèbre in die Hand zu bekommen. Damit soll jedoch nicht bestritten werden, daß es mitunter schwer hält, zwischen wirklich Irren und bloß paradoxen Sonderlingen eine scharfe Grenze zu ziehen; die Scheidung kann ebenso schwierig sein, wie die von eigentlicher leiblicher Krankheit und bloßem Leibesfehler, der das allgemeine Befinden und die Arbeitsfähigkeit nicht beeinträchtigt.

Unser Kranker, geboren 1774, war der Sohn eines Landpfarrers, hatte in Jena Theologie studiert und sein Examen 1797 mit der Note „vorzüglich befähigt“ bestanden. Er war noch im gleichen Jahre Vikar auf dem Lande und ein Jahr nachher Stadt- und Hofvikar der Residenz geworden. Merkwürdigerweise hatte ihm der evangelische Kirchenrat (heute Oberkirchenrat amtlich geheißen) bereits eine Landpfarrei, Wies bei Schopfheim, zuerteilt, als der Staatsrat Brauer gegen seine Tauglichkeit zu einem christlichen Predigeramt eine ganze Reihe ernster Bedenken erhob. Wie es scheint, war es dem Kirchenrate unbekannt geblieben, daß der Vikar sonderbare, mit dem christlichen Glauben unverträgliche Ansichten hatte, auch Gewohnheiten, die jedenfalls einem geistlichen Herrn nicht wohl anstehen. Er predigte mit Vermeidung aller positiven christlichen Lehren nur Moral, erklärte die Taufe und das Abendmahl für bloße Zeremonien, die er auf seiner Pfarrei abschaffen wolle, verteidigte die Rechtmäßigkeit der Revolutionen und wollte die Bauern gleich beim Antritt seines Amtes darüber aufklären. Er stieß heftige Drohworte gegen Sicherheit und Leben geistlicher und weltlicher Beamten aus, kleidete sich auffallend und ließ trotz wiederholter Verweise weder Nägel noch Haare schneiden.

Vor einen Ausschuß des Kirchenrates geladen, gab der Vikar die Richtigkeit der meisten Angaben Brauers zu, versuchte sie sogar zu rechtfertigen. Man zog ärztliche Sachverständige bei, die vornehmsten der Stadt, darunter zwei großherzogliche Leibärzte. Sie erklärten ihn für geisteskrank und rieten, da sich Vernunft und Wahnsinn noch um die Herrschaft stritten, zu einer sanften, schonenden Behandlung mit geeigneten Arzneien; der eine Leibarzt, Dr. Schrickel, schlug daneben kalte Bäder vor, aber der andre, Dr. Maler, verwarf sie. Weil man sich über diesen Punkt nicht einigen konnte, schickte man ihn am 4. April 1804 nach Bruchsal, der ehemaligen Residenz des Fürstbischofs von Speier, wo damals noch die von dem berühmten Johann Peter Frank gegründete Chirurgen- und Hebammenschule bestand. Der evangelische Vikar wurde hier den barmherzigen Brüdern vom Kapuzinerorden zur Kur übergeben; er will damals in Bruchsal medizinische Vorlesungen, sogar über Geburtshilfe, gehört haben. Sicher ist, daß er bald entlief, am 25. Mai schon wieder in Karlsruhe eintraf und die Behörden mit Klagen über feindliche Nachstellungen und heimliche Anschläge, ihn zu vergiften, sowie mit dringenden Gesuchen um baldige Erteilung der zugesagten Pfarrei überschwemmte. Sein Drängen danach motivierte er ganz besonders mit seinem unwiderstehlichen Triebe zu heiraten.

Um den jungen Herrn Amtsbruder und unbequemen Querulanten in Ordnung zu bringen, schickte man ihn zu einem sehr würdigen und milden Land-

Digitized by Google

geistlichen in der Nähe, bei dem er es aber nicht lange aushielt, weil man ihm da Säfte bei Tische beigebracht hätte, die ihn schwindsüchtig und epileptisch machten. Er drangsalierte jetzt den Kirchenrat aufs neue um eine Pfarrei und die Erlaubnis zu heiraten; zweifle man an seiner männlichen Kraft, so wolle er gerne eine Probe ablegen, ausnahmsweise dürfe man dies schon gestatten.

Am 6. November 1805 brachte man ihn bei seinem Bruder unter, der in Schopfheim Pfarrer war, ihn aber, noch ehe der Monat zu Ende ging, aus dem Hause wies, weil er sich unziemlich benahm und täglich Unfrieden stiftete. Darauf nahm ihn ein gutmütiger Diakonus Namens Engler zu sich und übertrug ihm sogar kirchliche Verrichtungen, die er in eigentümlicher Weise ausführte. Beim Katechisieren empfahl er den Schülern die Rückkehr zum Naturzustand, sein Steckenpferd, worauf ich noch zurückkommen werde, und die Verweigerung aller Abgaben; gegenüber Brautleuten, die sich bei ihm melden mußten, erging er sich in so anstößigen Ermahnungen physiologischer Natur, daß sie sich nicht wiedergeben lassen, und dergleichen mehr. Dessenungeachtet glaubte Engler den Antrag beim Kirchenrate stellen zu sollen, man möge Sievert eine Pfarrei und die Heiratserlaubnis erteilen, weil beides zu seiner Herstellung beitragen könne. In der That ging der Kirchenrat darauf ein. Der geisteskranke Mann erhielt die Pfarrei Langenalb bei Pforzheim und bezog sie im Dezember 1808, ehelichte auch eine brave Frau, die den unseligen Bund schwer büßen mußte.

Mit dem neuen Pfarrer war kein gewöhnlicher Seelsorger in das Dorf eingezogen. Er geriet in kürzester Zeit mit dem ganzen Ort in Hader, kein Schulmeister hielt es bei ihm aus, seinen Kirchengemeinderat verklagte er, gestützt auf 28 Beschwerdepunkte, auf den Amtsvogt ging er mit dem Säbel los, mit allen Amtsbrüdern der Umgegend und seinen Vorgesetzten stand er auf dem Kriegsfuße, Frau und Kinder jagte er aus dem Hause und wollte sie aus dem Dorfe vertreiben lassen, erklärte jene vor den Konfirmanden für eine Ehebrecherin, weil sie blaß sei, und diese für Bastarde. Auch seine Mutter, die zu ihm gezogen war, verschonte er nicht mit ungegründeten, schweren Beschuldigungen. Seine Predigten waren so anstößig, daß ihm kein Mensch mehr in die Kirche ging. Die Gemeinde, die der Kirchenrat zu dem unglücklichen Kurversuch mit dem tollen Pfarrer ausgewählt hatte, bat dringend um einen vernünftigen.

Abermals wurde ein ärztliches Gutachten eingeholt. Drei Pforzheimer Aerzte, an ihrer Spitze der Direktor der dortigen Landesirrenstalt, Christian Roller, der ältere, Vater von Christian Roller, dem jüngeren, dem nachmaligen Gründer und Direktor Illenaus, erklärten Sievert für geisteskrank. Er wurde 1812 seines Amtes entsetzt, bei der Uebergabe der Geschäfte an den Geistlichen, dem die Versehung der Pfarrei übertragen worden war, mißhandelte er diesen zum Abschied.

Wunderbarerweise war die Geduld der Behörden noch nicht erschöpft. Nachdem Sievert das Ministerium des Innern aufs neue mit Beschwerdeschriften bedrängt hatte, erschien ein Großherzoglicher Immediatbefehl, der ihn nochmals

Digitized by Google

zu einer geistigen und geistlichen Kur dem milden Landpfarrer überwies, dem er schon 1804 vergeblich zur Behandlung übergeben gewesen war. Aber er reichte auch gegen diesen sanftesten aller Pfarrer eine Beschwerdeschrift nach der andern ein, verklagte zuletzt den Minister selbst beim Landesherrn und kam wieder nach Karlsruhe.

Was die Pfarrer nicht fertig brachten, sollte jetzt der Irrenarzt Roller in Pforzheim fertig bringen. Man wollte aber vermutlich den geistlichen Herrn nicht gleich „ins Narrenhaus sperren“ und mietete ihn anfangs im Gasthaus zum wilden Mann ein, mit schlechtem Erfolge. Die Wirtshausschoppen und die zech- und neckluftigen Wirtshausgäste machten ihn immer aufgeregter, und so nahm man ihn endlich, im Dezember 1813, in der Irrenanstalt allda auf, der einzigen, die das Land besaß.

Im März 1814 raffte der Kriegstyphus den Dr. Roller weg, und sein Nachfolger wurde Dr. Friedrich Groos aus Karlsruhe; damit kam es zu einer fast unglaublichen Episode unsrer Geschichte: der neue Direktor erklärte Sievert für geistig gesund! Wie war dies möglich? Um es zu begreifen, muß man bei der Persönlichkeit des Arztes, unter dessen Obhut unser Kranker nunmehr gestellt wurde, einen Augenblick verweilen.

Friedrich Groos, geboren 1768 in Karlsruhe, hatte zwar den Vorlesungen großer Naturforscher und Aerzte, eines Volta und Spallanzani, eines Peter Frank und Scarpa angewohnt, und war in den Schriften der alten und neuen Philosophen wie wenige Aerzte bewandert, aber in der Irrenheilkunde war er ein Neuling ohne alle Erfahrung. Er meinte, die Psychiatrie aus allgemeinen Prinzipien ableiten zu können, und die zahlreichen Schriften, die er hinterließ — sein Biograph Wittmer[1]) zählt deren nicht weniger als 24 selbständige auf —, sind heute ungenießbar. Die meisten, und daneben noch eine Menge Abhandlungen und Rezensionen in Zeitschriften, hat er nach der Uebernahme der Pforzheimer Anstalt verfaßt, und schon die Titel verraten, in welchem, uns gänzlich fremd gewordenen Geiste sie geschrieben sind. Ich greife nur einige heraus: „Entwurf einer philosophischen Grundlage der Lehre von den Geisteskrankheiten“ (1828); „Ideen zur Begründung eines obersten Prinzips für die psychische Legalmedizin“ (1829); „Der unverwesliche Leib als Organ des Geistes und Sitz der Seelenstörungen“ (1837). Er hat auch der Manie sans délire Pinels eine besondere Schrift[2]) gewidmet, und ich hoffte, da die Lehre von der folie raisonnante innigst mit ihr zusammenhängt, darin den Fall Sievert als einen der lehrreichsten behandelt zu finden, aber vergebens. Er wird nicht erwähnt, und das Buch enthält überhaupt keine einzige eigne Erfahrung, sondern nichts als klingende Worte ohne irgend welchen praktischen Rat und Wert. Offenbar ist es diesem langjährigen Leiter einer großen Irrenanstalt, der später

---

[1]) Deutsche Zeitschrift für Staatsarzneikunde. Neue Folge. Band I. S. 228—237.

[2]) Fr. Groos, Die Lehre von der Mania sine delirio, psychologisch untersucht und in ihrer Beziehung zur strafrechtlichen Theorie der Zurechnung betrachtet. 1830.

Digitized by Google

sogar als Dozent an der Heidelberger Hochschule (1828—1839) für Psychiatrie figurierte, nie klar geworden, daß die Psychiatrie, wie alle Zweige der Heilwissenschaft, keine spekulative, sondern eine empirische Wissenschaft ist und nach streng naturwissenschaftlicher Methode betrieben werden muß.

Gerade um seiner philosophischen Bildung willen hatte man an maßgebender Stelle den Dr. Groos für besonders geeignet gehalten, die Landesirrenanstalt zu leiten und ihm deshalb ihre Direktion übertragen, aber er fiel sofort in eine Schlinge, in die er auch bei nur einiger, der Erfahrung entnommenen psychiatrischen Einsicht unmöglich hätte geraten können. Er fing es in laienhafter Weise so verkehrt als möglich an, um hinter den Geisteszustand Sieverts zu kommen. Statt die vielen Zeugen seines tollen Thun und Treibens zu vernehmen und seine Krankengeschichte zu studieren, ließ er sich seine Aufsätze zur Einsicht geben und konversierte und disputierte darüber mit ihm. Er war der Meinung, daß man Sievert hauptsächlich um seiner Lehre vom Naturzustande willen ins Irrenhaus verbracht habe, und prüfte sie mit einer Sorgfalt, die einer besseren Sache wert gewesen wäre. Die dialektische Gewandtheit Sieverts bestach ihn, und er gewann die Ueberzeugung, Sievert sei wohl ein irrender, aber kein irrer Mensch. Die Tendenz seiner Lehre sei zwar nicht zu billigen, aber neben vielen Paradoxien und irrigen Gedanken habe er auch vortreffliche über Abhärtung, Gesundheit und Keuschheit. Selbst die Grundidee vom Naturzustand habe eine schöne wildromantische Seite. Er besitze eben eine zu lebhafte Einbildungskraft und ein zu starkes Selbstgefühl, das ihn zudringlich mache, aber sein Verstand sei scharf, wenn auch zu Sophismen geneigt, und seine Moralität das Werk der Grundsätze und nicht der Empfindung, gerade deshalb aber um so empfindlicher. Er leide nur an einem angeborenen Mangel des Scham- und Zartgefühls, sonst würde er nicht verlangen, daß seine Naturmenschen sich vor den Augen der andern paarten. Man könne aber Gelehrte, die ein Steckenpferd ritten, nicht ihrer irrigen Hypothese halber ins Irrenhaus sperren; wo wollte man dazu den Raum hernehmen? Die Irrenhäuser würden sich in Akademien umwandeln. Sievert sei unschädlich, man solle ihn ungestört reden und schreiben lassen. Er mache den Vorschlag, ihn als reisenden Diözesanprediger zu beschäftigen.

Dieses Gutachten regte alle auf, die Sievert schon länger kannten, und die beiden Geistlichen der Anstalt erhoben dagegen Einspruch. Sie erklärten: Groos hätte die Leute ausfragen sollen, die mit Sievert bereits ein Scheffel Salz verzehrt hätten, er lasse sich durch die Verstellungskunst und Redegewalt des Kranken blenden, sie bestünden auf der Ansicht des verstorbenen Direktors Roller, daß Sievert an methodischer Verrücktheit leide, die man auch räsonnierende Narrheit nenne. Groos ließ sich dadurch nicht irre machen, er stellte Sievert ein Zeugnis aus, daß er vollkommen geistig gesund sei, und gewährte ihm einen vierzehntägigen Urlaub nach Hause, den Sievert so klug war, genau einzuhalten. Es währte anderthalb Jahre, bis Groos sein Gutachten widerrief und Sievert auch für einen methodischen Narren erklärte.

Diese Sinnesänderung hatte hauptsächlich das ungestüme Drängen von

Digitized by Google

Sievert bewirkt, dahingehend: Groos möge eine neue Schrift, die Sievert abgefaßt hatte, an das Großherzogliche Geheime Kabinett nach Karlsruhe befördern. Sie führte den Titel: „Das Reich Gottes“, und tischte, nur noch schärfer gewürzt, alle die Speisen auf, die er in seinen bisherigen Federleistungen über den Naturzustand aufgetragen hatte. Das Reich Gottes war eben der Naturzustand und lief mit reichlicher Verbrämung biblischer Aussprüche auf das hinaus, was wir heute Anarchie nennen. Der monarchische Staat, der Kulturstaat überhaupt, war das Gegenteil, das Reich Satans; dieses Reich samt den Fürsten und aller weltlichen Obrigkeit auszurotten, sei die Aufgabe des Volks. Im Naturzustande seien alle Menschen gleich, man brauche keine Häuser, keine Betten, keine Kleider, solle Nägel und Haare wachsen lassen, es brauche weder Städte noch Dörfer zu geben, man wandre auf Gottes Erde umher, wie der Herr Jesus mit seinen Jüngern, und erlange alles, was vernünftige, sittliche und sinnliche Geschöpfe wünschten und bedürften. Die Vorteile, die das ungehinderte Wachsen der Haare den Menschen gewähre, sind weitläufig dargelegt, beispielsweise könnten die Kinder beim Baden in den Flüssen an den langen Haarflechten ihrer Mütter leicht auf deren Rücken klettern und sich so bequem über dem Wasser halten.

Es war wirklich eine starke Zumutung an einen großherzoglichen Staatsdiener und Direktor der Landesirren- und Siechenanstalt, ein solches Schriftstück an das Geheime Großherzogliche Kabinett einzuschicken. Das konnte doch nur ein methodischer Narr verlangen! Sievert wurde nicht entlassen und verblieb in der Pforzheimer Irrenanstalt bis zu ihrer Verlegung nach Heidelberg. Von Zeit zu Zeit machte er Entweichungsversuche, auch einen und den andern mit Glück, und mußte mit Gewalt zurückgeholt werden. Sein Aussehen beschreibt ein Bericht vom Februar 1820 als „ganz patriarchalisch“. Sein Bart hing bis auf die Brust, sein Haupthaar auf den Rücken hinab, er trug weder Strümpfe noch Hosen, nur ein langes Hemd und darüber einen Schlafrock, der bis auf die Waden herabging. In solchem Anzug schlich er, wenn er unbewacht blieb, gerne unter das Thor der Anstalt, um die Vorbeigehenden in einen Disput zu ziehen. Im Hause zankte er sich mit aller Welt und namentlich mit dem Küchenpersonal, denn es quälte ihn unaufhörlich der Wahn, man habe es auf seine Vergiftung abgesehen.

Bei der Verlegung der Irrenanstalt 1826 nach Heidelberg in das ehemalige Jesuitenseminar wurde Sievert von Groos mitgenommen, und damit beginnt eine zweite Episode, wo abermals ein Gelehrter, diesmal ein Ordinarius zweier Fakultäten, des Rechts und der Philosophie, für die völlige Geistesgesundheit unsers Kranken unerschrocken in die Schranken trat. Es war der Polyhistor E. Sein Haus, das Eckhaus mit dem hübschen Erker der Stadtpost gegenüber, grenzte an das Irrenhaus, die heutige Kaserne; es war Sievert gelungen, in Briefwechsel mit ihm zu treten und ihn durch seine Aufsätze und brieflichen Darstellungen zu überzeugen, daß er das Opfer seiner philosophischen Lehren und zahlreicher persönlicher Feinde sei, namentlich unter der Geistlichkeit.

Den Professor E. habe ich als Gymnasiast fast täglich gesehen, denn das Gymnasium, die heutige Stadtpost, lag seinem Hause gegenüber, und E., ein hageres Männchen mit rundlichem glattem Gesichte, stand viel am Fenster seines Studierzimmers und schaute nachdenklich auf die Straße hinaus. Auch auf der Straße begegnete ich ihm häufig, er ging stets allein und tief sinnend, als ginge er den höchsten Problemen der Wissenschaft nach. Er galt in der Stadt für einen Sonderling, und die Heidelberger erzählten mit besonderem Vergnügen von allerlei kühnen Versuchen, die er zur Lösung schwieriger mechanischer Aufgaben unternommen habe. Bei einem Versuche, auf selbsterfundenen Schuhen den Neckar zu überschreiten, sei er ins Wasser gesunken, jedoch glücklich wieder herausgefischt worden. Bei einem Flugversuche habe er schier das Bein gebrochen. Welch eine erstaunliche Gelehrsamkeit er besaß, weisen die Vorlesungsverzeichnisse der Heidelberger Hochschule nach. Außer verschiedenen Kollegien über Rechtswissenschaft hat er solche angekündigt über Logik, Geschichte der Philosophie, Anthropologie, die Lehre von den Sinnen, die Lebensstufen des Weibes, Chemie, Kritik der Biologie und Physiologie, Etymologie der Pflanzenbenennungen, sowie kursorische Lektüre medizinischer und naturwissenschaftlicher Schriften in schwedischer, holländischer, französischer, spanischer und portugiesischer Sprache. Nach einem Aktenstücke, aufbewahrt im Sekretariate der Universität, hat er auch in den fünfziger Jahren in Bamberg eine chrono-astronomische Anstalt eingerichtet oder einzurichten versucht. Er hinterließ eine wertvolle Bibliothek und verschiedene naturwissenschaftliche Sammlungen.

Dieser Ausbund von Gelehrsamkeit, dessen Gehirn wie ein riesiger Speicher in buntester Weise mit Wissensstoffen angefüllt war, sah in Sievert einen widerrechtlich eingesperrten Denker, einen völlig gesunden, tugendstrengen Philosophen, das gehetzte Wild einer erbarmungslosen Hierarchie, deren Haß ihm die Einkerkerung unter lauter wirklich Wahnsinnige und Verrückte zugezogen habe. Er sparte weder Mühe noch Geld, um ihm seine Freiheit und volle Entschädigung für das erlittene Unrecht zu verschaffen. Er ging durch alle Instanzen bis zum Landesfürsten und dem Landtag. Dem Großherzog stellte er in beweglichen Worten vor, daß er mit seinen gesegneten Landen unter dem Namen einer Wohlthätigkeitsanstalt eine Bastille ererbt habe, worin teuflisch verleumdete Unterthanen ohne vorausgegangenes Rechtsverfahren und gerichtliche Entmündigung als Wahnsinnige bei Nacht und Nebel untergebracht würden. Darauf mußte die Direktion des Irrenhauses, wie schon unzähligemal, Bericht erstatten. Sie widerlegte alle Beschuldigungen Punkt für Punkt und machte, als das einzige Mittel, dem Professor E. die richtige Einsicht in den Seelenzustand seines Schützlings zu verschaffen, den Vorschlag, er möge sich ihn zum Haus- und Tischgenossen nehmen.

In einer der letzten Sitzungen der zweiten Kammer von 1831/32 legte der Abgeordnete und evangelische Dekan Fecht eine Petition des Professors E. vor, eingereicht im Auftrag der Pfarrer Sievertschen Kinder, die E. offenbar für sein Vorgehen gewonnen hatte. Sie baten um Freilassung ihres Vaters, Einsetzung

Digitized by Google

in seine Rechte und Nachzahlung seines Gehalts. Fecht beantragte Ueberweisung an das Staatsministerium. Der Abgeordnete Welcker aus Freiburg und die Abgeordneten Winter und Mittermaier aus Heidelberg unterstützten den Antrag, Welcker mit der Begründung: es sei zu befürchten, daß man am Ende jeden, der barocke Ansichten ausspreche oder sonst Aergernis errege, ins Irrenhaus stecke und dieses wirklich zur Bastille mache. Der Berichterstatter Fecht, der die Geschichte seines Amtsbruders genau kannte, entschuldigte das Verfahren der Regierung, indem er unter anderm bemerkte, Pfarrer Sievert habe öffentliches Aergernis gegeben, weshalb man ihn nach Bruchsal zu den Kapuzinern gethan, aber dort habe er an der Tafel so obscöne Reden geführt, daß der ganze Konvent nach und nach desertiert sei; die Patres hätten es nicht mehr ausgehalten, und darum hätte man ihn, weil es an einem andern schicklichen Aufenthaltsort für solche Geistesverirrte fehle, ins Irrenhaus versetzen müssen. Zuletzt wünschte der Abgeordnete und Professor der Rechte Duttlinger aus Freiburg, daß bis zum nächsten Landtag ein Gesetz vorbereitet werde, welches verordne, unter welchen Umständen jemand gegen seinen Willen in das Irrenhaus gebracht werden dürfe, womit er eine wirkliche Lücke in der Gesetzgebung bloßlegte. Uebrigens wundere er sich nicht, fügte Duttlinger bei, der Katholik war, daß sich Sievert bei den Kapuzinern nicht nach Wunsch benommen habe, man könne einen evangelischen Geistlichen zum Narren machen, wenn man ihn zu den Kapuzinern sperre. Darob entstand ein heiteres Gelächter.[1]) Infolge dieser Verhandlung wurde die Irrenhausdirektion zu erneutem Berichte aufgefordert und zur Rechtfertigung gegen den Vorwurf gröblicher Mißhandlung des Kranken, der rein auf dessen lügenhafter Behauptung beruhte.

Sievert machte auch noch die Verlegung der Anstalt nach Illenau 1842 mit und starb dort am 6. Juli 1844. Seine Frau und zwei seiner Töchter waren vor ihm aus dem Leben geschieden. Er hinterließ ein Dutzend geschriebene Abhandlungen über theologische, philosophische und physiologische Gegenstände, namentlich aber über den Naturzustand. Mit besonderer Vorliebe verweilte er bei sexuellen Dingen. Ein Heft von dreißig Schriftbogen schildert unter dem Titel: „Frau Dorothea oder die Hauswirtschaft einer Närrin“, die vergeblichen Bemühungen eines klugen Geistlichen, seinem einfältigen Weibe den Segen des Naturzustandes klar zu machen, und ihre thörichten Streiche. Der kluge Geistliche war er selbst, das einfältige Weib seine Frau.

Das große diagnostische Fiasko der beiden Gelehrten in unserm Falle hatte seinen Grund in der psychiatrischen Unwissenheit, die bei dem Arzte und dem Polyhistor gleich groß war. Vergebens versuchte der eine die psychiatrischen Lücken seiner ärztlichen Bildung durch die Abstraktionen der spekulativen Philosophie auszufüllen, und ebenso vergebens pochte der andre, in seinen amtlichen Eingaben, als Anthropologe, Physiologe und scharfer Logiker auf seine Berechtigung, zweifelhafte Seelenzustände richtig zu beurteilen. Die Fähigkeit hiezu

[1]) „Karlsruher Zeitung“ 1832, Nr. 4.

verleiht nur die ärztliche Beobachtung und Erfahrung an Seelenkranken, wie die Kunst, die Leibeskrankheiten zu erkennen, nur an Leibeskranken erlernt wird. Beide begingen den gleichen Fehler; sie prüften den Kranken nicht auf sein ganzes Thun und Treiben, sondern legten das ausschlaggebende Gewicht auf die logische Formulierung seiner Ideen, sie fanden diese zwar paradox, aber dialektisch richtig verteidigt, wenn auch spitzfindig. Sie verstanden nicht sachgemäß zu untersuchen. Ein richtiges Gutachten muß sich auf die Untersuchung der ganzen Persönlichkeit des Menschen erstrecken, seine leibliche und geistige, seine Gefühle, seine treibenden Vorstellungen und wirklichen Handlungen. Es mag zugegeben werden, daß der gesunde Menschenverstand der Ungelehrten bei unserm Kranken eher das Richtige getroffen hätte, auch sicher wirklich getroffen hat, als die Klügelei der beiden Gelehrten, aber es wäre verfehlt, deshalb in solchen Fällen, wie es da und dort Enthusiasten verlangen, der vox populi die Entscheidung zu überlassen, denn die Geschichte der Menschheit hat den sogenannten gesunden Menschenverstand tausendmal häufiger als die ernste Wissenschaft auf Irrwegen betroffen.



Das Problem der Weltsprache.

Von

Hermann Diels.

Das abgelaufene Jahrhundert trägt den Charakter heftiger nationaler Entfaltung. Wo der nationale Geist sich bisher schwach oder gar nicht geregt hatte, schlug er mächtig empor und bestimmte die Politik in ausschlaggebender Weise. Absonderung der stammverschiedenen Völker, Vereinigung der stammverwandten; Ausstoßung der fremden, engerer Zusammenschluß der autochthonen Bevölkerung: das ist überall das Ziel der mächtigen Bewegung, die in Deutschland und Italien am kräftigsten sich durchgesetzt hat.

Auch in den andern Staaten läßt sich unschwer die analoge Erscheinung verfolgen, nur sind diese Bestrebungen dort nicht überall zum Abschluß gekommen, und die Erregung zittert noch fort. Noch immer erheben die Nationalisten und Homeruler, die Sokolisten und Panslawisten ihren nationalen Kampfruf. Ja selbst in den beiden Ländern, wo der Nationalitätsdrang zum ersehnten Ziele gelangt ist, in Deutschland und Italien, setzt sich die ursprüngliche Richtung der Bewegung noch in excentrischen Bahnen fort, hier in der alldeutschen, dort in der irredentistischen Propaganda.

Digitized by

Aber im ganzen gehen die Wogen des Chauvinismus jetzt weniger hoch. Wir sind eben im Begriff, in ein neues Jahrhundert mit neuen Idealen hinüberzutreten. Der Charakter dieser neuen Zeit wird notwendig international sein. Ueberall fühlt man, daß nicht in Europa, sondern auf dem Weltmeer sich die Politik der Zukunft abspielen und entscheiden wird. Die Existenzbedingungen unsrer hochentwickelten europäischen Kultur liegen größtenteils außerhalb Europas. Sie beruhen auf den Konjunkturen des Welthandels und Weltverkehrs.

Gerade das abgelaufene Jahr, das die Brücke bildet zwischen der alten und neuen Zeit, hat, überraschend für die meisten, aber durchaus folgerichtig, die Wendung unsrer politischen Verhältnisse enthüllt. Jetzt sieht auch das blödeste Auge, daß jeder Staat, der sich seiner nationalen und internationalen Pflichten bewußt ist, mitwirken muß an der gemeinsamen Aufgabe des eben beginnenden Jahrhunderts, unsre Zivilisation über den Erdkreis zu verbreiten und die bisher davon ausgeschlossenen Glieder des Menschengeschlechtes in unsern Kulturkreis einzuführen. Zum ersten Male, solange die Menschen gedenken, soll Orient und Occident völlig in eins zusammenschmelzen und ein einheitlich geordneter Weltverkehr über beide Hemisphären strömen!

Man darf sich die Bewältigung dieser Riesenaufgabe nicht zu leicht vorstellen. So einfach, wie sich noch vor einem Jahre die Entwicklung der Dinge in Ostasien in den meisten Köpfen abspielte, vollziehen sich große welthistorische Umwälzungen nicht. Viel mehr Zeit und Kraft, als man jetzt glaubt und wünscht, wird an dies grandiose Kulturziel gesetzt werden müssen. Und man denke nicht, daß uns Europäern allein eine aktive Rolle zufallen wird. Wenn erst einmal die uralte ostasiatische Kultur in Bewegung gekommen ist, wird ein gewaltiger Rückschlag auch auf den Occident unausbleiblich sein. Wenn erst der japanisch-chinesische Waren- und Menschenverkehr auf See- und Landwegen nach Europa vordringt, wenn von andrer Seite her der zivilisierte Mohammedanismus aus Indien, Persien und Kleinasien her auf neuerbauten Bahnen durch die Balkanstaaten und Oesterreich vordrängt, dann wird man im Herzen Europas, wo die sich gabelnden Orientwege zusammenlaufen, den Pulsschlag der neuen Zeit laut und vernehmlich hören.

Unserm Vaterlande ist diese Lage nicht neu. Denn für Europa hat Deutschland stets als Knotenpunkt des Verkehrs, des friedlichen und des feindlichen, gedient. Segen und Fluch unsers Vaterlandes hängen von jeher an dieser Konstellation. Nunmehr erweitert sich die Peripherie; die Diagonalen des Weltverkehrs von Indien nach England, von China nach Amerika, von Afrika nach Skandinavien schneiden sich in unserm Zentrum. Uns fällt die Rolle zu, die Fäden von Ost und West, Nord und Süd miteinander zu verknüpfen und vermittelst des unsrer Anlage von Hause aus eingeimpften Universalismus die providentielle Mission der Weltvermittlung zu unserm und der Welt Besten zu übernehmen.

Es gilt, beizeiten sich dieser Mission bewußt zu werden und alles zu thun, was in unsern Kräften steht, um die unvergleichlichen Vorteile dieser Position

Digitized by Google

auszunützen und ihre unausbleiblichen Nachteile so wenig wie möglich fühlbar zu machen.

Wenn also Deutschland gewissermaßen in der Zentrale des Welttelephonnetzes sitzt und die Verbindungen nach allen Seiten herzustellen hat, so ist es auch sein Amt, die Unterhaltung der Teilnehmer so leicht und so verständlich wie möglich zu gestalten; oder ohne Bild gesprochen: die Vermittlerrolle Deutschlands zwingt uns, darauf zu denken, wie die sprachliche Verständigung, die Urquelle und Bedingung jedes anderweitigen Verkehrs, so einfach und so glatt wie möglich erfolgen könne. Schon die biblische Legende beklagt die Sprachenentzweiung. Aber mit der zunehmenden Differenzierung der Völker oder vielmehr mit dem zunehmenden Bewußtsein dieser Trennung hat sich die sprachliche Spaltung noch verschärft. Man kann sagen, die babylonische Sprachverwirrung ist, solange geschichtliche Kunde reicht, nie so schlimm gewesen als in unsrer Zeit, die mit Stolz behauptet, „im Zeichen des Verkehrs“ zu stehen.

Schon im zweiten Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung gewann die assyrische Sprache eine weitreichende Verbreitung in Vorderasien. Selbst der auf seine alte Kultur und Schrift eingebildete Aegypter sah es nicht als Demütigung an, die fremde Sprache zu erlernen und im diplomatischen Verkehre mit dem Orient zur Anwendung zu bringen. In dem letzten Jahrtausend hat sich dann das Griechische allmählich zur Weltsprache entwickelt. Der griechische Kaufmann und Kolonist trug seine Sprache mit seiner überlegenen Kultur siegreich nach Osten und Westen. Alexanders Eroberung vollendete nur den Triumphzug des Hellenismus, der im Westen auch ohne den Glanz siegreicher Waffen sich durchsetzte und Karthago wie Rom tributpflichtig machte. So blieb Griechisch im Orient das herrschende Idiom bis zu den Zeiten des Islam, während im Westen das Imperium romanum die lateinische Sprache zur allgemeinen Geltung brachte, die nunmehr den Barbaren des Occidents gegenüber die zivilisatorische Rolle des Griechischen weiterführte und trotz der aufkommenden und zur Blüte eilenden Nationalsprache bis in das 17. Jahrhundert hinein als Gelehrten- und Diplomatensprache sich behauptete. Dann trat neben den vorübergehend hervordrängenden romanischen Schwestern die französische Sprache in den Vordergrund. Von Richelieu, der die Propaganda seiner Muttersprache aus politischen Zwecken bewußt ins Auge faßte, bis Napoleon, der diese Pläne beinahe verwirklichte, konnte Französisch in der That als Weltsprache gelten. Noch 1829 meinte Goethe, man werde dieser Sprache „niemals den Vorzug streitig machen, als ausgebildete Hof- und Weltsprache sich immer mehr aus- und fortbildend zu wirken“. Aber diese absolute Vorherrschaft ist jetzt trotz der rührigen und geschickten Propaganda der „Alliance Française“ und der Regierung selbst, die zusammen jährlich über eine Million Franken pour la propagation de la langue française opfern, gebrochen. Dazu hat die nationale Bewegung des abgelaufenen Jahrhunderts entscheidend mitgewirkt.

Auch der Verbreitung unsrer Sprache im Auslande hat dieselbe Bewegung starken Eintrag gethan. Wo das Deutsche früher unbestritten die Sprache des

Digitized by Google

höheren Verkehrs und der feineren Bildung war, wie in den stammverwandten Ländern des Nordens und in den nichtdeutschen Gebieten Oesterreichs, ist es jetzt zurückgedrängt oder ganz beseitigt worden. Der Patriotismus lehnt sich überall entrüstet gegen die fremden Sprachen auf. Man will lieber ungebildet und ungesellig als unpatriotisch erscheinen.

Das Aufbrausen des nationalen Selbstgefühls, das so begreiflich und berechtigt ist, läßt aber jetzt etwas nach. Man erinnert sich in ruhigen Stunden, daß das Vaterland nicht der letzte Ring ist, der das Menschentum zusammenhält. Familie, Stamm, Staat sind nur Stufen, die ihren äußersten Abschluß in der Gemeinschaft der ganzen Menschheit finden. Wie das Individuum verkümmert, das nur Individualgefühle bethätigt, wie die Familie ohne weiteren Anschluß innerlich und äußerlich verarmt, wie der Stamm, der sich beduinenhaft vereinzelt, eine kulturwidrige Institution darstellt, so ist ein Volk, das sich eigensinnig abschließt und in stolzer Selbstgenügsamkeit dahin lebt, dem Untergang geweiht. Deutschland, das von der Natur nicht zum Inselreiche oder zum Alpenlande geschaffen worden ist, kann am wenigsten, auch nur zeitweise, eine Isolierung vertragen. Seine äußere Natur, seine Geschichte, sein Charakter hat es zum völkerverbindenden Reiche der Mitte geschaffen.

Dieser Mission sind sich die leitenden Kreise unsers Vaterlandes glücklicherweise in neuerer Zeit in stetig wachsendem Maße bewußt geworden. Seitdem das Deutsche Reich gegründet und damit die alte Weltmachtstellung zurückerobert war, hat Deutschland oft die Initiative ergriffen, um den Völkerverkehr leichter und fruchtbarer zu gestalten; es muß einfach als selbstverständlich gelten, daß unser Land im internationalen Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen unter den ersten sein muß, Erleichterungen des Verkehrs vorzuschlagen und durchzuführen. Noch mehr als bisher muß die Leitung der großen internationalen Routen zu Wasser und zu Lande, in Europa und Orient ein Monopol deutscher Zentralverwaltung werden. Gesprochen werden soll darüber nicht viel, aber um so mehr gedacht und gehandelt!

Aber auch in geistiger Beziehung muß Deutschland seiner zentralen Stellung nicht uneingedenk bleiben. Eine Reihe wichtiger Erfolge sind hier bereits zu verzeichnen, zuletzt die von Deutschland ausgehende internationale Association der Akademien, die nach ihrer nunmehrigen Konsolidierung im April 1901 in Paris ihre erste Generalversammlung abhalten wird.

In die Reihe dieser weltverbindenden Pläne geistiger Art gehört nun auch die Aufgabe, eine Weltsprache ausfindig zu machen, welche dem immer stärker von Land zu Land, von Volk zu Volk flutenden Verkehr ein einfaches Mittel der Aussprache und Verständigung bieten soll. Diese Idee ist keineswegs neu. Seit dem 16. Jahrhundert haben Gelehrte wie Praktiker unablässig über diesem Problem gebrütet, die größten Köpfe wie Giordano Bruno, Comenius, Leibniz haben sich damit abgequält, aber die Lösung der Aufgabe hat bis jetzt eigentlich keinen Schritt vorwärts gethan. Auf die philosophische Seite der Frage, die jene Männer hauptsächlich interessierte, gehe ich hier nicht

ein.[1]) Denn für die praktischen Zwecke internationalen Verkehrs kommen jene Versuche idealer Universalsprachen kaum in Betracht. Wohl aber ist es auch für ein weiteres Publikum nicht ohne Interesse, die neueren Versuche kennen zu lernen, die das praktische Problem einer Weltverkehrssprache ins Auge gefaßt haben.

Diese Aufgabe läßt sich in dreifacher Weise in Angriff nehmen. Entweder man verzichtet überhaupt auf eine sprachliche Basis der Verständigung und begnügt sich, die Begriffe anschaulich und verständlich zu machen. Da jeder Gedanke durch eine geordnete Kombination von Begriffen entsteht, so genügt es zur Verständigung, diese selbst und ihre Ordnung aus dem Bewußtsein des Nachrichtenabsenders in das des Empfängers überzuführen. Dies gelingt bereits durch die Gebärdensprache. Eine Bewegung der Hand zum Mund oder eine Bewegung der Kinnladen versinnbildlicht den Begriff des Essens, der Speise, eine Hinweisung auf die Füße das Gehen, die Bewegung des Zählens das Geld und so fort. Diese Sprache ist international. Der Eskimo wie der Neger versteht sie sofort, und sie tritt überall, wo andre Verständigung versagt, in ihr ursprüngliches Recht ein. Aber freilich diese Gedankenübertragung ist auf wenige, konkrete Dinge beschränkt, und die weitere Ausbildung der Gebärdensprache in das Einzelne und Abstrakte ist bei jedem Volke wieder individuell so verschieden, daß gewisse Handbewegungen, zum Beispiel das Winken, selbst bei benachbarten Völkern gerade das Entgegengesetzte bedeuten.

Höher steht die Zeichenschrift, welche als älteste Stufe jeder Schrift vorausliegt. Hier bedeutet zum Beispiel unser A nicht den sprachlichen Laut, sondern den konkreten Begriff Ochse (phönikisch Aleph). Aehnlich bezeichnet auf der ältesten Stufe der ägyptischen Schrift das Bild des Adlers nicht wie später den Vokal A, sondern den Vogel selbst (ahom). Eine solche Sinnschrift ist noch jetzt die chinesische. Sie hat auch heute noch eine internationale Bedeutung, da von den 500 Millionen Chinesen viele zwar diese Schrift lesen, nicht aber die chinesische Sprache verstehen können.

Die Idee, durch eine solche Zeichenschrift die internationale Verständigung herzustellen, ist entschieden der Entwicklung fähig. Unsre Ziffern und Noten, unsre mathematischen, astronomischen, chemischen Zeichen haben internationale Geltung gewonnen und stellen eine große Erleichterung des allgemeinen Verständnisses dar. Stellt man sich nun vor, daß ein Kanon der geläufigsten Begriffe und Phrasen durch konventionelle Bilder in abgekürzter, schematischer Form international vereinbart würde, so ließe sich dadurch eine gewisse Verständigung erhoffen. Hat doch das Flaggensystem, das die Marine aller seefahrenden Länder seit fünfzig Jahren ausgebildet und im „Signalbuch" kodifiziert hat, eine ganz ähnliche Einrichtung. Mit drei verschiedenfarbigen (oder auf weitere Entfernungen hin verschieden geformten) Flaggen werden so viel Kom-

[1]) Ich habe über „Leibniz und das Problem der Universalsprache" in einer Leibnizrede der Berliner Akademie (Sitzungsberichte 1899, S. 579 ff.) mich ausgesprochen.

Digitized by Google

binationen gebildet, daß ein kleines Lexikon seemännischer Begriffe und Phrasen sich ohne Schwierigkeit damit ausdrücken und signalisieren läßt.

Alle diese Zeichenschriften und Signalsprachen haben nun freilich eine engbegrenzte Sphäre der praktischen Anwendung. Eine kaufmännische oder gar eine politische oder gelehrte Korrespondenz läßt sich auf diesem Wege nicht führen. Es sind primitive Verständigungsmittel, die auch bei feinerer Ausgestaltung wohl niemals eine wirkliche Weltsprache darstellen oder ersetzen werden.

So drängt sich die Notwendigkeit auf, wirkliche Sprachen, das heißt sprechbare und mit unsern Lautalphabeten graphisch darstellbare Sprachen ins Auge zu fassen. Da bietet sich ein doppelter Weg. Entweder eine der vorhandenen und verbreiteten Sprachen wird zur allgemeinen Verkehrssprache gestempelt und erlangt internationale Geltung (natürliche Weltsprache); oder aber man prägt eine neue Idealsprache, die sich durch ihre Vorzüge die Weltherrschaft erringen soll (künstliche Weltsprache).

Der erste Weg ist durch die Geschichte vorgezeichnet. Fast überall hat das jedesmal herrschende Kulturvolk seine Sprache in mehr oder weniger weitem Umkreis zur Anerkennung gebracht. Der hellenische Kolonist, der römische Soldat, der spanische Konquistador hat seine Sprache den Barbaren aufgezwungen. So ist es selbstverständlich, daß der Kamerunneger, sobald er der deutschen Herrschaft unterworfen ist, neben seiner Heimatsprache sich das Deutsche aneignet, wie es selbstverständlich ist, daß der unter deutscher Herrschaft lebende Franzose, Däne, Pole neben seiner Muttersprache auch die Staatssprache kennen muß. Ueberall da, wo eine wirkliche Herrschaft eines durch gemeinschaftliche Sprache geeinten Volkes existiert und nicht ein bloßer Bund verschiedenartiger Nationen, muß die einheitliche Staatssprache als Ausdruck der Staatseinheit Geltung haben. Aber eben darum, weil jede politische Großmacht die Reichseinheit auch in der Sprache ausprägen muß, eignet sich keine der herrschenden europäischen Sprachen zum internationalen Verkehrsinstrumente. Denn jeder, der eine solche Nationalsprache anwendet, erkennt damit gleichsam die fremde Oberhoheit an. Mit fremder Sprache verkehren ist soviel wie mit fremder Münze bezahlen. Beides ist demütigend und eigentlich nur den Bürgern politisch bedeutungsloser Staaten gestattet. Trotzdem haben sich, da das Spanische und Italienische aus politischen Gründen etwas zurücktritt und das Russische noch zu modern ist, drei Sprachen allmählich als Weltverkehrsmittel in den Vordergrund geschoben: Deutsch, Französisch und Englisch. Auf internationalen Kongressen pflegt man sich mit diesen drei „Weltsprachen" zu begnügen, und man hält es für notwendig, als gebildete Europäer mindestens diese drei zu können oder wenigstens zu kennen. Dieser Zwang birgt einen großen erzieherischen Wert in sich. Denn mit jeder neuen Sprache wächst ein Reichtum neuer Anschauungen und Ideen dem menschlichen Geiste zu. Es ist etwas Schönes darum, was der alte römische Dichter Ennius von sich sagt, tria corda habere. Ein Mann, der mit diesen drei Herzen ausgerüstet ist, wird in seinen Gefühlen gleichsam dreifach reguliert wie ein Schiff, das zur Kontrolle drei Chronometer an Bord hat. Nationale Vorurteile haben

weniger Gewalt über ihn, und mit den Geistern dreier Litteraturen kann er stille Zwiesprach pflegen. Wenn wirklich dieser Dreibund der Sprachen allmählich zur unerläßlichen Lebensausrüstung des modernen Gebildeten gerechnet wird, so ist für Weltbildung und Weltfrieden schon viel gewonnen. Hoffentlich sorgt unsre Schulverwaltung, daß wenigstens dieses nächste Ziel in den höheren Schulen erreicht wird, wie es die vorjährige Schulkonferenz in Berlin allseitig dringend gefordert und der Kaiser neuerdings angeordnet hat.

Viele von uns Kontinentalen erblicken nun wohl in diesem Gleichgewicht der drei präponderierenden Sprachen Europas einen idealen und Dauer verheißenden Zustand. Ich kann mich dieser optimistischen Stimmung nicht hingeben. Denn Rußland drängt politisch und geistig so rasch in den Vordergrund des europäischen Konzertes, und seine Lage zwischen Westen und Osten verstärkt seine Position von Tag zu Tag so sehr, daß es nicht mehr lange die Unkenntnis seiner Sprache ruhig mit ansehen wird. Das spezifische Russentum hat ein nationales Selbstbewußtsein von großer Kraft entwickelt. Es wird nicht mehr lange dauern, daß wir ebenso Russisch lernen müssen, wie unsre westlichen Nachbarn sich bequemt haben — Deutsch zu lernen. Dann gehört es also zum Zeichen eines gebildeten Europäers, vier Herzen zu besitzen, und das russische wird ihm, fürchte ich, teurer zu stehen kommen als die drei übrigen zusammen genommen. Dann wird die Quatrupelallianz der Sprachen kritisch werden, und man wird sich fragen, ob denn das, was doch nur Mittel zum Zweck sein soll, Selbstzweck werden darf, ob der Mensch in der Blüte seiner Jahre dazu verdammt ist, Alphabete, Deklinationen und Konjugationen von steigender Schwierigkeit sich in den Kopf zu hämmern und vier Wörterbücher, gleichsam eine lexikalische Tetrapla, im Hirn mit sich herumzuschleppen. Da die Welt künftig nicht in der Lage sein wird, lauter Mezzofantis zu erzeugen, so wird bei so gesteigerten Forderungen gar bald ein Kampf der Weltsprachen ums Dasein beginnen, in dem schließlich wohl eine den Sieg davontragen wird.

Welche von den dreien oder vieren wird die andern überleben und als wahre Weltsprache sich bewähren? Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte Frankreich unbestritten die meisten Chancen. Sie sind in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aus den oben entwickelten Gründen geringer geworden. Um so mehr hat der Umfang der britischen und amerikanischen Herrschaft zugenommen und gleichzeitig damit die Ausbreitung der englischen Sprache. So ist die ganze Welt mit einem Gürtel englisch zivilisierter Kolonien und Staaten umgeben, die den Weltverkehr (natürlich in erster Linie zu Gunsten der Engländer) eingerichtet und ermöglicht haben. So ist der Ozean fast eine englische Straße geworden, und mit dem ersten Schritt auf einen beliebigen Ozeandampfer hat man das Gefühl, britischen Boden zu betreten. Sobald man daher Europa hinter sich läßt, löst sich eigentlich schon jetzt der friedliche Dreibund der Weltsprachen auf, und Britannia rule the waves ist der einzige vernehmbare Klang auf der Fahrt!

Die englische Sprache selbst hat manche Vorzüge vor den konkurrierenden Weltsprachen. Ist sie auch nicht so wohllautend wie die italienische, so klar und

Digitized by Google

abgerundet wie die französische, so tief und bildungsreich wie die deutsche, so ist sie doch für den Weltverkehr vorzüglich geeignet. Durch die Entäußerung alles Ueberflüssigen in Wortbildung, Formenlehre und Syntax erscheint sie als die modernste aller Kultursprachen, durch Zusammenfügung des germanischen und romanischen Wortschatzes als die ausdrucksfähigste. Schön ist sie nicht: sie erscheint etwa wie eine moderne Dampfmaschine im Vergleich zu einem griechischen Tempel oder einem gotischen Dome.

Ich hatte bei jener früher erwähnten Gelegenheit (siehe oben) über die Aussichten des Englischen, künftig die dominierende Weltsprache zu werden, mich nach objektiver Erwägung des Für und Wider günstig ausgesprochen. Wenn man aber damals mich dahin mißverstanden hat, als ob ich als Deutscher diesen Sieg der englischen Sprache von Herzen willkommen geheißen und so bald als möglich herbeigesehnt habe, so beruht dies auf einem ungewöhnlich lächerlichen Mißverständnis der klaren Worte.[1]) Diese braven Leute haben in ihrem gutgemeinten Patriotismus gar nicht gemerkt, daß ich die Gefahr einer englischen Weltsprache und Allerweltssprache nur deshalb so vornehmlich hervorgehoben habe, weil es gilt, beizeiten auf Gegenmittel zu sinnen gegen die immer näherrückende panbritannische Umklammerung. Freilich, es giebt jetzt eine Art von Patrioten, die so laut singen „Deutschland, Deutschland über alles", daß sie gar nicht hören, was jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle vorgeht, und wie sich trotz aller Unglücksfälle und Infamien der jüngsten Epoche die englische Macht, gestützt auf die innere Einigkeit des Volkes, weiter und weiter ausdehnt. Es ist nicht uninteressant, diese Machtentwicklung in Bezug auf die Sprache statistisch zu verfolgen.

Der englische Statistiker Lewis Carnac hat eine Berechnung angestellt, wie die wichtigsten Kultursprachen, die englische, deutsche, russische, französische, italienische und spanische, sich seit dem 15. Jahrhundert verbreitet haben, und weiter, was sich nach dem gegenwärtigen Gang der Entwicklung für die nächste Zukunft, das 20. Jahrhundert, annehmen läßt. Eine von ihm aufgestellte Tabelle veranschaulicht dies folgendermaßen:

	engl.	deutsch	russisch	franz.	ital.	spanisch	
Am Ende des 15. Jahrh. sprachen	4	10	3	10	9½	8½	Mill. Menschen
„ „ „ 16. „ „	6	10	3	14	9½	8½	„ „
„ „ „ 17. „ „	8½	10	3	20	9½	8½	„ „
„ „ „ 18. „ „	20	31	30	31	15	26	„ „
„ „ „ 19. „ „	116	80	85	52	54	44	„ „

[1]) Ich sagte a. O. S. 599: „In praktischer Hinsicht ist das Englische unzweifelhaft die Weltsprache der Zukunft. Darüber wollen wir uns keinen Illusionen hingeben, wenn wir auch noch nicht sobald dem Beispiel einer Nachbarakademie folgen wollen, die seit Anfang dieses Jahres ihr heimisches Idiom aufgegeben und die Sprache Albions statt dessen gewählt hat." (Vergl. Jaarboek van de Koninklijke Akademie van Wetenschapen te Amsterdam 1898. Amsterdam, Januar 1899, Seite LXXXV). Indem ich dann diesen Schritt bei kleinen Nationen entschuldbar finde, fahre ich fort: „Aber wer wird dergleichen von uns Deutschen, wer von einem künstlerisch und politisch so bedeutenden und doch auch in der Wissenschaft allmählich nicht mehr gering zu schätzenden Volke wie dem russischen erwarten?"

Digitized by Google

Bei gleicher Progression würden sprechen:

	engl.	deutsch	russisch	franz.	ital.	spanisch	
Am Ende des 20. Jahrhunderts	640	210	233	85	77	74	Mill. Menschen.

Die Statistik der Sprachen ist nun freilich etwas recht Schwieriges, selbst wenn es sich nur um die Aufnahme des gegenwärtigen Thatbestandes handelt. Für die vergangenen Jahrhunderte ist die Berechnung lediglich eine ungefähre Schätzung, und gar der Schluß auf die Zukunft ist eitel Wahrsagerei. Denn es ist möglich, daß die besorgniserregende Fruchtbarkeit der slawischen Rasse für Rußland noch einen größeren Zuwachs bringen, es ist möglich, daß die englische Ziffer nicht ganz die riesige Höhe von 640 Millionen erreichen wird. Aber das ist allerdings ziemlich wahrscheinlich, daß die romanische Konkurrenz in den Hintergrund treten und daß Deutschland zwei dicke Vordermänner, den Briten und den Russen, vor sich haben wird. Es ist daher eine fatale Situation für uns, eingeengt zwischen zwei schon durch ihr numerisches Uebergewicht drückende Nachbarn den Wettlauf im Kampf um die Weltsprache aufnehmen zu müssen. Durch Anmaßlichkeit und Hurraschreien werden wir nicht zum Ziele gelangen, oder uns auch nur der Erdrückung erwehren können, auch nicht dadurch, daß wir nun unser deutsches Volkstum besonders schroff hervorkehren und dem exklusiven Russentum und Britentum ein ebenso exklusives Germanentum entgegenstellen. Denn wir werden nicht auf die Deckung durch die andern kontinentalen Nachbarn verzichten können und wollen. Es müssen daher andre neutrale Vermittlungswege eingeschlagen und politisch unbedenkliche Verständigungsmittel zur Anwendung kommen, wenn wir einerseits nicht englisch oder kosakisch werden und andrerseits nicht die Sympathie der übrigen Völker Europas, die so wie so nicht allzu groß ist, verscherzen wollen.

Aus dieser Empfindung heraus hat sich das Problem der Weltsprache neuerdings bei uns besonders lebhaft der zweiten Art von Sprachen zugewandt, die ich als künstliche Weltsprache bezeichnet habe. Man versucht das sprachliche Material den drei Weltsprachen gleichmäßig zu entnehmen und die Form und Fügung möglichst einfach und regelmäßig zu gestalten. Auf diese Weise hofft man, auf eine rasch erlernbare Idealsprache eine bald lawinenartig sich vermehrende Anzahl von Bekennern in allen Weltteilen zu vereinigen und so den Wettkampf ohne politischen Druck zu gewinnen.

So hat vor zwanzig Jahren der Pfarrer Johann Martin Schleyer in Konstanz seine Weltsprache Volapük ersonnen. Sie hat gleich anfangs viele begeisterte Bekenner, auch außerhalb Deutschlands, gewonnen. Aber seit etwa zehn Jahren scheint die Verbreitung nachzulassen. Abgesehen von der prinzipiellen Frage, ob es überhaupt je gelingen wird, Sprachen, die langsam und allmählich sich bildende Organismen darstellen, auf einmal fix und fertig auf das „Werde" eines Einzigen ins Leben zu rufen,[1]) hat der Schleyersche Versuch mancherlei

[1]) Daher hat ein Mailänder Anonymus „Umano" in seinem Projekt „Langage humain" (Bern 1900) nur gleichsam das Skelett einer neuen Sprache gegeben, das die

gegen sich. Da diese Sprache nach dem Willen ihres Schöpfers nicht bloß zum Schreiben, sondern auch zum Sprechen bestimmt ist, so hätte nicht bloß auf die Chinesen, die kein r sprechen können, sondern auch auf die Italiener und Engländer und die große Zahl von Deutschen Rücksicht genommen werden sollen, die ö und ü überhaupt nicht oder nicht rein sprechen können. Auch ist nicht bedacht, daß manche Völker wie die Deutschen am Schlusse der Wörter keine Media zu Gehör bringen können. Ein deutscher Volapükist wird also das Wort tid (Lehre) tit sprechen und damit seinem englischen oder italienischen Kollegen sofort unverständlich werden. Ferner hätte der gute Pfarrer doch eigentlich wissen müssen, daß in vielen Gegenden Deutschlands überhaupt die Unterscheidung der Medien und Tenues mit der größten Schwierigkeit verknüpft ist. Kreis zum Beispiel und Greis, Griechen und Kriegen auseinanderzuhalten, gehört für viele zu den Unmöglichkeiten. Nun kommt noch hinzu, daß die norddeutschen p, t, k bereits in die Aspiraten übergegangen und daher im Ausland schwer verständlich geworden sind. Kurz, wer eine sprechbare Idealsprache gründen will, muß so wenig Konsonanten und Vokale wie möglich verwenden, wenn auch nur die Hauptkulturnationen sich beim Aussprechen einigermaßen verstehen sollen.

Einen Hauptfehler des Schleyerschen Volapük hat Léon Bollak in seiner „Blauen Sprache" glücklich vermieden. Die Grammatik dieser Pariser Weltsprache erschien 1899 und trägt den Titel „La Langue Bleue (Bolak), langue internationale pratique". Das Buch umfaßt 480 Seiten Groß-Oktav. Die für Deutsche bestimmte „Kurze Grammatik" der Blauen Sprache, von A. Lévy-Picard besorgt (1900), umfaßt immerhin noch 61 Seiten. Der Verfasser hat sich die philosophischen Grundsätze früherer Vorgänger zu nutze gemacht und ein sinnreiches, wohldurchdachtes System geliefert. Aber die Grammatik ist zu systematisch, abstrakt und schwierig, als daß ich glauben könnte, sie werde den Preis im Wettkampfe gewinnen. Die Vokale sind gut ausgewählt, in den Konsonanten ist g neben k, b neben p, d neben t nicht vermieden, aber am Ausgange wenigstens können die Medien zu Gehör gebracht werden, da dog (Hund) mit Stimmton wie do-ge gesprochen werden soll und so durchweg. Ist dieses auch eine Inkonsequenz gegen das System, das stets dieselbe Aussprache für jeden Buchstaben fordert, so erleichtert er doch dem Deutschen, Franzosen und namentlich dem Italiener die Aussprache ungemein. Unpraktisch erscheint mir in allen diesen künstlichen Sprachen die Ueberladung mit Präfixen und Suffixen, um allerlei Subtilitäten der Bedeutung kurz ausdrücken zu können. Man sollte den reinen Stamm sofort mit bloßem Auge erkennen können; sonst wird die Benützung des Wörterbuches so schwierig wie in den semitischen Sprachen. Künstliche Verkehrssprachen sollten nicht mit den gewachsenen Sprachen in allen möglichen Feinheiten wetteifern, sondern das Wesentliche kurz und faßlich zur Darstellung bringen.

---

verschiedenen Nationen selbst allmählich ausfüllen und so organisch zu einer Idealsprache ausbilden sollen.

Da faßt Herr Julius Lott in Wien die Sache gleich viel praktischer an. Sein kleines Büchlein (auch 1899 erschienen) trägt den Titel: Un lingue international pro le cultivat nations de tot mund. Grammatic, dialogs, letters et vocabular composit in anglian, frances, german, italian et universel lingue pro le practic application durant le exposition universal in Paris 1900. Wie man sieht, baut der Verfasser seine mundolingue auf der Grundlage des Lateins auf. Es ist vielmehr eine verfeinerte lingua franca, die sich naturwüchsig als internationale Schiffersprache des Mittelländischen Meeres ausgebildet hat. Jeder, der eine romanische Sprache oder Latein gelernt, wird diese Lottsche Weltsprache ohne Schwierigkeit verstehen.

Es fragt sich nur: wozu der Umweg? Wäre es nicht einfacher, statt dieses Kunstlateins das Latein selbst als Weltsprache zu wählen, das sich über tausend Jahre als solche bewährt hat, das noch immer auf den höheren Schulen Europas und Amerikas erlernt wird und auch jetzt noch eine allerdings von Tag zu Tag sich mindernde praktische Anwendung erfährt?

Noch immer werden in vielen Kulturländern lateinische Doktordissertationen geschrieben, noch immer bedient sich der Botaniker zu seinen Pflanzennamen und Bestimmungen der lateinischen Sprache, noch immer schreibt der Arzt seine Rezepte in der Sprache der Pharmacopöe, noch immer schreibt der Kaiser von Oesterreich an andre Souveräne lateinische Briefe, „Serenissime Princeps, consanguinee carissime“, noch immer erläßt der Papst seine Encykliken in der Sprache Roms, und wenn er sich erholt, so macht er lateinische Disticha.

Roms Imperium ist lange tot, kein politischer Gedanke knüpft sich mehr an seine stolze Sprache. Darum ist sie ein neutrales Verständigungsmittel, wie es kein zweites giebt. Darum thut sie auch gerade in Oesterreich, wo der wüste Sprachenstreit alle andern Bestrebungen lahm legt,[1]) manchmal gute Dienste, wie die lateinische Rede des Kultusministers v. Hartel bei dem Jubiläum der Krakauer Universität im vorigen Jahre wie Oel auf brandende Wogen wirkte. Viel bemerkt wurde auch die lateinische Rede, mit der König Humbert durch den Minister Baccelli den zwölften Orientalistenkongreß 1899 auf dem Kapitol begrüßen ließ. Jeder Anwesende hatte das Gefühl: Das war die des Ortes, der Versammlung und des erhabenen Monarchen allein würdige Sprache.

Aber freilich dieses internationale Latein, wie es mir vor Augen schwebt, ist kein Philologenlatein, mühsam aus ciceronianischen Phrasen zusammengebraut

---

[1]) Um ihn gütlich beizulegen, hat der K. K. Kanzleidirektor Ferd. Hilbe 1898 eine „neue Weltsprache“ ersonnen, die mit den drei Weltsprachen hantiert und damit noch eine Zahlenschrift verbindet, worin sich der Verfasser mit der 1661 von Becher aus Speyer veröffentlichten Notitia linguarum universalis und dem praktischeren Versuch des Jesuiten Athanasius Kircher (Polygraphia 1663) berührt. Weitere bibliographische Nachweisung über diese ganze Litteratur giebt L. Pollak in der erwähnten Schrift Langue Bleue S. 468 ff.

Digitized by Google

und vor jedem modernen Luftzuge ängstlich behütet, sondern ein frisch und modern weiter gebildetes Neulatein, etwa wie es in der amerikanischen Zeitung Praeco latinus (folia gentium latina menstrua litteraria ac critica, ad propagandum sermonem latinum, necnon ad fovendas litteras latinas) oder in der römischen Vox Urbis (de litteris et bonis artibus commentarius, bis in mense prodit) zur Anwendung gelangt.

Ich bin überzeugt, daß dieses Neulatein ohne Mühe allen praktischen Zwecken angepaßt werden könnte, wie allein schon die Pharmacopoea germanica beweist. Natürlich müßten die Fachmänner selbst und nicht die Philologen diese Sache in die Hand nehmen. Wäre dann ein allgemeines Bedürfnis für dieses Neulatein entstanden, so könnte es sehr wohl auf den Schulen und nicht bloß den Gymnasien erlernt werden. Ja durch die volkstümlichen Universitätskurse, die jetzt in allen Ländern europäischer Zivilisation abgehalten werden, könnte diese wahre Universalsprache so weit gelehrt werden, als zum praktischen Bedürfnisse hinreichte. In Wien sind solche Lateinkurse mit Erfolg seit zwei Jahren im Gange, und in Berlin ist in diesem Winter ebenfalls ein Versuch gemacht worden, der unter sehr starker Beteiligung hauptsächlich aus dem Kreise der unselbständigen Arbeiter und Kaufleute glücklich zu Ende geführt worden ist. Schon 1896, als es sich um die Vorbereitung der nunmehr bereits fest eingebürgerten volkstümlichen Kurse in der Reichshauptstadt handelte, schrieb mir Hermann Grimm, er halte „praktische Uebungen im Lateinsprechen im Sinne einer allgemeinen Weltsprache für wichtig und thunlich“. Natürlich muß der Unterricht für solche Zwecke ganz andre Ziele verfolgen als etwa auf den Gymnasien, wo der Lateinunterricht als wichtiges formales Bildungsmittel der Knaben nicht gründlich genug getrieben werden kann. Betrachtet man hingegen das Latein als eine, praktischen Zwecken dienstbare, lebendige Sprache, so muß sie natürlich auch wie andre lebende Sprachen gelehrt werden. In diesem Zusammenhange erscheinen mir die Reformvorschläge sehr beachtenswert, welche der Genfer Privatdozent Charles Bally kürzlich in seiner Broschüre „Les langues classiques sont-elles des langues mortes?“ entwickelt hat.

Freilich, eine Schwierigkeit bliebe, auch wenn das Latein wieder in seine alten Rechte eingesetzt würde, das ist die Verschiedenheit der nationalen Aussprachen. Zwar ließe sich durch gemeinsam beratene Reformen mehr Gleichförmigkeit erzielen, und Engländer und Amerikaner haben in neuester Zeit ihre so ganz abweichende Aussprache wesentlich der kontinentalen angenähert, aber die anerzogene Eigentümlichkeit der Muttersprache wird sich immer störend bemerkbar machen. Im Grunde genommen ist dies sogar bei den einzelnen Nationalsprachen der Fall, wo dieselbe Schriftsprache in den verschiedensten Gegenden ganz verschieden ausgesprochen wird. Aber ein absolutes Hindernis der Verständigung ist dies nicht, auch beim Lateinsprechen nicht, wie die großen Disputationen früherer Jahrhunderte beweisen, wo sich die Doctores aller möglichen Zungen im Latein miteinander maßen; noch jetzt wiederholt sich dies im kleinen Maßstabe in den deutschen philologischen Seminarien, wo man Polen

Digitized by Google

und Russen, Schweden und Norweger, Italiener und Franzosen, Engländer und Amerikaner ihr national gefärbtes Latein vortragen hört. Im Anfang ist die gegenseitige Verständigung wohl etwas schwierig, aber in kurzem accommodiert sich Mund und Ohr gegenseitig, und schließlich überhört man die nationalen Verschiedenheiten der Betonung und Aussprache wie die heimischen Provinzialismen. An dieser Schwierigkeit also, die übrigens das Latein mit jeder Weltsprache teilen wird, würde das Projekt nicht scheitern.

Wohl aber stehen andre schwere Hindernisse ihm entgegen. Außer einigen klassischen Philologen alter Observanz (denn die modernen sind überhaupt mit dem Latein fertig, da es neben dem Griechischen nur eine zweifelhafte Existenzberechtigung habe), wüßte ich niemand, weder in Deutschland noch außerhalb, der sich wirklich für diese Erneuerung des Lateins interessierte. Selbst bei denjenigen, die in ihrer Jugend sich eine gute Kenntnis dieser Sprache erworben haben, herrscht nicht die geringste Neigung vor, den toten Besitz zum Leben zu erwecken. Man scheut sich nicht, in ausländische Zeitschriften und Sammelwerke Französisch, Englisch, Italienisch zu schreiben, aber Latein — nein, das geht wirklich nicht. Das ist zu zopfig, abgestanden, mit einem Worte: unmodern. Ueberraschend klingt daher die erste Forderung der Pekinger Note, die von Deutschland gestellt ist, das Denkmal für Freiherrn von Ketteler in Peking mit lateinischer, deutscher und chinesischer Inschrift zu versehen. Sollte die Diplomatie etwa Lust verspüren, zur alten Gewohnheit lateinischer Noten zurückzukehren? Ich glaube, wenn die Bewegung für das Latein nachhaltig und wirksam sein sollte, so müßte sie von unten ausgehen. Alle Schichten der Bevölkerung und alle Kulturvölker müßten sich in dem Wunsch und Drange begegnen, die alte Nährmutter der europäischen Zivilisation zum allgemeinen Verständigungsmittel, zur internationalen Kultursprache zu machen. Von dieser Bewegung kann ich bis jetzt keine Spur entdecken. Eher das Gegenteil. Aber das kann sich ja ändern, und ich selbst werde nichts unterlassen, was zur Empfehlung und Verbreitung dieser einfachsten und besten aller Weltsprachen dienlich sein kann.

Der bisherige Zustand der babylonischen Sprachenverwirrung ist offenbar den meisten noch gar nicht so unerträglich erschienen, daß ein lebhaftes Gefühl der Abhilfe sich ihnen aufgedrängt hätte. Man lebt eben noch in den Tag hinein. Die gelehrte Welt in Deutschland behilft sich in der Regel mit Auszügen und Berichten, um die Fortschritte des Auslandes nach Jahr und Tag in dürftigen und oft mißverständlichen Excerpten kennen zu lernen und dabei behaglich zu denken, wie das doch alles nichts sei gegen unsre eignen Leistungen; die kaufmännische Welt hat ja ihre Korrespondenten, die für einen Hungerlohn in fünf, sechs Sprachen nach allen Gegenden der Windrose hin korrespondieren, und wenn ein solcher Mezzofanti zu teuer ist, nun, so hat man ja jetzt die Korrespondentinnen, die, zugleich mit Stenographie und Schreibmaschine ausgerüstet, alle erdenklichen Ansprüche auf das beste und — billigste befriedigen. So wird, vom alten Schlendrian unterstützt, der Sprachenkrieg wie der Krieg

Digitized by Google

überhaupt auf der Erde weiter toben. Das kann freilich der einzelne nicht ändern. Aber er darf doch daran erinnern, daß in dieser Frage der Spracheinheit die hochgepriesene Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts hinter jeder hervorragenden Kulturepoche der Vergangenheit, sogar hinter dem verachteten Mittelalter weit zurückgeblieben ist!



Wissenschaftliche Wandlungen.

Von

Dr. B. Weinstein.

Bauen, Erhalten und Niederreißen bilden wohl das Wesentliche der menschlichen Thätigkeit; der Bestand der Kultur, ihr Fortschritt und ihr Rückschritt sind durch sie bedingt. Wie das Bauen auch zum Rückschritt führen kann, so das Niederreißen zum Fortschritt, und zwar nicht bloß dann, wenn an Stelle des Niedergerissenen etwas Neues aufgerichtet wird. Dem Europäer, und allgemein überhaupt der kaukasischen Rasse, erscheint das Bauen und Niederreißen fast wichtiger als das Erhalten; das Beharren sehen wir mehr als eine Eigentümlichkeit der andern Rassen an und kennzeichnet beispielsweise die Chinesen durch ihr beinahe fanatisches Kleben am Althergebrachten, nicht gerade zum Vorteil dieses Volkes. Es ist nicht meine Absicht, in eine Untersuchung der seelischen Regungen einzutreten, welche einen Menschen zu der einen oder andern dieser Bethätigungen besonders anspornen; die Kulturheroen, denen die Menschheit am meisten zu verdanken hat, waren im Zerstören so groß wie im Bauen; aber sie zerstörten Vorhandenes, weil sie es für schädlich hielten und Besseres an dessen Stelle setzten. Zertrümmerer nach Art eines Dschengischan oder Timurleng sind wie teuflische Ungeheuer oder wie pestartige Krankheiten an der Welt vorübergezogen, sie haben der Menschheit nichts hinterlassen als Wüsten und Jammer.

Indessen geht es selbst auf rein geistigem Gebiet bei der Ausübung jener Thätigkeiten nicht immer ohne Kampf und Spektakel ab, namentlich in der litterarischen Welt wird manchmal mit scharfen und derben Waffen gefochten. Wir haben an Lessing ein glänzendes Beispiel, wie viel unsre Sprache, ohne je dabei unedel und unschön zu werden, an Kraft zu leisten vermag. So gleichgültig uns der Hallenser „Geheimbderath“ Klotz oder der Hamburger Pastor Götze ist, so wenig Interesse sogar dem Modernen das Kampfobjekt selbst bietet, so gerne läßt man sich von Lessings Streitworten umbrausen, der entfesselte Sturm erfrischt uns. Johann Heinrich Voß hat am Niederreißen von Friedrich

Creuzers symbolischer Erklärung der Mythologie mit ähnlichem Rüstzeug gearbeitet, doch nicht mit so edlem. An letzterem liegt es, daß die litterarischen Kämpfe, welche gegenwärtig ausgefochten werden, größtenteils einen so unerquicklichen Eindruck machen. Vergessen wird dabei, daß die Kunst so unendlich ist wie das Weltall und man ihr weder die eine noch die andre Richtung aufzwingen kann, da sie selbst auf einem und demselben Gebiete die mannigfaltigsten Bethätigungen zuläßt. Was schön und edel empfunden und wiedergegeben wird, ist künstlerisch, ebenso was das Herz und den Sinn bewegt, ob ein Moderner sich seiner Ausdrucksweise bedient hat oder ein Klassiker der seinigen. Allein gerade in dieser Hinsicht wird unglaublich viel niedergerissen, richtiger, leider, 'runtergerissen; keine Partei spart der andern die derbsten Bezeichnungen. Man wird wohl am friedlichsten auskommen, wenn man bedenkt, daß in der That die Kunst sozusagen aus zwei Teilen besteht, einem, der nur von den Größten ausgeübt wird und auch der fernsten Nachwelt Genuß und Erhebung bietet, und einem, der gleich schön sein kann, aber von der betreffenden Zeitströmung beherrscht wird und mit dieser entflutet. Letzterer ist es, der von rücksichtslos angreifenden Scharen getragen wird, während die Anhänger des ersteren sich mehr ihrer Haut zu wehren haben. Beide Parteien haben recht, beide aber auch unrecht, wenn Anerkennung oder gar Duldung dessen, was der andre aufgerichtet hat, aus Grundsatz versagt wird. Ich glaube, daß mancher der Leser mit mir den Mangel einer Art Berufungshofes gegen Urteile, wie sie namentlich in Zeitungen mit souveräner Unfehlbarkeit und gar oft mit minimaler Sachkenntnis gefällt werden, bitter empfunden hat.

Indessen will ich dieses gefährliche Gebiet verlassen und mich meinem eigentlichen Thema zuwenden. In den Wissenschaften geht es viel stiller zu. Wir haben zwar auch hier Beispiele höchst energischer Kämpfe, namentlich wenn es sich um Herren handelt, welche gegen die „Fachgelehrten" zu Felde ziehen zu müssen meinen, wobei es alsdann an knüppeldicken Deutlichkeiten nicht mangelt. Weil jedoch die Wissenschaften immerhin nur enge Kreise interessieren, entfesseln sie die Leidenschaften in viel geringerem Maße als die Künste, welche ganz und gar der Oeffentlichkeit angehören sollen. Das bezieht sich jedoch nur auf das Verfahren beim Bauen und Niederreißen; gebaut und niedergerissen wird in den Wissenschaften wohl mit noch größerer Leidenschaft als selbst in den Künsten. Dieses könnte vielleicht diejenigen befremden, welche die Wissenschaften als einen sicheren Besitz betrachten, der höchstens vermehrt werden kann. Giebt es doch Wissenschaften, die wir sogar unmittelbar als „exakte" bezeichnen, womit doch wohl gesagt sein soll, daß sie Zweifeln nicht unterliegen! Und doch ist dem so. Selbst die exakteste aller Wissenschaften — der Leser möge den nicht ganz logischen Superlativ entschuldigen —, die Mathematik, ist Wandlungen unterworfen. Wir haben klassische Mathematik und moderne Mathematik, genau so wie klassische Lyrik und moderne Lyrik, ja ich könnte, wenn ich nicht befürchten müßte, den Leser allzusehr in das Wirrsal dieser gefürchteten Wissenschaft zu verstricken, beweisen, daß sogar die „Moderne" auch in die Mathematik

Digitized by Google

eingedrungen ist; sie spielt hier dieselbe rätselvoll-symbolische Rolle, auf welche sich jetzt führende Dichter und Maler so viel zu gute thun und zu gute thun dürfen, weil sie sich der Widerlegung zugleich mit dem Verständnis entziehen. Das Beispiel der Mathematik zeigt aber, daß man bei Betrachtung der Wandlungen in den Wissenschaften zweierlei scharf unterscheiden muß.

Keine Wissenschaft kann mehr lehren, als man in ihre Grundlagen hineinlegt. Stehen diese Grundlagen fest, so kann man nach einem Schema manches erschließen, worauf man sonst, bei ungeordnetem Suchen, nicht so leicht kommen würde. Einer der allergrößten Mathematiker, Gauß, hat einmal gesagt, was man mit $a + b$ nicht machen kann, kann man überhaupt nicht machen. Und dieses ist so wahr, daß darüber kein Wort verloren zu werden braucht. Hieraus ergiebt sich aber schon, daß die Wandlungen in den Wissenschaften entweder die Methode oder die Grundlagen betreffen können.

Wandlungen in den Methoden haben naturgemäß etwas Aeußerliches an sich. Sie sind oft praktisch von ungeheurer Bedeutung. Alle Erziehung strebt danach, den Geist des Kindes nach der Richtung des Edlen, Schönen und Guten zu lenken und seinem Gedächtnis eine gewisse Summe von Kenntnissen einzuprägen. Aber wie verschieden sind die Wege, die man zu diesem Behufe eingeschlagen hat und einschlägt! Oft scheint es, als ob dabei von ganz entgegengesetzten Ansichten ausgegangen würde. Daß trotzdem im wesentlichen das gleiche Resultat erzielt wird, liegt daran, daß die Ausgangspunkte immer die nämlichen sind. Die letzten Ansichten des gereiften Alters von den Pflichten des Menschen, sie lenken alle verschiedenen Bahnen schließlich demselben Ziele zu, weil sie sich in allen Punkten dieser Bahnen geltend machen. Es darf ferner auf den sogenannten Anschauungsunterricht verwiesen werden; täglich fast werden immer andre Methoden und Hilfsmittel für diesen Unterricht erfunden und empfohlen. In den exakten Wissenschaften ist die Macht der Methode oft so groß, daß darüber alles andre vergessen wird. Bei der Aufsuchung neuer Methoden richtet sich das Bestreben gewöhnlich darauf, die Arbeit in bestimmter Weise zu leiten und vor allem abzukürzen; daher eben die praktische Bedeutung der Methoden. So kann man selbstverständlich jede Multiplikation von Zahlen durch Additionen ersetzen, aber die Methode der Multiplikation verringert die Arbeit sehr erheblich. Man kann behaupten, daß viele Aufgaben der Himmelskunde, Physik und Technik ganz unlösbar sein würden, wenn nicht die Methode des Differenzierens und Integrierens, welche die „höhere“ Mathematik bildet, erfunden worden wäre. Ja es giebt gegenwärtig noch eine Anzahl von solchen Aufgaben, die wir selbst mit diesen Methoden nicht lösen können, wiewohl die größten Mathematiker sich damit abgequält haben. „Que diable s'y mêle!“ soll einst ein solcher großer Mathematiker (ich glaube Clairaut) wütend ausgerufen haben, als er sich mit einer Bewegungsaufgabe lange genug und fruchtlos abgemüht hatte. Wir können seinen Ausruf wiederholen, denn wir sind ebensowenig im stande, die Aufgabe zu lösen, wie er. Also müssen neue Methoden erfunden werden. Gewiß, aber das ist bald gesagt, doch nicht bälder gethan.

Digitized by Google

So wenig ein neuer Stil in der Kunst einfach gefunden wird, so wenig eine Methode in den Wissenschaften. Unmerklich wie ein Stil entsteht auch eine solche Methode, und wie man sich des Stiles eigentlich erst vollbewußt wird, wenn er schon in Blüte steht, so auch bei der Methode. Und hier wie dort fallen die Früchte dem Menschen in den Schoß; man ist oft erstaunt, wie fast selbstverständlich eine Aufgabe sich löst, die vorher allem Stürmen und Drängen unzugänglich gewesen ist. Wer von meinen Lesern wird glauben, daß man die donnernde Brandung des Meeres sozusagen aus einer mathematischen Formel mit toten Buchstaben herauslesen kann? Und doch sah ich Helmholtz dieses Kunststück bewirken.

Ich war damals junger Student und erinnere mich genau, daß die staunende Bewunderung für den Mann mit einem leichten Schreck über die für mich unerhörte That verbunden war. Von diesem merkwürdigen Gelehrten weiß ich noch vieles andre, was auch weitere gebildete Kreise interessieren würde, vielleicht darf ich es einmal erzählen. Doch zurück zu den trockenen Methoden. Sie tragen vielfach einen nationalen Charakter. So haben die Franzosen Methoden der Forschung und Rechnung ausgebildet, die überaus durchsichtig und fast künstlerisch schön sind, aber zu etwas weiten Wegen zwingen. Die Engländer hingegen erfanden Methoden, die so zusammenfassend und schemenhaft abgekürzt sind, daß, wer sie nicht mit größter Vorsicht anwendet, Gefahr läuft, am hellen lichten Tage Gespenster zu sehen. Es erscheinen da Dinge, die in der realen Welt gänzlich unmöglich sind, lediglich der abgekürzten Schreibweise wegen. Wir Deutschen halten auch hier die goldene Mittelstraße ein. Wir schaffen französisch-englische Methoden, das heißt, wir wandeln gegebene Methoden so lange um, bis sie unserm nationalen Charakter, der das Klare liebt, aber auch das Praktische nicht von der Hand weist und sogar ein wenig Mystik gerne hat, entsprechen, und was wir neu erfinden, und das ist wahrlich nicht wenig, bewegt sich im gleichen Kreise. Außerdem aber untersuchen wir auf das gründlichste die Zulässigkeit der Methoden, denn genau so wie im Unterricht haben die Methoden der Wissenschaften einen beschränkten Wert, ja führen sogar, wenn die Grenzen ihrer Anwendbarkeit überschritten werden, zu ganz falschen Ergebnissen. Daß wir gezwungen sind, solche Methoden anzuwenden, ist sehr bedauerlich, es ist aber ein Ruhmesblatt in der Geschichte der wissenschaftlichen Thätigkeit der deutschen Forscher, auf die Gefahren dieser Methoden hingewiesen zu haben. Methoden sind Werkzeuge. Aber nicht mit jedem Werkzeug kann man jeden Gegenstand bearbeiten. Man ackert mit dem Pfluge das weiche Feld, gerät man auf Gestein, so versagt der Pflug oder zerbricht gar. In der Welt der hart im Raume sich stoßenden Sachen ist es nicht schwer, nach einigem Probieren die richtigen Werkzeuge zu finden. Aber die Gedanken wohnen leicht bei einander, darum ist es nicht ohne weiteres möglich, sie einander anzupassen. Oft gehen sie eine weite Strecke fast zusammen, so daß man sich schmeicheln könnte, einen an den andern gestellt zu haben, bis man merkt, daß ihre Bahnen doch nicht ganz zusammenstimmten und ihre Abweichung sich mehr und mehr ver-

Digitized by Google

größert oder gar, daß diese Bahnen in einer plötzlichen Wendung auseinanderfahren.

Befremdlicher noch scheint es, daß auch die Grundlagen in den Wissenschaften wandelbar sein sollen. Das liegt aber daran, daß alle Wissenschaften, also auch ihre Grundlagen, der Erfahrung ihre Entstehung und Ausbildung verdanken. Bei Wissenschaften, wie die beschreibenden Naturwissenschaften oder die erzählende Geschichte, kann man von Grundlagen eigentlich nur insoweit sprechen, als es sich um das, was beschrieben oder erzählt werden soll, handelt. Der Dichter versteht unter Botanik etwas ganz andres als der Botaniker von Fach. Jenen interessieren Form, Farbe, Duft, Glanz; das sind die Grundlagen seiner Botanik. Für diesen dagegen haben derartige Kennzeichen wenig oder gar keinen Wert, er nimmt zur Grundlage seiner Beschreibungen Merkmale, die kein Poet in seine Dichtungen verweben möchte, wie Stengel, Staubfäden und so fort, wesentlich Organe der Fortpflanzung. Wie verschieden aber die erzählende Historie gelehrt wird, sieht man am besten, wenn man ein Geschichtswerk aus dem achtzehnten mit einem solchen aus dem neunzehnten Jahrhundert vergleicht. Kaum bestand die Geschichtserzählung früher aus etwas anderm als aus Angaben über Fürsten, Krieg und Schlacht. Nunmehr treten die Völker und ihr inneres Leben in den Vordergrund, es werden die sozialen und kulturellen Verhältnisse vor allem berücksichtigt; die äußere Geschichte kann naturgemäß nicht übergangen werden, sie gehört mit zur Geschichte, aber sie überwiegt nicht entfernt mehr wie früher.

Sind in diesen Wissenschaften die Grundlagen lediglich bestimmte Angaben über das, was gelehrt werden soll, so besitzen andre Wissenschaften bestimmte Lehren überhaupt, auf denen sie sich aufbauen. Das bekannteste und am meisten angeführte Beispiel hierfür ist die Mathematik. So bestehen ihre Grundlagen, sogenannte Axiome, in dem Teil, den man Geometrie nennt, in zwei Sätzen. Man kann hierfür irgend zwei Sätze aus der Geometrie nehmen, die seit Euklid gewählten scheinen die einfachsten und solche zu sein, die auch der Laie ohne weiteres als richtig zugestehen wird. Warum sind trotzdem auch diese Grundlagen nicht so sicher, als man annehmen möchte? Weil sie aus der Erfahrung abgeleitet sind, und weil die Erfahrung den Erscheinungen der beschränkten Erdenwelt entnommen sind. Keine verzeichnete Erfahrung erschöpft die Erscheinungen vollständig, je tiefer wir in das Studium der Erscheinungen eindringen, desto mehr Einzelheiten, die uns früher entgangen waren, bemerken wir. So ist jede Erfahrung über eine Erscheinung außer uns nur eine Annäherung an diese Erscheinung. Identifizieren wir unsre Erfahrung mit der Erscheinung, so vernachlässigen wir dasjenige, was uns an der Erscheinung entgangen ist. Daraus schon erhellt, daß wir auch der Grundlagen der Wissenschaften nicht sicher sind; wir wissen nicht immer, ob die in ihnen enthaltenen Lehren genau richtig sind. Hier darf ich erwähnen, daß nicht wenige Mathematiker den Satz: „Die drei Winkel eines Dreiecks betragen zwei Rechte“, nur für annähernd richtig halten, daß nach ihnen diese Summe sogar von der Größe des Dreiecks abhängen soll,

Digitized by Google

wenngleich freilich der in jedem praktischen Fall vernachlässigte Betrag unterhalb des für uns noch Wahrnehmbaren fällt.

Noch viel schwieriger wird die Sache, wenn die Grundlagen einer Wissenschaft, wie beispielsweise der theoretischen Physik, durch sogenannte Naturgesetze gegeben sind, das heißt durch Erfahrungsregeln, welche den jeweiligen Verlauf der Erscheinungen zusammenfassen sollen. Ein solches Gesetz ist beispielsweise das berühmte Newtonsche Gravitationsgesetz. Hier ist eine Schwierigkeit vorhanden, die ich vielleicht auch dem in diesen Wissenschaften Fremden klar machen kann. Alle Erfahrungen, die wir machen, betreffen das Ganze der Erscheinung, oder richtiger gesagt, sind an für uns meßbare Körper und Zeiten gebunden. Wenn wir aus Erscheinungen in einem Falle auf solche in einem andern Fall schließen sollen, müssen wir sie an unmeßbar kleinen Körpern und unmeßbar kleinen Zeiträumen aufbauen, weil alle Erscheinungen von der Größe, Gestalt und so weiter der Körper und der Dauer abhängig sind. Da wir die Gesetze aber nur an ausgedehnten Körpern und ausgedehnten Zeiten studieren, so sind wir gezwungen, einen Schluß aus dem einen auf das andre zu machen, und dieser Schluß ist genau so unsicher wie der aus einer Summe auf die einzelnen Summanden. Mit ganz verschiedenen Summandenreihen kann man doch die gleiche Summe erhalten, so auch mit ganz verschiedenen Gesetzen, die sich auf unmeßbar kleine Körper und Zeitabschnitte beziehen, genau die gleichen Regeln für ausgedehnte Körper und Zeitabschnitte. In der That giebt es an sechs oder sieben solche Gesetze in der Wissenschaft der Wirkungen elektrischer Ströme aufeinander, die im Schlußresultat alle das nämliche besagen, die aber an sich sehr verschieden voneinander sind. Und Helmholtz hat nachgewiesen, daß man die bekanntgewordenen noch durch eine Unzahl andrer vermehren kann. Also sind schon deshalb die Grundlagen sehr wandelbar, ja vielfach reine Geschmacksache, und man hat auch bald das eine, bald das andre Gesetz zum Ausgangspunkt gewählt. — Indessen haben wir zu diesem Komparativ noch einen Superlativ, und dieser ist das bei weitem unangenehmste. Man kann übrigens auch sagen, das bei weitem angenehmste, denn sonst würde uns der interessanteste Teil aller Forschung entgehen. Es betrifft dieses diejenigen Grundlagen der Wissenschaften, die weniger praktischen Zwecken dienen als vielmehr ideellen. In den Naturwissenschaften sind es die Grundlagen zur „Erklärung“ der Erscheinungen. Diese nun sind ganz und gar dem Zweifel und Wandel unterworfen. Was der eine Forscher für so sicher hält, daß er darauf ein ganzes wuchtiges Wissenschaftsgebäude errichtet, das glaubt der andre durch einen leichten Zephyrhauch in Nichts verwehen zu können. Was heute eine ganze Wissenschaft beherrscht, kann morgen in die Rumpelkammer wissenschaftlicher Kuriosa verwiesen sein. Man kennt aber auch Fälle, daß spätere Zeit Erklärungen wieder vorgesucht hat, welche frühere Geschlechter mit Hohn beiseite geworfen haben. Ja wenn man auf den letzten Grund aller Dinge und Erscheinungen geht, kann man eigentlich sagen, daß es sich, seit Menschen denken, um einen auf und ab wogenden Kampf zwischen den immer gleichen Erklärungen gehandelt hat und wohl ewig

Digitized by Google

handeln wird. Der Altmeister hat recht, wenn er behauptet, daß die Natur am lichten Tage geheimnisvoll ist und man ihr nichts mit Hebeln und Schrauben abzwingen kann, was sie nicht selbst offenbaren mag. Die Natur ist gar zu vielseitig. Ich weiß nicht, ob ich darüber schon bei einer andern Gelegenheit gesprochen habe, ist es geschehen, so schadet es nichts, wenn ich es wiederhole. Ganz die nämliche Erscheinung vermag die Natur auf den allerverschiedensten Wegen zu erzielen. Jeder Schulbube weiß es heutzutage, daß der Blitz eine elektrische Erscheinung ist. Woher kommt aber die Elektricität, die sich im Blitze entladet? Es giebt wohl mehr als dreißig Erklärungen hierfür, alle können richtig sein. Welche trifft zu? Trifft nur eine zu? Kommen mehrere in Betracht? Ein andres Beispiel. Das Licht pflanzt sich scheinbar geradlinig fort und wird nach bestimmten Gesetzen reflektiert und gebrochen. Der gewaltige Newton stellte die Erklärung auf, das Licht bestehe aus sehr kleinen Substanzteilchen, welche der leuchtende Körper (zum Beispiel die Sonne) ausschleudert. Damit gelang es ihm, die drei vorgenannten Eigenheiten ganz gut abzuleiten. Da wurden noch andre Eigenheiten des Lichts erkannt, von welchen die Newtonsche Erklärung keine Rechenschaft gab. Huyghens stellte eine ganz andre Erklärung auf, wodurch das Licht jeder Substanzialität entkleidet wurde. Young und Fresnel änderten wegen weiter gewonnener Erfahrungen auch diese Erklärung. Dann kam der berühmte Elektriker Maxwell und gab eine von diesen ganz abweichende Erklärung, in der alles auf Bewegungen von Elektricität und Magnetismus zurückgeführt wird. So wandelte sich die Grundlage für die Theorie des Lichtes viermal, und doch ist selbst die erste Grundlage nicht ganz unbrauchbar, die zweite auf einer sehr bedeutenden Strecke brauchbar, und zwischen der dritten und vierten ist eine bestimmte Entscheidung überhaupt noch nicht getroffen, wenngleich unsre elektrische und magnetische Zeit sich naturgemäß mehr der vierten zuneigen würde. Ist das nun die letzte? Wahrscheinlich nicht, denn die elektrischen und magnetischen Vorgänge verlangen wiederum Erklärungen. Das ist eines der glänzendsten Beispiele für die Ueberdeckung und den Wandel der Grundlagen, leicht ließe sich ihm noch manches andre an die Seite stellen.

Der zweite Umstand war, daß wir mit allen unmittelbaren Erfahrungen an die Erde gebunden sind. Hieraus haben manche entnommen, daß wir kein Recht haben, das irdisch Erschlossene in himmlische Fernen zu tragen. Recht oder nicht, wir thun es doch, denn es ist eine Eigenheit des menschlichen Geistes, ebenso stürmend sich in die Unendlichkeit zu wagen, wie er hingebend mit sich selbst sich beschäftigt. Dem berühmten Cartesischen Satze cogito, ergo sum kann man als Gegenstück hinzufügen causas rerum quaero, ergo sunt. Allein da wir einmal in die Erdennähe gezwungen sind, können wir freilich nichts weiter thun als unsre Erdenerfahrungen weiterhin übertragen. Darum sind Zweifel wenn auch nicht geboten, doch mindestens gestattet. Indessen ist es doch sehr bemerkenswert, wie sich, so oft eine Untersuchung aus der irdischen Nähe auf die Himmelskörper angewendet worden ist, Gleichwertigkeit mit unsrer engen

Digitized by Google

Heimat ergeben hat. Dieselben Stoffe, dieselben Bewegungsgesetze, das gleiche Licht, die gleiche Wärme im Himmel wie auf Erden, daran kann kaum ein Zweifel sein. Hat man also versucht, durch Verallgemeinerung der Grundlagen allein mittels Abstrahierens neue Welten zu konstruieren, wie beispielsweise solche mit einem nicht geradlinigen Raum, sondern mit einem kreislinigen oder mit einem Raum von mehr als drei Dimensionen, so schadet das an sich nichts; es sind zunächst Erfrischungen müßiger Stunden. Man darf aber immerhin nicht vergessen, daß es sich um Phantasien handelt, die oft freilich recht anmutig sind. Mit nichts kann man wohl einen Vierdimensionalen mehr schlagen, als wenn man ihn fragt, warum er denn eigentlich seine Kunststücke für durch Reklame mühsam erreichtes Entree zeigt, da ihm doch völlig freisteht, aus der vierten Dimension heraus aus der Erde alle Schätze beliebig an sich zu nehmen, ganz so wie wir es bei zweidimensionalen Welten aus der dritten heraus könnten. Ein andres ist es, wenn man darauf Bezug nimmt, daß, da in der Welt alles zusammenhängt und nirgend etwas geschieht, ohne daß es sofort durch das ganze All Ereignisse hervorruft, keine Erfahrung auf der Erde vollständig sein kann. Hierüber habe ich in eingeschränkterer Form früher bereits gesprochen. So sind denn auch Zweifel daran, ob die Materie wirklich unzerstörbar und die Energie ganz unveränderlich ist, in der That berechtigt. Doch möchte ich mich nicht in so subtile Dinge verlieren. Und schließlich ist, wie Winckelmann mit Platon sagt, die Rede mit Schweigen zu besiegeln.



Johanna Kinkel in England.

Von ihrer Tochter

Adelheid v. Asten-Kinkel.

> Ein Schlachtfeld auch ist das Exil,
> Und hier bist du gefallen!

Bei diesen Worten legte Ferdinand Freiligrath den Lorbeerkranz auf das Grab meiner geliebten Mutter, Johanna Kinkel, und in der That, das Exil war die letzte mühsame Schlacht, welche sie durchkämpfen mußte.

Mit welchem Jubel hatte sie im November des Jahres 1850 die Nachricht von der Befreiung meines Vaters durch Karl Schurz begrüßt! Mit welchen Hoffnungen hatten die Eltern die neue Heimat betreten! Sie erreichten ja auch das ersehnte Ziel und errangen durch ihre ehrenvolle Berufsthätigkeit in London eine geachtete Stellung, aber der Berg war zu steil und die Hindernisse zu

Digitized by Google

groß, als daß meine Mutter, deren Gesundheit schon durch die furchtbaren Schicksale früherer Jahre erschüttert war, solchen Anstrengungen nicht hätte unterliegen müssen.

Ich stelle es mir zur Aufgabe, die Leiden und Freuden unsers Aufenthalts in England zu schildern, führe aber meine geehrten Leser zunächst nach Bonn in die bescheidene Häuslichkeit meiner Großeltern mütterlicherseits, welche uns alle während der Zeitdauer von Vaters Gefangenschaft bei sich aufgenommen hatten. — Meine erste deutliche Erinnerung ist ein strahlender Tannenbaum, der uns vier kleine Kinder an einem dunkeln Weihnachtsmorgen begrüßte; meine zweite Erinnerung, ach jener Tag, an welchem unsre Mutter die Erlaubnis bekam, dem wegen seiner Beteiligung an der Revolution zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe verurteilten Gatten[1]) in Köln lebewohl zu sagen.

Da sah ich meinen geliebten Vater, von dem man mir so viel erzählt hatte, mit Bewußtsein zum erstenmal. Ich war damals kaum vier Jahre alt, aber ich weiß noch, daß er sehr blaß aussah und rotgeweinte Augen hatte.

Er nahm uns alle nach der Reihe auf den Schoß und küßte uns, und nachher fiel die Mutter an seine Brust, und er hielt sie fest, bis die kurzgemessene Zeit unsers erlaubten Zusammenseins verstrichen war.

So reisten wir wieder nach Bonn zu den Großeltern, und der Vater wurde nach Spandau gebracht.

Nun kamen für die Mutter schwere Zeiten. Aus einem Manuskript, welches vor mir liegt, einer von Johanna Kinkel verfaßten Lebensgeschichte ihres Vaters, des Gymnasiallehrers Mockel, entnehme ich folgendes:

„Als der beliebte Lehrer sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, war ganz Bonn in Aufregung. Ein leuchtender Zug von Fackeln bewegte sich die Straße herab und machte Halt vor seinem bescheidenen Hause. Ein kräftiger Sängerchor pries in hellen Liedern den Mann, dessen treues Walten nun ein halbes Jahrhundert erblickt. Der kommende Tag brachte Gäste auf Gäste. Deputationen mit Geschenken und Glückwünschen umringten den Jubilar, der alle diese Liebesbeweise mit kindlicher Freude hinnahm.

Aber die Kränze, die an seinem Ehrentage das Haus schmückten, deckten eine furchtbare Wunde. Den Blicken der frohen Gäste verborgen, auf einsamer Kammer saß die Tochter des Hauses mit ihren verwaisten Kindern in stummer Trauer, denn der Gatte, der für die Freiheit und Einigkeit des Vaterlandes hinweg von dem geliebten Herde in den Kampf gezogen war, er lag gefangen im Kerker . . .

Die letzten Abendstunden brachten Vater und Tochter gemeinschaftlich zu. Dann strebte jeder dem andern etwas aus der weiten Welt vor den Sinn zu bringen, das ihm auf Momente das innere quälende Bild verschleiern sollte. Und dennoch vergebens: was sie auch sprachen, sie wußten selbst, es war nur ein fremder Klang, denn nur ein verzehrender Gedanke nagte an beiden Herzen.

---

[1]) Gottfried Kinkel.

Das freundliche Stübchen, in das durch das Fenster die Rebenranken hineinspielten, die Rosendüfte des anstoßenden Gärtchens, das trauliche Tischchen mit dem vaterländischen Purpurwein — alles wirklich Gegenwärtige erschien ihnen wie ein dünner Rauch, durch dessen Gewölk hindurch sich vor der Phantasie ein langer, langer, schmaler Gang bis in die Ferne dehnte, und am Ende dieses Ganges bildete es sich wie eine Nische, worauf des Unvergeßlichen, Lebendbegrabenen Schattenbild sie unverwandt anstarrte. Hoffnungslose, gräßliche Zeiten!

Kühle, stürmische Regentage künden, daß der Spätherbst nun in den Winter übergehen will. Graue Wolken umziehen rings den Himmel. Der Großvater sitzt an seinem Tische und teilt mechanisch seinen Enkeln die Speise aus. Träumerisch und erbleicht sitzt seine Tochter gegenüber und läßt ihm das Amt, Mutterstelle bei ihren Kindern zu vertreten. Seit Wochen ist sie fast verstummt, und ein inneres Brüten malt sich auf ihren Zügen. Tagelang sah man sie zusammenzucken, wenn an die Thüre gepocht wurde, als ob sie eine Botschaft erwarte: dann strebte sie ihr Zittern zu bekämpfen, sprach mit erzwungener Lebhaftigkeit von andern Dingen, bis endlich die Nervenanspannung ihre letzten Kräfte erschöpft hatte und einer dumpfen Verzweiflung Platz machte.

Heute regte sie sich nicht mehr aus ihrer schlaffen Stellung empor, als ein Mensch dicht an ihrem Fenster vorbeischoß, die Schwelle hinauf vor Hast auf die Kniee stürzte und, mit der Hand an dem eben erhaschten Schellengriff sich festhalten wollend, fast die Klingel abriß. Alle Hausbewohner fuhren erschreckt empor, und selbst der ehrwürdige Jubilar ließ den Löffel fallen und ging, einigermaßen indigniert über einen so unanständig lärmenden Besuch, dem Eindringling in Person entgegen. Atemlos stieß der die Worte hervor: ‚Wißt ihr's schon? Euer Schwiegersohn (Gottfried Kinkel) ist glücklich entflohen, es ist ganz gewiß, der Telegraph hat eben die Nachricht gemeldet!'

Und mehr und mehr Boten stürzten herein, dem glücklichen Hause die Nachricht zu bekräftigen; es war kein Zweifel mehr, die kecke That war gelungen!

Von da ab gab es lachende Gesichter in Fülle — alles jubelte: die Familie — die Nachbarn, die ganze Stadt und wohl noch mehrere!" ...

Einige Wochen nach der Flucht unsers Vaters reiste die Mutter nach Paris, um ihn dort wiederzusehen und alles Nähere für die Uebersiedlung nach London mit ihm zu besprechen. Dann kam sie wieder nach Bonn, aber nur für kurze Zeit. Es wurde nun mit Sturmeseile gepackt, und an einem Tage, den ich auch nie vergessen werde, wurden wir alle in Begleitung einer für mein Kinderauge unabsehbaren Menschenmenge auf ein Dampfschiff gebracht, welches den Rhein herunterfuhr.

Ueber die ersten Reisetage giebt ein hier beigefügter Brief von Johanna Kinkel an ihre Mutter Auskunft:

Dampfboot Viktoria, den 20. Januar 1851.

Liebe Mutter!

Da wir heute morgen erst von Düsseldorf abgefahren sind, so können wir noch nicht viel Interessantes melden. Ich setze aber voraus, daß jede Nachricht

von dem Wohlbefinden Deiner Enkel Dir einige Beruhigung giebt, und so kann ich Dich denn mit Wahrheit versichern, daß es uns bisher ganz wohl gegangen ist. Der Kondukteur und ein andrer Herr vom Schiff gingen mit uns bis an den Gasthof, führten jeder ein Kind mit väterlicher Sorgfalt und empfahlen uns den Wirtsleuten. Daselbst erhielten wir geheizte Zimmer, behagliche Betten genug, überhaupt alles, was wir wünschen konnten. Am Morgen brachte uns der Wirt wieder in Person ans Schiff, verbat sich jede Bezahlung und wünschte nur, daß ich meinen Mann von ihm grüßen möchte. Heute kommen wir schon gegen vier Uhr nach Arnheim und brauchen morgen früh erst um neun wieder auf das Schiff zu gehen. Ich habe also Zeit genug, den Kleinen die nötige Pflege angedeihen zu lassen. Ebenso sind wir morgen beizeiten in Rotterdam. Viele Grüße an den lieben Vater von Eurer Johanna.

Ohne weitere Abenteuer kamen wir an einem sonnigen Wintertag in London an. Der „Papa", nach welchem wir uns so lange gesehnt hatten, stand auf dem hohen Gerüst, genannt Catharina Wharf. Als wir ihn aus der Ferne erkannten, stellte die Mutter uns alle an den Rand des Schiffs, damit er uns gut sehen sollte. Er empfing uns mit heißen Thränen. Für möblierte Zimmer hatte er schon gesorgt, aber dort blieben wir nicht lange, da es zu kostspielig war, auf diese Weise in London zu leben. Die Eltern mieteten also baldmöglichst ein Häuschen in der Vorstadt „St. Johns Wood". Dort eingezogen, empfanden wir leider den ungewohnten Einfluß der Londoner Luft, welche die Gesundheit der ganzen Familie gewaltig angriff.

Brief von Johanna Kinkel an Auguste H... in Bonn:

Liebste Freundin!

7. März 1851.

Nach einem so kolossalen Glück, als das Ende des vorigen Jahres uns gebracht hatte, war es dem Schicksal nicht zu verdenken, daß es uns einmal wieder seine rauhe Seite zukehrte. Die Umrisse unsrer letzten Kalamitäten haben Sie wohl von den Eltern erfahren: Krankheit unsrer ganzen Familie, Auszug aus einer Wohnung und Einzug in ein noch nicht eingerichtetes Haus gerade während der Krankheit. Jetzt, nachdem das vorige Uebel der Kinder fast verschwunden ist, hat sich der Keuchhusten eingestellt. Ich selbst, halb genesen, bin genötigt, die Nächte hindurch unzähligemal aufzustehen, um den Kleinen Hilfe zu leisten, denn eine Person allein kann damit nicht fertig werden. Auf diese Weise kann ich natürlich meinen Husten nicht loswerden, welcher wirklich bis zum höchsten Grade gestiegen ist. Das schlimmste Unheil aber, welches uns befiel, war Kinkels Krankheit, die vorgestern noch lebensgefährlich war. Er hatte einen Katarrh vernachlässigt, teils genötigt durch die unbescheidenen Ansprüche, welche Freunde und Bekannte an ihn machten, die ihn beständig zum Ausgehen und zum Reden zwangen, dann auch durch die Pflege von uns übrigen, die ihm auflag, und endlich durch die Besorgung eines eignen Hauses. Kaum waren wir eingezogen,

Digitized by Google

so stellte sich bei Kinkel ein Krampf in der Kehle ein, so furchtbar, daß in einer Nacht fünf Anfälle kamen, bei denen er zu ersticken drohte. Heute scheint das Uebel gebrochen, und ich benutze den ersten freien Augenblick, um diese Zeilen an Sie zu richten. Erzählen kann ich wenig, denn ich habe von London noch nichts gesehen als die paar Straßen, durch die wir, wohlverpackt in Decken, im geschlossenen Wagen transportiert wurden. Da ich nicht sprechen konnte, so habe ich auch an den berühmten Leuten nicht viel gehabt, die ich bei Kinkel auf Augenblicke sah. Doch kann ich Ihnen, von einigen wenigstens, ein paar Notizen geben. Struve, den Sie als öffentlichen Charakter genügend kennen, ist ein sanfter, liebenswürdiger Mann. Er ist noch viel grauer geworden als Kinkel, der ordentlich jugendlich neben ihm aussieht. Frau v. Struve ist eine ganz wunderschöne Frau, still, fast melancholisch, sie macht aber den Eindruck großer Güte. Ihre historischen Romane sollen außerordentlich gelesen werden. Johannes Ronge[1]) gefällt mir sehr gut. Er hat ein so treuherziges, offenes Wesen. Seine Frau soll herrlich sein, ich sah sie noch nicht. Ruge ist ein geistreicher und ganz behaglicher Gesellschafter, sehr ruhig, wie denn überhaupt die meisten Revolutionäre sich vor andern Menschenkindern durch eine bedeutende Milde des Charakters auszeichnen. Kinkel möchte gerne einen Brief einlegen, aber bei seinem Zustand ist das unmöglich, also sende ich Ihnen zunächst dieses Lebenszeichen und bitte Sie, es nicht zu genau zu nehmen. Denken Sie, wir haben kein Klavier, keine Zeitung im Hause, nichts als ein Lazarett, in welchem immer ein Patient zum Opfer für die andern das Bett verlassen muß, bis er, ermattet von der Pflege, wieder liegen bleibt und den nächsten die Reihe trifft.

Wie krank die Kinder und wir sind, dürfen die Eltern nicht wissen. Sonst aber ist mir's lieb, wenn Sie ihnen von diesem Brief erzählen, damit Sie wenigstens hören, daß wir heute noch am Leben waren. Tausend Grüße an die Ihrigen von Ihrer Johanna.

(Nachschrift: Wir werden auch diesmal wohl durchschwimmen. Von ganzem Herzen Ihr Freund Kinkel!)

Ein Brief meiner Mutter an eine andre Freundin, Gretchen Biesing, enthält in der Hauptsache dasselbe, fährt dann aber fort:

Kinkel und ich sind noch keineswegs hergestellt, haben uns aber so weit erholt, daß wir bei warmem Wetter ein bißchen an die Luft dürfen. Vor Mai aber dürfen wir nicht hoffen, unsre vier Lieblinge wieder auf den Beinen zu haben. Die armen Tierchen sind schrecklich herunter von dem vielmonatlichen Leiden, aber nach Verhältnis artig und geduldig. Unser Häuschen ist jetzt anständig möbliert, so daß mir die Möglichkeit gegeben ist, englischen Damen im eignen Logis Stunden zu geben, und nun wollen wir nächster Tage unsre Empfehlungsbriefe abgeben und uns nach einem passenden Erwerb umsehen! Zu diesem Zweck war für London ein bißchen Nettigkeit der Einrichtung nötig. Wäre

[1]) Der „Kindergärtner".

das Stundengeben nicht, so hätten wir noch einfacher leben können. Unser kleines Häuschen liegt in einem Garten, welchen Kinkel im Sommer mit den Kindern selber zu bebauen gedenkt. Diese gesunde Bewegung wird ein notwendiges Gegengewicht zu der aufregenden Geistesthätigkeit sein, welches sein Leben in der demokratischen Partei ihm auferlegt. Wir verkehren hier mit den Hauptrevolutionären aller Nationen und haben vor einigen Tagen die deutsche Revolution in einem großartigen Bankett feiern helfen, wo Struve, Mazzini, Ruge, Ronge, Kinkel und mehrere Ungarn, Franzosen und Engländer Reden vor ungefähr achthundert Personen hielten. Du weißt, daß Nettchen Schurz (Schwester des Befreiers) an Tochterstelle bei uns ist. Das Kind ist sehr lieb, gut und klug, und ihre Gegenwart trägt viel zu meinem Glücke bei. Dich küßt voll alter Treue Deine Johanna Kinkel.

(Nachschrift: Im ganzen ist unser Leben nach dem abscheulichen Unglück doch sehr hell geworden, und wenn wir erst wieder ans Arbeiten kommen, wird es schon heiter werden. Ich grüße Sie mit rechter Herzlichkeit als Ihr getreuer Freund Kinkel.)

Goethe sagt einmal: „Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir sie nicht suchen", und mit Recht, denn bei jedem Wechsel im Leben finden wir die Unannehmlichkeiten, welche wir von vornherein erwartet haben, gar nicht so schlimm; zu unsrer Bestürzung tauchen aber viele unerwartete Hindernisse auf, an die wir niemals gedacht hatten. So war es auch hier: Ganz davon abgesehen, daß die Eltern sich die gesundheitlichen Verhältnisse der übervölkerten Großstadt nicht klar gemacht hatten, merkten sie nun auch, wie schwer es war, der enormen Konkurrenz gegenüber eine sichere Existenz zu gründen. Mein Vater mußte zunächst in Mädchen- und Kinderschulen die Anfangsgründe der deutschen Grammatik unterrichten, und meine Mutter, die gefeierte Direktrice des Bonner Gesangvereins, welche früher nur die begabten und fleißigen Schüler angenommen hatte, mußte in einer Londoner Pension für kleines Honorar gerade die Schülerinnen nehmen, welche der dort angestellte, „teure" Lehrer nicht unterrichten wollte, weil sie hoffnungslos dumm und faul waren. Ich entsinne mich noch eines Regentages, an welchem die Mutter, heftig erkältet, gegen den Willen des Arztes früh aufstand und sich, in warme Shawls gehüllt, in diese Pension begab, um abends schwer krank wiederzukommen. Ein andres Mal mußte der liebe Vater um neun Uhr morgens eine Fackel mit auf den Weg nehmen, weil der Novembernebel so dicht war, daß man kaum einen Fußbreit vor sich sehen konnte. Stunden durften eben nicht versäumt werden, wenn wir vier kleinen Kinder ernährt werden sollten.

Auch in andrer Beziehung gab es Arbeit genug. Denn die zahlreichen politischen Flüchtlinge, welche damals in London verkehrten, nahmen die freie Zeit meines Vaters ganz in Anspruch. Nicht nur, wie schon erwähnt, mußte er viele Reden halten, sondern auch beständig pekuniäre Opfer bringen, um solchen, die überhaupt keine Arbeit fanden, aus der Not zu helfen. Man glaubte damals,

daß in dem Kampf um die Freiheit und Einigkeit des geliebten Vaterlandes nur eine kurze Pause eingetreten sei und daß die Verwirklichung der großen Idee bald bevorstehe. — Um für diese Eventualität vorbereitet zu sein, sollte Geld gesammelt werden. Mein Vater wurde von seinen Parteigenossen auserlesen, um in dem reichen Amerika Vorträge zu halten, aber es kam lange nicht so viel dabei heraus, wie man erwartet hatte — wenn ich nicht irre nur etwa zehntausend Dollars, welche zuerst auf einer Bank angelegt und nach langen Jahren von einem meinem Vater feindlich gesinnten Zeitungsredakteur zu politischen Zwecken verwendet wurden.

Daß Gottfried Kinkel, als er ohnedies mit so schweren Existenzsorgen zu kämpfen hatte, diese undankbare Reise überhaupt antrat, kann nur derjenige begreifen, welcher den zündenden Enthusiasmus der Revolutionsjahre mit erlebt hat. Der Patriotismus der Achtundvierziger war eben so stark, daß sie auch im Exil noch für die Einigkeit und Größe des heißgeliebten Vaterlandes weiterstrebten, und da das preußische Königshaus die Kaiserkrone damals, wie es schien für alle Zeiten, abgelehnt hatte, dieses heilige Ziel nur noch in der Republik zu erreichen hofften. Vielleicht auch machte die lange, vor kurzem erst überstandene Kerkerhaft und die darauffolgende lebensgefährliche Krankheit eine derartige Ausspannung nötig, und in der That, die Seereise, die großartigen Eindrücke der Neuen Welt, alles dieses erquickte den Geist des schwergeprüften Märtyrers, und er kehrte frischer und mutiger zurück.

Unterdessen machte Napoleon III. der republikanischen Partei einen Strich durch die Rechnung, indem er am 2. Dezember 1851 durch seinen grausamen Staatsstreich die Kaiserkrone errungen hatte. Somit war der Sieg der Reaktion bestätigt und der Mut der Freiheitskämpfer gebrochen. Ich will noch eben erwähnen, daß wir im Jahre 1852 zweimal sehr lieben und angenehmen Besuch aus Deutschland bekamen. Zuerst war es unser Großvater Herr Mockel aus Bonn, welcher, inzwischen verwitwet, zu uns kam. Wir thaten alles, was wir konnten, um ihm den Aufenthalt in London angenehm zu machen, und hofften, ihn ganz bei uns zu behalten, aber das Getöse der Hauptstraßen und das ganze aufregende Leben der Großstadt griffen seine schwachen Nerven so an, daß wir auf unsern schönen Plan verzichten mußten. Er kehrte zurück in sein liebes, stilles Bonn, und wir sahen ihn nicht wieder, da er bald nachher gemütskrank wurde. Der zweite Besuch war Fräulein Malwida v. Meysenbug, die „Idealistin“. Sie hatte schon früher mit unsrer Mutter korrespondiert und derselben während der Zeitdauer von Vaters Gefangenschaft warme Freundschaftsgefühle entgegengebracht. Nun lernten wir sie persönlich kennen, und da sie meinen Eltern sehr sympathisch war, entspann sich ein schönes Verhältnis, worüber ihr berühmtes Buch „Memoiren einer Idealistin“ genügende Auskunft giebt.

Hier folgen nun die Briefe von Johanna Kinkel aus der eben geschilderten Zeit:

Digitized by Google

An Auguste H...

St. Johns Wood, den 22. April 1851.

Liebe Auguste!

Hoffentlich hat sich die Stimmung, die damals auf Ihnen lastete, als Sie uns zuletzt schrieben, wieder gehoben, wie es gewöhnlich geschieht, wenn eben ein Unglück überstanden ist.

Uns wenigstens ist es so gegangen. Wir sehen seit unsrer Wiederherstellung das Leben heiterer an wie jemals. In Beantwortung Ihrer Frage folgendes: Außer Kiesewetters Geschichte der Musik ist mir nur die von Forkel bekannt, die nur bis zu J. S. Bachs Zeit reicht. Ich habe mir eine klare Anschauung der musikalischen Fortschreitung nur dadurch erleichtert, daß ich mir Kompositionen der bedeutenden Meister verschaffte und diese vergleichend studierte.

Was es heißt, in London öffentliche Vorträge zu stande bringen, wie viel es da zu laufen, zu schreiben, beizuschaffen giebt, ahnen Sie wohl ungefähr und entschuldigen Kinkel noch einmal wegen seines langen Stillschweigens. Sie wissen ja, wie hoch er Sie verehrt! Von dem Erfolg der Vorlesungen hängt es ungefähr ab, ob wir hier einen bleibenden Herd gründen oder nach Amerika müssen. Schülerinnen habe ich noch wenige. In der Fremde geht das immer langsam; auch in Berlin ehedem mußte ich lange warten, und nachher kam Ueberfluß, als ich erst bekannt war. Haben Sie jemals etwas von Therese Pulszky gelesen? Graf Pulszky ist ein ungarischer Emigrant. Als Kossuths Gesandter kam er nach London, schloß Verbindungen mit den höchsten Familien und wurde, nachdem die ungarische Revolution niedergestürzt war, durch seine befestigte gesellschaftliche Stellung den späteren ärmeren Flüchtlingen sehr nützlich. Seine Gemahlin hatte mit ihren Kindern eine sehr gefährliche Flucht hierher. Monatelang irrten sie in den Gebirgen herum, ehe sie über die Grenze einen freien Pfad fanden. Pulszky ist großer Kunstkenner, Archäologe, Historiker und als solcher meinem Manne sympathisch zugethan. Therese Pulszky, mit der ich aufs freundschaftlichste verkehre, ist außerdem sehr musikalisch, spielt wunderschön das Harmonium und hat als Tochter eines der reichsten Wiener Häuser Gelegenheit gehabt, das Beste von Musik zu hören. Durch ihr Buch „Memoirs of a hungarian lady" hat sie hier trefflich Propaganda für die ungarische Emigration gemacht. Leider hatten die Deutschen versäumt, eine ähnliche Vertretung vor andern Nationen zu erschaffen. Einige Flüchtlingskreise sind verrückt genug, Pulszkys wegen ihres Zusammenhangs mit der englischen Aristokratie anzufeinden, ohne zu bedenken, daß gerade durch sie die ungarische Emigration eine ganz andre Stellung in den Augen dieser Nation hat wie die deutsche. Neulich kam eine ungarische Familie in Not. Therese Pulszky gab ein Konzert und lud bloß ihre Bekannten ein, Billets zu verteilen. Von dem Ertrag kann jene Familie ein Jahr lang existieren. Wir hoffen ebenfalls, für unsre deutschen Genossen in der Verbannung Gutes wirken zu können, wenn unsre Stellung in der Gesellschaft sich so befestigt, wie es den Anschein hat. Wir werden uns alsdann wohl ebenso darauf gefaßt

machen müssen, von den äußersten Roten verdächtigt zu werden. Wir haben schon derartige Erfahrungen gemacht, die uns indes nicht hindern sollen, unsern Weg zu gehen. Denken Sie sich, welch sonderbare Stellung ein Parteiführer hat: von einer Seite spioniert die Polizei, ob er nicht mit den Arbeiterklubs verkehrt, und von der andern Seite spionieren die Arbeiter, ob er nicht aristokratische Gesellschaften besucht. Man beobachtet Kinkel auf Schritt und Tritt. Dies geniert ihn indes wenig, da er gewohnt ist, alles, was er thut, sehr offen zu thun.

Ihre liebe Schwester grüßen Sie aufs innigste, ebenso Ihre geehrte Frau Mutter. Bleiben Sie mir gewogen und schreiben bald an Ihre treue

Johanna Kinkel.

*

London, den 15. Januar 1852.

Meine liebste Freundin!

So wie jetzt die Sachen stehen (seit dem 2. Dezember),[1]) bin ich mit den Ansichten, die Sie in Ihrem letzten Briefe aussprechen, völlig einverstanden, und ich wünschte nur auch Kinkel davon überzeugen zu können. Ein fortwährendes sich in Gefahren und Aufopferungen Stürzen seinerseits kann jetzt niemand mehr helfen. Sie können sich gar nicht denken, wie ich durch die letzte Trennung leide. Jetzt hat mich seit lange kein Brief mehr erreicht. Das ängstigt mich doppelt, da Kinkel bisher immer sehr häufig schrieb. Die Stürme auf den Binnenseen Amerikas und die Eismassen auf dem Mississippi haben schon manches Schiff gekostet. Ach, Liebe, Sie leiden von der Windstille des Lebens vielleicht mehr als ich von den Stürmen, und so sollte ich nicht klagen!

Vielleicht interessiert es Sie, Louis Blancs Urteil über Napoleon zu hören. Die beiden haben damals in Hamm zusammengesessen. Louis Blanc sagt, sein Namensvetter Louis sei „un homme stupide“, aber er habe eine fixe Idee, die ihn in allen Gefahren stark mache. Er, Napoleon, habe immer gesagt: „Je serai un jour Empereur.“ Dieser Glaube trage ihn durch alles hindurch mit der Gewalt eines Stierkopfes.

Die ungarische und italienische Emigration rüstet sich zur Auswanderung nach Amerika. Was aber noch mehr für die Hoffnungslosigkeit eines baldigen Sieges spricht, ist, daß die Franzosen en masse emigrieren.

In Ihrem letzten Brief haben Sie mit sehr klarem Bewußtsein den Zustand der vermeintlich Unverwüstlichen geschildert, denen jeder mehr und mehr aufbürdet. Sie kennen ihn an sich selbst. Bei mir, wo das Maß längst voll war, kommt noch etwas hinzu, das von meinen Freunden hier niemand, das Sie aber sehr wohl taxieren werden. Mit uns unter einem Dach, im Nebenhaus, wohnt ein andrer Musiklehrer, dessen „Singing Classes“ ich durch den gemeinschaftlichen (vorn nach englischer Art geöffneten) Kamin so genau höre wie meine eignen. Unsre Unterrichtslokale stoßen aneinander, und sehr ergötzlich fallen zwischen meine

[1]) Als Napoleon III. die Kaiserkrone errang.

Pausen in der klassisch-deutschen Schule seine Aufführungen von Rossinis Opernfinales.

Sonstige Verpflichtungen zwingen mich, meine Kinder im Musikunterricht sehr zurückzusetzen, aber sie haben so entschiedenes Talent, daß es eine Sünde wäre, wenn ich sie ganz aufhören ließe. Vierzehn Stunden wöchentlich, außer den Erwerbsstunden, konsumiert meine Familie an Generalbaß-, Gesang- und Klavierunterricht, und das ist nicht zu viel ...

Herzlichen Gruß von Ihrer

Johanna.

Aus diesen Briefen läßt sich voraussehen, daß Gottfried Kinkel sich nun allmählich von allen politischen Agitationen zurückzog. Wie ihm sein Gewissen im Jahre 1848 vorgeschrieben hatte, sich an den Revolutionen zu beteiligen, so war es jetzt wieder dieselbe Stimme des Gewissens, welche ihn anspornte, seine ganze Kraft der eignen Familie zu widmen. Aber, wie gesagt, es war sehr schwer, einen ausreichenden Erwerb zu finden, und diese Zeit war wieder recht sorgenvoll. Der liebe Vater bannte aber in seinen schlaflosen Nächten die quälenden Sorgen durch seine poetische Natur, sich selbst zum Trost, und ich kann nicht umhin, ein bei Cotta erschienenes Gedicht hier wiederzugeben, welches ihn über vieles hinwegsetzte:

Noch keine Rast nach langem, schwerem Tag!
Hart ist nach hartem Thun ein schlaflos Lager,
Die Sorgen kommen all, die kleinen Nager,
Doch still! durch Nebel hallt der zwölfte Schlag.

Ein neuer Tag! Nun steigst du, heil'ges Licht,
Aufwärts aus deinen feuchten Tiefen wieder;
Der Vogel sinnt im Nest auf Morgenlieder,
Und schaudernd senkt die Nacht ihr Sphinxgesicht.

Heil dir, o Licht, dein heilig Pflegeramt,
Du übst es freudig, stets von neuem tagend,
So will auch ich thun, nicht verzagend,
Solang dein Strahl ob meinem Scheitel flammt.

Was dir auch kam, es fand dich niemals feig,
Mein stiller Geist, du hast es überwunden,
Nie fanden dich die allerschwersten Stunden
Ratlos an Wort, noch vor dem Handeln bleich!

Du weißt es, daß du siegst, so lang du strebst,
Härter als Feindesherzen sind die Waffen,
Gewaltiger als das Chaos ist das Schaffen,
Und jede Last weicht, wenn du mutig hebst!

So schließe nun, mein schmerzend Aug', dich zu,
Und fließe leis, empörte Herzenswelle,
Nimm mich, o Ferge Schlaf, und an die Schwelle
Des Morgenufers wiege mich in Ruh!

Digitized by Google

Das optimistische Temperament meines Vaters ließ ihn, solange er noch nicht so viel zu thun hatte, die Kunstschätze der Weltstadt mit großer Freude genießen, und in dieser Zeit gingen beide Eltern auch viel in Gesellschaft, schon um einen größeren Bekanntenkreis zu erringen. Besonders die Parlamentsmitglieder brachten, wie schon erwähnt, den Flüchtlingen der damaligen Zeit großes Interesse entgegen, und solche, welche auch litterarische Berühmtheit erlangt hatten, wurden in den ersten Salons gerne begrüßt.

Brief an Auguste H...

20. Juni 1852.

Liebste Freundin!

Wie soll ich Ihnen danken, daß Sie zwischen all Ihren eignen Nöten Ihre kostbare Zeit unsern Angelegenheiten widmen und meinem guten Vater die Absendung unsrer Effekten so treu erleichtern. Wie freuen wir uns auf das Auspacken der Manuskripte, bei welchem Geschäft unser buntes Leben wie ein Zauberspiegel noch einmal an uns vorbeigleiten wird! Ach! — Ramersdorfer Wald Maikräuter! Wasserlilien, Lieder im Kahn auf der Bucht! In der Erinnerung ist das alles uns nur ein holder Traum, der aber keine Spur der Sehnsucht nach Wiederholung in uns weckt. Die Welt der Gegenwart ist in ihrer Art so schön, so reich in ihrer Gewaltigkeit, daß wir sie augenblicklich mit nichts vertauschen möchten. Unsrer Jugend war das träumerische Naturleben am Rhein ganz gemäß, und wir haben es lustig ausgenossen. Jetzt, auf der Höhe des Lebenssommers, lobe ich mir London, wo man den Herzpuls der ganzen Welt schlagen fühlt. Wie kann man hier lernen, beste Freundin! Was für prächtige Menschen giebt es hier, und welche Fülle von Ideen aus allen Geistesgebieten tummeln sich in einem einzigen Raum umher, wenn man bei ein paar Leuten ein Stündchen am Kamin zubringt! Das Gute aus allen Weltteilen knüpft sich in diesem großen Staat zusammen. Die Menschen reisen mit einer unglaublichen Leichtigkeit nach allen Weltteilen; dieser hat einen Bruder in den australischen Kolonien, der verheiratet seine Tochter nach Indien, man bleibt in steter Wechselwirkung mit jenen Gegenden. — Die Frauen kennen Gefahren von See- und Landfahrten und werden dadurch gleichgültig gegen alles Kleinliche. In den Theegesellschaften trifft man Perser, Aegypter und so weiter, welche feine zivilisierte Leute sind, aber weiter kein besonderes Aufsehen erregen. Sie sprechen entweder französisch oder englisch, auch unterhalten sich die ungarischen Exilierten zuweilen in türkischer Sprache mit ihnen. Für beobachtende Dichternaturen ist es ein unerschöpflicher Kreis der Anschauungen. Hätte man nur Zeit, den Stoff zu verarbeiten! Eigentliche Medisance existiert hier nicht, wenigstens nicht in den Kreisen, in die wir hineinschauen. Beschämt muß ich indes hinzufügen, daß wir fast nur die englischen Kreise besuchen. Die Deutschen, diejenigen, welche hier **nicht** arbeiten, finde ich schrecklich demoralisiert. Sie schimpfen auf England, ohne zu bedenken, daß es der einzige Fußbreit in Europa ist, wo man frei denken und reden kann, was man will. Dabei verhehle ich nicht, daß man sich hier

Digitized by Google

furchtbar abarbeiten muß, um durchzukommen, und daß viele den Anstrengungen unterliegen würden, die wir für unsre bloße Existenz machen müssen. Aber die Existenz in London ist es wert, daß man alle Kräfte daran setzt, und so mögen denn die Schattenseiten im Schatten bleiben.

In meiner Kindergesangklasse kommen alle zivilisierten Nationen zusammen — in der „Young ladies Singing Class“ üben wir jetzt meine Vogelkantate, welche zu gleicher Zeit von Künstlern zur Aufführung vorbereitet wird, wie ich höre. Nächsten Montag soll sie in den „Beethoven Rooms“ vorkommen, wo meistens deutsche Sänger auftreten.

Neulich fand ich nicht weniger als fünf Klaviervirtuosen in einer Abendgesellschaft, und jeder gehörte einer andern Nation an. In diesem Fach ist diesmal Fräulein Claus [1]) der Stern der „Season“. Seit Thalberg habe ich ein solches Spiel nicht mehr gehört. Sie spielt von Sebastian Bach bis Liszt alle Arten Klaviermusik mit gleicher Trefflichkeit. Wie sehr übrigens London mit Klavierspielern überströmt ist, davon möge Ihnen folgender Umstand einen Beweis geben. Längst ist es unerhört, daß man zu derartigen Konzerten Billette kauft, man bekommt sie geschenkt, und der Konzertgeber ist dankbar, wenn die fashionable Welt ihm zuhört. Um Unterricht zu geben, muß man sich vorher durch Konzerte bekannt machen. Gerne wendet ein Virtuose die enormen Kosten an Lokal und so weiter, wenn er sich dadurch als Lehrer festzusetzen hofft. (Fräulein Claus macht indes eine Ausnahme, auch was die Einnahme angeht, sie hatte wirklich ein gefülltes und gut bezahltes Konzert). Die andern Künstler machen oft noch einen andern „Humbug“. Sie kündigen nämlich die ersten Sänger an, welche sie angeblich unterstützen, aber eingetretener Hindernisse wegen zuletzt bis auf ein paar Lückenbüßer wegbleiben. Denken Sie sich das Entsetzen, noch immer „In diesen heiligen Hallen“ von Geistern dritten und vierten Ranges anhören zu müssen, da die Bassisten so gemein sind wie Brombeeren (Brummbären!)

Nun habe ich über die Maßen geplaudert, und doch möchte ich so stundenlang fortfahren, als säßen Sie neben mir auf dem Sofa!

Adieu, liebste Auguste! und behalten Sie lieb Ihre

Johanna.

Endlich fand sich eine schöne, wirklich lohnende Erwerbsquelle in Manchester und andern Provinzialstädten. Mein Vater erhielt die Aufforderung, in den dortigen deutschen Kreisen Vorträge über Kunstgeschichte und Litteratur zu halten, und da fingen endlich bessere Zeiten an. Es liegen einige Briefe des Vaters aus den nördlichen Provinzen vor, von welchen ich einen wiedergebe:

Manchester, den 1. November 1852.

Liebste Johanna!

Ich benutze diese Gelegenheit, um Dir zu sagen, daß der Erfolg meines ersten Vortrags überaus glänzend war. Die Opponenten sind umgewandelt,

[1]) Szarvadi.

man drängt Einladung auf Einladung, ich habe schon keinen Mittag auf vierzehn Tage hier mehr unbesetzt. Der Effekt heute abend war still und tief. Man giebt mir Massen von Briefen nach Bradford, wo auch Mißlingen unmöglich scheint. Deine geliebten zwei Briefe sind angekommen. Ich habe sie auf einem Nachmittagsspaziergang still und fröhlich durchgelesen. Dieses ist natürlich keine Antwort auf dieselben, sondern nur eine fröhliche Botschaft. Die Kasse ergiebt jetzt achtzig Pfund, und nun kommen noch die Einzelbillets, deren es diesen Abend fünfundsiebzig waren.

Man rüstet unter den Engländern hier ein Komitee, um mich für englische Vorträge über die Geschichte der deutschen Revolution förmlich einzuladen.

Ich muß aber unmenschlich arbeiten. Pflege Dich und schone Dich — hier thun sich Aussichten auf, die uns sorglos machen dürfen — wenigstens sorgenlos.

Man will Dich hier kennen lernen, Du bist aufs freundlichste bei Leppocs eingeladen. Schreibe mir, ob, wenn die Kinder wohl sind, Du mir die Freude machen willst, diese Einladung anzunehmen!

Die Leute hier sind gar lieb!

Von ganzer Seele, alles, was ich erringe, Dir zu Füßen legend, Dein

Gottfried.

Meine Mutter reiste kurz nachher nach Manchester, um die Freunde ihres Gatten kennen zu lernen. In den dortigen gesellschaftlichen Kreisen mußte sie stets ihr geistvolles Klavierspiel und ihre von Mendelssohn und Schumann so hochgeschätzten Kompositionen zum besten geben, und, da unsre Verhältnisse nun für unsre kindlichen Begriffe einen so großartigen Aufschwung genommen hatten, durfte ich für mich und mein jüngstes Brüderchen einen Wunschzettel aufschreiben, welcher entsprechend großartig lautete:

Lieber Papa! Der Hermann will ein Kistchen mit Spielsachen haben, und ich will ein Notenbüchelchen für meinen Generalbaß haben, oder einen Pariser Has. Viele Grüße von der Malwida. Ich bin Deine Tochter

Adelheid Kinkel.

Wie tanzten wir vor Freude, als wir diese Wünsche erfüllt sahen!

Wieder zu Hause angelangt, machten die Eltern sich klar, daß sie die nette ländliche Wohnung in der Vorstadt mit dem großen Garten verlassen und in den Mittelpunkt des westlichen Stadtteils, den Aufenthalt der Londoner gebildeten Kreise, ziehen müßten. Denn, um die einzige sichere und regelmäßige Erwerbsquelle, die Vorträge im Hause und die Unterrichtsstunden lohnend zu machen, mußte eine größere Anzahl von Schülerinnen daran teilnehmen, und das war in der entlegenen Vorstadt nicht zu hoffen. Wir mieteten also im Westende ein hohes, schmales, vierstöckiges Haus, welches für diese Zwecke sehr passend war. Am 23. Dezember 1852 zogen wir ein und versammelten uns ein paar Tage später zum erstenmal nach des lieben Vaters Gefangenschaft um den Weihnachtsbaum. Aber es war eine kurze Freude, dieses schöne Zusammensein, denn in den nächsten Tagen fing für die Eltern die schwere Arbeit wieder an, und da

sie nun mit einemmal von Schülern und Zuhörern überlaufen wurden, sahen wir sie im Laufe des Tages nur wenig. Solange es noch Winter war und wenn die besseren Wohnzimmer für die Unterrichtsstunden in Anspruch genommen waren, saßen wir Kinder am liebsten auf der dunkeln Treppe, welche ins Souterrain führte, und erzählten uns gegenseitig selbsterfundene Märchen. Wer wenig hat, ist mit wenigem zufrieden, und da unser neues, elendes Stadtgärtchen nur wenige von Rauch geschwärzte Pflanzen hervorbrachte, machte ich mich oft heimlich aus dem Staube und ging durch die schwarzen Straßen, bis ich an eine — ebenso schwarze — Nebenstraße kam, in welcher aber die Häuser nicht ganz so dicht aneinander standen. Zeigte sich hier beim herannahenden Frühjahr ein einsamer Brombeerstrauch oder ein Stückchen Hecke mit Weißdorn, so traten mir Freudenthränen in die Augen; ich starrte wie gebannt auf das frische Grün, pflückte die zarten Blüten und küßte sie, wie man das Sammetbäckchen eines kleinen Kindes küßt. Im späteren Leben habe ich oft herrliche Wälder gesehen, welche bis an den Horizont reichten, aber sie haben mir nicht mehr Freude gemacht wie die wenigen grünen Blättchen, welche ich in diesem dunkeln Londoner Frühjahr zwischen den hohen Häusern entdeckte. Als der Sommer kam, versöhnten wir uns mit dem erbärmlichen Gärtchen; wir pflanzten Kresse und Senfsamen, gaben allen Katzen der Nachbarschaft ihre Namen und hielten uns ein Kaninchen, welches den Höhepunkt unsrer kindlichen Glückseligkeit bildete und mit allem gefüttert wurde, was wir auf erlaubtem und unerlaubtem Wege in der Küche erobern konnten. Zum Glück waren die herrlichen „Parks“ in der Nähe, die wir nachmittags mit dem Kindermädchen besuchten. Dort tummelten wir uns bis zum Eintritt der Dunkelheit nach Herzenslust. Die Eltern saßen inzwischen zu Hause und arbeiteten oft bis nach Mitternacht in der dumpfen Stadtluft, um uns unser strahlendes Kinderglück zu ermöglichen. Ich hörte einmal, wie die Mutter zum Vater sagte: „Nun, was auch kommen mag, sie haben eine glückliche Kindheit gehabt, und die kann ihnen niemand rauben!“ In der That, kein späteres Lebensbild kann diese Erinnerungen verwischen! Die arme Mutter brachte sich aber selbst zum Opfer. Denn was es heißt, bis zum vierzigsten Jahr die herrliche, freie Rheinluft einzuatmen und dann in die dumpfe Nebelatmosphäre einer großen Stadt versetzt zu werden und dort von morgen bis abend Klavierstunden zu geben, mag derjenige beurteilen, welcher Aehnliches erlebte.

Indessen, daß die Uebersiedlung in das Westende in praktischer Hinsicht richtig gewesen war, bewies der Erfolg, denn, wie schon erwähnt, strömten die Schülerinnen jetzt scharenweise ins Haus, und ich darf wohl behaupten, daß die Eltern in den nun folgenden Jahren in Bezug auf ihre pädagogische Thätigkeit die höchste Stellung in London einnahmen. Das Gespenst der undankbaren politischen Agitation in den Flüchtlingskreisen verschwand immer mehr und mehr wie ein böser Traum, und wir genossen unser glückseliges Familienleben in vollen Zügen.

So hatten also die schlimmsten pekuniären Sorgen fürs erste ein Ende ge-

Digitized by Google

nommen, aber — weit entfernt davon, sich selbst nun endlich ein leichteres und bequemeres Dasein zu verschaffen, sahen meine Eltern in der glücklichen Wendung des Schicksals nur einen Sporn zu guten und edeln Thaten. Sie teilten eben die Ansicht von Jonathan Swift, welcher einmal gesagt hat, daß der Mann, der nicht für seine Familie sorgt, ein Ketzer, derjenige aber, welcher nur für seine Familie sorgt, schlimmer als ein Ketzer sei. Die Eltern hatten ja beide die bitterste Not kennen gelernt und hatten also das größte Mitleid mit armen Landsleuten, welche, in der Voraussetzung, daß sie in London das Geld auf der Straße finden würden, ausgewandert waren und nun Hunger leiden mußten. Natürlich waren unter den Bittenden viele Betrüger und auch höchst unverschämte Menschen. Eine Dame bat um ein Darlehen von sechs bis zwölf Goldstücken, damit sie sich für die Stelle, welche meine Mutter ihr mit der größten Mühe verschafft hatte, ein paar elegante Kleider kaufen könnte. Ein Schuster bat auch um ein Goldstück, welches er als ein paar Stiefel wiedergeben wollte, verduftete aber, ohne die Stiefel zu liefern, und ein alter Herr schrieb einen wehmütigen Brief an meinen Vater, indem er denselben bat, einem Hündchen, welches er gezwungen sei zu verkaufen, in einem aristokratischen Hause eine angenehme Heimat zu verschaffen. Manchmal, wenn es den überarbeiteten und abgehetzten Eltern mit den ewigen Bittschriften zu toll wurde, faßten sie den Entschluß, alles derartige konsequent abzuweisen — schellte aber wieder ein unbemittelter Deutscher in der Mittagsstunde, so erklärte der gute Vater, daß es ihm unmöglich sei, zu essen, wenn ein Hungernder draußen stände, und dann mußten wir wieder mit einer kleinen Gabe an die Thüre gehen. —

... Alle zwei Stunden bringt der Postman seine Ladung, und des Abends, wenn in Deutschland eine müde Hausfrau zu Bette gehen darf, packt man hier die Taschen voll unerschöpflicher Briefe, Anfragen, Vorschlägen, Einladungen aus und begiebt sich ans Beantworten derselben. Es ist ein Leben wie in einem Mühlrad, und wer nicht die dazu gehörigen Dienstboten halten kann, der wird schnell aufgerieben. Wir haben es jetzt mit einem großen Haus in einer „fashionablen" Stadtgegend versucht und mit Erfolg. Was aber die Kinder angeht, so sollen sie mir nicht in diesen Ton hinein. Denken Sie sich — man prädentiert in den Schulen, daß kleine Mädchen in Seide kommen sollen, und daß wollene Kinder vor den atlassenen zurückgesetzt werden. Ich behalte sie jetzt wieder zu Hause und wende, was ich kann, lieber auf gründlichen Unterricht, als auf den Spaß, sie in vornehmen Schulen zu wissen, wo sie dumm bleiben ... Was sagen Sie dazu? Kinkel hat eine Aufforderung, in der Londoner Universität Kunstgeschichte zu lesen. Er hat angenommen und arbeitet Tag und Nacht, um sich in der englischen Sprache dieselbe Freiheit des Vortrags anzueignen, die er in der eignen hat.

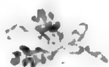
Ich muß abbrechen und habe Ihnen von meinen Lieblingen so wenig geschrieben. Die Kinder grüßen Sie alle — auch Kinkel, welcher Sie vor allen Freunden schätzt und liebt.

Mit vielen guten Wünschen Ihre treue Johanna.

Digitized by Google

Hier wäre es am Platze, zu erwähnen, daß wir in diesem Jahr 1853 eine Kinderzeitung gründeten. Hier sollten wir schon im Alter von neun, acht, sieben und fünf Jahren unsre Erlebnisse und Betrachtungen wahrheitsgetreu aufschreiben. Unsre ersten, winzig kleinen Artikel waren natürlich sehr primitiv, aber wir lernten das Erlebte aufzeichnen, und gerade diese kleinen Berichte sind es, welche mir meine glückliche und geistig angeregte Kindheit deutlich vor Augen stellen. Vater und Mutter wirkten auch mit, und jeden Sonntag, gleich nach dem Frühstück, also in der einzigen Stunde, in welcher wir keine Störung zu befürchten hatten, wurden diese litterarischen Erzeugnisse vorgelesen.

Dann gingen wir die Treppe herauf in das Arbeitszimmer der Mutter und besahen dort Kupferstiche und andre Kunstwerke, welche der Vater uns erklärte, oder wir spielten die Klavierstückchen vor, die wir bei der Mutter gelernt hatten, und wenn wir beim Vortrag nicht stecken blieben, bekamen wir einen englischen „Penny“. Dann — nur einmal in der Woche — aßen die Eltern schon um ein Uhr mit uns zu Mittag, und dieses eine Mal gönnten sie sich auch ein Glas Wein. Nach Tisch, wenn wir uns ausgeruht hatten, machten wir einen Spaziergang, und abends spielte der „Papa“ mit uns Blindekuh, welches stets stürmischen Jubel hervorrief. Wie leicht ist es, Kinder glücklich zu machen, ein großes Vermögen ist dazu wahrhaftig nicht nötig! (Schluß folgt.)



Die christliche Mission und die jetzigen Wirren in China.

Von

Prof. Dr. Adolf Kamphausen.

Aus einem demnächst erscheinenden, umfassenderen Aufsatz über „Religionshaß und wahre Toleranz“ schicken wir einen Abschnitt voraus zur Würdigung der christlichen Missionsarbeit unter den Chinesen. Gehen wir jetzt zu kurzer Beurteilung der neuerdings gegen dieselbe erhobenen, zum Teil ungerechten Vorwürfe über, so läßt sich leicht zeigen, daß es eine Thorheit ist, für die jetzigen Chinawirren in erster Linie die christlichen Missionare verantwortlich zu machen, und eine wenigstens ebenso große Thorheit, diesen Vorwurf hauptsächlich gegen die evangelische Mission zu schleudern. Die Leser der „Deutschen Revue“ haben, abgesehen davon, daß sie durch die aufregenden Tagesereignisse in ihrer vaterländischen und religiösen Gesinnung berührt werden, an diesen Dingen darum noch ein besonderes Interesse, weil einer der vornehmsten Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Herr M. v. Brandt, durch

Digitized by Google

seine Thaten und Veröffentlichungen in die betreffenden Fragen vielleicht mehr verflochten ist als ein andrer deutscher Gelehrter oder Staatsmann. Ich brauche hier nicht alle Aeußerungen unsers früheren Gesandten in China zu berücksichtigen, zumal da Herr v. Brandt erst kürzlich bei den Verlegern der Deutschen Rundschau unter dem Titel Zeitfragen auch eine Reihe seiner bisherigen Aufsätze über China hat erscheinen lassen. Wer gleich den Lesern der Deutschen Revue[1]) die unbefangene Art und Weise kennt, in der ein so einflußreicher Schriftsteller Gebrechen des deutschen Adels gerügt hat, der ist von vornherein geneigt, den Aeußerungen eines solchen Mannes Beachtung zu schenken, während er das Poltern des jüdischen Sozialdemokraten Singer gegen „die Raub- und Hunnenpolitik und die Politik der Verrohung, die militärische Eroberungssucht, die kapitalistische Profitwut“ mit Bedauern dem Beifall der im September 1900 auf dem Parteitage zu Mainz versammelten Genossen überläßt. Ohne mich in politische Erörterungen einzulassen, will ich meine Stellung zur Sache, bevor ich weiter gehe, durch Zustimmung zu beachtenswerten Kundgebungen aus verschiedenen Kreisen kennzeichnen. Da lobe ich zunächst die echt christlichen Worte, in die der deutsche Bischof D. Weber für das allgemeine Kirchengebet seines altkatholischen Sprengels die Fürbitte für die freiwillig nach China ziehenden Truppen faßte; sie lauten: „Laß (o Gott) ihre Unternehmungen gereichen zur Verherrlichung Deines Namens, zum Ruhme des Vaterlandes, zu ihrer eignen Wohlfahrt und zum Heile ihrer Feinde!“ Wichtiger noch ist die Erklärung, die im Juli 1900, einer unbegründeten Behauptung der Redaktion der Kölnischen Zeitung gegenüber,[2]) von der zu Mülheim a. d. Ruhr tagenden 13. Provinzialversammlung des Evangelischen Bundes ausgegangen ist. Die Vertretung des rheinischen Hauptvereins faßte, nachdem das genannte Weltblatt es nicht nur als zweifellos bezeichnet, „daß die katholischen Missionare sich in exotischen Ländern besser bewährten als die evangelischen“, sondern auch die Aufnahme einer Aufklärung über die evangelische Mission in China seitens der Direktion der rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen verweigert hatte, einstimmig folgende Resolutionen: „1. Anläßlich der unerhörten, unberechtigten und unbewiesenen Angriffe auf die evangelische Mission gelegentlich der chinesischen Wirren erhebt die Provinzialversammlung entschiedenen Einspruch und nimmt die evangelischen Missionen auf Grund des evangelischen Missionsprinzips in Schutz, welches eine Vermischung von Religion und Politik verbietet und vermeidet. 2. Die Versammlung bedauert insbesondere als rheinische Vertretung des Evangelischen Bundes aufs tiefste, daß die Redaktion der ‚Kölnischen Zeitung‘ eine vollkommen ungerechte, unwahre und beleidigende Kritik der evangelischen Missionare sich erlaubt hat. 3. Die Provinzialversammlung protestiert endlich noch vom evangelischen Standpunkt

[1]) Vergl. Juni 1900, S. 365.

[2]) Vergl. das zu Krefeld erscheinende Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen 1900, Sp. 268 f.

gegen den Grundsatz, daß das Blut der christlichen Missionare durch staatliche Machtmittel zu rächen sei, und macht alle nationalen Kreise auf die Gefahr aufmerksam, daß die von dem Deutschen Reich eröffnete, an sich berechtigte und notwendige Weltpolitik in das Fahrwasser der Kreuzzüge einlenken könnte. Das Reich Gottes wird weder durch das Schwert gebaut, noch durch das Schwert geschützt." [1]) Mit vollem Recht sagt Strauß: „Wer Katholizismus und Protestantismus für gleich berechtigte oder gleich unberechtigte und im wesentlichen auch gleich geartete Erscheinungen hält, wird kein richtiges Urteil fällen können. Und daß das Urteil über die Bedeutung von Katholizismus und Protestantismus bis in unsre gebildetsten Kreise hinauf in vielen Fällen sehr unsicher und irrig ist, darüber braucht man doch wohl keine Worte zu machen. Wer aber von dem tiefen Unterschiede der beiden Mächte überzeugt ist, der kann doch nicht ohne große Verwunderung lesen, daß derselbe Katholizismus, der als Ultramontanismus in der ganzen Welt gewirtschaftet hat, in der Heidenwelt auf einmal wieder eine den Protestantismus und seine Schöpfungen weit überragende Größe sein soll."

Ernst Faber, der aus dem Barmer Missionshaus hervorgegangene gründliche Kenner der chinesischen Denk- und Anschauungsweise, der später in den Dienst des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins trat, ist wegen seines verdienstvollen Wirkens, wozu auch die Abfassung wertvoller Schriften in chinesischer Sprache gehört, später Ehrendoktor einer deutschen Universität geworden. Vor wenigen Jahren hat, wie Pastor Kriele erzählt, Prinz Heinrich von Preußen dem Leichenbegängnis dieses ausgezeichneten Mannes, den auch hochgestellte chinesische Konfutseaner mit Stolz ihren Freund nannten, in Kiautschou tiefergriffen beigewohnt. Der unter dem Protektorat des Großherzogs von Sachsen-Weimar stehende Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein, über dessen „Grundrichtung und Methode" (Berlin 1900) sein Vorstandsmitglied, der Berliner Prediger Lic. Dr. Kind, und Pfarrer Kranz, einer der Vereinsmissionare, Auskunft gegeben haben, will laut der Einladung zu seiner im September 1900 zu Hamburg gehaltenen 16. Jahresversammlung „das Evangelium Jesu Christi denen darbieten, die gewillt sind, es anzunehmen, ohne alle herausfordernden Angriffe und mit Ausschluß jeder Einmischung in andre Gebiete". Das ist, wie mich dünkt, die wahrhaft christliche Fassung der Missionsaufgabe. Der mit gutem Erfolge schon seit Jahren in China und Japan wirkende Verein, der zur Vereinigung aller derjenigen, welche Mission treiben, mitwirken möchte, hat zum Zweck, christliche Religion und Kultur in der außerchristlichen Welt, besonders unter den heidnischen Kulturvölkern, auszubreiten, und zwar in Anknüpfung an die bei diesen schon vorhandenen Wahrheitselemente. Allgemein evangelisch nennt sich der Verein, weil seine Sendboten akademisch gebildete Theologen verschiedener Richtungen sind, indem er, wie Paul Kranz (S. 8) sagt, „nicht ausschließlich einer bestimmten orthodox-pietistischen Auffassung huldigt,

---

[1]) Vergl. die Mitteilungen und Ausführungen des Pfarrers Strauß in dem von ihm geleiteten Krefelder Gemeindeblatt 1900, Sp. 267 ff., 282—285.

Digitized by Google

sondern, obwohl er auch sie in sich befaßt und gern zu ihrem Rechte kommen läßt, auch Christen eines liberalen und vermittelnden Standpunkts Gelegenheit zur Mitarbeit an der Mission gewährt". Für die wirkliche Durchführung dieses toleranten Programms durfte August Kind (S. 6) sich auf das ehrenvolle Zeugnis des Professors D. Warneck berufen, des Verfassers einer sehr geschätzten[1]) Geschichte der protestantischen Missionen (5. Auflage, Berlin 1899), der jetzt von den Evangelischen Deutschlands als ihr gründlichster Kenner des gesamten Missionswesens anerkannt ist, und konnte schreiben: „In seinem Nachruf für D. Faber erkennt D. Warneck[2]) an, daß unser Verein so liberal war, daß er die bei aller Weitherzigkeit biblisch-orthodoxen Anschauungen Fabers ganz unangefochten ließ, ja selbst in seinem Organ ohne jede redaktionelle Bemängelung abdruckte. Ist weitherzig und liberal dasselbe, dann ist unser Verein liberal; nur ist das dann keine Parteibezeichnung mehr, sondern ein christlicher und evangelischer Ehrentitel."

Nach der Mitteilung von D. Rade[3]) meinte in den „Hamburger Nachrichten" ein Mitarbeiter dieser angesehenen Zeitung, „daß es unter den jetzigen gefährlichen Zuständen, die wesentlich durch das Eindringen der christlichen, katholischen sowohl wie evangelischen, Missionare ins Reich der Mitte hervorgerufen worden sind, wohl angezeigt wäre, wenn die Mächte den Sendboten eines in seinen Früchten doch sehr fragwürdigen Christentums die Aufforderung zugehen ließen, sich an die Küste zurückzuziehen und die Chinesen ihrem sie beseligenden Götzentum zu überlassen". Dieser rohen Aeußerung gegenüber, die eines gebildeten Christenmenschen durchaus unwürdig ist, genügt die Verweisung auf das von der Berliner Evangelischen Missionsgesellschaft 1899 verlegte Buch von C. J. Voskamp, das, seinem Titel „Unter dem Banner des Drachen und im Zeichen des Kreuzes" gemäß, den Jammer des in tiefste Barbarei versunkenen chinesischen Volkes schildert, des auf seine alte Kultur stolzen, von Fremdenhaß erfüllten Reiches, dem keine seiner berechtigten drei Religionen helfen kann, weder der Buddhismus noch die Lehren des Konfutse und Laotse, sondern allein das Christentum mit der Liebe und dem Frieden, den das Evangelium bringt.

In etwas anderm Sinne, als der Mitarbeiter der „Hamburger Nachrichten" es meinte, werde auch ich mich für das einstweilige Zurückziehen der christlichen Missionare an die Küste aussprechen müssen, und ich kann mich dabei auf die Autorität des Herrn v. Brandt stützen. Leider ist diese stark dadurch erschüttert worden, daß unser früherer Gesandter in China anfänglich sich zu einem auffälligen Angriff auf die christliche Mission, besonders die protestantische, dadurch hatte hinreißen lassen, daß er den gewaltigen, ihm wohl nicht geläufigen Unterschied zwischen dem religiösen Katholizismus und dem politischen Ultramontanismus außer acht ließ. Die politische Wirksamkeit des als Schützling des

[1]) Vergl. Theol. Litteraturblatt 1900, Sp. 375.
[2]) Allgemeine Missionszeitschrift 1900, S. 149.
[3]) Christliche Welt 1900, Sp. 664 ff.

Digitized by Google

Herrn v. Brandt geltenden, jedenfalls in Deutschland über Gebühr gefeierten Bischofs Anzer übergehe ich unter Hinweis auf die 48 Seiten starke Broschüre von D. Warneck „Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse“, die bei Martin Warneck in Berlin[1]) zum Preise von 25 Pfennig erschienen ist und in sechs Wochen achtzehn Auflagen erlebt hat, sowie auf die Artikel von D. Beyschlag[2]) und Johannes Tieme.[3]) Da der vorhin erwähnte auffällige Angriff[4])

[1]) Vergl. die Kirchliche Korrespondenz des Evangelischen Bundes. Oktober 1900, Sp. 235.

[2]) Deutsch-evangelische Blätter 1900, S. 555—563.

[3]) Rades Christliche Welt 1900, Sp. 664—667. 800 ff.

[4]) Den Wortlaut dieses Angriffes kenne ich nicht, wenn er verschieden ist von dem Abdrucke des Artikels „Ueber die geheimen Gesellschaften in China“, den M. v. Brandts „Zeitfragen“, S. 280 ff. angeblich aus der „Woche“ vom 28. Juli 1900 gebracht haben. Hier wird S. 284 bei Erwähnung der von den kirchlichen Missionen seit Jahrzehnten in China getriebenen bedauerlichen Politik merkwürdigerweise ganz von der römisch-katholischen Mission geschwiegen, obgleich die katholische Kirche bei ihrer grundsätzlichen Intoleranz ungleich mehr Anlaß zur Beschwerde geboten hätte. Wenn nun auch die angegebene Nummer der „Woche“ keinerlei Bezug auf die chinesische Mission nimmt, so trifft doch Herrn v. Brandt ein schwerer Vorwurf wegen seiner in D. Rades Christlicher Welt (1900, Nr. 31) veröffentlichten Aeußerungen, zum Beispiel: „Ein großer, wenn nicht der größte Teil des Fremdenhasses ist auf die Thätigkeit der christlichen Missionen zurückzuführen“, wobei besonders über die protestantischen Missionen Klage geführt wird. Missionar Paul Kranz, der jahrelang in China thätig gewesen ist, hat meines Erachtens mit vollem Rechte auf die neueste Veröffentlichung des Herrn v. Brandt, den er persönlich hochschätze, mit schwerem Vorwurfe geantwortet (vergl. D. Rades Christliche Welt 1900, S. 991—995). Ich kann nicht beurteilen, ob P. Kranz mit gutem Grunde der seit den letzten zwei Jahren in Schanghai herrschenden öffentlichen Meinung zustimmt, daß die jüngsten Unruhen verhütet worden wären, falls die Diplomaten der Großmächte den Kaiser Kwangsü gerettet und energisch gegen die Usurpation der Regierungsgewalt durch die Kaiserin-Witwe und ihre altkonservativen Ratgeber protestiert hätten. Ich zweifle auch nicht, daß Herr v. Brandt es ernst meint mit seiner Versicherung, es handle sich nicht um Fehler einzelner Leute, sondern um ein System, und daß er im Streben nach Abhilfe den Schaden beklagt, den vermeintlich christliche, aber lediglich unklare politische und nationalökonomische Ideen von Missionaren angerichtet hätten. In beachtenswerter Weise beginnt P. Kranz seinen Artikel „Die evangelische Mission in China und Herr v. Brandt“ (Sp. 993) mit den Worten: „Herr v. Brandt hatte ursprünglich ganz allgemein die Behauptung aufgestellt, daß die evangelische Mission in China die Hauptschuld an den dort ausgebrochenen Unruhen trage. Als dann in weiten Kreisen der evangelischen Bevölkerung Deutschlands ein Sturm der Entrüstung über diese ungeheuerliche Anklage ausbrach, hat er die deutschen evangelischen Missionen ausdrücklich von dieser Anklage ausgenommen.“ Weiter mißbilligt P. Kranz ebenfalls manche Uebelstände, zum Beispiel, „daß so viele junge alleinstehende Damen“ (Herr v. Brandt sagt deutlicher: kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen) „von der amerikanischen Allianz-Mission und der englischen China Inland Mission tief ins Innere Chinas als Missionarinnen geschickt sind“. Gewiß ist die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden eine innere Notwendigkeit für die Christenheit, entsprechend dem Texte 2. Kor. 5, 14 f., den D. Schultz seiner Festpredigt an der erwähnten sechzehnten Jahresversammlung in Hamburg zu Grunde legte, und kein Leser des besonnenen Vortrags, den bei dieser Gelegenheit D. Harnack über „Grundsätze der evangelisch-protestantischen Mission“ (Berlin, A. Haack 1900) gehalten hat, wird die Gefahren der im Jahre 1865 (vergl. Rades Christliche Welt 1900, Sp. 970 ff.) von dem gewiß

Digitized by Google

in der illustrierten Zeitschrift „Woche" geschehen war, glaubte sich D. Warneck zur Abwehr in demselben Blatte verpflichtet, zumal da die „Woche" ihn zuerst selber um einen Aufsatz über die Christenmission in China gebeten hatte. In seiner Gesinnungstüchtigkeit lehnte aber das Blatt die Aufnahme mit der an den Verfasser gerichteten wunderbaren Ausrede ab,[1]) Warnecks Artikel enthalte zu scharfe Angriffe gegen die katholische Mission, „als daß ein Blatt ihn zum Abdruck bringen könnte, das eine sehr große Anzahl von Katholiken zu seinen festen Lesern zählt". Indem ich diese geschäftskluge Tapferkeit auf sich beruhen lasse, erkenne ich um so lieber die Selbstkorrektur an, mit der Herr v. Brandt später zugestand,[2]) „daß die protestantischen deutschen und schweizerischen Missionen in China keine politischen Zwecke verfolgen", so daß er seine Beschuldigung der protestantischen Missionsarbeit auf die amerikanischen und besonders die englischen Missionen einschränkte. Dazu kommt, daß Herr M. v. Brandt[3]) den Aufstand der Boxer durchaus nicht verwunderlich findet, denn er nennt ihn „das natürliche Ergebnis des Vorgehens der fremden Regierungen, die bei den verschiedenen seit 1895 an China gerichteten Forderungen übersehen haben, daß auch der Chinese eine Abneigung dagegen haben kann, finanziell und industriell depossediert und zur Aufteilung verurteilt zu werden". Es giebt also eine Reihe von außerhalb der religiösen Frage gelegenen Gründen für den Ausbruch der jetzigen Chinawirren. Eine lange Liste der wahren Ursachen der Wirren zählt der die Anklagen gegen die evangelische Mission in China zurückweisende rheinische Missionar C. Maus in den Duisburger „Monatlichen Mitteilungen des Evangelischen Bundes" auf (1900, S. 47), ein Mann, der die schwierige Missionsarbeit in China aus eigner Erfahrung kennt.[4]) Noch wertvoller aber

---

wohlmeinenden, aber enthusiastischen Dr. Hudson Taylor gegründeten Gesellschaft verkennen, die das Missionsnetz über das ganze chinesische Inland, nicht bloß über die Küstenstriche, auswerfen und der Reisepredigt den Vorzug vor der stillen Stationsarbeit geben wollte. Wenn aber der hohe Beamte, der viele Jahre hindurch ein überwiegend protestantisches Land am Pekinger Hofe vertreten hat, a. a. O. Sp. 992 zu der Ausrede greift: „Ich finde in den gegen mich gerichteten Angriffen stets dieselben Beschuldigungen gegen katholische Missionare, Regierungen, Diplomaten, Kaufleute und so weiter. Gewiß, von allen den Kategorien ist gefehlt, wahrscheinlich viel gefehlt worden, aber darum handelt es sich nicht, wenigstens nicht in erster Linie, sondern um die Frage, ob die protestantischen Missionare Fehler begangen und wie diesen abzuhelfen sei", so kann doch diese Entschuldigung unmöglich Herrn v. Brandt von der vorhin erwähnten „ungeheuerlichen Anklage" freisprechen.

[1]) Vergl. das Krefelder Gemeindeblatt 1900, Sp. 366.

[2]) Rades Christliche Welt 1900, Sp. 789.

[3]) Deutsche Revue, Juli 1900, S. 103.

[4]) Aus der Novembernummer der Kirchlichen Korrespondenz des Evangelischen Bundes ersehe ich, daß jetzt die Broschüre des Missionars Maus über „Die Ursachen der Wirren in China" (Kassel und Barmen 1900) erschienen ist. Von den zum Teil haarsträubenden Beispielen der Verquickung von Religion und Politik seitens der katholischen Kirche, die der seit 13 Jahren in China arbeitende Verfasser erwähnt, möge hier nur eines Ereignisses aus dem Jahre 1870 gedacht werden, das an die skandalöse Behandlung des Judenknaben Mortara (vergl. K. Hase, Protestantische Polemik. Leipzig 1878, S. XVIII. 48 f.) lebhaft

Digitized by Google

ist der von dem verstorbenen Missionar D. Ernst Faber in Schanghai verfaßte Jahresbericht auf das Jahr 1891, den D. Rade aus der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft“ (1892, Heft 3) als ein unveraltetes, wichtiges Gutachten zum besseren Verständnis der inneren Lage in China wörtlich hat abdrucken lassen.[1]) Faber warnt in dieser interessanten Urkunde, man solle sich in Europa über die Lage in China nicht täuschen, und sieht im Jahre 1892 voraus, „daß stärkere Bewegungen mit der Notwendigkeit von Aeußerungen mächtiger Naturkräfte folgen müssen, weil die in den vorhergehenden 14 Punkten erwähnten Ursachen noch immer wirksam sind“. Darf ich aus dem Jahresbericht noch einige Proben mitteilen, so nenne ich Punkt 6, wo es heißt: „Der Einfluß der christlichen Mission entzieht den höheren und niederen Schmarotzern den Boden des Gedeihens, wird darum von allen Interessierten gründlich gehaßt. Die Missionshospitäler schmälern aber auch Hunderten, ja Tausenden von einheimischen Aerzten und Apothekern ihr Einkommen. Natürlich können die so Geschädigten die Mission nicht lieben, weil ihnen Silber mehr Wert hat als die Gesundheit ihrer Landsleute.“ Nachdem in Punkt 7 gesagt ist, daß der Druck durch die auswärtigen Mächte der chinesischen Regierung immer unerträglicher werde, lesen wir in Punkt 8: „Die chinesische Regierung muß jedem Ausländer, der einen Paß von seinem Konsul erlangen kann, erlauben, irgend welche Gebiete des Reiches zu bereisen, so weit sich chinesische Jurisdiktion erstreckt, und wird verantwortlich gemacht für Leben und Eigentum des Reisenden von der betreffenden auswärtigen Macht. Man hat sich dazu verstehen müssen, den Missionaren das Recht zu erteilen, im Innern zu wohnen, auch Eigentum zu erwerben, und sieht sich verantwortlich gemacht für deren Schutz.“ Zum Beweise dafür, daß man die Schuld an den jetzigen Chinawirren nicht in erster Linie den christlichen Missionen aufbürden darf, erwähne ich schließlich noch folgende Stelle aus Punkt 10: „Leider werden die Chinesen nicht nur mit den Lichtseiten der westlichen Kultur bekannt, sondern auch in ungleich höherem Grade mit den Schattenseiten. Die rücksichtslose Konkurrenz der Kaufleute, die Eifersucht der Westmächte untereinander, sowie die mancherlei Intriguen von deren Vertretern gegen andre in Peking, wie auch die Zersplitterung der christlichen Mission bleibt natürlich den leitenden Kreisen Chinas nicht verborgen und bestärkt sie in ihrer Verachtung gegen diese Fremden, die einander selber nicht besser achten. Das

---

erinnert. Maus schreibt: „Als 1870 der Gelbe Fluß eine große Ueberschwemmung hervorbrachte, brachten die verarmten Leute ihre kleinen Kinder ins katholische Waisenhaus. Als die Not etwas gelindert war, forderten die Eltern die Kinder zurück. Die katholischen Missionare verweigerten aber die Herausgabe der Kinder, welche alle getauft worden waren; denn durch die Taufe sei jedes Kind Eigentum der Kirche und des Himmels geworden. Sie gehörten nicht mehr den Eltern. Die Kinder wurden an entlegene Orte gebracht, um die Rückgabe unmöglich zu machen. Dieser gewaltsame Raub erbitterte die Chinesen so, daß sie das Blutbad von Tientsin (1870) ins Werk setzten.“ Vergl. über das Benehmen der französischen katholischen Missionare in China die Chronik der Christlichen Welt 1900, Sp. 437 f.

[1]) Christliche Welt 1900, Sp. 848—852.

Digitized by Google

Leben der Ausländer in den Hafenplätzen Chinas entspricht auch durchaus nicht dem christlichen Ideal, vielfach nicht einmal den berechtigten Ansprüchen chinesischer Moral."

Fragen wir nun, ob nicht doch die protestantischen Missionare etwas mehr zum Ausbruch der Chinawirren beigetragen haben als die katholischen, so kann die Antwort nur ein entschiedenes Nein sein, obgleich nicht in Abrede gestellt werden soll, daß auch auf der protestantischen Seite aus menschlicher Schwachheit gefehlt sein wird.

Nachdem im vierzehnten Jahrhundert vorübergehend eine christliche Gemeinde in Peking bestanden hatte, haben bekanntlich die Jesuiten im sechzehnten Jahrhundert mit der Ausbreitung des Christentums in China begonnen, also mehrere Jahrhunderte vor den Protestanten, und sie verfuhren dabei so duldsam gegen den heidnischen Aberglauben, so „diskret", wie C. Maus sich ausdrückt, daß die Päpste selber einschreiten mußten und die von den Jesuiten zugelassene heidnische Verehrung des Konfutse mit Recht verurteilten. Offenkundige Thatsachen beweisen, daß die der katholischen Mission so naheliegende Vermischung der Religion mit der Politik zu keiner Zeit ganz gefehlt hat, während des französischen Protektorats so wenig als bei dem Bischof Anzer. Dazu kommt, daß die Mission im Jahr 1900 in China etwa eine Million römisch-katholischer Christen zählte, aber nur etwa hunderttausend kommunionberechtigte evangelische Christen, die durch einige Dutzend größtenteils von Amerikanern und Engländern geleitete protestantische Missionen gewonnen und keineswegs der eigentliche Ausgangspunkt für die jetzigen Wirren gewesen sind. Ich zweifle nicht, daß Herr v. Brandt auf Grund seiner eignen Erfahrung [1]) mit Recht die Behauptung zurückgewiesen hat, daß von protestantischen Missionaren niemals die staatliche Unterstützung in Anspruch genommen worden sei. Gewiß haben auch diese zuweilen Beschwerden bei den Konsuln erhoben, um wirkliche oder vermeintliche Rechte oder Schadenersatz zu erlangen. Die Bestreitung der Sachkenntnis unsers früheren Gesandten in China, zum Beispiel in Luthardts Kirchenzeitung 1900, Sp. 709, übersteigt alles Maß. Aber zum Bau protestantischer Sühnekirchen sind die Chinesen, soviel ich weiß, niemals gezwungen worden, während der katholische Bischof Anzer nach der Ermordung der deutschen Patres Henle und Nies im November 1897 nicht ruhte, bis die prächtige Sühnekirche in Jenchoufu (vergl. die Hamburger Nachrichten 1900, Nr. 192) erbaut war, die sicherlich dem Christentum viel mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. Jedenfalls erinnert die in der katholischen Mission für China nun einmal hergebrachte Verquickung der Religion mit der Politik ernstlich an die boshafte Frage der päpstlichen „Voce della verità", ob denn jede Mißhandlung eines Missionars die Besitzergreifung einer Provinz nach sich ziehen müsse — eine Frage, die völlig zu der im Jahr 1900 möglich gewordenen ungezogenen Behandlung stimmt, die sich fromme deutsche Pilger zu wiederholten Malen in Gegenwart des Papstes bei der Jubiläumsfeier in der Peterskirche zu Rom

[1]) Vergl. Rades Christliche Welt 1900, Nr. 31.

Digitized by Google

gefallen lassen mußten. Mag es auch feststehen, daß nach der Ermordung von elf englischen evangelischen Missionsgeschwistern die englische Missionsgesellschaft in London keinen Käsch Sühnegeld verlangt und keine Sühnekirche gebaut hat, so haben wir doch nicht weniger dem „Beitrag zur Aufklärung in Sachen der chinesischen Mission" zu glauben, den Rades Christliche Welt (1900, Sp. 794 bis 800) aus der Feder von Reinhard Eichler gebracht hat. Um Herrn v. Brandt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erwähne ich, daß Eichler, der 1877 bis 1889 Missionar in China war, offen zugiebt, auch protestantische Missionare hätten es zuweilen an Vor- und Umsicht fehlen lassen, wenn sie meinten, mit Hilfe des Konsuls einem unschuldigen Christen einen Dienst erweisen zu können; namentlich hätten englische und amerikanische Missionare durch frommen Uebereifer ohne Takt und Gründlichkeit öfters Schaden angerichtet. Es ist ja klar, daß durch Einmischung der verhaßten Fremden in die Streithändel und die Gerichtsbarkeit der Chinesen der Haß gegen alle christliche Mission gesteigert werden muß.

Ein unverwerfliches Zeugnis dafür besitzen wir in dem Schreiben des Sekretärs der chinesischen Gesandtschaft in London an die Zeitung „Daily Mail", das in der „Bonner Zeitung" vom 27. September 1900 mir vorliegt. Dieser in seiner Art gebildete Chinese schreibt: „Am meisten empört uns die Straflosigkeit der zum Christentum übergetretenen Chinesen. Wenn ein chinesischer Priester in England Diebe und Einbrecher zum Buddhismus bekehrte und diese ihr Verbrechen dann ausüben könnten, ohne bestraft zu werden — würde das englische Volk sich das gefallen lassen?" Natürlich würde das englische Volk die Bestrafung der Verbrecher verlangen, aber als christliches würde es im Vertrauen auf die siegreiche Kraft des Evangeliums die buddhistischen Bekehrungsversuche nicht polizeilich unterdrücken. Hat auch der entsetzliche Ausbruch des Volkshasses die chinesischen Christen eigentlich nicht sowohl darum getroffen, weil sie Christen sind, als darum, weil sie den verhaßten F r e m d e n gefolgt sind, so ist doch die Thatsache sehr bemerkenswert, daß der Haß sich aus begreiflichen Gründen ganz besonders gegen die katholisch gewordenen Chinesen gerichtet und verhältnismäßig weniger gegen die protestantischen Volksgenossen sich gekehrt hat. Gewiß empört es häufig den vornehmen und ebenso den geringen Chinesen, wenn d e r s e l b e Fremde als ein Lehrer von Religion und Moral zu ihm kommt, den man ihn von Jugend auf als Ausbund alles Schlechten verachten gelehrt hat, ja dessen selbstsüchtige Rücksichtslosigkeit und Gewinnsucht ihn obendrein oft genug in dem Hasse gegen die „fremden Teufel" bestärkt haben. Aber dem aufdringlichen und geradezu herausfordernden Auftreten manches römisch-katholischen Missionars gilt der besonders gegen die Katholiken gerichtete Haß, den zum Beispiel eine Zuschrift in der „Times" vom 29. September 1900 beweist, in der ein Missionar, Alexander R. Saunders, die leidensvolle, durch mehrere Provinzen sich erstreckende Flucht seiner im ganzen aus vierzehn Personen beiderlei Geschlechts bestehenden Gesellschaft beschreibt. Dieser protestantische Missionar erzählt dort: „Die Feindseligkeit der Beamten und der Bevölkerung richtete sich hauptsächlich gegen katholische Geistliche und Eisenbahn- und Minen-

Digitized by Google

ingenieure. Daß wir unsre Kinder bei uns hatten, genügte als Beweis, daß wir keine katholischen Priester seien, und so ließ man uns mit unserm Leben davonkommen." Missionar Eichler wird wohl recht darin behalten, wenn er katholischen Missionaren und vorab dem Bischof Anzer den Vorwurf nicht erspart, daß sie Politik und Mission in heilloser Weise miteinander verquickt und so, wenn auch nicht allein und hauptsächlich, doch mit die Schuld daran tragen, daß es zu einem so furchtbaren Ausbruche des Fremdenhasses in China gekommen ist.

Was schließlich die hochwichtige Frage betrifft, welches Verfahren in Zukunft für den christlichen Missionsbetrieb in China wünschenswert sei, so muß ich dem chinesischen Legationssekretär und andrerseits dem englischen Premierminister und unserm früheren Gesandten in China aus voller Ueberzeugung darin recht geben, daß die Sache in der bisherigen Weise unmöglich weitergehen kann. Ja, ich glaube hier die Stelle zu erkennen, an der die Autorität des Herrn v. Brandt einsetzen und unserm Vaterlande die größten Dienste erweisen könnte. Der Londoner Legationssekretär schließt sein Schreiben mit der Aufforderung, die Missionare sollten aus China zurückberufen werden; eher könne unmöglich Frieden im Lande herrschen, und keine noch so starke Regierung in Peking könne in dem großen Reiche die Missionare schützen. Lord Salisbury, der die politischen Gefahren des bisherigen Missionsbetriebs kennt, hat (Rades Christliche Welt 1900, Sp. 292 f.) beim 200jährigen Jubiläum der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums im Auslande etwas diplomatisch über die bedenklichen Folgen des Regierungsbeistandes gesprochen. Freilich hat er vergeblich zur Vorsicht und Klugheit ermahnt, falls seine Ueberzeugung richtig in den Worten wiedergegeben ist: „Wenn ein Missionar wie Bonifacius predigte, so nahm er die Schwierigkeiten auf sich und litt tapfer die Qualen, denen er ausgesetzt wurde, und das Ganze des großen moralischen und geistlichen Eindrucks seiner Selbsthingabe wirkte ungehindert auf die Leute, an die er sich wandte. Aber wenn heute Missionare Martyrien ausgesetzt sind, so ist das Resultat ein Appell an den Konsul und die Sendung eines Kanonenbootes, und unglücklicherweise ist das nicht (?) zu ändern. Das Martyrium in früherer Zeit hat weder die Sache noch das Volk geschädigt; heute aber läuft jeder, welcher sich so benimmt, daß sein Eifer zum Martyrium führt, wenigstens die Gefahr, daß er das Leben derer, denen er predigte, gefährdet, und er wird zur Ursache, daß das Blut seiner eignen Landsleute vergossen wird, der Soldaten und Seeleute, welche jene zu verteidigen und zu rächen haben."

Dagegen trifft Herr v. Brandt den Nagel auf den Kopf in seinem Briefe an D. Rade (Christliche Welt 1900, Nr. 31), worin er sagt, es sei kein erfreuliches Schauspiel, zu sehen, wie in den Zeiten der Gefahr die Missionare flüchten, ferner mit Recht erklärt: „Wo der Hirt nicht bei seiner Herde bleiben kann, da soll er nicht hingehen, sondern sich auf Gegenden beschränken, wo er sicher ist, Gutes und Böses mit den Gliedern seiner Gemeinde teilen zu können", und dann der Ueberzeugung Ausdruck giebt, „daß, wenn nach der Niederwerfung der Bewegung und der Bestrafung ihrer Urheber und der mit ihr verbunden

gewesenen Greuelthaten keine Aenderung in der Art und Weise der Missionen eintritt, wir in zehn Jahren wieder vor einer Krisis stehen werden, die die jetzige noch an Umfang und Schrecken übertreffen dürfte. Nicht vierzehn Tage würden die Missionare ohne staatlichen Schutz an einem Platz im Innern Chinas geduldet werden." Was folgt daraus? Ich meine mit dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereine, daß man das Evangelium nur denen bringen soll, die gewillt sind, es anzunehmen, weil jede zwangsweise Verbreitung dem Geiste des Christentums widerstrebt. Darf ich die für die Missionare der Westmächte einerseits und für die chinesischen Christen andrerseits nach meiner unmaßgeblichen Meinung daraus sich ergebenden Folgerungen aussprechen, so sind es diese: 1. Da die Missionare sich in absehbarer Zeit noch nicht dem alleinigen Schutze der chinesischen Regierung anvertrauen dürfen, sollten sie auf ihr persönliches Wirken im Innern des Reiches zum Besten der Sache so lange verzichten, bis Gott ihnen die Thür zu dem gewaltigen Arbeitsfeld selbst öffnen wird, ohne daß ihnen schon jetzt eine mittelbare Wirksamkeit durch eingeborene Missionare, vielleicht auch durch Druckschriften, ganz abgeschnitten wäre. Die chinesischen christlichen Lehrer, die unter dem Fremdenhaß von vornherein weniger zu leiden hätten, könnten natürlich nur unter der Bedingung[1]) allen Schutzes der auswärtigen

---

[1]) Mit Recht fordert der russische Orientalist Posdnejew in seinem 1898 erschienenen Buche „Die Mongolei und die Mongolen", auf welches Luthardts Kirchenzeitung (1900, Sp. 950—952) hinweist, daß die chinesische Regierung nicht nur aufhöre, den Haß des Volkes gegen das Christentum hervorzurufen und zu schüren, sondern daß sie sich auch zur Vernichtung der bisher begünstigten antichristlichen und fremdenfeindlichen Litteratur geradezu verpflichte. Mit welchen Schwierigkeiten die christlichen Missionare schon vor dem Ausbruch der jetzigen Wirren zu kämpfen hatten, das geht aus dem eben ausgegebenen interessanten Buche von Eugen Wolf (Meine Wanderungen im Innern Chinas. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, S. 228 ff.) wieder deutlich hervor. So belehrt uns Posdnejew, daß die zur Unterdrückung der fremden Religionen auffordernden „Heiligen Lehren" am 1. und 15. jeden Monats amtlich verkündigt werden sollen. „Heilige Lehren" heißen nämlich die im Jahr 1670 vom Kaiser Kang-Si verfaßten 16 kurzen Thesen samt ihren Erläuterungen, die sein Sohn und Nachfolger hinzufügte. Dieser Kaiser Jung-Tscheng, der die Religion der Menschen des Westens entschieden verwirft, sagt darin: „Von alters her wurden in China drei Religionen verbreitet. Außer dem Confucianismus haben wir den Buddhismus und die Lehre des Lao-tse." Es liegt doch gewiß in der Macht der chinesischen Regierung, die Religionsfreiheit auf das Christentum auszudehnen; das oben erwähnte Buch des Berliner Missionars Voskamp (Unter dem Banner des Drachen, S. 40. 65) giebt, wie mir scheint, deutliche Proben von der Wirksamkeit ähnlicher Kaiser-Edikte. Wahrscheinlich dauert's aber noch lange, bis der Chinese vergißt, daß ihm das Evangelium auf der Spitze von Bajonetten angeboten worden ist. Da die europäischen Kaufleute nur in den Vertragshäfen, die von 5 Häfen auf circa 25 gewachsen sind, Handel treiben und Warenniederlagen gründen dürfen, so ist (Voskamp, S. 79) der Missionar der einzige Fremde, der im Innern des Landes wohnt, und der Haß des Volkes richtet sich um so stärker gegen ihn als Angehörigen der verhaßten barbarischen Nationen. Wie man diesen nur Böses zutraut, so glaubt das Volk gleich dem Mandarin, daß die Missionare lediglich eigennützige Absichten verfolgen. Aber die Mandarinen sind viel schlimmer als das von ihnen beherrschte Volk. Voskamp sagt S. 93 mit Recht: „Daß die Chinesen willig waren, sich mit den Forderungen, die das Christentum an jede menschliche Seele stellt, zu beschäftigen und sie anzunehmen,

Digitized by Google

Mächte verlustig gehen, daß diese beim Friedensschluß dem Christentum eine Stelle neben den drei berechtigten heidnischen Religionen erwirkten. 2. Die für die Chinesen fremdländischen Missionare sollten im Gebiete, das durch die Macht ihrer Regierungen auch ihren Gemeinden den sichern Schutz verbürgt, aber ohne staatliche Bevorzugung der einen Religion und Konfession vor der andern, ihre Missionsarbeit in friedlichem Wettbewerb fortsetzen. Geht den katholischen Missionen, die sich früher erfahrungsmäßig gern in fremde Arbeitsgebiete eingedrängt haben, der zum Schaden des Christentums bisher gewährte Schutz in Zukunft ab, müssen sie gleich den Protestanten ohne ihnen zur Seite stehende äußere Machtmittel arbeiten, so wird das friedliche Nebeneinanderwirken beider christlichen Konfessionen auch auf unser deutsches Vaterland heilsam zurückwirken. Ist schon bisher die fromme Arbeit vieler Missionare, katholischer sowohl als evangelischer, keine vergebliche gewesen, so wird sie dann mit ungleich besserem Erfolge zur Gewinnung zahlreicher Chinesen für christliche Gesittung und Lebensführung wirken können und bleibende Frucht schaffen. Das Sprüchlein „Beneficia non obtruduntur" oder „Wohlthaten werden nicht aufgedrängt" läßt sich frei durch „Zur Liebe kann man niemand zwingen" wiedergeben und sollte als eine Grundlage wahrer Toleranz allgemeine Anerkennung finden.

So schließe ich denn, der ich mit allen evangelischen Christen das katholische Christentum und die katholische Mission gerne toleriere, mit dem Wunsche von D. Rade (Christliche Welt 1900, Sp. 742), Excellenz v. Brandt wolle sich der Erkenntnis nicht verschließen, „daß katholisches und protestantisches Christentum in ihren Beziehungen zur Politik und kaum weniger in ihrem Missionsbetrieb etwas Grundverschiedenes sind".

---

kann durch die wachsenden Missionserfolge klar genug bewiesen werden. Das Volk ist nicht gegen eine Verbindung mit den fremden Nationen; nur die geistigen Leiter Chinas wünschen aus Hochmut und Selbstsucht, ihr Land gegen jeden Einfluß von außen zu verschließen." Den das Christentum verleumdenden Litteraten kann doch jedenfalls das Handwerk gelegt werden, so daß mit der Zeit Verleumdungen unmöglich werden wie die in dem Buche „Totschlag der Teufelslehre", das ein hochgestellter Mandarin verfaßt hat. Darin heißt es nämlich von der christlichen Sonntagsfeier: „Alt und jung, Männer und Frauen versammeln sich in der Halle, um die Tugenden des Stifters dieser Sekte zu preisen. Wenn die Feier vollendet ist, ergeben sich die Anhänger den entsetzlichsten Ausschweifungen. Dies nennen sie Kommunion oder Liebesmahl." Beim Abschluß des Friedens wird es gewiß großer Vorsicht bedürfen, damit für die chinesischen Christen die Religionsfreiheit besser gewahrt werde, als das bisher gelungen ist.



Digitized by Google

Marie Antoinette.

Von

Professor Dr. **Frantz Funck-Brentano.**

I.

Ihr Charakter und ihr Leben auf dem Thron.

Marie Antoinette hatte gleich beim Betreten Frankreichs, in Straßburg, ein Wort gesprochen, das sofort die Runde durch die ganze Stadt gemacht hatte. Als das Oberhaupt des Stadtmagistrats, in der Meinung, ihr eine Aufmerksamkeit zu erweisen, sie in deutscher Sprache zu begrüßen begann, erwiderte sie: „Sprechen Sie nicht deutsch, Herr Bürgermeister; von heute an verstehe ich nur noch Französisch.“

Wir verdanken der Feder Edmond und Jules de Goncourts das beste Porträt, das von ihr entworfen worden ist:

„Ein feuriges, hingebungsvolles, rückhaltlos aus sich herausgehendes Herz, ein junges Mädchen, das mit offenen Armen dem Leben entgegengeht, voll Sehnsucht, zu lieben und geliebt zu werden — das ist die Dauphine. Sie liebte alles, was eine schwärmerische Stimmung nährt und begünstigt, alle Freuden, die junge Frauen ansprechen und jungen Herrscherinnen Vergnügen machen: die stille, gemütliche Zurückgezogenheit, in der die Freundschaft ihr Herz ausschüttet, vertrauliche Gespräche, in denen der Geist sich zwanglos ergeht, die Natur, die Freundin, und die Wälder, die Vertrauten der Seele, die Fluren und den Horizont, in dem die Blicke und Gedanken sich verlieren, die Blumen und ihr ewiges Fest. Durch einen seltsamen Gegensatz öffnet die Fröhlichkeit das tief bewegte, fast melancholische Seeleninnere der Dauphine. Es ist eine tolle, leichtsinnige, unbändige Fröhlichkeit, die geht und kommt und ganz Versailles mit Leben und Bewegung erfüllt — Beweglichkeit, Naivität, Unbesonnenheit, Ausgelassenheit, Schelmerei; alles um sich her stellt die Dauphine mit ihren tausend anmutigen Einfällen auf den Kopf. Die Jugend und die Kindlichkeit, alles vereinigt sich in ihr, um zu bezaubern, alles verbündet sich gegen die Etikette, alles gefällt an der Prinzessin, der liebenswürdigsten, der weiblichsten von allen Frauen des Hofes, die immer springt und herumflattert und daherkommt wie ein Lied, wie ein Strahl, unbekümmert um ihre Schleppe und ihre Hofdamen.“

An der Spitze der Hofdamen geht Madame de Noailles, eine ernste und feierliche Dueña, durchdrungen von der Wichtigkeit ihres Amtes. Die Dauphine hat sie scherzend „Madame Etikette“ getauft. Als die Dauphine Königin und Mutter geworden war und sie, ihr Kind auf den Armen haltend, es in die Wiege legen wollte, erhob Madame de Noailles Einspruch dagegen: das vertrug sich nicht mit der Etikette. Eines Tages ereignete es sich, daß Marie Antoinette, die sich auf einen Esel gesetzt hatte, von dem Tier, das plötzlich

mit den Hinterbeinen ausschlug, auf den Rasen geworfen wurde. Sie blieb ruhig mit zurückgeschlagenen Röcken im hohen Grase sitzen und rief, mit den Händen klatschend: „Schnell, holt Madame de Noailles, damit sie uns sagt, was die Etikette vorschreibt, wenn eine Königin von Frankreich von einem Esel heruntergefallen ist!“ Dieser Zug charakterisiert Marie Antoinettes Geist, ihre aus heiterem Sinn und gesundem Verstand zusammengesetzte Ironie, — eine entzückende Ironie, durch die sie recht ein Kind ihrer Zeit war, die ihr aber unversöhnliche Feinde schuf. In ihrem königlichen Munde hatten die Worte ein größeres Gewicht, die Stiche, die sie austeilte, gingen tiefer, und die Wunden, die sie verursachten, waren um so schmerzhafter, als in den meisten Fällen die Bosheit gut traf.

Marie Antoinette war noch ein Kind, als sie an den französischen Hof kam. Ludwig XV. äußert sich darüber. Das größte Vergnügen, das sie, die Gemahlin des Thronerben, kennt, sind die Spiele mit den Kindern ihrer ersten Kammerfrau, wobei ihre Kleider Risse bekommen, die Möbel Schaden leiden und im Salon das Unterste zu oberst gekehrt wird. Man wartet schon darauf, die scheltende Mama in der Thür erscheinen zu sehen. Und wirklich bringt der Kurier aus Wien die Schelte: „Es wird behauptet,“ schreibt ihr ihre Mutter, „daß Du anfängst, Dich über die Menschen lustig zu machen und den Leuten ins Gesicht zu lachen. Das würde Dir unabsehbaren Schaden bringen, und zwar mit Recht, und würde sogar an Deiner Herzensgüte zweifeln lassen. Dieser Fehler, meine liebe Tochter, ist bei einer Prinzessin nicht gering.“ Ludwig XV. läßt Madame de Noailles rufen. Er wünscht mit ihr über die Dauphine zu sprechen. „Ihre Anlagen und ihre Reize verdienen gewiß alle Lobeserhebungen, aber sie ist zu lebhaft bei ihrem Auftreten in der Oeffentlichkeit und zu zwanglos, zum Beispiel auf der Jagd, wenn sie ihre Vorräte unter die ihren Wagen umringenden jungen Leute verteilt.“ Kleinigkeiten, wird man sagen. Vielleicht las Ludwig XV., ein hellsehender Geist, in der Zukunft.

Der Abbé de Vermond, der nach Wien geschickt worden war, um dort die Erziehung der zukünftigen Dauphine zu überwachen, hatte die Neigungen ihres Charakters nicht bekämpfen zu sollen geglaubt. Er hatte sie im Gegenteil bestärkt. Vermond war ebenfalls ein Mann seiner Zeit, ein Abbé des 18. Jahrhunderts, der Geist, Schlagfertigkeit, gesunden Menschenverstand und frohe Laune liebte. Und dabei erwarten sie die Langweile, die Etikette, das schwerfällige Zeremoniell, womit eine Tradition von Jahrhunderten die Königin von Frankreich belastet hat! „Der Abbé de Vermond,“ sagen die Goncourt, „wollte durch die Erziehung Marie Antoinette ihrem Geschlechte näher bringen als ihrem Rang.“ Das ist Jean Jacques Rousseaus Lehre. Der Verfasser des „Emile“ hätte seine Schülerin nicht anders erzogen.

Wenn es gestattet wäre anzunehmen, daß Rousseau in einen Staat eine Herrscherin hätte einführen wollen, so könnte man sagen, daß Marie Antoinette sein Ideal verkörpert haben würde. Ihre charakteristischen Eigenschaften sind die Liebe zur Natur, der Widerwille gegen alles Konventionelle und ein leb-

Digitized by Google

haftes Empfinden des Herzens. Ist in den Morallehren Rousseaus etwas andres enthalten?

Sie stellte sich das Leben vor, wie ein gefühlvolles junges Mädchen es sich im Frühling ihres Lebens träumt: des Morgens hinausgehen, um von einem Hügel herab die Sonne aufgehen zu sehen; auf den grünen Wiesen laufen, zwischen den Blumen der Felder; im Walde oder des Abends im Mondschein spazieren gehen. Ihr Lieblingsaufenthalt ist ein Wohnsitz, dem sie so viel wie möglich ländlichen Charakter gegeben hat: Trianon. Trianon war nicht das Operettendorf, das sich noch die Goncourt vorgestellt haben, sondern ein wirkliches kleines Dorf mit einem ernsthaften ländlichen Betrieb, einer wirklichen Molkerei und wirklichen Pächtern. „Dieser Landaufenthalt," schreibt Pierre de Nolhac, „erhöht die Vertraulichkeit und die Zwanglosigkeit. Die Königin von Frankreich verlangt dort weniger Beachtung als Madame de Montesson oder die Marschallin de Luxembourg in ihrem Kreise in Paris. Sie ist eine anspruchslose Hauswirtin, die gern ihre Gäste sich um eine andre Frau, Madame de Polignac zum Beispiel, versammeln läßt und sich die Sorgen der Gastfreundlichkeit vorbehält. Ihr einziges Vergnügen ist, Gästen zu gefallen, die allesamt ihre Freunde sind, Freunde, die ihr Herz ausgewählt hat und von denen sie sich geliebt glaubt." Wenn sie ins Zimmer tritt, ziehen sich die Frauen nicht vom Spinett oder ihren Stickereien zurück, ebensowenig wie die Herren vom Billard oder Triktrak.

Bekannt sind die vielen Züge ihrer Herzensgüte. Die Königin war es, die, in einem Fauteuil auf einer Estrade sitzend, wo Madame Vigée-Lebrun sie malte, aufsprang, um den Pinsel der Künstlerin aufzuheben, aus Furcht, daß diese in ihrem Zustand vorgeschrittener Schwangerschaft sich Schaden thun könne. Wir kennen durch Madame Vigée-Lebrun hübsche Einzelheiten über die „Sitzungen" ihres Modells.[1]) Wenn die beiden Frauen vom Malen und vom Sitzen müde waren, sangen sie am Klavier die Duette Grétrys. Die Königin — sie, die sich so schwer zum Lesen entschließen konnte — las in ihrer Fürsorge für die jungen Mädchen in ihrer Dienerschaft des Morgens die Stücke, die am Abend gegeben werden sollten, um zu wissen, ob ihnen der Besuch der Vorstellung erlaubt werden könnte. Der Vorreiter der Karosse, in der Marie Antoinette sitzt, fällt herunter und verletzt sich. Sie weigert sich weiterzufahren und kehrt erst nach einer Stunde um, nachdem alle Verbände angelegt sind. Sie hat die ganzen Hilfeleistungen organisiert, redet in ihrer Aufregung alle Welt, Pagen, Stallknechte, Vorreiter „mein Freund" an. Sie sagt zu ihnen, indem sie sie duzt: „Mein Freund, hol die Chirurgen; mein Freund, lauf schnell nach einer Tragbahre; sieh zu, ob er spricht, ob er bei Bewußtsein ist."

Wir kommen hier zu dem hervorstechendsten Zug ihres Charakters, demjenigen, der ihr am meisten zum Nachteil gereichen wird: dem unwiderstehlichen

---

[1]) Die Memoiren der Madame Vigée-Lebrun sind nicht von ihr selbst geschrieben, beruhen aber auf Erinnerungen und Aufzeichnungen, die sie hinterlassen, und deren Bearbeiter direkt an der Quelle geschöpft hat.

Digitized by Google

Bedürfnis, denen, die sie liebt, ihre Zuneigung zu beweisen und von denjenigen, von welchen sie sich geliebt glaubt, Beweise der Zuneigung zu erhalten. Da ist vor allem ihre Mutter. Diese kennt ihre Tochter. Sie kennt die Macht der Liebe, welche sie ihr eingeflößt hat, und weiß, daß bei Marie Antoinette der Kopf nicht fähig ist, gegen das Herz anzukämpfen. Sie benützt und mißbraucht dies. Nachdem sie von ihr dasjenige erlangt hat, was ihr als das Härteste erschien, wogegen sich ihr ganzes Wesen sträubte, daß sie nämlich gute Miene zu dem Treiben der Dubarry machte, in der Zeit, wo diese als Geliebte Ludwigs XV. den Hof beherrschte, — üben Maria Theresia und Joseph II. einen schweren Druck auf Marie Antoinette aus und gelangen dahin, sie zu ihrer Bundesgenossin bei der Teilung Polens, in der bayrischen Erbfolgefrage und in der Angelegenheit der Freigabe der Schelde zu machen. Die einzige politische Idee, welche die Königin als Kind in sich aufgenommen und die in ihr mit der Zeit immer mehr Kraft gewonnen hat, ist die, daß die enge Verbindung der Familie ihrer Mutter mit der ihres Gemahls, die das Bündnis der Kronen von Frankreich und Oesterreich befestigt, die notwendige Basis für jede den beiden Ländern heilsame Politik ist. Sie schreibt an ihre Mutter in rührenden Worten: „Mercy hat mir seinen Brief gezeigt, der mir sehr zu denken gegeben hat. Ich werde mein Bestes thun, um zur Erhaltung des Bündnisses und guten Einvernehmens beizutragen. Was würde aus mir, wenn ein Bruch zwischen unsern beiden Familien einträte! Ich hoffe, daß der liebe Gott mich vor diesem Unglück bewahren und mir eingeben wird, was ich thun soll. Ich habe ihn darum aus vollem Herzen gebeten."

Sie glaubt die Interessen Frankreichs nicht zu verraten. Verriet sie sie übrigens wirklich? Indessen macht ihre Haltung, übertrieben und entstellt, bis in die große Menge hinein von sich reden. Ihre Herrscherzeit endigt mit den Rufen: „Nieder mit der Oesterreicherin!" die sie bis zum Schafott begleiten, während ihre Mutter und ihr Bruder, erzürnt, Regungen des Widerstandes einer Französin bei ihr zu finden, sie ihrerseits ungeachtet ihrer guten Dienste der Undankbarkeit beschuldigen und ihr vorwerfen, daß sie ihnen gegenüber nicht die ergebene Tochter und Schwester sei, die sie erhofft hatten.

Von ihrem Liebesbedürfnis getrieben, glaubte Marie Antoinette, daß es ihr als Königin möglich, daß es ihr erlaubt sei, Freunde zu haben. Wir kennen ihre herzlichen, innigen, in Form und Ausdruck bezaubernden Freundschaftsneigungen. Zwei Namen sind in dieser Hinsicht berühmt geworden, die der anmutigen Prinzessin de Lamballe und der reizenden Gräfin Jules de Polignac.

„Die Gräfin de Polignac," sagt der Herzog de Lévis, „hatte das himmlischte Gesicht, das man sehen konnte. Ihr Blick, ihr Lächeln, alle ihre Züge waren engelhaft. Sie hatte einen jener Köpfe, worin Rafael einen feingeistigen Ausdruck mit unendlicher Lieblichkeit zu verbinden weiß." Der Klang ihrer Stimme war rein und gewinnend, sie sang bezaubernd, überaus einfach und mit holder Hingebung. Ihre geschmeidigen, fast nachlässigen Bewegungen hatten den Zauber der Natur an sich. Ihre Kleidung und ihr Schmuck waren stets höchst ein-

fach: eine Rose im Haar, ein Kleid aus Linon oder leichtem Musselin, weiß, ungezwungen sitzend, in voller Harmonie mit diesem natürlichen, sanftherzigen, liebevollen Charakter — ihre Worte schienen Liebkosungen, ihr Lächeln war wie ein Kuß. Vom ersten Tage an war Marie Antoinette hingerissen, und es entstand eine jener reizenden Jugendfreundschaften voll Intimität und Unbesonnenheit, vertrauter Herzensergüsse und Tändeleien — „Spiele, bei denen die beiden Freundinnen nichts als zwei Frauen waren und, herumtollend und sich schlagend, ja einander fast die Haare zerzausend, unter tausend lebhaften, graziösen Scherzen miteinander stritten, welche die stärkere wäre." Die Zuneigung Madame de Polignacs für die Königin war aufrichtig und selbstlos. Daß ihr äußerer Glanz, Ehren und Reichtum fehlten, hatte sie in den Augen der Königin ganz besonders anziehend gemacht und wurde für diese ein Sporn, sie mit ihren Gunstbezeigungen zu überhäufen. Mit welcher Freude hatte sie eines Tages erfahren, daß ihre Freundin eine zahlreiche Familie hatte, ohne Vermögen war und zu Versailles in einem bescheidenen Hause der Rue des Bons-Enfants wohnte! Nun erfolgte die Verleihung von Ehrenstellen, Pensionen, Titeln. Gleich ihrer Freundin wenig ehrgeizig für sich selbst, war Madame de Polignac von Zuneigung und Hingebung für die Ihrigen erfüllt. Es war eine ganze Partei, die sich um sie versammelte: zuerst ihre Verwandten, dann ihre Freunde, dann Schmeichler. Rings um diese frische, anmutige Freundschaft, die zwei miteinander verflochtenen Rosen unter einem klaren Himmel, werden Intriguen angeknüpft, Kabalen, Schliche und Umtriebe angezettelt. Marie Antoinette wird die Gefangene ihrer Freundschaft. Die Schlinggewächse und Dornen ersticken die Blumen in ihrer vergänglichen Pracht. Ihrer Freundin kann die Königin nichts abschlagen, und man sieht durch sie allmählich eine ganze Familie mit ihrem Anhang von Freunden, Günstlingen und Klienten zu Ehren und Reichtum emporsteigen — die Partei der Polignac. Währenddessen macht sich das öffentliche Elend in furchtbarer Weise bemerkbar, die Bankerotte erregen Lärm, die Steuern werden drückender, und in der allgemeinen Verarmung erscheint das rasche, ungerechtfertigte Emporsteigen der Polignac als eine Herausforderung zum Kampf ... Der Adel am Hof wird darüber unwillig, die Unzufriedenheit bemächtigt sich der Hauptstadt, ganz Frankreichs. Sie wächst und wird durch die Entfernung noch schroffer. „Man berechnet," schreibt Mercy, „daß seit vier Jahren die ganze Familie der Polignac, ohne irgend welches Verdienst um den Staat, rein durch Gunst, sich entweder durch hohe Aemter oder durch andre Vergünstigungen nahezu 500 000 Livres jährlicher Einkünfte verschafft hat. Alle hochverdienten Familien beschweren sich laut über das Unrecht, das ihnen durch eine derartige Verteilung von Gnadenbeweisen geschieht, und wenn man zu ihnen noch einen hinzukommen sieht, der ohne Beispiel wäre" — es handelte sich um die Schenkung der Bitscher Domäne in Lothringen — „so wird die Entrüstung und das Mißvergnügen auf den höchsten Grad steigen."

Wenn Marie Antoinette bei diesem Freundschaftsverkehr, der ihr als das Wesen des Lebens galt, wenigstens so aufrichtige und hingebende Naturen ge-

Digitized by Google

funden hätte, wie sie selbst war! An ihrer lieben Polignac zweifelte sie nicht, aber sie sah eines Tages, daß die bevorzugte Freundin in ihren Händen seit Jahren nur ein Werkzeug zur Austeilung von Gunstbezeigungen gewesen war. Und wie viele Enttäuschungen auf der andern Seite! Die Königin wollte um ihrer selbst willen geliebt werden, und sie begriff sehr bald, daß man in ihr nur die Königin liebte. Das war ein schmerzlicher Rückschlag! Ein Rückschlag, der sie nach und nach wieder den Ausländern entgegentreibt, denen, welche sie bei Madame d'Ossun oder in den Salons der Gesandtschaften trifft, den Staël-Holstein, Strathoven, Fersen, Esterhazy, den Fürsten von Ligne. Infolgedessen wächst am Hofe in ihrer Umgebung das Mißvergnügen noch mehr. Als man ihr die Unzuträglichkeiten dieser neuen Vorliebe für die Ausländer vorhält, giebt sie mit einem trüben Lächeln die tiefschmerzliche Antwort: „Sie haben recht, aber die verlangen nichts von mir."

Und in welche Wut geraten jetzt die, welche ohne Rast und Ruhe, unbarmherzig weiter verlangen! Sie äußert sich in Klagen, Gegenbeschuldigungen, bald in Epigrammen und Satiren; sogar am Hof selbst singt man in spöttischem Tone:

„Petite reine de vingt ans,
Qui traitez mal ici les gens,
Vous repasserez la barrière.
Lan laire!" [1])

Aus Unbesonnenheit, ohne das geringste Uebelwollen, zumeist nur von dem Wunsche beseelt, sich ihre Freunde zu verpflichten, hat sich die Königin die mächtigsten Familien des Hofes eine nach der andern entfremdet: die Rohan-Marsan-Soubise, die eine höchst einflußreiche Stellung errungen hatten, die Montmorency, Clermont-Tonnerre, Civrac, La Rochefoucauld, Noailles, Crillon. Rivarol macht eine sehr tiefe Bemerkung: Ludwig XVI. liebte seine Frau mit einer Liebe, die die letzten Bourbonen nur ihren Maitressen geschenkt hatten; Marie Antoinette erbte allen Haß, den die Maitresse des Königs um sich her erregte. Ueberdies hatte sie die Lästerzungen der Frauen gegen sich, die durch die Dubarry an den Hof gelangt waren. Selbst ihre Tugend, ihre Reinheit waren in ihren Augen eine Beleidigung, und eben diese Reinheit ist es, die sie zu beflecken streben. Die Königin will um sich her keine Halbwelt mehr haben. Die Frauen, die nicht Witwen sind, sollen nur mit ihren Gatten erscheinen, wodurch eine Menge von Namen aus den Listen gestrichen werden. Das ist ein Schimpf, den sie ihr nicht verzeihen.

Zu dem Clan der Courtisanen gesellte sich sehr bald der der Frommen. Die Frömmigkeit der Königin ist echt, einfach, aufrichtig, unmittelbar. Sie hat die Empfindung, daß Zeremonien und Andachtsübungen Gott viel weniger wohlgefällig sein müssen als edle Seelenregungen und Herzensgüte. Und das ver-

[1]) Kleine zwanzigjährige Königin, die die Leute hier schlecht behandelt, du wirst wieder zum Thor hinausziehen!

zeihen ihr die Frommen nicht, um so weniger, als diese Frommen, La Vauguyon und sein Anhang, die Gräfin de Marsan und ihr Kreis, die cynischsten Schmeichler der Dubarry und der Laster des alten Königs gewesen waren. In ihrer unendlichen Güte würde Marie Antoinette es nie über sich gebracht haben, der Person, die sie am wenigsten achtete, wirkliches Unrecht zu thun; aber sie bethätigte den Eifer, den sie in ihren Neigungen an den Tag legte, auch in ihren Antipathien. Das ist ein ganz allgemeiner Charakterzug. Ihr Herz war ebenso freimütig und lebhaft in seinen Freundschaften wie in seinen Abneigungen. Diese bekundeten sich bei ihr in verletzender Behandlung, Launen, schneidenden Worten, wahren Peitschenhieben, die sie mit leichter Hand versetzte. So kommt es, daß sich um sie her, sie, die noch ein Kind war, als sie bereits Mutter war, Haß, Groll und Rachsucht erheben und festsetzen. Ihre spöttischen Aeußerungen werden von tausend unsichtbaren Mündern in dunkeln Ecken, wo sie nur um so mehr zu fürchten sind, mit Bemerkungen beantwortet, die ein schleichendes Gift herumtragen. „In jenen in den Jahren 1785 bis 1788 vom Hof verbreiteten, gegen die Königin gerichteten Bosheiten und Lügen,“ schrieb der Graf von La Marck, „hat man die Scheingründe für die Anklagen des Revolutionstribunals von 1793 gegen Marie Antoinette zu suchen.“

Die Königin war allerdings von fröhlicher, wenn man will, leichtsinniger Gemütsart. „Sie liebte das Leben,“ sagen die Goncourt, „das Vergnügen, die Zerstreuung, ebenso wie die Jugend und die Schönheit sie lieben, sie immer geliebt haben.“ Die Gräfin von La Marck spricht davon in ihrer an Wilhelm II. gerichteten Beschreibung des französischen Hofes: „Die Königin geht unaufhörlich in die Oper, ins Schauspiel, macht Schulden, greift in Prozesse ein, hüllt sich in Federn und Flitter und macht sich über alles lustig.“ Die Bemerkung ist nicht zu boshaft, es kommt noch ärger. Auf einem Ball bei Monsieur de Viry erscheint Marie Antoinette inkognito, in einer Maske mit der Herzogin de la Vauguyon. Der Marquis Caraccioli, der Gesandte des Königreichs Neapel, erkennt sie nicht und knüpft ein Gespräch in scherzendem Tone mit ihr an. Die Sache belustigt die Königin, und sie antwortet darauf. Plötzlich errötet der Marquis vor Verlegenheit: mit lautem Lachen hat sich die Königin demaskiert. Am nächsten Tage hat sich der Klatsch des Vorfalls bemächtigt, und man kann sich bereits denken, wie wenig noch dazu gehören würde, um ihr eine dem guten Ruf der jungen Frau schädliche Wendung zu geben. Die Zwanglosigkeit Marie Antoinettes ist übrigens übertrieben worden. „Ihr Takt,“ sagt der Prinz de Ligne, „imponierte ebenso wie ihre Hoheit. Es war ebenso unmöglich, ihn zu vergessen wie sich selbst.“ Sie begiebt sich mit der Fürstin d'Hénin in die Oper. Die Achse ihres Wagens bricht. Sie steigt in einen Fiaker und kommt so an. Niemand würde etwas von dem Vorfall wissen, wenn nicht sie selbst, freimütig und unbekümmert, ihn gleich beim Eintritt erzählte: „Ich im Fiaker in die Oper gekommen — ist das nicht drollig?“ Am nächsten Tage flüsterte man sich unflätige Bemerkungen ins Ohr über Gott weiß welches zweideutige Abenteuer, in das die Königin verwickelt gewesen sei. Der an einem Aprilmorgen veranstaltete

hübsche Ausflug auf die Hügel von Marly, von wo man die Sonne am Horizont aufgehen sehen will, giebt Anlaß zu einem ganzen Pamphlet, einer Zote, dem „Lever de l'Aurore“, das sich die Höflinge unter dem Mantel zustecken. Marie Antoinette liebt es, an warmen Sommerabenden sich auf den Terrassen von Versailles zu ergehen. Orchester im Laubwerk lassen Accorde erklingen, die die Lieblichkeit der Nacht noch harmonischer machen. Marie Antoinette, die das Volk liebt und kein größeres Hochgefühl kennt, als alle um sich her an ihrer Freude teilnehmen zu lassen, befiehlt, die Menge frei eintreten zu lassen. Am Arm des Grafen d'Artois oder der Gräfin de Polignac stößt sie dabei den ersten besten vor den Kopf, — und die Londoner Zeitungen bringen eine Menge abscheulicher Einzelheiten über die Versailler „Notturnalien“. Die Engländer sind lüstern nach anstößigen Einzelheiten, die diese zwanglosen Spaziergänge in schmutzige Orgien verwandeln. Die Blätter kommen über den Kanal herüber, werden übersetzt und in Paris verbreitet.

Die Neuigkeitskrämer erfinden die verrücktesten Geschichten über die Bauten in Trianon. Mazières hat dort in einem Saal eine auf Leinwand gemalte Dekoration mit einer Einfassung von kleinen Glasverzierungen hergestellt. Man spricht von Wänden aus Diamanten. Diese bekommen bald in der Einbildungskraft des Volkes einen derartigen Glanz, daß im Jahre 1789, als die Abgeordneten der Generalstaaten Trianon besuchen, sie hartnäckig den Diamantensaal zu sehen verlangen. Und da es unmöglich ist, ihnen einen solchen zu zeigen, gehen sie mit der Ueberzeugung fort, daß ihnen dieser Beweis der königlichen Verschwendungssucht verborgen worden ist.

Die Ausgaben und die Schulden der Königin waren die furchtbarste der Waffen, mit denen man sie angriff. Ihre Unbesonnenheit hatte sie dem ausgesetzt. Ludwig XVI. mußte eines Tages Schulden im Betrage von 300 000 Livres bezahlen, die die Königin für ihre eigne Person gemacht hatte. Die Neuigkeitskrämer sprachen davon. „Während der König ihr diese 300 000 Franken übergab,“ heißt es in Bachaumonts ‚Mémoires secrets‘, „hat er sie merken lassen, daß diejenigen, welche ihn umgaben, aus Furcht, ihm zu mißfallen, ihm die Wahrheit verhehlten. Er hat sie gebeten, zu bedenken, daß dieses Geld aus dem reinen Hab und Gut der Völker stamme und nicht zu leichtsinnigen Ausgaben verwendet werden dürfe.“ Der Fall wurde bekannt und hatte Folgen. Im Jahre 1777 wurde eine Frau Cahouët de Villers verhaftet, weil sie enorme Geldsummen erschwindelt hatte, indem sie sich des Namens der Königin bediente. Sie hatte einen Banquier, der Ehren bei Hof zu erlangen wünschte, in den Glauben versetzt, daß die Königin dieses Darlehen aufnehmen wolle, ohne es den König wissen zu lassen, der ihr wegen ihrer übergroßen Ausgaben zürnen würde. Sie wies falsche Quittungen vor. Das Geld wurde hergegeben. „Die Königin,“ schreibt der Graf Beugnot, „stand damals in einem Ruf des Leichtsinns, den sie ohne Zweifel niemals verdient hat. Man glaubte, daß sie sich in Geldverlegenheiten befinde, die ihre Neigung zum Aufwand hervorgerufen habe. Man führte Charakterzüge und Worte von ihr an, die sie von der Rolle einer Königin

zu der einer liebenswürdigen Frau heruntersteigen ließen. Unter dieser letzteren Bezeichnung freundete man sich mit ihr in Gedanken an."

Einige Monate nach der Affaire Cahouët de Villers, am 19. Dezember 1778, brachte Marie Antoinette das erste ihrer Kinder zur Welt. Es war seit acht Jahren erwartet worden. „Meine Gesundheit ist vollständig wiederhergestellt," schreibt sie kurz darauf an ihre Mutter. „Ich werde mein gewohntes Leben wieder aufnehmen und hoffe, infolgedessen meiner lieben Mama bald neue Hoffnungen auf eine Schwangerschaft ankündigen zu können. Sie kann über mein Verhalten beruhigt sein, und ich fühle die Notwendigkeit, Kinder zu haben, zu sehr, um in dieser Hinsicht etwas zu versäumen. Wenn ich früher Unrecht gehabt habe, so war das Kindlichkeit und Leichtsinn; aber jetzt ist mein Kopf viel besser zurecht gesetzt, und sie kann darauf rechnen, daß ich alle meine Pflichten in diesem Punkte fühle. Uebrigens bin ich das dem König schuldig."

Diese Worte sind aufrichtig und wurden verwirklicht. Eine tiefe und anhaltende Wandlung vollzieht sich in dem ganzen Leben der Königin. Aber ist es noch Zeit, der übeln Nachrede Einhalt zu thun? Marie Antoinette will an sich selbst das Beispiel der Sparsamkeit geben. Im Salon von 1783 ist ihr Porträt von Madame Vigée-Lebrun ausgestellt, in einem langen weißen, ganz schmucklosen Kleide. „Sie zieht sich an wie eine Kammerfrau," sagen die einen; „sie will," behaupten die andern, „den Handel von Lyon vernichten und die Belgier von Courtrai, die Unterthanen ihres Bruders, bereichern." Und das Porträt muß entfernt werden.

Aus diesem einen Vorfall ersieht man die Tiefe der gegen sie gerichteten Bewegung. „Die Anklagen gegen die Königin," sagt Pierre de Nolhac, „liest man in den unzüchtigen Flugschriften, die in den Gesellschaften umlaufen und von Hand zu Hand, vom Boudoir zum Vorzimmer gehen; man findet sie in jenen handschriftlichen Sammlungen wieder, in denen man mit Erröten Adelswappen und Ex-libris einer Frau erkennt. Die Unflätigkeiten, die später die Revolution aufrührte, die Anspielungen auf Messalina und Fredegunde ergießen sich in pikanten Couplets, in eleganten Versen, und die vornehmen Damen singen sie nach Melodien, die gerade in der Mode sind, in der Vertraulichkeit der feinen Soupers. Aber die Fenster sind offen; die Vorübergehenden auf der Straße hören zu, singen die Verse nach, und aus dem Salon steigt das Lied in das Wirtshaus hinunter. Dieses Volk, das man die Geringschätzung der Königinnen, der Frauen und der Mütter lehrt, wird keine der Lektionen vergessen, die es erhalten hat, und die Refrains der Höflinge sind es, die sie zur Guillotine begleiten werden."

Und doch, wenn eine Frau den Revolutionsmännern hätte sympathisch sein müssen, so war es unbedingt Marie Antoinette. Sie stand dem Volke nahe durch ihre Liebe zu ihm, durch die Art, wie ihr Herz sich für das Volk erwärmte, durch die Art, wie sie sich bemühte, es zu verstehen. Sie stand den Revolutionsmännern nahe durch die Ideen, die ihnen gemeinsam waren. War nicht sie es,

die die Genehmigung für die „Hochzeit des Figaro“ erhielt, sie, die es durchzusetzen suchte, daß Voltaire am Hofe empfangen würde? Marie Antoinette bewirkte Neckers Rückberufung in das Ministerium und verfocht die doppelte Repräsentation für den dritten Stand. 1788 erzielte sie durch Aufhebung von Aemtern in ihrem Hofstaat eine Ersparnis von 1 200 000 Livres.

Am 8. Juni 1773 hatte Ludwig XVI., damals noch Dauphin, mit der Dauphine seinen feierlichen Einzug in die Stadt Paris gehalten. Die Begeisterung des Volkes ging bis zum Wahnsinn. Die Häuser waren mit Blumen geschmückt, die Hüte flogen in den Lüften. Ununterbrochene Zurufe: „Vive Monseigneur le Dauphin! Vive Madame la Dauphine!“ wiederholten sich in tausend Echos. „Madame,“ sagte der Herzog de Brissac, „Sie haben da zweihunderttausend Anbeter.“ Marie Antoinette wollte in die Gärten hinuntergehen, sich unmittelbar unter die Menge mischen, ihr näher sein, um ihr zu danken, die Hände drücken, die sich ihr entgegenstreckten. Sie schrieb darüber an ihre Mutter einen Brief, in dem ihr Herz schlägt:

„Was Ehren betrifft, so haben wir alle empfangen, die man sich ausdenken kann; aber das alles, wiewohl sehr schön, ist nicht das, was mich am meisten gerührt hat, vielmehr ist es die Liebe und die Herzlichkeit dieses armen Volkes, das trotz der Abgaben, mit denen es belastet ist, verzückt war vor Freude, uns zu sehen. Als wir uns aufmachten, in den Tuilerien spazieren zu gehen, war dort eine so große Menschenmenge, daß wir drei Viertelstunden dastanden und weder vorwärts noch rückwärts konnten. Wir haben den Gardisten mehrere Male eingeschärft, niemand zu stoßen. Auf dem Rückweg sind wir auf eine offene Terrasse gestiegen. Ich kann Dir, meine liebe Mama, die Ausbrüche der Freude und Liebe nicht beschreiben, die uns in diesem Augenblick entgegengebracht worden sind. Wie glücklich ist man in unserm Stand, daß man die Freundschaft des Volkes so leichten Kaufes erwirbt! Es giebt doch nichts so Kostbares. Ich habe es gefühlt, und ich werde es nie vergessen.“

Marie Antoinette und die Franzosen der Revolution waren dazu gemacht, einander zu verstehen; aber zwischen die Königin und das Land hatte sich Basilio [1]) gedrängt; das ist der Mann des Tages. Beaumarchais, der ein pittoreskes Gemälde seiner Zeit hinterlassen hat, hat ihn vortrefflich definiert: „Die Verleumdung! ... Es giebt keine gemeine Büberei, keine Scheußlichkeit, keine absurde Geschichte, an die man die Leute nicht glauben machen kann, wenn man es richtig anfängt ... Zuerst ein leichtes Gerede, das den Boden streift wie die Schwalbe vor dem Sturm; pianissimo säuselt und surrt es und entsendet im Lauf das vergiftete Geschoß. Der eine oder andre Mund nimmt es auf und flüstert es dir piano, piano geschickt ins Ohr. Das Unheil ist geschehen; es wächst, es kriecht dahin, es wandert, und rinforzando geht es von Mund zu Mund dahin;

---

[1]) Man weiß, daß Basilio einer der Helden der zwei berühmten Beaumarchaisschen Lustspiele, „Der Barbier von Sevilla“ und „Figaros Hochzeit“, ist und darin die heuchlerische Verleumdung verkörpert.

dann mit einem Male, Gott weiß wie, siehst du die Verleumdung sich aufrichten, zischen, sich aufblähen, sichtbarlich größer werden. Sie schwingt sich empor, holt aus zum Fluge, wirbelt herum, deckt alles zu, reißt alles los und mit sich fort, lärmt und donnert; und wird dank dem Himmel ein allgemeiner Schrei, ein öffentliches Crescendo, ein Gesamtchorus des Hasses und der Aechtung." [1])

Die Goncourt haben folgende Zeilen voll tiefer Wahrheit geschrieben: „Das Privatleben mit seinen Annehmlichkeiten, seinen Neigungen ist den Souveränen verwehrt. Staatsgefangene in ihren Palästen, können sie diese nicht verlassen, ohne den frommen Glauben der Völker und die Ehrfurcht der öffentlichen Meinung zu verringern. Ihr Vergnügen muß erhaben und königlich sein, ihre Freundschaft kühl und ohne Vertraulichkeit, ihr Lächeln in der Oeffentlichkeit auf alle gleichmäßig verteilt. Selbst ihr Herz gehört ihnen nicht, und es ist ihnen nicht gestattet, ihm zu folgen und sich ihm zu überlassen. Die Königinnen wie die Könige sind diesem Zwange und dieser Buße für das Königtum unterworfen. Wenn sie zu persönlichen Geschmacksrichtungen niedersteigen, so erwerben ihnen ihr Geschlecht, ihr Alter, die Einfachheit ihrer Seele, die Natürlichkeit ihrer Neigungen, die Reinheit und die Hingebung ihrer Gefühle weder die Nachsicht der Höflinge, noch das Stillschweigen der Lästerer, noch die Barmherzigkeit der Geschichte."

Durch und durch ein Kind ihrer Zeit, deren lebendiger und pittoresker Ausdruck sie war, durchtränkt mit der empfindsamen und naturistischen Philosophie, die damals alle Geister vom Bürger bis zum Edelmann durchdrungen hatte, glaubte Marie Antoinette, daß sie als Königin auch Weib sein könne — ein Irrtum, den ihr der Hof, an dem sie lebte, nicht verzieh, den ihr die Revolution nicht verzieh und den ihr die Nachwelt noch heute große Mühe hat zu verzeihen.

Die Umstände, unter denen Marie Antoinette niederkam, waren folgende:

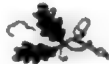
Der Großsiegelbewahrer, alle Minister und Staatssekretäre warteten in dem großen Kabinett mit dem Hofstaat des Königs, dem der Königin und den Kronbeamten. Der Rest des Hofes füllte die Spielsäle und die Galerien. Mit einem Male ruft eine laute Stimme: „Die Niederkunft der Königin steht bevor!" Der Hof stürzt sich in wirrem Durcheinander mit der Menge vorwärts. Der Brauch will, daß alle in diesem Augenblick eintreten dürfen, daß niemand zurückgewiesen wird. Das Schauspiel ist öffentlich. Die Menge dringt so ungestüm in das

---

[1]) Es ist hier der Ort, zu bemerken, daß Beaumarchais im Jahr 1774 von Ludwig XVI. und dem Polizeidirektor Sartine nach London geschickt worden war, um dort die ganze Auflage eines abscheulichen Pamphlets gegen Marie Antoinette aufzukaufen. Beaumarchais reist ab, setzt sich in Verbindung mit dem Juden Angelucci, der mit der Veröffentlichung beauftragt war. Er kauft die Ausgabe in London und läßt sie vernichten, dann eine zweite Ausgabe in Amsterdam. Triumphierend wollte er zurückkehren, als er erfährt, daß Angelucci sich mit einem der Zerstörung entzogenen Exemplar in Sicherheit gebracht hat. Siehe die geheime Korrespondenz zwischen Maria Theresia und dem Grafen Mercy d'Argenteau, herausgegeben von Arneth und Geoffroy, II, 224.

Zimmer, daß die Wandschirme der Tapisserie, die das Bett der Königin umgiebt, fast davon heruntergerissen werden. Im Zimmer geht es zu wie auf dem Marktplatz. Savoyarden klettern auf die Möbel, um besser zu sehen. Eine dichtgedrängte Menge erfüllt den Raum, die Königin ist am Ersticken. „Luft! Luft!“ schreit der Geburtshelfer. Der König stürzt sich auf die dicht verschlossenen Fenster und öffnet sie mit der Kraft eines Wahnwitzigen. Die Huissiers, die Kammerdiener sind genötigt, die Gaffer, die einander stoßen, zurückzudrängen. Da das warme Wasser, das der Geburtshelfer verlangt hat, nicht kommt, so läßt der erste Wundarzt der Königin am Fuße trocken zur Ader; das Blut springt heraus. Zwei auf einer Kommode stehende Savoyarden sind in Streit geraten und sagen sich Grobheiten. Es ist ein entsetzlicher Lärm. Endlich öffnet die Königin die Augen; sie ist gerettet.[1])

Dies war das Zeremoniell des französischen Hofes, wenn die Königin der Krone einen Erben gab. Die Frau, die in solcher Weise die höchsten Obliegenheiten des Lebens vollziehen mußte, hätte begreifen sollen, daß ihr Herz nicht das Recht habe, zu lieben, und ihr Mund nicht das Recht, zu lachen. Sie begriff es nicht und endete durch die Guillotine. (Schluß folgt.)



Zur Darstellung des Hamlet.

Von

Ludwig Barnay.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß bei dem Gedanken, schon wieder etwas über Hamlet lesen zu sollen, der geneigte wie der ungeneigte Leser keinen geringen Schrecken empfinden wird; der Kommentare über dieses Werk giebt es Legionen, und bei dem Anblicke eines Aufsatzes über Hamlet „wendet der Gast sich mit Grausen“. Wenn ich trotzdem einige schlichte Bemerkungen über Hamlet niederzuschreiben wage, so möge dieses Unterfangen darin seine Entschuldigung finden, daß ich nicht beabsichtige, die überreiche Hamlet-Litteratur um ein weiteres Stück zu vermehren, daß ich nicht vom Standpunkte der gelehrten Shakespeare-Forscher, sondern von dem des ausübenden Schauspielers versuchen will, zu meinen eigensten Berufsgenossen zu sprechen.

Ach, diese Kommentatoren des Shakespeare! Ich gehe ja nicht so weit

---

[1]) Edmond und Jules de Goncourt, Histoire de Marie Antoinette, Ausgabe von 1884, Seite 131 f.

Digitized by Google

wie der selige Otto Lehfeld, der mir einmal in aufgeregter Stimmung zurief: „Weist du, Bruder, wenn mir das Kreisgericht schwarz auf weiß giebt, daß ich nicht gehängt werde, so nehme ich den einen Shakespeare-Erklärer und schlage damit die andern tot!" Das war die Ausdrucksweise eines Mannes, welcher immer wenigstens hundertundzwanzig sagen mußte, wenn er hundert sagen wollte. Aber es steckt schon ein tüchtiges Stück Wahrheit in dieser kraftstrotzenden Aeußerung, denn durch die feinsinnigen und jedenfalls fleißigen Untersuchungen der Kommentatoren hat wohl die Shakespeare-Forschung außerordentlich gewonnen, aber wir Schauspieler?? — Ach, du lieber Gott!

Wenn ein gewissenhafter Darsteller an das Studium einer Shakespeare-Rolle herangeht, so wird er es vor allem für seine ernste Pflicht erachten, alles, was ihm an historischem Material und an Auslegungen über das betreffende Stück irgend erreichbar ist, sorgfältig zu lesen; hat er aber diese Vorstudien erledigt, hat er die dicken Kompendien der Shakespeare-Erklärer erst durchgearbeitet, ja, dann brummt ihm von alledem der Kopf, als wäre das bekannte Mühlrad darin in vollem Gange, und er wird gerade so viel Zeit brauchen, um das Gelesene wieder zu vergessen und mit freiem Blicke, unbeirrt und unbeeinflußt, an den Dichter selbst herangehen zu können, als er gebraucht hat, um es sich anzueignen. Wenn bei der Arbeit im stillen Studierzimmer die ersten Thränen ins Auge treten, dann hat der dramatische Künstler weit mehr für die darzustellende Rolle gewonnen als in allen vorhergegangenen litterarischen Vorstudien zusammengenommen.

Wer sich mit manchen Shakespeare-Erklärern intensiv befaßt, wird bald zu der Ueberzeugung kommen, daß der größte Teil ihrer dickbäuchigen Abhandlungen nicht so sehr zu dem Zwecke geschrieben ist, um zu zeigen, wie groß und klug, wie weise und umfassend Shakespeare gewesen ist, sondern daß sie oft nur dazu da sind, um zu zeigen, wie groß und klug, wie weise und umfassend der Geist der betreffenden Erklärer erscheinen möchte. Es ist ja bekannt, daß die Fliegen mit Vorliebe die glänzendsten Gegenstände aufsuchen, aber was sie dort zurücklassen, macht den Gegenstand wahrlich nicht besser. — Ach, wenn man doch auch unsern Shakespeare durch einen Gazevorhang schützen könnte wie die goldglänzenden Kronleuchter in der guten Stube!

Hamlet ist nun dasjenige Werk Shakespeares, auf das sie sich mit besonderer Vorliebe geworfen haben, und sie haben es fertig gebracht, dieses Stück so gründlich zu zerklären, daß man vor lauter Kommentaren den Hamlet nicht mehr sieht. Diese Ueberklugen, was haben sie nicht alles in den Hamlet hineinverhört! Vielleicht darf ein Schauspieler, der ganz und gar nicht den Anspruch erhebt, ein Schriftsteller sein zu wollen, zu seinen Berufsgenossen ein ungeziertes und ungelehrtes Wort über diesen Hamlet sprechen und einfach erzählen, welcher Gedankengang sich ihm beim Studium und bei wiederholter Darstellung dieser Rolle immer wieder von neuem aufgedrängt hat. Ich möchte dabei vorweg bemerken, daß ich hier nach meinen Worten und nicht nach meinen Thaten beurteilt werden möchte, denn inwieweit es mir selbst gelungen ist, meinen Gedanken

Digitized by Google

auch zur vollen Anschauung zu bringen, das ist eine Frage, welche naturgemäß außerhalb dieser Betrachtung liegt; handelt es sich doch hier nur um das Wollen und nicht um das Können, und man weiß, wie gar selten es dem Künstler gelingt, diese abgrundtiefe Kluft auch nur teilweise zu überbrücken.

Hamlet, sollte ich meinen, ist nicht mehr und nicht weniger ein Kind Dänemarks als sein böser Oheim, als seine schwache Mutter, als der beschränkte plauderhafte Polonius, als Rosenkranz und Güldenstern, als schließlich alle Personen des Stückes. Hamlet ist kein Engländer oder Deutscher, kein Fremder, der an diesen Hof, in diese verkommene, feige, hinterlistige, sündhafte, brutale und völlerische Gesellschaft von außen hinein gerät, er ist ein in eben dieser Atmosphäre geborener und in derselben erzogener Däne; und alles das, was ihn uns zu diesem Hamlet macht, alles, was ihn mit seiner ganzen Umgebung in einen tiefgehenden Konflikt bringt, das ist dasjenige, was von außen her an ihn herangetreten ist, was von außen her auf ihn eingewirkt hat.

Wir dürfen annehmen, daß Hamlet als junger Mann von etwa zwanzig Jahren nach der deutschen Universität Wittenberg geschickt wurde, denn nach den Worten des Totengräbers: „Ich bin hier seit dreißig Jahren Totengräber gewesen in jungen und alten Tagen“, und seiner Versicherung, daß er Totengräber wurde „an demselben Tage, wo der junge Hamlet geboren ward“, ist Hamlet in dem Drama zweifellos dreißig Jahre alt und war also vor etwa zehn Jahren nach Wittenberg gegangen. Aber wie stand es mit seinem Wesen, bevor er zur Universität ging? Er dürfte doch kaum eine andre Erziehung erhalten haben als die, welche andre dänische Prinzen genossen haben, also etwa dieselbe, wie sie ehedem seinem Vater und seinem Oheim zu teil wurde, das heißt eine Erziehung, welche lehrte, daß die Tugenden und Großthaten eines Jünglings aus edlem königlichem Blute lediglich darin bestehen müßten, recht kräftig und stark zu sein, rücksichtslos und gewaltthätig zu handeln, sein Pferd gut zu reiten, die Waffe tüchtig zu handhaben und einen Riesenhumpen recht oft und mit einigem Anstand leeren zu können, und es dürfte fernerhin anzunehmen sein, daß sein edler Vater mit diesem Hamlet, wie ihn die Universität Wittenberg gebildet hat, nur wenig zufrieden gewesen wäre, daß er ihn kaum für geeignet gehalten hätte, König seiner Dänen zu sein; ja es ist sogar fraglich, ob der alte König nicht am Ende den Claudius als Herrscher Dänemarks seinem eignen Sohne vorgezogen hätte. Ich sage, es ist fraglich.

Denn was erfahren wir aus dem Stücke über den Vater Hamlets? Man sagt uns nichts weiter, als daß er eine edle kriegerische Gestalt gehabt habe, daß er sich mit dem stolzen Norweg maß, daß er dräute, als er sich in hartem Zwiegespräch maß mit dem beschlitteten Polacken, den er aufs Eis warf. Selbst der klare, kluge Horatio, der doch offenbar das Haus Hamlet sehr genau kannte, mutet dem Geiste zu, er könne in seinem Leben Schätze aufgehäuft haben, die er erpreßt hat, und Hamlet selbst sagt uns von seinem Vater nichts mehr, als daß er schön gewesen sei wie Apoll und daß er seine Mutter sehr geliebt habe.

Digitized by Google

Hamlets Vater war also zweifellos ein Held, ein trefflicher Monarch, ein ganzer Mann — aber dies alles nur im Sinne seiner Zeit und des Landes, das er beherrschte, also im Geiste einer Zeit, in welcher lediglich die starke Faust Respekt verlangte und sich diesen unter Umständen auch zu erzwingen wußte.

In diesen Grundsätzen dürfte nun vermutlich auch der Kronprinz Hamlet erzogen worden sein, diese Anschauungen dürften sich in ihm befestigt haben, bis er, ein bereits gereifter junger Mann, nach Wittenberg ging.

Die Lehren, die er nun hier empfängt, die Pflichten gegen sich und andre, die ihm hier eingeimpft werden, die Anschauungen der Gesellschaft, in welcher er hier verkehrt, das neue Wissen, das er hier gewinnt, müssen notwendig sein ganzes Wesen in einen Kampf zwischen dem Angeborenen, dem früher Anerzogenen und dem durch die neuen Lehren und Erfahrungen zur Erkenntnis Gewordenen versetzen; in dieser Verfassung des heftigen inneren Widerstreites aber wird er plötzlich durch die Nachricht vom Tode seines Vaters nach Hause berufen.

Es erscheint überflüssig, hier anzuführen, was Hamlet am Hofe seines Vaters vorfindet; das Thatsächliche ist ja aus dem Stücke genügend bekannt, aber es darf darauf aufmerksam gemacht werden, daß ihm daselbst alles doppelt und dreifach schmerzlich und widerwärtig erscheinen muß, weil er eben in Wittenberg ganz neue Lehren von den Rechten und Pflichten eines Menschen, eines Herrschers in sich aufgenommen hat; weil der scharfe Gegensatz zwischen diesen Lehren und dem, was er hier überall um sich sieht, seine Seele aufs tiefste verwunden muß.

Das Angeborene und Anerzogene aber bleibt doch auf dem tiefsten Untergrunde seines Wesens bestehen, und so entbrennt in seiner Seele ein stiller innerer, aber desto heftigerer Kampf zwischen dem Dänen und dem deutschen Humanisten, denn immer dort, wo der erstere in angeborenem Triebe „Vorwärts!“ ruft, entgegnet der letztere: „Halt, du darfst nicht mehr so handeln wie ehedem, jetzt mußt du erst alles reiflich bedenken!“ Und dies ist der Kampf, der sich vor unsern Augen abspielt.

Diese angeborene und anerzogene Thatkraft, dieser Trieb zur raschen That verläßt Hamlet im ganzen Stücke nicht; immer ist er im ersten Anlaufe zur That geneigt, und „das Denken macht es erst dazu“, daß er diesem Thattriebe nicht ohne weiteres folgt, daß er zögert und zaudert und darüber die Kraft des ersten Antriebes gebrochen wird. Dort aber, wo ihm zum „Denken“ keine Zeit bleibt, da vollzieht er auch sofort seine Entschlüsse, da findet er auch die Kraft zur Ausführung derselben. In solchen Momenten ersticht er den Polonius, bringt er Rosenkranz und Güldenstern ums Leben, und genau so würde er auch seinen Oheim getötet haben, wäre ihm dieser unmittelbar nach der Erscheinung des Geistes in den Wurf gekommen, und dann — ja, dann wäre die Tragödie im ersten Akte zu Ende gewesen.

Begleiten wir Hamlet ein wenig durch das Stück, um zuzusehen, ob es

Digitized by Google

wahr ist, daß Hamlet im ersten Anlaufe stets zum Entschlusse, zum Handeln, zur frischen That bereit ist.

Horatio meldet ihm das Erscheinen des Geistes, da ist er auch sofort bereit „zu wachen“ und den Geist anzureden, „gähnt auch die Hölle selbst und hieß ihn ruhig sein“.

Auf der Schloßterrasse, da der Geist ihm zu folgen winkt und Hamlets Gefährten (erprobte Soldaten) ihn ängstlich zurückhalten wollen, da reißt er sich gewaltsam los und stürmt furchtlos der Erscheinung nach. Kaum hat der Geist von „Mord“ gesprochen, da ist Hamlet bereit, „auf Schwingen, rasch wie Andacht um der Liebenden Gedanken“ zur Rache zu stürmen, und kaum ist die Erscheinung verschwunden, da ruft Hamlet: „Jetzt zu meiner Losung!“ faßt sofort nur in den zwei kurzen Worten: „So sei's!“ den Entschluß, sich wahnsinnig zu stellen, und setzt diesen eiligen Vorsatz den herzueilenden Gefährten Horatio und Marcellus gegenüber sofort in That um.

Besteht denn die Thatkraft nur im Stechen, Hauen und Töten? Ist es keine That zu nennen, daß Hamlet den Schauspielern befiehlt, jenes überaus heikle Thema, „die Ermordung des Gonzago“, vor seinem Oheim, dem regierenden Herrscher, zu spielen? Ist es nicht Kühnheit, daß er sich bei der Aufführung desselben dem Könige gegenübersetzt, dem Könige, der doch zweifellos sofort wird merken müssen, wer das Spiel veranlaßt hat und zu welchem Zwecke es gerade vor ihm gespielt wird? Ist es keine That zu nennen, daß sich Hamlet mit übermenschlicher Kraft und ohne sich im geringsten zu verraten, von seiner heißgeliebten Ophelia lossagt, daß er diese starke, mächtige Liebe in seinem Herzen niederzwingt und ertötet, um seinem Rachewerke ganz und ungeteilt angehören zu können? Ist es nicht ein Beweis kühnen Mutes, die eigne Mutter aufzusuchen und ihr derartig ins Gewissen zu reden, wie es Hamlet thut, und grenzt es nicht an Tollkühnheit, der Mutter — diesem verliebten Weibe — das Geheimnis zu verraten, daß Hamlet sich nur wahnsinnig stellt? Heißt das nicht den Kopf wagen am Hofe eines Claudius? Ist Hamlet nicht im ersten Ansturme bereit, den König niederzustoßen, da er ihn beim Beten trifft? Und ersticht er nicht thatsächlich Polonius, weil er ihn für den König hält? Und als Hamlet von Laertes gefordert wird, ist er da nicht sofort zum Zweikampfe mit diesem ausgezeichneten Fechter, dem wildempörten und racheschnaubenden Laertes bereit? Und tötet er den König nicht ohne Bedenken, als er von Laertes erfährt, daß Claudius die Mutter vergiftet hat? — So könnte man noch viele, recht viele Stellen anführen, welche zweifellos darthun, daß in Hamlet ein starkes, ja sogar ein kühnes Wollen vorhanden ist, welches immer nur durch das „Denken“ paralysiert wird.

Dieser Hamlet nun wird auf unsern Bühnen in der Regel so aufgefaßt und dargestellt, daß wir schon nach den ersten Scenen, ja nach den ersten Worten die klare Empfindung haben: „Dieser Mann ist zu jedem ernstlichen Wollen, zu jeder ernstlichen That absolut unfähig.“ Wozu aber dann das Stück? Wozu der Prozeß? Wozu der Kampf? — Wie gering braucht die entgegenwirkende

Digitized by Google

Kraft, eben „das Denken“ zu sein, um einen so müden, so schwachen und völlig willenlosen Mann im Anlauf zur That aufzuhalten!

Nein! Hamlets Anlauf zur That ist stets voll und ganz, leidenschaftlich und entschlossen, also mit aller Kraft darzustellen; aber die Bedenklichkeit, welche ihn davon abhält, dem ersten Impulse zu folgen, muß ebenso stark sein; denn nur, weil sie in gleicher Stärke auftreten und wirken, hebt die eine stets die andre auf. Hamlet wird aber regelmäßig so dargestellt, daß beides nicht mit gleicher Stärke, sondern mit gleicher Schwäche gezeichnet wird, wodurch dem Drama das wichtigste Lebenselement, das Blut entzogen wird. Ein dramatisches Kunstwerk kann aber ohne Blut so wenig leben als der Mensch, und die „Rechenkünstler“ werden auf der Bühne immer hinten stehen und dem Lebensvollen den ersten Platz einräumen müssen.

Um nun auch von mir selbst zu sprechen, so sei erzählt, daß, als ich Hamlet zum erstenmal spielte (Weimar, Hoftheater 11. September 1869), Karl Frenzel zufällig anwesend war; ich bat ihn, die Vorstellung zu besuchen und mir sein offenes Urteil nicht vorzuenthalten. Das that er denn auch und sprach folgendes vernichtende Verdikt über meine Darstellung aus: „Die Darstellung der Rolle ist total falsch, denn dieser Hamlet entwickelt so viel Energie und so viel Thatkraft, daß er den König schon im ersten Akte, also gleich nach der Erscheinung des Geistes, umgebracht hätte.“ Ich war durch dieses Urteil des kenntnisreichen Mannes sehr betroffen und mühte mich in den folgenden Jahren redlich ab, recht weich und schwach, recht zaghaft und leidend zu erscheinen, dadurch verfiel ich aber in eine Sentimentalität und Rührseligkeit, die noch viel schlimmer war. Jahrelang habe ich dann an mir arbeiten müssen, um mich meiner jetzigen Auffassung näher zu bringen. Heute bin ich nicht mehr so ganz überzeugt, daß jenes Wort Frenzels unbedingt ein Tadel war; vielleicht war das „Wie“ tadelnswerter als das „Was“.

Man sollte einmal den Versuch wagen, Hamlet in dieser Weise darzustellen, den inneren Kampf kräftig und klar herauszuarbeiten, alle Geistreichigkeiten gänzlich zu vermeiden, sich von dem Altererbten mutig frei zu machen, und man würde erfahren, welch tieftragischen Eindruck der zur Rache berufene, von hoher Verehrung und inniger Liebe zu seinem Vater erfüllte Sohn in seinem schmerzlichen inneren Kampfe zwischen That und Denken auf die Zuschauer machen müßte. Die Philosophen und Philologen, die Erklärer und Kommentatoren würden bei solcher Auffassung und Darstellung wohl zu kurz kommen, das reine Menschentum in Hamlet aber in plastischer Greifbarkeit hervortreten.

Hamlet möge mehr aus dem Herzen als aus dem Kopfe herausgespielt werden, und er wird „Herz zu Herzen“ schaffen, weil es ihm „von Herzen geht“; sein einziges Leitmotiv sei: homo sum, humani nihil a me alienum puto.



Andrée.

Biographische Notizen und persönliche Erinnerungen.

Von

J. Stadling.

Welches Urteil auch immer man über das kühne Unternehmen Andrées fällen mag — sei es über seinen Plan im allgemeinen oder über seine Einzelheiten —, niemand, denke ich, wird Andrée und seinen Gefährten die Anerkennung verweigern, daß sie wenigstens Männer von Mut waren. Manche werden ein Stück weiter gehen und sagen, daß, selbst wenn die Expedition — wie wir jetzt leider guten Grund haben zu befürchten — gescheitert ist, man sie doch nicht einen vollständigen Mißerfolg nennen kann. Ein sehr hervorragender Mann der Wissenschaft, eine Autorität in arktischen Fragen, sagte kürzlich zu mir: „Was immer sich über das Schicksal Andrées und seiner Gefährten herausstellen mag, so wird ihre kühne Ballonfahrt in die arktischen Regionen doch den Beginn einer neuen Aera in der Geschichte der arktischen Forschung bezeichnen. Denn die Aeronautik wird, wenn sie weiter verbessert und vervollkommnet sein wird, sich als das beste, wenn nicht einzige Mittel zur Erforschung der unbekannten arktischen Gegenden erweisen."

Wenn ich die an mich gerichtete Bitte des Herausgebers, einige Erinnerungen an Andrée und Gespräche mit ihm niederzuschreiben, richtig verstehe, so ist es ihm nicht um eine Abhandlung über Andrées Expedition im allgemeinen oder um Hypothesen über ihr wahrscheinliches Schicksal zu thun — womit ich ihm auch nicht hätte dienen können —, sondern nur um die Aufzeichnung von Thatsachen und Ereignissen aus dem Leben Andrées und die Wiedergabe von Erinnerungen an ihn und Gesprächen mit ihm, die geeignet sind, Licht auf seinen Charakter und seine letzte Unternehmung zu werfen.

Biographische Notizen.

Geboren und erzogen in der Provinz Småland,[1]) in gleichem Maß bekannt durch ihren unfruchtbaren Boden, ihren malerischen Charakter und den Wohlstand ihrer begabten und kraftvollen Bevölkerung, aus deren Mitte Männer wie der große Botaniker Linné, der Dichter Viktor Rydberg und andre hervorgegangen sind — verriet S. A. Andrée von seiner frühen Kindheit an seine starke Individualität durch eine Vorliebe für besondere Experimente und abenteuerliche Unternehmungen, die immer charakteristisch für ihn war. Im Alter

---

[1]) Salomon August Andrée ward geboren am 18. Oktober 1854 in der Stadt Grenna, wo sein Vater Apotheker war.

Digitized by Google

von fünf Jahren zum Beispiel ging er, nachdem er von seinem Vater das Alphabet gelernt hatte, energisch daran, das Schwein in seiner neugewonnenen Weisheit zu unterrichten. Ein andres Mal fand man ihn, wie er einige Eier, die er von dem Dienstmädchen in der Küche erhalten hatte, auszubrüten versuchte, indem er es der Henne nachmachte. Als er eines Tages seine Mutter über die Schwierigkeit klagen hörte, eine gute Dienstmagd zu bekommen, ging der pflichteifrige sechsjährige Knabe fort in die Stadt, wo damals gerade Jahrmarkt war, und stellte sich an einer Straßenecke auf mit einer Art Lasso in der Hand, womit er die eine oder andre der rotbackigen Mädchen vom Lande einzufangen suchte, um sie seiner Mutter nach Hause zu schleppen.

In seiner Jugend zeigte er niemals Lust, an den gemeinschaftlichen Spielen seiner Kameraden teilzunehmen, da er Spiel und Tanz für „stupid“ hielt; er zog es vor, sich mit verschiedenen Experimenten und „Erfindungen“ zu beschäftigen, oder hinauszugehen und in freier Luft Sport und Jagd zu betreiben. So war er mit zehn Jahren ein gewandter Schlittschuhläufer, und oft konnte man den kräftigen, gesunden Jungen aufrecht, die Hände auf dem Rücken, auf Schlittschuhen mit atemraubender Schnelligkeit die eisbedeckten abschüssigen Berge hinuntersausen sehen.

Schon in seiner Jugend bekundete er jene Aufrichtigkeit und unanfechtbare Ehrlichkeit, die stets den Hauptzug seines Charakters bildeten, im Verein mit einem festen Willen, der ihn bisweilen bei seinen Kameraden wenig beliebt gemacht hat.

Nachdem er eine Vorbereitungsschule in seiner Geburtsstadt durchgemacht hatte, wurde der junge Andrée auf das Jönköpinger Gymnasium geschickt. In diesen beiden Schulen machte er sehr rasche Fortschritte. Als Beispiel für den kühnen Sinn, der das Wikingerblut in Andrées Adern verriet, mag es erwähnt sein, daß der Knabe, während er auf dem Gymnasium war, an einem stürmischen Wintertage zum Erstaunen seiner Eltern zu Hause erschien, nachdem er auf Schlittschuhen über den großen Wetternsee bei sehr zweifelhaften Eisverhältnissen gelaufen war.

Nach Absolvierung des Gymnasiums bezog Andrée die Technische Hochschule in Stockholm, die er 1874 mit vorzüglichen Zeugnissen als Zivilingenieur verließ.

Nachdem er ein paar Jahre als Ingenieur in verschiedenen Stockholmer mechanischen Werkstätten thätig gewesen war, begab sich Andrée 1876 nach den Vereinigten Staaten von Amerika, um die Ausstellung in Philadelphia zu besuchen. Da seine Mittel knapp waren, wurde er zunächst gewöhnlicher Arbeiter, später Ingenieur in einer der Sektionen der Ausstellung, stets eifrig ihre technische Abteilung studierend.

Im Herbst 1876 nach Schweden zurückgekehrt, war Andrée wieder als Ingenieur in verschiedenen mechanischen Werkstätten bis zum Jahre 1880 beschäftigt, worauf er für einige Jahre die Stellung eines Lehramtsassistenten für Physik an der Technischen Hochschule in Stockholm übernahm. Während

Digitized by Google

dieser Zeit machte er auf Veranlassung der Königlichen Akademie der Wissenschaften sehr wertvolle Untersuchungen über die Wärmeleitungsfähigkeit verschiedener in Schweden gebräuchlicher Brennmaterialien. Seine in den Protokollen der Königlichen Akademie der Wissenschaften veröffentlichte Abhandlung über diesen Gegenstand bildet nächst dem klassischen Werke von Péclet die Hauptquelle unsrer Kenntnis davon.

Während der Jahre 1882 und 1883 nahm Andrée im Auftrag der schwedischen Regierung und unter der Leitung Dr. N. Ekholms an der meteorologischen Expedition nach Spitzbergen teil. Ich führe hier aus einem seiner Briefe an Professor Dahlander an der Technischen Hochschule in Stockholm folgende Stelle an, die zeigt, wie eifrig Andrée auf Spitzbergen thätig war: „Ich habe jetzt die andern Arbeiten in andre Hände gelegt und mir als Spezialität die atmosphärische Elektricität auserwählt. Zweimal in der Stunde (vor und nach den obligatorischen Beobachtungen) sind regelmäßig elektrometrische Beobachtungen gemacht worden, so daß, wenn die Zeit zu Ende ist, etwa 12 bis 15000 Beobachtungen vorliegen werden, die die Spannung der atmosphärischen Elektricität in absolutem Maß angeben. Die Beobachtungen werden selbstverständlich bearbeitet, und ich kann feststellen, daß es hier oben tägliche und jährliche Perioden giebt. Das Maximum der letzteren fand Anfang Mai statt, also ein gut Teil später als in südlichen Gegenden, wo es bekanntlich in den Februar fällt. Die tägliche Periode weist hier, wie in südlichen Gegenden, zwei Maxima auf — am Morgen und am Abend —, von denen das letztere selbst hier gewöhnlich sehr groß ist. Die meteorologischen Faktoren machen sich stark fühlbar in der Form der Monatskurven. Ich habe die Veränderungen der atmosphärischen Elektricität besonders bei Stürmen beobachtet, und wenn auch nicht genug Material für allgemeine Schlüsse vorhanden ist, so hoffe ich doch, in der Abhandlung, die ich über den Gegenstand geschrieben habe, eine oder zwei der wichtigsten Eigentümlichkeiten, die die Verteilung der Elektricität in einem vollentwickelten barometrischen Minimum charakterisieren, richtig festgestellt zu haben.“

Diese Beobachtungen über atmosphärische Elektricität sind die einzigen in ihrer Art, die in arktischen Regionen gemacht worden sind, und darum von um so größerem Wert.

Charakteristisch für Andrée war ein Experiment, das er während seines Aufenthalts auf Spitzbergen an seiner eignen Person vornahm. Um die Wirkungen der ununterbrochenen Winternacht auf die Sehkraft und die Haut darzuthun, schloß sich Andrée 15 Tage länger als seine Gefährten in einem dunklen Raum ein, damit sie mit ihrer wiedererlangten normalen Sehkraft ihre Beobachtungen an ihm machen könnten.

Im Jahre 1884 wurde Andrée zum Chef-Ingenieur am schwedischen Patentamt befördert, eine Stellung, in der er bis zu seinem berühmten Flug ins Unbekannte mit seinem Ballon „Der Adler“ thätig war, und die noch immer für ihn offen steht; sie war während seiner Abwesenheit nur vorübergehend wieder besetzt.

Digitized by Google

Wann hat Andrée zuerst die Idee gehabt, eine aeronautische Polarexpedition zu unternehmen?

Seinen dem Dr. Ekholm und andern gegenüber gethanen Aeußerungen zufolge faßte er die erste Idee, eine aeronautische Polarexpedition zu unternehmen, im Jahre 1876 in Amerika, wo er mit einem bedeutenden Luftschiffer bekannt wurde. Indessen machte Andrée persönlich seine ersten aeronautischen Erfahrungen nicht vor dem Jahre 1892, wo er seinen ersten Aufstieg mit einem geübten Luftschiffer unternahm.

Nachdem er aus einer öffentlichen Stiftung (Stiftung zum Gedächtnis Lars Hiertas) 5000 Kronen zur Beschaffung eines Ballons und eine Subvention von der Königlichen Akademie der Wissenschaften erhalten hatte, begann Andrée jetzt eine Reihe von höchst interessanten Auffahrten (im ganzen neun) mit seinem eignen Ballon „Svea“, bei denen er, mit dem vollständigsten Apparat an meteorologischen Instrumenten ausgerüstet, sehr wertvolle atmosphärische Beobachtungen machte und den Gebrauch von Schleppseilen in die Luftschiffahrt einführte, vermittelst welcher er im stande war, den Ballon um etwa 30—35° seitwärts von der Windrichtung zu steuern. Bei diesen Auffahrten, die Andrée stets allein machte und sehr geschickt leitete, überquerte er zweimal die Ostsee, einmal von Stockholm nach Finnland, das andre Mal von Gotenburg nach Gotland.

Im Februar 1895 legte Andrée der Königlichen Akademie der Wissenschaften seinen Plan vor, den Nordpol vermittelst des Ballons zu erreichen. Die Geschichte dieses kühnen Unternehmens ist zu wohlbekannt, als daß sie hier noch einmal erzählt zu werden brauchte.

Charakterzüge.

Während all der Jahre von seiner Rückkehr aus Amerika bis zur öffentlichen Ankündigung seines Plans, eine Nordpolexpedition mit einem Ballon zu unternehmen, fand Andrée neben seinen laufenden Amtsobliegenheiten und seinen intensiven Vorbereitungsstudien und Experimenten für die geplante Expedition noch Zeit, ein lebhaftes und thätiges Interesse an verschiedenen öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen. So arbeitete er als Mitglied des Stockholmer Stadtrats unter anderm einen Plan zur Herstellung von unterirdischen Straßen für Stockholm aus, der indessen niemals verwirklicht worden ist. Ebenso nahm er ein lebhaftes Interesse an den Bestrebungen zur Verbesserung der ökonomischen und moralischen Verhältnisse der arbeitenden Klassen, zu einer praktischeren Erziehung der Knaben und Mädchen und so weiter. Ueber die letztgenannte Frage schrieb er mehrere Zeitungsartikel und hielt Vorträge darüber.

Ein ungemein ausdauernder Arbeiter, hatte Andrée, der in seiner Lebensweise immer sehr anspruchslos und streng war, seine Arbeits- und Mußestunden wie ein Uhrwerk geregelt und ließ sich durch nichts von der Einhaltung seiner bestimmten Ordnung abbringen. „Früh ins Bett und früh heraus“, einfache

Digitized by Google

Nahrung und viel Körperbewegung in frischer Luft — das war seine goldene Lebensregel, die ihn in guter Gesundheit erhielt und ihn befähigte, täglich 12—15 Stunden angestrengt zu arbeiten. Von 1895 an, während der letzten Vorbereitungen für seine Nordpolexpedition, arbeitete Andrée mit großer Intensität stets bis tief in die Nacht hinein. An der vornehmen Geselligkeit nahm Andrée nie teil, ausgenommen bei besonderen Gelegenheiten, wenn er dazu genötigt war; er betrachtete das Leben und die Vergnügungen der sogenannten „Gesellschaft" als inhaltlos und einfältig. Er spielte zum Beispiel nie Karten, dagegen gern Billard, weil dieses Spiel das Auge übt. Er rauchte nie und genoß keine berauschenden Getränke, ausgenommen bei besonderen Gelegenheiten, wenn offizielle Toaste ausgebracht wurden. Er tanzte nicht und ging nur sehr selten ins Theater, da er die gewöhnlichen Vorstellungen auf der Bühne uninteressant oder läppisch fand. Hingegen liebte er körperliche Uebungen im Freien, ebenso Süßigkeiten und kleine Kinder, die er sehr gern hatte, und mit denen er oft wie ein Kind spielte.

Wie oben bereits angedeutet, interessierte sich Andrée lebhaft für die Frauenfrage und trat in Vorlesungen und Zeitungsartikeln für eine praktischere Erziehung der Mädchen ein; aber er dachte nie daran, sich selbst ein Familienleben zu schaffen. Die Zeitungen verbreiteten allerdings das Gerücht, daß Andrée „heimlich verlobt" war, ehe er seine Expedition antrat, aber dies stellte sich lediglich als Gerücht, als eine „Ente" heraus. Eine von Andrées Schwestern sagt in einem Briefe:

„Wir, seine Schwestern, redeten ihm, als er eine gesicherte materielle Lage erlangt hatte, oft zu, zu heiraten und ein eignes Heim zu gründen. Aber er war zu gut geschützt gegen Kupidos Pfeile. Ein strenger Kritiker und im höchsten Grad um seine Freiheit und Unabhängigkeit besorgt, wie er war, wollte er nie das gefährliche Experiment wagen, sich in die Fesseln der Ehe zu begeben. Nicht daß er die Frauen geringschätzte oder für weniger begabt als die Männer hielt — ganz im Gegenteil. Er trat für eine gute Erziehung und eine vernünftige Emanzipation der Frauen ein; aber er betrachtete die gegenwärtige Erziehung der Frauen aus den oberen Klassen in ganz Europa als so verkehrt und die sich daraus ergebende Lebensweise als so falsch und unnatürlich, daß er bei weitem lieber den Kampf mit den Schrecken der Polarwelt aufnehmen als das gefährliche Wagnis bestehen wollte, ein einziges modernes Weib nach seinen Idealen umzuformen."

Diese entschiedene Betonung seiner Individualität grenzte zuweilen an Halsstarrigkeit oder nahm andre Formen an, die nicht danach angethan waren, ihn in gewissen Kreisen mit zu empfindlichen Nerven beliebt zu machen.

Einige von Andrées Kritikern haben ihm vorgeworfen, daß er die Zeitungen zu viel über seine Expedition habe veröffentlichen lassen. In einem Gespräch mit mir über diese Frage bemerkte Andrée einmal: „Was thun? Ich brauche die Unterstützung des Publikums für meine Expedition, und das Publikum, das Beiträge dafür giebt, hat ein Recht, die Einzelheiten darüber zu erfahren.

Digitized by Google

Wenn ich Interviewern die gewünschten Informationen gebe, werde ich getadelt, und wenn ich mich weigere, Interviewer zu empfangen, werde ich gleicherweise getadelt ... Es ist das beste, zu handeln, wie die Pflicht erheischt, und die Leute reden zu lassen, was sie wollen."

Der Sommer 1896 auf Spitzbergen

war eine große Prüfung für Andrée. Es war keine leichte Arbeit, einen passenden Standort in diesem außerordentlich wilden Lande zu finden, das riesige Ballonhaus zu errichten und so weiter, da oft furchtbare Stürme diese Arbeit sowohl im höchsten Grade schwierig als gefährlich machten. Diese ganzen Vorbereitungsarbeiten beanspruchten eine lange Zeit, während deren letzter Periode etwa zwei Wochen lang beständig sehr günstige Winde wehten.

„Wie schade," sagte Andrée einmal zu mir auf einer Exkursion, die wir zusammen machten, „wie schade, daß wir nicht fertig sind, um bei diesem ausgezeichneten Wind aufzusteigen! Solche günstigen Umstände können nicht wiederkehren, wenn wir zum Aufsteigen bereit sind. Dieser anhaltende starke Südwind würde uns wahrscheinlich weit nach Norden führen."

Andrées Befürchtungen erwiesen sich leider als nur zu wahr. Nach der Zeit, in der die Vorbereitungen beendet wurden, traten nie wieder derartig günstige meteorologische Bedingungen ein, die das Aufsteigen der Expedition gerechtfertigt hätten.

Indessen war der Aufenthalt auf Spitzbergen während des Sommers 1896 nicht ergebnislos, indem die ganze Zeit über wissenschaftliche Arbeiten von verschiedenen Arten energisch und erfolgreich von hervorragenden Forschern betrieben wurden.

Andrée jedoch dachte niemals daran, seinen Plan aufzugeben, und nachdem er unmittelbar nach seiner Rückkehr von seinen früheren Gönnern (König Oskar II., Baron Oskar Dickson, Alfred Nobel und andern) die nötige Unterstützung mit Geldmitteln zugesagt erhalten hatte, ging er sofort daran, die Vorbereitungen zu einer Wiederaufnahme der Expedition im nächsten Jahr zu treffen.

Die Meinungsverschiedenheit zwischen Dr. N. Ekholm und Andrée.

Da der hervorragende Gelehrte Dr. N. Ekholm, der mit dem Kandidaten N. Strindberg Andrée auf der Ballonfahrt begleiten sollte, zu dem Schluß gekommen war, 1. daß die Dichtigkeit des Ballons sich als geringer erwiesen habe, als berechnet worden war, so daß er wahrscheinlich nicht mehr als siebzehn Tage, anstatt dreißig sich schwebend erhalten werde; und 2. daß die ausgerechnete Geschwindigkeit des Ballons infolge der großen Reibung der Schleppseile (die sich als bedeutend größer erwies, als ursprünglich geschätzt worden war) sich ganz beträchtlich reduzieren müsse und so weiter, so schlug er Andrée vor, diese Uebelstände zu beseitigen, und der verstorbene Alfred Nobel bot Andrée an, die Kosten für einen neuen, größeren Ballon zu bezahlen, indem er ihm riet, den alten zu

Digitized by Google

verkaufen. Andrée indessen zog es vor, den alten Ballon etwas vergrößern, seine Nähte mit Streifen aus dichter Seide bedecken und mit Firnis überziehen zu lassen und so weiter. Darauf trat Dr. Ekholm von der Expedition zurück, und seinen Platz nahm der junge Ingenieur Knut Fränkel ein.

Ich will hier nicht auf Einzelheiten bezüglich der Meinungsdifferenzen zwischen Dr. Ekholm und Andrée eingehen; meiner Ansicht nach ist es jedoch zu bedauern, daß Andrée das Anerbieten Alfred Nobels nicht annahm und nicht einen neuen Ballon anfertigen ließ, der sich wohl als dichter erwiesen hätte, als der alte war.[1])

Auf der andern Seite ist es leicht zu verstehen, daß Andrée, der so viele Jahre intensiver Arbeit auf jede Einzelheit seines Planes verwendet hatte, an den er fest glaubte, mit seinem festen Willen und kühnen Unternehmungsgeist, sich sträubte, andre Aenderungen zu machen als solche, die er als absolut notwendig betrachtete.

Der Flug ins Unbekannte.

Nach der Ankunft auf Spitzbergen im Sommer 1897 ließ Andrée den Ballon mit Luft füllen und seine Nähte neu firnissen, um ihn dichter zu machen, worauf er mit Wasserstoff gefüllt wurde. Aus den damals gemachten Beobachtungen geht hervor, daß der Gasverlust während der ersten Tage nach der Füllung nicht sehr beträchtlich war; späterhin war er vermutlich bedeutender.

Dieses Mal nahmen die Vorbereitungen keine sehr lange Zeit in Anspruch; sie waren in den letzten Tagen des Juni beendigt.

Während der Zeit, in der man auf günstigen Wind wartete, legte Andrée einige Ungeduld an den Tag.

„Nach so viel Arbeit und Aufwand," sagte er einmal Anfang Juli zu mir, „würde ich natürlich sehr betrübt sein, wenn die günstigen Winde sich nicht noch in diesem Jahre einstellen sollten; aber noch immer würde ich unter ungünstigen Verhältnissen nicht aufsteigen, nur um den Tadel der Oeffentlichkeit zu vermeiden."

Eine Woche später, in der Nacht zwischen dem 6. und dem 7. Juli, war Andrée an der Reihe, bei dem Ballonhause Wache zu halten. Ich verbrachte die Nacht mit ihm. Ein kräftiger Südwind begann zu wehen und wuchs bald zum vollen Sturm, der das riesige Ballonhaus (85 Fuß hoch) umzustürzen und den Ballon ohne Passagiere in die Weite zu entführen drohte. Wir hatten sehr harte Arbeit während dieser Nacht, Stützbalken und Vertauungen an dem Ballonhause anzubringen und den Ballon vor Beschädigungen während des rasenden

[1]) Der Stoff, aus dem der Ballon hergestellt war, war bekanntlich ausgezeichnet, da er sich fast völlig undurchlässig für Wasserstoff zeigte; die Schwierigkeit lag nur in den Nähten, die nicht dicht genug waren. Es ist jedoch möglich, daß sich irgend eine Methode, die Nähte dichter zu machen, hätte herausfinden und so der größte Nachteil hätte beseitigen lassen.

Digitized by Google

Sturmes zu schützen. Ich höre noch die scharfe Stimme Andrées durch den heulenden Sturm ertönen, als er von den Gerüsten aus den Leuten seine Befehle gab.

Am folgenden Morgen ließ der Sturm ein wenig nach, und Andrées Gefährten waren voll Ungeduld, aufzusteigen. Doch im Hinblick auf die ungünstigen barometrischen Anzeichen ebenso wie auf den unbeständigen Charakter des Windes, weigerte sich Andrée, seine Zustimmung zu geben — und zwar zum guten Glück, denn der Wind hörte bald auf zu wehen.

Während der unmittelbar auf den erwähnten Sturm folgenden Tage schien Andrée ein Vorgefühl von dem Bevorstehen seines Aufbruchs zu haben.

„Ich glaube," sagte er einmal zu mir, „daß wir nach diesem Sturm bald günstigen Wind bekommen werden." In einem Gespräch mit Kapitän Swedenborg am Abend vor seiner Abfahrt äußerte Andrée:

„Jetzt habe ich keine Furcht mehr, daß wir nicht im stande sein würden, aufzusteigen. Ich fühle, daß die Stunde unsrer Abfahrt herankommt."

Früh am Morgen des denkwürdigen 11. Juli 1897 stand ich auf und fand den Wind von Süden wehen. Ich eilte zu dem Ballonhause, wo ich Andrée fand, wie er den Ballon und andres, was zur Expedition gehörte, besichtigte, wobei er hie und da nach der Windfahne auf der Spitze eines nahen Berges sah. Nachdem er mich gegrüßt hatte, sagte er mit ruhiger Stimme: „Sehen Sie zu, daß die Brieftauben in ihre Körbe gethan und für einen eventuellen Aufstieg bereit gehalten werden."

„Was sollen wir mit den zwei jungen, im vorigen Jahre zur Welt gekommenen Tauben thun? Sind sie nicht zu jung, um im Ballon mitgenommen zu werden?"

„Sie sehen aber doch recht frisch und munter aus; thun Sie sie mit hinein, sie können uns Dienste thun," erwiderte er.

Damals vermutete ich nicht, daß eine von diesen sehr jungen Tauben bald auf Kosten ihres Lebens die bis zum heutigen Tage letzte Botschaft von Andrée und seinen wackeren Gefährten bringen werde.

Wenige Minuten später bat mich Andrée, ihn in meinem Boot zum Schiff zu rudern, wo er seine Gefährten aufforderte, ihre persönlichen Vorbereitungen für den Fall des Aufstiegs innerhalb einer Stunde zu beendigen. Als diese Stunde vorüber war, wurde eine kurze Beratung gehalten und einstimmig der Aufstieg beschlossen.

Um 10 Uhr vormittags wurde der Befehl gegeben, die Nordseite des Ballonhauses niederzulegen, und um 2 Uhr 30 Minuten nachmittags war alles fertig.

Andrée rief mich jetzt beiseite und sagte mir den Namen, den er dem Ballon gegeben („Der Adler"), gab mir einige persönliche Aufträge an seine Verwandten, denen er seine letzten Grüße sandte, nahm meine Hand und sagte mir herzlich Lebewohl, worauf er mit einer elastischen Bewegung in den Korb

Digitized by Google

sprang und Strindberg und Fränkel aufforderte, ihm zu folgen. Einige Augenblicke schweigender Erwartung folgten, dann gab Andrée mit fester Stimme das Kommando: „Los!" — worauf der Ballon, von unsern Vivat- und Hurrarufen begleitet, sich majestätisch erhob und seinen Flug in das Unbekannte begann.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Medizin.

Gewerbliche Vergiftungen.

Krankheitszustände infolge der Beschäftigung mit gesundheitsgefährlichen, „giftigen" Stoffen.

In unserm Zeitalter ist in so eingehender, ausgiebiger Weise für das Wohl der „arbeitenden Klasse" Sorge getragen wie bisher in keinem. Und das mit Recht: ganz abgesehen von politischen Motiven, ist diese Fürsorge aus rein praktischem Bedürfnis, aus der Lage der Verhältnisse an sich geboten; ihre Resultate müßten sich, auch ohne die dankenswerte Förderung „von oben", aus sich selbst spontan entwickeln.

Ist doch durch den gewaltigen Aufschwung auf allen Gebieten der Technik, der Verkehrseinrichtungen, der öffentlichen und privaten Bauten, des Heizungs- und Beleuchtungswesens, kurz jedes Gewerbebetriebes geradezu eine Umwälzung unsers ganzen Kulturzustandes hervorgebracht worden; der Erfindungsgeist hat, mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts schreitend, ungeahnte Resultate dahergefördert; neue Bedürfnisse haben sich erzeugt, geboten vom steigenden Luxus und der rapide zunehmenden Verfeinerung der Lebensverhältnisse, und in deren Gefolge sind neue Industriezweige erwachsen, neue Gewerbebetriebe entstanden. Allein die Chemie und Physik, die bahnbrechenden Wissenschaften der Neuzeit, haben auf dem Gebiete der Elektricität innerhalb weniger Jahrzehnte mehr Entdeckungen gefördert als vordem im Laufe von Jahrhunderten.

Schritt für Schritt mit diesem Aufschwung des Gewerbes und der Industrie wuchsen und wachsen stetig die Gefahren für Leib und Leben, für die Gesundheit derer, welche sie ausüben, ist Zahl und Maß der Krankheitsursachen wie der Krankheiten gestiegen.

Während nun einerseits durch die Krankenkassen und Berufsgenossenschaften gegen die ärgste Not im Gefolge der Krankheits- und Unglücksfälle der einzelnen, ganz besonders der mechanischen Verletzungen Vorkehrungen getroffen sind, so ist andrerseits im Gewerbebetriebe auf das vornehmste Gebot, die Prophylaxe, das ist das Vorbeugen der gesundheitsschädlichen Momente, weitgehendste Rücksicht genommen. Ein ganz neuer, junger Zweig der medizinischen Wissenschaft ist ersprosst, die Gewerbehygiene; als ein Seitensprößling dieses kann bezeichnet werden die Gesetzgebung auf den Gebieten des Arbeiterschutzes, der Beaufsichtigung der Fabriken, der Arbeit von Frauen und Kindern.

Von den mechanischen Insulten absehend, wollen wir hier einige der nach Häufigkeit des Vorkommens wie nach Schwere der deletären Einwirkungen hervorragendsten chemischen Schädlichkeiten des Gewerbebetriebes betrachten, also solche, deren Träger man als „Gifte" zu bezeichnen pflegt.

Da ist allen andern vorweg das Blei zu nennen. Dieses Metall gehört zu den im

Digitized by Google

Gewerbebetriebe am häufigsten vorkommenden Stoffen, es findet, rein oder vermischt, Verwendung bei mannigfachen technischen Anlagen und Gebrauchsgegenständen; das meiste Zinngeschirr, auch die zinnernen Kinderspielsachen sind mit Blei, oft bis zur Hälfte des Gewichts, versetzt.

Aus der großen Zahl der Gewerbetreibenden, die mit dem Blei bei der Darstellung seiner vielfachen chemischen Kompositionen oder — das häufigere — bei Verarbeitung des Metalls in tägliche, nachteilige Berührung kommen, seien nur erwähnt: die Fabrikanten von Bleiweiß, Mennige und andern bleihaltigen Farben, die Arbeiter in Bleibergwerken und Schmelzereien, ferner Lackierer, Maler, Fabrikanten von buntem Papier, Glanzpapier und Spielkarten, Töpfer, Glaser, Schriftgießer und Schriftsetzer, Zinngießer, Zeugfärber, Kattundrucker — eine stattliche Anzahl hervorragender Gewerbe.

Die natürliche Folge ist, daß keine andre gewerbliche Vergiftung so zahlreiche Opfer fordert wie die Blei-Intoxikation.

Schon früh, manchmal wenige Wochen nach Beginn der Bleiarbeit bildet sich ein Zustand aus, in dem die Einwirkung des Giftes auf den Organismus unverkennbar ausgesprochen ist, ein Zustand, der als „primitive Bleivergiftung“ bezeichnet wird und als Vorläufer der eigentlichen, schweren Bleikrankheit aufgefaßt werden kann.

Diese primitive Bleivergiftung bietet als die hauptsächlichsten folgende Erscheinungen:

Am frühesten zeigt sich eine Verfärbung der Schleimhäute des Mundes, im Innern der Wange, an der Zunge, am Zahnfleisch, derart, daß diese zunächst blässer, dann mattviolett, endlich geradezu schiefergrau erscheinen; selbst die Zähne nehmen daran teil, später werden sie brüchig und fallen aus. Zurückzuführen ist diese Mißfärbung auf eine direkte Ablagerung von Schwefelblei. (Plumb. sulfuric.) Meist wird zugleich ein eigenartiger, strenger, metallischer Geschmack wahrgenommen, und mit diesem tritt eine Verminderung der Speichelabsonderung ein, infolge deren solche Arbeiter wohl über Durst, Trockenheit im Munde klagen. Von der Umgebung wird dann ein sehr übelriechender Atem als recht unangenehm empfunden.

Ein andres, mehr augenfälliges Symptom ist die Veränderung der Hautfarbe (Bleifarbe); sie variiert vom matten Blaßlichgelb oder Aschgrau bis zu einem tiefen, schmutzigen Gelb und pflegt im Gesicht, namentlich am „Weiß“ der Augen, am auffallendsten zu sein.

Hiermit zugleich oder etwas später sehen wir dann eine beträchtliche allgemeine Abmagerung auftreten, die besonders im Gesicht ausgesprochen ist. Der Kranke macht daher einen traurig entkräfteten, heruntergekommenen Eindruck.

Während nun in einzelnen, seltenen Fällen die Zeichen der primitiven Intoxikation sehr geraume Zeit, ja selbst das ganze Leben hindurch andauern können, kommt es hingegen bei der Mehrzahl bald zur Entwicklung der regelrechten Bleikrankheit.

Das Hauptsymptom der schweren chronischen Bleivergiftung, dessen Name deshalb häufig zur Bezeichnung der ganzen Krankheit dient, die bekannte „Bleikolik“, bietet ein ganz charakteristisches, typisches Bild. Man versteht unter Bleikolik eine, durch in den Organismus eingedrungene Bleiteile erzeugte, vorwiegend nervöse Erkrankung, die sich durch heftigste Schmerzanfälle, hartnäckige Stuhlverstopfung und starke Einziehung der Bauchdecken kennzeichnet.

Der äußerst heftige Schmerz ist schneidend, reißend, bohrend, seltener dumpf und drückend; er steigert sich meist während der Anfälle bis zu einer entsetzlichen Höhe derartig, daß die Kranken an die Grenze des Wahnsinns getrieben werden: das Gesicht ist verzerrt, der Blick trübe, die Augen sind tief eingesunken, ein Eindruck, der dem Beobachter unvergeßlich bleibt; die Leidenden schreien laut und durchdringend und suchen durch die verschiedensten Stellungen und Lagen, sowie durch Druck und Pressen auf den Unterleib sich Linderung zu verschaffen. Dieser peinvolle Zustand pflegt einige Minuten anzudauern, dann verliert er allmählich an Heftigkeit und macht endlich einem Nachlaß Platz, einer

Digitized by Google

Ruhepause, in der die Kranken sehr erschöpft sind, um wieder und wieder gleichen Attacken zu erliegen.

Häufig pflegt sich im Gefolge der Bleikolik eine anhaltende, peinvolle Schlaflosigkeit einzustellen. Nichts wirkt bekanntlich schwächender und niederdrückender auf den Menschen als Schlafmangel; und so vereinigt sich alles, um neben dem körperlich traurigen Zustand auch die psychische Stimmung zu trüben: der Patient wird mut- und hoffnungslos, er verzweifelt an seiner Genesung; dieses nun aber, wie wir sehen werden, zum Glück mit Unrecht.

Einer Reihe von Erkrankungen des Nervensystems, speziell der peripheren (Körper-) Nerven liegt ferner die chronische Bleivergiftung als ätiologisches Moment zu Grunde. Unter diesen verdienen ganz besonders die sogenannten Neuralgien (Nervenschmerzen) unsre Aufmerksamkeit als ein ebenso häufiges wie lästiges Uebel bei den Bleiarbeitern. Heftige Schmerzen durchzucken die Glieder oft blitzartig, elektrischen Schlägen vergleichbar. Mit diesen gleichzeitig treten hie und da krampfartige Erscheinungen in den betreffenden Muskelgruppen auf: Zittern, Kontraktionen und dergleichen. Oder aber wir sehen in denselben Nerven ein andres Mal gänzliche Gefühllosigkeit ausgebildet; die Haut der Glieder, auch wohl am Hals, am Kopf, an der Brust verliert urplötzlich alles Empfinden; es stellt sich daselbst ein Gefühl von Taubheit ein.

Hierher gehören schließlich auch jene traurigen Fälle, welche die Wissenschaft als Bleiamaurose, das heißt Erblindung durch Bleivergiftung bezeichnet. Dieser Zustand beruht auf einer Gefühllosigkeit der Netzhaut, welche die Ausbreitung des Sehnerven im Auge enthält, und ist am häufigsten mit der Kolik vereint beobachtet worden. Das Leiden charakterisiert sich durch seinen plötzlichen Eintritt: in wenigen Stunden bildet sich ein so hoher Grad von Blindheit aus, daß der Kranke nicht einmal mehr Tag und Nacht unterscheidet; die Augen reagieren auch auf den stärksten Lichtreiz nicht. Die Dauer der Erblindung pflegt glücklicherweise nur etwa vier bis sechs Tage zu betragen; dann tritt meist schnelle Genesung ein, seltener unvollkommene Heilung.

Ueberhaupt ist die Aussicht sowohl für das Leben als auch für die Gesundheit des an Blei-Intoxikation Erkrankten eine in Hinsicht der Schwere der Erscheinungen durchweg relativ recht günstige. Freilich erreicht hie und da die Krankheit einen so schweren Grad, daß sie aller ärztlichen Behandlung spottet. Sonst aber bestätigt sich hier wie selten das: cessante causa cessat effectus, das heißt: Mit der Ursache weicht auch die Wirkung. Sobald der Kranke nur den Schädigungen enthoben wird, pflegt auch bald in auffälliger, erfreulicher Weise die Rekonvalescenz zu beginnen. Es verlieren sich die Schwäche, die Abmagerung, die schlechte Färbung; mit der Wiederherstellung des Appetits, des Schlafes und aller körperlichen Funktionen geht die der seelischen Hand in Hand; der ganze Mensch erwacht in neuer Lebenskraft zu frischer Lebenslust.

Der Häufigkeit am nächsten kommt der Blei-Intoxikation unter den gewerblichen Vergiftungen diejenige durch Quecksilber. Ebenfalls ist es eine beträchtliche Anzahl Arbeiter und Gewerbetreibender, die einerseits mit der Gewinnung des Quecksilbers, andrerseits mit seiner Verarbeitung zu thun haben. Zu den ersteren gehören die Arbeiter in Bergwerken und Hütten, zu letzteren die Vertreter mannigfacher Gewerbe, als: Vergolder, Versilberer, Gold- und Silberarbeiter, Zinnoberfabrikanten, Verfertiger von Barometern und Thermometern, Spiegelfabrikanten und Photographen. Am gefährlichsten gelten die Hütten- und Bergwerkarbeiten, bei denen bekanntlich das Quecksilber die ausgedehnteste Anwendung findet zur Ausziehung von Silber und Gold aus ihren Erzen, ferner das Vergolden und Versilbern und die Spiegelfabrikation.

Das Quecksilber, als das einzige flüssige und deshalb dem Organismus am leichtesten zugängliche Metall, kann sowohl durch die Haut als auch durch die Atmungsorgane, wie namentlich vom Magen und Verdauungsapparat aus, in den Körper gelangen.

Auch hier haben wir wie bei dem Blei eine „primitive Quecksilber-Intoxikation“ als Vorläufer der eigentlichen schweren Vergiftung. Ebenfalls pflegen die von solcher Befallenen

zu genesen, wenn sie, den schädlichen Einflüssen entzogen, in geeignete Pflege kommen; bleiben sie hingegen bei ihrer Thätigkeit, so wird meist eine schwere sogenannte Merkurialkrankheit folgen. (Merkur ist eine alte Bezeichnung für Quecksilber.)

Am häufigsten, oft schon kurze Zeit nach der täglichen Berührung mit dem Gift, treten — was die Symptome betrifft — Hautausschläge auf an den verschiedensten Stellen des Körpers, meist Bläschen und Pusteln, die oft starkes Jucken verursachen, seltener Geschwüre. Typisch sind die Entzündungen der Schleimhäute des Mundes und der Speicheldrüsen; sie verursachen dem Kranken Brennen und Schmerzen, Durst und Appetitlosigkeit; er scheut sich vor dem Genuß fester und namentlich reizender Speisen wegen der durch sie erhöhten Schmerzhaftigkeit. Die Absonderung von scharfem, übelriechendem Speichel kann sehr lästig, ja so arg werden, daß dem Kranken dadurch der Schlaf geraubt wird; dabei schwellen die Zunge, der Gaumen, der Schlund heftig an. Der Patient fühlt sich bei diesem Zustande recht krank und elend, da der ganze Organismus unter Fiebererregungen beteiligt ist. Bei geeignetem Verfahren pflegt jedoch dieser schlimmste Zustand binnen zwei bis drei Wochen beseitigt zu sein.

Auch von diesem Gifte wird das Nervensystem schwer geschädigt. Die Einwirkung auf die Bewegungsnerven äußert sich darin, daß die Kranken von einem Zittern der Glieder befallen werden, das sich zur Heftigkeit förmlicher Krämpfe steigern kann. Der Gang wird dann unsicher und schlotterig, ja das Leiden kann in vollständige Lähmung ausarten. Nehmen auch die Muskeln der Zunge an dem Zittern teil, so wird die Sprache erschwert, unartikuliert, unverständlich wie bei einem Berauschten.

Nicht minder leiden die Gefühlsnerven, und zwar analog der Bleivergiftung, insofern Gefühllosigkeit sowohl als andrerseits Schmerzhaftigkeit der Nerven (Neuralgien) vorkommen. Ebenfalls wird schließlich eine Quecksilber-Amaurose (Erblindung) in seltenen Fällen beobachtet.

Alle diese durch Quecksilber verursachten Leiden bieten bezüglich ihrer Dauer und Heilbarkeit weit weniger günstige Aussichten als die Bleivergiftungen, bleiben vielmehr gewöhnlich jahrelang oder das ganze Leben hindurch bestehen.

Dieses gilt in noch höherem Grade von der giftigen Wirkung des Arsenik im industriellen Betriebe, ja hier ist die Prognose sogar durchweg als unbedingt schlecht zu bezeichnen, da eine vollständige Heilung geradezu zu den Seltenheiten gehört, weil das Leiden aller Heilbestrebungen spottet.

In Betracht kommen in erster Linie alle Bergwerks-, Hütten- und Fabrikarbeiter, welche Arsenik oder dieses Gift enthaltende Präparate darstellen, sodann Neusilberarbeiter, Maler, Farbenreiber, Kattundrucker, Schrotgießer, Glasarbeiter und in letzter Reihe Fabrikanten von Stahl- und Messingwaren, Feuerwerker und Konditoren.

Bei der Wirkung des Arsenits unterscheiden wir präziser als bei den bisher geschilderten eine akute und eine chronische Form der Vergiftung; bei beiden werden vorwiegend die Verdauungsorgane affiziert. Die Symptome der letzteren sind vielfach verwandt mit den durch Phosphor verursachten, teilweise auch mit den bereits geschilderten. Eine ebenso praktisch wichtige, wie theoretisch interessante Thatsache ist, nebenbei bemerkt, die des Uebergangs akuter Arsenvergiftung in chronische nach nur einmaliger Zuführung des Giftes.

In der größten Mehrzahl der Fälle verläuft die Arsenvergiftung aber akut unter dem Bilde eines höchst lebensgefährlichen Brechdurchfalls oder Choleraanfalls. Denn sie bietet ein ganz charakteristisches Bild von Entzündung des Magens und Darmkanals mit einer in allen Einzelheiten täuschenden Aehnlichkeit mit der Cholera. Schon kurze Zeit nach Aufnahme des Giftes in den Magen (einhalb bis drei Stunden) fühlen die Kranken in diesem heftig brennende Schmerzen, bald folgt Erbrechen und unstillbare Durchfälle, begleitet von quälendem, kaum zu stillendem Durst — alles ganz wie bei der Cholera. Dabei wird die Herzbewegung rasch und stürmisch, die Atmung mühsam und beklommen, die Glieder werden eisigkalt, die Haut bedeckt sich mit kaltem Schweiß, Ohnmachten und Krämpfe — allgemeine sowohl wie partielle, namentlich Wadenkrämpfe — treten je nach der Schwere des Falles

hinzu. Die Unglücklichen werden von einer unsäglichen Angst gepeinigt; das blasse, entstellte Gesicht trägt den Ausdruck tiefsten Leidens, die Augen liegen tief in den Höhlen, der Blick irrt unstet umher, wie hilfeflehend. Unter solchen Erscheinungen tritt dann in wenigen Stunden der Tod ein, oder aber, freilich nur bei sehr kräftigen Individuen, erfolgt die Genesung, meist äußerst langsam. Selbst dann ist die Heilung oft nur eine scheinbare und unvollständige, insofern Spuren der Vergiftung zurückbleiben und sich das ganze übrige Leben hindurch erhalten können. Die Arsenikvergiftungen gehören also zu den gefährlichsten und bösartigsten aller uns bekannten Intoxikationen.

Der Vollständigkeit halber erwähnen wir noch die übrigen, bei den gewerblichen Vergiftungen in Betracht zu ziehenden Metalle; es sind: Kupfer, Antimon, Zinn und Zink. Die durch ihre Verarbeitung den Arbeitern erwachsenden Schädigungen stehen ihren Erscheinungen nach denen durch Blei am nächsten; auch eine Kupferkolik ist häufiger beobachtet worden.

Endlich haben wir noch der gewerblichen Phosphorvergiftungen zu gedenken, welche, stets auf Einatmung der giftigen Phosphordämpfe zurückzuführen, im allgemeinen seltener, namentlich seit der Fabrikation der Streichhölzer — der alten „Schwefelhölzer" — beobachtet sind.

Die akute Phosphorvergiftung wird auch wohl durch Aufnahme von Phosphor in Substanz durch den Mund in den Verdauungstraktus herbeigeführt; diese verläuft sehr stürmisch und kann in wenigen Stunden zum Tode führen. Naturgemäß ist hier vorwiegend der Magen — es bilden sich Geschwüre — an der krankhaften Affektion beteiligt und daneben die Leber; diese in einer ganz eigenartigen und typischen Form, der akuten Verfettung.

Die chronische Wirkung der Phosphordämpfe macht sich vorwiegend in einer von allen andern Vergiftungserscheinungen abweichenden Weise bemerkbar, nämlich in einer Entzündung der Knochenhäute (an den Kiefern mit nachfolgendem Knochenfraß, ganz besonders des Unterkiefers). Weshalb gerade hier diese Erkrankungen platzgreifen, das entzieht sich bisher noch dem menschlichen Wissen.

Angesichts solcher geradezu erschreckenden Wirkungen deletärer Einflüsse drängt sich die Frage auf, was denn geschehen kann und geschieht, um Leib und Leben so vieler Mitmenschen, der Arbeiter zahlreicher notwendiger Gewerbe vor den schweren Gefahren ihrer Berufsarbeit zu schützen und zu bewahren?

Als eines der besten Mittel nennen wir rechtzeitige Belehrung der in Frage kommenden Personen über diese Gefahren; und wenn auch ein nicht geringer Teil der Arbeiter sich solcher grundsätzlich verschließt, so ist es doch Pflicht der Berufenen, so oft als nur irgend thunlich solche Belehrung zu erteilen. Daneben müssen, weil eben der einzelne, sei es aus Gleichgültigkeit, sei es aus Trägheit, nicht immer freiwillig, soviel in seinen Kräften steht, zur Vorbeugung thut, strenge Vorschriften überall bekannt gemacht, teilweise auch Zwangsmaßregeln durchgeführt werden.

Zu den allgemeinen Maßnahmen gehören: gute Ventilation in den Arbeitsräumen zur Entfernung der infizierten Luft nebst der Sorge für allgemeine günstige hygienische Verhältnisse bezüglich aller Lebensbedingungen: Wohnung, Kleidung, Ernährung, gesamte Lebensweise. Zum Schutz des einzelnen dient vor allem die größte Reinlichkeit; die Arbeiter müssen häufig baden, sich Gesicht, Hände und Mund oft reinigen, namentlich vor jeder Mahlzeit, und vor allen Dingen soll es strenge verboten sein, in den Werkstätten selbst Speisen und Getränke zu genießen. Ganz gewiß ist es auch von Vorteil, die Kleidungsstücke, mindestens die Oberkleider beim Verlassen des Arbeitsraumes zu wechseln, da sich bei der Arbeit Staub und giftige Partikel in die Kleider hineinsetzen und verschleppt werden können.

Spezielle Schutzmittel gegen das Einatmen von Staub und Gasen hat man in Gestalt von Respiratoren, welche Schwämme oder andre poröse Stoffe zum Auffangen ersterer enthalten, in großer Zahl; und alle Zeit bemüht sich die Technik um die Verbesserung solcher.

Digitized by Google

Von wesentlichem Wert ist die Rücksicht, daß am Betriebe bestimmter Gewerbe von vornherein nur gesunde, kräftige Männer teilnehmen und daß besonders Frauen und Kinder mehr oder minder von der gewerblichen Arbeit ausgeschlossen werden. Gerade in letzterer Hinsicht ist ja unsre Gesetzgebung lebhaft bestrebt, Ordnung und Wandel zu schaffen; möge es ihr, vereint mit der Aufklärung und Belehrung der einzelnen und dem humanen Streben vieler gelingen, eine der schwerwiegendsten, in ihren Endzielen segensreichsten Aufgaben unsrer Zeit zu lösen. In ihr liegt ein gut Teil der „Arbeiterfrage" eingeschlossen; denn nur eine gesunde, vor den Gefahren der Gewerbebetriebe geschützte Arbeiterschaft kann für die weitere Entwicklung von Gewerbe und Industrie ebensowohl wie für die Gesundung der ganzen sozialen Verhältnisse eine feste und dauernder Sicherheit gewähren.

Dr. Busch, Arzt.



Litterarische Berichte.

Eine Studienfahrt. Drei Monate im Ruderboot auf Deutschlands Gewässern. Von Otto Protzen. Stuttgart und Leipzig 1900, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein liebenswürdiges und munteres Buch, enthaltend eine große Fülle von Landschaftszeichnungen aus Nordwestdeutschland, die der Verfasser, Schriftsteller und Maler zugleich, auf einer ausgedehnten Vergnügungsfahrt im Jahre 1895 aufgenommen hat. Der begleitende Text erzählt die Reiseerlebnisse unter Hervorhebung einiger, zum Teil recht drolliger Episoden. Die Beobachtungen sind selbstverständlich durchaus flüchtiger Art, aber sie sind frisch und lebendig wiedergegeben. Die Ausstattung, an der nichts gespart ist, der hübsche Buchschmuck von des Verfassers eigner Hand machen das geschmackvolle Prachtwerk zu einem Schmucke jedes Salontisches.

K. F.

Handbuch des deutschen Dünenbaues. Herausgegeben von Paul Gerhardt-Königsberg. Berlin, Verlagsbuchhandlung von Paul Parey, 1900. Mit 445 in den 656 Seiten umfassenden Text gedruckten Abbildungen und einer 28 Seiten langen Einleitung (Vorwort).

Zweck des durchaus gut geschriebenen, schön ausgestatteten und mit vorzüglichen Abbildungen versehenen Werkes ist, den richtigen Weg für die Küstendeckung am Meere, die Befestigung der Flugsandflächen im Binnenlande und die Kultur der Strand- und Wanderdünen zu zeigen. Das war eine große, wichtige und vielumfassende Arbeit. Der Verfasser hat deshalb mit Recht eine Trennung des Buches in 7 Abschnitte: 1. Geologie der Dünen (Verfasser Dr. A. Jentz-Berlin), 2. Küstenströmungen und Wandern der Dünen (Verfasser P. Gerhardt-Königsberg), 3. Dünenflora (Verfasser Dr. J. Abromeit-Königsberg), 4. Zweck und Geschichte des Dünenbaues (Verfasser P. Gerhardt-Königsberg), 5. Festlegung des Dünensandes (Verfasser derselbe), 6. Aufforstung der Dünen (Verfasser P. Bock-Königsberg), 7. Strandbefestigung (Verfasser P. Gerhardt-Königsberg) vorgenommen.

Die ersten drei Abschnitte sind naturwissenschaftlichen Inhalts; ihr Vorzug besteht darin, daß sie mit Weglassung der leider auf diesem Gebiete vielfach üblichen schwärmerischen Gedankenäußerungen sich auf die Vorführung wohlbegründeter Thatsachen beschränken und dadurch einen klaren Einblick in die Verhältnisse gewähren. Der vierte Abschnitt ist dadurch, daß man aus demselben auch erkennen kann, wie man beim Dünenbau nicht verfahren soll, und durch das Bestreben, jede brauchbare Errungenschaft dem Erfinder zuzuweisen und geschichtliche Lügen zu beseitigen, sehr verdienstvoll.

Der eigentlichen Kulturtechnik (Abteilung 5 bis 7) ist die zweite Hälfte des Buches gewidmet. Hier sind reiche Erfahrungen in richtiger Reihenfolge niedergelegt und alle erfolgversprechenden bewährten Verfahren durch Beschreibung und Zeichnung in klarer Weise vorgeführt, auf die wir leider hier nicht näher einzugehen vermögen, die aber ganz besonders dazu dienen werden, der schönen Arbeit im In- und Auslande für alle Zeiten die wohlverdiente Anerkennung aller Fachgenossen zu sichern.

Zweifellos wird das Werk großen Nutzen

Digitized by Google

stiften. Es füllt eine Lücke in der kulturtechnischen Litteratur aus und ist der Anregung der preußischen Regierung zu verdanken, speziell dem Minister der öffentlichen Arbeiten v. Thielen.

In der Einleitung beziehungsweise dem Vorwort (28 Seiten) ist auch des „Zaubers“ gedacht, welchen die Wanderdünen auf den Besucher ausüben; der Liebhaber schöner Worte und poetischer Ergüsse wird also ebenfalls befriedigt. Den Schluß bildet ein alphabetisches Sachregister und ein ausführliches Litteraturverzeichnis (S. 629—644), das besonders wertvoll ist und dessen Wert bei einer neuen Auflage noch gesteigert werden könnte, wenn die einzelnen Abhandlungen mit Zahlen benannt und im Text an der passenden Stelle angezogen würden.

Dr. O. L.

Indische Gletscherfahrten. Reisen und Erlebnisse im Himalaja von Dr. Kurt Boeck. Mit 3 Karten und 6 Situationsskizzen und mit 4 Panoramen, 50 Separat- und circa 150 Textbildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Stuttgart und Leipzig 1900, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein Buch einzig in seiner Art, nicht nur durch die große Sammlung ausgezeichneter Liebhaberphotographien, die der Verfasser unter den schwierigsten Umständen auf zum Teil unbetretenen Pfaden aufgenommen hat, sondern auch durch die frische Beschreibung der beiden an schweren Strapazen, aber auch an großartigen Natureindrücken und interessanten Erlebnissen überaus reichen Hochgebirgsreisen. Freilich leidet im zweiten Teile die Ursprünglichkeit eine Zeit lang unter allerlei Bedenklichkeiten, ob dieses und jenes nach den Schulregeln vorzubringen sei oder nicht. Diese Bedenklichkeiten waren nicht am Platze, und mit Rücksicht darauf, daß der Verfasser noch mehrere Reisebeschreibungen in petto hat, möge er an dieser Stelle gebeten werden, stets seiner Eingebung zu folgen. Er wird so das Richtige treffen und zugleich das Bild seiner eignen interessanten Persönlichkeit weiter ausmalen.

Diese Bitte soll aber keine Ausstellung sein, vielmehr soll das Buch jedem, der sich für Reisen oder auch für die photographische Kunst interessiert, auf das wärmste empfohlen werden.

K. F.

Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Von Ludwig Salomon. Erster Band. Das 16., 17. und 18. Jahrhundert.

Bisher lagen zur Geschichte der deutschen periodischen Presse nur Ansätze vor, deren bedeutendste von Johann Samuel Ersch, dem Mitherausgeber der „Allgemeinen Encyklopädie der Künste und Wissenschaften“, J. v. Schwarzkopf und Robert Prutz herrühren. Daneben finden sich einzelne wertvolle Monographien über größere Zeitungen, wie die „Leipziger Zeitung“, die „Allgemeine Zeitung“, die „Magdeburgische Zeitung“ und andre. Eine umfassende Darstellung bietet zuerst das vorliegende Buch, das seinen Verfasser, wie in der Vorrede angegeben ist, gegen zwanzig Jahre beschäftigt hat.

Es ist ein sehr interessantes Bild, das Salomon, der auch eine vielverbreitete Geschichte der deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts geschrieben hat, in seinem neuesten Werke entwirft. Nur finden wir, daß gerade die ersten drei Jahrhunderte, aus denen es schwierig ist, aus eigner Anschauung ein Bild des Zeitungswesens zu gewinnen, bedeutend ausführlicher hätten dargestellt werden können und sollen, besonders da das Material doch in sehr reicher Fülle vorliegt. Der Verfasser hätte damit auch dem Forscher, der auf der gebotenen Unterlage weiterarbeiten will, mehr geboten, während jetzt das Buch doch nur einen allgemeinen Ueberblick gewährt. Aber auch so ist das Buch höchst lesenswert, besonders da es seinen Stoff in guter Gliederung vorführt und auch die Darstellungsweise klar und anschaulich ist.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die europäischen Kolonien. Schilderung ihrer Entwicklung, Erfolge und Aussichten von Dr. Alfred Zimmermann. Zweiter und dritter Band. Die Kolonialpolitik Großbritanniens. Berlin 1899, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Der erste Band dieses bedeutenden Unternehmens, welcher die Kolonialpolitik Spaniens und Portugals behandelte, ist im Februarheft von 1897 angezeigt worden. Der dort gemachte Vorschlag einer anderen Anordnung des Stoffes ist in dem zweiten der beiden jetzt vorliegenden Bände, soweit es noch möglich war, befolgt worden.

Auch diese beiden Bände sind auf Grund umfangreicher statistischer und geschichtlicher Forschungen sorgfältig, übersichtlich und objektiv ausgearbeitet. Wir sehen zu unserm Erstaunen, daß das kolonienreiche England um 1800 weniger Landfläche besessen hat als das arme Deutschland um 1900; es ist geradezu erschreckend, wie viele Menschenleben verloren gegangen sind, ehe sich sichtbare Ergebnisse zeitigen ließen, verloren durch die Eifersucht von Kolonisten verschiedener, ja oft derselben Nation, verloren auch durch Raubzüge, die gemacht wurden, um den ständigen Geldverlegenheiten der Kolonialgesellschaften abzuhelfen. Denn diese Geldverlegenheiten und ewigen Betteleien bei dem Mutterlande begleiten uns durch das

Digitized by Google

ganze Buch, im reichen Indien ist es nicht besser als in den von der Natur vernachlässigten Ländern, und manches Mal (so 1865) zeigt sich das englische Parlament noch weit negativer als der Deutsche Reichstag.

Entbehrt wird eine Verfassungsgeschichte der einheimischen indischen Staaten; und ein entschiedener Protest muß eingelegt werden gegen die Sprachmengerei, die der Verfasser sich in einzelnen Partien des Buches erlaubt. Eine ganze Menge von englischen Ausdrücken, für die wir gute und genau gleichbedeutende deutsche Wörter haben, wird ohne Not gebraucht, selbst wenn es sich um französische oder niederländische Verhältnisse handelt, so Mary, James, Lake, Union Flag, Colonel, Leeward and Windward Islands, Company, Governor, River, Duke, House of Lords; andre englische Wörter werden beibehalten, obgleich sie sich auf Einrichtungen beziehen, die in Deutschland unbekannt sind, so daß sie, wenn nicht eine Uebersetzung, doch eine Erklärung verlangen, wie Grant, Manor, Quo-warranto-Prozeß, Kings-bench, Privy council; man will doch nicht auf den Muret angewiesen sein, wenn man ein deutsches Buch liest. K. F.

W. M. Hunt, Kurze Gespräche über Kunst. Autorisierte Uebersetzung von A. D. J. Schubart. Zweite verbesserte Auflage mit 13 Abbildungen. Straßburg 1900, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Das Buch enthält die Unterweisungen, die der gefeierte amerikanische Maler William Morris Hunt seinen Schülern und Schülerinnen während des Unterrichtes gab, englisch zusammengestellt von Helen Knowlton. Man gewinnt hieraus ein sehr anziehendes Bild des Lehrers, der immer und immer wieder auf Selbständigkeit der Auffassung und Ausführung dringt. So heißt es einmal: „Thun Sie ganz, was Ihr Gefühl Ihnen eingiebt, Worte können Ihnen da nicht helfen! Ich könnte Sie ebensogut veranlassen, mir aus einer Anzahl Briefe ein Gedicht zusammenzustellen, indem ich Ihnen sage: ‚So und so müssen Sie die Briefe benutzen‘; Sie würden mir vielleicht antworten: ‚Aber das ist ja gar nicht, was ich sagen will‘, darum müssen Sie Ihre eigne Sprache sprechen.“ „Jedermann muß ein Ding wiedergeben, wie es ihm erscheint. Wenn jedermann eigenartig ist, dann lohnt sich's zu leben ... Sie sehen nicht mit meinen Augen, ich nicht mit den Ihrigen. Man lasse jeden mit seinen eignen Augen sehen und würdige das, was er wiederzugeben sich bemüht.“ Ebenso warnt er stets vor dem sich Verlieren in unwesentliche Einzelheiten. „Warum zeichnen Sie mehr, als Sie sehen können? Wir müssen im Zeichnen vieles opfern so gut wie in andern Dingen ... Sie erreichen das Wunder der Naturwahrheit nicht durch zu große Peinlichkeit ... Sie bringen so viel Licht und Schatten an, daß Sie nun wieder der Wirklichkeit Gewalt anthun; das ist die Verneinung der Wirklichkeit.“ Den Hauptreiz der Unterredungen macht die Unmittelbarkeit aus, mit der sie, der Eingebung des Augenblicks entsprungen, in dieser ihrer Eigenart wiedergegeben werden. Die Ausstattung des Buches ist bis auf die Bilder, die zu wünschen übrig lassen, recht gut.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaues. Von Theodor Beck-Darmstadt. Zweite Auflage. Berlin, Julius Springer, 1900.

Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaues, eines Faches, das in Deutschland zu hervorragender Blüte gelangt und in glücklicher Weiterentwicklung begriffen ist, zu liefern, hat der große Verein deutscher Ingenieure in die Hände des Verfassers gelegt. Die Aufgabe war eine schwierige. Die bekannten Theatra machinarum von H. Zeisung (Leipzig 1708), Tileman van der Horst (Amsterdam 1736), J. Leupold (Leipzig, 1774) sowie die „Raccolta d'autori italiani che trattano del moto dell' acqua“ (Bologna, 1821—1826) und die „Nuova raccolta“ (Bologna, 1823—1845) führen zwar in die ältere, hauptsächlich mit hydraulischen Kraftmaschinen arbeitende Technik ein; nirgends aber findet sich eine gleich umfassende, in klarer und anziehender Sprache geschriebene und auch die persönlichen Verhältnisse hervorragender Techniker behandelnde Darstellung, wie sie in der zweiten Auflage des Werkes von Beck auf 582 Seiten Text mit 827 in den Text gedruckten vorzüglichen Abbildungen geboten ist. Sie erstreckt sich von Heron von Alexandria (120 v. Chr.) bis zu dem Erfinder der Dampfmaschine James Watt († 1819). Die erste, 1899 erschienene Auflage des Buches (559 Seiten Text und 806 Abbildungen) war sehr rasch vergriffen; die vorliegende zweite Auflage ist ein deutlicher Beweis für die Vortrefflichkeit des gebotenen Inhaltes. Nicht nur für den Techniker, sondern auch für den Laien und ebenso für die Geschichtschreiber, welche bis heute für die technischen Errungenschaften wenig Platz übrig hatten, ist das durchaus würdig ausgestattete und anziehend geschriebene Werk von größtem Interesse, das wir hiermit bestens empfehlen. Dr. O. L.

Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das deutsche Theater von Eugen Zabel. 1900. Oldenburg und Leipzig. Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei (A. Schwarz).

Seinem 1899 erschienenen Buche über das ausländische Theater hat Zabel nunmehr den

Digitized by Google

entsprechenden Band über das deutsche Theater nachfolgen lassen. Wie der erste enthält auch dieser eine Reihe von Aufsätzen, die, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben, die Eindrücke verarbeiten, die der Verfasser bei seiner kritischen Thätigkeit für die Nationalzeitung in reicher Fülle erhalten hat. Sie beschäftigen sich nicht nur mit der Kritik von Dramen im engeren Sinne, sondern greifen zum Teil darüber hinaus, indem sie Fragen allgemeinerer Natur erörtern, wie denn gleich eine größere Arbeit über „die Kunst des Vortrags“, in dem Zabel auch auf französische und englische Aussprache zu reden kommt, eröffnet; später folgt ein Aufsatz „Zur Charakteristik des Bühnenerfolgs“. Umfangreiche Essays sind Sudermann und Hauptmann gewidmet, kleinere Wildenbruch, Lindau, Fulda. — Der Aufsatz „Neuere Dramatiker“ beschäftigt sich mit Philippi, Widmann, Ernst Rosmer. Dazwischen finden sich litterarische Gesamtporträts von Karl Werder, Gustav v. Moser, Adolf l'Arronge. Den Schluß bilden „Künstlerporträts“: Charlotte Wolter, Friedrich Mitterwurzer, Adolph Sonnenthal, Bernhard Baumeister, Friedrich Haase, Ludwig Barnay, Georg Engels, Arthur Vollmer, Adalbert Matkowsky, Joseph Kainz und eine besondere Charakteristik Jenny Linds.

Es sind sämtlich sehr sorgsam und fein ausgeführte Arbeiten, die uns der Kritiker hier bietet: die Analysen der Stücke gehen in gründlicher Weise auf die wesentlichen Anforderungen eines Bühnenwerks ein und wissen selbst bei den Dichtern, denen der Verfasser freundlich gegenübersteht, scharf zwischen Gelungenem und Verfehltem zu unterscheiden.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die Vision im Lichte der Kulturgeschichte und der Dämon des Sokrates. Eine kulturgeschichtlich-psychiatrische Studie von Dr. Knauer, Nervenarzt. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Der Verfasser unternimmt eine Wanderung durch die Geschichte, um eine Reihe bemerkenswerter Gestalten aufzusuchen, von denen Hallucinationen und Illusionen eigentümlicher Art berichtet werden. Numa Pompilius, Cäsar, Brutus, Konstantin, Mohammed, Franz v. Assisi, die Jungfrau von Orleans, Cardanus, Napoleon I. und viele andre ziehen vor unsern Augen vorüber. Die Darstellung ist recht ungleichmäßig und wenig übersichtlich. Wenn auch die Sammlung des Materials dankenswert ist, wäre doch eine genauere Erörterung erwünscht. Der Versuch einer wirklichen Erklärung wird selten gemacht. In einem zweiten Abschnitt schildert der Verfasser, wie die bedeutendsten Dichter Trugwahrnehmungen behandelt haben, so besonders Shakespeare, Goethe und Schiller. Der gründlichste Abschnitt des Buches ist der dritte, in dem Knauer vom Dämon des Sokrates spricht und ein Lebensbild des Philosophen vom psychiatrischen Standpunkte giebt. Er wendet sich dabei mit gutem Recht gegen die, von denen Sokrates für geisteskrank erklärt worden ist, vor allem gegen Lélut und Nietzsche. Br.

Harztagebuch. Eine Harzreise in eigenhändigen Aufzeichnungen und Skizzen mit dichterischen Beigaben von Frida Schanz. Dritte Auflage. Leipzig, Verlag von C. F. Tiefenbach.

Das Büchlein enthält leere Blätter zum Aufschreiben von Notizen mit einer recht hübschen, aber durch ihre ständige Wiederkehr eintönigen Umrahmung, dazu ein paar Landschaftsbilder und zwei oder drei Gedichte, ferner ein paar Blätter Zeichenpapier und Fließpapier zum Aufkleben von Pflanzen. Der Titeldruck auf dem Einband erweckt den Eindruck, daß es sich um ein von Frida Schanz verfaßtes Harztagebuch mit Gedichten handle. K. F.

Die preußischen Landtage während der Regentschaft des brandenburgischen Kurfürsten Johann Sigismund. (1609—1619.) Nach den Landtagsakten dargestellt von Dr. M. Toeppen. Königsberg 1897, F. Beyer.

Die vorliegende Arbeit wendet sich im wesentlichen an die Fachgelehrten, so daß ein näheres Eingehen auf das sehr gründlich geschriebene Werk an dieser Stelle unthunlich ist. Der behandelte Gegenstand bietet übrigens Interesse genug, um in allgemein verständlicher Darstellung ein weiteres Publikum zu fesseln. Es handelt sich um die Zeit, in der die brandenburgischen Kurfürsten die Herrschaft über das Herzogtum Preußen antraten, und um die Konflikte, die sich besonders zwischen dem Kurfürsten Johann Sigismund und dem preußischen Adel erhoben. Dieser widersetzte sich in seiner Gesamtheit den Ansprüchen des Brandenburgers; so wiederholt sich beinahe das Schauspiel, das dereinst zwischen dem brandenburgischen Adel und den Hohenzollern, ihren neuen Markgrafen, gespielt hatte. Die Landtage aus dieser Konfliktszeit sind es, die in vorliegendem Buche aktenmäßig und mit wissenschaftlicher Sorgfalt dargestellt sind. Br.

Das Geschlechtsleben in England, mit besonderer Beziehung auf London. Von Dr. Eugen Dühren. Band I. Die beiden Erscheinungsformen des Sexuallebens: Ehe und Prostitution. Verlag von H. Barsdorf, Charlottenburg.

Der Verfasser des „Marquis de Sade und seine Zeit“ liefert hier den zweiten Teil seiner sexual-psychologischen Studien. Er versucht, das Geschlechtsleben in England aus den

eigentümlichen ethnographischen Vorbedingungen der angloſächſiſchen Raſſenmiſchung heraus zu erklären und in ſeinen verſchiedenen geſellſchaftlichen Abſtufungen zu ſchildern. Ausgehend vom engliſchen Volks- und Familienleben, entwickelt der Autor die beſonderen Eigentümlichkeiten des ſexuellen Verkehrs in und außer der Ehe, wie es das Londoner Großſtadttreiben gerade auf dem Boden der engliſchen Zuſtände zeitigen mußte. Da ſeine Beleſenheit einſchlägiger Quellen ſehr umfangreich iſt, werden Urteile, Berichte und Aufzeichnungen von Kennern engliſcher Verhältniſſe citiert (v. Archenholz, Taine, v. d. Decken, Addiſon, Lavater und andre), eine Anhäufung von Quellenmaterial, deſſen gedrängte Aufeinanderfolge faſt ermüdend wirkt. Man hat den Eindruck von großer einſchlägiger Litteraturkenntnis, welche durch einzelne Schlußfolgerungen und „Rückblicke über das Gebotene“ verknüpft werden.

Das erſte Kapitel behandelt das Gebiet der Ehe, die Häufigkeit der Kaufehe (ſchon bei den alten Angelſachſen), die Frühreife der engliſchen Mädchen, ihre große perſönliche Freiheit im Verkehr mit Männern, das Selbſtbewußtſein und Solidaritätsgefühl der engliſchen Frauen, wodurch gerade der Urſprung der Frauenemanzipation in ihren Kreiſen ſich erklärt. Die Akten der bekannten Monſter-Eheſcheidungsprozeſſe werden aus dem 17. und 18. Jahrhundert revidiert (Lord Audley, 1631, Eliſa Draper, Königin Karoline von England, der Skandal Cavendiſh-Larochefoucault), um auch aus dieſen Dokumenten wirkliche „documents humains“ herauszuziehen, die auf das eheliche Leben der oberen Schichten grelle Schlaglichter werfen.

Das zweite Kapitel behandelt die Proſtitution in hiſtoriſcher Entwicklung, von den Bagnios und Hothouſes im Mittelalter, bis zu den heutigen Vergnügungsetabliſſements von verſchiedenen Graden der Eleganz in und außer der Metropole, woran ſich die Berichte und Beobachtungen über das Zuhältertum und den Mädchenhandel, die Verbrechen und Laſter in dem dunkelſten London anſchließen. Den Schluß bilden die Magdalenenhäuſer, die Abolitioniſtenvereine und Geſellſchaften zur Unterdrückung der Proſtitution (Urteile von Tarnowski und Herbert Spencer).

Der zweite Band wird ſich mit dem Einfluß äußerer Faktoren auf das Sexualleben (Luxus, High Life, Mode, Aphrodiſiaka, Kosmetika, Flagellomanie ꝛc.) beſchäftigen.

Wilhelm Schölermann.

Percy Byſſhe Shelley. Von Helene Richter. Weimar, 1898. Emil Felber. 640 Seiten. Preis M. 10.—.

Die Verfaſſerin hat ein — faſt darf man ſagen — muſtergültiges Werk geliefert. Sie giebt eine durchaus gewiſſenhafte und zuverläſſige Darſtellung von Shelleys Leben und weiß ſeine Werke in feinſinniger Weiſe zu würdigen. In einzelnen Partien könnte die Anordnung des Stoffes etwas überſichtlicher ſein, doch wird dies entſchuldigt werden, wenn man bedenkt, wie verſchlungen die Fäden waren, die entwirrt werden mußten. Das Werk iſt ein ſehr beachtenswertes Zeichen des neu erwachten erfreulichen Intereſſes für den Dichter, den der däniſche Kritiker Georg Brandes — trotz Byron — als größten Lyriker Englands bezeichnet. Br.

Aus Fremde und Heimat. Vermiſchte Aufſätze von Karl Stieler. Zweite Auflage. Stuttgart 1900. Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Eine Reihe von Gelegenheitsſchriften und andern Aufſätzen, meiſt aus den ſiebziger Jahren, verſchiedenartigen Inhalts, aber alle dem Gebiete der Geſchichte im weiteſten Sinne (mit Einſchluß der Kunſtgeſchichte und der Tagesgeſchichte) angehörend, alle in muſterhafter Sprache und faſt alle bedeutend und noch jetzt voll packenden Intereſſes. Einige hiſtoriſche Ueberblicke erinnern an die beſten Reden von Lyſias. Dem Norddeutſchen wird manche echt bayriſche Eigentümlichkeit verſtändlicher, und er fängt an, zu verſtehen, warum gerade dem bayriſchen Staate und Volke das Aufgeben politiſcher Reſervatrechte ſo ſchwer wird. K. F.

E. T. A. Hoffmanns ſämtliche Werke in 15 Bänden. Mit einer biographiſchen Einleitung von Eduard Griſebach. Leipzig 1900, Max Heſſes Verlag.

Der „Geſpenſter-Hoffmann“ hat es nie dahin gebracht, ein Günſtling unſrer gelehrten Litteraturgeſchichtſchreibung zu werden; und während gar mancher unbedeutende Schriftſteller aus der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts als „Klaſſiker“ von Cottas Gnaden vermöge des ihm zu teil gewordenen Formats wenigſtens platoniſche Geltung behauptete, erwies ſich gegen A. Hoffmann das Vaterland kühler als das Ausland. Auf dem Umweg über Frankreich und England beginnt neuerdings ſein litterariſcher Einfluß ſich fühlbar zu machen, nachdem, wie es ſcheint, der Abdruck einiger ſeiner Schöpfungen in der Reclamſchen Sammlung ihm eine fröhliche Urſtänd verſchafft hatte. Ein eigenartiges litterariſches Schickſal, aber doch nicht ſo eigenartig wie der Lebenslauf und die Perſönlichkeit des Mannes oder ſeine mächtige Geſtaltungskraft, die ſich über die Niederungen der ihn verdrängenden entweder tendenziöſen oder weibiſchen Ausbeutung des Unterhaltungsbedürfniſſes erhebt, wie ein Korallenriff der Südſee, ganz aus eigner Kraft emporſteigend, phantaſtiſch ſchimmernd und feſtgefügt. Man braucht Hoffmann noch

Digitized by Google

lange nicht zu überschätzen, weil er die „reine Phantasie“ vertritt, als Gegenstück seines ostpreußischen Landsmanns Kant. Aber wie wenig an ihm veraltet ist und überhaupt veralten kann, wird die vorliegende, philologisch vortreffliche Ausgabe weiteren Kreisen zeigen — welcher Unterschied gegenüber dem einst vielgepriesenen Jean Paul Richter! Schon die liebevoll eindringende Biographie Grisebachs wird Hoffmann neue Freunde werben, auch ohne die an sich ja berechtigte Polemik gegen den Zopf philiströser Gelahrtheit, der manchen seiner Beurteiler in den Nacken geschlagen hat. Fast bedauern möchten wir, daß der Herausgeber nicht auch das vielfach interessante Referat Hoffmanns über den Hochverratsprozeß des „Turnvaters“ Jahn hat abdrucken lassen, es sogar unterläßt, dafür auf Heinrich Pröhles Lebensbeschreibung Jahns zu verweisen. Die Reproduktionen der Originaltitelblätter auf den Schutzblättern fehlen leider in der gebundenen Ausgabe, durch ein Versehen der Buchbinderei.

Fr. Guntram Schultheiß.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Adickes, Prof. Dr. Erich, Kant contra Haeckel. Erkenntnistheorie gegen naturwissenschaftlichen Dogmatismus. Berlin, Reuther & Reichard. M. 2.—

Apelt, Willibald, Die Steuerlosen. Schauspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 2.—

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 22. Bändchen: Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Leo Bloch. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.15.

Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Mit Titelbild von F. v. Lenbach und zehn weiteren Porträtbeilagen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 6.—

Böhm, Dr. Bruno, Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen. Eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Heft 1 des I. Bandes von „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte“. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 2.—

Bruns, Max, Laterna Magica. Ein Anti-Phantasus. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.75.

Bücherei, Deutsche. Text- und Illustrationsproben empfehlenswerter Werke, welche den Grundstock jeder Bibliothek bilden. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Busch, Prof. Dr. Wilhelm, Die Beziehungen Frankreichs zu Oesterreich und Italien zwischen den Kriegen von 1866 und 1870/71. Tübingen, G. Schnürlen.

Canta-Claro, La Neurósis anárquica. Quadalajara, Enrico Burgos. Una peseta.

Dehmel, Paula und Richard, Fitzebutze. Allerhand Schnickschnack für Kinder. Mit Bildern von E. Kreidolf. Im Insel-Verlag bei Schuster & Loeffler, Berlin. Gebunden M. 3.—

Deutsche Arbeit in Böhmen. Kulturbilder. Herausgegeben unter Mitwirkung der hervorragendsten deutsch-böhmischen Gelehrten und Schriftsteller von Hermann Bachmann. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 6.—

Doepler, Carl Emil, der Aeltere, 75 Jahre Leben, Schaffen, Streben. Eines Malersmanns letzte Skizze. Band III von „Zeitgenössische Selbstbiographieen“. Berlin, Schuster & Loeffler.

Duboc, Dr. Julius, Die Lust als sozial-ethisches Entwicklungsprinzip. Ein Beitrag zur Ethik der Geschichte. Leipzig, O. Wigand. M. 4.50.

Eckstein, Ernst, Rauhreif. Neue Novellen. Mit Illustrationen von W. Claudius. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.—

Francé, Raoul, Der Wert der Wissenschaft. Freie Gedanken eines Naturforschers. Dresden, Carl Reissner.

Haeckel, Prof. Dr. Ernst, Kunstformen der Natur. Lieferung V. Leipzig, Bibliographisches Institut. M. 3.—

Hansjakob, Heinrich, In der Karthause. Tagebuchblätter. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.20.

Hausrath, Adolf (George Taylor), Potamiäna. Erzählung. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 3.—

Hevesi, Ludwig, Mac Eds sonderbare Reisen zwischen Konstantinopel und San Francisco. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 3.60.

Hittell, John S., Reform or Revolution? San Francisco.

Hügli, Emil, Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt. Fr. 3.—

Hülter, Carl, Vom Stamm der Eiche. Westfalenbuch. Essen, G. D. Baedeker. Gebunden M. 3.—

Insel, Die. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 2. Jahrgang. I. Quartal, Nr. 2; November 1900. Vierteljährlich M. 9.—. Berlin, Schuster & Loeffler.

Itzerott, Marie, Argari. Aus einem Tagebuche. Minden i. W., J. C. C. Bruns. M. 2.—

Jacobowski, Ludwig, Glück. Ein Akt in Versen Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Kobell, Louise v., Farben und Feste. Kulturhistorische Studie. Mit 15 Illustrationen. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G. vorm. Jos. Albert. M. 4.—

Koloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. 1. Jahrgang, Nr. 24. Leipzig, Bibliographisches Institut. Erscheint jährlich 26 mal; M. 2.50 pro Vierteljahr.

Lexikon des deutschen Strafrechts, nach den Entscheidungen des Reichsgerichts zusammengestellt und herausgegeben von Dr. M. Stenglein. 2 Bände. Berlin, Otto Liebmann. M. 32.—

Liebmann, Otto, Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. Zweiter Band, erstes Heft: Geist der Transscendentalphilosophie. Straßburg, Karl J. Trübner. M. 2.—

Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Herausgegeben von La Mara. Mit drei Abbildungen. Zweiter Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 4.—

Luckau, Wilh. Heinr., Herbstblüten. Lieder eines schlichten Mannes. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung. M. 2.—

Lübke, Wilhelm, Die Kunst des Mittelalters. Vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Max Semrau. Mit 5 farbigen Tafeln und 436 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff Verlag. Gebunden M. 8.—

Möbius, P. J., Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. 3. Heft des III. Bandes der „Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiete der Nerven- und Geisteskrankheiten". Halle a. S., C. Marhold. M. 1.—

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II. (Deutsch-Englisch). Lieferung 19. Vollständig in 24 Lieferungen à M. 1.50. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Netto, Prof. C. und Prof. G. Wagener, Japanischer Humor. Mit 257 Abbildungen, darunter fünf Chromotafeln auf Japanpapier. Elegant kartonniert in japanischem Stil. Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 15.—

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XIV. (Nr. 11) November 1900. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually $ 1.—

Perfall, Freiherr Anton v., Der Freihof. Roman. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.—

Protestantismus, Der, am Ende des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Pastor C. Werckshagen unter Mitarbeitung von 80 der angesehensten Kirchenmänner, Gelehrten und Künstler. Mit circa 2000 bis 2500 Illustrationen. Lieferung 1 bis 3. Vollständig in 50 Lieferungen à M. 1.—. Monatlich 2 bis 3 Lieferungen. Berlin, Verlag Wartburg (Werner Verlag).

Report of the Commissioner of Education. 1898—99. Vol. 1. Washington, Government Printing Office.

Revue de Paris, La. 7e Année. Nr. 22, 15 Novembre 1900. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.

Saar, Ferdinand v., Camera obscura. Fünf Geschichten. Heidelberg, Georg Weiß. M. 2.40.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 349: Petrus in Rom und der päpstliche Primat. Von Prof. W. Soltau. (75 Pf.) Heft 350: Zur Geschichte der Theorie der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland. Von Dr. Ed. Otto. (75 Pf.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Scheffel, Jos. Victor v., Gedenkbuch über stattgehabte Einlagerung auf Castell Toblino. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 2.—

Schenck, Luise, Zu Haus. Schleswig-Holsteinische Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 3.—

Schubart, Dr. jur. P., Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates in gedrängter Darstellung. Mit alphabetischem Sachregister. 15. Auflage. Abgeschlossen Oktober 1900. Breslau, W. G. Korn. Gebunden M. 1.60.

Schurtz, Dr. Heinrich, Urgeschichte der Kultur. Mit etwa 420 Abbildungen im Text, 8 Tafeln in Farbendruck, 14 Tafeln in Holzschnitt und einer Karte. 1. Lieferung. Vollständig in 15 Lieferungen zu je M. 1.—. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Stangen, Eugen, Dunkelflammen. Neue Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt. M. 2.50.

Sturm, Dr. med. C., Die natürliche Heilweise. Ratgeber für gesunde und kranke Menschen. Mit vielen Abbildungen und erklärenden Tafeln, sowie zerlegbaren Modellen des männlichen und weiblichen Körpers und einer Ergänzung: Die naturgemäßen Behandlungsmethoden der Krankheiten in systematischer Schilderung von Dr. G. Lehnert. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 19.—

Tille, Dr. Alexander, Aus Englands Flegeljahren. Dresden, Carl Reißner.

Vierordt, Heinrich, Fresken. Neue Dichtungen. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. Gebunden M. 3.—

Villinger, Hermine, Allerlei Liebe. Geschichten. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 3.—

Voß, Richard, Amata. Neue römische Novellen. Mit Illustrationen von Curt Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 3.60.

Warncke, Paul, Snurrig Lüd. Snaksche Snurren ut Stadt un Land. In Rimels. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 80 Pf.

Wolf, Eugen, Meine Wanderungen. I. Im Innern Chinas. Mit 67 Illustrationen, einer Karte und dem Bildnis des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Parlament und politische Reife.

Von

G. v. Stormarn.

Es wird so oft darüber geklagt in der Presse aller Parteischattierungen, daß unsrer Gesetzgebung der große historische Zug fehle, daß die Gesetzgebungsmaschine uns wohl mit einer Fülle von Gesetzen beschenkt, mit Gesetzen aber, welche eigentlich keiner Partei wirkliche Freude bereiten, auch selbst jener nicht, welche im Verein mit der Regierung an der Fertigstellung den größten Anteil gehabt hat. Graf Taaffe, der langjährige Ministerpräsident in Oesterreich, erfand dafür den Ausdruck: „Es wird fortgewürstelt“, und bei uns, das muß man zugeben, wird gar oft fortgewürstelt, wenn auch die heimischen Verhältnisse glücklicherweise nicht annähernd so ungünstig liegen wie in Oesterreich. Die Ursache jedoch, welche diesen Zustand bedingt, ist eine ganz natürliche. Unsre Parteizusammensetzung, die infolge ihrer vielen Fraktionen und Fraktionchen selten mit absoluter Sicherheit eine feste Majorität voraussehen läßt, zwingt die Regierung und auch die Parteien zu gegenseitigen Konzessionen, so daß die „do ut des“-Politik zu dem Zustandekommen eines Gesetzes mithelfen muß. Daß aber bei dem steten Kompromiß der Originalcharakter wesentlich abgeschwächt wird und das Gesetz meist ein ganz andres Aussehen erhält wie damals, als es zuerst aus der Werkstatt der Regierung hervorging, ist klar. Die Lapidarform, welche für ein Gesetz erstrebenswert ist, wird jedenfalls selten erreicht. Und dennoch sind die Männer, die an der Gesetzgebungsmaschine mitarbeiten, gewiß nicht weniger unterrichtet und weniger bedeutend als die früheren Generationen. Wir sind ja allerdings Epigonen, und ein Steuermann, wie es der Fürst Bismarck war, wird in Jahrhunderten wohl schwerlich zweimal geboren, vielleicht macht auch gerade seine Hinterlassenschaft das Steuern jetzt besonders schwer. Was er mit gewaltiger Hand zusammengeschweißt hatte, muß ausgebaut und erhalten werden. Der Fürst Bismarck verbannte aus der Politik jede Sentimentalität. Er war ein Realpolitiker „kat exochen“. Zugleich mit der Sentimentalität ging aber auch ein gut Teil

Digitized by Google

Idealismus über Bord. Der Fürst Bismarck hat Schule gemacht, auch heutigen Parlamentarier bestreben sich, Realpolitiker zu sein. Und so verschwindet der Idealismus mehr und mehr aus den parlamentarischen Versammlungen. Wenn er ab und zu dennoch schüchtern sich hervorwagt, dann klingt er leider nur selten echt. Unwillkürlich blickt man zum Fenster hinaus, ob dieser Ton nicht vornehmlich für jene, die draußen sind, nämlich für die Wähler, berechnet ist.

Die breiten Volksmassen lassen sich am ersten durch eine ideelle Begeisterung fortreißen, steht das Ergebnis der Gesetzgebung dann aber in Widerspruch, so folgt die Ernüchterung derselben um so schneller nach. Große Staatsmänner haben es jedoch zu allen Zeiten verstanden, das wirklich starke Volksempfinden oder große gesetzgeberische Zwecke mit elementarer Gewalt zum Durchbruch und zum Endziel zu führen.

In den meisten Kulturländern können wir heute eine Abkehr der Massen vom Parlamentarismus, respektive eine Blasiertheit für politische Fragen konstatieren. Diese ist eben in demselben Maße auf die Schwächlichkeit der Parlamente, auf das ewige „Fortwürsteln“ zurückzuführen, als auch auf das Sinken des parlamentarischen Niveaus. Der wenig urbane Ton, die Skandalscenen, welche sich zeitweise ereignet haben, geben manchem absoluten Schwärmer Gelegenheit, über die Güte der Institution nachzudenken. Das ewige Haranguieren der Wähler, das Erregen unerfüllter Hoffnungen hat viele derselben skeptisch gemacht und sie ermüdet. Eine Steigerung der Agitation scheint kaum noch möglich.

Der Fürst Bismarck hat uns die Erbschaft des allgemeinen geheimen Wahlrechts und der uneingeschränkten Freizügigkeit hinterlassen. Durch diese dem Volke verliehenen Rechte hat unsre Entwicklung einen Sprung gemacht, dessen Endziel der Reichskanzler selbst nicht vorausgesehen hatte. Die Errungenschaften, so wertvoll sie sein mögen, haben in ihrer jetzigen Gestaltung doch für unser deutsches Vaterland die traurigsten Erfahrungen gezeitigt. Unter ihrem Einfluß hat die Sozialdemokratie sich zu jener Kraft entwickeln können, welche sie heute inne hat. Einsichtsvolle Männer fast aller Parteirichtungen geben die Nachteile der uneingeschränkten Freizügigkeit zu. Selbst von seiten der englischen Sozialdemokraten ist dieser Fehler erkannt worden. In den von ihnen abhängigen Kommunen suchen sie durch kommunale Präventivmaßregeln dem uneingeschränkten Zuzug des Arbeiterproletariats zu steuern, in dem Bewußtsein des Lohndrucks und der turbulenten unzufriedenen Elemente bei einem etwaigen Niedergang der Industrie. Auch viele äußerst radikal geleitete Kommunen innerhalb unsers Vaterlandes haben sich dieser Erkenntnis nicht entzogen. Die Notwendigkeit der Beschäftigungsarbeiten bei Arbeitsentlassungen, wie jetzt zum Beispiel in Mannheim ꝛc., direkt durch die Kommunen selbst, die unmöglichen Wohnungsverhältnisse innerhalb der Stadt oder ihrer Peripherie, die zunehmende polizeiliche Unsicherheit haben den Stadtvätern zum Teil die Augen geöffnet. Dennoch werden sich innerhalb des Reichstags auf liberaler und noch viel weniger auf sozialdemokratischer Seite kaum irgendwelche Männer finden, die einer gesetzlichen

Digitized by Google

Regelung dieser Frage in einschränkender Form zustimmen. Die uneingeschränkte Freizügigkeit ist nun einmal das Parteiaxiom, an demselben darf nicht gerüttelt werden. Aehnlich liegt die Frage bezüglich des allgemeinen geheimen Wahlrechts. Auch hier werden die Nachteile von vielen Seiten erkannt, daß Wahlbeeinflussungen von allen Parteien betrieben werden, daß Zufallsmajoritäten notwendig erwachsen müssen, daß der Bildungsgrad der breiten Massen an der russischen Grenze himmelweit verschieden von demjenigen im Rheinland oder der Nordmark ist. Trotzdem findet sich innerhalb unsrer Parlamente keine Majorität für eine Abänderung, respektive eine Revision der Verfassung.

Verstehen nun die Volksmassen die Notwendigkeit dieses Festhaltens am Programm, entspricht dies dem Volksempfinden? Nur ein kleiner Teil der Wähler beschäftigt sich andauernd mit den politischen Fragen. Die große Masse erkennt wohl die Uebelstände, vermag aber die Gründe derselben nicht zu übersehen. Zu Zeiten der Wahl wiederholt der Wähler mechanisch das Parteiaxiom, und so werden sowohl die Führer als auch die Geführten auf einen Satz eingeschworen, welcher für viele eine leere Formel bleibt. Für den Fürsten Bismarck war das Danaergeschenk, welches er dem Volke hinwarf, ein Palliativmittel, das Instrument, eine Majorität zu schaffen, ein Kampfmodus gegen die partikulären Interessen, eine vorübergehende Phase, deren Entwicklung er durch seine machtvolle Persönlichkeit jederzeit hemmen zu können glaubte. Der Liberalismus begrüßte das allgemein direkte und geheime Wahlrecht als die Erfüllung seiner langjährigen Forderungen, als den Beginn einer neuen Kulturepoche. Auf liberaler Seite ist jedenfalls die eminente Wichtigkeit dieses Schrittes in der Entwicklung Deutschlands frühzeitig erkannt worden, wenn auch dort die eigentliche Tragweite, die Folgen, welche sich daraus entwickeln würden, damals kaum von irgend einer Persönlichkeit voll gewürdigt worden sind. Es ist wohl unzweifelhaft, daß das deutsche Volk allmählich aus sich selbst zu einer allgemeinen parlamentarischen Vertretung seiner Interessen und Berufsstände gekommen wäre, auch ohne die Stürme von 1848, und daß nur auf dieser Basis die in ihm vorhandenen Strömungen und Kräfte frei zur Entfaltung gelangen konnten. Aber wäre es nicht ein Glück gewesen, wenn dieser Zeitpunkt sich länger hätte hinausschieben lassen? Blicken wir auf England. Ein Engländer sagte mir eines Tages: Deutschlands Politik kommt mir vor wie das Beginnen eines Mannes, welcher mit beiden Füßen abspringt, ohne zu wissen, wo er landet. Wir in England nehmen den einen Fuß nicht weg, bevor wir nicht den andern schon stehen haben. In diesem Urteil liegt für mich viel Wahres. Die höchste Staatskunst der Könige scheint mir in der Erkenntnis des Augenblicks zu liegen, wann ein Volk reif ist für eine Reform, und notwendig werdende Maßregeln sich mit Bewußtsein entreißen zu lassen. Das Beglücken der Völker hat meist einen unglücklichen Ausgang genommen. Joseph II. von Oesterreich und Alexander I. von Rußland sind hierfür die markantesten Zeugen. Was von liberaler Seite Reaktion genannt worden ist, trägt diesen Namen oftmals mit Unrecht. Häufig ist die sogenannte Reaktion nur eine Mäßigung des Tempos

Digitized by Google

gewesen. Blicken wir auf England. Schon das Straßenbild in London bringt uns den Unterschied zum Bewußtsein. Die persönliche Individualität durch den Schutzmann respektiert nach jeder Richtung hin; trotz der gewaltigen Größe nur in der Außenperipherie elektrische Eisenbahnen, Motorcars und Pferdebahnen, im Innern nur der altehrwürdige Omnibus und die Droschke. Im house of commons die höchste Achtung vor dem souveränen Willen des Volkes, so daß selbst die nächste Umgebung der Königin mit dem jeweiligen Ministerium mit der Majorität wechselt. Der Speaker jedoch noch in der Robe und mit der Perlücke versehen, welche vor zwei Jahrhunderten getragen wurde. Daneben das house of lords, das lebendige Paroli des andern Hauses, welches schon so oft totgesagt, dennoch tief im englischen Volksbewußtsein wurzelt und den Anforderungen des modernen Lebens sich anzupassen versteht.

In London selbst haben wir ganze Arbeiterquartiere, welche rein konservativ wählen, trotz der allerschönsten Lockungen der Sozialdemokratie. Sie wählen eben entsprechend ihrer wirtschaftlichen Interessen, und diese scheinen für jene Arbeiterkreise mit den Konservativen konform zu sein. Dennoch ist England keineswegs das Ideealland. Die wirtschaftlichen Krisen werden dort zum Teil mit noch größerer Erbitterung ausgefochten als bei uns. In der wirtschaftlichen Konkurrenz haben wir England auf vielen Gebieten geschlagen, aber was jene vor uns voraus haben, ist die parlamentarische Tradition, die parlamentarische Reife. Das geistige Niveau des Volkes ist ein gleichmäßigeres. Bei uns wird im Gegensatz zum englischen Peer der preußische Junker von liberaler Seite unentwegt geschmäht. Abgesehen von seinen Verdiensten für die Armee und als Beamter soll zugegeben werden, daß derselbe im letzten Jahrhundert manchmal hinter der Entwicklung zurückgeblieben war, daß der allzu ausgeprägte Kastengeist ihn hier und da die Fühlung mit dem Volke verlieren ließ, wenigstens mit dem Volke, soweit es die größeren Städte beherbergt. Aber war sein Einfluß, sein Stemmen gegen die allzu schnelle Entwicklung nicht segensreich? Deutschland hat in den letzten zwanzig Jahren dieselbe Strecke zurückgelegt, zu der andre Völker hundert Jahre gebraucht haben. Hatte denn wirklich das Volk auf dem platten Lande in Oberschlesien, Posen, Westpreußen, Pommern und Ostpreußen vor sechzig Jahren eine Ahnung von freiheitlichem Fortschritt? War der Junker in seinen Auffassungen nicht viel konformer mit jenen Bewohnern als wie die liberalisierenden Gesetzgeber? Jetzt, wo Eisenbahn, Telegraph und Presse auch den entferntesten Winkel in Deutschland mit der Außenwelt in Verbindung bringen, hat auch der Junker sein Wesen bedeutend verändert. Der Junker von ehedem ist beinahe eine Figur der Vergangenheit. Mit dem Wachsen der Industrie unter der harten Faust der Notwendigkeit ist auch der Junker ein moderner Mann geworden. Zuckerfabriken, Spiritusbrennereien und industrielle Etablissements entstehen allerorten oder ragen jetzt auf dem platten Lande empor. Wenn der Junker heute nicht zugleich Kaufmann ist, geht seine Wirtschaft bald rückwärts. Seine Söhne werden in vielen Fällen kaufmännisch ausgebildet, manche gehen in die Kolonien und über das große Wasser, um sich Kenntnisse zu erwerben.

Digitized by Google

Ein Halten giebt es jetzt kaum noch, denn alle Stände beteiligen sich an dem Konkurrenzkampfe. Und mit der Summe von Energie, welche dem deutschen Volke innewohnt, wird dasselbe hoffentlich siegreich den Kampf bestehen. Dennoch sind die Erschütterungen heftig, welche das beschleunigte Tempo mit sich bringt. Das Fieber, mit welchem alles in den letzten Jahren sich auf die Industriewerte stürzte, ist einer plötzlichen Ernüchterung gewichen, eine partielle Panik ist ausgebrochen, und warum, weil in China und Transvaal die Kriegsfurie tobt? China und Transvaal ist doch so weit entfernt. Es ist die Solidarität des Weltmarkts, an dem wir partizipieren. Englands Markt, trotz seiner für Transvaal verwendeten tausend Millionen, hat gleichfalls nervöse Zuckungen durchgemacht, doch wurden dieselben leichter paralysiert. Der ältere Kaufmann mit dem größeren Anlagekapital empfindet meist die Stöße weniger. Und auch für den Geldmarkt gilt die Ueberlegenheit der politischen Reife. Das Prinzip der Legitimität der Tradition wird von manchem Aufgeklärten bei uns mit einem mitleidigen Lächeln bedacht, und dennoch ist die Tradition im Leben der Völker kein leerer Wahn.

*

Der vorstehende Artikel verdient eine besondere Beachtung schon wegen der Stellung, welche der Verfasser einnimmt. In vielen Punkten werden alle Parteien mit dieser Abhandlung übereinstimmen. Die politische Reife des deutschen Volkes und das Parlament sind voneinander abhängig. Wir glauben nicht, daß das deutsche Volk, wenn ihm schon vor langer Zeit dieselben konstitutionellen Verhältnisse und Freiheiten wie dem englischen Volke gegeben worden wären, politisch weniger reif als unsre stammverwandten Insulaner sein würde. Aber das Ansehen unsers Parlaments ist geschwächt, teilweise durch den ewigen, recht eintönigen und nutzlosen Parteikampf, durch einen Mangel an einer genügenden Anzahl hervorragender, charaktervoller und einflußreicher Parlamentarier mit staatsmännischen Fähigkeiten, zum Teil aber auch durch die Art und Weise, mit welcher dem Parlamente oft entgegengetreten wurde. Das deutsche Volk hat deshalb sein früheres lebhaftes Interesse an den Parlamentsverhandlungen wesentlich abgeschwächt. Nur an den Wirtschaftskämpfen, soweit dieselben die materielle Existenz fördern oder bedrohen können, nehmen die großen Massen einen lebhaften Anteil. Im übrigen geht ein Zug durch unsre Zeit und durch unser Volk, welcher fast die vollste Gleichgültigkeit für die allgemein politischen Fragen zeigt. Es beruht diese Gleichgültigkeit wohl gleichmäßig auf Vertrauen und auf Unzufriedenheit mit der gesamten politischen Lage, sowie auf voller Absorbierung der Volkskräfte im Kampfe ums Dasein. Die Verantwortung für die leitenden Politiker ist deshalb eine viel größere und schwerere als in früheren Zeiten geworden. Die leitenden Politiker haben eine weit größere Freiheit und Unabhängigkeit in ihren Handlungen und in der Exekutive, sie sind in der glücklichen Lage, ein reiches Erbe ihrer großen Vorfahren zu besitzen, und werden, wenn sie sich nicht in extravagante Pläne einlassen, nicht so leicht den Staatswagen

in Gefahr bringen, sie werden auch nicht genötigt sein, sich von einer Partei abhängig zu machen, und werden in allgemeinen politischen Fragen keinen erheblichen oder unüberwindlichen Widerstand finden. Aber wenn die wirtschaftliche Existenz des deutschen Volkes durch ungünstige Handelsverträge, oder wenn die geistige Arbeit und Freiheit, welche das wirtschaftliche Leben und das Wohl des Volkes leiten, einmal gefährdet würden, dann würde der furor teutonicus wieder erwachen, und es würde sich dann zeigen, ob das deutsche Volk und sein Parlament die politische Reife besitzen, welche großen Völkern eigen ist, die das Steuer selbst führen und den größten Einfluß auf ihre eignen Geschicke ausüben. —

An der Spitze der Reichspolitik steht augenblicklich ein Mann, welchem das Vertrauen fast aller Parteien und der großen Mehrheit des Volkes entgegengebracht wird. Dieser Staatsmann ist noch zu kurze Zeit in seinem Amte, um ein richtiges Urteil über ihn bilden zu können, aber er wird aller Voraussicht nach die wirtschaftliche Existenz des deutschen Volkes und seine Macht vor jeder inneren und äußeren Gefahr zu schützen wissen und sich in keine abenteuerlichen Pläne einlassen.

Wenn diesem Staatsmann aus allen Kreisen warme Sympathien zugewandt werden, so ist dies auch eine Folge seines wohlwollenden, entgegenkommenden und weltmännischen Auftretens im Parlamente. Er hat mit der veralteten Anschauung gebrochen, daß man mit Schroffheit, mit Selbstüberhebung und im Kommandoton im Reichstage sprechen muß, und sucht die Würde und das Ansehen der deutschen Volksvertretung vor dem In- und Auslande möglichst zu wahren und zu heben.

Das wird einen günstigen Einfluß auf die Parteien, auf das politische Leben des Volkes und auf das Parlament ausüben. Eine Schwächung der Volksvertretung kann auch zu einer Schwächung des Reiches führen. Der neue Stern, welcher aufgegangen ist, scheint einen größeren Horizont im politischen Leben zu haben. Wir bringen dem leitenden Staatsmanne das Vertrauen entgegen, daß derselbe an dem Grundsatze festhalten wird, auf welchem das Wohl und die Macht aller großen Reiche begründet ist, daß man mit dem Volke und wohlwollend regieren muß, um eine große und edle Nation und das Vaterland zur höchsten Blüte und Reife zu bringen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.



Digitized by Google

Die Betze.

Von

Louise Schulze-Brück.

„Die Betze" hießen sie im Dorf. Ein außerordentlich bezeichnender Name, wenn man weiß, daß in der Ortssprache „Betz" soviel bedeutet wie Abfall, Müll, Abschaum! Und wie viele Betze gab es. — Da waren zunächst natürlich Vater und Mutter Betz! Und dann die acht Töchter: Len', Nann', Lin', Ros', Luz', und wie sie alle heißen mochten. Die Aeltesten waren siebzehn und sechzehn Jahre, die Kleinsten fünf und sechs. Im schulpflichtigen Alter waren sie der Schrecken der Lehrerin: faul, frech, schmutzig und diebisch; die Aelteren spielten den Burschen und Mädchen allerlei Possen, spionierten heimliche Rendezvous in den Obstgärten und am Dorfbrunnen aus, bespritzten ahnungslose Liebespärchen mit Wasser oder sonstigen, weniger harmlosen Flüssigkeiten, bettelten und stahlen wie die Spatzen. Die ganz Kleinen mausten wenigstens Aepfel oder Zwetschgen und warfen Steine nach Enten und Hühnern. Wenn wir zur Schule gingen, gab's manchmal eine strenge Ermahnung der Mutter: „Daß ihr mir nicht mit den Mirbes' Mädchen spielt, hört ihr!" Mirbes war ihr eigentlicher Name, den aber kein Mensch brauchte. Und wenn wir nachmittags mit unserm Vesperbrot in wilder Jagd aus dem Hause stürmten, dann warnte Vater noch oft hinterdrein: „Bleibt mir von dem Mirbes-Haus weg, ihr Rangen!" Daß wir das letztere immer streng gethan hätten, kann ich mit gutem Gewissen nicht sagen. Das Haus der Betze war uns ein gar zu interessantes Ding. Es lag ein wenig abseits der Straße in einem feuchten Hohlwege versteckt. Eine hohe Hagedornhecke lief ringsherum und verbarg beinahe die kleinen blinden Fenster. Es war so recht ein Haus, um allerlei heimliche, verbotene Dinge da zu treiben, und es wurden auch allerlei Heimlichkeiten da gethan ... Wir Kinder wußten freilich nicht recht, was. Einmal kam Papa aus einer Gemeinderatssitzung und erzählte lachend Mama, daß heute die neuen Laternen fürs Dorf verteilt worden seien. Eigentlich hätte auch eine in die Nähe des Betzenhauses kommen sollen, aber ein Gemeinderat habe gesagt, es sei besser, wenn der Weg dorthin nicht so sehr hell beleuchtet sei. Mama sagte darauf, „es sei eine Schande", und hätte noch mehr gesagt, wenn sie mich nicht bemerkt hätte. Ich wurde sehr energisch hinausgeschickt, und als ich Trina in der Küche befragte, warum „es eine Schande sei", meinte sie nur ganz kurz: „kleine Kessel hätten große Ohren, und wenn ich zu viel hören wollte, würde ich auch ganz, ganz große Ohren bekommen".

So erfuhr ich nichts Näheres über das Betzenhaus und zerbrach mir auch vergeblich den Kopf darüber, warum die Bauernfrauen in der Kirche immer ein wenig abrückten, wenn die Betzin kam. So viel sah ich selber, daß die Betzin

noch immer eine schöne Frau war, trotz ihrer großen Töchter. Sie hatte große, schwarze, glänzende Augen, kohlpechschwarze Haare und immer ein auffallendes Kleidungsstück an, ein rotes Tuch oder eine hellblaue Schürze oder eine große Goldbrosche. Sie warf die Augen nach rechts und links und „schwänzelte" durch die Kirche, wie wir Kinder sagten. Der alte Betz war etwas sehr Unbedeutendes. Manchmal fuhr er mit einer schrecklich mageren Kuh hinaus nach seinen Aeckern, auf denen meistens nichts wuchs, weil nichts gesät war. Verdienen that er auch nichts, aber doch tranken die Betze den ganzen Tag Kaffee und aßen Kuchen dazu, und manchmal prahlten sie schrecklich in der Schule: „Mer hoan rohde Weng (Wein) getronke, datt der Zucker owen erüs kam."

Sehr oft hatte der Vater Betz ein blaues Auge oder Schrammen im Gesicht. Dann wurden die Betze in der Schule verhöhnt: „Hat deng Mohder ens widder denge Vahder durchgehauen?" Aber sie machten sich gar nichts daraus und rächten sich nur, indem sie die Schreier in Pfützen stießen, ihnen ihr Frühstücksbrot mausten oder sie wegen irgend welchen Fehlers anzeigten.

Fast jedes Jahr kam ein neuer Betz in die Schule, und immer waren noch kleine zu Haus. Und jedes Jahr, wenn wieder eine kam, und die Lehrerin den Schulschrank aufschließen mußte, um ihnen Tafel, Fibel und Griffel zu geben, machte sie ein schrecklich böses Gesicht. Sie hatte auch Ursache dazu. Die Betze waren furchtbare Mädchen. Ohrfeigen kriegten sie nicht mehr, seit Betze Nann' einmal eine lange Stopfnadel in ihr Haar gesteckt hatte, als sie vorkommen sollte. Die Lehrerin hatte gerade hineingeschlagen und sich sehr weh gethan. Seit der Zeit gab es nur Schläge mit dem Lineal auf die flache Hand, aber die Betze hatten längst Hornhaut auf den Händen und spürten nichts mehr. Wieviel Tafeln und Griffel sie zerbrachen, und wieviel Bücher sie zerrissen, das ist gar nicht zu erzählen. Na, überhaupt! Einmal war die Mode aufgekommen, das Haar vorn hochtoupiert zu tragen, und die Frau Doktorin hatte die neue Frisur mit aus der Stadt gebracht. Nach ein paar Tagen erschien Betze Len' mit hochgetürmtem Haar über ihrem frechen, schmutzigen Gesicht in der Schule. Die Lehrerin bekam einen Zornanfall. Len' mußte vorkommen, und nun wühlte Fräulein wutschnaubend mit einem Lineal in dem Toupet. O Himmel, was kam da heraus. Eine Strohrolle, mit einem Fetzen blauen Zeugs umwickelt, hatte Len' als Toupet verwendet. Die Schule lachte, aber Fräulein tobte. Erst gab es zehn Schläge auf die Hand, wobei die Len' schrie, als ob sie am Spieße stäke, um einen Augenblick nachher die Zunge schrecklich lang herauszustrecken hinter dem Rücken Fräuleins. Dann mußte die Len' über Mittag nachsitzen, was zur Folge hatte, daß die Betzin vors Schulhaus zog und einen Heidenlärm machte, während drinnen die eingesperrte Len' zeterte. Und dann mußte sie zwei Tage an der Thür stehen, wobei sie sich ganz außerordentlich im Gesichterschneiden übte und uns lange Nasen machte. Den Tag darauf hatte sie schon wieder in ihr zerlumptes Kleid einen Faßreifen eingenäht, damit es „stehen" sollte wie die Kleider der „Feinen". Es gab wieder arge Schläge, aber sie hatten nur den Erfolg, daß in der Nacht Fräuleins kleiner

Digitized by Google

Gemüsegarten gänzlich zertrampelt wurde und alle ihre Blumen ausgerissen. Weinend kam sie zu unserm Vater, der hatte nur einen schlechten Trost für sie.

„Können Sie denn gar nichts thun, Herr Bürgermeister? Und wenn ich denke, daß die Len' erst die vierte ist und noch vier andre nachkommen!"

Vater zuckte die Achseln. „Nichts zu wollen, liebes Fräulein; Blum soll mal scharf aufpassen."

Du lieber Gott, Blum, der Gemeindediener, sollte auf die Betze aufpassen. Er war fünfundsechzig Jahre alt und litt stark an „Grimmatisch" (Rheumatismus). Bis er einen einzigen Schritt gemacht hatte, waren die Betze eine Stunde weit gelaufen. Nein, wie die überhaupt laufen konnten. Sie warfen die dünnen Beine in den zerrissenen Strümpfen durcheinander, daß einem ganz toll wurde, und jagten dahin wie besessen. Ich glaube, in unserm tiefsten Innern beneideten wir manchmal die Betze. Natürlich hätten wir nicht mit ihnen tauschen wollen, und wir fanden sie auch gräßlich frech und unverschämt, aber es mußte doch auch ganz nett sein, so herumzurennen, dumme Streiche zu machen, köstliche Steckrüben im Felde auszugraben und zu essen und gemauste Kartoffeln zu braten und mit Asche und allem zu verzehren.

Die Len', das war nun die Allerärgste. Wir fanden sie alle sehr garstig und nannten sie nur „Betze Mohr". Sie war sehr braun und hatte übergroße schwarze Augen in ihrem mageren Gesicht. Aber ihre Zähne waren prächtig weiß und gleichmäßig und ihre Lippen sehr rot.

„Die Len' wird mal ein schönes Mädchen," sagte Vater eines Tages zu Mutter, als sie vorbeirannte, daß ihre Röcke flogen.

„Desto schlimmer für sie," seufzte Mutter und sah sehr nachdenklich und betrübt aus.

Wir waren alle ganz erstaunt, daß die Len' mal ein hübsches Mädchen werden sollte, und noch mehr, daß das „desto schlimmer" für sie sei; aber die Betze waren nun mal anders wie alle andern Menschen „im Ort". Sie waren eben „die Betze". Aber ich sah darauf die Len' öfters an, ob nun die Schönheit und das Schlimme bald kämen, und da merkte ich bald, daß Mutter recht hatte. Das hagere Gesicht füllte sich aus, und die Len' schnitt ihr prächtiges schwarzes, krauses Haar zu Simpelfransen ab, die ihr bis in ihre glänzenden Augen fielen. Sie rannte nicht mehr, sondern fing auch an zu „schwänzeln", und Gott weiß woher hatte sie ein hübsches langes Kleid gekriegt, das trug sie und einen Spitzenkragen mit einem roten Bande.

„Du lieber Himmel," sagte Trina in der Küche zu unserm Kutscher, „der Betze Mohr soll nu wat Besonneres sein!"

Johann schmunzelte verschmitzt:

„Schühn Mädche!" knurrte er. Er war kein Mann von vielen Worten.

„Schühn Mädche?" Trina erboste sich. „So 'n schwarz' Hex. Awer dat, sticht den domme Männern in de Oogen. Na, gah doch hin! Die Dühr is op! 'n Betz is nich rar. Un dä Appel fällt nich weit vun 'n Birnboom."

Johann feixte.

Digitized by Google

„Dat denkst dau so! Watt ihr Weibsleut' allens wißt. Dä Drickes is dem Mohr nachgeschlichen, awer die Alte hat 'n mit 'ne Besenstiel rutjagt."

In diesem Moment erblickte Trina mich. Sie schoß auf mich zu wie eine Kugel.

„Wat wilst dau do? Gehste rus! Wilst dau dann mit Düwelsgewalt ellenlange Ohren kriegen? Geh und spill. Hie hast dau nix zu suchen."

Wenn Trina ärgerlich war, sprach sie immer Platt und machte nicht viel Umstände. Ich drückte mich hinaus, mit vielen Zweifeln und ungelösten Fragen über „Betze Mohr". Es war aber auch zu sonderbar, daß wir Kinder die zahlreichen Unterhaltungen über die Betze nie zu Ende hören durften. Immer wurden wir hinausgeschickt von Mutter oder Vater, wenn von ihnen die Rede war, oder einfach weggejagt, wie es Trina machte. Dadurch wurden uns die Betze und ihr Haus — ihr Palast, wie Vater sagte — natürlich immer interessanter und unsre Ohren in Bezug auf sie — um mit Trina zu reden — ellenlang. Wir spitzten sie auch soviel als möglich, um etwas zu erfahren, und um das Betzenhaus schlichen wir trotz des väterlichen Verbotes beständig herum. Es war aber gar nichts da zu sehen als ein paar von den kleinen Betzen, die sich faul in der Sonne wärmten oder im Regen herumpatschten, je nach der Witterung. Manchmal kam auch die Betzin selber heraus, hing etwas zweifelhafte Wäsche auf oder schaute faul und behaglich nach uns herüber. Das war schon ein Ereignis, es lief uns dann ein angenehmes Gruseln über den Rücken, und wir nahmen schleunigst Reißaus, besonders wenn sie dann ein Holzstück aufhob und uns drohte. Aber das war doch alles nicht das furchtbar Interessante, was wir zu erfahren hofften. Endlich hatte aber Schwester Milli herausgebracht, ebenfalls durch „ellenlange Ohren" machen, daß das Interessante sich immer spät abends begäbe, und nun waren wir allerdings von dessen Beobachtung vollständig ausgeschlossen. Vater huldigte dem Grundsatze, daß Kinder früh zu Bette gehen müssen, und Mutter befolgte ihn sehr streng; sie mochte wohl auch froh sein, wenn wir Plagegeister glücklich zur Ruhe waren.

So lagen wir denn um acht Uhr abends regelmäßig im Nest, manchmal zu unserm allergrößten Mißvergnügen, wenn es draußen noch so schön hell war und alle andern Kinder noch auf der Straße lärmten und spielten.

Also es war nichts damit. Was wir nur zu sehen kriegen würden! Hermann riet auf einen Teufel mit feurigen Augen und Hörnern, der auf dem Schornstein tanzen sollte; Milli hätte lieber gesehen, wenn die Betzin selber auf einem Besenstiel aus dem Schornstein in die Lüfte gefahren wäre. Ich hatte nur unbestimmte Vorstellungen, dafür aber ein desto wonnigeres Gruseln.

Mittlerweile passierten bei den Betzen große Dinge; Betze Mohr ging fort, weit weit fort. „Ins Niederland," sagte die Betzin und erzählte allen, die es hören wollten, was die Len' für ein Glück mache. Ein durchreisender Herr habe sie „anlascheert" für sein „Veeh".

„Was denn für 'n Veeh?" fragte unsre Trina neugierig; „für im Nieder-

Digitized by Google

land Stallmagd zu werden, braucht sie doch auch nicht fortzugehen, un so 'n großes Glück is das doch auch nich?"

„Stallmagd?" sagte die Betzin beleidigt, „nee, für so was is mein Lenchen mir doch zu gut. Bei 's ‚Veeh' kommt sie, in so 'ne Reschdauratschon, wo die vornehmen Herrschaften essen und trinken, un denn braucht sie man bloß da zu stehen un Achtung zu passen, un denn kriegt sie sechs Dahler in 'n Monat un alles frei un 'ne schwere Menge Trinkgeld."

Glühend vor Neid und Zorn erzählte die Trina das unsrer Mutter, von der sie wissen wollte, was das für 'ne Art „Veeh" sei, wo man so ein „Sündengeld" kriegte. Mutter wußte das aber selber nicht, aber Vater meinte lachend, das müßte wohl „Büffett" heißen, und ein Sündengeld würd' sie wohl wirklich da verdienen.

„So 'n Glück hat unsereins nich," knurrte Trina. „Wenn er mich man mitgenommen hätte!"

Vater lachte hell auf und betrachtete unsre gute dicke Trina.

„Das wäre auch nicht ganz das Richtige für dich, Trina," sagte er, „das ist das Richtige für eine Betz, und Carriere wird sie schon machen. Na, eine von der Sorte sind wir ja dann glücklich los."

Aber als dann die Betzin kam, die diesmal weder mit einem roten Tuch noch mit einer Goldbrosche verziert war, um unter einer Flut von Krokodilsthränen und mit herzbrechendem Jammer eine Beisteuer von der Gemeinde für ihrer Tochter Reise zu erzetern, da hörten Milli und ich — wir hatten uns in die Fliedersträucher unter dem offenen Fenster geduckt — merkwürdige Sachen, die wir freilich nicht ganz verstanden.

Vater fragte, ob ihr denn ganz egal sei, was aus ihrer Tochter würde, daß sie sie ohne weiteres zu wildfremden Leuten gehen ließe. Und ob sie denn nicht wünschte, daß ihre Kinder was Besseres würden als sie selber.

Aber da hörte das Gejammer der Betzin plötzlich auf, und sie lachte:

„Nee, Herr Bürgermeister! Arme Leute können nich hinter ihre Kinder herlaufen un auf sie achtpassen wie reiche! Un sie sollen auch was Besseres werden als unsereine. Un die Len', der wird's auch gut genug gehen, deshalb kommt sie ins Niederland! Das is 'ne Kluge. Um die is mir nich bang! Lassen Sie die nur mal 'n halb Jahr in 'r Stadt sein! Nur, daß Sie mir 's Reis'geld geben müssen." Sie lachte höhnisch. „Die Gemeind' is ja doch froh, wenn sie uns los is, wenn schon — —" Sie murmelte was, was wir leider nicht verstanden.

Vater wurde arg böse.

„Ja, und dann kommt die Len' nachher zurück und stirbt auf'm Stroh."

„Die nich," sagte die Betzin zuversichtlich, „die is eine, der's gut geht, die frißt sich durch un macht ihr Glück. Aber 's Reis'geld muß ich kriegen."

„Keinen roten Heller," sagte der Vater barsch. „Ich kann Euch freilich nicht hindern, Eure Tochter der Schande in die Arme zu werfen, aber Beisteuer dazu giebt's nicht."

Das war eine aufregende Geschichte. Tagelang zerbrachen wir uns die Köpfe, warum der Betze Mohr auf dem Stroh sterben müsse, und warum es eine Schande sei, in's Niederland zum „Vech“ zu gehen; wir kamen aber zu keiner Klarheit darüber.

Inzwischen mußte aber die Betzin doch irgendwo zu Geld gekommen sein, denn der Mohr reiste wirklich „ins Niederland“. Die Vorbereitungen dazu schienen sehr einfacher Art zu sein und hauptsächlich in einer neuen Frisur zu bestehen, zu der es nötig war, daß der Mohr sich noch viel mehr Simpelfransen schnitt und bei Kaufmann Scholtes einen goldenen Kamm für fünfzig Pfennig erstand, mit dem die Frisur bekrönt wurde. Damit und mit einem winzig kleinen Körbchen ausgerüstet, ging sie eines schönen Morgens „auf die Bahn“, begleitet von allen Betzen, die jedem, der es hören wollte, erzählten, was ihre Len' für 'n unmenschliches Glück hätte, und daß sie später auch mal alle „ins Niederland“ reisten.

Es handelte sich jetzt für uns nur darum, ob der Mohr auf dem Stroh sterben würde, wie mein Vater prophezeite, oder ob er nach der mütterlichen Prophezeiung sich „durchbeißen“ und sein Glück machen würde.

Acht Tage darauf kam Trina aufgeregt nach Hause und stellte ihren Korb sehr unsanft nieder.

„So was! So 'n Glück! So 'm Pack, dem geht's am besten. Ich geh' nu schon zwanzig Jahr lang jeden Sonntag ins Hochamt und bet' zu unserm Herrgott, daß er mir was Gut's thun soll, aber er thut's nu bardu nich. Un so 'ne Bagasch, der fällt alles vom Himmel 'runter!“

„Was ist denn passiert, Trina?“

„So 'n Lumpevolk,“ tobte Trina, „so schlechte Völker, so —“

„Trina!“ sagte die Mutter mahnend.

„Ja doch, ja, ich sag' ja schon nix mehr, Frau Bürgermeistern. Aberst da muß 'nem ehrlichen braven Christenmensch doch die Gall' ins Blut steigen. Was meinen Sie, was der Betze Mohr heimgeschrieben hat? Daß es ihr man prachtvoll geht, daß sie gar nix zu dhun hat, als man Biergläser hinzustellen un Weinflaschen, un daß sie 'n rotes un 'n blaues Kleid gekriegt hat, und Schlöppe (Schleifen) im Kragen, un 'n weißen gestickten Unnerrock mit ner Plissee rund rum. Nu kuck doch ein Mensch an! 'n Betz mit 'm weißen Unnerrock un 'ne Plissee. Hat mir schon mal einer 'n weißen Unnerrock mit 'n Plissee geschenkt? Mir noch nie!“

Mutter lachte, dann wurde sie ernsthaft. „Trina,“ sagte sie, „ehrlich und brav währt am längsten und ist besser als Kleider und Kragen, und —“

„Hm,“ murmelte Trina, „das is freilich wahr un 'n altes Sprichwort, aberst 'n weißer Unnerrock —“

Trina sollte noch oft Gelegenheit haben, sich zu ärgern, denn die Briefe vom Betzen Mohr enthielten die fabelhaftesten Dinge. Sie kriegte alles, was sie wollte. Kleider und Hüte und ausgeschnittene Schuhe und sogar eine goldene Uhr mit 'ner Kette, ungerechnet die Ohrbommeln und Broschen. Und jetzt wär'

Digitized by Google

sie auch nicht mehr beim „Vech", sagte die Betzin, das sei nur der Anfang gewesen, sie wäre bei 'm sehr guten feinen Herrn, und der hatte ihr die Uhr geschenkt un die Ohrbommeln.

Was denn die Frau dazu sagte, ob sie auch so gut wäre?

Nee, 'ne Frau hätte er nich, bloß man er ganz alleine, un was das 'n Dienst wär', gar nichts zu thun un immer Sachen geschenkt, un ins Therjater wär' sie auch schon gewesen, un immer 's beste Essen. Un wer weiß, ob er sie nich mal heiraten thäte, un denn wär' der Mohr 'ne feine Madam!

Aber damit schien es nun doch nichts zu werden, denn ein paar Monate später hieß es, der Mohr wäre aus dem Dienst weg, un nu käme er zum Besuch nach Hause. Das gab ein Aufsehen im Dorf, und die Betzin sorgte dafür, daß es nicht so schnell abnahm. Sie kam zu Scholtes mit zwei blanken Zwanzig-Markstücken, die ihr Lenchen ihr geschickt hätte, und kaufte vom besten Kaffee und vom feinsten Mehl zum Kuchenbacken und eine Unmasse von Zitronat und Kaneel, ungerechnet allen Zucker und alle Mandeln und Rosinen. Dabei erzählte sie eine halbe Stunde lang, was ihr Lenchen immer 'n gutes Kind gewesen wär', un daß sie die zweite, die Ros', auch mitnehmen wollt', und die würd's grad so gut haben. „Wenn m'r nur Freud' an seinen Kinnern hat," schloß sie ihre Rede, „denn hat m'r ja genug auf der Welt." Und sie verdrehte ihre Augen und kaufte noch eine feine Tasse mit 'nem Blumenstrauß drauf und einen ebensolchen Teller, daraus sollte die Len' essen und trinken. Das ganze Betzenhaus wurde innerlich und äußerlich unter Wasser gesetzt, und der alte Betz kam faulen Schrittes mit einem Eimer hellblauer Kalkfarbe und tünchte es an, so daß es wie ein großer blauer Klecks in der Hagedornhecke lag. Sämtliche Betze hatten neue, grellkarierte Kleider bekommen und äußerten ihre Freude über das bevorstehende Wiedersehen mit der Aeltesten durch verdoppelte Frechheit und Aufsässigkeit. Und die Ros' ging schon in Erwartung des Mitgenommenwerdens in heller Freude herum, hatte ihre strohblonden Haare — die Ros' war eine „Bläß", eine Weißblonde — auch schon in die Stirn geschnitten und kam sich ersichtlich als was ganz Besonderes vor.

Und an einem Sonntagmorgen kam denn auch wirklich die Len', gerade als die Glocken zum Hochamt läuteten und alle Menschen zur Kirche gingen. Und wie kam sie!

Sie hatte einen fackelfeuerroten Hut auf ihrem Kopf, von dem die schwarzen Haare nach allen Seiten abstanden und auf eine nie gesehene Weise zu einem babylonischen Turme aufgebaut waren. Ihr blaues Kleid hob sie auf, und darunter kam immer der von Trina so sehr beneidete „Unnerrock" zum Vorschein. Er hatte wirklich „'n Plissee mit 'ne Stickerei" und war so gesteift, daß die Len' rauschte auf zehn Schritt weit. Die Ohrbommeln glänzten in der Sonne und eine Brosche und ein Armband auch. Aber das Unerhörteste war doch der große rote Sonnenschirm!

Meine Mutter hatte auch einen Sonnenschirm und Doktors und die andern Damen auch, aber die waren doch bloß schwarz. Von einem roten hatte man noch nie gehört. Und nun hatte die Len' einen, Betzen Len'!

Digitized by Google

Und alle Betze um sie herum in einem hellen Jubel und Hallo, und an allen Fenstern Köpfe, und auf der Straße war's ordentlich ein Auflauf. So kam die Len' nach Hause, und es wunderte uns ordentlich, daß die Betze nicht einen Triumphbogen gebaut hatten, wie sie beim landwirtschaftlichen Fest oder beim Einzug des Bischofs aufgerichtet wurden. Es gab in der Kirche ein ordentliches Köpfezusammenstecken und Getuschel, und Mutter kam ganz aufgeregt nach Hause und erzählte Vater sehr viel, was wir leider wieder mal nicht hörten. Na, acht Tage blieb sie zu Besuch, acht Tage wurde gesotten und gebraten, und die Len' spazierte am hellen Werktag durchs Dorf mit ihrem weißen Unterrock und mit dem roten Sonnenschirm. Dann reiste sie ab, und die Ros' reiste mit, in einem Kleid und Hut von der Len' und mit der Anwartschaft auf einen eignen roten Sonnenschirm.

An dem Sonntag hielt der Pastor eine Predigt über den verlorenen Sohn und über verlorene Töchter und sprach sehr rührend und auch sehr sonderbar. Er sagte viele schöne Sachen darüber und über die Verantwortung der Eltern, die an ihre Brust schlagen sollten und Rechenschaft ablegen über ihre Kinder. Trina sagte nachher, das sei auf die Betze gemünzt gewesen. Aber das war doch wohl nicht so, denn die Betzin saß breit und zufrieden mit einer funkelneuen violetten Schürze in ihrem Kirchenstuhl und schlug durchaus nicht an ihre Brust, sondern sah sehr vergnügt aus. Und dazu hatte sie wohl auch alle Ursache, denn auch der Ros' ging es arg gut im „Niederland“, und darauf konnte sie ja wohl stolz sein.

Nachgerade gewöhnten wir uns an das Glück der Betze und hatten dann auch gar keine Lust mehr, des Abends das Betzenhaus zu belauschen; denn eine Frau, deren Kinder rote Sonnenschirme und feine Kleider hatten, konnte doch ganz unmöglich als Hexe aus dem Schornstein fahren oder diesen selbigen Schornstein dem Teufel zu einem Tummel- und Tanzplatz einräumen; das hätte doch gar nicht zusammengepaßt. Das Betzenhaus war auch gar nicht mehr so interessant; es hatte neue Fenster bekommen und sah ordentlich wohlhabend aus. Die Len' hatte bare hundert Mark geschickt, und damit waren all diese Verbesserungen gemacht worden. Also es war uns ziemlich egal, und nur manchmal stritten wir uns, wann die Ros' zu Besuch kommen würde, und welche Farbe ihr Sonnenschirm dann hätte. Alle waren wir uns einig, daß dann auch die dritte, die Nann' (Anna) mitgehen würde und in ein paar Jahren auch die Ev'. Die Ev' war eigentlich die Allerhübschste von allen. Man mußte sie immerzu ansehen und alles an ihr bewundern. Ihr rabenschwarzes Haar war so dick und so lang, daß es zweimal um ihren Kopf gewickelt war und wie eine Krone aussah. So viel sie auch in der Sonne herumlief, sie blieb immer weiß im Gesicht. Sie hatte blaue Augen, und die Augenbrauen, die schwarz und dicht waren, zog sie stets etwas zusammen, so daß eine Falte auf ihrer Stirn war. Sie war so scheu wie eine wilde Katze, und wenn sie sich untereinander balgten, dann biß und kratzte sie, unbekümmert, ob das Blut heraussprang. Wir nannten sie deshalb nur „Betze Hex“ und fürchteten uns vor ihr. Sie war auch eigentlich

Digitized by Google

nie frech wie die andern, bloß wild und unbändig. Wenn die andern Betze durch die Flur tobten, Aepfel und Mohrrüben stahlen und gestohlene Kartoffeln brieten, lag die Ev' im Kraut daneben und schlief oder träumte. Ihr Gesicht war dann sehr finster, und sie stieß und trat nach jedem, der sie störte. Ich hatte immer, trotz aller Furcht, eine Art heimlicher Zuneigung zu ihr. Spielen durften wir ja nicht mit den Betzen, aber mit ihnen zu reden war uns nicht direkt verboten. So versuchte ich oft, mit ihr zu schwatzen, aber das gelang mir nur, wenn sie guter Laune war. War sie das nicht, dann ließ sie mich stehen und ging davon, oder sie sagte:

„Watt wilst dau vun mihr? 'n Bürgemeeschtersch sall net met 'n Betz redden! Mach, datt dau weck kummst, sunscht holt Trina dich, un denn gitt't!"

Sie machte eine bezeichnende Bewegung dazu, und ich schlich dann sehr begossen davon. Ich sehe sie noch vor mir im Grase liegen, als ich ihr die Neuigkeit mitteilte, daß ich von Herbst an drei Jahre in Pension käme. Sie nickte gleichgültig mit dem Kopf und kaute an einem Grashalm:

„Watt sollt dau da duhn?" fragte sie nach einer Pause.

„Vill lirnen," sagte ich wichtig, „Französisch und Englisch und sonst noch allerlei."

„Un 'ne Dam wir'n, gell," lachte sie höhnisch, „un mit 'n Rittekil (Ridicule) in Kaffeegesellschaft gehn un klatschen un üwer annere redden."

„Alle Mädchen gehen in Pension," sagte ich begütigend, „und du gehst ja auch fort, ins Niederland."

Sie sprang auf ihre Füße wie in die Luft geschossen und hielt mir ihre Fäuste vors Gesicht.

„Wer saht datt," kreischte sie und wurde feuerrot, „wer saht datt? Ich kratz' 'm de Oogen üs!"

„Alle Leute sagen es," murmelte ich erschrocken.

„Dau wilst dich üwer mich lustig machen, dau Krott," murmelte sie, „dau wilst mich üsspotten."

Sie guckte mich stechend an.

„Wilst dau net?"

„Warum sollt' ich dich ausspotten," sagte ich weinerlich. Ich hatte arge Angst vor ihr. „Len' und Ros' sind doch auch da, und sie sagen alle, es geht ihnen gut."

„Wer saht datt? Din Modder?"

„N—ein, — Mutter grad' nicht," stotterte ich. Es fiel mir ein, daß Mutter nie etwas Derartiges gesagt hatte.

„Siehst dau! De dumme Buern, watt wissen die vill? Awer ich gahn et hinn! Ich gah nit, un wann se mich dodschlahn!"

Sie warf sich auf den Boden und schlug um sich mit Händen und Füßen. Mir wurde bange. Ich rannte heim, so schnell ich konnte, und erzählte zitternd und bebend Mutter die ganze Geschichte. Sie sah sehr nachdenklich aus und auch sehr betrübt.

Digitized by Google

Bald danach kam ich wirklich „in Pension“. Als unser Wagen am letzten Hause vorbeikam, sah ich die Ev' am Straßenrand stehen. Sie hatte die Hände unter der Schürze versteckt und sah mir mit finsteren Augen nach.

„Adieu, Ev'!“ rief ich hinaus. Aber sie antwortete nicht. Sie schüttelte ihre schwarzen Haare aus dem Gesicht und machte eine Faust hinter mir her. Das war das letzte, was ich von ihr sah, und ich vergaß die Betze bald über all dem Neuen, Ungewohnten, Wichtigen in der Pension.

Aber als ich nach einem Jahr zum erstenmal nach Hause in Ferien kam, da saß wieder die Ev' am Grabenrand, gerade als ob sie das ganze Jahr dort gesessen hätte. Nur, daß ich sie kaum wieder erkannte. Sie war drei Jahre älter als ich, aber sie sah mit ihren fünfzehn Jahren aus wie achtzehn oder neunzehn. Es kam mir vor, als sei ihr Gesicht noch viel weißer geworden und ihre Haare noch schwärzer. Und die blauen Augen brannten in ihrem Gesicht wie zwei Feuer. Ich bewunderte sie, und ich fürchtete mich vor ihr, wie sie da saß, während unser Wagen langsam den steilen Hohlweg hinan rumpelte. Und ich war schrecklich neugierig, wie es wohl all den Betzen in dem Jahr ergangen sein mochte.

Na, das hörte ich ja dann auch bald. Freilich nicht von Mutter, die meinte, es wäre am besten, wenn man gar nicht von den Betzen redete, aber aus Trina kriegte ich doch nach und nach alles heraus. Wunderdinge! Die Len' war Sängerin geworden. Sie hatte immer eine hübsche, etwas grelle Singstimme gehabt, und nun war sie „bei 's Schangdang“ gekommen, wie die Betzin sagte, und da brauchte sie nur jeden Abend ein seidenes Kleid anzuziehen und ein paar Lieder zu singen, und da kriegte sie 'n Heidengeld für. Und dabei hatte sie Anbeter die schwere Menge und kriegte prachtvolle Sachen geschenkt und lebte herrlich und in Freuden. Es war fast unglaublich, aber wahr mußte es sein, denn die Len' schickte viel Geld nach Hause und abgelegte Sachen von einer Art, wie man sie im Dorfe noch nie gesehen hatte. Feuerrote Kleider und hellblaue seidene Fetzen und Hüte ganz mit Blumen besteckt. „Kamedidänzerkram,“ sagte Trina verächtlich, „un die Röcke sin so kurz, als wenn sie op 't Seil danzen ginge,“ und nun würde sie wohl nächstens kommen und die Ev' mitnehmen, und es sei eine Sünd' und Schande.

Also „auf dem Stroh gestorben“ war die Len' nicht, das stand fest, folglich mußte sie sich „durchgebissen“ haben. Und wir alle dachten es uns herrlich, da unten „im Niederland“ in roten und blauen Kleidern zu singen und vielleicht auch auf dem Seil zu tanzen. Und ich wunderte mich gar nicht, als ich die Betzin sah, die ordentlich dick geworden war und eine blaue Seidenschürze anhatte, die sicherlich aus Len's „Kamedikram“ gemacht war, daß sie so stolz und aufgeblasen war.

Die Ev' freilich war gar nicht stolz. Heimlich und mit Herzklopfen lief ich hinaus nach der Heide, wo sie mit ihrer Kuh zur Weide gegangen war. Da saß sie nun im Heidekraut, hatte die Arme um die Kniee geschlungen und sah mir finster entgegen.

„Tag, Ev'," stotterte ich verlegen.

„'n Dag." —

Sie war still, ich wußte auch nicht recht, was ich sagen sollte. Aber schließlich platzte ich doch heraus: „Wenn du nu ins Niederland kommst, Ev', gehst du da auch singen und — und —"

Ich hatte das dunkle Gefühl, daß das Seiltanzen wohl nicht ganz nach Ev's Geschmack sein müßte. Aber sie wurde gar nicht böse. Sie biß die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf:

„Nee," sagte sie, „ich gah net."

Ich sah sie zweifelnd an.

„Wann awer deng Mohder will?"

„Ich gah net," wiederholte sie. „Kein' zehn Perd brengen mich dar." Und dann sprang sie plötzlich auf. „Un wann deng Vahder en richtigen Vorgemeester wär', dann dhät' er dat net leiden, dat meng Mohder mich dar dhon will. Hä weeß good genog, watt dat es, on dat es Sünd' on Schand', dat datt sen darf. On liewer gah ich in Prisong (Gefängnis)."

Ich war erstarrt. In 'n Prisong wurde der alte Schneiderhannes gesteckt, wenn er mal gar zu betrunken durchs Dorf torkelte, und einmal war auch ein fremder Knecht eingesperrt worden, weil er gestohlen hatte.

„Aber du hast ja nichts Böses gethan, Ev'," sagte ich, „und warum willst du nicht dahin, das muß doch sehr hübsch sein!"

Sie sah mich mit seltsamen Augen an. „Domm Schaaf!" sagte sie.

Das beleidigte mich tief, und ich lief davon. Aber sie rief mir noch nach: „Bruchst net alles widder zu klatschen!"

Das that ich auch nicht. Warum Vater der Betzin verbieten sollte, die Ev' zur Len' zu schicken, war mir nicht ganz klar, und übrigens hatte ja die Betzin ihren eignen Willen, und den setzte sie ja wohl auch durch.

Ein paar Tage darauf kam die Len'. Das Betzenhaus war fast zu klein für den großen Reisekorb, den sie mitbrachte, und sie hatte einen von den Blumenhüten auf und ein hellgrünes Kleid an. Es war ein unerhörter Staat, und die Betzin blähte sich auf wie ein Pfau. Die Len' hatte sehr rote Backen und eine ganz unglaubliche Frisur und tiefe schwarze Schatten unter den Augen.

Und dann am andern Tage gab es einen fürchterlichen Spektakel. Die Ev' war fort, die Nacht nicht heimgekommen, und nun heulte die Betzin und zerraufte sich die Haare, und der Müller und sein Knecht suchten mit Stangen den Mühlteich ab, und alle Betzen standen schreiend und heulend drum herum. Aber als sie nichts fanden, geriet die Betzin auf einmal in Wut.

„So 'n ongeraten Kind, so 'n ondankbar Mensch! Schinden on plagen dhut mer sich für seine Kinner, und so danken sie einen! So 'ne Schand'! Un herbei muß se mer widder! Wozu hat mer dann 'n Schandar (Gendarm). Weit is se nit, ohne Geld und ohne Sachen! Un se soll mer herbei! Ich will er zeigen, watt mer for Pflichten gegen seng Eltern hat!"

Sie war freilich nicht weit. Schon am zweitnächsten Tag brachte sie der

Digitized by Google

„Schandar“ wirklich zurück. Ohne Geld und ohne „Poppiere“ war sie bald aufgestöbert, und nun brachte er sie auf Schub zu den Eltern.

Ich sah sie einmal am Fenster des Betzenhauses. Sie mußten sie wohl eingesperrt haben. Sie sah blaß aus und hatte zerzaustes Haar. Mein Vater ließ die Betzin zu sich kommen und redete lange mit ihr. Diesmal konnte ich nichts hören, was sie sagte, ich sah nur, daß Vater nachher einen roten Kopf hatte und sehr ärgerlich aussah, und daß die Betzin mit einer Miene gekränkter Unschuld und zugleich stillen Triumphes abzog. In der Thüre hörte ich sie noch sagen: „Und auf mein Lenchen lass' ich nix kommen, und mit mein Eva kann ich machen, was ich will, dafor bin ich die Mutter.“

Und Vater sagte nachher zu Mutter, daß da nichts zu machen wäre, und daß er sich nicht hineinmischen könne.

Ein paar Tage darauf verkündeten die kleinen Betze mit großer Wichtigkeit, daß nun die Len' wegreisen und die Ev' mitnehmen würde. Und die Ev' sei ein einfältig Ding und habe nicht gewollt, aber nu müßte sie, und morgen ging's fort.

Aber es kam doch anders. Es war ein schöner, warmer Sommerabend, und wir saßen alle im Garten, als plötzlich die Dorfglocke anfing sonderbar zu läuten und im nächsten Augenblick zu „beiern“, das heißt mit dem Klöppel anzuschlagen. Und dann tutete auch schon einer draußen auf einem Horn und schrie „Feuerjo-o-oh!“

Und richtig, es brannte. Das Betzenhaus stand in hellen Flammen. Alle Betze rannten und kreischten durcheinander. Der alte Betz stand da und starrte dumm auf die Flammen, und die Betzin hatte in der einen Hand einen großen Kehrbesen und in der andern ein paar bunte Fetzen — Schürzen und Tücher. Und auf einem Reisighaufen saß die Ev' und guckte immerzu starr auf das brennende Haus. Die Kuh und die Hühner waren aus dem Stalle geholt, der auch schon anfing zu brennen, und kleine Flämmchen züngelten nach einem winzigen Anbau, der voll Heu gestopft schien. Und daraus schrie es auf einmal grell und erbärmlich.

„Die Katz, die Katz!“ jammerten die kleinen Betze.

Da kam Leben in die Ev'. Durch den Qualm und die Gluthitze sprang sie nach dem Stalle. Die andern kreischten laut, und die Betzin hatte sie erwischt und hielt sie fest. Aber sie stieß ihre Mutter zurück, daß sie nur so hinschlug, riß das kleine Thürchen auf und schlüpfte hinein.

„Heilige Mutter Gottes und heiliger Florian steh' uns bei,“ betete neben mir Trina laut und klapperte mit den Zähnen, und ich fühlte, wie ich ganz zu Eis wurde und wie mein Herz stillstand.

Aber da war die Ev' auch schon wieder. In der Schürze hatte sie ein paar kleine Katzen, und die Alte warf sie mit einem weiten Schwunge in den Hof hinaus. Ihr Gesicht war dunkelrot und schwarz von Rauch, und sie konnte kaum atmen. Aber sie kümmerte sich gar nicht um uns und hielt nur die kleinen Tierchen fest, während die Mutterkatze verzweifelt an ihr hochsprang.

Digitized by Google

Es dauerte nicht lange, da war das Betzenhaus niedergebrannt. Die Len' jammerte und schrie um ihren Plunder, und wenn sie sich die Thränen abwischte, dann ging immer gleich ein Stück von den roten Backen mit. Und das anzusehen war mir so interessant, daß ich nur halb darauf hinhörte, wie die Betzin lamentierend erzählte, wie friedlich sie alle vor dem Haus gesessen hätten, als das Feuer auskam. Und als nichts mehr zu sehen war, und die Betzen für die Nacht im Spritzenhaus untergebracht waren, gingen wir heim.

Aber wir waren kaum zu Haus und noch voller Aufregung über das Erlebte, als es an der Thür klopfte und die Ev' hereinkam. Sie war jetzt nicht mehr rot, sondern sehr blaß. Den Ruß hatte sie weggewaschen und ihre Haare ganz glatt gestrichen.

Mitten im Zimmer stand sie und sagte mit ruhiger Stimme:

„Ich wollt' nur sagen, daß ich uns' Haus angesteckt hab'."

Vater fuhr von seinem Stuhl in die Höhe, Mutter schrie ganz laut auf, und wir Kinder drängten uns zusammen und fürchteten uns schrecklich vor der Ev'.

Vater sagte kein Wort und sah nur immer die Ev' an.

„Ja," sagte die, „weil ich nich so eine werden will wie die Len'! Und wie ich darum fortgelaufen bin, hat mich der Schandar wieder geholt und heimgebracht. Und Mutter sagt, sie kann mit mir machen, was sie will. Aber nu komm' ich doch gleich in Prisong, gelt?"

Meine Mutter war aufgestanden und dicht an die Ev' herangegangen. Jetzt nahm sie zu unserm namenlosen Erstaunen die Hand der Ev' und sagte mit Thränen in den Augen:

„Eva! Mädchen! Weißt du denn, was du gethan hast! Das ist ja furchtbar!"

Die Ev' war kreideweiß und biß die Zähne zusammen.

„Wenn man doch nichts andres weiß," sagte sie. „Was hätt' ich denn machen sollen. Freilich, wenn die Katzen mitverbrannt wären, das wär' arg gewesen. Aber ich hab' sie noch alle herausgeholt."

Sie lachte leise. Und dann sagte sie mit flehender Stimme: „Und nu komm' ich gleich in Prisong. Sonst schlagen sie mich halbtot. Und bleib mein ganz Leben lang drin, daß meine Mutter gar nichts mehr über mich zu sagen hat."

Mutter schlug die Hände überm Kopf zusammen, und Vater war ganz außer Fassung. Das sahen wir alle deutlich genug.

Es war ganz still im Zimmer, und wir hielten ordentlich den Atem an.

Und auf einmal sagte Vater mit einer sonderbaren Stimme in das Stillsein hinein: „Und wenn du nun nicht eingesperrt wirst? nicht verurteilt wirst, du thörichtes Ding?"

Die Ev' hob den Kopf auf und sah ihn erschrocken an. Und dann sagte sie langsam und deutlich:

„Dann steck' ich noch ein Haus an!" — — —

An diesem Abend ist die Ev' noch nicht „in Prisong" gekommen. Sie schlief

Digitized by Google

in unsrer Fremdenstube und blieb auch am andern Tage darin. Und die Betzin, die früh am andern Morgen geholt wurde und ihre Tochter in die unterste Hölle verfluchte, war sehr klein und scheu und geduckt, als sie fortging.

Drei Herren aus der Stadt vom Gericht sind gekommen, und unser alter Doktor ist geholt worden, und lange, lange haben sie hin und her beraten.

Und dann wurde die Ev' nach der Stadt gebracht, aber nicht ins Gefängnis, sondern in ein Krankenhaus. Und Vater sagt, die Sach' ist „niedergeschlagen“, weil die Ev' nicht recht bei Verstand war, und Mutter hat sie besucht und sagt, in einem halben Jahr kommt sie wieder heraus und zu uns in Dienst.

Die Betze sind fortgezogen, der Len' und der Ros' nach ins Niederland. Die Betzin hat die Ev' noch einmal besuchen wollen, aber die Ev' hat kniefällig gebeten, man soll sie nicht zu ihr lassen, und so ist die Betzin wieder weggegangen, und sie sind fort, niemand weiß wohin.



Rückblick auf mein Leben.

Vom

Wirklichen Geheimen Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner.**

II.
In Frankfurt und auf Reisen.

Frankfurt war damals wichtig als Beobachtungspunkt. Der Einfluß des Bundestages auf die innere Entwicklung der deutschen Frage hatte sich bereits sehr vermindert, aber dessenungeachtet blieb es immer noch von hohem Interesse, die eigentümliche Stellung zu beobachten, welche in den einzelnen Fragen die verschiedenen deutschen Regierungen einnahmen. Trotz aller äußeren Ruhe herrschte zur Zeit meines Eintrittes in die Bundestagsgesandtschaft in den Gemütern der Nation eine große Unruhe und tiefe Erregung, und der Beginn und Ausgang des Sonderbundkrieges in der Schweiz (1846—1847) war für ganz Europa eine Probe dafür, was der Radikalismus und der Liberalismus in ihrer zeitweisen Verbindung zu leisten vermochten.

Die Männer, aus welchen damals die preußische Bundestagsgesandtschaft bestand, haben mehr oder weniger in der Ueberstürzungsperiode von 1848—1849 sich politisch bemerkbar gemacht und sind von Einfluß auf den Gang der politischen Ereignisse gewesen.[1]) Um so mehr verlohnt es sich daher, gleich hier ihre Persönlichkeiten näher ins Auge zu fassen.

[1]) Es scheint dies wohl ein Irrtum zu sein, denn weder Herr v. Sydow noch Graf Dönhoff ist in den Jahren 1848—1849 hervorgetreten, dagegen hat aber bekanntlich Herr v. Radowitz in dieser Zeit eine große Rolle gespielt.

Digitized by Google

Der Chef unsrer Bundestagsgesandtschaft, Graf Dönhoff-Friedrichstein, gehörte einer alten ostpreußischen Familie an, welche seit langen Jahren für den Hofdienst und die höheren Staatsstellen zahlreiche Mitglieder geliefert hatte. Graf Dönhoff war kein Mann von weitem Blick, aber er besaß, so weit sein Gesichtskreis reichte, ein klares Urteil. Er hatte von Hause aus sich der diplomatischen Carriere zugewendet und nacheinander als Legationssekretär in Turin, Paris und London fungiert, zuletzt aber als Gesandter in München gestanden. Er war seiner Gesinnung nach Royalist, ohne jedoch deshalb in das Extrem zu verfallen. Seine politische Auffassung entsprach denjenigen Auffassungen und Prinzipien, welche damals unter dem höheren preußischen Beamtentum vorwalteten, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie dem aristokratischen Elemente eine größere Berechtigung vindizierte. Sein ernster Charakter, seine geschäftliche Erfahrung und die angesehene Stellung, welche seine Familie in den Hofkreisen einnahm, bewirkten, daß Graf Dönhoff unter seinen Kollegen in Frankfurt große Achtung genoß. Es trug dazu auch noch ein andrer Umstand bei. Der damalige österreichische Bundestagsgesandte, Graf Münch-Bellinghausen, besaß nämlich das Vertrauen des Fürsten Metternich in hohem Maße. Dieser ließ ihn sehr ungern auf längere Zeit von seiner Seite, und so hatte sich das Verhältnis ausgebildet, daß Graf Münch nur im Frühjahr auf etwa drei Monate nach Frankfurt kam, neun Monate aber in Wien an der Seite des Fürsten-Staatskanzlers zubrachte. Während der Abwesenheit des österreichischen Bundestagsgesandten substituierte sich derselbe für die Präsidialgeschäfte sowohl als auch für die Führung der österreichischen Stimme seinem preußischen Kollegen.

Diese Substitution in die Befugnisse des Präsidiums fand nach der österreichischen Auffassung aus freiem Entschlusse und freundschaftlichem Entgegenkommen, nach der preußischen Auffassung dagegen nach den richtig verstandenen Grundsätzen der Bundesakte statt, durch welche die Reihenfolge der in derselben aufgeführten Staaten entscheidend sei, und daher der österreichische Bundestagsgesandte während seiner Abwesenheit von Frankfurt in den Präsidialgeschäften durch den preußischen, als den nächsten hinter dem österreichischen rangierenden Staat vertreten werden mußte. Das Verhältnis, in welches die Führung der Präsidialgeschäfte den Grafen Dönhoff während des größten Theiles des Jahres mit seinen übrigen Kollegen brachte, gab ihm Veranlassung, sich diesen verbindlich zu zeigen und sie näher an sich heranzuziehen. Man kann sagen, daß es ihm im Laufe der Zeit gelungen war, durch die Zuverlässigkeit seines Charakters Vertrauen und selbst bis zu einem gewissen Punkte Beliebtheit bei seinen Kollegen zu erwerben. Graf Dönhoff hatte sich erst ein Jahr vor meiner Ankunft in Frankfurt mit seiner Cousine, einer geborenen Gräfin Lehndorf, verheiratet, die bei großer persönlicher Anmut für die politischen Verhältnisse wenig Sinn und Interesse besaß.

Botschaftsrat bei der Bundestagsgesandtschaft war, wie schon früher erwähnt, Herr v. Sydow. Dieser gehörte einer jener alten preußischen Familien an, welche gewohnt sind, ihre Söhne in die Armee zu schicken. Er selbst war früher —

Digitized by Google

obgleich ihm dazu aller innerer Beruf fehlte — Offizier gewesen, hatte sich dann entschlossen, sich der Diplomatie zuzuwenden. Die vorgeschriebenen Vorbereitungsstadien hatte Herr v. Sydow in ungewöhnlich kurzer Zeit vermöge seines großen Fleißes durchlaufen und war, nachdem er einige Zeit als Legationssekretär in Rom verwendet worden war, bereits seit etwa acht Jahren Botschaftsrat bei der Bundestagsgesandtschaft und zugleich Resident bei der freien Stadt Frankfurt. Herr v. Sydow war ein Mann von weichem Charakter, streng kirchlicher Richtung und seiner ganzen Persönlichkeit nach wenig geeignet für die Carriere, welcher er sich schließlich zugewendet hatte. Aber Geschäftskunde und einen fast übergroßen Diensteifer konnte man ihm nicht absprechen. In erster und ganz kurzer Ehe war er mit einem Fräulein v. Brockhausen und in zweiter Ehe mit einem Fräulein v. Stein verheiratet. Es war für das Wesen dieser letzteren bezeichnend, daß sie in einer späteren Periode (während des Erfurter Parlamentes), obgleich ursprünglich einer streng protestantischen Familie angehörend, zur katholischen Kirche übertrat. Damals, zur Zeit meines Eintritts in die Bundestagsgesandtschaft, war Herr v. Sydow dazu bestimmt, einen der nächsten vakant werdenden Gesandtschaftsposten zu erhalten, und ich wurde mit dem Titel eines Legationsrates als Legationssekretär nach Frankfurt geschickt, um mich vorläufig dort einzuarbeiten und demnächst an Sydows Stelle zu treten.

Die bedeutendste Persönlichkeit unter den preußischen Organen am Bundestage war offenbar der General v. Radowitz. Derselbe war zwar in Blankenburg am Harz geboren, gehörte aber einer Familie an, welche ursprünglich aus Ungarn stammte. Seine erste Ausbildung hatte Herr v. Radowitz auf der Kriegsakademie in Kassel erhalten und war darauf, nach der Wiederherstellung des Kurfürstentums, in kurfürstlich hessische Militärdienste getreten und endlich infolge der Streitigkeiten zwischen dem Kurfürsten und dessen Gemahlin, einer geborenen Prinzessin von Preußen, für welche er Partei ergriffen hatte, aus dem kurfürstlichen Dienste geschieden und in die preußische Armee eingetreten. Hier wurde ihm bald eine Stellung zu teil, welche ihn in Berührung mit den einflußreichsten Persönlichkeiten brachte. Seine hohe Bildung, das Hinreißende seiner Unterhaltungsgabe, seine auf Hallerschen Grundsätzen beruhende legitimistische Auffassung der politischen Dinge erwarben ihm bald die warme Freundschaft des damaligen Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. Als Ausländer und strenger Katholik begegnete Herr v. Radowitz in den altpreußischen Kreisen einem gewissen Mißtrauen, bürgerte sich aber bald in den Hofkreisen dadurch ein, daß er sich mit einer Gräfin Voß, welche einer alten protestantischen Familie angehörte, verheiratete. Gleichwohl wünschte der damals in Berlin tonangebende Kreis von Staatsmännern, ihn aus der Nähe des Kronprinzen zu entfernen. Herr v. Radowitz wurde deshalb im Jahre 1836 zum preußischen Mitglied der Bundesmilitärkommission ernannt, und einige Jahre darauf ward er zwar zum preußischen Gesandten am badischen Hofe befördert, jedoch in der Art, daß er in der Eigenschaft des ersten preußischen Bevollmächtigten bei der Bundesmilitärkommission verblieb, sich aber die meiste Zeit in Karlsruhe auf-

Digitized by Google

hielt. Das nächste Ziel seines Ehrgeizes blieb während der folgenden Jahre der Posten des preußischen Gesandten am Bundestage. Herr v. Radowitz war, wie bekannt, ein sehr geistvoller, mit den mannigfaltigsten Kenntnissen ausgerüsteter Mann, welcher ebensowohl in der mündlichen Unterhaltung als auch in der schriftlichen Darstellung eine wahrhafte Meisterschaft besaß. Die hervorragende Rolle, welche er später in der Paulskirche und als Schöpfer der preußischen Unionspolitik nach der Auflösung der Paulskirche spielte, lieferte dafür den besten Beweis. Als preußischer Gesandter am badischen Hofe hatte er zwar seinen Wohnsitz in Karlsruhe, benutzte aber jede geschäftliche oder sonstige geeignete Gelegenheit, um auf einige Zeit nach Frankfurt zu kommen und sich dort eine Erfrischung im Gegensatz zu der Monotonie der Karlsruher Verhältnisse zu verschaffen. Bemerkenswert ist endlich noch, daß Herr v. Radowitz damals für den eifrigsten Anhänger eines nahen Verhältnisses mit Oesterreich galt, während Graf Dönhoff mehr als der Repräsentant der altpreußischen Tradition angesehen wurde, welche sich wesentlich mißtrauisch Oesterreich gegenüber verhielt.

Die Frankfurter Gesellschaft mit ihren großen Bankhäusern neigte vorzugsweise zu Oesterreich, dessen Staatspapiere dort sehr ausgiebige Abnahme gefunden hatten. Der Sammelpunkt für die Oesterreich zugeneigten Kreise bildete das Haus der Baronin Brinz, einer Tochter des früheren österreichischen Bundestagsgesandten Grafen Buol-Schauenstein. Der Zentralpunkt für die vorwiegend Preußen zugethane Gesellschaft dagegen war das Haus der Frau v. Günderode, deren Enkelin Frau v. Sydow war. Ich meinerseits hatte das Glück, mich nach allen Seiten hin gut zu stellen und in der Gesellschaft gern gesehen zu werden.

Geschäftlich handelte es sich damals um keine Dinge von Bedeutung, und es war ein seltsames Zusammentreffen, daß gerade in dem Augenblicke, in welchem ich nach anderthalbjährigem Aufenthalte Frankfurt verließ, nämlich im Sommer 1846, der offene Brief des Königs von Dänemark die schleswig-holsteinische Sache auf die Tagesordnung der europäischen Politik und auch zur Besprechung des Bundestags brachte, eine Angelegenheit, für deren Behandlung gerade ich, wie schon früher erwähnt worden ist, einige Jahre vorher mittels der von mir gelieferten, sehr umfassenden Arbeit über die Erbfolgefrage in den Herzogtümern im Auswärtigen Amte den Grund gelegt hatte.

Der Aufenthalt in Frankfurt war für mich von großem Interesse gewesen und hatte meinen Gesichtskreis in betreff der deutschen Verhältnisse bedeutend erweitert. Namentlich war ich dort, wo vertrauliche Nachrichten aus allen deutschen Ländern sich konzentrierten, näher mit den Personalverhältnissen und den Bestrebungen an den einzelnen deutschen Höfen bekannt geworden. Ueber die Oede der Frankfurter Gesellschaftsverhältnisse aber half mir die Hoffnung hinweg, bald wieder nach Berlin zurückversetzt zu werden. Als ich nämlich im Frühjahr 1845 nach dreimonatlichem Aufenthalt in Frankfurt auf eine kurze Zeit nach Berlin zurückkehrte, um meine Frau abzuholen, ließ der damalige Minister des Auswärtigen, Baron v. Bülow, mich durch den mit den Personalien

betrauten Rat fragen, ob ich geneigt sei, auf den mir eventuell in Aussicht gestellten Posten des Herrn v. Sydow zu verzichten und dafür als vortragender Rat in das Ministerium zurückzutreten und in der politischen Abteilung desselben eine dauernde Stellung einzunehmen. Da dieses gerade eine Stelle war, welche aus den verschiedensten Gründen meinen Wünschen entsprach, weil ich überhaupt den Aufenthalt in Berlin liebte, weil ferner meine nächsten Verwandten dort ihren Wohnsitz hatten, und weil endlich und vor allem die Geschäfte in Berlin von wirklicher Bedeutung waren, so sprach ich sofort meine Bereitwilligkeit aus. Meiner Schwiegermutter, welcher ich von diesen Aussichten vertraulich Mitteilung machte, erleichterten dieselben den Abschied von ihrem einzigen Kinde. Für meine Frau war die Frankfurter Welt etwas ganz Neues und Anregendes, so daß ihr der Gedanke der baldigen Rückkehr nach Berlin nicht angenehm war. Sie hat ihr ganzes Leben hindurch die Erinnerung an Frankfurt lieb behalten. Wir verkehrten hauptsächlich in dem Günderodeschen Hause und in dem Kreise, wo Radowitz und Sydow vorzugsweise zu finden waren.

In den europäischen Dingen herrschte damals große Ruhe, nur in der Schweiz trat der Gegensatz zwischen Radikalen und Liberalen einerseits und den streng katholischen Elementen andrerseits mehr und mehr in den Vordergrund. Auch in den Frankfurter Kreisen wurden diese Dinge mehr und mehr lebhaft besprochen, und während die Mehrzahl entschieden nach der lieberalen Seite hinneigte, fand die Sache der schweizer Katholiken nur in einem kleinen Kreise von Männern ihre Vertretung, als deren geistiger Mittelpunkt Herr v. Radowitz angesehen werden konnte.

Inzwischen fand in der Person unsers Ministers ein sehr bedeutungsvoller Wechsel statt. Der Minister v. Bülow erkrankte nämlich an einer Gehirnerweichung und mußte infolgedessen seine Stellung aufgeben. Der General v. Kanitz, bisher Gesandter in Wien, trat an seine Stelle. Herr v. Bülow, der Schwiegersohn Wilhelm v. Humboldts, galt für einen nach den damaligen Begriffen liberalen Staatsmann; Herr v. Kanitz dagegen war ein eifriger Bewunderer des Fürsten Metternich und seines Systems. Die ganze Carriere des Herrn v. Kanitz war eine wesentlich militärische, und erst im vorgeschrittenen Mannesalter war der bereits zum General avancierte Militär zur Diplomatie übergegangen.

Für mich hatte der eingetretene Personenwechsel zur Folge, daß ich in Ungewißheit darüber versetzt wurde, ob mein gegenwärtiger Chef an dem Gedanken seines Vorgängers festhalte, mich als Träger der politischen Tradition und dauerndes Element in die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes zu ziehen. Ich versuchte daher durch meinen alten Gönner, den Oberpräsidenten Eichmann, mir Gewißheit darüber zu verschaffen, und konnte insofern mit dem Ergebnis zufrieden sein, als mir der Minister selbst in einem vom 9. November 1845 datierten Schreiben versicherte, daß er gern geneigt sei, die Absicht Bülows und meine eignen Wünsche im Auge zu behalten, ohne sich jedoch durch eine Versprechung irgendwie jetzt schon binden zu können, und zwei gleiche Erklärungen erhielt ich später noch im März 1846 von dem Minister Kanitz durch den Grafen

Digitized by Google

Dönhoff. In der That erfuhr ich denn auch bald, daß einer der vortragenden Räte des Ministeriums, Graf Schlieffen, in das Kabinett versetzt und ich an seiner Stelle vortragender Rat im Auswärtigen Amte werden sollte. Ich erbat mir einen halbjährigen Urlaub, um den Winter in Paris zuzubringen und mich noch im Französischen zu vervollkommnen. Gleichzeitig mit der Bewilligung meines Urlaubes wurde nicht nur mein bisheriges Dienstverhältnis bei der Bundestagsgesandtschaft aufgelöst, sondern es wurden auch meine Geschäfte dem Legationsrat Balan bis auf weiteres übertragen. Zu Anfang Juli 1846 trat ich mit meiner Frau die Reise an, zunächst um einen längeren Aufenthalt in Genf zu nehmen.

Hier angekommen, hatten wir uns eben auf einen längeren Aufenthalt in dem Hotel „des Bergues“ eingerichtet, als unter der Führung von James Fazy die Radikalen sich gegen die liberalkonservative Herrschaft erhoben, diese stürzten und die Regierung des Kantons in ihre Hände nahmen. Unter unsern Augen hatte dieser Kampf stattgefunden und uns daher ganz gründlich den Gedanken verleidet, unserm ursprünglichen Vorsatz gemäß in Genf zu bleiben. Da nun aber niemand ohne Passierschein aus der Stadt gelassen wurde, galt es zunächst, sich einen solchen zu verschaffen. Der Wirt des Hotels übernahm dies. Er schrieb am 7. August an Fazy: „Monsieur de Gruner conseiller de légation de Prusse demande à sortir de la ville par la porte du Carnavin.“ James Fazy setzte darunter: „Je pris, qu'on laisse passer la personne désigne si dessus.“ [1]) Nachdem ich auf diese Weise einen Passierschein erhalten hatte, traten wir nun sofort die Reise nach Paris an und richteten uns dort für den Winter ein.

Ich kannte die Hauptstadt Frankreichs schon von meinem früheren Aufenthalte her, während meine Frau von der Neuheit der Eindrücke ganz erfüllt war. Leider kränkelte dieselbe während dieses Winters sehr viel, und wir waren deshalb genötigt, außerordentlich still zu leben, so daß ich mich darauf beschränken mußte, zunächst nur den preußischen Gesandten, Baron Heinrich Arnim, und meinen alten Lehrer im Französischen, einen Herrn Rigaut, aufzusuchen, dessen erste Frau eine Deutsche gewesen war, und der selbst fünfzehn Jahre in Deutschland gelebt hatte und daher auch der deutschen Sprache völlig mächtig war.

Am 8. November meldete ich dem Minister v. Kanitz, daß und warum ich Genf verlassen und meinen Aufenthalt in Paris genommen hätte. Am 17. desselben Monats teilte mir Herr v. Kanitz mit, daß „in Folge einer eintretenden Veränderung in dem Ratspersonal des Ministeriums, die Gelegenheit gegeben sein wird, Ihre mir wegen Ihrer dienstlichen Zukunft bekannten Wünsche zu erfüllen“. Er wünschte auch gleichzeitig zu erfahren, wann ich wieder in Berlin eintreffen wolle. Auf mein Ersuchen erteilte er mir dann noch bis zum Ende März 1847 Urlaub.

Ich habe schon früher erwähnt, daß die schleswig-holsteinische Frage durch den sogenannten „Offenen Brief“, welchen der König von Dänemark im Sommer

[1]) Dieser Passierschein ist von meiner Mutter aufbewahrt und befindet sich jetzt in meinem Besitz.

Digitized by Google

1846 erlassen hatte, in den Vordergrund der europäischen Interessen getreten war. Baron Arnim folgerte aus verschiedenen Vorgängen, daß man französischerseits bemüht sei, zu der Sache nähere Stellung zu nehmen und Einfluß zu gewinnen. Er faßte infolgedessen den Gedanken ins Auge, durch einen Deputierten der Opposition eine Interpellation an die Regierung richten zu lassen. Dazu bedurfte es aber einer genauen Darlegung dieser sehr komplizierten Erbschaftsfrage. Baron Arnim, welchem es bekannt war, daß ich im Ministerium den Gegenstand bearbeitet und eine ausführliche Denkschrift darüber vorgelegt hatte, forderte mich auf, in einigen Zeitungen oder in einer kurzen Broschüre die Sachlage dem politischen Publikum Frankreichs vom deutschen Standpunkte aus klar und anschaulich darzulegen. Diese Aufgabe war nicht leicht und beschäftigte mich während einiger Wochen sehr lebhaft. Da ich es unthunlich fand, diese komplizierte Sache in Leitartikeln zu behandeln, schrieb ich eine kurze französische Broschüre,[1]) welche anonym erschien und für deren Verbreitung Baron Arnim Sorge trug. Das Ministerium, welchem ich dreißig Exemplare einschickte, versendete dieselben zur Information an die preußischen Missionen „an den deutschen Höfen und an denjenigen außerdeutschen Höfen, wo man diesem Gegenstande einigermaßen Aufmerksamkeit schenken dürfte“. Als im Jahre 1848 Bunsen in einer englisch geschriebenen Denkschrift den Engländern den deutschen Standpunkt klar zu machen suchte, legte er derselben diese meine Broschüre zu Grunde.

Zu derselben Zeit nahm ich an den Tagesereignissen lebendigen Anteil. In der Schweiz spitzten sich die Dinge immer mehr zum Bürgerkriege zu. In Paris dagegen war alles von dem Erfolge erfüllt, welchen die französische Politik in Madrid dadurch erreicht zu haben glaubte, daß die beiden Töchter der Königin, wie es scheint durch einen Akt der Ueberrumpelung, in einer den Wünschen Frankreichs entsprechenden und den Interessen Englands direkt zuwiderlaufenden Weise verheiratet wurden. In der Sonderbundsfrage, wo England mit den Radikalen sympathisierte, ebenso wie in der Frage der spanischen Heiraten standen England und Frankreich sich jetzt schroff gegenüber; dort wie hier nahm das erstere Partei für den Radikalismus, während das letztere für das gemäßigt liberale Regiment eintrat. An die Stelle der vielgerühmten „entente cordiale“ der beiden Westmächte war ein bis zur Feindseligkeit gesteigerter Gegensatz getreten. Es machte in der That sich unter den denkenden Politikern mehr und mehr das Gefühl geltend, daß man sich einer großen europäischen Krisis nähere und daß die alte Ordnung der Dinge schwere Proben würde zu bestehen haben. Namentlich in Frankreich erhitzten sich die Geister mehr und mehr. Lamartine trat mit seiner Geschichte der Girondisten hervor, welche zündend auf die Geister wirkte. Die Orleansche Dynastie sah sich von allen Seiten den frechsten Angriffen ausgesetzt, und der Sieg der französischen Politik in Madrid hatte zur Folge, daß die englische Presse und der englische Einfluß überhaupt mit äußerster Heftigkeit

---

[1]) De la succession dans la monarchie danoise considerée principalement sous le point de vue du droit public. Paris Librairie d'Amyor éditeur. 1847.

gegen das Julikönigtum anstürmte, welchem sie in der Angelegenheit der spanischen Heiraten eine rein dynastische Politik vorwarf.

Von hohem Interesse waren mir unter diesen Umständen meine Beziehungen zu unserm Gesandten. Genau vertraut mit den Zuständen Frankreichs, setzte Heinrich Arnim in die Lebensfähigkeit des Julikönigtums nur geringes Vertrauen. Er sprach geradezu der Dynastie Orleans die Fähigkeit ab, einen großen Krieg zu unternehmen. Wollte der König, so sagte der Baron Arnim, einen solchen beginnen, so müßte er damit anfangen, die Jakobinermütze aufzusetzen, damit aber würde er seine Krone aufs Spiel setzen und seine Dynastie ihrem Untergang entgegenführen. Es ist unleugbar, daß das Urteil des Barons Arnim über die französischen Zustände durch die darauffolgenden Ereignisse im vollsten Umfang bestätigt worden ist. Als ich Paris bereits verlassen hatte und der Gegensatz zwischen dem Ministerium Guizot und der von Thiers und Odilou-Barrot geführten Opposition sich immer schärfer zuspitzte, sprach sich Heinrich Arnim in einer seiner nach Berlin gerichteten Depeschen in treffender Weise ungefähr folgendermaßen aus: „Das Verhältnis der Regierung zu dem Lande gleicht dem einer in ihren Schwingungen nachlassenden Pendeluhr. Noch bewegt sich der Pendel, aber immer schwächer werden seine Schwingungen. Mit Bestimmtheit läßt sich der Moment noch nicht vorhersagen, wann der Pendel stillstehen wird, aber so viel ist sicher, daß dieser Augenblick nicht mehr weit entfernt ist."

So bot mir mein halbjähriger Pariser Aufenthalt manche Gelegenheit zur Anregung und Belehrung, doch blieb ich dem eigentlichen Pariser Gesellschaftsleben fremd, weil mich die Kränklichkeit meiner Frau vorzugsweise an das Haus fesselte. (Fortsetzung folgt.)



Unsre Beziehungen zu China und zur Islamwelt.[1]

Von

Professor H. Vambéry.

Angesichts des lebhaften Interesses, welches das Abendland den chinesischen Wirren entgegenbringt, ist es allerdings auffallend, daß wir bisher keinen Vergleichungen zwischen den neuesten Vorkommnissen in China und unsern bisherigen Beziehungen zu den mohammedanischen Ländern Asiens begegnet sind. Man wird meinen, daß die morgenländische Welt, ob im fernen oder im nahen

[1]) Die vielfach von uns abweichenden Ansichten des Verfassers haben uns nicht abgehalten, dieser interessanten und wertvollen Beleuchtung der Verhältnisse im Orient Raum zu geben. Wir halten diese Abhandlung eines unsrer hervorragendsten Kenner des Orients für sehr beachtenswert. Anmerkung der Redaktion.

Digitized by Google

Asien, sich doch ziemlich gleich bleibt, daß wir hier so wie dort durch unsre teils auf gewaltsamen, teils gütlichen Wegen versuchte Ingerenz, die überall gesellschaftliche und staatliche Umwälzungen hervorgerufen, keinesfalls zu den beliebtesten Persönlichkeiten gehören. Es ist heute kein Geheimnis mehr, daß unser Auftreten in den Ländern des Sonnenaufganges, es sei dies in der Türkei und Persien oder in China, von den Eingeborenen nicht nach jenen Worten beurteilt wird, die wir auf unsre Fahnen schreiben; denn die Begriffe: Menschenliebe, Freiheit und Bildung werden im Osten ganz anders aufgefaßt wie bei uns. Ja, es ist heute niemand mehr ein Rätsel, warum besagte Völker, die wir angeblicherweise erheben und beglücken wollen, für unsre Mühe sich bedankend, uns lieber in der weiten Ferne sehen möchten. Wer nicht gewaltsam die Augen schließt, wird sehen, daß dort, wo zwei Welten sich einander so schroff gegenüberstehen, das gegenseitige Verständnis mit den größten Schwierigkeiten verbunden, daß schließlich doch nur die materielle Uebermacht, das heißt die Gewalt der Waffen entscheidend wirken kann, und daß demzufolge im beiderseitigen Verkehr der eine als Sieger und der andre als Besiegter erscheinen muß. Durch dieses Verhältnis sind Asien und Europa schon seit lange her in zwei feindliche Lager gespalten, und der zeitweilige Kampf hat stets in solchem Maße zugenommen, in welchem die Errungenschaften der modernen Kultur jene Mittel und Vorzüge vermehrt, mit welchen wir über den Menschen alter Weltanschauung zu triumphieren vermochten. Diesem zufolge hat der Anprall der europäischen Völker an die asiatische Welt während des 19. Jahrhunderts ganz außergewöhnliche Dimensionen angenommen, Schritt für Schritt sind unsre Fahnen siegreich vorgedrungen, und je leichter wir das eine Bollwerk niederreißen, desto größer wuchs die Gier und desto heftiger der Sturm auf das östlich weitere Gebiet. Nachdem der ottomanische Kaiserstaat eingeschüchtert und seine Waffenmacht gebrochen war, kam die Reihe an Persien, während das mittlerweile in sich zerfallene, durch Sektenhaß und Nationalitätenunterschied zerklüftete Indien der Macht und Ausdauer des meerfahrenden Fremdlings aus dem Nordwesten Europas unterliegen mußte. Jeder neue Erfolg diente als Siegesstufe zum andern. Das auf der indischen Halbinsel zunehmende Licht der abendländischen Welt hatte gar bald seine Blitzstrahlen nach Hinterindien, den Strait Settlements und an die südlichen Gestade Chinas ausgesandt, namentlich hatten sie Japan in kurzer Zeit mächtig überflutet. Alles mußte sich ducken und bergen; alles mußte große, kaum geahnte Umwälzungen über sich ergehen lassen — und wenn das Reich der Mitte angesichts dieses rastlosen Stürmens und Drängens der abendländischen Welt nur an seinen Ecken und Grenzen dem revolutionierenden Einflusse Europas ausgesetzt, im Innern aber seine viele tausend Jahre alte Gesittung so ziemlich unversehrt aufrecht halten konnte, so war dies nicht nur infolge der Eigenartigkeit der chinesischen Bildung oder im Schutze des verstockten Konservatismus möglich, sondern eben weil die Objekte unsres bisherigen Angriffes noch nicht vollkommen mürbe gemacht und unsre Vorbereitungen noch nicht im Verhältnis zur Größe, Macht und Ausdehnung des zu bekriegenden Landes fertiggestellt waren.

Nun, dieses Stadium der europäischen Intervention in China war auch schon deshalb nicht länger hintanzuhalten, weil der Ausgang des letzten chinesisch-japanischen Krieges erstens die Schwäche des chinesischen Riesenreiches, die den Kennern Asiens übrigens nicht unbekannt geblieben, in aller erschreckenden Nacktheit dargelegt, und zweitens weil man nicht mit Unrecht auf jene Gefahr hingeblickt, die aus der Interessengemeinheit erwachsen könnte, die früher oder später zwischen den Angehörigen der gelben Rasse im fernen Osten eintreten wird und muß. Was nun diese letzterwähnte Eventualität anbelangt, von der noch weiter unten die Rede sein wird, so gehört dieselbe allerdings zu den Zukunftsfragen, die nur im Zusammenhang mit dem Gesamtproblem unsres Wirkens im fernen Osten erörtert werden kann. Vorderhand handelt es sich bloß um unsre Beziehungen zum chinesischen Reiche und dessen Einwohnern, und hier drängt sich in erster Reihe der Vergleich mit dem bisherigen Gebaren der europäischen Mächte im moslemischen Asien auch schon deshalb an uns heran, weil die einerseits mit Erfolg angewendete Methode, andrerseits, das heißt in China, keine besondere Aussicht auf gleiche Resultate hat, indem wir hier einem ganz andern Stoffe und ganz verschiedenen Verhältnissen gegenüberstehen.

Vor allem soll der gegenseitigen Beziehungen Erwähnung geschehen, die seit alten Zeiten zwischen China und der Islamwelt in kultureller Hinsicht bestanden und noch immer bestehen. Trotzdem, daß der Mohammedaner den Chinesen als Medschusi (= Heide) und Putperest (= Götzenanbeter) bezeichnet und in religiöser Beziehung ihm die größte Verachtung entgegenbringt, so hat er doch von jeher seiner politischen Größe, sowie seinem Kunstsinne und seiner Geschicklichkeit außerordentliche Bewunderung gezollt. Tschin und Matschin (= das kleine und große China) hat immer als Embleme der weltlichen Macht und Größe gedient, ebenso wie das Wort Fagfur (= der chinesische Kaiser) für das Nonplusultra fürstlicher Herrlichkeit gehalten wird. Was zierlich, schön und kunstreich ist, führt das Epitheton tschini das heißt chinesisch, und nicht nur wird das Porzellan und Mosaik mit diesem Namen bezeichnet, sondern Frauenschönheit, Kioske, Landschaften und so weiter werden bisweilen als eine aus dem Wunderlande stammende Form hingestellt. Als Tamerlan seine Residenzstadt Samarkand mit Prachtbauten schmücken wollte, ließ er die Baumeister aus China kommen, und um Kunst und Gesittung an der eignen Quelle kennen zu lernen, hatte sein Sohn Ulug Beg eine Gesandtschaft nach China geschickt. Diese und ähnliche Begriffe von China herrschten in der Vergangenheit und gewissermaßen auch in der Gegenwart bei den Moslemen Asiens vor, und es darf uns keineswegs befremden, wenn die neuesten Begebenheiten im fernen Osten die Aufmerksamkeit der Mohammedaner in großem Maße auf sich gezogen, und wenn letztere mit ihren Sympathien ganz entschieden auf der Seite der Chinesen stehen. Die Behauptung, daß die offizielle Türkei mit derartigen Kundgebungen öffentlich aufgetreten, das ist grundfalsch; der Sultan Abdul Hamid ist ein viel zu kluger Mann, um seine Schadenfreude bezüglich der Verlegenheit der europäischen Kabinette öffentlich zur Schau zu tragen.

Digitized by Google

Im geheimen jedoch stehen sämtliche Mohammedaner auf der Seite der Chinesen, und die Moslemen Indiens und Javas haben, wie aus ihrer Presse ersichtlich, hieraus kein Hehl gemacht. Die Sache ist auch ganz natürlich. Beide sind sozusagen gewaltsamerweise auf die Bahn der westlichen Kultur gedrängt worden; beide sind von unsrer Uebermacht übervorteilt und kirre gemacht worden; beide sind teils schon gänzlich zu Grunde gerichtet, teils an den Rand des Verderbens gebracht worden, und schließlich stehen beide in voller Ohnmacht unsrer Vergewaltigung, die wir mit dem Titel „Zivilisationsbestreben" zu beschönigen suchen, rat- und thatlos gegenüber. Selbst fanatische Neologen — wie zum Beispiel die Partei der Jungtürken — äußern sich in ihrem in Paris erscheinenden Organ (Mechveret) folgendermaßen: „Was sucht Europa in China, was hat es für uns in der Türkei gethan? Unter dem Deckmantel der Humanität und Zivilisation treten die Europäer überall als Eroberer auf, sie jagen nur nach materiellem Gewinn, sie beuten uns überall aus, und anstatt uns in Erlangung unsrer Freiheit und in der Begründung unsrer nationalen Existenz beizustehen, fraternisieren sie mit unsern Tyrannen und kräftigen absichtlich jene Mittel und Werkzeuge, die uns dem Verfalle nahegebracht. Je ärger und wüster es in der Türkei zugeht, desto größer ist die Freude der sogenannten Apostel der Humanität und Förderer der zivilisatorischen Bestrebungen." Natürlich könnte man den Jungtürken und andern asiatischen Revolutionären zurufen: „Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient, und sehr problematisch ist die von außen kommende Hilfe, wenn ihr selbst nicht die nationale Selbstkraft besitzt, um euch aufzuraffen und das verhaßte Joch abzuschütteln."

Abgesehen von der Nutzlosigkeit einer solchen Einwendung ist und bleibt die abfällige Kritik der Moslemen und Chinesen gegenüber unsrer Handlungsweise in Asien immer dieselbe, und so wie die Mohammedaner heute die bezopften Söhne des Reiches der Mitte in Schutz nehmen, ebenso habe ich schon vor Jahren aus dem Munde eines chinesischen Gesandten in London (Marquis Tseng) jene Handlungsweise verurteilen gehört, die unsre Kabinette der Türkei zu teil werden lassen. Während des letzten russisch-türkischen Krieges standen die chinesischen Zeitungen ganz entschieden auf der Seite der Türken, ebenso wie es wieder Türken aus Ostturkestan und chinesische Mohammedaner (Dunganen) waren, die im vergangenen Sommer als meist zuverlässige Heeresmacht im Dienste des Prinzen Tuan gestanden hatten. Die vom gleichen Schicksal erzeugten gemeinsamen Leiden sind die besten Förderer des freundschaftlichen Gefühles, und je frappanter unsre Siege über das moslemische Asien sich gestalteten, desto heftiger wuchs der Groll gegen uns in China. Der Ingrimm, den der Name Giaur im erstgenannten Teile der Alten Welt geborgen, war ganz gleich der Verachtung und dem Spotte, der im Schimpfnamen „Fremde Teufel" liegt, und in dem Maße wie unsre Fahnen in Westasien vorwärts gingen, im selben Maße nahm die Erbitterung in China gegen Europa zu.

Sind wir nun einmal zur Ueberzeugung gelangt, daß Moslemen und Chinesen uns in gleicher Weise hassen, so wäre es dennoch äußerst irrtümlich, die Gegner-

Digitized by Google

schaft der beiden mit gleicher Waffe bekämpfen zu wollen, und nichts wäre verfänglicher, als wenn wir uns dem Glauben hingeben würden, daß die Leichtigkeit, mit welcher wir die Völker des Islams unserm Machtspruche unterworfen haben, auch im Kampfe mit China zum Ziele führen wird. Ein großer Unterschied besteht zwischen den beiden Volkselementen, den wir in folgendem skizzieren wollen. Erstens sind die moslemischen Länder uns in geographischer Beziehung viel näher gelegen als China und waren infolge der leichteren Erreichbarkeit, sowie auch des älteren und regeren Verkehrs mit Europa, der Ambition und dem Eroberungsgelüste der Westländer mehr ausgesetzt als das ferne, erst in der Neuzeit erschlossene Reich der Mitte. Zweitens haben die ethnischen und religiösen Konstellationen der Islamländer unser gewaltsames Einschreiten auch schon deshalb wesentlich begünstigt, weil wir vom Beginn unsrer Eroberungen es hier mit solchen Staaten zu thun hatten und haben, deren bunte Bevölkerung und verschiedene Religionen den Keim des Verfalles und der Schwäche in sich trugen und daher weniger widerstandsfähig waren als das durch Glaubens- und Nationaleinheit schon seit Jahrtausenden gekräftigte und in seinem innersten Wesen unbewegliche China. So wie Rußland über die goldene Horde, über das nördliche Litorale des Euxinus und der Kaspisee nur deshalb leicht triumphieren konnte, weil diese Gegenden eine gemischte Bevölkerung verschiedenen Glaubens hatten, ebenso unterlag das einst mächtige, auf drei Weltteile sich erstreckende Osmanenreich nur deshalb, weil das ethnische Kunterbunt von Griechen, Armenier, Slawen, Araber, Kurden und so weiter das Werk der Eroberer erleichterte und den Zersetzungsprozeß beschleunigte. Drittens haben die Bekenner des Islams nie über jenes Maß von Nationalitätsgefühl und Patriotismus verfügt, welcher die Chinesen als ein ganzes und einheitliches Volk charakterisiert. Die Glaubensstärke, welche den Fahnen des Islams in drei Weltteilen zum Siege verholfen, hat bekanntermaßen nur im Beginn dieser Glaubenswelt Wunder gewirkt; denn als das Kalifat in ein Sultanat sich umgestaltet hatte und die Glaubensgesetze einen mehr weltlichen Anstrich erhielten, da waren es weniger fromme Moslemen als beutelustige, türkische und kurdische Söldlinge, die den Bau der moslemischen Herrschaft kräftigten und aufrecht hielten. Trotz der obligaten Mekkafahrt, die als geistiges Zentrum der Islamwelt der engen Verbrüderung der Mohammedaner Vorschub leistet, hat der Islam bis heute noch nicht jene Form der Einheitlichkeit anzunehmen vermocht, die angesichts der drohenden Gefahr seitens der Christenwelt ihm zu statten kommen könnte. Möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich, daß dies in der Zukunft der Fall sein wird, denn der luftige Bau der Religionseinheit kann heutzutage, ob in Asien oder in Europa, bei aller Begeisterung und allem Fanatismus der gläubigen Massen, ohne die solide Grundlage des auf Blutsverwandtschaft ruhenden Nationalitätsgefühls wenig ausrichten, und das moslemische Glaubensprinzip „Hubb ul watan min el iman“ (= Patriotismus stammt vom Glauben her) hat stets nur einen akademischen Wert bekundet. Der Begriff Vaterland (Watan) hat bei den Völkern des Islams erst in der Neuzeit Eingang gefunden, die breiten Volksmassen kennen denselben

auch heute noch nicht, ebenso wie selbst die christlichen Völker des östlichen Europas bei der Klassifikation der Menschen mehr Gewicht auf Religion als auf Nationalität legen. Viertens hat der moslemische Fanatismus, dort wo er am üppigsten gedeiht, im Grunde genommen doch in den meisten Fällen nur überirdische Ziele angestrebt und weltliche Dinge nur dann und dort im Auge gehabt, wo dieselben zur Kräftigung des Religionsgebäudes beigetragen. Beim vorherrschenden Grundsatze „Die Welt ist eine Kloake, und die sich mit ihr abgeben, sind Hunde" und bei der allgemein verbreiteten Anschauung von der Nutzlosigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, hat das Kraftbewußtsein und die Willensstärke sich nicht so leicht zu jener Thätigkeit aufraffen können, die wir bei andern Gesellschaften wahrnehmen. Der Mohammedaner, selbst der aufgeweckte und geistig eminent begabte Perser und Araber nicht ausgenommen, ist schwärmerisch angelegt, er neigt mit Vorliebe Traumgebilden zu und verfügt keinesfalls über jene Thatkraft, Arbeitslust und Ausdauer, die dem Morgenländer im fernen Asien eigen sind.

Stellen wir besagte Eigentümlichkeiten der allgemeinen Charakteristik der Chinesen gegenüber, so werden wir finden, daß erstens das uns erst in der Neuzeit erschlossene und selbst noch heute nur in den großen Umrissen bekannte China schon infolge seiner geographischen Lage zum Tummelplatz der westländischen Ambition sich nicht besonders geeignet hat. So gering unsre Kenntnisse von China waren, so wenig haben die Chinesen unsre Welt gekannt, und die von den Missionären, Handelsreisenden und wissenschaftlichen Forschern aus jenen fernen Gegenden gebrachte Kunde war nicht minder lückenhaft und vorurteilsvoll als die von Europa entworfenen Skizzen chinesischer Diplomaten und Reisenden. Zweitens hat das chinesische Riesenreich mit den Hunderten von Millionen seiner Einwohner einen in sich ungeteilten, auf eine jahrtausendealte gesellschaftliche Verfassung fest gegründeten einheitlichen Staatskörper gebildet, an dessen äußersten Enden das handeltreibende Europa sich schüchtern herangenaht und nur später mit der Zentralmacht einen erzwungenen diplomatischen Verkehr anzuknüpfen vermochte. In China gab es keine Millionen fremdethnische Familien, die gegen die tyrannische Willkür der Landesherrschaft Hilfe suchten und mit dem von außen her drohenden Feinde sich verbinden wollten. In China wütet kein Religionshader, kein Haß und Groll gegen die herrschende Religion des Landes, und der Fanatismus der Andersgläubigen, der in der Türkei, Persien, Indien und im Kaukasus die Gemüter nie zur Ruhe kommen läßt und fremden Eroberern Thor und Thür öffnet, dieser Fanatismus kann von fremden Eroberern Chinas schwerlich ausgebeutet werden. Ein flüchtiger Blick auf die neuere Geschichte der moslemisch-asiatischen Länder wird uns zeigen, daß unsre Uebermacht ohne die Minierarbeit der christlichen Unterthanen der Pforte in der Türkei nicht so leicht ans Ziel gelangt wäre, ebenso wie die englische Suprematie in Indien in dem zwischen Hindus und Moslemen von alters her bestehenden Religionshaß den wirksamsten Helfer gefunden. Der Chinese, er mag Anhänger der Lehre Konfutses, Taos oder Buddhas sein, war stets ein äußerst laxer Glaubensmann,

Digitized by Google

und abgesehen von Ahnenkultus und andern ethischen Begriffen hat die Religion nur wenig Macht über ihn, wenn wir nicht etwa den krassen Aberglauben und die Vorurteile, unter deren Bann er steht, als zur Religion gehörig betrachten. Drittens, weil daher die Religion nicht zu jenem mächtigen Faktor im staatlichen und gesellschaftlichen Leben sich herausgewachsen, wie im Islam oder im Brahminismus, eben deshalb vermissen wir im Leben der Chinesen all jene Auswüchse, Fehler und Gebrechen, welche die Dogmatik des seiner primitiven Reinheit schon längst verlustig gewordenen Islams, gleichsam als einen Upasbaum, inmitten der Befolger der Lehre Mohammeds gepflanzt hat. Vor allem besitzt der Chinese ein außerordentliches Maß von Nationalitätsgefühl und Vaterlandsliebe; Eigenschaften, die bei ihm in Chauvinismus ausarten und wegen allzugroßer Selbstüberhebung ihn so lange Zeit stationär gemacht haben. Durch dieses Uebermaß von nationaler Eigenliebe verblendet, hat der Chinese trotz seiner geistigen Begabung sich stets geweigert, die Vorteile der fremden modernen Bildungswelt anzuerkennen, und verliebt in seine tausendjährige Kultur hat er die Errungenschaften des abendländischen Geistes verschmäht und verspottet. Es ist interessant, wie selbst jene, die auf der Bahn der Neuerungen eingelenkt und die Notwendigkeit der Reformen eingesehen, an unsern Institutionen stets zu nörgeln sich bemühen, und eines oder das andre gewaltsam zu bekritteln suchen. So findet der Marquis Tseng, ein Reformer von echtem Schrot und Korn, daß wir viel mehr Kasernen als Schulen haben, und er sagt in seinem in der „Asiatic Quarterly Review“ vom Januar 1887 veröffentlichten Essay: „Die Stärke einer Nation liegt nicht in der Anzahl von Soldaten, die sie bewaffnen und in den Kampf schicken kann, sondern in den arbeitenden Millionen, die zu Hause bleiben und für die Mittel des Krieges sorgen.“ Der chinesische Diplomat Tscheng-ki-tong, der jahrelang in Paris gelebt, kritisiert unsre Welt bis in die kleinsten Details, und findet bei seinen zwischen China und Europa angestellten Vergleichungen gar vieles, was seinen vaterländischen Sitten und Gebräuchen zur Ehre gereicht. Aehnliche Bestrebungen haben sich wohl auch bei den Bekennern des Islams gezeigt, doch hier fehlte es an patriotischem Eifer, und weil die verhältnismäßig kurze Periode der moslemischen Kulturblüte schon vergessen war, hatte man sich über Hals und Kopf auf die moderne Bahn gestürzt und ohne die geschichtliche Entfaltung zu berücksichtigen, hat man fremde Institutionen ohne gehörige Vorbereitung des Terrains auf heimatlichen Boden verpflanzt. Viertens, sowie das in allen weltlichen Dingen, das heißt in den ethischen, politischen und gesellschaftlichen Beziehungen der Gesellschaft maßgebende Religionsgefühl der Moslemen dem Zustandekommen und dem Erstarken der Liebe zum Vaterlande und der Anhänglichkeit zur Nation im Wege war, ebenso hat die überwuchernde Glaubenswelt des Islams es verschuldet, daß die ausgeprägte Individualität, die Willensstärke, die Arbeitskraft und das Selbstvertrauen bei den Befolgern der Lehre Mohammeds weniger zum Ausdruck gelangt als bei den Chinesen. Unter denselben Fehlern leiden auch die Anhänger der Lehre Wischnus, und in dieser Beziehung hat der Chinese Liang-Chi-Chao aus Kanton nicht unrecht, wenn er

Digitized by Google

in seinem in der Monatsschrift „Ostasien“ veröffentlichten Aufsatze sagt: „Die Trägheit der Türken (soll wohl heißen Mohammedaner?) beruht auf ihrer Religion. Diese Mohammedaner sind immer wie umnebelt und müßig und wissen sich nicht vom Schlechten zum Guten zu bekehren. Ihre grausame Begierde, die Bekenner andrer Religionen zu töten, geben sie als Gottes Willen aus, und die im heiligen Glaubenskriege gefallenen Gläubigen, so heißt es im Koran, werden von Gott nach dem Tode in den siebenten Himmel erhoben. Das ist doch eine ganz barbarische Religion!“

Daß nun thatsächlich der Chinese, im Vergleiche zum Moslemen und Hindu, ein starkes Maß von Energie und Thatendrang besitzt, und daß die Religion bei ihm nur äußerst selten als Regulator im öffentlichen Leben dient, das ist genügend erwiesen durch den Geist der rastlosen Thätigkeit und der nie erschlaffenden Willenskraft, der alle seine Handlungen kennzeichnet. Der Chinese ist bekanntermaßen der geschickteste und emsigste Ackermann auf Gottes Erdboden und übertrifft in dieser Eigenschaft selbst seinen Berufsgenossen in Europa. Seine Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit ist schon längst ein Gegenstand der Bewunderung im Abendlande, in vielen Zweigen der Industrie war er unser Lehrer, und in einzelnen Dingen ist er noch heute unübertrefflich. Seine Sparsamkeit und Mäßigkeit ist sprichwörtlich geworden, so auch seine Ausdauer und Beharrlichkeit, und während andre Asiaten im größten Elend und in größter Armut lieber an der Heimatscholle verkommen, bevor sie ihr Brot bei fremdgläubigen Völkern in fernen Ländern suchen, sehen wir die Chinesen, in deren Augen die Auswanderung doch als das größte Opfer gilt, nach Amerika, Australien und Vorderindien ziehen, und wenn sie nach erlangtem Wohlstand nicht heimkehren können, so verfügen sie, daß wenigstens ihr Leichnam im vaterländischen Boden ruhe. Bezüglich der Hindus liegt kein ähnliches Beispiel vor, und wenn ausnahmsweise die Mohammedaner Hindostans nach Südafrika gehen, so kann dies nur der Ermunterung der englischen Behörden zugeschrieben werden, und auch dem Umstande, daß sie auch in der Fremde des britischen Schutzes sich erfreuen. Wenn wir nun die von der Eifersucht der Abendländer erschwerte und eingehemmte emigratorische Bewegung der Chinesen mit der schon mehr als hundert Jahre dauernden Auswanderung der Mohammedaner aus Rußland und aus der Balkanhalbinsel vergleichen, so wird das traurige Beispiel sich zeigen: wie letztere, von Religionsfanatismus getrieben, durch den Heimatwechsel sich häufig ins Verderben stürzen, durch Krankheit dezimiert, ohne die Unterthanenzahl der Pforte zu vermehren, elendiglich zu Grunde gehen; während die Chinesen, selbst unter fremder Botmäßigkeit, so zum Beispiel in Tongkin, Java und Straits Settlements, wo sie nach Hunderttausenden zählen, gedeihlich fortkommen und in gewissen Orten sogar eine hervorragende Rolle spielen.

Ich glaube, diese wenigen Beispiele genügen, um die größere Lebensfähigkeit der Chinesen gegenüber den Bekennern zur Lehre Mohammeds hervorzuheben. Ein nur flüchtiger Blick auf die ethnische Charakteristik und das Religionsleben dieser beiden Hauptfraktionen der asiatischen Welt wird uns belehren, daß wir

Digitized by Google

in China und im fernen Osten im allgemeinen einem solchen Völkerelemente gegenüberstehen, bei dem unsre in Westasien gemachten Erfahrungen nur schwer anwendbar sind. Ja, Europa ist bei seinem Vordringen nach Osten hin auf einen Stoff gestoßen, der viel zäher und widerstandsfähiger ist als die moslemische Welt und dessen Ueberwindung keinesfalls so leicht ausfallen wird wie der Sieg über den Halbmond. Es wäre eine arge Illusion, wollten wir durch unsre Erfolge im Westen Asiens auf ähnliche Resultate im östlichen Teile der alten Welt folgern, und namentlich, wollten wir uns einreden, daß wir mit dem Schlagworte der Humanität und Zivilisation auch fernerhin Völker unterjochen, Länder erobern, oder nach dem landläufigen bescheidenen Ausdrucke „Absatzgebiete für unsre heimische Industrie“ erwerben werden. Wer die Verhältnisse und die Evolution der Geister in den einzelnen Ländern Asiens mit Aufmerksamkeit verfolgt, wer nicht nach Hörensagen urteilt, sondern die Denkungsart der Asiaten aus eigener Anschauung und aus unmittelbarem Verkehre kennt, der wird sich schwerlich dem Eindrucke verschließen können, daß unser ewiges Drängen und Stoßen, unser stetes Schieben und Rücken und unser unablässiges Einwirken auf die Menschheit in Asien, nebst den zur Schau getragenen Gefühlen der kalten Gleichgültigkeit auch starke Empfindungen des Widerwillens, der Abscheu und der Rache hervorgerufen haben. Wenn ich in das Gesamtbild meiner eignen hierauf bezüglichen Erfahrungen, die ich in meinem mehr als vierzigjährigen Verkehre mit Asiaten verschiedenen Glaubens und verschiedener Nationalität gemacht prüfend blicke, so bin ich wahrlich selbst überrascht, wenn ich die Veränderung wahrnehme, die im Urteil der Asiaten mit Bezug auf unsre Kultur und unser Auftreten im Morgenlande um sich gegriffen. Vor vierzig Jahren noch, als die beschleunigte Kommunikation den Westländer schon in nähere und häufigere Berührung mit dem Asiaten gebracht, und die Furcht vor unsrer Uebermacht die Gemüter zu erfassen begann, da waren noch jene Stimmen in Mehrzahl, die unsre Welt bewunderten und anpriesen, und in Anerkennung unsrer geistigen Superiorität, unsre auf Verbesserung der Zustände im altersschwachen Asien gerichtete Bestrebungen für ehrlich und human haltend, der Lehrerschaft Europas sich freiwillig unterwarfen. Es gehörte eine starke Dosis Selbstverleugnung dazu, um seine altgewohnte und liebgewordene Weltanschauung und Bildung den aus der Ferne herbeigebrachten fremden Ideen unterzuordnen. Und dennoch ging dieser merkwürdige Prozeß, unter Leitung der Einsichtsvollen und Bessergesinnten jener Länder trotz der Opposition der Massen, allmählich von statten. Man reformierte und modernisierte unablässig, das Gebot der Notwendigkeit ließ das Murren der Menge verstummen, und der in Asien mächtige Zauber der Vorgesetzten auf die Untergebenen hätte gewiß auch weiter erfolgreich gewirkt, wenn man mittlerweile nicht zur Ueberzeugung gelangt wäre, daß der fränkische Lehrer nicht nur mit Büchern und Mahnworten, sondern auch mit Waffen der Eroberung und mit Ketten der Unterjochung erschienen sei. Ja, der gewaltsam auf die Schulbank gedrängte Asiate merkte gar bald, daß er den Unterricht des Abendländers mit dem Verlust seiner nationalen Selbständigkeit zu bezahlen habe — und von

diesem Augenblick angefangen, fing der Orientale zu stutzen an. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler ward gestört, und je schärfer die Umrisse des Eroberers und materiellen Ausbeuters hervortraten, desto stärker wuchs im Busen des Asiaten das Mißtrauen und die Gegnerschaft gegen den europäischen Fremdling.

Hierzu hatte sich noch der Umstand gesellt, daß einzelne Morgenländer von den Schilderungen des westlichen Wunderlandes angezogen, sich persönlich auf Reisen nach Europa begaben, um das hoch angepriesene Licht der neuen Weltordnung an der Quelle kennen zu lernen, und eingedenk des alten Sprichwortes: „Wann wird das Hören dem Sehen gleich sein“, mit eigenen Augen zu prüfen und zu forschen. Die Reiseberichte und Tagebücher der ersten dieser asiatischen Europafahrer waren thatsächlich voll des überschwenglichen Lobes über das, was sie gesehen. Das dickleibige Reisebuch des indischen Mohammedaners Mirza Abu Taleb Chan, der 1799 nach Europa gereist und 1803 heimgekehrt war, ist voll von Lobpreisungen über unsre Kultur, und nur in wenigen Dingen gesteht er den Vorzug der asiatischen Staatenwelt zu. Eine gleiche Tendenz verratet das Reisewerk des indischen Fürsten Bhagvat Sinh Jee, des Herrschers von Gondal, der in seinem „Journal of a Visit to England 1833“ so manches, was er gesehen, nicht genug rühmen kann, und in seiner Kritik seine Objektivität bekundet. Auch der ottomanische Reisende Ali Efendi, der gelegentlich der ersten Londoner Weltausstellung das Abendland besuchte und seinen Landsleuten lebendige Wunder vom Gjaurenlande erzählt hatte, ist ein Bewunderer Europas. In dem Maße jedoch, daß die Reisen zugenommen und daß die Orientalen von der bunten Hülle der Außenwelt ins Innere unsres Lebens einzudringen begannen, hatte der tiefere Einblick eine verschiedene Anschauung hervorgerufen, und die angestellten Vergleichungen sind nicht immer zu Gunsten unsrer Gesittung ausgefallen. Man fand unsre Begriffe von Humanität, Redlichkeit und Herzensbildung nicht ganz übereinstimmend mit denen des Orients, man sah, daß unsre Kultur nicht unbedingt als alleinige Quelle menschlicher Glückseligkeit gelten kann, ja noch mehr, selbst so manche unsrer politischen Freiheiten und Menschenrechte wurden als unecht hingestellt oder als solche Trugmittel bezeichnet, durch welche die unerfahrenen und glaubensseligen Massen von den herrschenden Klassen am Gängelbande geführt werden. Mit einem Worte, der heutige Orientale sieht, daß in Europa auch nicht alles Gold ist, was glänzt, und seine Kritik über das Leben und Treiben im Westen wird immer mehr und mehr abfällig.

Diese in fremdem Sprachgewande erschienene Kritik ist selbstverständlich dem europäischen Leser nicht zugänglich, daher auch unbekannt, obwohl dieselbe unsrer vollen Aufmerksamkeit würdig wäre. In der uns nahen Islamwelt, wo die Regierungen aus Furcht vor den Einwendungen unsrer Diplomatie jede mißbilligende Aeußerung und jede antieuropäische Kritik strengstens verbietet, sind derartige Publikationen unmöglich geworden, und nur einzelne beherzte Männer, wie zum Beispiel der türkische Dichter Kemal Bey, der in seinen Briefen aus Paris und Pera über die Verkehrtheiten der europäischen Kultur in scharfen

Digitized by Google

Ausfällen sich ergeht, haben es gewagt, uns ungeschminkte Wahrheiten zu sagen. In Aegypten, wo das englische fair play der Presse noch nicht die Fittige gestutzt, bewegt die Kritik sich schon etwas freier, und noch mehr ist dies in Indien der Fall, wo Bücher wie „Looking Glass for Polie-Comedie (?) Actors in Europe. Bombay 1891“ geradezu ein nacktes Pasquill alles Westländischen bilden. Die Herren nehmen kein Blatt vor den Mund, sie schimpfen wacker zu, und bei Entstellung vieler unsrer angeblichen Vorzüge rühmen sie ihre eigene Gesittung. Im fernen Osten, namentlich in China, wo man Europa mehr haßt als fürchtet, läßt die feindlich gesinnte Kritik vollauf die Zügel schießen. Daß in Japan der Fremdenhaß sich zusehends steigert, und daß man uns dort mit unsern eignen Waffen zu bekämpfen sucht, das ist wohl heute kein Geheimnis mehr. In China, wo der nationale Eigendünkel bedeutend größer ist, will man selbst die materiellen Vorteile der Errungenschaften der modernen Kultur in Frage stellen, indem man für die durch die wissenschaftlichen Entdeckungen geschaffene allgemeine Lage in Europa sich nicht besonders begeistert. In den während des vergangenen Sommers vom Vizekönig von Nanking veröffentlichten „Ermahnungen zum Lernen“ heißt es: „In Wahrheit leben die Chinesen glücklich und zufrieden auf dieser Welt; sie gedeihen und mehren sich. Wenn man die Geschichte Chinas in den letzten zweitausend Jahren mit der Europas vergleicht, wo findet man eine Regierung, die so wohlwollend und gerecht gewesen ist, die so viel Gutes gestiftet hat, wie die chinesische? Obwohl China weder reich noch mächtig ist, haben doch alle Chinesen, einerlei, ob reich oder arm, ihr Auskommen und Grund, mit dieser Welt zufrieden zu sein. In den mächtigen und reichen Königreichen des Westens dagegen schluckt das Volk Schmerz, Entwürdigung und Aerger schweigend hinunter, und wartet ungeduldig auf eine Gelegenheit, um seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Deshalb hört man jedes Jahr von Attentaten auf das Leben der Fürsten und ihrer Minister, und hieraus kann man schließen, daß ihre Verhältnisse schlimmer stehen als die Chinas in der Jetztzeit.“ (Nach Hermann Feigls „Aufstand der Boxer“, citiert aus der Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient. August 1900.) Viel ärger und schärfer wird natürlich unsre China gegenüber befolgte Politik verurteilt. In dieser Beziehung werden unsre Kabinette geradezu als gewissenlose Räuber hingestellt, und da unsre angeblichen zivilisatorischen Absichten und humanitären Bestrebungen schon längst als eitles Trugspiel und lächerliche Komödie hingestellt werden, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn das Abendland im fernen sowie im nahen Osten allen Kredit verloren und man uns in der ganzen Länge und Breite des alten Muttererdteils schon längst aus tiefster Seele haßt. — Derartige Kundgebungen werden selbst in solchen Kreisen gehört, die unter dem Einflusse der westlichen Bildung herangewachsen, dem Anscheine nach mit uns eines Sinnes sind. So schreibt Prinz Jukanthor, der Thronfolger Kambodschas im „Figaro“ gelegentlich seines Besuches in Paris während der Weltausstellung: „Bei uns kann jedermann ohne die geringste Anstrengung sein Leben fristen, während in der europäischen Zivilisation gerade das Gegenteil der Fall ist. Dieser Umstand ermöglicht das Veranstalten herr-

Digitized by Google

licher Ausstellungen, wie die jetzige in Paris, aber der Glanz dieses Triumphes birgt den Kampf eurer arbeitenden Klasse, den ich wahrgenommen. Dieses Gespenst verfolgt mich, und ich werde dasselbe als eine lebhafte und schmerzvolle Erinnerung eurer Zivilisation, eurer großen Werkstätten, eurer mit Arbeitern angefüllten Vorstädten und all eures Elends mit mir nehmen. Unter den vielen Freiheiten, deren ihr euch rühmt, scheint mir die Freiheit, Hungers zu sterben, die größte zu sein. Wir kennen eure Werkzeuge der Eroberung, aber wenn wir euren Waffenschutz gegen Siam verlangen, können wir eure Verwaltung ebensowenig wie eure Zivilisation gebrauchen. Nicht Fortschritt sondern Zerrüttung und Verderben bringt uns dieselbe" und so weiter.

Die Neuerungen und Reformen, die trotz dieses allgemeinen Widerwillens gegen den Westen, im fernen Osten teils schon Eingang gefunden, teils erst geplant werden, müssen daher lediglich jenen Spitzen der Gesellschaft zugeschrieben werden, die teilweise aus Ueberzeugung von der Ersprießlichkeit der Reformen, teilweise aber auch aus Furcht vor der Uebermacht des Abendlandes zum Werke der staatlichen und gesellschaftlichen Umgestaltung sich anschicken. Was Reschid Pascha in der Türkei, der Emir Kebir in Persien, Sir Salar Dscheng in Indien und Emir Abdurrahman Chan in Afghanistan angestrebt, das mag mehr oder weniger besagten Motiven zugeschrieben werden. Diese Reformer hatten bei der Realisation ihrer Absichten ein schweres Werk zu verrichten. Daheim stand ihnen der stramme Konservatismus der Massen gegenüber, während sie von den europäischen Ratgebern nicht immer jene aufrichtig gemeinte Unterstützung fanden, die die Sisiphusarbeit benötigte, da die Aussicht auf Verjüngung und Kräftigung der asiatischen Länder den gehegten Eroberungsplänen des Abendlandes nicht besonders in den Kram gepaßt.

Ich frage daher: Darf es uns wundern, wenn China von der Eigenliebe zu seiner uralten Kultur bewegt, vom Beispiel der im Westen Asiens, namentlich in der Islamwelt, stattgefundenen Experimenten zur Einführung der fremden Kultur nicht besonders ermuntert, unsern sogenannten zivilisatorischen Bemühungen wenig oder gar keinen Glauben geschenkt, und in unsern Fahnen nur das Zeichen ihres nationalen und materiellen Niederganges entdeckten? Nein! und abermals nein! muß ich sagen. So wie der Islam hatte auch das Reich der Mitte Reformer erzeugt. Männer, wie der vor dreißig Jahren verstorbene Wen-Hsiang, der früher genannte Marquis Tseng und der in Europa genügend bekannte Li-Hung-Tschang, hatten schon früh einen tiefen Einblick in die Verhältnisse des Abendlandes gewonnen, sie ahnten die Gefahr, die China von einer ferneren Abgeschlossenheit von der übrigen Welt droht, und wenn sie nicht genug Eifer und Thatkraft bekundeten, ihre Landsleute aus dem Schlafe aufzurütteln, so lag der Fehler wohl mehr in der eigentümlichen Verfassung der Gesellschaft und in der Ignoranz und Verstocktheit der herrschenden Dynastie, als in der Unfähigkeit und dem Widerwillen besagter Staatsmänner. Leise und träge, schüchtern und schleppend haben einzelne Momente der Reformen sich herangewagt und die Vorboten einer neuen Aera haben verborgen und verhüllt

sich einschleichen müssen. Zur Hebung des öffentlichen Unterrichts wurde mit Errichtung des Tung-Wen-Kollegiums in Peking und andrer Schulen behufs Erlernung fremder Sprachen der Anfang gemacht, die aber von den Kindern besserer Familien gemieden werden, weil deren Besuch für anstandsverletzend gehalten wurde. Bald darauf wurden junge Chinesen auf unsre Gymnasien und Universitäten geschickt, von denen so manche durch Fleiß und Scharfsinn sich auszeichneten, bei ihrer Rückkehr in die Heimat aber mit den nach dem alten Muster geschulten Kandidaten nicht konkurrieren konnten, weil fremdes Wesen verpönt und weil man mit Vorliebe am alten Schlendrian hing. In ähnlicher Weise ging es mit den Militärschulen, in denen sich kein anständiger Chinese einschreiben wollte, weil der Waffendienst für degradierend galt, denn der chinesischen Jugend wird schon früh der Abscheu gegen das Militärwesen eingeschärft, indem als moralischer Grundsatz aufgestellt wird: „Jeder General, der eine Schlacht gewinnt, soll aus dem Lande verwiesen werden, und jeder Fürst, der einen Krieg führt, ist Verräter an seinem Land.“ Der bekannte chinesische Reformer Kang-Yeu-Wei erzählt uns in seinem in der „Contemporary Review“, veröffentlichten Aufsatze über die Revolution von 1898, daß es meistens nur Bettler, verkommene Leute und Vagabunden sind, die sich in der regulären Armee einreihen lassen, Menschen, die nicht schreiben und lesen können und zum erbärmlichsten Gesindel gehören. Noch ärger ist es mit der Miliz bestellt, deren Exerzitium aus Pfeilschießen, Kraftproben mittels Steineheben, Springen und Laufen besteht, und wenn man diese und ähnliche Berichte liest, so werden die schmachvollen Niederlagen der Chinesen im letzten Kriege mit Japan gar nicht auffallen. Wenn gehörig gedrillt und versorgt, soll der Chinese, nach Aussage des Engländers Mr. Lang, der in China als instructeur militaire thätig gewesen, einen ganz vorzüglichen Soldaten abgeben, doch unter den faulen Verwaltungszuständen und dem Fremdenhaß muß das gute Material zu Grunde gehen. Mit den zur Hebung des Bergwerkes, des Handels, der Industrie und zur Beschleunigung des Verkehres gemachten Versuchen hatte es eine noch traurigere Bewandtnis, und in dieser Beziehung hat das sonst emsige, kunstfertige und nüchterne China sich viel ärgere Fehler zu Schulden kommen lassen als die Türkei und Persien, wo die Lehrerschaft des christlichen Abendlandes doch nicht überall spurlos vorübergegangen war. Wozu denn auch die eigentliche Sachlage noch beschönigen, und warum sollte der Umstand übersehen werden, daß der Urquell sämtlicher Fehler und Gebrechen, alle jene Schwächen, Vorurteile und Irrtümer, die wir im Begriffe „Asiatismus“ zusammenfassen, nicht in Indien, wie vielseitig angenommen wird, sondern in der tausende Jahre alten Gesittung Chinas zu suchen sei. Hier sind alle Tugenden und Laster der alten Mutter Asia in reiner unverfälschter Form, in voller Originalität anzutreffen, und wie schwer dieses Volk sich anschickt, den Staub der Antiquität abzuschütteln, das beweisen eben die Vorgänge der jüngst vergangenen Decennien.

Nicht das unablässig gewaltige Pochen Europas an den Pforten des eigensinnigen und verstockten Chinas, auch nicht die seitens der stets verachteten und

Digitized by Google

gering geschätzten Japaner erlittene Niederlage allein, sondern die infolge dieser Niederlage zu einer kräftigen Offensive ermunterten Angriffe der Europäer haben die Gemüter der schläfrigen Chinesen erregt und jenen Ausbruch herbeigeführt, den wir heute mit dem Erscheinen des Boxertums vor uns sehen. Diese Bewegung ist schon von lange her vorbereitet. Schon vor elf Jahren hat der früher erwähnte Marquis Tseng in seinem Essay über „Schlaf und Erwachen Chinas“ gesagt: „Bei der Flamme des brennenden Sommerpalastes von Ming-Yuen-Ming (den die Alliierten angezündet), welcher den Stolz und das Entzücken der Kaiser ausgemacht, hat China wahrgenommen, daß es in tiefem Schlafe versunken, während die Welt wach und thätig ist. Wir schliefen inmitten eines um uns ringsherum tosenden wilden Sturmes. Im Augenblick eines solchen Erwachens wäre es wohl zu entschuldigen gewesen, wenn China irgend einen verzweifelten Schritt gethan hätte, denn ein solch jähes Auffahren ist immer mit tollen Gebärden und wildem Herumhauen verbunden. Doch nichts dergleichen geschah. Ein weiser Fürst (Prinz Kung) riet uns an, geduldig den Preis unsrer Fehler zu bezahlen, und wäre dieser weise chinesische Staatsmann, der seit 1860 seinem Lande unschätzbare Dienste geleistet, noch heute (1887) am Leben, so würden die von ihm inscenierten Vorbereitungen eine Wiederholung der Geschehnisse dieses traurigen Jahres unmöglich gemacht haben.“ Der ebenso geistreiche als patriotische Marquis Tseng hatte vollkommen recht. Doch die seit dem Tode des Prinzen Kung in Peking befolgte Politik war keinesfalls danach angethan, die Chinesen in eine solche Bereitschaft zu versetzen, mit welcher der Kampf gegen dies immer mehr zunehmende Eindringen der Westländer erfolgreich hätte aufgenommen werden können. Der schlafende Koloß hat sich nur geräuspert, nur einzelne Glieder gereckt, und ist wieder im Schlafe versunken, denn hätte China die nach 1860 inaugurierte Aera der Reformen fortgesetzt, hätte es seine innere Verwaltung in Ordnung gebracht, und seine Wehrkraft nach dem ihm zu Gebote stehenden Riesenmitteln vervollkommnet, so würde der Ausgang des japanischen Krieges es nicht zum Hohn und Spott der Welt gemacht haben, und das vereinte Europa hätte es sich wohlweislich überlegt, bevor es in Geschäfte der gewaltsamen Pachtung sich einzulassen und seine Soldaten nach dem fernen Osten zu schicken, gewagt hätte.

Die Ignoranz und der Starrsinn der verkommenen Mandschudynastie, die noch immer in den Traditionen ihres Begründers, des glücklichen Abenteurers Nurha-tschu lebt, und jene Tendenzen zu verewigen sucht, durch welche sie auf den Thron gelangt. — Diese Dynastie ist Schuld an den heutigen Wirren Chinas und eine jener Ungelegenheiten, die uns dieselben in Europa verursacht haben. Es wäre ungerecht, das Gesamtvolk der Chinesen verantwortlich zu machen, denn im Süden des Landes, und namentlich in den Hafenstädten, giebt es gar viele, die das tolle Gebaren des Boxertums verurteilen, und die im Sturze der Mandschudynastie das zukünftige Heil ihres Landes erblickend, das Tsungli-Yamen samt der verächtlichen Rotte der Mandarinen schon längst zu Paaren

Digitized by Google

getrieben hätten, wenn gewisse reaktionäre Kabinette Europas, die im trüben gern fischen möchten, zur Stabilisierung der Mißwirtschaft und zur Beschleunigung des Verfalles nicht ihr Möglichstes beitragen würden. Wäre dies nicht der Fall, und hätte die Dynastie, unterstützt von den zu allen Ungeheuerlichkeiten fähigen Mandarinen, auf das von Natur aus konservative und unwissende Volk nicht stets im retrograden Sinne eingewirkt, so hätte das Boxertum ebensowenig aufkommen können und zu Greuelthaten sich hinreißen lassen, wie das Gros der Moslemen, die von der Glut des Fanatismus erhitzt, sich wohl noch schrecklicher gebärden würde, wenn die von der Macht des Abendlandes eingeschüchterten moslemischen Behörden nicht rechtzeitig eingeschritten und die Volkswut nicht im Keime erstickt hätten. Auch der Islam hatte seine zeitweilige Ausbrüche gegen das Christentum, und auf die der Neuzeit hinzudeuten, genügt des mörderischen Kampfes von Bedr Chan Bey gegen die Nestorianer vom Jahre 1845 und des Gemetzels von Damaskus im Jahre 1860 zu erwähnen, ebenso wie das Christentum, trotz seiner hochangerühmten Menschenliebe, im Mittelalter, und leider auch noch in der Neuzeit, arge Vergehen gegen die Juden sich zu Schulden kommen ließ. In China, wo die Behörden den Aufstand angezettelt und unterstützt, und wo die Entfernung von der rächenden Hand des Abendlandes, nicht minder aber auch die riesige Uebermacht der rohen Bevölkerung die Flamme angefacht haben, sind selbstverständlich die Greuel des Wutausbruches viel größer ausgefallen und das Löschen des Brandes wird um so schwerer werden.

Fragen wir nun nach den eigentlichen Ursachen der Boxerbewegung, so wird sich herausstellen, daß dieselbe zu jenen zahlreichen geheimen Gesellschaften gehört, die in China von jeher bestanden, und als Dolmetscher der öffentlichen Meinung und des Volkswillen in die Geschicke des Reiches der Mitte oft mächtig eingegriffen, außerordentliche Umwälzungen hervorgerufen haben. Eine solche geheime Gesellschaft bildeten die Taipings, die 1850, nicht gegen die Fremden, sondern gegen die Dynastie der Mandschus sich erhoben, und sicherlich zum Ziele gelangt wären, wenn das Abendland, aus Furcht vor den Wirren, sich nicht gegen dieselbe erklärt, und wenn General Gordon zur Besiegung der schon mächtig gewordenen Rebellen nicht sein militärisches Talent geliehen hätte. Die Boxer sind im Gegensatze zu den Taipings nicht gegen, sondern für die Dynastie aufgetreten und sind daher der verkörperte Ausdruck des Fremdenhasses und der Feindseligkeit gegen alle aus dem Westen kommenden Neuerungen. Nach dem Geist und der Tendenz ihrer Konstitution zu urteilen, sind sie nichts anders als Ordensbrüder, die, gleich den Nakischbendis in Zentralasien, mit den Attributen überirdischer Macht bekleidet, außerordentliche Dinge zu leisten, sich befähigt glauben. Nach der Aussage Sir Robert Harts scheinen diese Leute wirklich von einer Art von Hypnotismus oder Mesmerismus befallen zu sein. Sie recitieren mystische Gebete, sehen wild und starr vor sich hin, gebärden sich gleich Besessenen und in diesem wahnsinnähnlichen delirischen Zustande fallen sie auf den Rücken, springen, die Lanzen schwingend, gleich Tollhäusler umher und halten sich für hau- und stichfest und für unversehrbar gegen jede Verwundung. Von

Digitized by Google

den vollends Eingeweihten sollen Flinten- und Kanonenkugeln abprallen, und ein Chinese, der zur englischen Gesandtschaft gehörte, erzählte, daß er wiederholte Male von der Nähe auf einen Boxer geschossen, ohne ihn verwunden zu können. Diese Schilderung erinnert mich lebhaft an den Aberglauben und an das tolle Treiben der moslemischen Ordensbrüder in Bochara, die, wenn im Zustande des Dschezb, das heißt heiliges Delirium, sich ebenfalls für unversehrbar und für fähig aller Wunderthaten hielten.

Kein Wunder daher, wenn diese, dem Boxertum angehörigen Ordensbrüder den Beruf in sich fühlten, als Verfechter der nationalen Sache aufzutreten. Nicht Religionsfanatismus, wie im Islam, sondern Patriotismus und Haß gegen abendländische Sitten und Weltanschauung ist die Haupttriebfeder ihrer Handlungen und die Ausrottung der Christen haben sie aus diesem Grunde auf ihre Fahnen geschrieben. Es ist männiglich bekannt, daß die chinesische Welt ihre alte Kultur hoch über die unsre stellt, daß sie unsre Eisenbahnen, unsern Handel, unsre Industrie und sämtliche Errungenschaften nicht will und nicht braucht, daß sie am liebsten in jener Abgeschlossenheit verbleiben will, in welcher sie Jahrtausende gelebt, und daß die ungebetenen Gäste aus Europa auch fernerhin ihr vom Hals bleiben sollen. Daß es in Europa Stimmen gegeben, welche die Aussprüche der Chinesen rechtfertigen und ihre separatistische Tendenzen gutheißen, das ist allerdings sehr zu bedauern. Kein Teil der menschlichen Gesellschaft hat das Recht, durch Absperrung seiner Landesgrenzen den allgemeinen Verkehr zu hindern, und die gegenseitige Berührung, die zum Gemeinwohl der Welt nötig ist, zu hemmen. Hat doch China selbst diesem Prinzipe im Altertume nicht gehuldigt, denn wäre dies der Fall gewesen, wie hätte Kambodien, Anam, Tibet und andre benachbarten Länder so stark unter den kulturellen und politischen Einfluß Chinas gelangen können? So wie die chinesische Ueberbevölkerung neuerer Zeit im Westen und Süden der andern Hemisphäre ihr Glück und Gedeihen sucht, und wie ungerecht die Gesetze der Westländer behufs Einschränkung der chinesischen Emigration sind, ebenso steht es den Europäern an, das Reich der Mitte zu durchforschen und für ihre Industrie Absatzgebiete zu schaffen, und ebenso ungerecht ist die Thorsperre seitens der Chinesen. Dem Islam wird niemand kosmopolitische Tendenzen zumuten, und doch sagt der Koran: „Wandelt frei auf der Erde hin, denn Gottes Erde ist weit und groß“ und im Blütenzeitalter des Islams haben Mohammedaner als Kaufleute und wissenschaftliche Reisende auch thatsächlich die Christenwelt besucht und Kolonien gegründet. Die mit den retrograden Bestrebungen zusammenhängenden Vorwände der Chinesen sind daher null und nichtig, und wenn es einen gegen den Westen gerichteten Vorwurf giebt, der Beachtung verdient, so ist es entschieden die Frage des christlichen Missionswesens. Wenn die Sendlinge des christlichen Glaubens in China nur rein humanitäre Ziele verfolgen würden, wenn sie ihre Thätigkeit auf Schulen, Spitäler und andre philantropischen Institute beschränkend, sich nur der kranken, ignoranten und verlassenen Menschheit annehmen würden, so wäre der Haß der Chinesen keinesfalls gerechtfertigt. Aber leider werden diese nur als Mittel zum

Digitized by Google

Ziele der Bekehrung, als Werkzeuge des Proselytismus betrachtet. Kein Volk sieht es gern, wenn man es von seinem in Mark und Bein gedrungenen, von seinem mit den geschichtlichen ethnischen und ethischen Bedingungen verwachsenen Glauben abwenden will, und in China gelangt dieser Widerwille hundertfach stärker als im Islam zum Ausdruck. Hier sollten unsre Staatslenker einmal energisch eingreifen, da es sonnenklar geworden ist, daß die Schiffsladungen von Bibeln und Traktätchen, sowie die schweren Millionen, die jahraus jahrein für Missionszwecke in Asien verausgabt werden, ganz nutzlos vergeudet sind. Das auf den Geist und auf den Institutionen des Abendlandes gegründete Christentum wird als fremde Pflanze auf asiatischem Boden nie gedeihen, am wenigsten aber dasjenige Christentum, dessen Apostel in China mit den Attributen des Mandarinenranges auftreten, im Schutze der Konsulatsrechte die Eingeborenen terrorisieren und mit der Zahl der mittels materieller Vorteile angelockten Konvertiten, die ein imperium in imperio bilden, imponieren wollen. Wie hoffnungslos und eitel das Bestreben der Missionäre auf dem Felde des buddhistischen, brahminischen und moslemischen Asiens sei, das ist am besten durch den Umstand bewiesen, daß ihr Wirken selbst dort, wo die christliche Landesherrschaft ihnen alle erdenkliche Hilfsmittel zu Gebote stellt, nur äußerst geringe oder gar keine Erfolge erzielte, wie wir dies in Indien und im Norden Afrikas sehen, wo die Eroberungen des Islams trotz der christlichen Oberherrschaft immer im Zunehmen sind; und was die 400000 Katholiken Tonkings anbelangt, so war ihre Konversion im vergangenen Jahrhundert nur deshalb möglich, weil sie früher keinem Verbande der accreditierten asiatischen Religionen angehört hatten.

Mit einem Worte, die Bewegung des Boxertums muß lediglich als ein Wutausbruch des Asiatismus gegen die seitens Europas aufgedrungene neuere Weltanschauung aufgefaßt, und ihre Motive können weder beschönigt noch entschuldigt werden. Daß unsre Kabinette von denselben überrascht, die zur Abwehr nötigen Maßregeln nicht genug zeitlich getroffen, daran ist hauptsächlich die übermäßige Vertrauensseligkeit in unsre Uebermacht, und daß die Bewegung solch große Dimensionen angenommen, daran ist nur jene Nachsicht und Ermunterung schuld, welche die chinesische Regierung der fremdenfeindlichen Erhebung angedeihen ließ. Das eigentliche Zentrum des Fremdenhasses ist in der Mandschu-Dynastie und im Beamtencorps zu suchen. Wohl sind wir mit unsern Neuerungen und mit unserm achtunggebietenden Machtspruche auch in den Palästen der moslemischen Herrscher keine gratissimae personae, doch diese sind in der Erkenntnis der wahren Sachlage schon weiter fortgeschritten, und kein Sultan, Schah oder Emir hätte es je gewagt, dem Abendlande gegenüber eine so herausfordernde Stellung einzunehmen, und eine so rohe Negierung aller Völkerrechte zu beweisen, wie dies der Hof von Peking unter Leitung der Kaiserin-Witwe, unter einigen verblendeten und unwissenden Prinzen gethan. Man muß eben orientalische Frauen von der Nähe kennen, ihren Fanatismus, ihre Leidenschaftlichkeit und krasse Ignoranz erfahren haben, um die bodenlose Tollheit zu begreifen, der sie fähig sind. Die Kaiserin-Witwe mag schlau, rach-

Digitized by Google

süchtig und gewissenlos sein, aber Staatsklugheit und Berechnung besitzt sie keinesfalls, denn sonst würde sie die Furcht von der unausbleiblichen Sühne des mächtigen Europa zurückgehalten haben. Die Schandthat des an Herrn von Ketteler begangenen Gesandtenmordes ist ein Ausfluß dieser barbarischen Sinnesart. Selbst am Zenit ihrer Macht und Größe hat die Pforte den europäischen Gesandten Schutz angedeihen lassen. Letztere sind wohl bei Mißhelligkeiten in den Siebentürmen eingesperrt worden, und bei der Audienz wurden sie in Kaftane gekleidet, an den beiden Armen festgehalten, vor den Großherrn geführt, doch kein Haar ward ihnen gekrümmt, und die Gesandtenmorde, die bisher im Islam zu verzeichnen sind, erstrecken sich auf den russischen Gesandten Gribojedoff, der 1829 dem empörten Pöbel von Teheran zum Opfer fiel, zum großen Leidwesen Feth Ali Schahs, des damaligen Königs von Persien. Ferner der Mord an den englischen Gesandten Stoddart und Conolly, die der ebenso grausame als verblödete Naßrullah Chan von Bochara im Jahre 1843 hinrichten ließ, schließlich der Tod der englischen Gesandten Burnes, Macnaughten und Cavagnari, die der Wut des Afghanenvolkes zum Opfer fielen. Ueberall waren es barbarische Sitten und Gesetzlosigkeit, die den Ausschlag gaben, und daß das auf seine alte Kultur so stolze China sich solche Ungeheuerlichkeit zu schulden kommen ließ, so spricht dies entschieden für die eitle Prahlerei mit seiner Bildung und für die Dummheit seiner Regierungsorgane.

Niemand kann daher die Sühne, die das in seinem Ansehen schwer beleidigte und in seinen materiellen Interessen arg gefährdete Abendland von China verlangt, mißbilligen und das Rachegefühl für übertrieben halten. Es fragt sich nur: wie weit wir vorgehen können und sollen, um mit den zu ergreifenden Maßregeln die uns zugefügte Kränkung zu sühnen, ohne jene Ziele aus dem Auge zu lassen, die unsre Kulturmission in Asien auf ihre Fahnen geschrieben und unsern wirtschaftlichen Interessen zweckdienlich sein können? Mit dieser Frage betreten wir jedenfalls die schlüpfrige Bahn der politischen Diskussion, da die Sonderinteressen der einzelnen westlichen Mächte im fernen Osten ein einheitliches Vorgehen auf die lange Dauer hin kaum in Aussicht stellen. Zugestanden, daß eine solch glückliche Eventualität schwer denkbar sei, halten wir dennoch jenen Grad der Gemeinsamkeit für möglich, den die Gegnerschaft des Ostens mit dem Westen, der Kampf der alten mit der neuen Welt, aus Utilitätsrücksichten und mit Hinblick auf die eigentümliche Beschaffenheit des Gegners als unumgänglich hinstellt. Ich glaube, daß unsre bisherigen Erfolge in der Islamwelt die europäischen Kabinette nicht so siegestrunken machen dürfen, um von der Anwendung ähnlicher Behelfe in China ein gleiches Maß von Erfolg zu erhoffen. Nichts wäre verhängnisvoller als auf diese beiden, in geographischer, geschichtlicher, ethnischer und ethischer Beziehung voneinander streng geschiedenen Gebieten einen gleichen Maßstab anzulegen, und die auf dem einen Gebiete gemachten Erfahrungen auch auf dem andern verwerten zu wollen. In den Islamländern stand uns keine kompakte Bevölkerung von Hunderten von Millionen gegenüber und im ethnischen Kunterbunt der von uns besiegten

Digitized by Google

moslemischen Staaten haben nationale und religiöse Differenzen den Sieg erleichtert. In China hat unsre Welt mit ganz andern Verhältnissen zu rechnen, daher Mittel und Wege unsrer Ingerenz ganz anders geartet sein müssen. Mittels Machtaufgebot können wir China nur zeitweilig einschüchtern, aber nicht gänzlich unterwerfen und mürbe machen, da dies die Verwendung riesiger Heere und außergewöhnlich großer Kosten an Blut und Gut beanspruchen würde; solche Opfer, die selbst ein autokratisch regierter Staat, geschweige denn das konstitutionelle Europa, verweigern müßte. Dem bisher überall stolz und gebieterisch auftretenden Europa mag es jedenfalls schwer fallen, in China zum bösen Spiele gute Miene machen zu müssen, doch das Gebot der Notwendigkeit erheischt es, hier anstatt allzugroßer Strenge und Rache nur Milde und Nachsicht zu üben, selbst auf die Gefahr hin, daß Milde und Nachsicht als Zeichen der Schwäche aufgefaßt, unser Prestige in den Augen der Chinesen für den Augenblick nicht besonders erhöhen wird. Wir können zufrieden sein, den verstockten Konservatismus der Chinesen schon einigermaßen gebrochen zu haben, denn die Partei derjenigen Chinesen, die die tausendjährige Weltordnung verdammen und die Notwendigkeit radikaler Reformen einsehen, ist im Zunehmen begriffen, und wenn wir diese Partei, an deren Spitze der junge, körperlich schwache aber geistig begabte Kaiser Kwangsü sich befindet, gehörig unterstützen, so mag dies der geeignetste Weg sein, um China auf die Bahn einer gesunden Umgestaltung zu bringen und Europa von einer großen Verlegenheit zu befreien.

Ich weiß es wohl, der Ausdruck „Chinesische Reformpartei“ pflegt bei vielen ein Lächeln hervorzurufen, und klingt andern auch schon deshalb sehr unliebsam in den Ohren, weil sie hierdurch der Hoffnung, im trüben fischen zu können, sich beraubt sehen. Doch mein Gott! Thatsachen lassen sich nicht leicht wegleugnen. Wir wollen zugeben, daß Reformer, wie Kang-Yeu-Wei und Sun-Yat-Sun, mit der Einführung der Reformen allzurasch vorgehen wollten und die eingefleischten Bildungsbegriffe, die im Millionenreiche herrschen, nicht genügend berücksichtigten, doch wer die Ansichten des ersteren, die er in einem Aufsatze in der „Contemporanz Review“ darlegt, genau erwogen hat, der wird keinen Augenblick daran zweifeln, daß nicht nur er selbst, der Kaiser Kwangsü, dessen Erzieher Weng-Tung-Ho, Tschang-Liu und viele andre Landesgrößen, von der Notwendigkeit eines Einlenkens auf die Bahn der modernen Bildungswelt gründlich überzeugt sind, und daß China ebenso wie andre orientalische Staaten reformfähig sind, wenn wir denselben Zeit lassen, sie in ihrem Bestreben redlich unterstützen, und wenn wir einsehen, daß ein friedliches, allmähliches, von den ethnischen, geschichtlichen und Religionsverhältnissen bedingtes Fortschreiten unsern eignen Interessen besser dienen kann als Eroberungen und gewaltsame Bekehrungen. Wie ernst die Reformabsichten sind, ist aus den Worten des tiefgekränkten Kaisers Kwangsü am besten ersichtlich: „Die Regierungskomödie muß ein Ende nehmen,“ sagte der Kaiser zu seinen Vertrauten, „sie mögen mich vergiften, sie mögen mich ermorden, mit meinem Tode werde ich die Würde eines Kaisers aufgeben und meinen Ahnen Bericht erstatten; ja, mit meinem Tode

will ich würdig sein der Achtung meiner vierhundert Millionen Unterthanen ... Seit meiner vor zehn Jahren stattgefundenen Thronbesteigung habe ich im geheimen mich stets nach einer Gelegenheit zur Handlung gesehnt. Der Gedanke, Anam zu verlieren, war mir verhaßt. Ich war empört beim Verlust von der Mandschurei und Formosa, und war sehr aufgebracht, als man mir Port Arthur und Kiautschou weggenommen ... Voll des Zornes habe ich lange über die traurigen Verhältnisse nachgedacht, und ich fand keinen andern Ausweg, als mein Leben für das Reich in die Wagschale zu legen." — Mit seinen Reformedikten, die auf Veränderungen in der inneren Verwaltung des Landes, auf Schaffung einer verteidigungsfähigen Armee und Flotte, auf Hebung des Handels und der Industrie und auf Beseitigung zahlreicher Krebsschäden im Palaste wie in der Beamtenwelt hinzielten, hatte der Kaiser selbstverständlich den Zorn der Kaiserin-Witwe und der ganzen reform- und fremdenfeindlichen Clique auf sich geladen. Es folgte die Palastrevolution von 1898 und mit derselben der Anfang jener Wirren, die wir heute vor uns sehen. Kein moslemischer Reformer hat die mannigfachen Gebrechen, die schändlichen Mißbräuche und das nackte Elend seines Vaterlandes dem Auslande in so grellen Farben dargelegt, wie Kang-Yeu-Wei und andre fortschrittliche Chinesen in der europäischen Presse gethan. Das spricht für echte patriotische Gefühle, das zeigt uns, daß diese Leute Hilfe! Hilfe! rufen und uns um Erbarmen anflehen. Anstatt zu helfen, haben im Abendlande sich Stimmen gefunden, die das reformatorische Bestreben der Jungchinesen ins Lächerliche ziehen, und wir haben europäische Kabinette gesehen, die die Kaiserin-Witwe samt ihrer verderblichen Clique kräftig unterstützten, daß nur um Gottes Willen in China ja kein Schritt geschehe, wodurch der Ruin des Landes verhindert und ihren habsüchtigen Plänen eine Verzögerung oder Vereitlung widerfahren könnte.

Nun, diesem ebenso inhumanen als schädlichen Vorgehen muß ein Ende gemacht werden! Unsre Staatslenker, die insgesamt ein heftiges Kolonisationsfieber ergriffen, und die mit aller Gewalt Mehrer des Reiches werden wollen, sollten doch einsehen, daß sie eher Mehrer der Verlegenheit und des Elends ihrer eignen Unterthanen werden. Für unsre überzählige Bevölkerung giebt es in dem von Menschen überfüllten China keinen einzigen Punkt, der zur Ansiedelung von Europäern sich besonders eignen würde, und das Absatzgebiet für unsre Industrie, das wir im Reiche der Mitte suchen, kann für uns nur dann von Nutzen sein, wenn der Friede auf fester Grundlage ruht und wir fernerhin nicht zu jenen ekel- und abscheuerregenden „Fremden Teufeln" gehören, zu denen wir gerechnet werden. Daß dieses Ziel am allerwenigsten mittels einer Aufteilung Chinas erreichbar wäre, wird wohl jedem einleuchten, der, ohne vom Ideal „fremder Kolonien" verblendet zu sein, zur Einsicht gelangt, daß eine Aufteilung Chinas im allgemeinen zu den Unmöglichkeiten gehört, da der viele tausend Jahre alte Staatsbau durch Angriffe von außen her keineswegs so leicht zerstört werden kann, wie wir dies bei den moslemischen Staaten gesehen, die seit Jahrhunderten erschüttert, noch immer bestehen und mit ihrem endgültigen Sturz uns selbst Gefahr bringen. Mit Recht sagt Sir Robert Hart, einer der

Digitized by Google

gründlichsten Kenner Chinas in seinem in der „Fortnightly Review“ vom November 1900 veröffentlichten Aufsatze: „The word ‚imperial the world's future‘ will doubtless provoke a laugh — well, let them do so, but let them stand! — Twenty millions or more of Boxers armed, drilled, disciplined, and animated by patriotic — if mistaken — motives will make residence in China impossible for foreigners, will take back from foreigners everything foreigners have taken from China, will pay off old grudges with interest, and will carry the Chinese flag and Chinese arms into many a place, that even fancy will not suggest to-day, thus preparing for the future upheavals and disasters never even dreamt of.“ — Das ist auch meine Ansicht, und ob das von einer Fürstenhand entworfene Bild von der „Gelben Gefahr“ schon in der Vorahnung der heutigen Wirren in China entstanden ist oder nicht, diese prophetische Ahnung könnte leicht zur Wahrheit werden. Die uns bis jetzt bekannten Kundgebungen chinesischer Patrioten, zumeist Aeußerungen solcher Chinesen, die unsre eignen politischen und sozialen Zustände genau kennen, geben ein beredtes Zeugnis dafür, daß diese Gefahr nicht zu den Hirngespinsten gehört. Diese Leute wissen ganz genau, um was es sich handelt, und sie führen eine Sprache, die bei unsern Eroberungen im Westen Asiens nie gehört wurde. „Die Europäer,“ sagt der früher erwähnte Liang-Chi-Chao, „verachten und schmähen uns, der Chinese ist ihnen ein Barbar, das chinesische Volk eine Bande von Heuchlern und Betrügern, unsre Religion Unsinn, unser Staat verrottet und so weiter. ‚Aus diesem Grunde,‘ sagen die europäischen Zeitungen, ‚müssen wir Chinas Selbständigkeit vernichten, und dem Volke eine freie Verfassung und höhere Bildung verschaffen, sonst wird China dem weitern Fortschritt der Kultur sehr hinderlich sein, und das ist gegen den göttlichen Willen.‘ So urteilen die Zeitungen in Europa einstimmig, und alle behaupten immerzu: das ist recht; China muß aufgeteilt werden.“ Gegen diese geplante Vernichtung und Aufteilung lehnt sich das patriotische Gefühl der Chinesen mächtig auf, sie weisen auf so manche unbestreitbaren Vorzüge der chinesischen Bildungswelt hin, das Bewußtsein der eignen nationalen Macht und Stärke wächst immer mehr und mehr, und falls wir, diese Gefühle mißachtend, in China jenes Verfahren einleiten wollten, welches uns in unsrer Politik gegen das moslemische Asien zum Siege verholfen, so würde sich dies schwer rächen und für unsre Kulturbestrebungen im Morgenlande von den allertraurigsten Folgen sein.

Es bleibt daher nichts andres übrig, als die begangenen Fehler einzusehen, vom hohen Rosse der Eroberungen herabzusteigen, den Gedanken der gewaltsamen Pachtungen fallen zu lassen, und anstatt dessen den Weg der freundlichen und friedlichen Belehrung einschlagend, jene reformatorische Bewegung ehrlich und energisch zu unterstützen, die unter Leitung des jungen Kaisers Kwangsü und eines Teiles der aufgeweckten jüngeren Generation Chinas viel mehr Resultate verspricht als das Wirken unsrer Missionäre und das versteckte Spiel unsrer Diplomaten. Dieses Innehalten und dieser Rückzug mag für den Augenblick für den Stolz und das Machtansehen Europas verletzend sein, doch man bedenke

Digitized by Google

nur, was geschehen wäre, wenn China mit der Boxerbewegung nur noch zwei Jahrzehnte gewartet hätte, wenn es zum Kampfe gehörig gerüstet und vorbereitet gegen die Eindringlinge aus dem Westen aufgetreten wäre? Vierhundert Millionen kräftige, emsige, nüchterne und patriotisch gesinnte Menschen, die mit Leichtigkeit zur Verteidigung des heimatlichen Bodens eine Armee von zehn Millionen Kriegern ins Feld stellen können, sind keine quantité negligeable für einen Gegner, der die Offensive aus einer Entfernung von Tausenden von Meilen leiten muß, und in numerischer Beziehung sich nie mit seinem Feinde messen kann! Es mag ja Staaten geben, und es giebt auch deren, die der nackten, trockenen Wahrheit sich gewaltsam verschließen und den gesunden Menschenverstand dem wilden Heißhunger nach neuen Acquisitionen opfernd, an der chinesischen Beute wacker zugreifen, doch ob der früher oder später auf die Beine sich stellende chinesische Koloß diesen Staaten keinen Strich durch die Rechnung macht und die ambitiösen Pläne nicht vereiteln wird — das muß als höchst fraglich hingestellt werden. Mit China kann man nicht so leicht herumspielen wie mit Kasan, Astrachan, der Krim, Zentralasien, Persien und der Türkei. Hier stehen wir einem hochernsten und wichtigen Probleme gegenüber, und nichts wäre sündiger, als in Verblendung von momentanem Gewinn die große Gefahr der Zukunft übersehen zu wollen. Die Behauptung, daß Nachsicht und Milde in den Augen der Chinesen als Prämie für neuere Boxerbewegungen und für fernere Excesse und Verletzung des Völkerrechtes gelten wird, ist auch schon deshalb nicht stichhaltig, weil unser Rachegefühl keinesfalls so nachhaltig wirken kann, um die sich stets entfaltende Macht und Kraft des chinesischen Riesenreiches zu brechen und ungefährlich zu machen. Wir können nicht den Tag der Vergeltung hintanhalten. Nicht nur China sondern ganz Asien rührt und räuspert sich heute schon, und wenn Leroy Beaulieu in seinem geistreichen Buche über das „Erwachen Asiens" von den abendländischen Triebfedern in dieser Bewegung spricht, so wäre das von ihm entworfene Bild gewiß um so vollständiger, wenn er zu gleicher Zeit auch jener asiatischen Faktoren gedacht hätte, die, ohne den Blicken des Abendlandes aufzufallen, in dem Prozesse der Umgestaltung eine geheime, aber um so beharrlichere Thätigkeit entfalten. Vorderhand ist es der Islam, der in dieser Beziehung unsre Aufmerksamkeit verdient. Unsre Presse gedenkt nur von Zeit zu Zeit jener Momente der panislamischen Bewegung, die im Norden Afrikas unter Leitung der Senussi und andrer Orden sich bemerklich machen. Dies ist jedoch nur das Kräuseln auf der Oberfläche des im Innern tief bewegten Meeres, denn was in Asien seit geraumer Zeit vorgeht, deutet entschieden auf ein Kräftesammeln, auf ein Ausholen zum Schlage hin. Die Presse, diese mächtige Waffe unsres Zeitgeistes, verbreitet immer mehr und mehr unter den Moslemen Asiens ihren kräftigen Mahnruf und webt ein stärkeres Band der Vereinigung als die jährliche Pilgerversammlung in den heiligen Städten Arabiens. Wer hätte vor fünfzig Jahren noch daran gedacht, daß die Jahreswende der Thronbesteigung des Sultans der Türkei, des Kalifen der sunnitischen Islamwelt, in allen Ecken und Enden der bewohnten Welt zum Gegenstand der

Digitized by Google

Feier und Huldigung werden wird? Und dennoch haben wir erst letzthin gesehen, daß der 31. August nicht nur im ottomanischen Reiche, sondern in Afghanistan, in zahlreichen Städten Indiens, in Colombo auf Ceylon, in Java, am Kap der guten Hoffnung, in Australien und anderswo in den Moscheen öffentlich gefeiert wurde, und daß Huldigungsadressen in verschiedenen Sprachen in das Jildizpalais nach Konstantinopel abgeschickt wurden. Selbst bei der Geldnot und der schlaffen Politik der Türkei geht das Werk der geistigen Vereinigung ununterbrochen vor sich, unser rastloses Vorwärtsdringen hat die Notwendigkeit einer engeren Verbrüderung wachgerufen, und es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß die uns heute als schläfrige und träge Massen scheinenden Mosleme in diesem Zustande immer verharren und ein ewiger Spielball in den Händen Europas bleiben werden. Nicht minder klar treten die Zeichen ähnlicher Bestrebungen in der buddhistischen Welt des fernen Asiens an den Tag. Daß in dem von uns gebildeten, zu einer neuen Kraft erweckten und verjüngten Japan der Fremdenhaß von Tag zu Tag zunimmt, und daß man sich dort einredet, dem abendländischen Lehrer schon über den Kopf gewachsen zu sein, ist heute wohl kein Geheimnis mehr. Undank ist der Menschen Lohn, und in der Politik sind am allerwenigsten Dankgefühle zu erwarten. Der erste Liebesdienst, den Japan seinem christlichen Lehrer erweisen will, giebt sich in jenen Allianzbestrebungen kund, welche die beiden Hauptfamilien der gelben Rasse gegen den Westen verbinden soll. Der Besuch des Marquis von Ito am Hofe zu Peking und seine dem jungen Kaiser Kwangsü gegebenen Ratschläge haben den Hauptanlaß zu der chinesischen Reformbewegung und zu der hieraus folgenden Palastrevolution gegeben. Was zwischen dem japanischen Staatsmann und dem Kaiser von China vereinbart wurde, das bedarf keines Kommentars, und hätte der jugendliche Uebereifer Kwangsüs nicht den streng konservativen Sinn der Kaiserin-Witwe erweckt, so würden die Folgen dieser im geheimen angebahnten Vereinigung früher oder später in einer dem Abendlande nicht besonders günstigen Form sich gezeigt haben. An den besseren Resultaten des heute fehlgeschlagenen Versuches ist in der Zukunft nicht zu zweifeln, denn in unserm vereinten Auftreten in China können die Vertreter der gelben Rasse die beste Ermunterung zu einer ihrerseits ebenso notwendigen gemeinsamen Handlung entdecken. Europa handelt daher gegen sein eignes Interesse, wenn es den halbschläfrigen und sich erst reckenden chinesischen Koloß gewaltsam erwecken und auf die Bahn der modernen Bildung mit übereilten Schritten lenken will. Die Welt, besonders in Asien, schreitet langsam vorwärts, und der schon genannte chinesische Staatsmann und ehemalige Premierminister Wen-Hsiang hatte vollkommen recht, wenn er unsern Diplomaten zurief: „Ihr seid alle viel zu ängstlich, uns zu erwecken und auf dem neuen Weg in Bewegung zu setzen. Dieses wird euch wohl gelingen, doch ihr werdet es alle bedauern; denn wenn wir einmal erwacht und in Bewegung sein werden, so werden wir schnell und weit — weiter als ihr glaubt, und gewiß weiter, als euch angenehm ist — vorwärts kommen.“

Digitized by Google

Johanna Kinkel in England.

Von ihrer Tochter

Adelheid v. Asten-Kinkel.

(Schluß.)

Ich fahre mit der Wiedergabe fernerer Briefe fort, welche über das damalige englische Schulwesen genauere Auskunft geben:

London, den 5. Mai 1854.

Liebste, beste Auguste!

Gottfriedchen ist nun endlich in der Schule, Du siehst also, daß ich guten Willen habe. Die Schule liegt ziemlich nahe bei unserm Hause und ist eine Art Kollegium mit vielen Lehrern und oft sechzig Jungen. Wir müssen ein für unsre Verhältnisse sehr hohes Honorar bezahlen, dabei wird dem armen Jungen aber nichts expliziert, sondern er muß eine Masse Bücher kaufen und auswendig lernen. Solche Schulen sind sozusagen merkantile Anstalten. Der Entrepreneur nimmt sich so billig wie möglich „assistant Masters“, die nur nach den Büchern die Schüler überhören, was jeder kann. Sie haben den Jungen nicht einmal geprüft, sondern ihn (nach seiner Größe) zu der kleinsten Klasse gesetzt. Alle Klassen sind in einem ungeheuren Saal zusammen, wo vor Lärmen vom Unterricht wenig vernommen wird. Dieses ist eine der anerkannt besten Londoner Schulen.

Der Junge ist natürlich so unglücklich wie möglich in dieser geistlosen Atmosphäre, wo er manchen der Vorgesetzten übersieht und stillschweigen muß, wenn das Verkehrteste doziert wird.

Jetzt muß freilich durchgegriffen werden, denn, so absurd es klingt, wir schicken ihn ja bloß mit schweren Kosten in die Schule, um die Frühreife seines Verstandes zurückzudrängen. Mein Hauptzweck ist erreicht, daß er mit andern Knaben seines Alters verkehrt und im Freien spielt.

Für die Damen ist in London herrlich gesorgt. Die Kollegien derselben sind ganz ausgezeichnet. Die kleine Johanna kann froh sein, denn sie ist gut aufgehoben. Ist es nicht eine komische Vorstellung, daß dort kleine Mädchen von neun Jahren auf Ponies in die Schule reiten und daß, wenn keine Zeit zwischen dem Unterricht gegeben wird, um nach Hause essen zu gehen, die sämtlichen Backfische im „Kollege“ nach der Karte speisen.

Ich komponiere jetzt an einem Seitenstück zur Vogelkantate, worin Katzen und Mäuse Fugen singen. Die Kinder singen den schon fertigen Teil mit Enthusiasmus. Adela ist Katzengeneral, Hannchen die Königin der Mäuse, Hermännchen ein Hündchen, Gottfried der Bäckermeister, und die Chöre werden von der Kinderklasse gesungen.

Im übrigen haben wir noch immer ein sehr schweres Leben. Der Zustand

Digitized by Google

eines Menschen, der die Lokomotive pfeifen hört und atemlos noch eben einsteigen kann, ist unser beständiger Zustand. Es ist überall schlimm, arm zu sein, ahne, was es heißt, sich in London mit einer großen Familie die Armut vom Leibe halten!

Seit meine Kräfte das Stundengeben außer dem Hause nicht mehr tragen, sind die Schüler fast zerstoben, und ich trage nur noch ein Scherflein zu unserm Haushalt bei. Auf Kinkel liegt nun so gut wie alles, und wenn er todmüde in der Nacht auf sitzt und sich wach hält, um noch etwas wegzuarbeiten, blutet mir das Herz.

Er ist nun auch in „Bedford College" angestellt. Die Zahl seiner Vorlesungen, Klassen und Stunden belief sich zuletzt auf 46 in der Woche, per Tag hatte er bis zu 20 englische Meilen zurückzulegen, zwischendurch Omnibus oder Fußmärsche. Ich sehne mich heiß nach dem Ende dieser Saison und werde froh sein, wenn ich Kinkel erst wieder auf dem Wege nach der See weiß! Montags sehe ich ihn nach dem Frühstück gar nicht mehr, da er von der letzten Klasse erst kurz vor Mitternacht heimkehrt. Dienstags muß im Sturm gefrühstückt werden, denn um 8 Uhr muß er zu einer Klasse nach Hampstead hinaus. Doch an diesem Tage können wir wenigstens zusammen speisen, da er den Abend im Hause bleibt. Mittwoch fährt er um 9 Uhr zur ersten Klasse und kommt abends um 11 Uhr von der letzten heim. Und so geht's die übrigen Tage, und bis er Sonntags seine Papiere geordnet, die Aufgaben korrigiert und die laufenden Geschäfte abgethan hat, ist es zu spät, um einen erquickenden Spaziergang zu unternehmen. Das ist Londoner Leben, wenn man nicht reich ist: ein unaufhörliches Rennen und Ringen, sich im Strudel oben zu erhalten. Es kommen Einladungen genug zu den interessantesten Festen, die Stadt ist voller Gemäldeausstellungen — mit Konzertbilletten werden wir beschenkt, alle Genüsse der Welt locken, aber wir dürfen uns keine Minute der Rast und der Freude gönnen, wenn wir ehrliche Leute bleiben wollen. Selbst den Genuß, den der Aermste sich in Deutschland gönnen kann, einmal eine Stunde seiner Familie zu leben, dürfen wir uns während der Saison nur in seltenen Fällen erlauben. Hie und da haben wir uns einen Sonntagnachmittag mit den Kindern zusammengesetzt, doch auch da war die Frist stets durch die Seelenangst beschränkt, mit der man wieder an die Arbeit dachte, die abgethan werden mußte, ehe die Woche kam.

Ich habe mehrere schriftstellerische Bestellungen, die ich an der See ausführen kann. Hier in London ist nicht daran zu denken, selbst wenn ich wenig Schüler habe. Nicht zehn Minuten läßt man mich in Ruhe. Die komische Kantate, die ich fertig habe, ist stehenden Fußes, oft zwischen Thür und Angel geschrieben und ist weit länger und unvergleichlich viel besser wie die Vogelkantate. Aber klar und konzentriert schriftstellern, wie ich möchte, dazu müssen mir ein paar Stunden garantiert werden, während welcher nicht 4 Kinder, 3 Mägde, 12 Madamen, 18 stellensuchende Gouvernesses und so weiter mich vexieren dürfen!

Vergieb diesen regellosen Brief, ich habe jetzt nicht einmal meine Nachtruhe!

Gruß und Kuß von Deiner Johanna.

Digitized by Google

Von all diesen schweren Sorgen merkten wir Kinder wenig oder nichts! Die Mutter zeigte uns immer eine frohe Miene, und sie liebte uns so sehr, daß sie in unsrer Gegenwart, wenn wir halbwegs gesund waren, nicht anders als glücklich aussehen konnte. Traf sie uns zufällig im Hausflur oder auf der Treppe in den Pausen zwischen ihren Unterrichtsstunden, dann strahlten ihre blauen Augen wie in einem überirdischen Licht, sie breitete die Arme aus, und wir klammerten uns an ihren Hals und bestürmten sie mit Küssen. Denn für uns trug sie ja alle die Qualen des schweren Berufs. Wir empfanden das unbewußt, wenn sie es uns auch nicht sagte, und waren von Dankbarkeit erfüllt!

London, den 1. Februar 1855.

Liebste Freundin!

Heute erhielt ich Deinen lieben Brief und freute mich aufrichtig, daß Du den Faden unsrer Korrespondenz wieder anknüpfst. Ich will zuerst das Erlebte berichten. Wir waren wieder an der See und lebten dort nur für unsre Kinder. Ich habe ein Buch geschrieben, und Kinkel hat das Drittel eines größeren Dichterwerkes fertig, über das ich aber nicht reden darf, ehe das Ganze fertig ist.[1]) Nach unsrer Rückkehr fingen wir schon an, den Einfluß des Kriegs auf unsre Geschäfte bitter zu empfinden. Die Teuerung ist so groß, daß alle Leute ihre Speise an ihrer Bildung absparen. Wir haben also die doppelten Ausgaben, aber die halben Einnahmen, denn am Unterricht spart der Engländer am ehesten.

Die Nachrichten aus der Krim sind herzzerreißend! Tausende von Familien sind in Trauer. Es ist eine allgemeine Verzweiflung! Aber alle sagen, daß nun England den Krieg erst recht erbittert und ausdauernd führen werde. Diese englische Regierung und ihr ganzes System werden bis in die untersten Stützen erschüttert. England sieht sich gedemütigt und wird sich an seiner eignen Aristokratie rächen. Bei seiner grenzenlosen Unwissenheit über kontinentale Zustände hatte der Engländer nur ein mitleidiges Lächeln für den Ausländer, der ihm den Ausgang der Krimexpedition teilweise voraussagte. Vor den Franzosen haben sie endlich Respekt bekommen, aber die Worte, die gegen die Deutschen gefallen sind, zeugen noch ganz von dem Hochmut dieser beschränkten Insel.

Meine Vogelkantate ist diesen Sommer hier in einem Konzert aufgeführt worden, und gleich am folgenden Tage erhielt ich eine Anfrage von einem Verleger, sie drucken zu lassen. Wie schade, daß sie nicht disponibel war!

Meine Mäusekantate will ich auf eigne Kosten drucken lassen und sie selber verkaufen. Wir haben sie schon oft aufgeführt und hatten einmal den großen Maler, Sir Edwin Landseer, unter den Zuhörern. Dieser erbot sich, zu vermitteln, daß die Kinder sie vor der Königin singen sollten. Es versteht sich, daß dieses nicht geschehen darf. Denn erstens thue ich keinen Schritt, um mir die „Patronage“ des Hofes zu erkaufen, und dann wäre ja die Unbefangenheit

---

[1]) Jedenfalls „Nimrod“.

der Kinder unheilbar ruiniert, wenn sie in die beschenkte Virtuosenatmosphäre einträten.

Mit Kinkel wachse ich mehr und mehr mit allen Herzensfasern zusammen. In dieser rauschenden Welt fühlen wir doppelt die Einsamkeit des Exils. Wir ziehen uns, soviel wir können, aus der Geselligkeit zurück und sind glücklich, wenn wir uns abends ein Stündchen der Rast gönnen können. Wir haben nur noch gemeinschaftliche Interessen, von der Sorge für die geistige Erziehung der Kinder bis zu der Teilnahme an Kunst und dem glühenden Interesse an den Weltbegebenheiten. Kinkels Stellung in den großen Lehranstalten ist sehr befriedigend. Er gesteht, daß er schriftstellernd kaum mehr wirken könnte als in dieser ausgedehnten Lehrthätigkeit. Täglich streut er den Samen freier, klarer Anschauungen in große Kreise aufgeweckter jugendlicher Geister aus. Unter seinen Schülern und Schülerinnen ist ihm jetzt schon eine Partei heraufgewachsen, die seine Gesinnungen weiter verbreitet.

Wie viel feuriger wirkt dabei noch das gesprochene Wort, der unwiderstehliche Einfluß der Persönlichkeit! Freilich, sein letztes Ziel ist dieses Londoner Leben nicht, aber es ist eine Wirksamkeit, die großen Zauber hat, und an die er später noch mit Genuß denken mag.

Ich bin auf ganz wenige Schülerinnen in diesem Augenblick beschränkt, aber sie gehören zum Teil zu den genialsten, die ich je hatte. Sie hängen mir sehr an und kommen meist aus großer Entfernung von umliegenden Orten.

Wir sind seit vier Tagen ohne Wasser, da die unterirdischen Röhren durch den Frost beschädigt sind. Denke Dir diese Kalamität in einem Ort wie London, wo man sich für schweres Geld den Luxus gönnen muß, die Kinder zu puddeln. Heute ist Samstagabend, und der kleine Mänes sieht aus wie ein Kaminfeger.

Adieu, bestes Herz!

Sei herzlich geküßt von Deiner

Johanna.

Aber auch diese Kalamität ging bald vorüber, die Saison wurde durchgearbeitet, und die Herbstferien der Jahre 1855 und 1856 verlebten wir in Hastings, einem der beliebtesten und schönsten Seebäder der englischen Südküste, welches uns aus Grund seiner historischen Erinnerungen höchst interessant war. Wir besuchten „Battle Abbey“ und sahen dort das Schlachtfeld, auf welchem Harald, von Wilhelm dem Eroberer gedrängt, gefallen war. Den Morgen brachten die Eltern aber stets in „Hastings Castle“ zu. Dieses war eine weitausgedehnte, verhältnismäßig gut erhaltene Ruine. Dort zwischen den einzelnen Mauerresten wurde das Trauerspiel „Nimrod“ von meinem Vater und, wenn ich nicht irre, ein bis jetzt noch ungedrucktes Werk über Friedrich Chopin vollendet — letzteres von meiner Mutter. Wir Kinder durften auch, wenn wir fest versprachen, die Eltern nicht zu stören, mit auf das Schloß klettern und in einiger Entfernung spielen oder lesen. Es war aber auch ein herrlicher Aufenthalt. Unten brandete das blaue Meer mit seinen unzähligen Segelschiffen (Dampfer

Digitized by Google

waren damals noch selten), und oben wölbte sich der meist wolkenlose Himmel der englischen Südküste.

Dieses alles ist in einem Gedicht des Vaters wiedergegeben, welches, bei Rümpeler in Hannover erschienen, das Trauerspiel „Nimrod“ begleitet:

An mein Vaterland.

Auf dem Schloß zu Hastings, den 4. September 1856.

Du Westwind, der auf weichen Flügeln
Durch blüh'nde Hopfengärten rauscht,
Trag mir zu Deutschlands Rebenhügeln
Den Sang, dem Albions Meer gelauscht.
Umweht von alter Schlachtensage
Schuf ich dies thatenfrohe Lied,
Dem mit dem lauten Wellenschlage
Die Brandung Schritt und Maß beschied.

Am weißen Felsen hier im Thale,
Da schlug der Normann sein Gezelt,
Sein Becher ward beim ersten Mahle
Dort auf den Steinblock ihm gestellt.
Französisch Losungswort durchhallte
Auf Sachsengrund die Herbstesnacht,
Und über jenen Hügel wallte
Sein Banner morgens zu der Schlacht.

Nun Friede rings, ein Sonnenhimmel
Lacht ob den Fluren, mild und blau,
Es deckt ein fröhlich Volksgewimmel
Das laute Meer, die stille Au.
Der bange Kampf ward durchgestritten,
Und Freiheit war des Kampfes Lohn,
Und was der Vater einst gelitten,
Genießt in Frieden nun der Sohn.

Schön ist dies Land, das an den Brüsten
Des Meers in sichrer Fülle ruht,
Und blauer als an Rügens Küsten
Schäumt hier am Fels die hohe Flut.
Es tönt aus dunklem Kohlenrauche
Des Webstuhls Schlag, des Stahles Klang,
Und in der Freiheit frischem Hauche
Reift stolz und männlich der Gesang!

Dies Eiland, los vom Sklavenbande,
Auch uns verlieh es Schutz und Glück,
Kein kränklich Sehnen lockt zum Lande,
Das uns verstieß, das Herz zurück.
Hier, wo die Kettenwunden heilen,
Erkämpften wir ein neues Ziel,
O Deutschland, deine Dichter weilen
Mit stolzen Seelen im Exil.

O Heimat, die statt Bürgerehren
Du Wunden gabst und Ketten schufst,
Wir werden nichts von dir begehren
Bis selbst du unsre Stärke rufst.
Und doch, ob du uns rauh vertrieben
Aus deinem lebenswarmen Schoß,
Wir werden ewig, ewig lieben,
Dich, deutsche Mutter, schön und groß!

Ja, wir sind dein, und keine Schranke
Sperrt ab von uns, was du uns bist,
Stolz trägt zu dir uns der Gedanke,
Der leicht der Nordsee Weiten mißt.
Weit über Höhn und Tiefen funkelt
Uns deines Geistes Flammenstrom
Und, von der Ferne nicht verdunkelt,
Blitzt vor uns deiner Künste Dom.

Was wir im fremden Lande schaffen,
Es ward von deinem Mark genährt;
Du schmiedest unsres Sieges Waffen
Auf deinem ewig wachen Herd.
Uns stärkt zur Abendfeierstunde
Des deutschen Freundes tiefes Wort,
Und hell aus unsrer Kinder Munde
Klingt deutsches Lied uns fort und fort.

Wenn wir die Harfen höher spannen,
Trunken von unsres Rheines Wein,
Genug, wenn wir den Preis gewannen,
Als Sänger deiner wert zu sein.
Mit Gold mag uns die Fremde lohnen,
Du giebst der Locken stolzre Zier,
Einst fordern unsre Bürgerkronen
Und heut den Lorbeer wir von dir.

Drum auf, o West! Such meine Treuen
Mit dieses Liedes Blumenstrauß,
Daß sie sich ihres Dichters freuen
In Hütten und im Bürgerhaus.
Ihr alle, deren Herzen brannten
Um mich in Gram einst und in Lust,
Nehmt von dem Dichter, dem Verbannten,
Den Gruß aus treuer Mannesbrust.

Digitized by Google

In dieser Zeit verkehrten wir viel mit der höchst liebenswürdigen Familie eines Herrn John Scott Russell, welcher in Sydenham bei London wohnte. Dieser bedeutende Ingenieur hatte große Carriere gemacht, kam aber später ins Unglück durch den Bau des Riesendampfers „Great Eastern", welcher eben zu groß war, um die Reise nach Amerika zu unternehmen, und, wenn ich nicht irre, nach vielen verfehlten Versuchen als schwimmendes Hospital verwendet wurde, um für alle Zeiten an der Küste liegen zu bleiben. Damals aber lebte Mr. Scott Russell in glänzenden Verhältnissen, hatte ein schönes Landhaus mit großem Garten und war auch Aktionär des „Crystall Palace". Er gab uns ein für allemal die Erlaubnis, diesen herrlichen Aufenthalt, welcher eine Nachahmung aller berühmten Kunstbauten — Alhambra, assyrische Paläste, ägyptische Säulenhallen und so weiter — enthielt, Sonntags, wenn das Publikum keinen Eintritt hatte, in aller Stille zu besuchen. Dieses war viel wert, denn der Vater schöpfte dort einen unendlichen Stoff für seine populären Vorträge, und wir Kinder brachten oft den Sonntagnachmittag in diesem feenhaften Glaspalast zu, den wir dann ganz für uns hatten. Auch luden die gütigen Freunde jeden Genesenden aus unsrer Familie ein, um sich in ihrem Landhaus wieder gründlich zu erholen. Dieses erwähne ich noch heute mit großer Dankbarkeit.

Um die politischen Ereignisse der Jahre 1855 bis 1857 zu beleuchten, folgt hier ein Artikel der Mutter aus unsrer Kinderzeitung — pädagogisch angewandt:

„Für England war das verflossene Jahr fürchterlich, und unzählige Menschen werden mit Verzweiflung, solange sie leben, daran zurückdenken. Der Krieg hatte vorher die Leidenschaften der Menschen aufgereizt, und da er kein ruhmvolles, sondern ein schmähliches Ende nahm, so machte sich die Gewitterschwüle, die über allen Gemütern lag, in andrer Weise Luft. Statt des offenen, ehrlichen Schlachtenmords trat die heimliche Vergiftung auf, und an die Stelle großer, tapferer Eroberungen trat der listige, gemeine Diebstahl. Manche, die vor 1856 hoch in der Achtung der Menschen standen, wie John Sadleir, Sir Dean Paul, die Vorsteher der britischen Bank und selbst Palmer, der wenigstens in höheren Kreisen für ein Gentleman galt, haben schmachvoll ihre Lebensbahn geendet und Tausende in ihren Sturz verwickelt. Die Mama liebte es zuletzt gar nicht mehr, wenn die Kinder die Zeitung durchblätterten, weil schon eine Gefahr darin liegt, wenn man zu vertraut mit dem Verbrechen wird. Entweder man wird gleichgültig gegen das geringere Schlechte, oder man wird hochmütig und hält sich für sehr erhaben über die schlechtere Menschheit. Es giebt nichts Beglückenderes für die Seele als gute und große Thaten edler Menschen zu erfahren, um sich daran emporzuringen und den Grad der Stärke zu messen, den unsre eigne Seele besitzt. Darum auch wahre sich jeder, weil ein reiner Charakter tausend andre zu sich emporzieht, aber der Sturz jedes einzelnen seine Umgebung mit ins Schwanken bringt, sei es durch das Beispiel oder durch die Folgen seines Thuns. Die großen Betrüger, Sadleir, Dean Paul und andre hatten Verstand und Macht genug, ihre Maske zu gebrauchen, um einen Teil ihrer Lebensbahn mit

Digitized by Google

glänzendem Schein zu bekleiden. Dieses hat der Masse der kleinen Schwindler imponiert, und wer nur seine Finger in einer öffentlichen Kasse hatte, meinte, es sei sehr genial, auf ein paar Jahre den Gentleman zu spielen und dann unterzugehen. Dies Stückchen ist jetzt aber so oft vorgekommen, daß es keine Bewunderung mehr erregt. Wir fühlen viel tiefer die Leiden des arbeitsamen, braven Volks, welches die Früchte seiner Tugend und Entsagung für jene fürstlichen Bankdirektoren selbst darbend hingab. Noch scheußlicher sind die vielen Giftmorde gewesen. Denkt euch nur, wenn der Freund, mit dem man Arm in Arm lebte, mit dem gutmütigsten Ton einem vorschmeichelt: ‚Nimm diese Arznei, die deine Krankheit heilen wird — ich habe sie selber bereitet, weil ich dich so lieb habe!‘ Das Jahr 1856 ist in die Vergangenheit gesunken wie eine schwarze Wolke, wie ein Brodem, der die Pest und die Cholera in die Geister gebracht hat. Stark weht nun die Luft des reinen Zornes herein. Die Gesellschaft regt sich und stößt die bösen Elemente von sich aus, und wir dürfen auf einen allgemeinen Kreuzzug gegen Straßenraub, Bankerott, Strychnin und Schwindel hoffen."

Des Spaßes halber und in Anbetracht ihres zarten Alters um Nachsicht bittend, füge ich eine Scene von meiner leider früh verstorbenen Schwester hinzu, welche dieselbe mit zwölf Jahren verfaßte:

Der Krimkrieg. Von Hannchen Kinkel.

Erste Scene.

(Die europäischen Mächte treten auf.)

Kaiser von Rußland. Ich sehe gar nicht ein, warum ich nicht die Türkei haben sollte, ich habe ja doch das größte Reich in Europa, ihr könntet mir daher wirklich noch die kleine Türkei gönnen.

König von Holland. Nein, das werde ich nicht erlauben, ich will die Türkei haben. Denn ihr seht, dann kann ich einen ungeheuren Zoll auf eure Schiffe legen, die durch den Bosporus fahren; ihr könntet mir daher aus Bruderliebe dieses Geschäft überlassen.

Palmerston (englischer Staatsmann). Dummheit, das geht nicht, übergebt es alles nur mir, dann werden die Engländer einen herrlichen Profit machen und euch unterdrücken, „by Jingo!"

Louis Napoleon. Liebe Kollegen, laßt mich die Türkei haben, ihr werdet bald einsehen, wie weise ihr dadurch handelt, denn ihr werdet sehen, daß ich immer mehr Geld und Macht bekomme.

Königin von Spanien. Meine Herren, ihr müßt wissen, daß es ein englisches Sprichwort giebt „Ladies first, gentlemen last", also gehört mir die Türkei und, mit eurer Erlaubnis, werde ich morgen davon Besitz nehmen.

Kaiser von Oesterreich. Ho, ho, ho! Du hast Pfannekuchen vor! Nun will ich euch meine weise Meinung sagen. Laßt mich darauf acht geben, was der Sultan thut, ich will mit meiner Armee in die Türkei gehen, ich thue es aber gewiß nur, um so ein bißchen nachzusehen, was die Türken thun.

Digitized by Google

Alle andern. Nein, das geht nicht!

König von Griechenland. Da keiner dem andern die Türkei gönnt, wollen wir sie lieber den Türken lassen, dann kommen wir zollfrei durch den Bosporus!

Alle. O ja! wir wollen den Sultan auf seinem Thron lassen. (Alle ab.)

Zweite Scene. London.
(Königin Viktoria und Palmerston treten auf.)

Viktoria. Ja, nicht wahr, es ist sehr unrecht, daß wir die Türkei nicht haben sollen, liebster Palmerston. Ich will dir einen guten Rat geben. Nimm schnell unsre Armee und fahre damit nach Konstantinopel.

Palmerston. Nein, das kann ich nicht thun, ich muß zu Hause bleiben und das Parlament stillhalten.

Ein Bote kommt. Ach, Mr. Palmerston, was sollen wir thun, es ist eine Revolution in Persien ausgebrochen!

Palmerston. Scher dich zum Teufel mit deinen Botschaften. Nun, da haben wir es; jetzt dürfen wir nicht daran denken, die Türkei zu erobern.

Ein andrer Bote. Ach, Mrs. Viktoria, was sollen wir thun? Die Chinesen machen eine Revolution.

Palmerston. Hol dich der Henker, die Chinesen auch?

Ein dritter Bote. Ach, Mr. Palmerston, es ist eine große Revolution in Indien ausgebrochen.

Palmerston. Verdufte, du Hund! (Bote ab.)

Viktoria. Ums Himmels willen, was sollen wir thun?

Palmerston. Das möchte ich auch wissen!

Viktoria. Wir wollen den Napoleon um Hilfe bitten, der ist ein so guter Alliierter, der wird uns gewiß aus der Patsche helfen. (Alle ab.)

Dritte Scene. Ein Zimmer bei Louis Napoleon.

Es treten auf: Napoleon und sein Minister.

Napoleon. Guten Tag, lieber Minister, ich habe eben eine sehr gute Nachricht bekommen. Ein Bote kam von Palmerston und sagte, ich möchte doch so gut sein, den Engländern eine Armee zu leihen. Natürlich versprach ich das, ich werde es aber fein bleiben lassen.

Minister. Ei, natürlich.

Napoleon. Nun werde ich gleich über die Türkei herfallen und Besitz davon nehmen!

Minister. Aber, Monsieur, welchen Grund werden Sie denn erfinden, um die Türkei anzufallen?

Napoleon. Ach, das weiß ich sehr gut, ich werde den andern Königen weismachen, der Sultan habe die Wahlen bestochen.

Minister. Ach, ich verstehe! Aber ich wollte Sie nur eben fragen, ob Sie sich nicht ein bißchen schämen?

Digitized by Google

Napoleon. Du Einfaltspinsel, ich sehe, du kennst mich nicht. Ich habe lange aufgehört, mich über irgend etwas zu schämen.

Die nächste Scene schildert den Harem des Sultans, würde aber meine freundlichen Leser zu lange aufhalten.

Ich kehre also zu der Korrespondenz meiner Mutter mit Auguste H.... zurück:

Liebste Auguste!

Deine Berichte über Deine und Deiner Schwester Gesundheit sind recht trüb. Ich kann Dir nur „Geduld" zurufen! Viel stärker bin ich auch nicht, und dazu verlangt der Kampf mit den Lebensaufgaben, die mir geworden sind, eine unerschütterliche Kraft. Wir müssen eben aushalten, solange wir aufrecht stehen können. Ich habe nun eine Woche mit dem Tic Douloureux Gesangklasse gehalten und freue mich wenigstens, daß ich aufbleibe.

Von Schurz's haben wir muntre Nachrichten: Er wird in die Legislative eintreten und ist jetzt „President of Public Improvement-Commissions", steht einem großen Bankgeschäft vor und scheint überhaupt einer der thätigsten Agitatoren im äußersten Westen gegen Sklavenhalter und alles Finstere zu sein.

Freiligraths sehen wir hier oft. Auch Freiligrath ist „Manager" einer großen Bank und erfreut sich der Achtung und des Vertrauens seines Kreises, der weit ausgedehnt ist. Seine wackere, anmutige Frau habe ich sehr lieb.

Kinkels Klassen blühen außerordentlich. Er hat sich, seit er in England ist, noch nicht so wohl gefühlt wie jetzt. In der City hat sich wieder ein Kreis deutscher Familien gebildet, vor denen er Vorträge hält, zahlreicher als je.

Ich bin mit meinen Preisen nun auch gestiegen und habe folglich bessere Einnahme für weniger Zeitverlust und Plage. Denke Dir, unser Hannchen ist schon aufgefordert worden, Gesangstunde zu geben, was ich natürlich abgeschlagen habe. Aber es ist doch ein gutes Omen. Jede von den Mädchen hat eine kleine Schülerin, für die sie verantwortlich ist und von der sie die Hälfte des Honorars in die Sparbüchse bekommt...

Sei von allen herzlich gegrüßt, insbesondere von Deiner

Johanna.

In dieser Zeit empfingen wir auch viel Besuch. Einmal war es Heinrich Marschner mit seiner Frau, denen wir einen geistig höchst anregenden Abend zu verdanken hatten, ein andres Mal der Neger, Ira Aldridge — der berühmte Othello-Darsteller, welcher uns Kindern in hohem Grade, den Eltern aber weniger, durch seine großartige Prahlerei imponierte. Ueberhaupt war es Sitte, daß europäische Berühmtheiten uns besuchten, wenn sie nach London kamen. Für uns, die wir dann abends aufbleiben durften, war das natürlich sehr schön, für die Eltern vielleicht etwas aufreibend. Doch machten sie uns stets so viel Vergnügen wie möglich, und da sie jetzt viel mehr verdienten wie in den ersten Jahren des Exils, machten wir Sonntags auch herrliche Ausflüge nach Windsor Harrow, und Hampton Court, oder nach Box Hill, welche ich nie vergessen werde.

Digitized by Google

Mein Vater sagte mir später einmal, daß dieses Jahr (1856 bis 1857) das glücklichste seines Lebens gewesen sei. Seine und der Mutter Berufsthätigkeit war endlich mit andauerndem, großem Erfolg gekrönt, er sonnte sich in der Liebe seiner Familie und seiner zahlreichen Freunde und sagte sich, daß er nun nichts mehr zu wünschen habe. Aber leider war dieses auch der Höhepunkt seines Glücks. In der „Edda" heißt es schon:

„Ueberfluß währt einen Augenblick,
Dann flieht er, der falscheste Freund!"

Bei der Mutter stellte sich allmählich (infolge der vielen Angst und Sorge vorhergehender Jahre) ein Herzleiden ein. Sie litt an einer furchtbaren Schwäche und konnte manchmal gar nicht mehr arbeiten. Dazu war sie in den Wintermonaten Tag und Nacht von einem heftigen Krampfhusten gequält, der ihr allen Schlaf raubte — und ihre Gehörsnerven hatten durch die vielen Klavierstunden so gelitten, daß jedes unangenehme Geräusch sie zur Verzweiflung brachte oder sogar Zuckungen hervorrief. Hier war es wieder die liebenswürdige Mrs. Scott Russell, welche meine Mutter auf ihr Landgut einlud, um sich dort einige Wochen auszuruhen und in jeder Beziehung zu pflegen. Zu meiner großen Freude finde ich noch einige Briefe unsers schwergeprüften Vaters, welcher sich bemühte, sie aufzurichten und zu trösten.

Brief von Gottfried Kinkel.

London, den 18. Mai 1857.

Guten Morgen, mein geliebtes Leben!

Gestern abend schrieb ich Dir ganz voll Schlaf und mußte doch hernach noch ein bißchen für die „History Class" präparieren. Heute bin ich früh aufgestanden und habe die Briefe durch die Kinder expediert, welche eben, blühend von Gesundheit, zur Schule abgegangen sind. Jetzt grüßt mich ein schöner, heller Morgen, das Wetter, obwohl mit Ostwind, ist schön und sieht nach Beständigkeit aus. Ich habe noch das Minütchen herausgeschlagen, um Dir diesen Morgengruß zu senden!

Nächsten Freitag ist unser Hochzeitstag! Vierzehn Jahre verheiratet und vieles tiefes Glück mit verhältnismäßig wenig Unglück — und ein reicher Geistestausch von der ersten Stunde — bis zur letzten — gestern nachmittag —, wo wir flüsternd auf den zwei Stühlen saßen und in die blau-grüne Wälderferne blickten! Es ist der Mühe wert zu leben! Erhalte Dich mir, geliebte Frau, für eine Zukunft, die wie ein blütenschwellender Baum in unsern Kindern uns entgegenwächst. Ich habe heute wieder alles in Fröhlichkeit gethan, denn seit gestern habe ich guten Mut, Dich uns erhalten zu sehen. Jetzt will ich auch an mich selbst denken und alle übermäßige Anstrengung im nächsten Jahr abschütteln. Vor uns liegt eine Zeit, die wir jetzt nicht mehr zu erobern, sondern ruhig zu erwarten haben, und diese Zeit wird glücklich sein!

Mut und Glauben, liebes Herz, und unser ist ein großes, edles Stück Welt!

Von ganzer Seele Dein Gottfried.

Digitized by Google

Meine Mutter kehrte einige Tage später, scheinbar auf der Besserung, heim; aber Herzleiden sind tückisch, und wenn sie mit ihrer heroischen Selbstbeherrschung es auch fertig brachte, ihre vielseitigen Leiden vor Mann und Kindern zu verbergen, so wußte sie selbst doch, daß es nun mit schnellen Schritten bergab ging!

Wie oft ist es schon vorgekommen, daß bedeutende Menschen ihren ruhigen, sorglosen Lebensabend nicht mehr genießen konnten, weil sie in den besten Jahren von der Welt so in Anspruch genommen wurden, daß ihre Kraft vor der Zeit verbraucht war. Da gilt denn das einfache alte Sprichwort: „Ist die Not vorbei, kommt der Tod herbei!" Und der unerbittliche Tod nimmt die Früchte langer, schwerer Arbeit, als ob sie ihm gehörten!

Der nun folgende Auszug beweist, daß die Früchte der schweren, mühsamen Jahre endlich gereift waren:

Den 4. Dezember 1857.

Liebste Auguste!

Vor Beginn der Saison hatte ich Zeit, etwas eifriger als bisher meine Studien in Musikgeschichte wieder aufzunehmen. Ich arbeite zuweilen auf dem British Museum, wo mir die erforderlichen Bücher zu Gebote stehen. Mehrere des Preises wegen in Deutschland schwer zugängliche Werke sind da, die mir eine Menge neuer Aufschlüsse gegeben haben.[1])

Ich habe ein Engagement, über Musik Vorträge zu halten, und es scheint, daß mir dies gelingt. Das macht mir Freude, weniger deshalb, weil es ein besseres Geschäft als Stundengeben ist, sondern weil ich in mir die Fähigkeit entdeckt habe, im späteren Alter noch eine ganz neue Lebensthätigkeit zu ergreifen.

Ich bin überhaupt in die mir gemäßere Sphäre meiner früheren Bestrebungen nach und nach zurückgekehrt. Solange die Kinder klein waren, schien es mir eine Pflicht, alle Neigungen meines Geistes zu töten, die mich von den nächsten Sorgen ablenken möchten. Was unter der Schneedecke gelegen, will nun plötzlich wieder hervorkeimen ...

Aus diesem letzten Briefe ersehen wir, daß meine Mutter sich, sobald sie sich wieder etwas wohler fühlte, stets hoffnungsvollen Gedanken hingab. Ueberhaupt schien ihre Thatkraft zu wachsen, und in ihren letzten Lebensjahren leistete sie, was für einen andern, gesunden Menschen fast unmöglich gewesen wäre. Ihr Roman „Hans Ibeles", bei Cotta erschienen, fällt auch in diese Zeit, und je näher der Tod heranrückte, je mehr empfand sie die Verpflichtung, uns Kindern diejenigen idealen Lebensgüter mit auf den Weg zu geben, welche uns niemand rauben könnte. Denn sie mußte sich klar machen, daß wir, ohne Vermögen und von ziemlich zarter Gesundheit, einen steilen Pfad vor uns hatten, und so würden es hauptsächlich geistige Freuden sein, welche wir genießen durften.

---

[1]) Skizzen zu einer populären Geschichte der Musik fanden sich unter den Papieren meiner Mutter.

Digitized by Google

Wenn sie des Abends noch so müde war, rief sie uns doch in ihr Wohnzimmer, und wir lasen dann mit verteilten Rollen Werke von Goethe, Schiller, Körner und andern patriotischen Dichtern. Ich ensinne mich eines Abends, an welchem wir Zriny durchnahmen. Als Helene von ihrem Bräutigam erstochen wurde, fing mein kleiner Bruder, welcher die Situation wohl kaum erfassen konnte, so fürchterlich an zu weinen, daß wir ihn gar nicht mehr beruhigen konnten, vielmehr ins Bett schicken mußten.

Ein andres Mal führten wir die Orkusscene aus Glucks Orpheus auf. Die Mutter übernahm die Rolle des Orpheus, und wir sangen die Furien und zwar „nach Noten“, so daß die eingeladenen Zuhörer erschraken. Auch brachte die Mutter uns beiden Mädchen alle wirklich nützlichen Handarbeiten bei, besonders solche, welche uns in den Stand setzen sollten, sparsam zu leben. Nur Weißstickerei konnte sie nicht leiden, vielmehr sah sie in dieser Beschäftigung für ein gebildetes Mädchen eine sträfliche Zeitverschwendung. Hingegen durften wir uns gerne in der Straminstickerei üben, um dem lieben Vater manchmal ein Geburtstagsgeschenk anfertigen zu können, wobei die Mutter natürlich die letzte Hand anlegte. Und wenn sie so erschöpft war, daß sie sich kaum noch aufrecht halten konnte, gab sie mir doch meine Klavierstunde, welches mich befähigte, schon mit vierzehn Jahren Unterricht zu geben.

Aber bald kam die Zeit, wo keine Täuschung mehr möglich war und die Kräfte der aufopfernden Gattin und Mutter mit reißender Schnelligkeit schwanden. Da sprach sie mit uns ernste Worte. Wir mußten ihr versprechen, nie zu lügen und auch nie einen andern Menschen zu übervorteilen. Ihr Begriff von Ehrlichkeit war so empfindlich, daß wir ein noch so kleines, auf der Straße gefundenes Geldstück nicht für uns behalten durften, vielmehr an die Armen geben mußten, weil wir es nicht selbst verdient hatten. Nach Reichtum sollten wir nicht streben, nur fleißig sein, dann würden wir ihrer Ansicht nach immer genug haben. Sie prägte uns also die Worte des lieben Vaters ein:

Schätzt von aller Erdengabe
Nur, was euer Fleiß erwarb,
Freut euch der erkämpften Habe
Und vergeßt, was euch verdarb!

Und vor allen Dingen ermahnte sie uns, deutsch zu bleiben, wie wir denn von jeher eine Strafe bekommen hatten, wenn wir untereinander englisch sprachen. Sie haßte die kriechende Verehrung einer fremden Nation, welche damals allerdings in höherer Achtung stand wie die unsrige.

Immer mehr bedenkliche Krankheitserscheinungen stellten sich ein, und meine Mutter, die in allen früheren Jahren noch immer ihre rheinische Heiterkeit behalten hatte, brach endlich geistig und körperlich zusammen. In dem Gefühl, daß sie sich Mann und Kindern nicht mehr nützlich machen konnte, gab sie sich den schlimmsten Angstvorstellungen hin und weinte oft den ganzen Tag. Dann nahm sie sich wieder zusammen und zeigte uns ein heitres Gesicht, aber die Tage, an welchen sie ganz auf ihrem Zimmer bleiben mußte, wurden immer häufiger,

Digitized by Google

und der furchtbare Schicksalsschlag, welcher uns treffen sollte, bereitete sich vor. Am 15. November des Jahres 1858 fühlte sie sich besonders unwohl — es war ein dunkler, nebliger Tag, und ein schwerer Druck lag auf der Weltstadt. Erst gegen ein Uhr stand sie auf, um etwas zu frühstücken.

Kurz nachher hörte das Kindermädchen, wie sie die Thüre ihres Schlafzimmers heftig aufriß, wie um Luft zu schöpfen, dann eilte sie ans Fenster und muß sich wohl in ihrer Atemnot zu weit hinausgelehnt haben, denn sie fiel aus dem dritten Stockwerk unsers hohen, schmalen Hauses in den Garten. Glücklicherweise trat der Tod nach einigen Minuten ein. Wir wurden alle aus der Schule geholt, um zum erstenmal in unsrer so strahlend glücklichen Kindheit die unerbittliche Hand des Schicksals kennen zu lernen.

Die ärztliche Untersuchung ergab, daß das Herz zweimal so groß war, wie es sein durfte, daher die furchtbaren Qualen, welche die liebe Mutter erduldet hatte.

Nun folgten dunkle Tage. Das Haus war wie verödet. Mein kleiner Bruder und ich zerstörten und verbrannten heimlich unser Spielzeug, denn wir konnten uns nicht vorstellen, daß es uns jemals wieder möglich sein würde, zu spielen oder zu lachen.

Unzählige Freunde kamen ins Haus und versuchten uns zu trösten, wir hörten es nicht, wir hatten auch keine Thränen, keine Worte, wir waren wie erstarrt. Einmal, als der Vater mit den Geschwistern unten Besuch empfing, schlich ich allein auf das Totenzimmer und starrte auf die geschlossenen Augen, die noch vor wenigen Tagen wie helle Sterne geleuchtet hatten. Die untergehende, blutrote Novembersonne warf ihren letzten Strahl auf das liebe Antlitz und auf die wenigen Blumen, welche die Natur und der Kunstgärtner in dieser Jahreszeit liefern konnten, Astern und Kamelien. Es war mir, als ob der Boden unter meinen Füßen wankte, und meine ganze Zukunft erschien mir wie vernichtet. Denn jeder Mensch tritt mit verbundenen Augen in die Welt hinaus und wandelt großen Gefahren entgegen. Eine Mutter sieht den Abgrund, sie warnt ihr Kind nicht nur, sondern hält es mit starker Hand fest und rettet es, wenn es noch zu retten ist, aber das früh verwaiste Kind stürzt in den Abgrund, den kalte, rücksichtslose Egoisten gegraben haben und muß leiden und dulden bis die nächste Gefahr droht und noch Schlimmeres mit sich bringt.

Dieses wußte ich nicht, als ich das blasse Antlitz vor mir liegen sah, aber ich ahnte es. Lautlos verließ ich das Totenzimmer und fand mich unten wieder ein. Niemand hatte mich vermißt.

Die warme Teilnahme, welche uns von allen Seiten entgegengebracht wurde, konnte auch den Vater nicht trösten.

Aber er nahm sich, wie immer, zusammen, und da er nicht haben wollte, daß die Mutter, die das Licht so geliebt hatte, in der dunkeln Stadt ruhen sollte, suchte er ihr weit von London in einem neuen großen Kirchhof der Grafschaft Surrey ein Grab aus. Trotz der Entfernung (der für die Trauernden bestimmte Bahnzug brauchte drei Viertelstunden, um hinzugelangen) hatte sich eine große

Schar lieber und treuer Freunde eingefunden, unter andern auch Ferdinand Freiligrath, welcher diesen Tag durch ein herrliches Gedicht verewigte:

Nach Johanna Kinkels Begräbnis.

Zur Winterszeit in Engelland
Versprengte Männer, haben
Wir schweigend in den fremden Sand
Die deutsche Frau begraben.
Der Rauhfrost hing am Heidekraut,
Doch sonnig lag die Stätte,
Und sanften Zugs hat ihr geblaut
Der Surrey Hügelkette.

Um Ginster- und Wacholderstrauch
Schwang zirpend sich die Meise —
Da wurde dunkel manches Aug',
Und mancher schluchzte leise.
Und leise zitterte die Hand
Des Freundes, die bewegte,
Die auf den Sarg das rote Band,
Den grünen Lorbeer legte.

Die mutig Leben sie gelehrt
Und mut'ge Liederweisen,
Am offnen Grabe stand verstört
Das Häuflein ihrer Waisen.
Und fest, ob auch wie quellend Blut
Der wunden Brust entrungen,
Ist über der verlassenen Brut
Des Vaters Wort erklungen: —

So ruh denn aus in Luft und Licht!
Und laß uns das nicht klagen,
Daß Drachenfels und Oelberg nicht
Ob deinem Hügel ragen.
Daß er nicht glänzt im Morgentau,
Noch glüht im Abendscheine,
Wo durch Geländ' und Wiesenau
Die Sieg entrollt dem Rheine.

Wir senken in die Gruft dich ein,
Wie einen Kampfgenossen;
Du liegst auf diesem fremden Rain,
Wie jäh vom Feind erschossen.

Ein Schlachtfeld auch ist das Exil,
Und hier bist du gefallen;
In deinem Aug' das eine Ziel,
Das eine mit uns allen.

Die Luft, so dieses Kraut durchwühlt
Und diese Graseswellen,
Sie hat mit Miltons Haar gespielt,
Des Dichters und Rebellen.
Sie hat geweht mit frischem Hauch
In Cromwells Schlachtstandarten;
Und dieses ist der Boden auch,
Drauf seine Rosse scharrten.

Und auf von hier zum selben Bronn,
Des goldnen Lichtes droben,
Hat Sydney, jener Algernon
Sein brechend Aug' erhoben.
Und oft wohl an den Hügeln dort
Ihr Aug' ließ Rahel hangen,
Sie, Russells Weib, wie du der Hort
Des Gatten, der gefangen!

Sie sind's vor allen, diese vier!
Dies Land, es ist das ihre!
Und sie beim Scheiden stellen wir
Als Wacht an deine Thüre.
Die deinem Leben stets den Halt
Gegeben und die Richtung;
Hier stehn sie, wo dein Hügel wallt —
Freiheit und Lieb' und Dichtung.

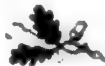
Fahr wohl! und daß an mut'gem Klang
Es deinem Grab nicht fehle,
So überschütt' es mit Gesang
Die früh'ste Lerchenkehle.
Und Meerhauch, der dem Freien frommt,
Soll flüsternd es umspielen,
Und jedem, der hier pilgern kommt,
Das heiße Auge kühlen.

Schweigend, wie wir gekommen waren, fuhren wir wieder nach Hause. Der Vater klagte wenig und arbeitete weit über seine Kräfte, um den furchtbaren Schmerz zu betäuben, aber in einigen Wochen war sein im Kerker schon stark ergrautes Haar schneeweiß geworden.

War das schwere Opfer, dem Vaterlande dargebracht, umsonst gewesen? — Gewiß nicht, denn alles, was aus Liebe geschieht, bringt seine Früchte.

Digitized by Google

Die Saat ist aufgegangen, das preußische Königshaus hat eingesehen, daß die Männer, welche ihm, wenn auch zweiundzwanzig Jahre zu früh, die Kaiserkrone anboten, nicht gerade ins Narrenhaus gehörten. Wir haben ein einiges, starkes Vaterland, eine Verfassung, und von Jahr zu Jahr größere innere Freiheit. Dem Arbeiter ist, wo nicht besonders ungünstige Verhältnisse vorliegen, die Möglichkeit gegeben, nicht nur ein menschenwürdiges, sondern bei Fleiß und Sparsamkeit sogar ein angenehmes Dasein zu erringen. Und die Märtyrer haben Leid und Freude überstanden, denn sie ruhen nun beide von ihrer Arbeit.



Kurzer Rückblick über die Entwicklung der erklärenden Naturwissenschaften und der Medizin im 19. Jahrhundert.

Von

Dr. Paul Zweifel in Leipzig.[1])

Nach altem Herkommen beginnt jeder neue Rektor der Universität Leipzig seine Amtsthätigkeit am Reformationsfeste, welcher Tag seit Anno 1667 (durch damaligen kurfürstlichen Erlaß) hier die akademischen Jahre eröffnet und beschließt,[2]) mit einem allgemein verständlichen Vortrag aus seinem Wissensgebiete.

Da wir nun genau nach zwei Monaten das neunzehnte Jahrhundert beschließen, das uns glanzvoller und herrlicher erscheint als irgend eines aller vergangenen Zeiten, so lenkt dieser Gedanke von selbst unsre Blicke rückwärts. Und daß wir erst vor der Schwelle und noch nicht im Anfang eines neuen Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung stehen, ist unbestreitbar, trotzdem der Wechsel der Jahrhundertzahl vielen diese Thatsache verwischt hat. Aber wir können einen besonders triftigen Grund anführen, nämlich daß unsre Vorgänger an der Universität diese Frage vor hundert Jahren mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erledigten, indem sie von der philosophischen Fakultät ein Gutachten einholten, ob das neunzehnte Jahrhundert mit dem 1. Januar 1800 oder 1801 beginne

---

1) Rede, gehalten beim Antritt des Rektorates am 31. Oktober 1900.

2) Als Stiftungstag der Universität Leipzig wurde 1609[1], 1709[2] und 1809 der 4. Dezember gefeiert. Vergl. Kreußler, Geschichte der Universität Leipzig, 1810, S. 210. Schulze, Johann Daniel, Abriß einer Geschichte der Leipziger Universität, 1802, S. 331. E. G. Gersdorf giebt in seinem „Beitrag zur Geschichte der Universität Leipzig“, Leipzig 1869, S. 11 als Tag der feierlichen Einweihung der Universität den 2. Dezember 1409 an.

Digitized by Google

und weil der betreffende Berichterstatter ein Mathematiker [1]) war und auf sein Gutachten die Universität Leipzig den Eintritt in das neue Jahrhundert am 1. Januar 1801 — damals noch mit einer lateinischen Rede und lateinischen Oden — festlich beging, so ist diese Frage für uns endgültig entschieden. Andre Menschenkinder brauchen zwar für diesen Beweis keinen Mathematiker; aber um so besser für uns, wenn diese Männer der exaktesten Wissenschaft zustimmen.

Nach dem im Anfang gegebenen Beispiel läge eine Wiederholung der Säkularfeier nahe, welche jedoch durch die jetzt gegebenen Verhältnisse ausgeschlossen ist, so daß am heutigen Tage, an dem wir zum letztenmal in diesem Jahrhundert das Universitätsfest begehen, der geziemende Anlaß gegeben ist, pietätvoll der Vergangenheit zu gedenken.

Es geht ein Jahrhundert zur Neige, welches für die ganze Welt, insbesondere jedoch für Deutschland unvergleichlich denkwürdig und nach schweren Schicksalsschlägen und inneren Zuckungen schließlich reich gesegnet war.

Gewiß besteht der unvergleichliche Segen hauptsächlich in der politischen Umgestaltung, in der Gründung des Deutschen Reiches; doch legen diese Feier und dieser Ort dem Sprecher eine andre Aufgabe näher als die Betrachtung der politischen Geschichte, zumal diese den meisten Hörenden, weil in ihren wichtigsten Ereignissen selbst erlebt, völlig bekannt ist.

Da bei dieser letzten Feier des Jahrhunderts ein Mediziner durch das Vertrauen der Kollegen berufen ist, hier zu stehen, so fällt ihm die Aufgabe naturgemäß zu, an die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Medizin im neunzehnten Jahrhundert und ihre Bedeutung für die allgemeine Kultur kurz zu erinnern.

*

Mehr als in der politischen Geschichte, wo augenblickliche Eingebungen einzelner Menschen eine große Bedeutung erlangen können, ist in den Wissenschaften das endgültig Errungene die Frucht einer mühevoll gepflegten und oft recht langsam reifenden Saat, und würden wir darum das Bild ungerechterweise färben, wenn wir die Vorarbeiten, welche die Entwicklung unsers Jahrhunderts bedingt haben, unerwähnt ließen.

Um die eindrucksvollsten Aenderungen der Weltphysiognomie kurz zu nennen, können wir das ablaufende Jahrhundert als das Zeitalter des Dampfes und der Elektricität bezeichnen, obschon in ihm nur die ausgedehnte Anwendung dieser Naturkräfte in die Wege geleitet wurde und wenigstens, was die Dampfmaschine betrifft, ihre Erfindung in großer Vollkommenheit noch dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

Noch vier Großthaten der Wissenschaft, welche die Neige des letzten Jahr-

---

[1]) Der Verfasser war Professor Karl Friedrich Hindenburg, der mit Johann Bernoulli bis 1788 das „Leipziger Magazin der reinen und angewandten Mathematik“ herausgab. Vergl. hierüber Schulze, Johann Daniel, Abriß einer Geschichte der Leipziger Universität, 1802, S. 351.

Digitized by Google

hunderts krönten und in der Folge die Welt umgestalteten, sind hier zu nennen, nämlich die Entdeckung Galvanis (1791), die Voltasche Säule (1800), die Aufklärung über die Bedeutung des Sauerstoffes für das Leben, für die Verbrennung und Oxydation durch Lavoisier und endlich die am 14. Mai 1796 zum erstenmal ausgeführte Impfung von Eduard Jenner.

Wie gigantische Wegweiser standen diese Entdeckungen an der Jahrhundertwende, und es war im neunzehnten kein Mangel an Männern, welche die angewiesenen Wege mit staunenswertem Erfolge gewandelt sind; von ihnen jedoch, welche die Wegweiser errichteten und denen die Nachwelt gedenken wird, solange es eine Geschichte giebt, werden Sie gern etwas vom weiteren Schicksal hören.

James Watt, der zum Graf ernannte Alexander Volta und Sir Edward Jenner starben hochbetagt und reich an Ehren. Galvani wurde durch den Tod seiner Frau, deren Krankheit den Anlaß zu der großen Entdeckung gegeben hatte, geknickt, er wurde ein politischer Märtyrer, weil er den Beamteneid in der neugegründeten Cisalpinischen Republik nicht leisten wollte, fühlte sich durch die Versuche Voltas gleichsam in seinem Recht verletzt, überflügelt, mit Undank belohnt und starb verbittert und tief unglücklich. Das schlimmste Schicksal erlitt jedoch Lavoisier, dem man im neunzehnten Jahrhundert den hohen Ehrennamen „Vater der Chemie" zu teil werden ließ, indem er am 8. Mai 1794, erst einundfünfzig Jahre alt, unter der Herrschaft „de la Terreur" auf der Guillotine sein Leben ließ, er, der sich niemals an der Politik beteiligt hatte und bei der Verteidigung nur die eine Bitte äußerte, noch eine kleine Arbeit vollenden zu dürfen, ehe er sterben müsse. Auf die eindringlichen Worte seines Verteidigers, doch diesen großen Mann der Wissenschaft zu schonen, erhielt er die Antwort: „Nous n'avons plus besoin de savants!"

Die wesentlichen Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts sind zwar technischer Art, und bei dem Zuge der Zeit diese zwei Gebiete — Wissenschaft und Technik — zu unterscheiden, ja in Gegensatz zu bringen, muß betont werden, daß selbstverständlich jede neue Technik nur auf der Grundlage neuer wissenschaftlicher Erkenntnis erwächst, daß jedoch auch jeder Fortschritt der Technik befruchtend und belebend auf die Wissenschaften zurückwirkt.

Die Dampfmaschine war es, welche zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Welt umzugestalten begann, indem sie die Fabrikthätigkeit unabhängig machte von Wasserkräften und besonders in England bei dem Kohlenreichtum jede beliebige Ausdehnung der Industrie gestattete. Der Wissenschaft jedoch stellte sie eine Reihe von neuen Aufgaben, und können wir die Arbeiten von Dalton, Gay-Lussac und andrer über Gase und Dämpfe kaum für zufällig halten.

Bei dem Vorsprung, den dadurch England in der Industrie gewonnen, mußten die andern Länder sich anstrengen, folgen zu können, um nicht gänzlich überflügelt zu werden. Deutschland nahm zunächst an der Entwicklung der Dampftechnik und dem zugehörigen Fach der Physik geringen Anteil und was geschaffen wurde, lag auf andern Gebieten. Wir begegnen bis etwa 1809 noch physi-

Digitized by Google

kalischen und chemischen Arbeiten von Chladni, dem Chemiker Klapproth, Achard und Fraunhofer, danach jedoch versiegte der Quell fast vollständig auf ungefähr zehn Jahre hinaus.

Dieser Erscheinung des Stillstandes der Wissenschaften wegen der späteren furchtbaren Kriege Napoleons, durch welche er die Unabhängigkeit aller Völker Europas bedrohte, begegnen wir in ziemlich allen Ländern, während in den ersten Jahren der Herrschaft des „Oberkonsuls", wie die Zeitgenossen seinen Titel richtiger ins Deutsche übersetzten als die heutigen Historiker mit „erstem" Konsul, die Gelehrten noch friedlich ihrer Arbeit obliegen konnten und sogar, soweit sie in den Vasallenstaaten Frankreichs lebten, von ihm sehr gefördert wurden.

Die Jahre 1806 bis 1815 bilden in der Geschichte von ganz Europa und insbesondere von Deutschland einen entscheidenden Wendepunkt in jeder Richtung.

Die furchtbare Prüfung, welche Deutschland auferlegt wurde, hatte eine Anspannung aller Kräfte zur Folge und hielt da am meisten an, wo die Regierungen ihr Entfaltung gönnten — gerade an den Hochschulen. So finden wir in ganz Deutschland einen neuen Aufschwung dieser Bildungsstätten, die mit geringen Ausnahmen neben der Pflege der Wissenschaften eine Richtung verfolgten: Sammlung und Einigung der deutschen Völker.

„Daß Preußen den Beruf, den es lange geübt hat, auf die höhere Geistesbildung vorzüglich zu wirken und in dieser seine Macht zu suchen, nicht aufgeben, sondern vielmehr von vorn anfangen will; daß Preußen sich nicht isolieren will, sondern auch in dieser Hinsicht mit dem gesamten natürlichen Deutschland in lebendiger Verbindung zu bleiben wünscht," waren Worte, welche Schleiermacher[1]) zur Gründung der Universität Berlin schrieb, und daß dieser Staat, welcher 1807 verstümmelt aus dem Kriege hervorging, schon 1809 die Universität Berlin mit den besten Kräften eröffnete, zeigte an sich, daß jener geistige Stiftungsbrief Schleiermachers Wille und That, nicht bloß Redensart war.

Wenn bei dem Aufschwung die Erfolge gerade im Gebiete der Naturwissenschaften in den Vordergrund traten, so lag dies an den großen Vorteilen, welche der technische Ausbau dieser Wissenschaften mit sich brachte, und der Notwendigkeit, mit andern Nationen Schritt zu halten. Es lag aber auch daran, daß die Naturwissenschaften bis dahin unglaublich vernachlässigt, ja unterdrückt waren, während die Geisteswissenschaften schon im achtzehnten Jahrhundert eine großartige Entfaltung gewonnen und den Deutschen schon damals den Namen eingebracht hatten, das Volk der Dichter und Denker zu sein.

Wissenschaften, die einen Leibniz, Christian Thomasius, Christian Wolff, Kant, Fichte, Schleiermacher, Niebuhr und viele andre als Förderer hatten, standen schon so hochangesehen da, daß die Deutschen darin jeder andern Nation ebenbürtig oder überlegen waren, während sich die erklärenden Naturwissenschaften in einer kläglichen Verfassung befanden. Eine Chemie

---

[1]) Citiert aus: Lexis, Die deutschen Universitäten, Berlin 1893, S. 32.

Digitized by Google

gab es nur dem Namen nach; denn was soll man davon halten, wenn noch im achtzehnten Jahrhundert Chemie und Alchimie in Leipzig in demselben Hörsaal betrieben wurden![1]) Im Gebiet der Physik kamen die großen Entdeckungen vorwiegend im Ausland zu stande, manche auch von Deutschen, die im Ausland, besonders in St. Petersburg, zu Stellung und Ansehen gelangt waren. In den beschreibenden Naturwissenschaften, selbst in der Handhabung des Mikroskops bei Botanikern, waren schon bedeutende Männer des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland am Werke. Auch andre Gelehrte von großem Ansehen waren vorhanden, wie Alexander v. Humboldt; aber sie standen außerhalb der Universitätskreise, sie wollten, wie schon hundert Jahre früher Leibniz, gar nicht Professoren werden. Es sind dies alles Zeichen, wie wenig begehrt damals die Professuren der Naturwissenschaften waren.

Das wurde anders in diesem Jahrhundert durch die Aufsehen erregenden Arbeiten von deutschen Professoren im Gebiet der Naturwissenschaften, so daß jetzt am Ende desselben eher das Gegenteil der Schätzung besteht und selbst Privatgelehrte, die einer Wissenschaft huldigen, immer den Titel Professor, also wenigstens den Schein des Amtes zu haben wünschen.

Die Arbeiten, welche die Stellungen so gründlich änderten, auch nur mit Nennung der Titel aufzuzählen, würde nicht in einer Stunde zu bewältigen sein und für die Hörer ohne Gewinn bleiben. Besorgen Sie nicht, daß ich Ihre Geduld damit in Anspruch nehme, um so weniger, als Sie viele der großen Forscher noch gekannt und von ihren Leistungen gelegentlich gehört haben. Dafür möchte ich mir die Frage zu erörtern erlauben, warum deutsche Universitäten im achtzehnten Jahrhundert und den zwei ersten Dezennien des ablaufenden so wenig Männer besessen haben, die in Naturwissenschaften und Medizin Großes leisteten, während in den darauffolgenden Jahrzehnten die Zahl der Forscher und die Großartigkeit ihrer Leistungen überraschen muß.

Zum Teil lag es daran, daß man an den Einrichtungen der im Mittelalter gegründeten Universitäten zu lange festhielt, ohne wie die Franzosen und Engländer in den Spitalschulen eine leistungsfähige Konkurrenz zu haben. Diese im Mittelalter gegründeten und studia generalia genannten Schulen — hat doch die Universität Leipzig als Reminiscenz an diese Zeit im Siegel noch heute den Titel „Studium Lipsiense“ — hatten zunächst die Aufgabe, in der Artistenfakultät, der heutigen philosophischen, die lateinische Sprache zu lehren und danach in den drei „oberen“ Fakultäten, wie der Sprachgebrauch lautete, die Schriften des Altertums zu übersetzen und zu kommentieren, nämlich die kanonischen Schriften für die Theologen, das Corpus juris für die Juristen, die Hippokratischen und Galenischen Schriften für die Mediziner[2]) und Aristoteles für die Philosophie.

---

[1]) Academiae Lipsiensis in saeculi undevicesimi initiis pietatis monumenta. Lipsiae 1801, S. 71, Anm. 14.

[2]) Eine Erinnerung an diese Zeit bildet die Vorschrift, wonach heute noch Aerzte, die in England den Doktortitel erwerben wollen, einige Kapitel aus Hippokrates oder Galen zu übersetzen haben.

Digitized by Google

Gegen Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurde dieser Zuschnitt abgeändert durch die Humanisten, welche die beiden klassischen Sprachen um ihrer selbst willen betrieben und nicht mehr ausschließlich als dienende Magd für die Uebersetzung der Berufsschriften behandeln lassen wollten, um nach der Reformation vom konfessionell kirchlichen Ziel allein in Anspruch genommen zu werden, alles Gestaltungen, welche der Hebung der Naturwissenschaften wenig günstig waren. Dabei war die Aufgabe der Magistri, Lectores und Professores stets das Lehren allein; sie waren „praeceptores", von denen einzelne, wie berichtet wird, bis zu sechs und acht Stunden im Tag dozierten, ohne je daran denken zu können, sich an der Prüfung des gelehrten Stoffes durch eigne Forschung zu bethätigen, was ihnen an einigen Universitäten ausdrücklich verboten war — mußte doch eine Zeitlang, und sogar noch nach der Reformation, jeder Magister in Leipzig bei seiner Anstellung einen Eid auf die Philosophie des Aristoteles leisten.[1]) Ueberdies war eignes Forschen sehr gefährlich. Wie es Giordano Bruno und Galilei erging, weiß alle Welt. Auch von dem Anatomen Vesal, der ein staunenswert großartiges Werk der Nachwelt hinterließ, wird von Verfolgungen der Inquisition berichtet.[2])

---

[1]) Schulze, Johann Daniel rc., Abriß einer Geschichte der Leipziger Universität, 1802, S. IX.

[2]) Es berichtet das Konversationslexikon von Meyer, daß er von der spanischen Inquisition als Zauberer zum Tode verurteilt wurde und auf der Büßerreise nach Palästina, zu welcher ihn Philipp II. von Spanien, dessen Leibarzt er war, begnadigt hatte, den Tod auch fand. In dieser Form ist jedoch die Erzählung durchaus nicht beglaubigt; denn nach den Forschungen von Roth, Andreas Vesalius, Basel 1892, ist nur so viel sicher, daß Vesal im Jahre 1564 eine Reise nach Jerusalem machte und bei der Rückkehr auf der Insel Zante starb. Als wahrscheinlich ist ferner zu bezeichnen, daß er diese Reise nicht zum Vergnügen, sondern unfreiwillig machte; die Gründe jedoch, welche in einem vom 1. Januar 1565 datierten Briefe genannt sind, daß ihm das Unglück widerfahren sei, bei einer Sektion eines vornehmen Herrn ein noch schlagendes Herz zu treffen, und er deswegen von der Inquisition verfolgt wurde, trägt den Stempel der Erfindung deutlich an der Stirn. Ob man trotzdem an die weitere Erzählung von der Inquisition, der Verwendung des Königs und des Hofes um Freilassung des Delinquenten und die ausbedungene Büßerreise glauben mag, bleibt jedem nach Gutdünken überlassen. Sicher ist aber eines, daß einem so erfahrenen Mann, wie Vesal, es nie und nimmermehr begegnen konnte, daß er einen Menschen für tot hielt, der es nicht war, weil dies so leicht festzustellen ist. Entweder lag eine falsche Anschuldigung zu Grunde oder die Erzählung mit der Inquisition und so weiter wurde damals erfunden. Jedenfalls kann man die Darstellung in Meyers Konversationslexikon nicht auf Roths Studie beziehen, weil er diese Angabe mit allem Vorbehalt als eine von drei Lesarten citiert.

In protestantischen Ländern konnte zwar die unduldsame Geistlichkeit nicht mit Todesurteilen jede der Bibel widersprechende Ansicht unterdrücken; aber auch hier trat die harte Gesinnung gelegentlich hervor, so gegen den Philosophen Christian Wolff in Halle, der mit falschen Anschuldigungen von pietistisch-orthodoxer Seite beim König Friedrich Wilhelm I. von Preußen angeschwärzt und von diesem ohne Untersuchung abgesetzt und unter Androhung des Stranges gezwungen wurde, Halle binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Auch dem Leichenbegängnis von Leibniz wollte kein Geistlicher beiwohnen, obschon sich dieser große Gelehrte sorgfältig gehütet hatte, dem Offenbarungsglauben nahezutreten.

Digitized by Google

Eine neue Richtung des wissenschaftlichen Geistes konnte nach den gegebenen Andeutungen nur an aufgeklärten Höfen den Anfang machen, in Deutschland zuerst am Hof zu Hannover unter der Kurfürstin Sophie durch den Einfluß von Leibniz, den er seit Gründung der Akademie von Berlin (Kurfürstin, später Königin Sophie Charlotte) dorthin verpflanzte, und dann von 1740 an endgültig und nachhaltig durch Friedrich den Großen. Erst von da an fand eine andre Auffassung des wissenschaftlichen Lehrberufes auch an den Universitäten Eingang, besonders in Halle und Göttingen, und zwar im Gebiete der Geisteswissenschaften der philosophischen Fakultät zuerst.

Als einen weiteren Grund müssen wir die Armseligkeit der Verhältnisse, den gänzlichen Mangel aller Hilfsmittel bezeichnen, denn einige tausend Gulden oder Thaler genügten oft bei der Gründung von Universitäten des siebzehnten Jahrhunderts zur Besoldung von zehn bis zwölf Professoren, ein altes Kloster gab die Räume her, und Institute wurden nicht verlangt.[1]) So wurde die Universität Halle[2]) mit 5400 Thaler Einnahmen gegründet, diese Summe 1709 auf 6700, 1733 auf 7000 Thaler erhöht, um dann für lange Zeit so zu bleiben.

Und trotz dieser sehr bescheidenen Verhältnisse müssen wir den Hauptgrund bei den Gelehrten selbst suchen. Hierzu ein Beispiel: Die Zange (forceps obstetricius), welche einen unschätzbaren Fortschritt brachte, wurde im Jahre 1723 in Belgien erfunden und in Paris veröffentlicht und schon ein Jahr später in der zweiten Auflage des verbreiteten Lehrbuches der Chirurgie von Lorenz Heister mit einer Abbildung und einer kurzen Erklärung erwähnt, aber beides — Bild und Text — waren in der (fünften) Auflage vom Jahre 1769, also fünfundvierzig Jahre später, noch unverändert geblieben, trotzdem das Instrument bis 1750 völlig umgestaltet und so brauchbar geworden war, wie es heute ist. Wenn Abbildung und Text mit Sicherheit beweisen, daß Heister selbst bis zu seinem Tode (1758) und auch der Bearbeiter der fünften Auflage noch nie ein vervollkommnetes Instrument in den Händen gehabt hatten, und in dem Buch noch immer bei einer Verwarnung vor dem ursprünglichen Modell stehengeblieben waren, so dürfen wir nicht den Mangel an Freiheit der Forschung oder die Unzulänglichkeit der Hilfsmittel verantwortlich machen, sondern allein die unglaubliche Selbstzufriedenheit der damaligen Praeceptores, die der heutigen Auffassung des akademischen Lehrberufes — selbst zu forschen, selbst zu prüfen und das Bewährte ihres Wissensgebietes bei den Lernenden einzuführen — schlecht entsprachen. Noch ließen sich viele andre Beispiele einer solchen selbstzufriedenen Bequemlichkeit anfügen; doch nach diesem einzigen soll man nicht mehr über die Vielschreiberei unsrer Zeit klagen, soweit Thatsachen oder Untersuchungen beschrieben werden; denn wenn auch heute neben dem Weizen manches Unkraut wächst, so bleibt doch mehr Nützliches übrig als da, wo gar nichts gedieh.

Dornröschen Germania mußte geweckt werden, doch war der Wecker kein

---

[1]) Lexis, Die deutschen Universitäten, Berlin 1893, Band I, S. 25.

[2]) Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle, 1894, Band I, S. 92.

Digitized by Google

Freund und konnte nur mit größter Mühe abgewiesen werden. Möge nun das Wachbleiben nachhaltig sein!

Eine Besserung an den Universitäten begann durch das Berufungssystem bei der Ernennung der Professoren, wobei die Regierungen sich naturgemäß an die Fakultäten als die Nächstbeteiligten und Sachverständigen um Abgabe von Vorschlägen wandten.

Berufungen von auswärts waren bei den mittelalterlich organisierten Universitäten keineswegs vorgesehen und begegneten um der verschiedenen Stellung der schon vorhandenen Lehrer willen einem nicht unbegreiflichen Widerstand, da dieselben mühsam durch die Artistenfakultät aufdienen und erst den Titel Magister Artium (M. A.) besitzen mußten, um Anstellungen an den „oberen Fakultäten" zu erlangen.

Wenn bei der Erledigung von Professuren die Oberbehörde von Leipzig — damals der Oberkirchenrat in Dresden — schon in der Visitationsordnung von 1658 und danach öfter den Fakultäten einschärfte, nicht bloß auf solche, welche in Leipzig promoviert hatten, zu sehen, sondern auch auf fremde tüchtige Personen, so liegt in der Wiederholung dieser Erinnerung der Beweis, daß der Grund des lokalen Avancierens nicht bei der Oberbehörde zu suchen ist, und daß, wie Gersdorf[1]) in seiner Geschichte hinzusetzt, diese Mahnung in der Regel vergeblich war.

Bei einem Vergleich der einzelnen Universitäten bekommt man den Eindruck, daß der Grundsatz der Freizügigkeit bei den Berufungen an den später gegründeten früher zur Geltung kam, schon weil sie in ihrem Anfang keine Tradition vorfanden.

Also nicht die Art der Wahl, nicht der Einfluß der Fakultäten auf die Neubesetzungen und auf die Mittel hatte die Besserung zu stande gebracht, sonst müßten die Universitäten mit Selbstverwaltung die besten gewesen sein, sondern hauptsächlich der Grundsatz, der erst im neunzehnten Jahrhundert voll zur Anwendung kam, daß für die Vorschläge exakt wissenschaftliche Arbeiten maßgebend wurden, daß die Lehrer nicht mehr Praeceptores allein, sondern Professores sein sollen, die mit ihrer ganzen Persönlichkeit und mit Ueberzeugung aus eigner Prüfung für das, was sie lehren, einzustehen haben. Daß diese Aenderung sich nur langsam vollzog, und daß die maßgebenden Sachverständigen wiederholt irrten und widerstrebten, läßt sich ebensowenig leugnen, als daß Irren menschlich ist. Aber trotz einzelner Fehlgriffe hat sich dieses System so gut bewährt, als sich irgend eine menschliche Einrichtung bewähren kann.

„Ueberall bei uns ist Redlichkeit, gründliche Gelehrsamkeit und tiefe Forschung vorhanden: es bedarf nur eines Funkens des Prometheus, um den Geist der Nation zu entflammen," hat kein Geringerer als Friedrich der Große gesagt, der selbst ein Prometheus war; aber für die Naturwissenschaften loderte der

[1]) C. G. Gersdorf, Beitrag zur Geschichte der Universität Leipzig, 1869, S. 19.

Digitized by Google

Funke erst achtzig Jahre später zur hellen Flamme empor, als die nötigen Hilfsmittel für die Arbeit gewährt wurden.

Ungefähr vom Jahre 1820 an beginnt die Teilnahme deutscher Forscher auf dem Gebiete der Physik und Chemie lebhafter zu werden und rasch große Erfolge zu erreichen. Ihre Reihe wird selbst dann, wenn man nur die allerverdientesten nennen will, so groß, daß sie sich nicht aufzählen, sondern nur gedruckt lesen läßt.

1806.[1]) Fultons erstes Dampfschiff mit Wattscher Dampfmaschine.

1810—1814. König erfindet die Schnellpresse.

1816. Sertürner, Apotheker in Einbeck. *Morphium* vollkommen rein dargestellt und die Methode zur Gewinnung der Pflanzenalkaloide entdeckt.

1817. *Lithium* entdeckt von dem Schweden Arfvedson.

1818. Das *Kadmium* durch Stromeyer in Göttingen, Herrmann in Schönebeck, Meißner in Halle und Karsten in Berlin.

1818. Fuchs hat das *Wasserglas* entdeckt.

1818. Die Erfindung der *Lithographie* durch Alois Senefelder.

1820. Oersted, Professor der Physik in Kopenhagen, fand die Ablenkung der Magnetnadel, wenn durch einen Platindraht ein galvanischer Strom geleitet wurde, und zwar zeigte die Magnetnadel nach Westen, wenn der galvanische Strom *über* der Magnetnadel durchfloß, und umgekehrt nach Osten, wenn der Strom *unter* der Nadel durchgeleitet wurde.

1820. Ampère, Professor der Mathematik an der „Ecole polytechnique“ in Paris, fand, daß wenn ein freischwebender Platindraht von einem galvanischen Strom durchflossen wurde, dieser sich wie eine Magnetnadel in den Meridian einstellte, und er leitete daraus die Lehre ab, daß bei dem Oerstedschen Versuch es sich um die gleiche Erscheinung handle wie bei zwei Magneten, die einander abstoßen.

1820. Schweigger, Professor in Halle, erfand das *Galvanometer*.

1820. *Chinin* durch Caventon und Pelletier isoliert.

1820. Mitscherlich, Die Gesetze des *Isomorphismus*.

1821. Döbereiner, Darstellung des *Aldehyds* (Al[kohol]dehyd[rogenatus]).
Döbereiners *Zündlampe*.

1822. Seebeck entdeckte die *Thermo-Elektricität*.

1824. Arago vervollständigte die Versuche Oersteds und Ampères und zeigte, daß eine vom galvanischen Strom durchflossene Platinnadel nicht nur die Magnetnadel ablenkte, sondern auch Eisenfeilspäne anzog, und daß man Eisenstücke durch galvanische Ströme in bleibende Magnete verwandeln könne.

1824. Im gleichen Jahre machte Arago noch den Versuch, bei dem eine freischwingende Magnetnadel durch unter sie gebrachte Scheiben von Metall zur Ruhe gestellt und durch Drehen der Scheiben zum Mitdrehen gebracht wurde.

1825. Stephensons *erste Lokomotive* A. Nr. 1.

1826. Unverdorben, Darstellung des damals Krystallin genannten Präparates beim Destillieren von Indigo, welches nach A. W. Hoffmanns Nachweise (1843) das *Anilin* war.

1826. Chevreul, Darstellung des *Margarin*.

1826. Balard, Das *Brom*.

1827. Ohm, veröffentlichte „*die galvanische Kette, mathematisch bearbeitet*“,

---

[1]) Die Zusammenstellung ist entnommen aus: Hans Krämer, „Das neunzehnte Jahrhundert“, bearbeitet von A. Neuburger (1899), und aus: Urbanitzky, „Die Elektricität im Dienste der Menschheit“. Wien 1885.

Digitized by Google

welche die fundamentalen Lehrsätze über die elektromotorische Kraft, den Leitungswiderstand und die aus beiden resultierende Stromstärke enthielt. Es war das 1×1 der Elektricitätslehre, welches den Entdecker des Gesetzes unsterblich machte. So wenig wurde jedoch der Wert jener Entdeckung verstanden, daß das Buch in seiner ersten Auflage vom Verleger fast vollständig wieder eingestampft werden mußte und Ohm, als er sich auf diese Schrift hin in Erlangen zur Habilitation meldete, abgewiesen wurde.

1827. Wöhler, Entdeckung des Aluminium und des

1828. Beryllium und 1828 die größte organische Entdeckung, daß der Harnstoff aus unorganischen Bestandteilen, Kohlensäure und Ammoniak künstlich aufgebaut werden könne, weil dies für die Biologie den Satz begründete, daß das Leben nach physikalischen und chemischen Gesetzen verlaufe.

1828. Gmelin, Das künstliche Ultramarin.

1828. Berzelius, Das Thorium (das Metall der Auerglühkörper), die chemische Einteilung der Mineralien, die Lötrohrprobe, die großen Fortschritte der anorganischen und physiologischen Chemie.

Berzelius entdeckte das Silicium, Zirkonium, das Tantal, das Selen, die Zusammensetzung der Mineralsäuren, die Ausbildung der Atomtheorie, überhaupt war er ein Forscher, der die Chemie umgestaltete wie keiner vor ihm.

Liebigs erste Arbeit betraf die Knallsäure und das knallsaure Quecksilber. Er wurde 1826 Professor der Chemie in Gießen und gründete daselbst das erste Unterrichtslaboratorium. Die heutige organische Chemie verdankt hauptsächlich den zahlreichen Entdeckungen Liebigs ihre Grundlage. Die Methoden der Vergoldung, Versilberung, Vernickelung sind Liebigs Erfindungen. In dem Nekrolog, den A. W. Hoffmann, Berlin, gewiß ein sehr kompetenter Beurteiler, verfaßte, sagt er von Liebig: „Wenn man die Summe dessen ins Auge faßt, was Liebig für das Wohlergehen der Menschen auf dem Gebiete der Industrie, des Ackerbaues oder der Pflege der Gesundheit geleistet hat, so darf man kühn behaupten, daß kein andrer Gelehrter in seinem Dahinschreiten durch die Erdenlaufbahn der Menschheit ein größeres Vermächtnis hinterlassen hat."

Wöhler war Schüler von Berzelius und blieb mit ihm und Liebig lebenslang in inniger Freundschaft verbunden.

1829. 1. Oktober. Stephensons Lokomotive „Rocket" eröffnet den Eisenbahnbetrieb der Welt mit dem ersten Röhrenkessel.

1831. Faraday beobachtete, daß wenn in einem Draht ein elektrischer Strom erzeugt wird, in einem benachbarten Draht ebenfalls ein Strom entsteht. Entdeckung der Induktionselektricität. Es entstehen Ströme, wenn man einen Magneten in eine Drahtspirale hineinsteckt oder daraus herauszieht (magneto-elektrischer Induktionsstrom). Damit war der Grund gelegt für den elektromagnetischen Telegraph.

1831. Souberain und Liebig stellten, unabhängig voneinander, aus Alkohol ein Präparat dar, welches 1834 durch Dumas genauer untersucht und Chloroform benannt wurde.

1833. Grahams Arbeit über die Konstitution der Phosphorsäure.

1833. Wilhelm Weber und Gauß erstellen den ersten magneto-elektrischen Telegraphen zwischen dem physikalischen Institut und der Sternwarte in Göttingen.

1833. Faradays Voltameter und die Elektrolyse.

1833. Mellonis Thermomultiplikator.

1833. Daniell, Das Hygrometer.

August, Das Psychrometer.

Brunner (Herm.), Der Aspirator zur Bestimmung der Feuchtigkeit der Luft.

Digitized by Google

1834. v. Plateau und Stampfer, Die Stroboskope oder wie sie heute heißen „Kinematograph oder Mutoskop".
1834. Runge (Berlin) entdeckte das Anilin aus Steinkohlenteer (Kyanol oder Blauöl genannt) und die Karbolsäure (Phenol).
1834. Mitscherlich (Berlin), Entdeckung des Benzol und Nitrobenzol.
1836. Daniell, Das nach ihm benannte Element.
1837. Wagner, J. B. (Frankfurt), erfindet den elektromagnetischen Hammer.
1837. Steinheil vollendet den ersten Nadeltelegraphen mit einem Schreibapparat und benutzte die Erde für die Rückleitung des Stromes.
1839. Jacobi, M. H., Entdeckung der Galvanoplastik.
1839. Am 19. August wurde von Arago die bis dahin geheim gehaltene Entdeckung Daguerres, die sogenannte Daguerreotypie, in der französischen Akademie mitgeteilt.
1839. Erfindung des Stereoskops.
1840. Schönbein, Das Ozon.
1840. Faraday, Die Dampfelektricität.
Sadi Carnots Wärmetheorie.
1841. Robert Mayer, Das Gesetz der Erhaltung der Kraft.
1844. Stöhrers magnet-elektrische Maschine.
1845. Kopp, Entdeckung der roten Modifikation des Phosphors.
1845. Schönbein erfindet die Schießbaumwolle, den Grundstoff der heute gebräuchlichen rauchlosen Pulver.
1845. Rose, Heinrich (Berlin), Die Entdeckung der Monohydrate der Salpetersäure und Schwefelsäure.
1846—1849. Kirchhoff, Die Verzweigung elektrischer Ströme.
1847. Wilh. Weber, Das Elektrodynamometer und das absolute Maßsystem der Elektricität.
1847. Helmholtz, „Ueber die Erhaltung der Kraft".
1848. R. Böttger (Frankfurt), Erfindung der sogenannten schwedischen Zündhölzer.
1849. Fizeau, Apparat zur Bestimmung der Geschwindigkeit des Lichtes.
1851. Helmholtz, Untersuchungen über physiologische Optik, Irradiation, Accomodation und Erfindung des Augenspiegels, der letztere verbessert von Coccius.
1851. Foucaults Pendelversuch.
1858 erschien Darwins Buch: Ueber die Entstehung der Arten.
1858. Pasteurs Lehre der Gärung.
1858. A. W. Hoffmann, Die Anilinfarbenherstellung.
1858. Kekulé (Bonn), Die Lehre von der Vieratomigkeit und Konstitution des Kohlenstoffes und des Benzols.
1859. Bunsen, Das nach ihm benannte galvanische Element, besonders aber mit Kirchhoff zusammen die Spektralanalyse.
1861. Hartnack, Die Wasserimmersion beim Mikroskop.
1861. Philipp Reis in Friedrichsdorf bei Homburg erfindet das erste Telephon.
1866. Werner Siemens (Berlin) entdeckt das dynamoelektrische Prinzip. Es besteht dieses darin, daß der geringe Magnetismus, welcher in Elektromagneten aus weichem Eisen zurückbleibt, nachdem dieses Eisen durch einen elektrischen Strom magnetisch gemacht worden war, benützt wird, um in einer ihm vorüber bewegten Drahtspule ebenfalls einen, wenn auch zunächst nur sehr schwachen Strom zu erzeugen. Wird dieser in der Drahtspule erzeugte Strom in bestimmter Richtung (Grammes Ring) um die Elektromagnete geleitet, so wird der Magnetismus in denselben erhöht. Beim Weiterdrehen wiederholt sich dasselbe Spiel, bis die Elektromagnete gesättigt sind. So wird durch mechanische Kraft elektrische Kraft erzeugt,

Digitized by Google

die nun beliebig wieder zu Licht, zur Kraftübertragung, zur Wärmebildung verwendet werden kann.
1870. Die Verflüssigung der Gase durch Faraday.
1872. Grammes Ring besteht in einer eigentümlichen Wickelung der Drahtspiralen.
1874. Kolbe, synthetische Salicylsäure.
1876. Bell hat auf das Telephon Patent genommen.
1877. Raoul Pictet, Verflüssigung der Luft.
1877. Edisons Phonograph.
1877. Edisons Glühlampe.
1878. Das Auer-Licht.
1878. A. v. Bayer, künstlicher Indigo.
1879. Die Gleichstrommaschine und die erste elektrische Eisenbahn von Werner Siemens in Berlin.
1882. Scheibler, Das Strontianverfahren in der Zuckerfabrikation.
Emil Fischers Synthese des Traubenzuckers.
Die Lehre der räumlichen Lagerung der Atome, die Stereochemie von Wislicenus.
1891. Moissans elektrischer Ofen.
1891. Die Transformatoren und der Dreiphasenstrom (elektrische Ausstellung in Frankfurt a. M.).
1894. Die Experimente von Heinrich Rudolf Hertz, Vergleich zwischen Elektricität und Licht.
1895. Das „Tesla"-Licht. Versuch mit hochgespannten Strömen.
1895. Die Röntgen-Strahlen.
1897. Marconis drahtlose Telegraphie.
1897. Linde, Die Maschine zur Herstellung flüssiger Luft.
Die Verbesserungen der Mikroskope durch Abbé in Jena.

Als großer Wegweiser für die Medizin wurde die erste Impfung genannt; aber gerechterweise muß nachgetragen werden, daß auch in dieser Wissenschaft ein gut bearbeitetes Gebiet am Ende des achtzehnten Jahrhunderts schon bestand, nämlich die makroskopische Anatomie, und daß gerade Deutschland auf seinen Universitäten in jener Zeit mehrere bedeutende Forscher zählte, wie zum Beispiel A. v. Haller, Blumenbach und Rosenmüller, der in Leipzig wirkte. Auch die Chirurgie und Geburtshilfe, welche damals meistens noch in einer Hand, ja in der Regel sogar mit der Anatomie vereinigt waren, sind in technischer Beziehung anerkennenswert entwickelt gewesen. Um so wunderlicher sah es vor hundert Jahren und noch weit in unser Zeitalter hinein im Gebiet der inneren Krankheiten aus, wo verschiedene Erscheinungen, wie zum Beispiel Fieber und Entzündungen, dann diejenigen bei Nervenkrankheiten, bei akuten und chronischen Infektionskrankheiten, den Stoff lieferten für eine unglaubliche Menge von Spekulation und Phantasie.

Es wäre ja am angenehmsten für unsre Wissenschaft, wenn man diese Verirrungen als längst überwundenen Kram und Aberglauben und als weit hinten im Gebiet der Sagenwelt liegend bezeichnen könnte; doch wo ein geschichtlicher, das heißt wahrheitsgemäß vollständiger, wenn auch kurzer Rückblick den Inhalt bilden soll, würde es der Aufgabe nicht entsprechen, wenn man die

Digitized by Google

unangenehme Zeit, welche etwa von 1730—1830 dauerte, ganz überschlagen wollte.

Alle Zuhörer werden sich von der damaligen Verfassung der Lehre über innere Krankheiten ein Bild machen können, wenn wir berichten, daß Begriffe wie Phlogiston, Anima, Animismus, Irritabilität und Sensibilität, Spiritus vitae, Vitalismus, Brownianismus und dergleichen mehr die Aerzte beschäftigten, welche in unserm Jahrhundert durch Systeme wie die Lehre vom Stimulus und Kontrastimulus, Homöopathie, Isopathie und dasjenige der Spezifika von Rademacher abgelöst wurden.

Da diese Systeme heute beim Lesen wie tolle Märchen anmuten, will ich diejenigen, welche vergessen sind, nicht ausgraben und auch der einzigen Irrlehre, die aus dieser Nacht der medizinischen Wissenschaft noch übrig geblieben ist, nicht die Ehre der Erörterung gönnen. Soweit diese Systeme ehrlich zu nehmen sind, müssen sie als unglaubliche Verirrungen[1]) des Menschengeistes bezeichnet werden.

Dieser Hang zum Philosophieren hat die Medizin auf den tiefsten Stand gebracht, den sie je in der Geschichte einnahm, und wenn auch nicht mehr zu ergründen ist, wie die einzelnen auf ihre Fehlschlüsse kamen, so kann man doch vermuten, daß der Zeitglaube und die Neigung zum Philosophieren im achtzehnten Jahrhundert zur Uebertragung dieser Art von Geistesarbeit in die Medizin verleitet habe, wo sie zum Spiel mit unbekannten Größen ausartete.

Es mußte erst die Einsicht zur Geltung kommen, daß man in der Medizin nicht nach mathematischen Gesetzen rechnen könne, bei denen man aus einem kleinen Teil der Bewegung die Formel berechnen und dann aus dieser das Ganze und jedes Einzelne übersehen, sondern nur aus der Erforschung des Einzelnen zur Erkenntnis des Ganzen gelangen könne, und daß bei den unerschöpflich mannigfaltigen Störungen der Gesundheit erst eine bis ins kleinste gehende Detailforschung an die Stelle der philosophischen Spekulation zu treten

---

[1]) Daß sie Anhang fanden, kann niemand verwundern, weil auch heute noch, wenn von irgend einem gelehrten oder ungelehrten Zauberer mit dem nötigen Selbstbewußtsein und entsprechender Reklame die Probe auf den sogenannten gesunden Menschenverstand gemacht wird, und heiße der Zauber Nackenhaare oder Heilmagnetismus, er immer wieder ein Heer von Gläubigen um sich sammeln wird, weil die Kranken den Ertrinkenden zu vergleichen sind, die bekanntlich nach einem Strohhalm greifen, an sich ein Bild, welches für den größten Mangel an gesundem Menschenverstand spricht, da ein Strohhalm noch nie vor dem Ertrinken bewahrt hat. Und doch wird dieser bange Griff nie aufhören in der Todesangst und im Ueberdruß bei langwierigen Krankheiten. Aber die Zahl derer, die sich durch Schwindel und Reklame einfangen lassen, ist heute größer als je, dank der jetzigen Gesetzgebung des Deutschen Reiches. Und wenn auch dieser Hang der Menschen immer bleiben wird und viele Schwindler trotz der alten Gesetzgebung ihr Wesen treiben konnten, so ist doch eine Einschränkung des Unwesens nötig aus denselben Gründen wie gegen den Wucher; denn obschon das Wuchergesetz das entsprechende Unwesen auch nicht tilgt, vermindert es doch wesentlich dessen Gemeinschädlichkeit. Kluge, logische Leute brauchen das letztere Gesetz so wenig als das erstere. Es giebt aber noch immer sehr viele, für welche beide Gesetze sehr nötig sind.

Digitized by Google

habe. Wenn die Stützen des logischen Gebäudes richtig sind, das heißt in den Naturwissenschaften die Analogieschlüsse sich streng an Beobachtungen halten, so werden auch die Ergebnisse richtig bleiben.

Dafür legt die Entdeckung der ersten krankmachenden Pilze, des Achorion Schoenleinii (durch Schönlein 1839) und des Soorpilzes (durch Berg, Gruby und Langenbeck 1840 unabhängig voneinander entdeckt) glänzend Zeugnis ab. Sofort schlossen Henle und Pfeuffer (in ihrer Zeitschrift für rationelle Medizin), daß alle akuten Infektionskrankheiten durch Parasiten bedingt sein müßten, und sie haben mit ihren Ausführungen recht behalten, obschon die Beobachtung erst 40—50 Jahre später die Beweise bringen konnte.

Wiederholt ist von kritischen Medizinern unsrer Zeit der Satz geschrieben worden, daß zwar die alten Systeme und großen Irrtümer überwunden, aber viele kleine an deren Stelle getreten seien, und daß vielleicht in wieder hundert Jahren das heutige Wissen ebenso hart beurteilt werden könne, wie heute die alte Zeit. Das muß zur Selbstprüfung mahnen, aber die Prophezeiung ist nicht zu fürchten; denn diese Systeme beruhten nicht auf Irrtümern der Beobachtung, die natürlich immer vorkommen werden, sondern waren nur Phantasie. Wo durch Beobachtungen ein festes Wissen im Altertum oder in letzten Jahrhunderten erreicht wurde, da steht es auch heute noch fest.

Uneingeschränkt tönt noch heute das Lob eines Leopold v. Auenbrugger in Wien (Erfinder der Perkussion), eines Wichmann (Hannover), eines Johann Peter Frank in Halle, eines Autenrieth in Tübingen und vieler andrer für ihre damaligen wissenschaftlichen Funde, aber es fällt auch für einige von ihnen das Lob wieder weg, wo sie zu philosophieren begannen.

Die wissenschaftliche Arbeit hat in der Medizin seit etwa hundert Jahren eine so völlig andre auf Beobachtung begründete Richtung genommen, daß die neuen Thatsachen so wenig verwischt werden können, als es mit den anatomischen Forschungen der letzten Jahrhunderte geschieht.

Der Anstoß zum Besseren ging von der pathologisch-anatomischen Forschung aus und kam aus Italien und Frankreich. Man hat, um die Unterschiede der Forschungsrichtung kurz zu bezeichnen, die Arbeit in Morgagnis großem epochemachenden Werk (de sedibus et causis morborum 1761) als Regionismus bezeichnet, weil er in der Regio corporis — der Körpergegend — die Veränderungen, welche die Krankheiten hinterlassen, suchte, während die französische Forschung (von Corvisart, dem Chefarzt der Napoleonischen Armeen, Bichat und seinen ausgezeichneten Schülern Laenec und Dupuytren) ihre Aufmerksamkeit auf die Organe richtete und deswegen kurz Organizismus genannt wurde.

Wesentlich auf dieser Grundlage arbeitete die Wiener Schule weiter unter dem berühmten Rokitansky, während in Berlin durch Benutzung des Mikroskopes und die Anwendung aller Hilfsmittel der Physik und Chemie eine neue Richtung begründet wurde. Hier waren es Johannes Müller und seine Schüler, Schleiden und Schwann, welche die Zelle als Grundsubstanz bei

Digitized by Google

Pflanze und Tier entdeckten, und vorzugsweise der größte Schüler von Johannes Müller, der Heros der medizinischen Wissenschaft Rudolf Virchow, welche die neuen Wege ebneten. Das Verdienst dieser Männer besteht darin, in der Zelle als der Organe und des Organismus Grundsubstanz das Leben und Vergehen, das Gesund- und Kranksein gesucht zu haben. Virchow selbst und seine zahlreichen ausgezeichneten und berühmten Schüler und die andern deutschen pathologischen Anatomen, die wir nicht nennen können, weil das Abwägen von Verdiensten, wenn es sich um Lebende oder vor kurzem Verstorbene handelt, bei einer solchen Gelegenheit nicht angebracht ist, gründeten im Lauf der letzten fünfzig Jahren den Bau der Cellularpathologie, die Hunderte von ungelösten und rätselhaften Fragen erschöpfend klärte und heute die Grundlage bildet für die gesamte medizinische Wissenschaft.

Unwillkürlich muß jeder, der die Monadentheorie in der Philosophie von Leibniz kennt, an die Analogie mit der heutigen Zellenlehre denken. Wenn man jedoch jene Sätze des geistreichsten Menschen seiner Zeit weiter liest, hört die Zustimmung auf, weil die Detailforschung unsers Jahrhunderts so völlig anders entschied, als selbst dieser große Mann aus logischer Deduktion vermutet hatte, aber auch ganz anders, als die kleineren Geister, welche fünfzig Jahre später an der Berliner Akademie diese Theorie zerpflückten.

Mit der Vertiefung der Wissenschaft wurde die Arbeit immer umfangreicher und zweigten sich deshalb von den Fächern der medizinischen Fakultäten des achtzehnten Jahrhunderts — den Professuren der Therapie, der Pathologie und der Anatomie-Chirurgie — im Laufe des neunzehnten viele neue ab, von denen heute jedes einzelne die Arbeitskraft eines Dozenten ganz in Anspruch nimmt und in denen die Deutschen, ohne einen unbescheidenen Anspruch zu erheben, in vielen die Führung übernahmen und in allen Hervorragendes leisteten. So haben sich von der Anatomie abgetrennt die Physiologie, wo wir von Deutschen nur zwei als Beispiele nennen wollen: Helmholtz und Carl Ludwig; ferner die Histologie und die Embryologie; von der Pathologie trennten sich ab die pathologische Anatomie und Psychiatrie, von der Therapie die Pharmakologie; von der Chirurgie die Geburtshilfe und Gynäkologie, die Ophthalmologie und die Otiatrie. Ferner sind ganz neu erstanden die Hygiene, die Bakteriologie und die Dermatologie. Alle operativen Fächer, insbesondere die Chirurgie, Geburtshilfe und Gynäkologie, haben unter dem Segen, den die großen Wohlthäter des Menschengeschlechtes — Semmelweis und Lister — stifteten, und nach der Einführung der Narkose eine noch vor dreißig Jahren selbst von Fachmännern nicht für möglich gehaltene Leistungsfähigkeit gewonnen.

Welche Errungenschaften haben die wissenschaftliche Hygiene eines Pettenkofer und die erst zwanzig Jahre bestehende Bakteriologie eines Robert Koch schon gebracht, welcher letztere gerade, weil nach dem Tode Pasteurs von französischen Autoren wiederholt für diesen zu viel in Anspruch genommen wird, als der eigentliche Begründer der modernen Bakteriologie hervorgehoben werden muß.

Digitized by Google

Ebenso gewiß, als die Beweise von Pasteur für die Art und das Wesen der Gärungsvorgänge und seine künstlichen Nährböden aus unorganischen Substanzen Entdeckungen waren, die eine neue Zeit eröffneten und ihren Entdecker mit Recht bei den Unsterblichen der französischen Nation, im Pantheon, betteten, so ist es doch unleugbar, daß die damalige Bakteriologie mit den flüssigen Nährböden trotz der feinen, scharfsinnigen Einrichtungen und Apparate auf einem toten Punkte angelangt war und die ganze Methodik von Robert Koch mit den festen Nährböden, mit der systematischen Isolierung der Keime und der strengen Beweisführung ihrer Wirkung eine neue Welt entdecken lehrte. Es entspricht der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht, wenn man die Verdienste von Robert Koch in Beziehung auf die heutige Bakteriologie an die zweite Stelle setzt.

Als Robert Koch 1882 den Tuberkelbazillus demonstrierte und seine Methode veröffentlichte, war es der sechste pathogene Keim, den man kennen lernte. Seitdem sind über achthundert wohl charakterisierte pathogene und nicht pathogene Mikroben durch diese Methode entdeckt worden.[1])

In den Naturwissenschaften und der Medizin ist das frühere Defizit der Deutschen mehr als ausgeglichen worden, und stehen in der ganzen Welt, selbst bei Neidern und Feinden heute ihre Leistungen im höchsten Ansehen. Nur weil Stolz grundsätzlich ein falsches Wort ist, wo es sich um Verdienste andrer handelt, wollen wir es unausgesprochen lassen und nur der innigen Freude Ausdruck geben, die jeden Deutschen beseelen darf. Dieses Gefühl muß auch jeden erheben, welcher die Leistungen der Chemie auf der diesjährigen Weltausstellung in Paris sah. Die schlichte aber geschickte Zusammenstellung der von deutschen Chemikern gefundenen und dargestellten Präparate spricht ein lautes Lob für die Schulen der Chemie und nicht minder für die Lehrer der Physik und Technik die große Reihe wunderbarer Maschinen, von derjenigen Lindes zur Herstellung flüssiger Luft bis zu dem zauberhaften Riesenrad der Elektrodynamomaschine, dem größten der Ausstellung (von der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft Berlin), dessen Bewegung man nicht sieht, dessen Gang man nicht hört, sondern nur am Luftzug bemerken kann, und das in aller Stille an Energie 4500 Pferdekräfte zur Verfügung stellt, ungefähr ebensoviel als die Wasserwerke der Rhone bei Genf oder als die Wasserwerke des Rheins bei Rheinfelden.

Wir haben schon oben auseinandergesetzt, welche Bedeutung die Anforderung eigner Forschung für die Lehrer und der Hinweis auf selbständige Bethätigung an die Schüler für den Fortschritt der Wissenschaften eingebracht hat, und nach der Summe der Jahrhundertarbeit hat Deutschland allen Anlaß, diese Entwicklung der Hochschulbildung sorgfältig zu bewahren; denn daß zum Beispiel heutigen Tages die größten Chemiker gerne Hochschullehrer sind und bleiben wollen, ist

---

[1]) Genau beträgt die Zahl der bis jetzt bekannten Mikroben der „Kralschen Sammlung von Mikroorganismen in Prag" 840 und der Zuwachs im Jahre 1899 mehr als vierzig Arten.

Digitized by Google

für den Wohlstand und das internationale Ansehen von höchstem Wert, nimmt doch die chemische Industrie Deutschlands zurzeit mit mehr als 320 Millionen Mark (genau 328 im Jahre 1890) jährlichem Export eine der ersten Stellen unter den Ausfuhrindustrien ein. Das kann nur so bleiben, wenn in diesen Fächern die Intensität des Unterrichtes gefördert und nichts zugelassen wird, was dieselbe schmälert.[1]) Die fremden Fachgenossen wundern sich, wenn sie die deutschen Universitätseinrichtungen studieren, am meisten über die große Zahl der wöchentlichen Lehrstunden, und wir können uns eines Staunens nicht enthalten, zu hören, daß zum Beispiel in Paris, dieser Zentrale der medizinischen Wissenschaft, alle Kliniken nur zweimal wöchentlich je eine Stunde abgehalten werden.

Auch die Zahl der Studierenden der Medizin ist gegenüber dem achtzehnten Jahrhundert völlig verändert. Damals war die medizinische Fakultät stets am schwächsten besucht, oft verschwindend gering gegen die drei andern.

Diese Erscheinung ist einfach zu erklären, doch keineswegs, wie es schon vermutet wurde, durch die größere Wohlhabenheit und die gesteigerte Körperwertung allein, sondern durch das Eingehen der ehemaligen Chirurgenschulen, welche bis in das jetzige Jahrhundert bestanden und früher weit mehr Praktiker ausbildeten als die Fakultäten.

Es ist ein pietätvoller Rückblick, dem diese Rede gewidmet sein soll und dabei zunächst Rücksicht zu nehmen auf diejenige Anstalt, der wir selbst angehören.

Auch hier dürfen alle Beteiligten mit der Summe der Jahrhundertarbeit sehr zufrieden sein, weil ein Aufblühen in jeder Richtung zu stande kam, wie binnen fast fünfhundert Jahren noch nie. Alle Angehörigen der Universität Leipzig wissen, daß wir diese Entwicklung der warmen Fürsorge und persönlichen Anteilnahme des Königs Johann, der selbst ein Gelehrter war, und der noch größeren Huld und Gnade unsers jetzigen erlauchten Rector magnificentissimus Sr. Majestät des Königs Albert zu danken haben, welcher persönlich und durch die Regierungsorgane der Universität allezeit in einer nicht zu übertreffenden Weise wärmste Förderung und Aufmunterung zu teil werden läßt. Die reichliche Ausstattung mit Instituten und allen nötigen Hilfsmitteln und die fleißige darin geleistete Arbeit haben aber auch die Universität in eine so angesehene Stellung gebracht, daß sie als ein ruhmvolles Denkmal für königliche Fürsorge und zum Segen des Landes, das die Mittel spendet, dasteht.

Ueberblicken wir schließlich, welchen Einfluß die Naturwissenschaften und Medizin auf die allgemeine Kultur geübt haben, so ist derselbe augenscheinlich großartig, denn sie haben die Welt umgestaltet und haben, was noch vor hundert

[1]) Zur letzten Kategorie gehört selbstredend die Kreierung des Titels als Dr. ingenieur durchaus nicht; denn wo die intensive Arbeit geleistet wird, ist gleichgültig. Aber ob das Gesetz der Kollegiengeld-Steuer in Preußen nicht mindernd auf die Intensität des Unterrichts wirken wird, muß abgewartet werden.

Digitized by Google

Jahren als ein phantastischer Traum gegolten hätte, zur Wahrheit gemacht. Der Fortschritt ist auch bei der Medizin großartig, wenn auch oft nicht spürbar, oft bestritten, weil hier der alte, aber unlogische menschliche Hang, von der Einzelerfahrung auf das Ganze zu schließen, manchen unbilligen, ja ungerechten Abzug an der großen Summe des Guten bedingt. Die Weltseuchen, diese Würgengel des Menschengeschlechtes, welche jedesmal, wenn sie auftraten, die Länder entvölkerten, haben ihren Schrecken verloren, trotzdem der riesige Verkehr die Gefahr der Uebertragung vergrößert. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß die Leistung der wissenschaftlichen Hygiene im Jahr 1892, als die Cholera in Hamburg war und trotz Aufrechthaltung des Verkehrs von den umliegenden Städten, insbesondere von Berlin, fern gehalten wurde, einen unvergeßlichen Erfolg darstellt. Was ist es heute eine Wohlthat, daß man mit aller Gemütsruhe in der Zeitung lesen kann: die Pest ist in Oporto, ist in Glasgow, ist in London. Welcher Fortschritt gegen früher, wo man sie nicht zu bekämpfen verstand und schon bei der ersten Kunde ihres Auftretens Todesangst die Menschen ergriff, weil die dumpfe Ahnung sich verbreitete, daß nun Hunderttausende zum Opfer fallen werden. Die schlimmste unter den Volksseuchen, weil ihre Uebertragbarkeit am größten ist, die Pocken, haben durch die Impfung ihren verderblichen Einfluß auf die Kinderwelt eingebüßt und die riesige Volksvermehrung erst ermöglicht, welche eine Signatur unsers Zeitalters ist; die Diphtherie, welche für die Kinder eine ähnlich schlimme Bedeutung erlangte, ist durch ein von Behring ingeniös aufgefundenes Impfmittel mit glänzendem Erfolg zu bekämpfen und wird wahrscheinlich in ein bis zwei Generationen ihren bösartigen Charakter verloren haben. Solcher auf streng wissenschaftlicher Forschung errungener spezifischer Impfmittel, die als ausgeprüft bezeichnet werden können, besitzen wir noch eines gegen die Tollwut (Lyssa) von Pasteur, und auf einige weitere kann man hoffen, welche jedoch der Prüfung erst noch bedürfen.

Mit unermeßlichem Triumph für den forschenden Menschengeist schließt das Jahrhundert ab; doch wollte man den höchsten Preis aller Wissenschaft in vermehrter Zufriedenheit und irdischer Glückseligkeit suchen, eher mit einem Defizit, weil, wie das oft mißbrauchte Schlagwort lautet, der Kampf ums Dasein schwieriger geworden ist.

Die Uebertragung des Begriffes Darwins „Kampf ums Dasein" auf die menschlichen Verhältnisse in Friedenszeiten ist in der Regel zu tragisch, weil er implicite für den Fall des Unterliegens das Nichtsein oder das Untergehen einschließt, und weil es sich selbst unter Tieren derselben Spezies zunächst nur um den Wettlauf um das Futter oder, kurz gesagt, um Futterneid handelt. Ein Kampf ums Dasein ist nur, weil sie die Nahrung darauf anweist, bei den Raubtieren vorhanden. Fassen wir also die Verhältnisse der gesitteten Menschen ins Auge, so ist die Versorgung mit Nahrung besser gesichert gewesen als in irgend einem früheren Zeitalter, indem die traurigen Zustände von Teuerung und Hungersnot in den letzten fünfzig Jahren Deutschland und Westeuropa nicht mehr heimgesucht haben.

Digitized by Google

Ueberall, auch in den arbeitenden Klassen, hat sich in Deutschland, wie die statistischen Zahlen beweisen, die Lebenshaltung gebessert. Nur weil die Ansprüche überall gestiegen sind, weil das Bewußtsein abhanden kommt, wie die früheren Zustände waren, wird die Thatsache oft verkannt, daß die gesamte Menschheit in hundert Jahren einen unübersehbaren Fortschritt gemacht hat, wie er in gleicher Größe sich nicht wiederholen kann.

Die Zufriedenheit des Einzelmenschen ist ein subjektives Gefühl und hängt ganz von seiner Gemütsverfassung ab, aber dazu hätten alle Anlaß, die nicht mit Nahrungssorgen oder Krankheit zu kämpfen haben. In den Wissenschaften führt sie, wie uns das Bild des achtzehnten Jahrhunderts zeigte, leicht zur Selbstzufriedenheit und ist deswegen nicht einmal ein Ideal, weil nur das Nichtbefriedigtsein den Ansporn giebt zum Verbessern.

Gehoben durch die Erinnerung an eine schöne Vergangenheit und voll froher Hoffnung auf die Zukunft, gehen wir dem neuen Jahrhundert entgegen.

Wenn das Schicksal zu mir träte
Und mich fragte ernsten Blicks:
„Sohn, was hast du dir erlesen,
Freud' an dem, so einst gewesen?
Oder Hoffnung künft'gen Glücks?“

Sieh, ich spräch': „Laß mich nicht wählen!
Keines darf im Leben fehlen,
Soll das Leben herrlich sein;
Nicht mit seinem milden Flimmer
Der Erinnerung Abendschimmer,
Nicht der Hoffnung Morgenschein!“ (Karl Förster.)

Auf Ihnen, meine Herren Kommilitonen, und der gesamten Jugend, die jetzt vor der Schwelle des selbstthätigen Lebens steht, und der nach menschlicher Voraussicht die Hälfte des neuen Jahrhunderts angehören wird, ruht unsre Hoffnung. Ihnen, m. H., übergiebt das zur Neige gehende Zeitalter ein großartiges Vermächtnis; denn was nur irgendwie durch Fleiß und Ausdauer, durch Geisteskraft und Tapferkeit geleistet werden kann, das ist von Ihrem Volk geleistet worden. Von einer jungen Generation erwartet die ältere nie, daß sie für das in Aussicht stehende Erbe mit Worten danke, sondern daß sie durch treue Pflichterfüllung sich des Erbes würdig erweise, indem sie das mühsam Errungene erhält und mehrt. Sie sollen ja Mitstreiter sein — aber nur in Werken des Friedens, weil diese allein eine Zukunft ohne drohende Wolken verbürgen und die vorhandenen am ehesten beschwören können. Dazu richten Sie allezeit Ihren Sinn darauf, daß jeder an seinem Teil zur Erhaltung des wissenschaftlichen, des innerlich-tüchtigen und arbeitsfreudigen, des sittlich-ernsten und mannesmutigen Ansehens, das heute die Deutschen genießen, beitrage. Die Bahn zum Entfalten Ihrer Kräfte in Werken des Friedens ist frei. Folgen Sie diesen Wegweisern und verbreiten Sie diese Grundsätze, damit in wieder hundert Jahren auch für Sie und die Ihnen folgenden Generationen der Ruhm gespendet werden kann: „Sie haben ihre Pflicht erfüllt.“



Digitized by Google

Marie Antoinette.

Von

Professor Dr. **Frantz Funck-Brentano.**

II.
Ihr Prozeß und ihr Tod.[1])

Der 14. Juli 1789 hat Frankreich dem Aufruhr erschlossen. Die Idee Taines ist tief wahr: es ist der Sieg des Jakobinertums. In dem Maße wie die Geschichte genauere Aufschlüsse erhalten und unparteiischer werden wird, wird die Auffassung des großen Geschichtschreibers durch neue Beweise gestützt und bestätigt werden. Begünstigt durch die Unruhen ließ eine Handvoll Individuen, unter denen kaum irgendwelche anständige Leute gewesen zu sein scheinen, ganz Frankreich über die Klinge springen.

Am 6. Oktober ziehen brüllende Horden von Paris nach Versailles. Heutzutage würden einige Salven mit dem Repetiergewehr, wie man sie von Zeit zu Zeit erlebt, derartige aufrührerische Rotten zerstreuen. Es würde zu weit führen, hier auseinanderzusetzen, wie es in der Tradition und im Wesen selbst der königlichen Gewalt lag, thatenlos zuzusehen. Die Horden stürmten das Versailler Schloß. Die Frauen, mit von Staub und Schweiß zusammenklebenden Haaren, verlangten schreiend „die Gedärme der Königin“; „Madame, retten Sie die Königin!“ ruft einer der Kammerfrauen ein Gardist zu, der mit blutbeflecktem Gesicht herbeistürzt. Am nächsten Tage schleppte der Pöbel die königliche Familie nach Paris. Der Wagen fährt langsam. Um ihn her schwirren Anzüglichkeiten, Spottreden, Zoten. Von dem Bock der Karosse herab, in der Marie Antoinette und ihr Kind sitzen, belustigt der Schauspieler Beaulieu die Menge und verhöhnt die Königin mit seinen Possenreißergrimassen. Marie Antoinette sitzt mit trockenen Augen, stumm und unbeweglich da; sie scheint in Träumereien versunken. „Ich habe Hunger,“ sagt der Dauphin; da bricht sie in Thränen aus.

Die königliche Familie befindet sich in den Tuilerien. Am 20. Juni 1790 wiederholen sich die Scenen jenes Oktobertags. Es ist halb fünf Uhr. Rufe, Schreie ertönen, ein Lärm wie das Rollen des Donners. Alles wird von einer Flut von Schreien, Eisen und Blut überschwemmt. Die Nationalgardisten haben

---

[1]) Protokoll vom 6. Oktober 1793 über die im Temple gegen Marie Antoinette im Namen des Pariser Gemeinderats geführte Untersuchung; Archives nationales, II, 1381. — Die zeitgenössischen Zeitungen. — Maurice Tourneux, Marie-Antoinette devant l'histoire. — G. Lenotre, Marie-Antoinette, la captivité et la mort. — Emile Campardon, Marie-Antoinette à la Conciergerie. — Relation de l'exécution de Marie-Antoinette, veröffentlicht von Paul Cottin in der „Revue rétrospective“, XVII, 72. — G. Chaix d'Est-Ange, Marie-Antoinette et le procès du Collier, suivi du procès de la reine Marie-Antoinette. — Edmond und Jules de Goncourt, Histoire de Marie-Antoinette. — Pierre de Nolhac, La reine Marie-Antoinette.

Digitized by Google

gerade noch Zeit, die Königin in den Sitzungssaal fortzubringen. Sie stellen den großen Tisch vor sie und ihre Kinder. Zwischen ihr und diesen von Wut und Wein violetten Gesichtern, diesen ausgestreckten Fäusten, diesen bebenden Piken ist nur die Breite zweier Bretter. „Die Königin steht aufrecht," schreiben Edmond und Jules de Goncourt, „Madame ihr zur Rechten, sich an sie pressend. Der Dauphin, der seine großen Augen öffnet, wie die Kinder, ist links von ihr. Die Männer, die Frauen, die Piken, die Messer, die Schreie und Beschimpfungen — alles wälzt sich gegen die Königin. Einer von diesen Kannibalen zeigt ihr eine Rute mit der Aufschrift: Für Marie Antoinette; ein andrer einen Galgen mit einer weiblichen Puppe; ein andrer hält der Königin, die den Blick nicht senkt, auf einem Brett ein blutendes Stück Fleisch von der Form eines Herzens vor die Augen. Brutal hat man der Königin und ihrem Sohn rote Mützen auf den Kopf gesetzt." Frauen mit fliegendem Haar schleudern ihr Gemeinheiten ins Gesicht. Marie Antoinette antwortet mit ruhiger Stimme: „Habt ihr mich jemals gesehen? Habe ich euch irgend etwas Böses gethan? Man hat euch getäuscht, ich bin Französin. Ich war glücklich, als ihr mich liebtet." Und siehe da, beim Klang dieser sanften, traurigen Stimme, unter dem Blick dieser traurigen, schönen Augen, vor dieser Seelenruhe, die den Sturm beschwichtigt, läßt die verblüffte Wut nach. Mitleid öffnet die Herzen. Die Menschlichkeit ergreift wieder Besitz von dem Pöbel. Diejenigen Frauen, welche mit vorgestrecktem Halse ihr ihre Schmähungen entgegenschleuderten, verstummen. Sie sind still und fühlen ihre Thränen fließen. „Diese Frauen sind betrunken!" brüllt der wackere Santerre, die Achseln zuckend. Er kommt näher, stützt die Ellbogen auf den Tisch und grinst, aber plötzlich schließen sich auch seine Lippen. Die Königin hat auch ihn mit ihrem ruhigen und tiefen Blick angesehen. Und um sich Haltung zu geben, sagt er, auf den Dauphin zeigend: „Nehmt dem Kinde da die Mütze ab. Seht, wie warm ihm ist!" Der arme Kleine, der am nächsten Tage, als alles im Schlosse zu den Waffen greift, fragt: „Mama, fängt Gestern wieder an?"

Bald darauf sagte Marie Antoinette: „Sie werden mich töten, was wird aus meinen Kindern werden?"

Unter ihren Fenstern werden schmutzige Bilder verkauft und ausgerufen, die gegen sie gerichteten, mit dem Schlamm der Gosse geschriebenen Pamphlete. Die Assemblée hat Sorge getragen, dem Volke die Terrasse der Feuillants zu überlassen. Was für einem Volke! Man weiß, daß es einen guten Gebrauch davon machen wird. Vom Morgen bis zum Abend sind dort so schändliche Zurufe zu vernehmen, daß die Königin zweimal genötigt ist, sich zurückzuziehen. Einige Male will sie in ihrer Energie in den Garten hinuntergehen, zu ihrem Volke sprechen: „Ich will ihnen sagen, daß ich sie liebe, daß ich Französin bin. Ich sollte die Franzosen nicht lieben! — ich, die Mutter eines Dauphins!" Dann beginnen ihre Illusionen sie wieder zu verlassen. Die Arbeit der Verleumdung ist bereits zu weit gediehen. Don Basilio hat tausend Münder. Er hat die Tribüne der Assemblée. Was vermag eine einzelne Frauenstimme in dem Sturm?

Digitized by Google

Am 10. April 1792 forderte Robespierre vom Konvent Marie Antoinettes Versetzung in Anklagezustand. Die Gerechtigkeit verlangt, ihm den Ruhm der Initiative zu dieser revolutionären Verteidigungsmaßregel zu lassen. Am 10. August flüchten sich Ludwig XVI. und seine Familie, vom Aufruhr bedrängt, in den Schoß der Assemblée. „Ich bin hierher gekommen," sagte der König, „um ein großes Verbrechen zu verhindern." Er befand sich links vom Präsidenten. Marie Antoinette hatte den Dauphin neben sich sitzen. „Er soll an die Seite des Präsidenten gebracht werden," ruft eine Stimme. „Die Oesterreicherin ist seines Vertrauens unwürdig!" Ein Huissier ergreift das Kind, das vor Schrecken weint und sich an den Röcken seiner Mutter festhält. In der Nacht des 10. August siedeln der König und die Seinen zu den Feuillantinern [1]) über. Beim Schein der an der Spitze der Gewehre befestigten Kerzen — einem flackernden Schein, der den blutigen Stahl der Piken sehen läßt — ging die Königin langsam zwischen den dicht gedrängten Reihen der Menge, aus denen der Refrain erklang:

„Madame Veto avait promis
De faire égorger tout Paris." [2])

Mit Mühe hielten die Schildwachen den Pöbel im Zaum. Wenn eine der Frauen der Königin an den Thüren der in Eile möblierten Zellen des alten Klosters erschien, wurde sie mit Gebrüll zurückgescheucht. Das Volk schrie unter den Fenstern: „Tod der Königin!" — „Jedesmal, wenn ich die Augen auf dieses Gitter richtete," sagt ein gewisser Dufour, dessen Beruf man nicht kennt, „glaubte ich in einer Menagerie zu sein und die Wut der wilden Tiere zu sehen, wenn sich jemand vor ihren Käfigen zeigt." Marie Antoinette lag im Bette, als die Rufe: „Werft uns ihren Kopf herunter!" noch zu ihr drangen.

Am 12. August beschloß die gesetzgebende Versammlung unter dem jakobinischen Druck, dem Pariser Gemeinderat die Sorge für die Unterbringung des Königs und für die Regelung der Einzelheiten seines Lebens zu überlassen. So war also Marie Antoinette in guten Händen, die auch bald eine besondere Sorgfalt für sie entwickeln.

Am 13. August 1792 wurde die Königin mit ihrem Gemahl, ihren Kindern, der Prinzessin de Lamballe, Mademoiselle de Tourzel in den kleinen Turm des Temple übergeführt. Aber bereits am 19. August erscheinen zwei Kommissäre der Stadtverwaltung, um zur Entfernung aller Personen, die nicht zur „Familie Capet" gehören, zu schreiten. Manuel spricht von dem schwerfälligen Troß, den

[1]) Es handelt sich hier um ein in der Nähe der Tuilerien gelegenes altes Gebäude, das ehemals den Feuillantinermönchen als Kloster gedient hatte und in dem während der Revolution ein 1790 von den Gemäßigten gegründeter Klub seine Sitzungen hielt.

[2]) „Madame Veto hatte angekündigt, daß sie ganz Paris erwürgen lassen werde." — Ludwig XVI. besaß das Recht, in zwei Legislaturperioden gegen die Ausführung der von der Assemblée nationale votierten Gesetze Einspruch zu erheben. Dieses sehr unpopuläre und von den Revolutionsmännern heftig bekämpfte Vetorecht trug ihm und der Königin beim Volke den Namen Monsieur und Madame Veto ein.

eine königliche Familie mit sich führt. „Ich werde Ihnen," sagt er zur Königin, „einige Frauen meiner Bekanntschaft zu Ihrer Bedienung geben." Marie Antoinette erwidert, daß sie deren nicht bedürfe; sie und ihre Schwägerin wollen sich gegenseitig bedienen.

„Sehr gut, Madame, Sie brauchen sich nur selbst zu bedienen, Sie werden sich so nicht mit der Wahl zu quälen brauchen."

Aufseher werden bei Marie Antoinette aufgestellt, die sie vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen belauern. „Keine Gebärde, kein Wort, kein Blick, nichts mit einem Wort, was nicht seine Zeugen und seine Angeber hat. Keine Sekunde, wo sie mit sich selbst, wo sie mit ihrer Familie allein ist. Immer diese Männer um sie herum, die ihre Augen, ihre Lippen, ihr Stillschweigen belauern! Immer diese Männer, die sie bis in ihr Zimmer verfolgen, wohin sie sich retten will, um ihr Kleid zu wechseln! Selbst die Nacht über halten die Munizipalbeamten im Vorzimmer Wache, wo sich eben Madame de Lamballe schlafen gelegt hat, und die Königin wird selbst im Schlafe überwacht." [1])

In allen Stockwerken waren Marseiller aufgestellt. Sie sangen lustig, wenn die Königin aus dem Garten heraufkam:

„Madame à sa tour monte,
Ne sait quand descendra." [2])

Dieser Spaziergang im Garten, den die Königin sich der Gesundheit ihrer Kinder zuliebe auferlegte, war eine Marter. Unten im Turm bliesen ihr die beiden Gefangenwärter, Risbey und Rocher, den Rauch ihrer Pfeifen ins Gesicht. Die Munizipalgardisten, rittlings auf ihren im Kreise aufgestellten Stühlen sitzend, lachten, wenn sich infolge des Tabakgeruchs ihr Gesicht verzog. Sie verfolgten mit den Augen den bläulichen Rauch der Pfeifen, der in ihr reiches blondes Haar drang und als leichter Dunst wie ganz feine Watte wieder hervorkam. Die Soldaten im Garten hatten Befehl, sich vor ihr augenfällig den Kopf zu bedecken. Die Kanoniere fingen an herumzutanzen, das „Ça ira!" singend, und die Arbeiter, die an ihren Kerkermauern arbeiteten, sagten ganz laut, daß sie ihre Werkzeuge noch lieber dazu verwenden würden, ihr den Kopf einzuschlagen.

Die vom Gemeinderat gegebene Instruktion war genau abgefaßt. Wer bei der Königin eintrat, mußte seinen Hut auf dem Kopf behalten. „Ich sah bei der Königin," schreibt Lepitre, „einen gewissen Mercerau, einen Steinschneider, im schmutzigsten Aufzug sich auf einem Lampaskanapee ausstrecken, auf dem die Königin gewöhnlich saß; er rechtfertigte das mit dem Prinzip der Gleichheit. Die Munizipalgardisten kamen systematisch herein, um sich in die Fauteuils vor dem Kamin zu setzen, die Füße auf den Feuerböcken, derart, daß den Prinzessinnen keine Möglichkeit blieb, sich zu wärmen."

---

[1]) Edmond und Jules de Goncourt, Histoire de Marie-Antoinette, Seite 382 f.

[2]) „Madame steigt in ihren Turm hinauf, weiß nicht, wann sie wieder herunterkommen wird." Refrain des bekannten, damals vielgesungenen Liedes „Malbrough s'en va-t-en guerre".

Digitized by Google

Die schmutzigsten Schmähschriften, die gegen sie veröffentlicht wurden, die Pamphlete Boussenards, das „Ménage royal en déroute“, die „Tentation d'Antoine et son cochon“, wurden am Fuß der Mauern ausgerufen. „Alle diese gegen die Königin verübten Gemeinheiten,“ schreiben die Brüder Goncourt, „übersteigt eine schmachvolle Gemeinheit, die noch kein Volk, keine Zeit gegen das Schamgefühl einer Frau gewagt hatte: es ist keine andre Retirade für die Prinzessinnen vorhanden als die der Munizipalgardisten und der Soldaten.“

Und dennoch schien ihr das Leben erträglich, solange sie mit ihren Kindern zusammen war. Sie kam immer, um beim Abendessen ihres Sohnes zugegen zu sein. Wenn zufällig die Munizipalgardisten etwas entfernt waren, ließ sie ihn in der Eile, ganz leise, ein Gebet sprechen. Dann brachte sie ihn zu Bett und wachte bis 9 Uhr bei ihm. Hierauf wurde beim König das Abendessen aufgetragen. Nach dem Essen kam sie wieder zum Bett des Kindes zurück bis zu der späten Stunde, wo sie der Schlaf befiel.

Die Königin hatte immer eine Vorliebe für das Sticken gehabt. Diese Arbeit war ihr eine Wohlthat während der langen Stunden. Ohne Zweifel bemerkte man, daß sie daran zu viel Freude hatte, denn ein Befehl des Stadtrats machte dem ein Ende. Hinter diesen Stickereien, sagte der Gemeinderat, steckte ohne Zweifel eine Korrespondenz in Bilderschrift.

Die Reden und Abhandlungen über die Schrecken der Bastille waren eines der erfolgreichsten Themen der Revolutionäre. Die Geschichte der Bastille ist in Seiten geschrieben worden, die keinen Widerspruch gefunden haben.[1]) Der König würde dort niemals den Schlimmsten aller Schurken so zu behandeln gewagt haben, wie die Revolutionsregierung die Königin von Frankreich behandelt hat.

Ihrer Stickereien beraubt, verlegte sich Marie Antoinette auf Flickarbeiten. Und in der That machte sich das Bedürfnis danach geltend. Der Dauphin schlief auf durchlöcherten Leintüchern. Auch besserte sie den Anzug des Königs aus, während er im Bette lag.

Die Königin war des Morgens, ebenso wie ihre Schwägerin und ihre Tochter, in weißen Barchent gekleidet. Ihre Kopfbedeckungen waren aus weißem Linon. Mittags legten sie ihren einzigen Staat an: ein braunes, geblumtes Leinenkleid.

Am 12. September 1792 wurde die Republik proklamiert. Wenige Tage danach erhielt die Gefangene Wäsche, die vorher für sie bestellt worden war. Die Näherinnen hatten ihre Anfangsbuchstaben mit der Königskrone darüber hineingestickt. Und die neuinstallierte Regierung der Republik machte sich das sinnreiche Vergnügen, die Königin zu zwingen, mit eignen Händen die Kronen aus der ihr gebrachten Wäsche zu entfernen.

„Die Königin, die krank gewesen war,“ schreibt Turgy, „und keine Nahrung

---

[1]) Siehe meinen Artikel „Das Leben in der Bastille“ im April-Heft der „Deutschen Revue“ 1898, Seite 84 f.

Digitized by Google

zu sich genommen hatte, ließ mir sagen, ich möchte ihr Bouillon zum Abendessen bereiten lassen. In dem Augenblick, wo ich sie ihr hinreichte, erfuhr sie, daß die Frau Tison — die in ihrem Gefängnis als Aufseherin angestellt war — gleichfalls unpäßlich sei. Sie befahl, dieser die Bouillon zu bringen. Ich bat darauf einen der Munizipalgardisten, mich in die Küche zu führen, um dort eine andre Bouillon zu holen. Keiner von ihnen wollte mich dahin begleiten." Die kranke Königin legte sich nüchtern zu Bett.

Diese Frau Tison spielte bei Marie Antoinette eine schmachvolle Rolle. Sie hatte sich in ihr Vertrauen eingeschlichen, um sie zu verraten. Ihre Angebereien brachten die, welche das Los der Gefangenen gerührt hatte, ins Verderben. Eines Tages aber stürzte sich plötzlich die Frau Tison der Königin zu Füßen, sie um Gnade anflehend. Die Natur nahm ihre Rache, die Reue machte sie wahnsinnig. Man mußte die Frau, die fortwährend ein Gebrüll ausstieß, in eine Irrenanstalt bringen. Und Marie Antoinette, die ihre Angebereien und ihre schrecklichen Folgen erfahren hatte, erkundigte sich voll Mitleid nach ihrem Zustand.

Die Familie war am 3. September beim Mittagessen. Der König steht auf. Man hört Lärm, woran sich die Gefangenen bereits zu gewöhnen begannen — das Volk tobt. Sie verlangen die Königin am Fenster zu sehen. Die Unglückliche geht hin, als plötzlich der Munizipalgardist Menessier vor sie stürzt, sie zurückstößt und die Vorhänge vorzieht. Aber da sein Volk nach ihm ruft, so will Ludwig XVI. vor ihm erscheinen. Die Vorhänge werden zurückgezogen. Marie Antoinette stößt keinen Schrei aus, aber ihr Blick hat einen furchtbar starren Ausdruck angenommen; es ist der Blick einer Wahnsinnigen. Auf der Spitze einer Pike hält man ihr das fahle Haupt der Prinzessin de Lamballe entgegen. Das Volk wollte, daß sie ihre Freundin ein letztes Mal küsse ... „Zwei Individuen," schreibt der Maler Daujon, der sich damals am Fuße des Turmes befand, „schleppten einen nackten Körper ohne Kopf, mit dem Rücken gegen den Boden gewendet, den Leib offen bis zur Brust, an den Füßen daher. Am Fuß des Turmes wird der Leichnam mit Pomp zur Schau gestellt und die Glieder mit einer Art Kunst und einer Kaltblütigkeit, die den Betrachtungen eines Weisen ein weites Feld läßt, zurechtgelegt."

Die liebliche, anmutige Prinzessin de Lamballe war in dem Augenblicke, in dem die Kerkermeister sie aus dem Untersuchungsgefängnis frei ließen, mit Hammerschlägen getötet worden. Ihr schöner, zarter, weißer Körper erlitt ruchlose Verstümmelungen. Der Kopf wird vom Rumpf getrennt. Der Sieger trägt ihn mit seinen Kameraden in einen Weinladen. Einen Trunk für die Patrioten! Der Kopf wird auf den Ladentisch gelegt. Die Gläser werden rund um ihn herum gestellt. Diese Revolutionsmänner hatten ihre eignen Ideen. Die blonden Locken, die von Blut kleben, fallen über die finsteren offenen Augen, über die großen, meergrünen Augen herunter; die Züge sind langgedehnt, das Fleisch fahl und schlaff, und das Licht gleißt in den kleinen Gläsern, die, im Kreise herumstehend, mit dem Funkeln der goldigen Flüssigkeit einen heiteren Glorienschein um den Kopf bilden.

Digitized by Google

Einer hatte so das Haupt ergriffen, ein andrer hatte aus der aufgeschlitzten Brust das Herz herausgerissen und verzehrte es frisch, wie es war, noch zuckend! Es wäre ein feines und zartes Fleisch, sagte er! Dieses Verzehren eines frischen, noch zuckenden Herzens war so vollkommen nach dem Geschmack des Tages, daß am Abend an verschiedenen Stellen der Hauptstadt fünf oder sechs wackere Leute sich rühmten, der Held des Abenteuers gewesen zu sein, und einer von ihnen, um seine Erzählung zu bekräftigen, seinen von Blut geröteten Schnurrbart bewundern ließ.[1])

Ludwig XVI. wurde am 30. September aus dem kleinen Turm des Temple in den großen Turm übergeführt; dorthin kamen ihm am 26. Oktober seine Gemahlin und seine Schwester, Madame Elisabeth, nach.

In der Nacht vom 20. zum 21. Januar 1791 hörte Madame ihre Mutter, die sich nicht entkleidet hatte, auf ihrem Bett bis zum Morgen vor Schmerz und Kälte zittern. Ludwig XVI. war zum Tode verurteilt worden. Während des ganzen Prozesses hatte der Konvent dem König den Trost verweigert, seine Frau und seine Kinder zu sehen; aber er scheute davor zurück, ihm auch eine letzte Umarmung vor der Vollstreckung des Todesurteils zu versagen. Die Zusammenkunft sollte im Eßzimmer stattfinden. Die Königin tritt ein, ihren Sohn an der Hand haltend. Sie will den König in sein Zimmer führen. „Nein," sagt der König, „ich kann dich nur hier sehen." Die Gardisten halten ihre Gesichter dicht an die Glasthür. Sie füllen ihre Augen mit diesem Jammer, „dem größten vielleicht," sagen die Goncourt, „dessen Anblick Gott über Menschen verhängt hat. — Alle neigen sich," fahren die beiden großen Schriftsteller fort, „und der König segnet seine Gemahlin, seine Schwester, seine Kinder. Die kleine Hand des Dauphin hebt sich. Der König selbst läßt seinen Sohn schwören, denen zu vergeben, die seinen Vater töten." Dann Stillschweigen. Nur noch Schluchzen ist zu vernehmen.

Vor dem Tode hatte der König für seine Gemahlin seinen Ehering, ein Petschaft und ein Päckchen mit Haaren ausgehändigt. Der Konvent fürchtete, daß Gegenstände von dieser Art in den Händen einer Gefangenen das Schicksal der Revolution gefährden könnten. Die Andenken des toten Königs wurden seiner Gemahlin nicht übergeben. Ein Munizipalgardist jedoch, Toulan, überwältigt von so großem Herzeleid, entwendet sie, und Marie Antoinette konnte den Ring, das Petschaft, die Haare an sich drücken. Toulan wurde guillotiniert. An demselben Tage verlangte Marie Antoinette Trauerkleider, die einfachsten, die Tracht des Volkes. „Ein schwarzer Taffetmantel, ein schwarzes Fichu und ein schwarzer Rock, ein Paar schwarze Handschuhe, zwei Kopftücher aus schwarzem Taffet." Sie verlangte zugleich ein Paar Betttücher und eine Steppdecke. Doch der Konvent fand, daß Betttücher und eine Decke für eine Gefangene im Januar Luxus wären. Man bewilligte die Trauerkleidung, aber man verweigerte die Decke.

---

[1]) Alfred Bégis, Le massacre de la princesse de Lamballe, gedruckt für die Société des Amis des Livres, 1891. — G. Lenotre, a. a. O.

Digitized by Google

„Die Witwe ist mit den Trauergewändern bekleidet, die sie der Großmut der Republik verdankt. Auf dem Kopf hat sie eine Haube, wie sie die Frauen aus dem Volke tragen, deren Quasten auf ihre Schultern herunterhängen. Zwischen den Quasten und der Haube hängt ein schwarzer Schleier. Ein großes weißes Fichu ist an ihrem Halse mit einer gewöhnlichen Nadel zusammengesteckt. Ein kleiner, schwarzer, weiß eingefaßter Shawl ist da, wo das schwarze Kleid beginnt, zusammengeknotet. Auf ihrer Stirn schlängeln sich an den Schläfen entlang grauweiße Haarsträhnen unter der Haube hervor, und ihre Augenbrauen haben ihre königliche Wölbung nicht verloren. Ihre Augenlider sind von Thränen gerötet, ihre Augen geschwollen. Ihr Blick hat seinen Glanz verloren, er ist starr. Das Blau ihrer Augen hat kein Leuchten, keinen liebevollen Ausdruck mehr; es ist verglast, kalt, fast schneidend. Die schöne Adlerlinie der Nase ist eine fleischlose, trockene und harte Kante geworden, und man könnte glauben, daß die Todesqual diese von Jugend bebenden Nasenflügel zugekniffen hat."

Dieser Frau, die einstmals die Welt in einem Wetteifer von Schmeichelei und Unterthänigkeit zu ihren Füßen gesehen, die allen Glanz des Daseins gekannt hatte, blieb in ihrem engen und kalten Gefängnis nur noch ein Gut, eine Stütze, — man kann nicht mehr sagen eine Freude: ihre Kinder. Die revolutionäre Regierung fand, daß auch das zu viel sei. Die Königin und Madame Elisabeth sind durch das Geräusch der Gefängnisthüren geweckt worden. Munizipalgardisten kommen, um Marie Antoinette das neue, durch den Konvent gebilligte Dekret des Wohlfahrtsausschusses bekannt zu geben:

„Der Ausschuß beschließt, daß der Sohn Capet von seiner Mutter getrennt werden soll."

Zuerst hat Marie Antoinette nicht verstanden. Dann, mit einem Male stürzt sie sich mit dem Schrei eines wilden Tieres auf ihren Sohn. „Tötet mich zuerst!" Die Männer antworten, daß, wenn sie ihren Sohn nicht loslasse, nicht sie, sondern der Junge getötet werde — und der Knabe ist in ihren Händen.

Sie ist jetzt gebrochen. Lebt sie noch? Robespierre fand, daß sie noch viel zu sehr lebte. „Soll die Bestrafung eines Tyrannen," ruft er aus, „die nach so vielen widerwärtigen Debatten erreicht worden ist," — der große Bürger meinte, daß man noch immer viel zu viele Prozeßförmlichkeiten beobachtet habe — „soll sie denn das einzige Opfer sein, das wir der Freiheit und der Gleichheit dargebracht haben?" Der Tod Marie Antoinettes sollte ihnen ein nicht weniger augenfälliges Opfer sein. „Dieser Tod," schloß Robespierre, „soll in allen Herzen eine heilige Abneigung gegen das Königtum entfachen und der öffentlichen Meinung neue Kraft geben."

Am 1. August 1793 beantragte der Wohlfahrtsausschuß beim Konvent folgendes Dekret:

„Marie Antoinette wird vor den Kriminalgerichtshof verwiesen. Sie soll sofort in die Conciergerie übergeführt werden."

Am selben Tage wurde die Königin um zwei Uhr morgens geweckt. Sie soll sofort übergeführt werden. Als sie beim Verlassen des Turmes, da sie

Digitized by Google

sich nicht bückt, den Kopf an die Thür stößt, giebt sie auf die Frage: „Haben Sie sich weh gethan?" zur Antwort:

„O nein, mir kann jetzt nichts mehr weh thun."

Zwanzig Gendarmen begleiten die Gefangene. Die Nacht ist dumpf und erstickend. Sie kommt um zwei Uhr morgens in der Conciergerie an. Der „Père Duchesne"[1]) kann sich vor Freude nicht halten: „Ich habe," schreibt er, „das Ohr an die Thür gelegt, um ihr Geheul zu hören. ‚Ich werde also nicht,' sagte sie, ‚die Zerstörung von Paris sehen, die ich so lange Zeit vorbereitet hatte, ich werde nicht in eurem Blut baden.'" In der Conciergerie muß die Königin alles entbehren. Sie hat keine Wäsche zum Wechseln, und die Concierge, Madame Richard, wagt ihr keine zu bringen trotz des Mitleids, das ihr Herz bewegt hat. Die Gendarmen sind jetzt vom Morgen bis zum Abend in ihrem Zimmer installiert. Sie führen dort ungezwungen ihre Soldatengespräche, sie rauchen dort ihre dicken Pfeifen. Am Abend sind die Augen der Königin von diesem Qualm gerötet und geschwollen, ihr Kopf matt vor Schmerz. Bisweilen bemerkt das einer der Gendarmen und hört auf zu rauchen. Im Temple hatte man ihr ihre Stickereien weggenommen, hier nimmt man ihr sogar Faden und Nadeln. Wie soll sie die leidvolle Länge der Tage verbringen? In der Vorahnung ihres nahen Endes kam sie auf den Gedanken, ihren Kindern ein Andenken von ihrer Hand zu hinterlassen, und sie ging daran, aus einer Tapetenleinwand, die mit Papier überzogen war, das sich durch die Feuchtigkeit abgelöst hatte, die dicken Fäden herauszuziehen. Diese Fäden flocht sie mit geduldiger Hand zusammen, und indem sie auf ihrem Schoß wie auf einem Kissen einige Nadeln feststeckte, machte sie ganz ebenmäßiges Garn daraus. Sie hatte keinerlei Licht. Die Nacht versenkte sie in völlige Finsternis. „Ich zögerte," sagt Rosalie Lamorlière, die sie bediente, „die kleinen häuslichen Geschäfte des Abends so lange wie möglich hinaus, damit meine Herrin erst etwas später der Einsamkeit und Finsternis preisgegeben würde." Die Feuchtigkeit des Raumes war entsetzlich. Bault, der Concierge, ließ einen alten Teppich an der Wand anbringen. Die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses waren über dieses Zeichen von Sympathie entrüstet, und Bault mußte eine Lüge ersinnen — es müsse verhindert werden, daß man etwas von dem Gespräch in dem benachbarten Zimmer herüberhören könne —, damit das Bett der Königin so ein wenig vor der aus der Mauer sickernden Nässe geschützt bliebe. Am 19. August verlangt Michonis von den Munizipalbeamten, die den Dienst im Temple versehen, daß sie vier Hemden und ein Paar Schuhe, die die Königin notwendig brauchte, hineinlassen sollten. „Diese vier elenden Hemden," schreiben die Goncourt, „die bald auf drei reduziert wurden, werden der Königin nur von zehn zu zehn Tagen verabreicht. Die Königin hat nur noch zwei Kleider, die sie jeden zweiten Tag anlegt. Ihr armseliges schwarzes Kleid, ihr armseliges weißes Kleid, beide von der Feuchtigkeit des Zimmers vermodert ... man muß hier einhalten: es fehlen einem die Worte."

---

[1]) Ein von Hébert redigiertes, im Volke weitverbreitetes revolutionäres Blatt.

Digitized by Google

Die Magerkeit Marie Antoinettens war außerordentlich geworden. Sie war nicht wiederzuerkennen. Im Gegensatz zu der Niedertracht der Machthaber der Männer des Konvents, der Ausschüsse, des Gemeinderats waren die Leute aus dem Volke, die sich der Gefangenen näherten, von Ehrfurcht und Mitleid bewegt. Die Concierges, die bei ihr aufeinander folgten, die Frauen, die beauftragt waren, sie zu bedienen, waren bis ins Innerste ihrer Seele gerührt von diesen übermenschlichen, so würdevoll ertragenen Leiden. Frauen aus den Markthallen kamen, um ihr Früchte anzubieten; diese eine Melone „für ihre gute Königin“, eine andre Pfirsiche in einem Korbe — Heldinnen, denn sie wußten, daß sie für eine Melone oder einige Pfirsiche den Tod riskierten. Mit der Beihilfe der Concierges gelangten die Früchte an ihren Bestimmungsort. Man weiß, daß Versuche gemacht wurden, die Königin erst aus dem Temple, dann aus der Conciergerie entkommen zu lassen. Der erste, von Toulan geleitet, wäre fast geglückt; aber im letzten Moment merkte man, daß die Kinder ihrer Mutter nicht folgen könnten. „Wir haben einen schönen Traum gehabt,“ schreibt die Königin an Jarjayes, „das ist das Ganze; das Interesse meines Sohnes ist das einzige, was mich leitet, und welches Glück ich auch würde empfunden haben, von hier hinauszukommen, so kann ich doch nicht damit einverstanden sein, von ihm getrennt zu werden. Verlassen Sie sich darauf, daß ich die Berechtigung Ihrer Beweggründe für mein eignes Interesse fühle und weiß, daß diese Gelegenheit sich nicht wieder finden kann, aber ich könnte an nichts Freude haben, wenn ich meine Kinder verließe, und dieser Gedanke läßt sogar nicht einmal ein Bedauern in mir aufkommen.“ In der Conciergerie schien der Plan leicht ausführbar, aber die beiden Gendarmen, die die Wache hatten, hätten getötet werden müssen. Sie erduldete ein Martyrium, aber zwei Menschen um ihretwillen töten zu lassen, erschien ihr als ein zu hoher Preis für die Freiheit.

Man kann sagen, daß von jetzt an das Los der Königin entschieden ist. Vergebens veröffentlicht Madame de Staël von London aus ihre beredten Aufrufe an die Gerechtigkeit und das Mitleid. „Um die Menge aufzureizen,“ schreibt sie, „hat man unaufhörlich wiederholt, daß die Königin die Feindin der Franzosen sei, und hat dieser Anschuldigung die grausamsten Formen gegeben. Ihr, die ihr sie anklagt, sagt, welches Blut, welche Thränen sie jemals hat fließen machen. Habt ihr in diesen alten Gefängnissen, die ihr geöffnet habt, ein einziges Opfer gefunden, das Marie Antoinette seines Schicksals wegen anklagt? Keine Königin hat sich während der Zeit ihrer vollen Macht so öffentlich verleumden sehen, und je sicherer man war, daß sie nicht strafen wollte, um so stärker vermehrte man die Beleidigungen. Man weiß, daß sie das Objekt zahlloser Beweise von Undankbarkeit, Tausender von Schmähschriften, von empörenden Prozessen war, und man sucht vergebens nach einer Spur von vergeltender Rache. Es ist also wahr, daß sie niemand ein Leid zugefügt hat, sie, die unerhörte Qualen erduldet.“

Was vermochten diese wahren, einfachen Worte? Der „Père Duchesne“ hatte mehr Einfluß als Madame de Staël.

Digitized by Google

Carrier, der Held von Nantes,[1]) ist es, der mitten in den ärgsten Kämpfen der Bergpartei gegen die Gironde das Revolutionstribunal, vor das Marie Antoinette verwiesen wurde, hatte ins Leben rufen lassen. Das Werk war seines Urhebers würdig. Die Geschworenen wurden von dem Konvent ernannt. Es waren Beamte mit einem Tagesgehalt von 18 Livres, die ihre Stimme laut abgeben mußten. Sie wußten, daß sie, im Falle ihre Abstimmung nicht genehm wäre, guillotiniert werden würden. Das nannten die Revolutionsmänner die Unabhängigkeit der Gerichte. „Nur in der Voraussetzung," sagt Lamarque, „daß die Geschworenen laut abstimmten, hatten die Freunde der Freiheit zugegeben, daß es Geschworene in diesem Gerichtshof gäbe." Deutlich bezeichnete Danton den Zweck der Einrichtung in einer Rede vor der Assemblée: „Dieses Tribunal soll den höchsten Gerichtshof der Rache des Volkes vertreten." Lange Monate hindurch, während die Köpfe zu Tausenden fielen, fand Danton, daß das Tribunal bewunderungswürdig „vertrat". Aber eines Tages entschied dasselbe Tribunal, daß Danton selber guillotiniert werden sollte, und auf der Stelle erklärte dieser: „Ich bin es, der diesen Gerichtshof hat errichten lassen; das war nicht der Zweck dabei, daß er die Geißel der Menschheit sein sollte." Die Fälle dieser Art sind zahlreich. Sie würden der französischen Revolution den Anstrich eines köstlichen Schwankes geben, wenn man dabei nicht in Blutlachen herumwatete.

Das Gesetz gegen die Verdächtigen wurde am 16. September 1793 angenommen. Die Zahl der Richter am Revolutionstribunal wurde damals auf sechzehn gebracht, die der Geschworenen auf sechzig. Die von Vouland vorgelegte Liste der Kandidaten wurde vom Konvent ohne Diskussion angenommen. „Fast alle," sagte Gauthier zu den Jakobinern, „sind von den Jakobinern gewählt worden, und dieser sind wir sicher." Es war also ein passender Gerichtshof für die Aburteilung der Königin. Der frühere Präsident, Montané, war ins Gefängnis geworfen worden, weil er, wie es hieß, versucht hatte, Charlotte Corday als verrückt hinstellen zu lassen. Hermann, sein Nachfolger, war vor den Konvent geladen worden, um zu einer schnelleren Erledigung des Falles Custine angehalten zu werden. Dieser Hermann hatte ein sanftes, harmloses Aeußere. Er sah aus wie ein alter Rabe. Er ließ seine Leute mit einer ruhigen, gemessenen Art, über die man sich nicht hätte beklagen dürfen, guillotinieren.

Doch der Heros des Tribunals war der öffentliche Ankläger, Fouquier-Tinville, ehemaliger Prokurator am Châtelet. Er hatte sich in der Zeit der monarchischen Herrschaft durch einen glühenden Eifer für den Ruhm des Königs ausgezeichnet, indem er zu seiner Ehre Balladen und kleine Gedichte verfaßte. Er besaß viel Geist. Die greise, altersschwache Marschallin de Noailles war völlig taub und hatte nur noch einen Schatten von einer meckernden Stimme.

[1]) Carrier veranstaltete als Kommissär des Konvents 1793 die berüchtigten „noyades" in Nantes, indem er Hunderte von Männern, Frauen und Kindern auf Schiffen, die mit Fallthüren versehen waren, mitten im Flusse ertränken ließ.

Digitized by Google

„Mettez, qu'elle a conspiré sourdement," sagte Fouquier.[1]) Kurz darauf fällt Madame de Saint Servan von einer Treppe herunter. Sie ist gelähmt und kann nicht antworten. „Wir brauchen nicht ihre Zunge," ruft der öffentliche Ankläger in einer glücklichen Eingebung, „sondern ihren Kopf." Gegen derartige Worte giebt es keinen Widerstand. Die beiden Damen wurden guillotiniert. „Robespierre," sagt Mercier, „hatte eine verruchte und gelehrige Persönlichkeit nötig, einen jener Menschen, die sich mit Stolz zu Dienern der Tyrannei hergeben und denen Verbrechen nichts kosten — und er fand Fouquier-Tinville."

Uebrigens wurde er würdig unterstützt von den Delegierten des Gemeinderats, Pache, dem Maire von Paris, dem Syndikus Chaumette und dem Staatsanwalssubstitut Hébert — Namen, denen man mit schmerzlichem Gefühl den des berühmten Louis David hinzufügen muß. Das Verbrechen, das diese Männer und ihre Bevollmächtigten begangen haben, ist so groß, daß es unmöglich ist, einen Ausdruck dafür zu finden. Ein Kind zu verderben, um seine Gesundheit zu zerstören, dann die Verderbtheit, mit der man es vergiftet hat, zu der denkbar furchtbarsten Schmach zu benutzen, die man einer Mutter anthun kann; nicht zufrieden damit, sie von ihrem Sohn beschimpfen zu lassen, einem Kinde von acht Jahren, das man mit Schlägen und Branntwein abgestumpft hat, die entsetzliche Verleumdung noch in der vollen Oeffentlichkeit des Tribunals zu wiederholen und sich ihrer zu dem Versuch zu bedienen, auch das Andenken des Opfers zu besudeln, nachdem man ihm den Kopf hat abschlagen lassen: es sieht aus, als wären derartige Dinge menschlich unmöglich — die Revolution hat sie begangen. Die Protokolle der schrecklichen Konfrontationen im Temple werden in den Nationalarchiven aufbewahrt. „Der junge Prinz," schreibt Daujon, der als Protokollführer fungierte, „saß auf einem Armsessel, er baumelte mit seinen Beinchen, die nicht bis zum Boden reichten." Verstand er, was man ihn sagen ließ? — „Chaumette fragte mich über tausend abscheuliche Dinge aus," sagt die fünfzehnjährige Schwester des Dauphin, „deren man meine Mutter und meine Tante beschuldigte. Ich war niedergeschmettert von solchen Greueln und so empört, daß ich trotz aller Furcht, die ich empfand, mich nicht enthalten konnte zu sagen, daß dies eine Infamie sei. Trotz meiner Thränen drangen sie heftig in mich. Es kamen Dinge vor, die ich nicht verstanden habe; aber was ich verstand, war so schauderhaft, daß ich vor Entrüstung weinte."

Die Verhandlung wurde auf den 15. Oktober festgesetzt. Hermann, der Gerichtspräsident, hatte zwei Offizialverteidiger, Chauveau-Lagarde und Tronçon-Ducoudray, designiert. Sie wurden am Tage vorher davon benachrichtigt. Chauveau-Lagarde war auf dem Lande. Ein enormer Aktenstoß war durchzusehen. Auf die Ratschläge ihrer Verteidiger verlangte die Königin für sie einen Aufschub von drei Tagen. Was bedeutete das für eine solche Angelegenheit, für das

---

[1]) „Schreiben Sie, daß sie heimlich eine Verschwörung angezettelt hat." Das Wortspiel, das auf der doppelten Bedeutung von sourd (taub — geheim) beruht, ist unübersetzbar.

Studium eines derartigen Aktenmaterials? Ihr Brief wurde nicht beachtet. Die Verhandlung begann sofort, am 15. Oktober morgens acht Uhr, und dauerte ohne Unterbrechung bis vier Uhr nachmittags. Dann wurde sie bis fünf Uhr unterbrochen und bis vier Uhr morgens fortgesetzt. Mit Ausnahme einer kurzen Ruhepause dauerte sie somit nahezu zwanzig Stunden. Und dabei war die Königin bereits erschöpft angekommen, physisch erschöpft durch eine monatelange Gefangenschaft, seelisch gebrochen. Wen hätten diese Qualen nicht aufgerieben? Man findet heutzutage Schriftsteller oder wohlbezahlte Professoren, die, behaglich in ihren Lehnstühlen sitzend, die Füße am Kamin, über die Haltung Marie Antoinettes vor ihren Richtern sprechen. Sie hat für ihren Geschmack nicht genug Stolz, nicht genug königliche Würde gezeigt. „Man muß," sagt Chauveau-Lagarde, „alle Einzelheiten dieses allzu berühmten Prozesses selber miterlebt haben, um eine richtige Vorstellung von dem schönen Charakter zu haben, den die Königin dabei an den Tag gelegt hat."

Sie kam in ihrer Trauerkleidung. Sie hatte sich so gut wie möglich mit den armseligen Kleidungsstücken hergerichtet, die man ihr gelassen hatte, und ihre Haare, ihre armen weißen Haare, in einer etwas hohen Frisur aufgesteckt. Es war kein Stolz, sondern Widerwille dagegen, das Volk durch das Schauspiel ihres Elends weich zu stimmen.

Hermann und Fouquier klagen Marie Antoinette an, daß sie auf den Leichnamen von Patrioten habe wieder auf den Thron steigen wollen. Sie antwortet: „Ich habe nie etwas andres gewollt als das Glück Frankreichs; möge es glücklich sein, aber wirklich! Ich werde zufrieden sein." Eine zwanzigstündige Sitzung! „Welches übermenschliche Leiden!" schreiben die Goncourt. „Krank, geschwächt durch anhaltenden Blutverlust, ohne Nahrung, ohne Ruhe, muß die Königin sich überwinden, sich beherrschen, keinen Augenblick die Fassung verlieren, ihre versagenden Kräfte anspannen, selbst ihr Gesicht im Zaum halten und die Natur überwältigen! Das Volk verlangt alle Augenblicke, daß sie sich von ihrem Taburett erhebe, um sie besser sehen zu können. ‚Wird das Volk bald meiner Anstrengungen müde sein?' murmelte sie erschöpft."

Die Zeugen wurden vernommen. Hébert brachte die Scheußlichkeiten vor, die er im Verein mit Pache, Chaumette und David ausgesonnen hatte. Ein kleiner, schmächtiger, eleganter, schlanker Mann mit blonden Haaren und sanftem Gesicht; er war Redakteur des „Père Duchesne„ und in diesem Augenblick das einflußreichste Mitglied des Gemeinderats. Er hatte eine Nonne von dem Orden der Conception-Saint-Honoré geheiratet, eine reizende Frau. Man fand sich in seinem Salon gesellig zusammen und hielt geistreiche Gespräche. Während er die Aristokraten beschimpfte, beneidete er sie gleichwohl um ihre Feinheit und Vornehmheit und bemühte sich, es ihnen nachzumachen.

Die Königin ließ diese Flut von Schmutzereien über sich ergehen. Hébert trug seine Schmählichkeiten mit schmeichlerischer Stimme, mit sorgsamen Modulationen und in gewählten Ausdrücken vor. Die Königin stand aufrecht, mit starren Augen und erhobenem Kopf; keine Muskel in ihrem Gesicht zuckte.

Digitized by Google

Der Augenblick ist denkwürdig; Don Basilio stellte seinen Rekord auf. In der Denkungsweise Héberts hat der Geist der Zeit sich selbst übertroffen. Hervorgebracht von der Verleumdung, aufrecht erhalten von der Verleumdung, bis zum heutigen Tage verherrlicht von der Verleumdung, mußte die Revolution der Verleumdung Dimensionen geben, die bis dahin noch unerreicht waren, die auch seitdem nicht wieder erreicht worden sind und die dem menschlichen Geist unfaßlich zu sein schienen.

„Ich wollte," sagt Moëlle, Mitglied des Gemeinderats, einer der Zeugen, „versuchen, durch eine ausführliche Schilderung des im Temple eingeführten Regimes und der darin angewendeten Ueberwachungsmaßregeln die Falschheit der von Hébert vorgebrachten infamen Anklage zu beweisen, als Fouquier-Tinville, der meine Absicht vorhersah, mich schnell unterbrach und mich aufforderte, mit ‚Ja' oder ‚Nein' zu antworten."

Fouquier hielt seine Anklagerede. „... Nicht zufrieden damit, gemeinschaftlich mit den Brüdern Louis Capets und dem ruchlosen, fluchwürdigen Calonne, damals Finanzminister, in haarsträubender Weise die Einkünfte Frankreichs, die Frucht des Schweißes des Volkes, vergeudet zu haben, um ihren ausschweifenden Vergnügungen zu frönen und die Helfer bei ihren verbrecherischen Umtrieben zu bezahlen ..." „... Zu derselben Zeit, wo sie die Schweizer ermunterte, diese Patronen zu verfertigen, um sie immer mehr anzustacheln, hat sie Patronen genommen und Kugeln abgebissen — die Worte fehlen einem, um eine solche Verruchtheit auszudrücken ..." „... Endlich, unmoralisch in jeder Hinsicht und eine neue Agrippina, ist sie so verderbt und so vertraut mit allen Verbrechen, daß, ihrer Eigenschaft als Mutter und der von den Naturgesetzen vorgezeichneten Grenzlinien vergessend, die Witwe Capet sich nicht gescheut hat, mit ihrem Sohne Louis Capet, und zwar nach dem Geständnisse dieses letzteren, Unzüchtigkeiten zu begehen, deren bloße Vorstellung und Namen einen vor Entsetzen schaudern machen."

Noch immer ließ die Königin die schmutzigen Worte über sich ergehen; endlich, als einer der Geschworenen, aufgebracht durch so viel Würde, sich direkt an sie wandte, erwiderte sie:

„Wenn ich nicht geantwortet habe, so ist das geschehen, weil die Natur sich sträubt, auf eine derartige, gegen eine Mutter erhobene Anschuldigung zu antworten; ich berufe mich dafür auf alle Mütter, welche sich hier befinden."

Die Stimme zitterte, und zum ersten Male in der Todesqual der Verhandlung flossen die Thränen über ihre Wangen.

„Bei diesem erhabenen Aufschrei," sagen die Brüder Goncourt, die der Verhandlung beiwohnten, „ging ein magnetischer Strom durch die Zuhörerschaft. Die ‚Tricoteusen' fühlen sich gerührt wider ihren eignen Willen, wenig fehlte, so hätten sie Beifall geklatscht." Man hört durchdringende Schreie, Frauen fallen in Ohnmacht, man muß sie fortbringen. Die näselnde Stimme Hermanns droht mit Räumung des Saales.

Um zwölf Uhr nachts sagt der Präsident zu den Advokaten:

Digitized by Google

„Binnen einer Viertelstunde werden die Debatten zu Ende sein; bereiten Sie sich zu Ihren Verteidigungsreden vor!"

Was vermochte die Verteidigung unter solchen Umständen?

Die beiden Advokaten überboten sich. Sie sprachen mit Gefühl und Mut. Wirklich wurden sie, kaum daß sie geendigt hatten, alle beide auf Befehl der bei der Verhandlung anwesenden Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses verhaftet. Seit dem 8. Oktober befand sich der Verteidiger des Königs, Malesherbes, im Untersuchungsgefängnis. Er wurde guillotiniert. Fouquier verlangte den Kopf Chauveau-Lagardes. Das nannten die Revolutionsmänner die Freiheit der Verteidigung.

Es wurde verboten, die Verteidigungsreden zu veröffentlichen, und im „Moniteur" erschien ein gefälschter Bericht.

Beim Verlassen des Gerichtssaales gab die Königin ihrem Verteidiger Tronçon-Ducoudray eine Haarlocke und Ohrringe mit der Bitte, sie Herrn de Jarjayes als Andenken zu überbringen. Der Wohlfahrtsausschuß bemächtigte sich sofort dieser Gegenstände und ließ Jarjayes verhaften.

Marie Antoinette wurde einstimmig zum Tode verurteilt. Die Geschworenen gaben ihre Stimme öffentlich ab, und jeder von ihnen wußte, daß er selbst guillotiniert werden würde, wenn er sich erdreisten wollte, sich für Nichtschuldig auszusprechen.

Unbeweglich hörte die Königin das Urteil an. Sie trat mit erhobener Stirn von der Bank herunter und öffnete selbst die Balustrade.

Um $4^1/_2$ Uhr morgens kehrte sie in die Conciergerie zurück. Zum ersten Male seit 76 Tagen bekam sie eine Kerze, Tinte und Papier. In welchem Zustande mochte ihre Seele sein! Sie schrieb jetzt „während dieser Rast am Fuße des Schafotts" an ihre Schwägerin, Madame Elisabeth, einen Brief, der so voll Gelassenheit, Seelenruhe und erhabener Denkungsweise ist, daß er noch heute, nach mehr als einem Jahrhundert, Thränen der Bewunderung und Ehrfurcht hervorruft. Sie übergab ihn Bault, dem Concierge. Arme Frau, die glaubte, daß diese paar Worte einer Sterbenden an eine gleichfalls bereits zum Tode bestimmte Schwester zu ihr gelangen würden! Fouquier-Tinville nahm den Brief an sich, und man fand ihn in der Schublade mit doppeltem Boden unter der Matratze Robespierres wieder, mit den wertvollen Büchern und Gemälden, die dieser Liebhaber von aufgeklärtem Geschmack denen raubte, deren Untergang er herbeiführte.

Als der Tag hell leuchtete, um 8 Uhr, schickte sich Marie Antoinette an, sich für den Gang zum Schafott anzukleiden. Sie schlüpfte in den kleinen Gang, der sich zwischen ihrem Gurtbett und der Wand befand, breitete selbst ihr Hemd aus, bückte sich, zog ihr Kleid herab, um zum letzten Mal die Wäsche zu wechseln — plötzlich hält sie inne. Der diensthuende Gendarm hatte sich genähert und betrachtete sie, die Ellbogen auf dem Kopfkissen, den Kopf auf die Hände gestützt, mit großem Interesse.

„Ihre Majestät," berichtet Rosalie Lamorlière, die sie bediente, „zog ihr

Digitized by Google

Fichu wieder über ihre Schultern und sagte mit großer Sanftheit zu dem jungen Menschen:

„‚Im Namen der Sittsamkeit, mein Herr, erlauben Sie, daß ich ohne Zeugen die Wäsche wechsle.‘

„‚Das kann ich nicht zugeben,‘ erwiderte barsch der Gendarm; ‚meine Befehle lauten dahin, daß ich auf alle Ihre Bewegungen acht zu geben habe.‘“

Welches Bild! Dieser Gendarm, der Länge nach mit dem Bauch auf dem Bett liegend und mit seinem unsauberen, neugierigen Blick die Königin verfolgend, die die Wäsche wechselt, ehe sie in den Tod geht.

„Die Bestürzung, in die die Brutalität des Gendarmen mich versetzte,“ sagt Rosalie Lamorlière, „ließ mich nicht bemerken, ob die Königin noch das Medaillon des Dauphins trug; aber es war mir leicht, zu sehen, daß sie sorgsam ihr armseliges blutiges Hemd zusammenrollte. Sie steckte es in einen der Aermel wie in ein Futteral und schob diese Wäsche dann in einen Raum, den sie zwischen dem alten Papiervorhang und der Wand bemerkte.“

Vergeblich bat sie, daß man ihr die Hände auf dem Karren nicht binden möge, man fesselte sie ihr mit solcher Kraft, daß der Pfarrer Girard, um ihr Erleichterung zu verschaffen, während der Fahrt ihr die Hand mit seinem linken Arm stützen mußte. Vergeblich bat sie, daß man ihr erlaube, sich einen Augenblick wegen eines dringenden Bedürfnisses zurückzuziehen: sie mußte vor allen Leuten in die Ecke des Zimmers gehen.

Der Karren bewegte sich langsam vorwärts. Marie Antoinette trug einen weißen Schlafrock, der über ihren schwarzen Rock fiel, eine Art von weißem Nachtgewand, ein schmales Seidenband um das Handgelenk, eine Haube von weißem Linon, wie die Frauen aus dem Volke, mit einem Stückchen schwarzen Band. Sie hatte vergeblich gebeten, daß man sie mit bloßem Kopfe zum Schafott gehen lasse. Ihre weißen Haare waren rings um die Haube herum kurz abgeschnitten. Sie war bleich, aber die Wangen waren an den Backenknochen stark gerötet, die Augen entzündet, die Wimpern starr und unbeweglich. Als der Karren in der Rue Saint-Honoré einen Augenblick anhielt, warf ihr ein Kind, das die Mutter auf ihren Armen emporhielt, eine Kußhand zu und klatschte vergnügt in die Hände. Die Königin antwortete mit einem Lächeln und weinte. Dies waren die einzigen Thränen, die sie während der Fahrt vergoß.

Sie „stieg voll Trotz hinauf“, wie die Zeitungen am nächsten Tage sagten, mit einer „unverschämten“ Ruhe und Gelassenheit. Sie machte sich selbst für die Hinrichtung zurecht.

Der Bürger Lapierre, ein guter Patriot, sah die Exekution mit an und beschreibt sie in malerischen Ausdrücken, (wir lassen hier nur die orthographischen Fehler weg, die so zahlreich sind, daß der Text dadurch beim ersten Lesen fast unverständlich ist):

„Marie Antoinette, la garce, a fait une aussi belle fin que le cochon à Godille, le charcutier de chez nous. Elle a été à l'échafaud avec une fermeté incroyable, tout le long de la rue Saint-Honoré; enfin elle a traversé

Digitized by Google

tout Paris en regardant le monde avec mépris et dédain, mais partout où elle a passé, les vrais sans-culottes ne décessaient pas de crier: ‚Vive la Republique et à bas la tyrannique!‘ La coquine a eu la fermeté d'aller à l'échafaud sans broncher, mais quand elle a vu la médecine à l'épreuve devant ses yeux, elle a tombé sans forces. Mais, c'est égal, on lui a donné des valets de chambre et des perruquiers pour lui faire sa toilette, et, quoiqu'elle n'ait pas de barbe, on la lui a pas moins faite, et quoique les femmes n'en aient pas, cela n'empêche pas qu'on les rase toujours.“ [1])

Derart wurden auf dem Schafott die Frauen und jungen Mädchen unter den anzüglichen Späßen eines spöttelnden Pöbels, den Blick starr auf das blutige Fallbeil gerichtet, Friseuren überliefert, die ihnen das Gesicht einschmierten und ihnen das Rasiermesser unter das Kinn setzten.

Im „Père Duchesne“ feierte Hébert in lyrischem Stil das Ereignis, dessen Haupturheber gewesen zu sein er stolz war:

„Die größte der Freuden des „Père Duchesne“, nachdem er mit seinen eignen Augen den Kopf des weiblichen ‚Veto‘ von seinem Kranichhals getrennt gesehen hat ...“

Und an demselben Tage wurde in Ausführung des auf Barères Antrag vom Konvent erlassenen Beschlusses in Saint-Denis die sterbliche Hülle des ältesten Sohnes der Königin, des ersten Dauphins, aus dem Grabe gerissen und profaniert.

Nichts war verabsäumt worden, wie man sieht. Das Fest des 16. Oktober war vollkommen — „in jeder Hinsicht gelungen“, würden unsre Berichterstatter sagen.

---

[1]) Mitgeteilt von Frédéric Masson in der „Nouvelle Revue rétrospective“. — „Marie Antoinette, die Dirne, hat ein ebenso schönes Ende genommen wie das Schwein bei Godille, unserm Schweinemetzger. Sie ist mit einer unglaublichen Standhaftigkeit zum Schafott gegangen, die ganze Rue Saint-Honoré entlang; sie hat mit einem Worte ganz Paris durchzogen, indem sie die Menge mit Verachtung und Geringschätzung betrachtete, aber überall, wo sie vorübergekommen ist, hörten die wahren Sansculotten nicht auf zu schreien: ‚Es lebe die Republik! Nieder mit der Tyrannin!‘ Die Spitzbübin hat die Standhaftigkeit gehabt, auf das Schafott zu steigen, ohne zu stolpern, aber als sie die Arznei, die sie probieren sollte, vor sich gesehen hat, ist sie kraftlos hingefallen. Aber einerlei, man hat ihr Kammerdiener und Friseure gegeben, um ihr die Toilette zu machen, und obwohl sie keinen Bart hat, hat man ihn ihr darum doch geschoren, und obwohl die Frauen keinen haben, so hindert das nicht, daß man sie immer rasiert.“



Ein deutsches Marine-Kadettencorps.

Von

Stenzel, Kapitän zur See a. D.

Von all den außerordentlichen, ans Wunderbare grenzenden Leistungen der neueren Technik ist das größte Wunderwerk anerkanntermaßen das moderne Linienschiff mit seinen verschiedenartigen Maschinen bis zu hundert an der Zahl, seinem fast undurchdringlichen Panzer, seinen Geschützen vom schwersten bis zum leichtesten Kaliber, seinen Torpedos, seinen äußerst mannigfaltigen Einrichtungen für den Gebrauch aller Waffen und für die Navigierung des Schiffs, endlich zum Wohnen, Leben und Wirken der an Offizieren und Mannschaften mehrere hundert Köpfe zählenden Besatzung.

In gleicher Weise verschiedenartig und mannigfaltig sind auch die Anforderungen, welche an das Personal der Marine gestellt werden müssen, das diese Maschinen, Geschütze, Torpedos und so weiter bedienen und verwenden soll, am größten und umfassendsten diejenigen an die Seeoffiziere, von denen verlangt werden muß, daß sie die in Betracht kommenden technischen Gebiete beherrschen. Ihre Ausbildung muß mithin alle diese Zweige der Technik umfassen, aber sie darf sich darauf nicht beschränken, denn in erster Linie muß der Seeoffizier ein durchgebildeter Seemann und Schiffsführer sein, der mit Wind und Wetter, der See und der Seefahrt unter allen ihren oft schnell wechselnden Verhältnissen und mit ihren Gefahren so vertraut ist, daß nichts vorkommen kann, was ihn außer Fassung bringt, und der sein Schiff auf dem Marsch und im Gefecht unter allen Witterungsverhältnissen aufs Zweckmäßigste und Wirksamste zu gebrauchen versteht.

Seit der Abschaffung des Takelwerks von den Kriegsschiffen geht die Neigung dahin, die früher besonders hochgehaltene Seemannschaft gering zu schätzen, jedoch ist dies eine irrtümliche Anschauung, die üble Folgen haben muß, und im Ernstfalle leicht verhängnisvoll werden kann. Allerdings ist die Seemannschaft seit der Einführung der Dampfkraft als alleinigen Motors eine wesentlich andre geworden; aber ihr wird auf See und namentlich im Gefecht immer die ausschlaggebende Bedeutung beiwohnen. Man darf den Begriff der Seemannschaft nur nicht auf den Gebrauch der Takelage und was damit zusammenhängt, beschränken, obwohl auch dieser Zweig seine hohe Bedeutung hat und immer behalten wird, zum Beispiel für Jacht- und Bootssegeln, für das Jagen von Seglern, und weil der junge Seeoffizier jederzeit als Prisenmeister oder dergleichen plötzlich mit der Führung eines Seglers betraut werden kann — wie dies im Januar 1871 vor der Gironde mit zwei von unsern Seekadetten geschah. Unter Seemannschaft ist vielmehr zu verstehen: die zweckmäßige Verwendung des Schiffes für den Marsch, namentlich mit Rücksicht auf die vor-

Digitized by Google

handenen Vorräte, und im Gefecht, sodaß die größtmögliche Wirkung der Waffen erzielt wird. Diese Kunst ist aber nur durch Gewöhnung an die See und alle ihre Verhältnisse und Gefahren, wie Sturm und Seegang, Nebel und so weiter, sowie an das Leben und den Dienst an Bord zu erlernen, sodaß der Betreffende auf dem Schiff sich völlig zu Hause fühlt; eine solche Vertrautheit nun kann allein durch langes und möglichst dauerndes Fahren zur See gewonnen werden.

Auf die Ausbildung der angehenden Seeoffiziere in der Seemannschaft ist deshalb von jeher in allen Flotten das größte Gewicht gelegt worden; man hat es überall für richtig angesehen, die Aspiranten in möglichst jugendlichem Alter einzustellen und gleich für längere Reisen an Bord zu schicken. Alle hervorragenden Admirale sind sehr frühzeitig zur See gegangen: in der englischen Marine Nelson und Rodney im Alter von 12 Jahren, Hawke mit 13 Jahren, Howe mit 14 Jahren, Keppel sogar schon mit 10 Jahren; in der Vereinigte Staaten-Marine Farragut gleichfalls mit dem 10. Lebensjahre. In der französischen Marine herrschte dasselbe Prinzip: Truguet und Ganteaume sind mit 14 Jahren, Brueys mit 13, Allemand und Latouche-Tréville mit 12, Richery mit 9 und Nielly sogar mit 8 Jahren eingeschifft worden.

Knaben in diesem Alter konnten natürlich nur Elementarkenntnisse mitbringen; für die weitere wissenschaftliche Ausbildung an Bord, ausgenommen das für die praktische Navigierung des Schiffes Erforderliche, war früher aber mangelhaft oder gar nicht gesorgt, überdies sind die Bordverhältnisse ungünstig fürs Studium. Es war mithin für die Seeoffiziere schwierig, sich eine gründliche, fachwissenschaftliche, geschweige denn eine gute allgemeine Bildung anzueignen. Dieser Mangel trat um so deutlicher hervor, je mehr mit der Einführung der Dampfkraft als Motor, der Panzerung der Schiffe und der gezogenen Geschütze die technischen Anforderungen an den Seeoffizier stiegen.

Dem suchte man in England zu Anfang der sechziger Jahre dadurch Rechnung zu tragen, daß man eine planmäßige Ausbildung der Offiziersaspiranten einrichtete. Das Eintrittsalter wurde nicht so niedrig, wie es bis dahin die Regel gewesen war, sondern auf 13½ bis 14½ Jahre, im Durchschnitt also auf 14 Jahre festgesetzt. Darauf folgten zwei Jahre theoretischen und praktischen Unterrichts auf dem Kadettenschulschiff „Britannia“ in Dartmouth, am Schluß das Seekadetten- (Fähnrich zur See-) Examen, und dann die Einschiffung auf solchen Kriegsschiffen, welche Marinelehrer führen, für mehrere Jahre ohne Unterbrechung mit praktischem Dienst und daneben theoretischem Unterricht; erst nachdem er sich 4½ Jahre Seefahrzeit erworben, wurde der Seekadett zum Offiziersexamen zugelassen.

Neuerdings erkannte man das Maß der auf diesem Wege erworbenen wissenschaftlichen Ausbildung als unzureichend; daher wurde das Eintrittsalter auf 15 Jahre im Durchschnitt erhöht und damit auch die Bedingungen für die im Wettbewerb abzulegende Eintrittsprüfung, die jetzt in der Mathematik zum Beispiel ebene Trigonometrie und quadratische Gleichungen mit zwei Unbekannten,

Digitized by Google

sowie Lateinisch und Französisch umfassen. Um dem großen Offiziersmangel abzuhelfen, findet die Eintrittsprüfung neuerdings dreimal im Jahre, statt früher zweimal, statt, wobei von circa 200 Aspiranten jedesmal nur einige 60, also etwa der dritte Teil, eingestellt werden. Aus demselben Grund ist der sonst zweijährige Kursus an Bord der „Britannia", die jetzt durch ein Anstaltsgebäude am Lande bei Dartmouth ersetzt wird, auf 16 Monate verkürzt; ferner ist die für Ablegung der Offiziersprüfung erforderliche Seefahrzeit auf 3½ Jahre heruntergesetzt.

In der französischen Marine hat man auf die wissenschaftliche Ausbildung der Seeoffiziere schon seit dem siebenjährigen Kriege ungeachtet des damaligen frühen Eintrittsalters größeren Wert gelegt, als in der englischen, und gegenwärtig geschieht es mehr denn je. Das Eintrittsalter, früher 14 bis 16 Jahre, ist unlängst bis auf 18 Jahre hinausgeschoben, um den Aspiranten die Erwerbung einer guten allgemeinen Bildung und Vorbildung für das Fach zu ermöglichen; im Durchschnitt beträgt dasselbe etwa 17 Jahre. Die Bedingungen für die Eintrittsprüfung sind weit höher als in England, und es wird damit viel strenger genommen; trotzdem ist der Andrang sehr groß, aber von einigen hundert Bewerbern werden jährlich nur die 70 Besten etwa eingestellt. Sie kommen nach dem Gesetz vom 10. Juni 1896 als Aspiranten zweiter Klasse für zwei Jahre auf das im Hafen von Brest zu Anker (nicht an der Kaje) liegende Schulschiff „Borda", ein vollgetakeltes altes Linienschiff, das zu dem Zweck vortrefflich eingerichtet und reich ausgestattet ist, und dem zwei kleinere Schiffe für die seemännische Ausbildung der Aspiranten beigegeben sind. Dort werden sie theoretisch gründlich weiter unterrichtet, in der Mathematik bis einschließlich der Infinitesimalrechnung, und zwar fast nur durch Seeoffiziere, daneben geht praktische Unterweisung einher. Nach bestandener Schlußprüfung folgt ein Jahr Seedienstzeit auf einem seegehenden Schulschiffe (école d'application), der alten hölzernen Schraubenfregatte „Iphigénie", die fast immer unter Segel fährt, dann nach nochmaliger Prüfung die Ernennung zum Aspiranten erster Klasse (Fähnrich zur See). Als solche dürfen außerdem jährlich vier Abiturienten der polytechnischen Schule ohne weitere Prüfung eingestellt werden. Für die Beförderung zum „Enseigne de vaisseau" (Leutnant zur See) sind zwei Jahre Seedienstzeit auf Kriegsschiffen, auf denen sie nun eingeschifft werden, Bedingung. Die Polytechniker müssen außerdem noch ein theoretisches und praktisches Marineexamen ablegen; ebenso die aus den Deckoffizieren hervorgehenden Aspiranten, die auf ein Dritteil der frei werdenden Stellen Anspruch haben, aber das Examen sehr selten bestehen.

Der französische Aspirant erreicht demnach die Charge des Enseigne de vaisseau frühestens mit 22 Jahren und wird bei der langsamen Beförderung erst mit 29 Jahren lieutenant de vaisseau (Kapitänleutnant), der englische dagegen schon mit 19, beziehungsweise 22 Jahren.

Der Gang der Ausbildung der Seeoffiziersaspiranten ist in diesen beiden großen alten Flotten demnach ein ganz verschiedener. In beiden geht das

Digitized by Google

Streben dahin, die angehenden Seeoffiziere praktisch und wissenschaftlich tüchtig für ihren Beruf zu machen. In England wird das Hauptgewicht darauf gelegt, sie in möglichst jugendlichem Alter an die See, das fremdartige und ihnen bis dahin ganz fremde Element zu gewöhnen, sie schon früh mit dem Seeleben völlig vertraut zu machen. Dies beruht auf der an sich richtigen Erkenntnis von der ausschlaggebenden Bedeutung der Seemannschaft für den Seeoffizier und hat als Beweis die überwältigenden kriegerischen Erfolge aus der Zeit der Segelschiffahrt für sich; neuerdings jedoch kann man sich dort trotz des im allgemeinen starren Festhaltens am Ueberkommenen der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, daß die außerordentlichen Fortschritte der Technik, welche das Seekriegswesen völlig umgewandelt haben, eine Aenderung des Hergebrachten bedingen, da ohne genügende wissenschaftlich-technische Durchbildung der Seeoffizier das Schiff und dessen Waffen im Gefecht nicht mehr aufs wirksamste zu verwerten vermag, denn der Endzweck aller militärischen Ausbildung bleibt doch der: zur entscheidenden Stunde siegreich zu fechten.

In Frankreich andrerseits legt man größeres Gewicht auf die wissenschaftliche Ausbildung; es erscheint jedoch fraglich, ob der erst mit 18 Jahren das Schiff und die See kennen lernende junge Mann bei vorwiegendem Hafendienst sich auf beiden noch in dem Maße heimisch fühlen lernt, wie es für die höchste praktische Leistung notwendig ist.

Bei der Entscheidung für die eine oder andre Art der Ausbildung kommt wohl noch in Betracht, daß das seebeherrschende England auch künftig die offensive Kriegführung sich vorgesetzt hat, das Blockieren der feindlichen Schiffe in ihren Häfen, wobei die Blockadeflotten lange Zeit, vielleicht jahrelang die offene See halten müssen, während die Franzosen gewöhnt sind, in der Defensive zu bleiben, also die längste Zeit in den Häfen zu liegen.

Die genannten beiden Anforderungen in der Ausbildung des angehenden Seeoffiziers zu vereinigen, ist das schwierige und in absoluter Weise kaum lösbare Problem. Die heute in dritter Reihe stehende Flotte, die der Vereinigten Staaten, die an alte Ueberlieferungen am wenigsten gebunden ist, hat es auf folgende Weise zu lösen angestrebt.

Die Erziehungsanstalt (Naval-Academy) befindet sich nicht in einem Kriegshafen wie in Frankreich, sondern in der tief in der Chesapeakbai geschützt gelegenen kleinen Hafenstadt Annapolis, Maryland, und zwar am Lande, ähnlich wie in Dartmouth. Die Zöglinge gehen nicht aus einem Wettbewerb hervor, sondern bei den in der Republik herrschenden Verhältnissen hat jedes Mitglied des Repräsentantenhauses einen aus seinem Wahlbezirk zu bestimmen, jedoch immer nur dann, wenn die betreffende Stelle am Schluß des sechsjährigen Kursus oder sonst frei wird; unter denselben Bedingungen darf der Präsident der Republik zehn Stellen besetzen. So werden gegen 100 junge Leute jährlich als Seekadetten (Naval cadets) eingestellt, jedoch ist der Abgang stark, kaum die Hälfte bringt es zum Offizier. Das Eintrittsalter ist auf 15 bis 20 Jahre festgesetzt, durchschnittlich beträgt es 17¾ Jahre. Dies ist von besonders

Digitized by Google

urteilsfähigen, erfahrenen Seeoffizieren, wie Admiral Luce, als zu hoch anerkannt und die Herabsetzung auf 14 bis 17 Jahre schon lange befürwortet; da aber alles durch Gesetz festgelegt ist, so begegnet jede Aenderung großen Schwierigkeiten. Die Geldfrage bleibt beim Eintritt ganz außer Betracht, da der Zögling vom Eintritt ab 500 Dollar (circa 2100 Mark) Gehalt und die Reisekosten vergütet erhält.

Die Eintrittsprüfung ist leicht, es werden fast nur Elementarkenntnisse verlangt. Von einem sechsjährigen Kursus werden die ersten 4 Jahre hauptsächlich auf der Marineschule, die letzten beiden auf Kriegsschiffen zugebracht. Nach befriedigendem Ablauf dieser Zeit und dem Bestehen der Schlußprüfung, also mit durchschnittlich 24 Jahren, wird der Seekadett zum Ensign (Leutnant zur See) ernannt.

Auf der Schule bildet jeder Jahrgang eine Klasse, der jüngste Jahrgang die vierte, der älteste die erste Klasse. Bei gemeinsamen Uebungen an Bord stellt die vierte Klasse die Jungen oder Neulinge, die dritte die Leichtmatrosen, die zweite die Matrosen, die erste die Unteroffiziere und Offiziere. Der Schulunterricht ist teils theoretischer, teils praktischer Art; er dauert immer acht Monate im Jahr, von Anfang Oktober bis Ende Mai in zwei Abschnitten von je vier Monaten. Die übrigen vier Monate werden zu praktischen Uebungen und zum Seedienst auf kürzeren und längeren Kreuzfahrten verwendet; an Schiffen stehen der Anstalt außer zwei Torpedobooten und einem Schleppdampfer ein Panzerschiff ersten Ranges und zwei Kreuzer dritten Ranges zur Verfügung.

Der theoretische Unterricht wird schnell fortschreitend gehandhabt; in der Mathematik zum Beispiel schließt er schon im ersten Abschnitt der zweiten Klasse die Infinitesimalrechnung ein, weiterhin die Anwendung derselben auf die Ballistik, Theorie der kleinsten Quadrate, Navigation, Artillerie und Mechanik. In der Physik wird besonders die Elektricität berücksichtigt. Auf Seemannschaft — und zwar abgesehen vom Bootsdienst und Signalwesen, von Navigation, Kompaßlehre, Vermessungskunde und Taktik — wird von vornherein besonderes Gewicht gelegt, auch schon während des Schulunterrichts. Die praktische Instruktion in Seemannschaft beginnt in der vierten Klasse mit 81 Stunden während der 8 Wintermonate und steigt in der dritten auf 105 Stunden; in der zweiten und ersten Klasse werden darauf noch 59, beziehungsweise 58 Stunden verwendet; der theoretische Unterricht fängt in der zweiten Klasse mit 4 Stunden wöchentlich an und nimmt in der ersten bis auf 6 bis 7 zu. Daneben geht Bootssegeln und -rojen mit 33 Stunden in Klasse vier, 37 Stunden in Klasse drei, und je 4 Stunden in den beiden oberen Klassen. Auf den praktischen Artilleriedienst kommen in der vierten Klasse 47 Stunden, auf den Infanteriedienst 53 Stunden, auf Turnen und Tanzen 112 Stunden. Die erste Klasse hat 109 praktische Instruktionsstunden in Artillerie, einschließlich Schießübungen mit schweren Geschützen, 45 für Infanteriedienst, 166 Stunden für Bedienung von Dampfmaschinen, 37 für das Fahren mit Dampfbeibooten und Uebungen in Dampftaktik, wobei Maschinen und Kessel

Digitized by Google

von Seekadetten bedient werden, ferner je 60 Stunden für praktische Uebungen in Elektricität und für Säbelfechten, andre für Torpedowesen, Navigation, Deviationsbestimmung und Vermessung, im ganzen 525 praktische Instruktionsstunden in den 8 Monaten.

Die zweite und dritte Klasse haben unter anderm Uebungen im Signalwesen, im Schießen mit Maschinenkanonen und Gewehren — kurz, es sind alle Dienstzweige vertreten, und die Zahl der praktischen Instruktions- und Uebungsstunden ist im ganzen so bemessen, daß eine gründliche praktische Ausbildung neben der theoretischen erreicht werden kann.

Bei der starken Ausmerzung von unerwünschten oder unbegabten Elementen im Lauf der vier Jahre auf der Marineschule bringen es nur fähige und in jeder Hinsicht geeignete Seekadetten zum Offizier; das Seeoffiziercorps hat sich infolgedessen stets vortrefflich bewährt, schon im Sezessionskriege und vor kurzem noch bei den plötzlich enorm gesteigerten Anforderungen in dem Kriege gegen Spanien. Die mit diesem System der Ausbildung gemachten Erfahrungen sind demnach sehr gute zu nennen. Wenn dasselbe Anklänge an die Erziehung preußischer Offiziere im Kadettencorps zeigt, so sind diese auf einen hervorragenden preußischen Offizier, einen Flügeladjutanten und Schüler Friedrichs des Großen zurückzuführen, den General von Steuben, der sich im Unabhängigkeitskriege als Generalinspekteur der Armee unter Washington große Verdienste um die Vereinigten Staaten erworben hat. Von ihm ist der Plan für die Kriegsschule der Armee wie für die Marineschule entworfen worden; die erstere (Military Academy) wurde schon 1802 in Westpoint eingerichtet und hat sich ausgezeichnet bewährt. Die Marineschule in Annapolis aber hat erst der berühmte Geschichtschreiber Bancroft, der spätere Botschafter in Berlin und Freund Bismarcks, als Marineminister im Jahre 1845 ins Leben gerufen.

Das vortreffliche Ergebnis dieser Einrichtung verdient Beachtung, da wir, nun Deutschland dank dem Flottengesetz eine Seemacht zu werden im Begriff steht, das Beste zu erreichen suchen müssen; und wichtiger noch als das Material, das im übrigen bei allen Abweichungen im einzelnen doch in den modernen Flotten auf ziemlich gleicher Höhe gehalten wird, und das unsre Techniker im Verein mit erfahrenen Seeoffizieren zweifellos stets auf der Höhe halten werden, ist das Personal, besonders das Offiziercorps.

Das in den Vereinigten Staaten übliche Ausbildungssystem einfach anzunehmen, würde nicht angehen, weil die Art der Einstellung, die Eintrittsprüfung und das späte Offizierwerden unsern Verhältnissen nicht entsprechen. Es ist auch nicht nötig, etwas Fremdes nachzuahmen, wir haben das beste Beispiel für die Erziehung eines vortrefflichen Offiziersersatzes in nächster Nähe, nämlich in dem Königlichen Kadettencorps, das für das preußische Heer seit zwei Jahrhunderten schon besteht, und das seit Friedrich dem Großen demselben einen großen Teil und, wie man wohl sagen darf, den Kern seines anerkannt unübertroffenen Offiziercorps geliefert hat. Es ist nur nötig, diese Einrichtung auf die Marine zu übertragen und deren Verhältnissen anzupassen.

Digitized by Google

Seine Majestät der Kaiser haben das Königliche Kadettencorps auch für die Marine bereits nutzbar gemacht. Schon jetzt werden viele Söhne von Seeoffizieren und so weiter und andre Aspiranten für die Marine an den bis zur Sekunda reichenden Voranstalten erzogen, und zugleich aufs sorglichste erzogen, so daß das Wort eines vortrefflichen Corpskommandeurs zutreffend erscheint: die Knaben fänden im Corps alles so gut, wie sie es nur im Elternhause haben könnten, bloß die Mutter könne das Corps ihnen nicht ersetzen.

Es wird in den Zöglingen dort ein guter und fester militärischer Grund gelegt, indem sie an unbedingten Gehorsam, stramme Zucht, Pünktlichkeit, Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit gewöhnt werden. Die Voranstalten könnten mithin, da in so jugendlichem Alter von einer Fachausbildung noch abgesehen werden darf, nach wie vor für die Erziehung von Marineaspiranten dienen. Eine Anzahl der letzteren geht jetzt auch durch die Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde hindurch und zweifellos mit erheblichem Nutzen; aber mit dem Besuch der Sekunda, also im Alter von 14 bis 15 Jahren, sollte bereits die seemännische Ausbildung beginnen. Dafür wäre eine besondere Anstalt, ein Marine-Kadettencorps, zu errichten.

Der wissenschaftliche Unterricht würde dort, ganz wie in Lichterfelde, dem eines Realgymnasiums zu entsprechen haben, und an die Zeugnisse für Obersekunda und Prima, sowie an das Abgangszeugnis müßten dieselben Berechtigungen sich knüpfen; jedoch bliebe es den obersten Marinebehörden überlassen, den Unterricht in einzelnen Fächern, wie Mathematik und Physik, den Anforderungen des Marinedienstes noch besser anzupassen, so daß zum Beispiel in der Physik besonderer Wert auf die Wärmetheorie und Maschinenlehre, auf Magnetismus und Elektricität in der Theorie und in ihrer Anwendung an Bord gelegt würde. In dem für den Geschichtsunterricht vorgeschriebenen Pensum wäre auch die Geschichte der Hansa und überhaupt Seekriegsgeschichte zu berücksichtigen.

Neben dem wissenschaftlichen Unterricht würde ähnlich wie in Annapolis praktische Instruktion mit Uebungen einherzugehen haben, wozu der Anstalt Instrumente und Karten aller Art, Handwaffen und Geschütze, auch eine Exerzierbatterie, ferner die erforderliche Anzahl von Booten und an Uebungsschiffen ein Artillerieschiff und zwei kleine Segler zu Kreuzfahrten zur Verfügung zu stellen wären.

Im Infanteriedienst wäre Compagnieexerzieren bis einschließlich des zerstreuten Gefechts, sowie Gewehr- und Pistolenschießen nebst Fechten zu üben; in der Artillerie Exerzieren am Lande und an Bord mit allen Kalibern, einschließlich Schießen; die Unterweisung in der Bedienung von Maschinen könnte an den Maschinen der Dampfbeiboote und des Artillerieschiffs erfolgen; auf den Seglern zu Anker exerzieren mit Segeln, Rahen und Stängen, in Fahrt außerdem noch alle Manöver, die auf See vorkommen, sowie Navigation; Bootssegeln und -rojen würde emsig zu betreiben sein, auch zu Vermessungsübungen wären Boote zu benutzen.

Um für die praktischen Uebungen und Kreuzfahrten Zeit zu gewinnen,

Digitized by Google

müßten die großen Ferien im Hochsommer auf mindestens zwei Monate ausgedehnt werden, unter Abkürzung der übrigen; Heimaturlaub wäre für 10 bis 14 Tage in der Weihnachtszeit allen Zöglingen zu gewähren, von weiterem Urlaub könnte abgesehen werden, zumal der angehende Seemann sich an längere Abwesenheit von Hause gewöhnen muß.

Die Anstalt in einem Kriegshafen zu errichten, empfiehlt sich nicht, weil die beständige enge Berührung mit der Marine den Zöglingen im Lernen nicht förderlich sein würde; die Nähe einer Werft und so weiter würde auch noch keinen Wert für sie haben. Am besten würde die Anstalt an einer gutgeschützten Bucht, welche genügende Wasserfläche und günstige Gelegenheit zu Bootsfahrten und Segelmanövern bietet, in der Nähe einer kleineren Hafenstadt liegen, ähnlich Annapolis und Dartmouth. Dazu würde Flensburg mit seiner Förde sich besonders gut eignen.

Der Umfang der Anstalt wäre so zu bemessen, daß sie vier Jahrgänge von Kadetten aufnehmen könnte. Da jedoch der Eintritt in die Marine Außenstehenden ebenso offen bleiben müßte wie bisher und wie bei der Armee, so würde die Zahl der Kadetten wohl erst nach und nach bis auf die Hälfte des Bedarfs für die Flotte anwachsen. Die Ausstattung des Corps mit allen Arten von Unterrichtsmitteln müßte reichlich bemessen werden. Die Uebungsschiffe, ausschließlich des Artillerieschiffs, sollten Segler sein, weil das Fahren und Manöverieren mit solchen die wichtigsten seemännischen Eigenschaften ungleich mehr weckt und fördert, als das auf Dampfern: das Schärfen des körperlichen und geistigen Blicks, den schnellen Entschluß, die Findigkeit und Selbständigkeit — indem der Seemann auf dem Segler ganz auf sich und seine Geschicklichkeit angewiesen ist, um an sein Ziel zu gelangen und Gefahren zu vermeiden oder zu bestehen, weil er unausgesetzt die Segel und das Takelwerk, Wind und Wetter und den ganzen Horizont scharf beobachten und seine Maßregeln stets sofort dementsprechend treffen, beziehungsweise ändern muß. Diese Eigenschaften sind es, die den Seemann machen und die der Neuling in verhältnismäßig kurzer Zeit sich aneignen soll; hier heißt es gerade: die verfügbaren Monate möglichst ausnutzen!

Unsre ehemaligen Schiffsjungenbriggs „Mosquito“ und „Rover“ waren vorzügliche Fahrzeuge zu dem Zweck; aber jetzt würde es gar keiner kriegsschiffsmäßig gebauten und getakelten Schiffe mehr bedürfen, da es keine Kriegsschiffstakelagen mehr giebt.

Bei der Ausbildung in einem Marine-Kadettencorps würde der Zögling bis zur Abgangsprüfung (welche der Seekadetteneintrittsprüfung gleich zu achten wäre), also in Zeit von vier Jahren, nicht bloß eine gründliche allgemein militärische Erziehung genießen und als ausgebildeter Infanterist, sowie als gut vorgebildeter Artillerist in die Marine als Seekadett eintreten, sondern er würde auch eine wertvolle Fachausbildung mitbringen: einige Monate Fahrzeit, die dabei erworbene Seefestigkeit und Kenntnis der See in ihrer Eigenart und mit ihren Gefahren, Uebung im Fahren auf dem Wasser mit Booten und in Schiffen,

Digitized by Google

Vertrautheit mit dem Leben und Dienst an Bord, Gewöhnung an selbständiges Handeln und an die Befehlsführung über Untergebene, sowie das richtige Umgehen mit denselben. Daher würde er im Dienst von vornherein als Unteroffizier oder diensthuender Offizier verwendet werden können. Seine weitere Ausbildung zum Offizier würde sehr erleichtert und könnte eventuell auch abgekürzt werden. Die aus bürgerlichen Schulen eintretenden Kameraden würden in allen Stücken hinter ihm zurückstehen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß jeder Seeoffizier dem aus dem Kadettencorps hervorgegangenen Aspiranten bei weitem den Vorzug geben würde. Wenn der Eintretende das Meer und das Schiff mit 18 Jahren zum ersten Male sieht, so gewöhnt er sich nicht mehr so leicht und vollständig an die See und das Bordleben, er wird kaum mehr so mit Leib und Seele Seemann, wie es für den Seeoffizier gefordert werden muß.

Außer diesem grundlegenden Vorteile wären noch andre mit dem vorgeschlagenen Ausbildungsverfahren verbunden: die oberste Marinebehörde wäre (wie schon erwähnt) in der Lage, unter Festhaltung des Pensums eines Realgymnasiums den wissenschaftlichen und den praktischen Unterricht ganz dem Beruf des Seeoffiziers anzupassen — ein nicht zu unterschätzender Gewinn. Der Direktor und die Militärlehrer der Anstalt würden die Kadetten während des vierjährigen Schulbesuchs genau kennen lernen und dafür sorgen, daß nur empfehlenswerte und befähigte junge Leute als Seekadetten eingestellt werden. Durch Schaffung von Stellen mit vermindertem Erziehungsbeitrage und von Freistellen — wie beim Landkadettencorps — würde auch fähigen jungen Leuten aus wenig bemittelten oder unbemittelten Familien die Seeoffizierslaufbahn erschlossen werden, die jedem begabten und wohlerzogenen Knaben offenstehen sollte, denn die Marine bedarf des fähigsten Ersatzes. Dadurch würde der Andrang zur Seeoffizierslaufbahn sehr gesteigert werden. Auch wäre eine organisatorische Aenderung durch die vorgeschlagene Maßnahme nicht bedingt, die bestehenden Bestimmungen könnten vielmehr alle in Kraft bleiben.

Allerdings würde die Einrichtung eines Marine-Kadettencorps Geld kosten, wenn auch bei sparsamer Wirtschaft nicht so viel, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Aber unsre Marine, die auch nach Ausführung des Flottenplans noch nicht zu den großen zählt, wird das Fehlende durch die Ueberlegenheit ihrer Offiziere zu ersetzen haben; für die Führung der kostbaren Schiffe und die wirksamste Ausnutzung ihrer Waffen bedarf es der leistungsfähigsten Offiziere in allen Berufsfächern und vor allem in Seemannschaft. Es würde daher eine falsche Sparsamkeit sein, wenn man da, wo so große Summen und vor allem der kriegerische Erfolg auf dem Spiele stehen, die Mittel nicht aufwenden wollte, um den angehenden Seeoffizieren von jung auf die allerbeste Gelegenheit zur Ausbildung für ihren Beruf zu geben.

14. November 1900.



Digitized by Google

Der größte General Amerikas.

Von

General Jas Grant Wilson.

Nach dem allgemeinen Urteil ihrer Landsleute werden Washington, Lincoln und Grant als die drei größten Amerikaner angesehen, Washington als der Begründer, Lincoln als der Befreier und Grant als der Retter seines Landes. Die Thatsache wird zutreffend in einem hübschen Medaillon veranschaulicht, in welchem sie als der Pater, der Liberator und der Salvator dargestellt sind. Das Werk eines jeden war notwendig zur Erfüllung des Ganzen. Mit dem ersten dieser berühmten Männer hatte der Schreiber der vorliegenden Zeilen das besondere Glück, in seiner Jugend in nähere Beziehung zu treten durch die Bekanntschaft mit denjenigen, die ihm lieb und teuer waren; mit dem als Märtyrer gestorbenen Präsidenten stand er während einer Zeit von sechs Jahren in vertrautem Verkehr, und mit dem großen Kriegsmanne verband ihn eine Freundschaft von fast einem vollen Vierteljahrhundert.

Die Natur hatte Grant mit dem ausgestattet, was Guizot den Geist des gesunden Menschenverstands nennt. Seine bemerkenswertesten Eigenschaften waren vielleicht sein thätiges Zielbewußtsein, seine Großmut und seine Herzensgüte. Als amerikanischer Kriegsmann steht er ohnegleichen da. Seine wuchtigen Hammerschläge wurden mit voller Kraft ausgeführt und er war stets zum Kampf bereit. Es läßt sich kein Beispiel anführen, daß er je eine Schlacht abgelehnt habe. Er war wie jener berühmte Hund, von dem Dr. „Rub“ Brown uns erzählt: Als ein schottischer Wildhüter Namens Grant einmal gefragt wurde, warum ein gewisser Jagdhund von besonders kräftiger Bauart weit ernster aussehe als die übrigen Hunde, meinte er: „Ach, dem kommt das Leben schon ganz lustig vor — er kann sich nur nicht genug von seinen saftigen Bissen erschnappen.“ Grants unbeugsamer Mut hatte etwas Großartiges an sich, sein starkes Herz kannte auch unter den beunruhigendsten Umständen nichts von Furcht. Er zeichnete sich durch jene Kaltblütigkeit des Urteils aus, die Napoleon als den „bemerkenswertesten Vorzug bei einem General“ bezeichnete. Er verfügte über ein stets wachsendes Verständnis für die höhere Strategie und die eigenartige Bewegung und Behandlung großer Armeen, die sich über eine Frontlänge von mehr als zweitausend Meilen erstrecken. Er drängte stets vorwärts mit unbeugsamem Willen. Um seine eignen Worte anzuführen: „Ich kann wohl sagen, daß ich nur ein einziges Ziel kannte — die Rebellion niederzuwerfen.“ Von der Zeit an, daß seine Dienste als General in Anspruch genommen wurden, was bald nach dem Ausbruche patriotischer Begeisterung im April 1861 geschah, suchte er niemals um Beförderung nach. Sie war stets die Folge treuer Dienstleistung und wurde ihm zu teil, ohne daß er sich darum beworben hätte. „Wir

können," sagte er, „immer nur von denen, die auserlesen werden, nicht aber von denen, die sich anbieten, die erfolgreichsten Dienste erwarten." Bei einer andern Gelegenheit bemerkte er: „Vielleicht war einer der Gründe meiner so raschen Beförderung der Umstand, daß ich mir nie gestattete, vom Wege meiner Pflicht abzulenken, und ich stets das that, was mir zu thun oblag. Mein einziges Verlangen war, den Krieg zu beendigen und die Union wiederherzustellen. Nach seiner Beendigung habe ich nie Gelüste nach irgend einem politischen Amte getragen."

Erfolg im Kriege ist ein Verdienst, das nicht in Abrede gestellt werden kann. Nach diesem Verdienste gemessen, hat Grant Anspruch auf unvergänglichen Nachruhm. Er hatte da Erfolg, wo andre unterlegen waren. Bei Fort Donelson kam es durch seine Entscheidung zum Siege. Er zeigte bei diesem Anlaß, daß die Philosophie des Kriegs in dem Verlangen der „bedingungslosen Uebergabe" liegt. Wie Stanton, der Staatssekretär des Kriegs, erklärte, berührten diese Worte die Nation, als ob sie von einem der biblischen Propheten ausgegangen wären. In seinem virginischen Feldzuge von 1864—1865 errang Grant Erfolge, wo seine fünf Vorgänger klägliche Niederlagen erlitten hatten. Sie hatten mehr als zwei Jahre und 139000 Mann zu dem vergeblichen Versuche gebraucht, nach Richmond, der Hauptstadt der Konföderierten, vorzudringen. Er nahm diese Stadt ein und erlangte die Kapitulation der Armee General Lees auf die von ihm vorgeschriebenen Bedingungen hin bei Appomattox in einem einzigen Feldzuge von elfmonatlicher Dauer und verlor dabei 15000 Mann weniger, als von den Generalen Mac Clellan, Pope, Burnside, Hooker und Meade in vergeblichen Versuchen geopfert worden waren.[1]) Als sein großes Werk vollbracht war, eilte Grant nach Washington zurück, ohne der Hauptstadt der Verbündeten einen Besuch abzustatten, um sofort eine Herabminderung der enormen, sich pro Tag auf vier Millionen Dollars belaufenden Kriegskosten eintreten zu lassen. Es ist nicht denkbar, daß je eine Zeit kommen sollte, in der General Grants Landsleute nicht von tiefster Anteilnahme für den ruhmreichen Kampf um die Erhaltung der Union erfüllt sein sollten, an welchem er und Lincoln den Hauptanteil hatten.

Gleich dem berühmten Sully, der mit seinen Gedanken in mancher Hinsicht seiner Zeit weit voraus war, verabscheute Grant den Krieg und blickte mit Verachtung auf politische Systeme, die noch nichts Besseres als Schießpulver zur Beilegung internationaler Streitigkeiten erfunden hätten. So bemerkt Motley, der amerikanische Historiker, von Sully: „Der Gedanke war ihm peinlich, daß, anstatt daß der Krieg ein Mittel sein solle, den Frieden zu erreichen, der Friede

[1]) Mac Clellan und die übrigen verloren an:

	Toten	Verwundeten	Gefangenen und Vermißten	Zusammen
	15172	74635	49944	139751
General Grant	15139	77748	31503	124390
	30311	152383	81447	264141

nur dazu dienen sollte, zum Kriege zu gelangen. Es war in jenen Tagen ganz gewiß nicht eine witzige Redewendung, sondern eine einfache Konstatierung gegebener Thatsachen, daß der Krieg der normale Zustand der Christen sei. Ach, läßt sich denn behaupten, daß in den zweiundeinhalb Jahrhunderten, die seit jener Zeit verflossen sind, in der Welt eine sonderliche Wendung zum Bessern erzielt worden ist? Weiß man sich unter den zivilisiertesten Völkern auf etwas Besseres zu berufen als auf die Logik der stärksten Bataillone und die Beredsamkeit der größten Kanonen?"

Ein allgemeiner menschlicher Irrtum ist es, die Größe eines Menschen nach seiner äußeren Erscheinung zu bemessen. An den bestrickenden Reiz körperlicher Vorzüge dürfen wir nicht denken, wenn wir von Grant sprechen. Er wäre der letzte gewesen, den man sich aus einer Gruppe gewöhnlicher Offiziere als den bedeutendsten Krieger, den die Neue Welt hervorgebracht, ausgesucht hätte. Er war fünf Fuß acht Zoll groß und dabei schlanker als Friedrich der Große, Napoleon und Wellington. Er hatte einen leicht gebogenen Rücken und hielt sich nicht gerade aufrecht, ausgenommen, wenn er zu Pferde saß. Sein Gang und sein Aeußeres waren unmilitärisch. Er trug sich selten militärisch zugeknöpft, und nach seinem Aeußern hätte man ihn für etwas nachlässig halten können; das wäre aber ein großer Irrtum gewesen, denn Grant war in allem, was die Reinlichkeit der Person und der Unterkleidung betraf, geradezu peinlich. Von einem Zivilisten oder Soldaten, der in diesen Dingen nachlässig gewesen, würde er nicht sonderlich viel gehalten haben. Seine Bewegungen hatten gewöhnlich etwas Gemessenes an sich, wenn die Umstände es erforderten, wurden sie aber gelenk und behende. In der ersten Zeit des Bürgerkrieges wog er etwa hundertfünfunddreißig Pfund; beim Schlusse des Krieges hatte er fünfzehn Pfund zugenommen. Er hatte einen gut geformten Kopf und trug einen Hut von siebenundeinhalb Zoll. Seine Augenbrauen waren hoch und breit, und sein fester Mund deutete auf einen eisernen Willen hin oder hatte, wie Präsident Lincoln es bezeichnete, „etwas von dem Beißgelüste einer Bulldogge an sich". Sein Haar und sein Vollbart waren dunkelbraun oder kastanienfarbig. Nach dem ersten Kriegsjahr trug er sie sorgfältig gepflegt. Auf seiner rechten Backe hatte er eine kleine Warze gerade über dem Barte. Sein Gesichtsfarbe war blühend.

General Grants ausdrucksvolle Augen waren blau. Seine Mienen waren selten frei von einem gewissen Ausdruck des Sorgen- und Kummervollen, doch war sein Gemüt von Haus aus heiter und lebenslustig. Er konnte herzhaft lachen, und er hatte so viel Verständnis für den heiteren Inhalt einer lustigen Anekdote, daß es ihm manchmal die größte Mühe kostete, eine Geschichte zu Ende zu erzählen. Er besaß eine klangvolle Stimme, die er selten überanstrengte, selbst in der Erregung der Schlacht. Beklagenswert war sein Mangel an musikalischem Gehör — er war nahezu tontaub, und die Militärmusik war ihm ebenso zuwider wie eine Opernvorstellung. Als er einmal von einer Dame gefragt wurde, ob er oft die Oper besuche, antwortete er: „Niemals, wenn ich es vermeiden kann." In früherer Zeit jedoch hatte er viel Gefallen an den

Digitized by Google

einfachen Liedern seiner Frau, und während seiner westlichen Feldzüge hörte er oft mit Vergnügen die Plantagenlieder „Old Shadye“ und andrer Schleichhändler. Seine Behauptung, er kenne nur zwei Melodien, die eine sei „Hail to the chief“ und die andre überhaupt keine — war natürlich ein Scherz, den er wahrscheinlich einmal während seiner ersten Feldzüge machte und dann immer wieder auftischte, ihn den jeweiligen Umständen anpassend.

Grant besaß ein wunderbares Auge und Gedächtnis für die topographischen Verhältnisse einer Gegend, in welche der Kriegszug ihn führte. General Sherman war in ähnlicher Weise glücklich veranlagt, was ihm bei seinen südlichen Streifzügen sehr zu statten kam. Wie Washington war Grant ein großer Pferdeliebhaber und ein ganz vorzüglicher Reiter. Eines seiner Lieblingspferde Namens Cincinnati war vielleicht das beste Kriegspferd, das, seit Alexander seinen Bucephalus bestiegen, auf einem Schlachtfelde geritten wurde, es war ein Sohn von Lexington und ein Halbbruder von Kentucky und brachte es in der Schnelligkeit zu Leistungen, die denen jener berühmten Vollbluter fast gleich kamen. Grant liebte Ausfahrten in scharfem Trabe, abends machte er am liebsten seine Kartenpartie oder las seinen Familienmitgliedern vor.

Dem General war nichts so zuwider, als unfreundlich von jemand zu sprechen, und wäre es auch einer von jenen gewesen, die ihn jahrelang mit ungerechtfertigtem Hasse verfolgt hatten. In betreff der endlosen Verdächtigungen seines Charakters, die von erfolglosen Soldaten und gewissenlosen Politikern erhoben oder an deren Tisch oder auf der Straße ausgeheckt wurden, äußerte er sich in einer ähnlichen Weise wie Wilhelm von Oranien, der in seiner philosophischen Weise meinte, „das Menschengeschlecht sei seiner Natur nach zur Verleumdung geneigt, besonders gegen diejenigen, die es beherrschten“. Ein kürzlich verstorbener hervorragender amerikanischer Geistlicher bemerkte einmal mit Bezug auf Grants außerordentliche Geduld bei den schweren Prüfungen, die ihn in seinen letzten Jahren heimsuchten: „Zu wagen ist groß, zu dulden größer. Die Ruhmredigkeit teilen wir mit den auf der untersten Bildungsstufe Stehenden, die Tapferkeit mit den Heiligen.“ Er war ein Freund einfacher Speisen, Ochsenfleisch war ihm fast das liebste, aber nur, wenn es ordentlich gar war. Der Anblick von Blut in halbgarem Fleisch konnte ihm den Appetit verderben. Einmal wenigstens trieb es ihn, soviel der Schreiber dieser Zeilen weiß, vom Tische weg. Der Mann, den man einen Schlächter genannt hat, konnte den Anblick des Leidens nicht ertragen, denn in der Schlacht von Shilo vertrieb ihn das Stöhnen der Verwundeten aus seiner Blockhütte — dem einzigen Obdach, das zu erhalten war —, und auf dem Aschenhaufen sitzend, suchte er unter strömendem Regen einige Stunden Schlaf, bevor die blutige Schlacht vor Tagesanbruch wieder begann.

„Als ich bei der Armee war,“ sagte er, „hatte ich eine Natur, die alles ertragen konnte. Ob ich auf bloßer Erde oder im Zelte schlief, ob ich von vierundzwanzig Stunden vier oder eine schlief, ob ich während des Tages einmal oder dreimal oder gar nicht aß, das war mir alles ganz gleich. Ich konnte

Digitized by Google

mich hinlegen und in strömendem Regen schlafen, ohne daß mich das irgendwie störte."

Als die Unionsarmee durch die schweren Verluste in den ersten Tagen der Kämpfe gegen Lee bei Wilderneß entmutigt wurde, sagte Grant: „Ich werde keinen Schritt zurückweichen;" und nachdem er den Befehl zum Angriff vor Tagesanbruch gegeben, fühlte er das Bedürfnis nach Ruhe und schlief fest mehrere Stunden.

Die Zeit der Ritterlichkeit ist noch nicht vorbei, wenn ein Sieger im stande war, dem Besiegten derartige Bedingungen anzubieten, wie Grant sie Lee und denjenigen gewährte, die von seiner stattlichen Armee bei Appomatox übrig geblieben waren. Der Erforscher der Kriegsgeschichte wird vergeblich nach etwas suchen, was hiermit oder mit dem Zartgefühl zu vergleichen wäre, mit dem Grant bei dieser Gelegenheit den geschlagenen Feind behandelte. Etwas Aehnliches ist vielleicht nur in den großmütigen Bedingungen zu finden, die Lord Cornwallis im Jahre 1781 bei Yorktown von Washington zugestanden erhielt.

Vierunddreißig Jahre nach Beendigung des Kriegs traf ein Schriftsteller aus den Nordstaaten in Georgia einen Neger aus Virginien, der bei der Unterwerfung Lees zugegen gewesen sein wollte. Das interessierte natürlich den Reisenden aus dem Norden, und er setzte ihm, wie man sich denken kann, ordentlich mit Fragen zu.

„Ihr sagt, Ihr wart dabei, als Lee sich übergab?"

„Ja, ja, ich dabei gewesen."

„Saht Ihr, wie Lee ihm seinen Degen übergab?"

„Nix, nix! Gin'ral Lee übergeben seine Degen! Nix geben! Sie suchten zu nehmen ihm, aber er einen Puff geben diesem und jenem, und sie nix nehmen — nein, gar nix!"

„Und wo war denn Grant die ganze Zeit?"

„O, er dabei sein, ja. Und er sagen ihnen: ‚Well, Boys, laßt ihm seinen Waffen. Er damit kein Unheil anrichten kann, aber aufgepaßt, damit ihm nix geschieht.'"

Grant war aufrichtigen Gemüts und aufrichtigen Herzens und besaß jene ganz seltene geistige Eigenschaft — innere Anständigkeit, die ohne Zögern oder Untreue gegen sich selbst die Schlußfolgerungen des eignen Urteils gelten ließ. Er war peinlich bescheiden und in seinem Auftreten zurückhaltend, ein Feind des Pomps und des Schaugepränges; er liebte die Gerechtigkeit, war die Zuverlässigkeit selbst und hat mit Wissen nie jemand etwas zuleid gethan. Er war kein Gelehrter, doch wohl bewandert in der guten Litteratur und Kriegsgeschichte. Sein Lieblingsheld unter den alten Heerführern war Hannibal, unter den neueren Cromwell. Ueber letzteren hat sein Freund Milton einige Zeilen geschrieben, von denen einzelne sich sehr wohl auf denjenigen anwenden lassen, dem die vorliegende Skizze gewidmet ist.

„Weshalb ihr verächtlich von seinen großen Thaten redet," sagt der englische Dichter, „weiß ich nicht, aber ich habe euch im Verdacht, daß ihr nicht frei von

Digitized by Google

dem Irrtum seid, der bei studierten und nachdenkenden Leuten so häufig ist. Weil Oliver nicht die Gabe der anmutigen Rede besaß und er in seinem öffentlichen und privaten Leben niemals etwas Bemerkenswertes gesagt hat, wollt ihr, daß er geistig nicht sonderlich befähigt gewesen sei. Das ist gewiß nicht richtig. Es hat viele Leute gegeben, die wissenschaftlich ungebildet waren, ohne Witz, ohne Rednergabe, und die doch klug genug waren, nach dem zu streben, und mutig genug, das auszuführen, was sie mit Worten nicht ausdrücken konnten. Derartige Männer haben in unruhigen Zeiten oft die Befreiung von Völkern bewirkt und ihre eigne Größe herbeigeführt nicht durch die Hilfsmittel der Logik, sondern durch Vorsichtigkeit im Erfolg, durch Kaltblütigkeit in der Gefahr, durch zähe und unbeugsame Ausdauer bei allen Widerwärtigkeiten. Die Herzen der Menschen sind ihre Bücher, die Ereignisse sind ihre Leser, große Thaten sind ihre Beredsamkeit. Und ein solcher Mann war nach meiner Ansicht der hohe Verstorbene. Seine Handlungen beweisen, daß er ein großer Staatsmann, ein großer Krieger, ein wirklicher Freund seines Landes und ein gnädiger und großmütiger Sieger gewesen ist."

Grants Schreibweise war wie sein Charakter die verkörperte Aufrichtigkeit. Im Gespräch fehlte ihm manchmal das richtige Wort, niemals aber, wenn er die Feder in der Hand hatte. Viele seiner äußerst wichtigen Depeschen und Befehle wurden hastig und ohne vorherige Ueberlegung niedergeschrieben und abgesandt, ohne daß ein Wort daran geändert werden konnte. So war es der Fall mit den Bedingungen, die er Lee zugestand, mit dem Brief an General Buckner wegen der „bedingungslosen Uebergabe" und seiner berühmten Depesche: „Ich schlage vor, auf dieser Linie den Kampf auszutragen, und wenn der ganze Sommer darüber vergehen sollte." Die beiden zuletzt genannten Schriftstücke sind einfache Benachrichtigungen darüber, daß er mit gewissen Unternehmungen beschäftigt war, denen er seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen vorhatte. — Aehnlich denkwürdig sind die Worte, mit denen er 1868 seine von den Republikanern aufgestellte Kandidatur für die Präsidentschaft annahm: „Laßt uns zum Frieden kommen."

Auf seinem Totenbette schrieb Grant, als er seiner Krankheit wegen nicht mehr zu sprechen vermochte: „Ich fühle, daß wir am Vorabend einer neuen Zeit stehen, in der es zu voller Harmonie zwischen dem Norden und dem Süden kommen wird. Ich kann nicht bleiben, um die Erfüllung dieser Prophezeiung zu erleben, aber eine innere Stimme sagt mir, daß es so sein wird. Der Ausdruck allgemeiner Teilnahme, der mir zu einer Zeit entgegengebracht wurde, da man vermuten konnte, daß ich einen derartigen Tag nicht mehr erleben würde, schien mir der Anfang der Antwort auf das ‚Laßt uns zum Frieden kommen' zu sein."

Das prachtvolle Grabdenkmal in der Landeshauptstadt, in dem die sterblichen Ueberreste des Helden am siebenundfünfzigsten Gedenktage seiner Geburt beigesetzt wurden, trägt auf seinem Sockel die bezeichnende Inschrift: „Laßt uns zum Frieden kommen." Grant liebte den Frieden und verkündete als Präsident der

Digitized by Google

Welt, daß ein ehrenvoller schiedsgerichtlicher Austrag der zwischen den Völkern entstehenden Zwistigkeiten das Beste sei, was die Zivilisation zu hoffen habe.

Die ungewöhnlich große Anzahl der Depeschen, Briefe, Befehle und Berichte Grants weisen ihm eine Stelle unter den gründlichsten und fruchtbarsten der berühmten Krieger an. Seine militärischen Memoiren werden jedenfalls bleibenden Wert behalten wegen ihres tiefen Ernstes und ihrer Aufrichtigkeit. Die Leistung ist hier keine litterarische, sondern eine gegenständliche; er beschäftigt sich nicht mit Aeußerlichkeiten, sondern mit dem Wesen der Sache. Hätte Grant litterarische Eitelkeit oder litterarischen Ehrgeiz besessen, würde dann wohl seine Erzählung so unmittelbar auf uns wirken, wie sie es thut? Die unmittelbare Nähe des Todes würde wahrscheinlich bei jedem der Eitelkeit ein Ende bereiten, wenn er je welche besessen, aber Grant besaß keine. Sein Werk ist pekuniär vielleicht das erfolgreichste, das seit dem Erscheinen der Gutenberg-Bibel zur Ausgabe gelangt ist, denn bis zum März 1899 hatte das der Familie Grants gezahlte Autorhonorar beinahe den Betrag einer halben Million Dollars erreicht. Es mag dahingestellt bleiben, ob seit Erschaffung der Welt je ein litterarisches Werk unter ähnlichen peinlichen Umständen zu stande gebracht worden ist, denn der sterbende, aber unbeugsame Krieger litt fast beständig und zuweilen brachte das Ringen mit dem Tode ihn zu dem Entschlusse, den „Kampf auszukämpfen" — in derselben tapferen Weise, wie er es dem General Lee gegenüber in den Gefechten bei Wilderneß gethan hatte. Als sein Werk vollendet war, starb er.

Grants Temperament war vielleicht nicht so stark wie das Washingtons, aber wie er beherrschte er es stets. Er sprach nie ungeduldig und selten oder nie hörte man ihn ein herbes Wort über jemand äußern. Er war ein guter, wenn nicht ein geradezu glänzender Unterhalter. Einzelne seiner geflügelten Kriegsworte sind glänzend und werden nicht so bald vergessen werden. Während der Belagerung von Vicksburg erschien die Frau eines Pflanzers an ihrem Thüreingang und fragte den General spöttisch, wann er Vicksburg einzunehmen gedenke. „Das kann ich so genau nicht sagen," entgegnete er, „doch ich werde hier bleiben, bis ich es thue, und sollte es auch dreißig Jahre dauern." Die Einnahme erfolgte genau dreißig Tage später. Es ist das genau so gut wie Mac Mahons berühmter Ausspruch vor Sebastopol: „J'y suis et j'y reste."

Bei einer andern Gelegenheit sagte Grant: „Die Aufgabe des Soldaten ist, den Feind zu schlagen, wann und wo er ihn auch treffen mag." Ob er es kann, daran sollte erst nach einer unvermeidlichen Niederlage gedacht werden. An Burnside, der im Herbst 1863 von Longstreet in Knoxville belagert wurde, sandte Grant eine Botschaft dahin lautend: „Ich kann kaum die Notwendigkeit eines Rückzugs einsehen. Wenn ich es überhaupt thäte, könnte es nur nach dem Verluste des größten Teiles der Armee sein." Als ein Stabsoffizier in rasender Eile heranritt und in der größten Erregung ausrief: „General, General Lee umgeht unsern linken Flügel!" entgegnete der unverzagte Krieger, in seinem Verhalten und seinem Tone so ruhig bleibend wie ein Sommermorgen: „Ganz recht so, dann werde ich General Lees linken Flügel umgehen." Ein Adjutant suchte

Digitized by Google

den General davon abzuhalten, Burnsides Brücke über den Rapidan abzubrechen, erhielt aber zur Antwort: „Eine einzige Brücke und eine Furt werden genügen, alle die von dieser Armee Uebrigbleibenden ans andre Ufer zu bringen, wenn wir zum Rückzug gezwungen werden.“ Als Grant seine Proviantzüge ihrer Deckungsmannschaften beraubte, um eine Lücke in seiner langen Schlachtreihe auszufüllen, und ihm vorgeworfen wurde, er drohe dadurch der Potomacarmee ihre ganze Zufuhr zu benehmen, meinte er höhnisch: „Wenn diese Armee fortgefegt wird, wird sie keiner Zufuhr mehr bedürfen.“

Nie hat man Grant im Verlaufe seines ganzen Lebens ein schmutziges Wort gebrauchen hören, nie hat man von ihm eine unschickliche Geschichte vernommen, nie weiß man, daß er einer solchen zugehört oder daß er einen Schwur oder auch nur ein unbedachtsames Wort ausgestoßen habe. In allen seinen häuslichen Beziehungen als Gatte und Vater war er so vollständig tadellos wie nur irgend jemand, dessen der Schreiber dieser Zeilen sich entsinnen kann. Ein berühmter Geschichtschreiber unsrer Tage erzählt uns, daß, als der Held der Schlacht am Boyne vor etwa zwei Jahrhunderten morgens gegen acht Uhr im Kensingtonpalace gestorben war und sein Leichnam ausgestellt wurde, man auf seinem bloßen Leibe ein schwarzes Band gewahrte. Die Hofleute vom Dienst gaben Befehl, es zu entfernen. Man fand daran einen einfachen goldenen Trauring und eine Locke von dem Haar seiner verstorbenen Gattin, der Königin Maria, befestigt. Als Grant fast um die gleiche Tagesstunde wie der heldenmütige englische König seinen Geist aufgegeben hatte, fand man um seinen Hals eine Flechte geschlungen, die aus den Haaren seiner Gattin und seines Kindes zusammengesetzt war. Sie war einst dem Armeebefehlshaber über das amerikanische Festland zugeschickt worden, als er an der fernen pacifischen Küste Krieg führte. Der liebende Gatte und Vater hatte sie zweiunddreißig Jahre lang getragen!

Die grausame Ironie des Schicksals ist wohl nie schärfer zu Tage getreten als in den letzten Jahren von Grants Laufbahn. Was für eine Umwälzung im Wirbelsturme der Zeit! In die kurze Zeit von neunzehn Monaten fiel ein Sturz vor seinem eignen Hause, der ihn für immer lähmte. Vier Monate danach, als er glaubte, er besitze ein Vermögen von einer Million Dollars, wurde er finanziell ruiniert. Acht Monate nach diesem schweren Schlage wurde der alte Krieger von einer Krankheit befallen, die jeder menschlichen Geschicklichkeit spottete, und vier Monate nach dem Zeitpunkte, in dem verlautete, daß er an einem unheilbaren Uebel leide — an Krebs in der Mundhöhle — hatte er ausgelitten.

Die Ehren gab zurück der Welt er wieder,
Den Geist dem Himmel, und friedlich schlief er ein.

Man hat, und wohl nicht mit Unrecht, behauptet, daß auf keinen Mann in der Geschichte sich so viele Augen gerichtet haben wie auf General Grant — vom Felde aus, wo er eine Million Menschen befehligte, bis zu dem Präsidentenstuhl während zweier Regierungsperioden und dem „königlichen Umzuge“ um die

Welt, auf dem ihn, wie man veranschlagt hat, sechs bis sieben Millionen Menschen zu Gesicht bekommen haben. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, auf keinen berühmten Mann, und vor allem auf keinen Amerikaner, mit Ausnahme Lincolns, hätten, als er auf dem Totenbett gelegen, so viele Landsleute den bekümmerten Blick gerichtet wie auf Grant.

Der Wahlspruch des amerikanischen Kriegers war wie der Blüchers, des englischen Verbündeten bei Waterloo, „die Pflicht". Nirgendwo in ihren Schriften begegnet man dem Wort „Ruhm". „Ich werde meine Pflicht thun, so gut ich's vermag", ist die fast gleichlautende Versicherung, welche die beiden berühmten Kriegsmänner abgaben, bevor sie die großen entscheidenden Erfolge davontrugen, die sie mit unvergänglichem Ruhme krönen sollten. Ungleich dem großen französischen Feldherrn, der in seinen Reden und Schriften nur das Wort „la gloire" kennt, dachten Wellington und Grant nur an die Pflicht, die Gladstone als die Macht bezeichnet, die morgens mit uns aufsteht und sich abends mit uns niederlegt. Sie reicht ebenso weit wie die Thätigkeit unsrer Intelligenz. Sie ist der Schatten, der sich an uns heftet, der mit uns geht, wohin wir gehen, und uns nur verläßt, wenn wir aus dem Lichte des Lebens scheiden.

Kann man nicht, wenn uns eine kleine Veränderung der Zeilen gestattet ist, die Carlyle über Walter Scott schrieb, mit vollem Recht von Ulisses S. Grant — einem Abkömmling des berühmten Clans, dessen Kriegsruf: „Stehe fest, Felsen von Ellachil!" er so gut bethätigt hat — behaupten, daß „kein gesunderes Stück amerikanischer Mannheit in diesem unserm Jahrhundert zusammengefügt ward?"

Gleich dem unsterblichen Namen Moltkes steht auch der Grants „auf dem Kapitol verzeichnet".

New York, 1900.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Litteraturgeschichte.

Ernst v. Wildenbruch.[1])

Nachdruck verboten.

Sie geben uns keine Männer. Viel Gutes, Großes, zum Teil auch Neues — aber dies Eine nicht. Und dies Eine ist not.

„Dies Eine wollte ich geben. Ich wußte, was ich damit wollte. Viele verstanden mich nicht darin. Selbst Freunde nicht.

„Aber sie mögen nun schelten und schimpfen: sie können das nicht aus der Welt schaffen, daß ich einer bin, der etwas geben wollte — und geben konnte. Einer, der etwas gab. Das gab, was er geben wollte. Darum geben wollte, weil es ihm das Rechte schien."

---

[1]) Der Aufsatz ist als Einleitung und erster Abschnitt einer monographischen Studie gedacht.

Der so gesprochen, schien dem Hörer gegenüber, zu dem er also gesprochen, recht wie der Träger seiner Gedanken, wie eine Verkörperung seines geistigen Lebens, Strebens und Gebens.

Gewiß! C'est quelqu'un! Das ist einer, der sich seiner selbst bewußt ist, der das rechte Selbstbewußtsein hat.

Dies Selbstbewußtsein ist not.

Kein Wahn der Größe ist es, wenn man die Größe in sich fühlt und weiß, ob auch die vielen, die nicht verstehen, die nicht sehen, aber doch ungläubig sind, die tadeln, ohne zu kennen, die allzu vielen Kleinen schelten und schimpfen.

Und das bleibt gewiß: der Dichter giebt, was er geben will. Nicht, was sie von ihm verlangen. Er sieht wohl klarer als sie. Er eilt ihnen voraus. Dann kommen sie langsam nach.

Meist ist es zu spät, wenn sie nachkommen. Dann ist er tot. Ganz tot. Oder „zum mindesten“ geistig tot.

Glücklich der Dichter, den sie begreifen, — so weit sie begreifen können — so lange es nicht zu spät ist für ihn und — für sie.

Ernst v. Wildenbruch wurde das Glück zu teil, daß er begriffen, verstanden ward, so weit seinen Hörern Verständnis eigen und möglich war, als es noch nicht zu spät war für ihn und — für sie.

Nicht sehr früh ward er — in diesem beschränkten Sinne — begriffen. Er war ein Mann geworden, der lange unbeachtet war in seinem Besten.

Dann auf einmal kam es wie ein Sturm über sie. Und sie jubelten ihm zu.

Nicht ist der Mann der größte, der am meisten genannt ist. Von solchem Aberglauben an Autoritäten wird der gerechte Richter sich ferne halten. Nicht sind diejenigen Beamten, Diener des Volkes und der Fürsten des Volkes, die größten, die am höchsten zu stehen scheinen. Nicht diejenigen, die berühmt geworden sind, vor und während und — nach ihrer Berühmtheit die größten, sondern gar oft die freiwillig und unfreiwillig Stillen, die schweigen, weil sie zum Schweigen gezwungen, weil man sie, wenn sie reden, nicht hört. Sie hätten wohl viel zu sagen, zu reden.

Solche Berühmtheit, solche Erhöhung und Höhe wird künstlich gemacht. Größe wird nicht künstlich gemacht. Die ist von Anfang an vorhanden — oder sie kommt nie. So **wird** man wohl zum Schriftsteller — aber man **ist** Dichter. Dichter kann man nicht **werden**, auch mit dem redlichsten Willen nicht. Dieser redliche Wille kann sogar unredlich werden, wenn er andre, bessere schädigt: da nun einmal Dichter und Schriftsteller verwechselt werden, da nun einmal die Schriftsteller als die Dichter betrachtet und gerühmt werden, und die Dichter vergessen, wenn sie es nicht verstehen, auch noch Schriftsteller zu werden. Das können sie ja, wenn sie wollen. Aber sie wollen vielleicht nicht, weil sie — nicht sich, aber die Kunst, die Größe in ihnen nicht erniedern wollen, nicht erniedern dürfen. Dann sind sie ja wohl „Narren“. Aber die Narren, diese Narren, sind weise im großen Publikum. Unklug, unschlau — aber weise. Unglücklich — aber groß.

Berühmtheit wird von einem Tag auf den andern. Sie stirbt von einem Tag auf den andern. Sie ist Mode. Der eine schwatzt dem andern nach. So bildet sich die Gemeinde der Anhänger. Der Vielzuvielen. Denn wenige Anhänger ziemen dem Großen. Große Anhänger, die ihn verstehen, oder doch ahnen. Jünger — Apostel.

Der da sich heranbildet zum Richter, weil er die richterliche Gabe empfangen, weil er die Gerechtigkeit ahnt und die Weisheit, irrt wohl, solange er lernt, solange er strebt. Darum irrt er immer. Aber es kommen doch Stunden, da er älter ward — viel älter als die an Jahren Aelteren und viel weiser. Dann schwatzt er nicht mehr mit. Dann weiß er: die ganz Großen stehen **nicht** auf dem Piedestal, darauf die ganz Kleinen erhoben.

Immerhin: grundlos, rechtlos wird wohl keiner erhoben. Etwas muß in ihm sein, das die Erhebung verdient. Denn vielleicht ist in jedem Menschen etwas, das erhoben werden

Digitized by Google

darf, kann und muß. Aber so lange die, so erheben, entscheiden und scheiden, messen sie nicht mit gerechtem Maße: sie unterdrücken vielleicht das Große, sie erheben das Kleine — in allen, die sie sehen, und die sie sehen sollten und in dem, den sie gerade erheben. Von dieser Richter Gnaden wird keiner zum Herrn. Zum Herrn in seinem eigensten Eigen. Aber wenn sie auch nicht wissen, unwissend bleiben, wenn sie nur etwas sehen in einem, nicht alles, das er hegt — wenn sie auch mehr sehen in einem, als er hegt — doch darf der Richter, der ferne von ihnen steht, sich und sie fragen: Habt ihr nicht dennoch recht gethan?

Ward also Ernst v. Wildenbruch sein Recht, da er ein berühmter Dichter ward?

Mit freudigem, aufrichtigem Sinne sagen wir: ja.

Ihm ward sein Recht. Er hatte gewonnen Spiel, als er berühmt geworden. Und das verdiente er.

Aber —!

Es bleibt ein „Aber".

Nämlich, daß sie sein eigenstes Eigen, ihn selbst, doch nicht verstehen, daß sie nicht verstehen, die ihn berühmt gemacht.

Darum machen sie es leicht denen, die ihn nicht berühmt gemacht, die ihn vielmehr von der Höhe der Berühmtheit hinunterreißen möchten. Denn Berühmtheit ist Mode. Größe aber kann nicht gegeben und kann nicht genommen werden von ihnen. Sie bleibt bestehen.

Wildenbruchs Größe bleibt bestehen.

Sie wollen ihn heute hinunterreißen, weil sie seine Berühmtheit sehen — seine Größe nicht. Weil sie das wieder nehmen wollen, was er den Menschen verdankt. Nicht aber können sie das nehmen, was er den Menschen nicht verdankt.

Wildenbruch ist ein Künstler, ein Dichter und Denker. Er ist Einer.

Vielleicht war er noch mehr: der rechte Mann für seine Zeit. Das ist wirklich sehr viel.

Gar viele Dichter und Denker sind die rechten Männer für kommende Zeiten. Vielleicht auch für vergangene. Die geben dann aber denen von heute, denen ihrer Tage, nichts oder wenig. Sie brauchen auch nichts zu geben. Sie geben, was sie wollen. Sie können nicht gezwungen werden. Aber solche, die denen von heute, denen ihrer Tage geben, weil sie in sich das Bewußtsein tragen, daß sie etwas geben können, dürfen, müssen — die sind doch recht glücklich, und die machen doch recht glücklich. Sonst sind Dichter und Denker nicht glücklich. Nur groß. Aber groß sein ist für die Jahrhunderte, Jahrtausende viel — für die lebenden Menschen wenig. Und schließlich sind sie doch auch Menschen, Menschen vor allem. Und Menschen wollen glücklich sein.

Wildenbruch darf gewiß sein, daß er — als Dichter und Denker — glücklich zu sein allen Anspruch hat. Daß er doch viele fand, die ihm nachgingen, wenn sie auch nicht ganz ihm zu folgen vermochten, daß es auch einige gab, die ihm zuschauten von ferne, andern Sinnes vielleicht als er und fremd seinem Leben da draußen, nicht fremd seinem Innersten.

Wildenbruch fand eine Zeit, der er etwas geben konnte. Das wußte er. Und er fand auch eine Zeit, die ihm etwas geben konnte.

Wildenbruch lebte in einer Zeit, die Männer sah, die Männer brauchte. Auch im Gewande der Kunst, im Spiegel der Dichtung. Er gab sie ihnen.

Er selbst ist ein Mann. Ganz und in allem männlich.

Und er sieht noch eins — und da steht er schon mehr allein — daß auch diese Tage, diese Zeiten, da die andern Mode, Berühmtheit worden, Männer brauchen. Sie vielleicht noch mehr brauchen, denn die vergangenen, da man auch im Leben die Männer sah.

Jetzt sind die Männer, die da lebten, tot. Jetzt ist der Spiegel des Lebens, das Bild des Lebens, not — um der Vergessenheit vorzubeugen. Diesen Spiegel, dieses Bild will er geben.

So ist er noch heute jung. So ist er noch heute not. So hat er noch heute seine Aufgabe.

Sie freilich wollen ihm nur die Aufgabe des Gestern heute noch zugestehen.

Digitized by Google

Können sie überhaupt etwas zugestehen?

Nein.

Da er kam, ward er befehdet — von den Alten. Er war zu jung. So stand er vor uns, und so sagte er uns: Wer war denn in jener Zeit, da ich kam? Wer gab denn dem deutschen Drama, dem deutschen Theater damals etwas?

Wohl hat er recht. Er begann damals zu geben.

Er als der Erste. Darum ward er geschmäht von den Alten.

Heute von den Jungen. Sie wollen ihrerseits geben. Sie allein.

Und das ist gewiß: Sie haben zu geben. Viel zu geben. Aber nicht sie allein.

Neben ihnen steht er. Und wie er selber meint und sagt: in gewissem Sinn auch über ihnen.

Wohl stehen die Jungen in so vielem Neuen, vielem wirklich Großen über den Alten. Die Jugend hat recht, weil sie Jugend ist. Aber das Alter hat doch noch eine andre Pflicht, als zu sterben. Die Pflicht zu leben, zu reden.

Und Wildenbruch ist ja noch gar nicht alt. Das meinen sie nur, die von heute.

Werden die von heute auch die von morgen sein? Die von morgen werden wissen, was Wildenbruch auch ihnen ist — werden es wissen, wenn viele derer von heute schon die von gestern sind. Wildenbruch wird dann noch keiner derer von gestern sein.

Des sind wir gewiß. Und des sei er gewiß. Wir glauben: er ist's. Denn das sprach sich aus in seiner kraftvollen Art des Selbstbewußtseins, das not ist und bleibt, das in ihm lebte und aus ihm sprach. Das möge ihm erhalten bleiben. Das kann, das wird ihm erhalten bleiben.

Natürlich glaubt er, daß er recht hat in seinem ganz subjektiven Standpunkt — von seinem ganz subjektiven Standpunkt aus. Aber er weiß: hier kann ich geben, wo sie nicht geben können. Und hier kann ich noch heute geben. Und will's auch.

Er hat die Ueberzeugung, daß er einen Standpunkt hat und haben darf. Er ist Einer. Er ist nicht wie alle. Und alle nicht wie er. Andre haben einen andern Standpunkt. Und auch mit Recht.

Aber viele unter den andern sind nicht wie er „Einer“, sind keine rechten Menschen, keine rechten Männer — keine rechten Dichter und Denker und Künstler. Sie sind sich untereinander sehr ähnlich, so sehr sie auch meinen, voneinander verschieden zu sein.

*

Wildenbruch schreibt für Deutschland, für die Deutschen als ein Deutscher. Er sah Deutschland, das Deutschland von heute, erstehen, das zwischen den Sagen und Hoffnungen der Vergangenheit und den Träumen von morgen, das über Nacht und Dämmerung dasteht als ein blühender, sonniger, leuchtender Tag. Ein Tag, über den auch Schatten gehen. Er möchte sie bannen. Das kann er nicht. Denn mancher Schatten geht von Flecken aus, schwarzen und blutigen Flecken. Die müßten zuerst vertilgt, vernichtet werden.

Er sah den Tag werden und erstehen. Er will ihn zeichnen, festhalten für kommende Geschlechter. Er will festhalten die Nacht der Vergangenheit für die Geschlechter von heute. Er will hinausschauen in die Dämmerung der kommenden Zeiten und will uns lehren, mit ihm hinausschauen.

Er hat eine Aufgabe gehabt und erfüllt. Er hat sie noch heute und will sie erfüllen. Er wird sie haben, solange er lebt, und wird suchen, sie zu erfüllen. Und er wird leben auch in seinem Tode. Er will Thaten thun. Er ist ein Mann.

So sehen wir Werk für Werk, Wort für Wort in ihm erstehen. So lebt er für uns, so steht er vor uns. Der Mann des Heute, der sein Gebiet erkannt, der auch die Grenzen seines Gebietes erkannt. Aber diese Erkenntnis haben eben nicht alle. Nur recht wenige. Und wer sie hat, der ist schon darum etwas wert.

Wir müssen ihm nachzugehen suchen, wenn wir ihn verstehen wollen. Versuchen wollen,

Digitized by Google

ihn zu verstehen. Es kann sich eben nur um Versuche handeln. Das aber ist die Pflicht des Richters, des Kritikers.

Für drei verschiedene Parteien schreibt der Kritiker: für sich, für den Dichter, für das Publikum. Für sich, um seine Ansicht zu verkünden, seine eigne Persönlichkeit zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Denn auch sie hat ein Recht. Wer als Künstler, als Dichter im eignen Denken, Schaffen und Thun eine Persönlichkeit von scharf accentuierter Eigenart ist, der wird es auch dann sein, wenn er über andre denkt, spricht und schreibt. Der Sachverständige soll ja zunächst Kritiker sein: über die Kunst der Künstler. Er wird keine Zeile schreiben wollen, wenn er anders ein wahrer Künstler, ein rechter Richter ist, die nicht zu seinem eigensten, innersten Wesen stimmt, deren er sich zu schämen brauchte. Keine Zeile, darin er über dem Handwerk das eine, das not, vergäße.

Er schreibt für den Dichter. Er soll sich in den Dichter hineindenken. Er ist Vermittler zwischen dem Publikum und dem Dichter. Er soll sich fragen: Was hat der Dichter sagen, was hat er uns geben wollen? Er hat im Namen von so und so viel Tausenden, für so und so viel Tausende zu urteilen und zu richten. Das ist sein Recht. Das ist aber auch eine Pflicht. Das Recht verpflichtet — gerecht zu sein. Das erwartet der Dichter von ihm.

Das erwartet aber auch das Publikum, die dritte der Parteien, von ihm. Sie fragen ihn, den Vermittler, nach dem Dichter. Er soll für sie schreiben: sie wollen ihm folgen. Er soll aber nicht allein für sie schreiben, nein: er soll den Dichter im Auge behalten und dessen Gedanken; er soll auch sich selbst, den Richter, im Auge behalten und seine Pflicht.

Wir haben oft und viel geschrieben über die „Aufgaben der Kritik“. Der Kritiker von heute schreibt nur zu leicht nur für sich selbst; er läßt sich selbst hervortreten, daneben vielleicht das Publikum. Und der Dichter —?

Nun: der ist ihm nur Mittel zum Zweck.

Aber es soll umgekehrt sein. Seine, des Kritikers Aufgabe ist nur Mittel zum Zweck, den Dichter zu seinem Rechte, das Publikum zum eignen Urteil und, wenn es möglich, zum Genusse kommen zu lassen. Die Partei des Kritikers selbst, sein eigner Platz in der Dreizahl, ist der unwichtigste, sei der bescheidenste. Er aber aber macht das Unwichtigste zu oft zum Wichtigsten. Er soll gewiß eigne Ansicht haben, nicht die der andern nachbeten, er soll eigenartig sein — aber nicht zu persönlich. Man soll gewiß den Kritiker erkennen an seinem Wort, an seinem Werk; aber er soll nicht zu viel vom eignen Wesen hineintragen in das Wesen derer, die er richten, für die er vermitteln will. Er soll und muß eignes Wesen haben: aber das lasse ihn nicht ungerecht werden.

Wir wollen den Deutschen, den Preußen Wildenbruch verstehen. Dort ist seine Stellung. Sie kennt er. Wer selbst, ein Kind des Freistaates der Eidgenossen, in der Republik erwuchs, dem fällt das nicht immer leicht; eigne Ueberzeugung darf er nicht preisgeben, aber er muß sie unterordnen, wenn sich ihr das Bewußtsein gesellt, daß jener, von dem er sprechen will, eine Ueberzeugung hegt, daß sie ihm berechtigt erscheint, daß er mannhaft für sie eintritt. Kann es auch nicht immer des Kritikers Ueberzeugung sein, so suche er den Wert der andern, fremden zu erforschen, bis sie ihm nicht mehr fremd ist, bis er sich und andern sagen kann: ob sich zum Gedanken des Schöpfers jenem das rechte Wort, die rechte Form gesellte, ob er darum so sprechen durfte, wie er sprach. Dann wird er nicht einstimmen können in den Spruch eines modernen und beliebten Blattes, daß Wildenbruch „alles verziehen sein möchte, was er in Versen gesündigt“ — um eines Wortes in Prosa willen, das er in den Kampf der Politiker warf: „Ob er auch Hofpoet sei in Berlin.“ Das Wort in Prosa geht uns hier nichts an: wir hegen vielleicht ganz andre Ansicht — aber hat der, der so gnädig „verzieh“, das Recht gehabt: zu verzeihen, zu urteilen? Nein! Wir haben Wildenbruch nicht zu verzeihen, wir haben ihm zu danken. Viel zu danken hat ihm zumal die Jugend. Und das dürfte sie nicht vergessen. Und dann: Hofpoet ist Wildenbruch nicht. Seine Ueberzeugung geht dahin, daß Deutschland = Preußen groß und edel sei, daß das Wort der Poesie, das ihm verliehen — zugleich mit ihm ward ihm die Pflicht zu reden! —

Digitized by Google

an seinem Teile dahin wirken soll, den Deutschen Erkenntnis von Deutschland zu geben. So, wie er Deutschland sieht: wie er wünscht, daß es die Deutschen sehen möchten. Seine Ueberzeugung ist, daß vor allem das Werk der Hohenzollern Deutschland groß gemacht; er will für die Hohenzollern wirken. Das thut er ehrlich. Wohl ist ein Vermittler not zwischen Volk und Fürst; wohl wird ein Fürst ungerecht beurteilt von denen, die vor ihm öffentlich kriechen, weil er ein Fürst ist — innerlich vielleicht ganz anders denken. Dann wird der Fürst gerecht beurteilt, wenn man versucht, sich in ihn hineinzudenken, seine Persönlichkeit zu verstehen — ganz abgesehen von seinem äußeren Fürstentum. Dann können wir einen Fürsten liebgewinnen. Und das ist doch viel wert und wird dem rechten Fürsten mehr wert sein als eitle, unwahre Schmeicheleien.

Wildenbruch ist ein rechter Vermittler zwischen Volk und Fürst. Er denkt mit seinen Fürsten, er liebt sie und möchte, daß andre sie lieben. Er ist kein schmeichelnder Hofpoet. Er tritt für seine Ueberzeugung ein.

Und dann: wenn doch der Dichter, der Künstler abhängig sein muß von Protektion — das Muß ist ja wohl leider vorhanden —, ist es dann ehrenwerter, von Geldmenschen abhängig zu sein, denen Geistes- und Herzensbildung fehlt, als von wirklichen Aristokraten der Geburt im Sinne der äußeren Größe? Wer so hochmütig hinabsieht auf einen Lauff, der trägt vielleicht zu gleicher Stunde seine Ueberzeugung zu Markte, weil es der Dienst des Herrn Banquier Soundso verlangt. Er meint es ja vielleicht nicht schlecht und macht sich vielleicht das gar nicht klar. Besser meinen wir es aber: einem Fürsten dienen, bei dem doch eher zu hoffen ist, daß Verständnis sich dem Interesse zugesellt, das man bei ihnen voraussetzen darf, als solchen, denen das rechte Verständnis doch niemals kommen kann. Der Fürst, der den Künstler in seiner Weise zu ehren meint, steht hoch über dem, der sich einfach das, was er zahlt für die „Kunst", bezahlen läßt durch einen Verzicht dessen, den er bezahlt, auf die wahre Kunst, durch einen Verzicht der Kunst auf einen ihrer Jünger.

Gewiß ist die Kunst und, wie jeder ihrer Vertreter, das Theater nicht dazu da, um von oben hinab als ein kleines Mittel zum Zwecke der Volkserziehung in dort gewünschter Weise dekretiert zu werden. Nicht jeder Fürst kann ein Karl August sein, der zeit seines Lebens ein Empfangender blieb, und der darum wahrhaft groß erschien, darum unsterblich ward — und mit Recht. Er kannte die Rolle der Kunst und der Künstler. Sein Reich und er wurden durch sie geehrt, erhoben: ihm ward eine höhere Stufe zugewiesen, und er zeigte sich dessen wert und fähig. Aber Wildenbruch ist und bleibt zu sehr Künstler, um das Theater nur als Erziehungsinstitut zu betrachten. So wird es nur von Laien — in ihrem Fache recht gebildeten Laien — angesehen. Und Wildenbruch giebt uns allein nur, was er uns geben will, was seine Ueberzeugung ist: in Rücksicht auf uns nur insofern, als er meint, daß wir seinen Ansichten, die er für recht hält, vielleicht folgen lernen werden; niemals in Rücksicht auf das, was etwa von unten oder oben von ihm gewünscht werden könnte. Er weiß, was er will, seit er das Theater als sein Feld erkannte. Dies Feld ward ihm geebnet, andern verschlossen, die viel, sehr viel zu sagen hatten. Aber dies Feld, das Tummelplatz der Dilettanten ward, die von den allzu vielen Blinden — sie wissen ja nichts von ihrer Blindheit und glauben die Sehenden blind! — bejubelt werden, verdankt ihm unendlich viel. Deutschlands Theater verdankt ihm mehr als er dem deutschen Theater. Er ward berühmt — gewiß! aber er empfing weniger, als er gab.

Er riß eine Bresche — wie er uns mit eben diesen Worten es sagte —, da er auftrat, zuerst. Dann kamen andre — die Menge erhebt täglich andre. Das ist das Verhängnis eben der Berühmten! Und dann: das Dichten ist ein „Geschäft" wie alles andre für eine ganze Anzahl Menschen. Solche, die in Geschäften hervorragend schlau und gewandt sind, hierzu Anlage besitzen, sind es auch hier. In ihrer Art. Es fehlt ihnen freilich in diesem „Geschäft" doch an der nötigen Tiefe; trotz allen äußeren Glanzes der Form. Dann ist's mehr Schein als Sein. Aber auch nicht wertlos. Das ist kein Vorwurf für sie: sie können sich nicht anders geben, als sie sind. Wollen sie zu viel, wollen sie, was sie nicht können, so müssen

Digitized by Google

wir sie zurückweisen. Das Wollen wird ihnen nur zu leicht. Und sie haben auch wirklich Farben auf ihrer Palette — aber eine andre Seele. Nicht das, was wir Seele nennen. — Beispiele gäb' es genug unter den Alten und Jungen, unter den Großen und Kleinen.

Wildenbruch war von Anfang an Dichter, nicht Schriftsteller. Das wird ihm heute klar genug gemacht von allen, die keine Dichter haben wollen. So ging es Sudermann, dem sie als Schriftsteller Lorbeeren streuten. Er aber wollte andres: er trat als Dichter vor sie, als der ernste, wollende und könnende Mann, der er ist, der unermüdliche Arbeiter. Da fand sein Publikum keinen Beifall für ihn. Das war gewiß ein schlechtes Zeichen — für das Publikum. Ihn traf es schwer, und er leidet darunter. Körperlich und seelisch muß er leiden. Doch aber ist er und darf er nicht nur Vorläufer sein, sondern an seinem Teile da etwas vollenden, wo andre minder vornehm geartete Naturen verzweifeln müssen, wenn sie auch heute vergöttert sind. Sudermann ist vielleicht eine kompliziertere Natur als Wildenbruch. Wildenbruch ist eigentlich ja keine der kompliziertesten Naturen.

Wildenbruch, der Dichter, weiß, daß unsre Dichtung nicht nur materielle Bedürfnisse befriedigen soll. Diejenigen, die fordern, daß man ihr täglich Brot den vielen gebe, die dessen entbehren, vergessen zu leicht, daß sie noch mehr fordern sollten: ein geistig Eigen. Ob dies gegeben werden kann? Wir glauben nicht recht an solch hehre Entwicklung, solch stolzes Werden. Aber wir Menschen wollen auch nicht sein wie die Kühe, die an ihrem Fressen allein Genüge finden und darin in ihrer Art glücklich sind. Und zu diesen Bedürfnissen, die ja auch not sind, und die gewiß zunächst befriedigt werden müssen, gehört, was aber nicht allein im Vordergrunde stehen soll: Befriedigung der natürlichen Triebe, die in uns allen sind, die uns aber nicht alles sind — weil wir nicht Tiere sein wollen. Es giebt auch eine Litteratur, die uns für Tiere hält.

Wildenbruch gab uns seine Lieder. Er war ein Herold des deutschen Volkes in ihnen. Er schrieb für die, die den Dichter in ihm suchten. Er gab uns Erzählungen, ernste und heitere; darunter ein Meisterwerk: „Der Meister von Palmyra." Zwiefach schilderte er neben der griechischen die werdende Welt des Christentums in gewandter, farbenreicher, eigner Art im „Zauberer Cyprianus", in „Claudias Garten". Zweimal fand er ganz ähnlich erscheinende Stoffe: das Thema von Schwester und Bruder in „Schwesterseele" und „Eifernde Liebe". Das sind Romane, die dem Novellisten Wildenbruch viele einzelne Vorzüge verdanken. Aber die Seele des Künstlertums hat er doch ganz anders als in diesen beiden Werken in einem Trauerspiel „Christoph Marlow" zu zeichnen gewußt. Dort steht in dieser „Vorläufertragödie" der Dichter Wildenbruch vor uns: dort giebt er uns lebendiges Leben, das wir gerne genauer schildern möchten. Zu nahe verwandt — wie in der Zeichnung des Künstlertums, des Verhältnisses von Bruder und Schwester — könnten jene beiden Romane auch gelten in dem zu ähnlichen Doppelpaar aus den Philisterkreisen; jeweilen, wenn der unbedeutende Bruder der größeren Schwester die „ebenbürtige" Gefährtin findet. Das „edle Blut" ist eine eigenartige, keine hervorragende Schilderung. In seinen Heldenliedern „Sedan" und „Vionville" gehorchen ihm die Gedanken, die er verkörpern wollte, nicht immer die Form; aber in diesen Gedanken gab er eben allen, denen er geben wollte. Ebenso im „Willehalm". Darin steckt seine Ueberzeugung, und sie ist in sehr vielem wahr. In „Jungfer Immergrün", im „Jungen von Hennersdorf" gab er uns reizvolle Bilder; er gab treffliche Zeichnungen in „Opfer um Opfer", „Väter und Söhne", „Die Herrin ihrer Hand". Manches einzelne möchten wir hiervon erwähnen. Die „Karolinger" sind in Stoffwahl und Behandlung glücklich. Höher als Dichtung steht „Harold", menschlich und künstlerisch wahr und groß. Im „Menonit" stören vielleicht manchen Kenner die immerhin vorhandenen Irrtümer betreffend mancher Dinge, darum es sich hier handelt. Ganz anders die Quitzows. Was Otto Devrient im „Gustav Adolf" — vergleiche die Aehnlichkeit der ersten Akte in beiden Stücken! — nicht zu geben vermocht, wenn er auch in anderm Sinne ein hohes Ziel erreicht; was Lauff leider nicht geben kann und nicht geben wird, das schuf uns Wildenbruch hier: er gab uns außerdem den „Neuen Herrn", den „Generalfeldoberst" —

Digitized by Google

ein Thema heute noch so lebendig und wahr wie in jenen Zeiten, die er schildert: er hat die nach unsrer Ansicht unsympathischste aller Figuren, denen wir je in Theaterstücken begegnet sind, hierin uns beschert, in einem Pfaffen — aber sie ist nur allzu wahr und lebendig geschaut! Sein „Meister Balzer", seine „Haubenlerche", sein „Heiliges Lachen" verkündeten seinen stolzen Reichtum; sein „Heinrich" steht an einem Platz, zu dem viele sehnsüchtig emporschauen, die ihn nicht erreichen. Er selbst stieg empor, und zum weiteren Emporsteigen, an das wir glauben, und an das er glaubt, rufen wir ihm: „Glück auf!"

W. K. A. Nippold.



Litterarische Berichte.

Bernadotte roi (1810—1818—1844) par Christian Schefer. Paris. Ancienne librairie Germer Baillière & Cie Félix Alcan, éditeur 1899.

Von den Familien, die durch die Umwälzungen der französischen Revolution und der napoleonischen Zeit aus dem Dunkel ihrer Herkunft zu fürstlicher Stellung gelangt sind, hat sich bis auf eine Ausnahme keine auf dem Thron erhalten können: verschwunden ist die Herrschaft Napoleons selbst und seiner Brüder in Frankreich, Spanien, Holland, Westfalen, verschwunden die Murats in Neapel. Nur die Bernadottes regieren jetzt noch in Schweden. Die Gründe für diese Ausnahmestellung sind leicht zu finden: erstens beruhte die Einsetzung jener auf einem Gewaltakt Napoleons unter gleichzeitiger Verjagung der legitimen Monarchie; ihre Herrschaft konnte infolge dessen keine Wurzel im Volke schlagen, und der Sturz dessen, der sie allein gehalten hatte, riß sie folgerichtig mit ins Verderben. Anders war dies in Schweden. Bernadotte wurde 1810 auf Vorschlag des Königs Karl XIII. in aller Form einstimmig von den Ständen des Reichs zum Thronfolger gewählt und kurze Zeit nachher vom Könige adoptiert; es vereinigte sich also beides in seiner Person: die freie Wahl des Volkes und die Weihe der Legitimität, die durch diese Adoption auf ihn überging. Dann war auch Schweden durch seine geographische Lage den unmittelbaren Erschütterungen, die der Sturz Napoleons veranlaßte, nicht so ausgesetzt wie die andern genannten Länder. Endlich aber — und dies ist die Hauptsache — hatte es Bernadotte schon als Kronprinz verstanden, die Sache seines neuen Heimatlandes selbst Napoleon gegenüber mit großer Energie zu vertreten, und hatte selbst eine offene Entzweiung und den Abschluß eines Verteidigungsbündnisses mit Rußland nicht gescheut, das Schweden zugleich den Besitz von Norwegen zusicherte. Auch sein Verhalten in dem Kriege von 1813 wußte er klugerweise so einzurichten, daß er den Sympathien des schwedischen Volkes gegen Frankreich sowie dessen Hasse gegen Rußland möglichst Rechnung trug, sich, wo er nur konnte, zurückhielt und nach der Schlacht bei Leipzig die Gelegenheit benutzte, den Krieg gegen Dänemark zu führen, das er im Frieden zu Kiel zur Abtretung Norwegens zwang. Dieses paßte sich denn auch bald, obgleich widerstrebend, der neugeschaffenen Lage an. 1815 bewog Bernadotte Schweden zur Neutralität: er sah den endgültigen Sturz Napoleons voraus und hoffte dessen Nachfolger in der Herrschaft über Frankreich zu werden; deswegen wollte er sich nicht die Sympathien des französischen Volkes durch thätige Anteilnahme an dem Kriege verscherzen. 1818 folgte er Karl XIII. als Karl XIV. Johann und starb den 8. März 1844 in dem hohen Alter von 81 Jahren. In seiner Regierung war er vor allem bemüht, den materiellen Zustand des Landes zu heben. Doch geriet er wegen seiner autokratischen Bestrebungen in einen heftigen Konflikt mit dem Parlamente, der 1838 infolge von Preßprozessen zu einem heftigen Tumulte in Stockholm führte. Der König wurde nie recht heimisch im Lande.

Das vorliegende Buch von Schefer erhält seine Bedeutung durch die eindringende psychologische Analyse der Persönlichkeit des Königs — eine Aufgabe, die großen Schwierigkeiten begegnet, da keine eignen Aufzeichnungen desselben von irgendwelcher Bedeutung existieren und die vorhandenen Quellenwerke teils Wichtiges und Unwichtiges in buntem Gemisch enthalten, teils auch wegen der Parteistellung der Verfasser nur mit Vorsicht zu benutzen sind. Man wird sich in der Beurteilung des Königs nicht durchweg mit Schefer einverstanden erklären, aber darin wird man ihm zustimmen müssen, daß der ehemalige Marschall als Herrscher bedeutende staatsmännische Eigenschaften entfaltete. Vor

Digitized by Google

allem besaß er das, was Schefer un sentiment très juste du possible, un admirable tact politique nennt — chose encore très précieuse pour un roi, fügt er hinzu. Dieser Takt ließ ihn immer den Zeitpunkt richtig beurteilen, wo Hartnäckigkeit gefährlich werden konnte, und obgleich er öfter bis an die letzte Grenze ging, überschritt er diese nie. Es fehlt ihm freilich la belle puissance créatrice qui fait seule les génies de premier ordre, er war incapable par lui-même de conceptions grandioses — aber er ersetzte diesen Mangel durch eine Reihe andrer wertvoller Eigenschaften, durch seine Fähigkeit, sich die Gedanken andrer anzueignen, seine Leichtigkeit der Ausführung, seinen Takt, seine Klugheit, mit der er stets Auswege fand, und die ihm die Ausführung des einzelnen erleichterte — alles dies rechtfertigt das Schlußurteil des Buches: Il avait été vraiment roi, voire grand roi.

Das Buch ist außerordentlich geistreich, dabei von großer Klarheit der Darstellung, die ja überhaupt einen Hauptvorzug des Französischen bildet. Dabei ist der Ton bei aller Wärme streng sachlich und hält sich fern von jeder blendenden Phrase, was man bekanntlich nicht von jedem französischen Geschichtswerke sagen kann.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Zweiter Band. Geschichte des Mittelalters. Von Prof. Dr. Hermann Schiller. Berlin und Stuttgart 1901. Verlag von W. Spemann.

Ein sorgfältiges Handbuch pragmatischer Geschichte, welches die wesentlichen Ereignisse in übersichtlicher Gliederung erzählt und ihren Sinn im ganzen der Entwicklung mehr in der Gruppierung der Vorgänge als in kulturgeschichtlichen Exkursen darzulegen weiß. Da die neuere Litteratur mehr Bücher der letzteren Art hervorgebracht hat, als Verfasser, die ihrer schwierigen Aufgabe genügen konnten, so wird die anspruchslosere Weise, in der Professor Schiller sein Thema behandelt, denjenigen willkommen sein, die sich zunächst mit dem Was bekannt machen und dabei gleich in die richtige Bahn zum späteren eingehenden Verständnis des Wie geleitet sein wollen. Das Werk verarbeitet in einem stattlichen, mit trefflichen Photographien geschmückten Bande ein ungemein reichhaltiges Material und dürfte gute Aussicht haben, sich als ein neues Handbuch zur Orientierung über Grundlinien, Sonderungen und Zusammenhänge einzuführen. Eine Vergleichung mit dem alten Heeren oder gar mit Pölitz — sehr achtbaren Büchern zu ihrer Zeit — zeigt die ungeheuren Fortschritte, die auch auf diesem Gebiet seit hundert Jahren gemacht worden sind. Die Pragmatik, die am Anfang dieses Säkulums noch eine bloße Chronik war, ist am Ende desselben bei aller notwendigen Hingebung an das Thatsächliche eine verständliche Geschichte geworden. Dank dem einsichtigen Fleiß des Verfassers, liegt das Ergebnis der neuen Forschungen in diesem Bande gesammelt vor. X.

Histoire de l'Algérie par ses monuments. Paris, L. Baschet, 1900. Quart. 75 (unbezifferte) Seiten. 100 Abbildungen. 4 Franken.

Anlage, Durchführung und Ausstattung des Werkes sind vorzüglich und in jeder Hinsicht der Regierung einer großen Kolonie würdig. Man kann sich kaum denken, wie auf einem so kleinen Raum eine größere Masse des fruchtbarsten und gediegensten Wissens hätte zusammengedrängt werden sollen, als es hier geschehen ist. Die Idee der Publikation stammt von R. Canolle, Chef de bureau au Gouvernement Général, dem vor allem das Verdienst gebührt, die rechten Mitarbeiter ausgewählt zu haben. Den Anstoß dazu gab, wie er uns erklärt, die Pariser Weltausstellung; es scheint aber, daß die glänzenden militärischen Erfolge der Franzosen im Hinterlande der Kolonie den Gedanken der Veröffentlichung einer rückblickenden Uebersicht dieser Art mit begünstigt haben.

Das Werk scheint in erster Linie nicht den ein neues Heim suchenden Kolonisten, sondern den historisch gebildeten Besucher des Landes als Leser ins Auge gefaßt zu haben. Denn sonst würde man schwer verstehen, warum die von den angesehensten Gelehrten geschriebenen archäologischen Artikel hier den breitesten Raum einnehmen. Dem von R. Canolle verfaßten Vorwort folgen „einige Gedanken" französischer und ausländischer Autoritäten über Kolonisation und die Befähigung der Franzosen dafür. Der ausgezeichnete geographische Ueberblick über die Kolonie stammt aus der Feder von Ed. Cat. Die hier gegebene Uebersichtskarte ist das einzige im Buche, was nicht ganz unsern Anforderungen an ein so vornehmes Werk entspricht. Die überwiegend archäologischen Artikel von R. Cagnat über die römische Epoche, von J. Lorrain über „die toten Städte", Tlemsén und el Mansûra, von A. Ballu über Timgad, das Pompeji von Nordwestafrika, von R. Basset über die arabische und von G. Delphin über die türkische Periode der Landesgeschichte bilden den Glanzpunkt der Publikation. Von den abgebildeten römischen Skulpturen stammen die besten aus Scherschel (Caesarea, Jul), der Kopf Jubas II. (14), der seines Sohnes Ptolemäus (14 bis) und ein weiblicher Kolossalkopf (17).

Wir bedauern lebhaft, daß uns der Raum ein Eingehen auf Einzelheiten der arabischen

Kunst und der vorrömischen, mauro-punischen Archäologie verbietet. Die Eroberung und langsame Besiedelung des Landes durch die Franzosen wird in den großen Zügen von Ed. Cat, die neuerdings erfolgte Besetzung der Oasen Tuât, Gurâra und Tidikelt von Aug. Bernard geschildert. Mit dem letztgenannten Erfolge sind die Franzosen ihrem großen Ziele, der Vereinigung der Mittelmeer- mit der Senegalkolonie um ein gutes Stück näher gerückt.

Der kurze Schlußartikel behandelt die wundeste Seite des Ganzen, die wirtschaftliche Bedeutung von Alger. Nach S. 12 hat Frankreich bereits 6 Milliarden Franken dafür geopfert, andre Blätter berechneten neuerdings 4½ Milliarden. Für den Fortschritt zeugt, daß in den Jahren 1872 bis 1896 die einheimische Bevölkerung von 2¼ auf 3¾ Millionen gestiegen ist.

Jena. K. Vollers.

Auf Deutschlands Hohen Schulen. Eine illustrierte kulturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens. Herausgegeben unter Mitarbeit andrer von Dr. R. Fick. Elegant broschiert M. 10.—. Verlag Hans Ludwig Thile, Berlin W. 50.

Das gediegene inhaltsreiche Buch behandelt im ersten Teil Hochschulwesen und Studententum im allgemeinen. Der zweite Teil enthält die Betrachtung der einzelnen noch bestehenden Hochschulen auf dem Gebiet des heutigen Deutschen Reiches. Das Schwergewicht fällt dabei auf die Schilderung des Verbindungswesens in seinen mannigfachen Ausgestaltungen, darin liegt auch vorzugsweise die Begründung des von dem Werk erhobenen Anspruchs, ein Führer und Berater für die angehende akademische Jugend zu sein. Sein Wert geht aber weit hinaus über diesen sozusagen hodegetischen Zweck, die Bedeutung der Universitäten in der gesamten kulturhistorischen Entwicklung Deutschlands tritt auf jeder Seite zu Tage.

Das Buch beruht auf umfassenden Studien und faßt geschickt und übersichtlich die reiche Fülle des zerstreuten Materials zusammen. Auch die technischen Hochschulen sind berücksichtigt, wenn sie auch bei ihrer verhältnismäßigen Jugend mit einem kleinen Teil des Interesses sich begnügen müssen. Einen Ueberblick des vielseitigen Inhalts zu geben, ist im Rahmen einer Besprechung leider nicht möglich; die gedrängte Darstellung verbietet auch eine weitere Verkürzung. Das Buch hat bereits in den akademisch gebildeten Kreisen starken Absatz gefunden; für eine neue Bearbeitung ist vielleicht der Wunsch zu erwägen, daß die österreichischen Universitäten deutscher Lehrsprache im zweiten Teil ebenso wie die reichsdeutschen berücksichtigt würden, wenn auch ihre Entwicklung zeitweise stark abgewichen ist. Besondere Hervorhebung verdient die Illustration des Buches, die eine Menge zeitgeschichtlichen Materials wiedergiebt. —ß.

Japanischer Humor. Von Professor C. Netto und Professor G. Wagener. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Der durch seine „Papierschmetterlinge aus Japan" als feinsinniger Erzähler bekannte Professor Netto hat in Gemeinschaft mit Professor Wagener, der ebenfalls wie Netto sich lange Jahre in Japan aufhielt, ein Werk von seltenem Reize geschaffen. In 257 Abbildungen, darunter fünf ausgezeichnete Chromotafeln auf Japanpapier, wird dem Leser der japanische Humor in den Schöpfungen der japanischen Künstler vom 12. bis 19. Jahrhundert enthüllt. Wir lernen an der Hand eines ausgezeichneten, begleitenden und erläuternden Textes das eigenartige japanische Völkchen in seinem Thun und Treiben, seinem Denken und Fühlen kennen, verstehen und lieben. Da finden wir die alten Glücksgötter in moderner Karikatur, mit Cylinderhut und Frack, Hölle und Teufel, die zweifellos mit unsern eignen Teufeln verwandt sind, Langnasen, die an die Münchner Bilderbogen erinnern, und redende Tiere, wie in unserm „Reineke Fuchs", Bilder von Gespenstern und viele andre launige und lustige Kinder einer tausendjährigen Phantasie. Die Wanderung in den Himmel und die Hölle, in die Straßen und Wälder, in die Häuser und aufs Wasser, in die Tempel und unter die Menschen und Tiere haben die Verfasser meisterhaft verstanden, uns interessant zu machen. In aller Behaglichkeit zeigen sie uns das Leben und Treiben, die Anschauungen und Stimmungen eines Volkes, dessen ganze Kultur wir gar nicht ernsthaft genug studieren können. Und so bietet das Netto-Wagenersche Werk nicht lediglich eine Fülle von Anregung und Unterhaltungsstoff — es ist auch, vom Standpunkte der Kultur- und Sittengeschichte aus betrachtet, ein außerordentlich wertvoller Beitrag zur Kenntnis eines Volkes, das in so überraschender Weise sich alle Errungenschaften der europäischen Kultur anzueignen verstand, wie keines vor ihm. K.



Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Adelmann, Alfred Graf, Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur. Sechster Band von A. Graf Adelmanns Gesammelte Werke. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Allmers, Hermann, Dichtungen. Jubiläumsausgabe. Vierte, stark vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 3.—

Armee und Marine. Illustrierte Wochenschrift. Jahrgang I. Heft 13. Berlin, Boll & Pickardt. M. 3.25 pro Quartal.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 18. Bändchen: Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr. Karl Eckstein. — 23. Bändchen: Am sausenden Webstuhl der Zeit. Von Geh. Regierungsrat Prof. Launhardt. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden je M. 1.15.

Basta, L., La causa del Dilnoio. Pistoia, Lito-Tipografia di G. Flori.

Baumgartner, Alexander S. J., Geschichte der Weltlitteratur. IV. Band: Die lateinische und griechische Litteratur der christlichen Völker. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 10.80.

Becque, Henry, Die Pariserin. Komödie. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Albert Langen. Zweite Auflage. München, Albert Langen. M. 2.50.

Bertinelli, Alessandro, Einführung in die italienische Umgangs- und Geschäftssprache. Kurzgefasste praktische Anleitung, die italienische Sprache rasch und gründlich zu erlernen. Leipzig, Verlag der Handels-Akademie. Gebunden M. 2.75.

Brühl, Jul. Wilh. Prof. und Prof. Edvard Hjelt und Ossian Aschan, Die Pflanzenalkaloide. Mit eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. Gebunden M. 14.—

Bücher, Prof. Dr. Karl, Die Entstehung der Volkswirtschaft. Vorträge und Versuche. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung. M. 6.60.

Dähnhardt, Oskar, Heimatklänge aus deutschen Gauen. I. Aus Marsch und Heide. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 2.60.

Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer. Mit einem Dantebild nach Giotto von E. Burnand. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 7.50.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. IV. Jahrgang. Heft 3, Dezember 1900. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Egge, Peter, Gammelholm. Eine Jugend- und Wandergeschichte. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Adele Neustädter. München, Albert Langen. M. 3.50.

Faust. Der Tragödie dritter Teil. Treu im Geiste des zweiten Teils des Goetheschen Faust, gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Fünfte Auflage. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung. Gebunden M. 4.—

Friedrich, Prof. Dr. Hermann, Ludwig Jacobowski. Ein modernes Dichterbild. Berlin, Siegfried Cronbach. M. 1.—

Goethe-Denkmal, Wiener, Festgabe zur Enthüllung. Dargebracht vom Wiener Goethe-Verein. Wien, Alfred Hölder.

Großmann, Stefan, Die Treue. Novellen. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). M. 2.—

Hagen, Edmund v., Die Welt als Raum und Materie. Mit einer Einleitung über die Natur des Urwesens. Berlin N., Müllerstraße 165, im Selbstverlag des Verfassers.

Halbe, Max, Ein Meteor. Eine Künstlergeschichte. Berlin, Georg Bondi. M. 1.50.

Hamsun, Knut, Hunger. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Maria v. Borch. Dritte Auflage. München, Albert Langen. M. 3.50.

Helmolt, Dr. Hans F., Weltgeschichte. 7. Band 1. Teil: Westeuropa. (Vollständig in 8 Bänden gebunden à M. 10.— oder in 16 broschierten Halbbänden à M. 4.—.) Mit Karten, Farbendrucktafeln und schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Holm, Korfiz, Mesalliancen. Zwölf Liebes- und Ehegeschichten. Band XXXI von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Jansen, Friedrich, Die Katharinen. Drama in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 1.20.

Klinckowström, A. v., Die Eidechse. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Kohl, Horst, Register zu Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Koloniale Zeitschrift. 1. Jahrgang, Nr. 25. Leipzig, Bibliographisches Institut. Erscheint jährlich 26 mal; M. 2.50 pro Vierteljahr.

Küttner, Dr. H., Unter dem Deutschen Roten Kreuz im südafrikanischen Kriege. Mit einer Heliogravüre und 110 Abbildungen im Text. Leipzig, S. Hirzel. Gebunden M. 6.—

Larsen, Karl, Spießbürger. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Mit Illustrationen. München, Albert Langen. M. 3.—

Michael, Erich, Die Pfarrer von Grünhain. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Adolf Baum. M. 1.50.

Minor, J. Prof. Goethes Faust. Entstehungsgeschichte und Erklärung. Zwei Bände. Erster Band: Der Urfaust und das Fragment. Zweiter Band: Der erste Teil. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 8.—

Muellenbach, Ernst, Aus der Rumpelkiste. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Münz, Sigmund, Römische Reminiscenzen und Profile. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur (Dr. Herm. Paetel). M. 5.—

Nietzsches Gesammelte Briefe. Herausgegeben von

Peter Gast und Dr. Arthur Seidl. Erster Band. Berlin, Schuster & Loeffler.

Rion, François de, Der Cyklon und andre Novellen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Lise Landau. Illustrationen von A. Münzer. München, Albert Langen. M. 3.—

Risle-Klein, Charlotte, Der Mann mit dem Pferdekopf. Novellen. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). M. 3.—

Otto, Berthold, Lehrgang der Zukunftsschule. Nach psychologischen Experimenten für Eltern, Erzieher und Lehrer dargestellt. Leipzig, R. G. Th. Scheffer. M. 4.—

Prévost, Marcel, Pariser Ehemänner. Autorisierte Uebersetzung von F. Gräfin zu Reventlow. Bd. XXXII von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Reifenberg, Ludwig, Mammon. Eine epische Dichtung. Dresden, E. Piersons Verlag.

Revue de Paris, La. 7e Année. Nr. 24, 15 Décembre 1900. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.

Rohrbeck, Friederike, Durchs Herz. Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt.

Roland, Emil, Gedichte. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 2.—

Rumpe, Dr. med. Robert, Wie das Volk denkt. Allerlei Anschauungen über Gesundheit und Krankheit. Vom Standpunkt des Arztes beleuchtet. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. M. 1.50.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 351: Eine Fortsetzung von Lessings Nathan und ihr Dichter. Von Theodor Ebner. (75 Pf.) Heft 352: Severetta Zalugi. Von Franz Eyssenhardt. (75 Pf.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Scheerbart, Paul, Tarub, Bagdads berühmte Köchin. Ein arabischer Kulturroman. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. M. 3.50.

Schiller, Dr. Hermann, Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein Handbuch. Zweiter Band: Geschichte des Mittelalters. Erscheint 1. in 80 Lieferungen à 40 Pfg.; 2. in 16 Abteilungen à M. 2.—; 3. in 4 broschierten Bänden à M. 8.—; 4. in 4 gebundenen Bänden à M. 10.—. Berlin, W. Spemann.

Schlözer, Leopold v., Ueber Ursprung und Entwicklung des alt-türkischen Heeres. Teil I von „Beiträge zur Kenntnis der türkischen Armee". Berlin, Militär-Verlag R. Felix. M. 1.—

Schoebel, A. Berlin, Uebersinnliche Liebe. Zwei Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Schweiz, Die, im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Prof. P. Seippel. Mit zahlreichen Illustrationen. Dritter Band (Schluß). Bern, Schmid & Francke. Gebunden M. 21.—

Seidl, Dr. Arthur, Moderner Geist in der deutschen Tonkunst. Vier Vorträge. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst. M. 3.50.

Sienkiewicz, Henryk, Folget ihm nach. Drei Erzählungen. Aus dem Polnischen von C. Hillebrand. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). M. 2.—

Simmel, Georg, Philosophie des Geldes. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 13.—

Skram, Amalie, Nachwuchs. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen. München Albert Langen. M. 4.50.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 8. und 9. Heft. (Schluß des I. Bandes.) Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Heften à M. 1.50. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Teso, Antonio, L'Italia e L'Oriente. Studi di politica commerciale. Torino, Unione Tipografico-Editrice.

Tourbié, Rich., Friede auf Erden! Eine Weihnachtsfantasie für Pianoforte. Op. 294. Berlin, W. Ulbrich. M. 1.50.

Vogt, Friedrich, Die Schlesischen Weihnachtsspiele. Band I von „Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen". Leipzig, B. G. Teubner. M. 5.20.

Wagner, Richard, Das Evangelium der Verachtung. Soziale Satire. Leipzig, Wilhelm Friedrich. M. 2.—

Weber, Emil, Neue Märchen. Eine Sammlung für Erwachsene. Aus den Werken neuerer Dichter ausgewählt. Göttingen, Franz Wunder. M. 3.—

Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich v., Reden und Vorträge. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 6.—

Wildenow, Prof. Dr. Eugen, Theodor Körners Grabstätte. Bestattung des Dichters in Wöbbelin, Geschichte seines Grabes und die Feiern an seinem Begräbnisplatze. Mit 7 Abbildungen. Dresden, C. Heinrich. M. 1.—

Wrede, Richard, Allerlei Liebe. Ein Geschichtenbuch. Berlin, Dr. R. Wrede Verlag.

Zell, B. W., Fahrendes Volk. Ein Künstlerroman. Zweite Auflage. Gotha, Rich. Schmidts Verlag. M. 2.50.

Zitelmann, Katharina (K. Rinhart). Unter ägyptischer Sonne. Roman aus der Gegenwart. Berlin, Carl Dunckers Verlag. M. 4.—

Zola, Emile, Die Erdbeeren und andre Novellen. Deutsch von Guido Eckardt. Band XXXIII von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

═ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

═ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Boxer (1900).

Von

Sir Robert Hart (Peking).

Sir Robert Hart schreibt an den Herausgeber der „Deutschen Revue“ bei Einsendung seines nachstehenden Artikels folgenden Brief:

> In compliance with the wish expressed in your letter of the 27. September I send you a paper: „The Boxers (1900)“ containing some views of mine on the China question. The „world-powers“ of the future will have to recognize China some day as one of their number, and it would be advisable, in the interest of all concerned, to eradicate all hurt feeling and foster friendship. Although a diagnosis may be perfectly correct, it is quite another thing to divise a remedy when there are complications, and the right time for its application has also to be waited for and chosen, if the remedy is to do good and no harm. What I have written will, I hope, contribute „more light“, and not merely show the colour of my glass windows!

*

Jedes Auge war in der letzten Zeit auf China gerichtet, und jede Sprache hat ihren Wortschatz um einen neuen Ausdruck bereichert — aber war diese Boxerbewegung lediglich die Erhebung eines ausgehungerten Pöbels, oder hatte sie eine gefahrdrohende Bedeutung? War sie offiziellen Ursprungs und verfolgte sie unter offizieller Leitung und mit offizieller Unterstützung ihr Ziel, so kann der Ernst der Lage gar nicht hoch genug angeschlagen werden, und war dies nicht der Fall, so fordert der Umstand, daß die Regierung sich nicht entschließen konnte oder wollte, ihr entgegenzutreten, zu außergewöhnlich sorgfältiger Prüfung auf. Welche Erklärung wir aber auch annehmen, es ist eine andre noch tiefere Ursache nicht außer acht zu lassen, einerseits giebt die nächstliegende Ursache keine volle Antwort auf eine Prüfung der Thatsachen, andrerseits müssen wir bis zum Ursprung der Bewegung hinabsteigen, wollen wir anders die Ursachen der Ursachen verstehen und sie demzufolge überwinden, beherrschen oder uns ihnen zu fügen lernen. Ueberall ist sehr viel über die neuesten Ereignisse in China geschrieben worden, aber das Studium zusammenhangloser Erscheinungen und vereinzelter Fälle wird mehr die Neugier fesseln als Einsicht verbreiten und kann vielleicht die wichtigeren Folgerungen daraus mehr

Digitized by Google

verhüllen als aufdecken. Was wir entdecken wollen, ist ein Mittel, die zukünftige Entwicklung sicher, friedlich und nutzbringend zu gestalten, und der erste Schritt dazu ist, sich klar zu werden, was in der Vergangenheit die Entwicklung auf welche Weise oder in welchem Maße auch immer gefährdet hat. Sechzig Jahre auf Verträgen beruhender Beziehungen haben in dieser Boxerbewegung ihren Abschluß gefunden — wie soll man ein solches Endergebnis beurteilen?

Die Chinesen sind ein stolzes — einige sagen ein hochmütiges — Volk, aber sie haben sehr gute Gründe für ihren Stolz, und ihr Hochmut kann entschuldigt werden. Fern von der übrigen Welt haben sie für sich dahingelebt und ihre eigne Kultur entwickelt, während andre gezeigt haben, was die Menschheit mit einer geoffenbarten Religion als oberstem Gesetz und mit Christus als erhabenstem Vorbild erreichen kann, haben sie dargethan, zu welcher Höhe sich ein Volk und zwar ohne Verbindung mit einem andern erheben kann. Der ihren Gottesdienst beherrschende Gedanke ist kindliche Liebe; Ehrfurcht vor dem Alter, die mit jeder Generation, die sie weiter überliefert, steigt, ordnet alle Einzelheiten des Lebens in Familie, Gesellschaft, Staat — anstatt: „Füge niemand Schaden zu" lautet das Losungswort: „Achte dich selbst." Sie sind ein vorwiegend verstandesmäßiges Volk, und wenn ein Streit entsteht, so ist es die Berufung auf das Recht, die ihn schlichtet, denn dreißig oder mehr Jahrhunderte haben dazu beigetragen, dieses anerkannte oder vererbte Rechtsbewußtsein zu bestärken, und so mächtig ist dieses Gefühl, daß, um ihnen etwas als Recht darzustellen, es von einer Macht getragen sein muß, die mehr als Schrecken einzuflößen im stande ist. Die Beziehungen des Herrschers zum Volk und von Mensch zu Mensch sind so lange autoritativ geregelt und anerkannt worden, daß das Volksleben durch feststehende Pflichten bis ins kleinste bestimmt ist, während die natürliche Einteilung des Reiches in Provinzen so vorzüglich durch provinzielle und interprovinzielle Einrichtungen unter der Zentralverwaltung ergänzt ist, daß überall das Gesetz herrscht und Unordnung die Ausnahme bildet. Die Künste des Friedens haben in den Augen eines jeden stets die erste Stelle eingenommen, und genau so wie die Macht dem Rechte weichen muß, so werden geistige Vorzüge überall geehrt, wo sie sich auch zeigen mögen, und die Führer des Volkes sind die, die in den großen maßgebenden staatlichen Prüfungen bewiesen haben, daß sie mehr Begabung besitzen als ihre Genossen. In keinem andern Lande genießt die Bildung so viel Achtung und Ehre, bringt so viel Nutzen und trägt so hohe Belohnungen ein; auf ihrer schwanken Leiter, die breit am Fuße, schmal an der Spitze ist, kann der Sohn des ärmsten Bauern zu den höchsten Stellungen unter den Staatsministern in nächster Nähe des Thrones emporklimmen, und so groß ist die Verehrung für die Schriftzüge, jene einfachen Uebertragungsmittel des Gedankens, daß es als Entweihung gilt, auf ein beschriebenes oder bedrucktes Blatt Papier zu treten. Obgleich das Volk weder von Natur noch durch Erziehung kriegerisch ist, so haben doch die Macht der Umstände und der Ruf der Ueberlegenheit der chinesischen Kultur die benachbarten Staaten zu der Stellung von tributpflichtigen Ländern herabgedrückt; so erhob sich das Reich der Mitte über

alle seine Nachbarn und erlangte im Lauf der Zeiten für sich selbst als Staat und für sein Volk als Volk dieses Staates eine augenscheinliche, greifbare und thatsächliche Oberherrschaft, nah und fern beugte sich alles vor dem Willen des Kaisers, der so klug handelte, daß er mehr der Eigenliebe schmeichelte als sie aufreizte, und so kluge Zurückhaltung übte, daß die tributpflichtigen Völker ihre selbständigen Einrichtungen behielten und die chinesische Suzeränität nur äußerlich anerkannten, während alle mehr oder minder dem Einfluß dieser Kultur unterlagen und sich den Lehren ihrer Ethik fügten, einer Ethik, in deren Mittelpunkt die Anschauung steht, daß, obgleich die Menschen nichts von den Göttern wissen, sie doch so zu leben haben, als seien diese gegenwärtig, und im Verhältnis zu ihren Mitmenschen andern nichts zufügen dürfen, von dem sie nicht wünschen, daß andre es ihnen thun. Die kindliche Liebe begründete gegenseitige Verantwortlichkeit, und diese wiederum ermöglichte die Herrschaft des Rechtes ohne Rücksicht auf Macht; die negative Vorschrift, nichts zu thun, von dem wir nicht wollen, daß die andern es uns thun, machte aus der Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten eine Tugend und begünstigte Vorurteilslosigkeit und allseitige Toleranz. Das natürliche Ergebnis von all diesem war, daß die chinesische Regierung nach und nach dazu kam, sich als die einzige große und zivilisierte Regierung unter dem Himmel zu betrachten, und erwartete, daß alle andern sie in dieser Eigenschaft anerkannten und ihre eigne Minderwertigkeit zugestanden, und das chinesische Volk, dessen Söhne, wohlbewandert in seiner vielseitigen Litteratur und auf das beste mit allen Lehren seiner Geschichte und Philosophie bekannt, die Beamten und Vertreter dieser Regierung in der ganzen Ausdehnung des Landes waren, besaß nicht minderen Stolz: Ueberlegenheit in jeder Hinsicht galt Generationen hindurch für vollständig ausgemacht, und ein stolzes Bewußtsein hiervon erfüllte den Willen und die Haltung der Regierung sowohl als des Volkes.

Zur gegebenen Zeit begannen die Männer aus dem Westen zu erscheinen, und als die Regierung, die sich so lange als die höchste auf Erden betrachtet hatte, und das Volk, das so lange alle andern als Barbaren angesehen hatte, am Ende eines Krieges, der zur Abwehr des Handels mit einem verbotenen und gesundheitsschädlichen Pflanzenprodukt unternommen war, sich besiegt und gezwungen sahen, sich Verträge mit Mächten gefallen zu lassen, die nicht nur diese Ueberlegenheit bestritten, sondern auch die Macht besaßen, ihren Willen aufzuzwingen und durchzusetzen, so blieb infolge des Stoßes, den ihr Nationalstolz erlitten hatte, in ihnen ein Gefühl nicht nur der verletzten E i g e n l i e b e, sondern auch des vergewaltigten Rechts zurück, und gerade zu der Zeit, wo die Vertragsbeziehungen begannen, erhielt dieses verwundete Gefühl durch die Vertragsbedingungen und durch hinzukommende Mißverständnisse neue Kraft, und anstatt abzunehmen, nahm es im Laufe der Zeit zu.

Obgleich die Vertragsbeziehungen mit der eben erwähnten Verletzung des Empfindens auf chinesischer Seite begannen, so trat doch für eine Reihe von Jahren in Canton und den vor kurzer Zeit eröffneten Häfen eine friedliche

Digitized by Google

Zwischenzeit ein. Während dieser Periode der Ruhe ging die Insel Hongkong durch Vertrag in englischen Besitz über und entwickelte sich zu einem bedeutenden Handelsplatze, der von Jahr zu Jahr an Einwohnerzahl und Ausdehnung seines Handels zunahm; die Wegnahme eines jener kleinen Handelsschiffe durch die Behörden von Canton — ein Zwischenfall, der noch durch den Umstand erschwert wurde, daß diese Stadt sich weigerte, Fremde zuzulassen führte den wohlbekannten „Bogenkrieg“ herbei und endete mit weiteren chinesischen Niederlagen und dem Abschluß neuer Verträge zu Tientsin, die weitere Häfen öffneten, den Handelsprivilegien das Durchfuhrrecht hinzufügten und (in der chinesischen Uebersetzung, aber nicht in dem maßgebenden fremden Original) den Missionaren das Recht einräumten, Eigentum zu erwerben und sich im Lande niederzulassen. Ohne es ausdrücklich festzustellen, enthielten diese Verträge den Gedanken einer allgemeinen Verwaltung und fremder Beaufsichtigung der Zölle, die für Schanghai schon seit 1854 in Kraft war, in den Vertragshäfen und ebneten so den Weg für die Einrichtung und Ausdehnung dieses Zweiges des chinesischen Dienstes auf kosmopolitischer Basis und unter internationaler Bestätigung. Schließlich öffnete dieser Krieg die Hauptstadt Peking den Gesandtschaften, und eine neue Behörde, Tsungli-Yamen genannt, wurde geschaffen, um die Verhandlungen mit den fremden Vertretern zu führen und im allgemeinen Chinas internationale Beziehungen zu regeln; zwei kleine Parteien mischten sich fortan in fühlbarer Weise in die Geschäfte des diplomatischen Nachrichtendienstes, aber da sie von dem Wunsche beseelt waren, die Beziehungen freundlich zu gestalten, so war damit ein Fortschritt in der Richtung der Anordnung regelmäßiger und anerkannter Empfänge durch den Kaiser gemacht, und selbst die Kaiserin-Witwe folgte diesem Beispiel nach der Antireformbewegung von 1898, indem sie die Gemahlinnen der fremden Minister empfing, während der Kaiser den Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen auf dem Fuße der Gleichberechtigung entgegennahm.

Dieser Fortschritt im Geheimen Rate ging indessen während der vierzig Jahre, die zwischen den Verträgen von Tientsin und der Boxerbewegung lagen, nicht so friedlich vor sich als in den besagten zwanzig vorhergehenden, wo die Vertragsmächte noch nicht so zahlreich und die Verträge von Nanking in Geltung waren. So sahen die siebziger Jahre die Margarywirren mit England, die achtziger die Tongkingaffaire mit Frankreich, die neunziger den Krieg mit Japan, die Annexion von Birma, die Befreiung Koreas von der Tributzahlung, die Abtretung von Formosa und den Verlust von Kiautschou, Port Arthur und Talienwan, Weihaiwei, Kwangschu Wan und Kolun, und als das letzte von allem die Boxerbewegung mit der Besetzung von Peking durch die Streitkräfte von acht verbündeten Nationen und die Flucht des Hofes nach Sian. Gegen das Ende des Jahrhunderts konnte man sagen, daß der Leidenskelch bis zum Rande gefüllt sei, aber warum sollten die letzten zwanzig Jahre des Zeitraums der Verträge so stürmisch verlaufen im Vergleich mit den ruhigen Zeiten, deren man sich während der ersten zwanzig zu erfreuen hatte? Hatten die Verträge von Tientsin etwas damit zu thun?

Durch die Verträge von Tientsin erlangten die Fremden einige Vorrechte, die in der Folge von verschiedenen Eingeborenen, deren Interessen dadurch verletzt waren, als schädlich betrachtet wurden. Der Küstenhandel war, wie es klar zu Tage lag, auf die Schiffe unter fremder Flagge übergegangen, und diese Konkurrenz schädigte die Eigentümer der Dschunken und die Zweige des einheimischen Handels, die damit in Verbindung standen. Dies Vorrecht auf Beförderung von Gütern vom und zum Lande unter Durchgangsbescheinigungen war den Fremden eingeräumt worden, und nicht nur wurde dieses für Anweisungen im örtlichen Handel gemißbraucht, sondern es verursachte auch Verwirrung in den Finanzen der halb unabhängigen Provinzialverwaltungen. Missionare machten sich die neue oben erwähnte Klausel zu nutze und ließen sich an manchen Orten im Innern des Landes nieder, und dies war die Ursache nicht nur von Streitigkeiten zwischen Bekehrten und Heiden, sondern auch von Klagen, daß sich die Missionare in die amtlichen Geschäfte der Orte mischten und dadurch sowohl die Mandarinen als das Volk reizten. Fremde Gesandtschaften wurden in der Hauptstadt errichtet und die Geschäfte nicht immer in der gemächlichen Weise betrieben, wie es die chinesischen Beamten liebten. Die fremde Aufsicht über die Zölle entzog den Taotai-Oberverwaltern manche Nebeneinnahmen und sonstige Vorteile, und obgleich sie in ihren Spitzen sich des höchsten Ansehens erfreuten, waren die Unterbehörden nichts weniger als beliebt. Mehr als all dieses aber erbitterte die fortgesetzte Beleidigung, die in der Ausbedingung der Extraterritorialität lag, und deren demütigende Wirkung wurde mehr und mehr fühlbar, als die Beziehungen größeren Umfang annahmen und die chinesischen Vertreter mit der Zeit besser mit dem Gerichtsverfahren anderwärts bekannt wurden. In der That, was die erweiterten Verträge, die Handelsvorteile, das Missionswesen, die verbesserte Finanzverwaltung und die offizielle Vertretung in Peking und den Häfen China wirklich genutzt hatten, war in jedem einzelnen Punkte streitig; fremde Regierungen, Kaufleute, Missionare und Beamte würden ungern eingestehen, daß nichts Gutes geschehen, und noch viel weniger, daß Unheil angerichtet worden sei, und auch auf chinesischer Seite haben wir Prinz Kung ausrufen hören: „Verschonen Sie uns mit Ihrem Opium und Ihren Missionaren, und alles wird gut werden,“ während der noch größere Wen Hsiang, der um dieselbe Zeit gleichsam Prinzminister war, bei einer Gelegenheit sagte: „Beseitigen Sie Ihre Extraterritorialitätsklausel, und Kaufleute und Missionare können gehen, wohin sie wollen,“ und ein andrer: „Glauben Sie nicht, daß das Anwachsen der fremden Einkünfte nichts kostet; jede Zunahme bedeutet neue Schwierigkeiten in der Provinz, und um diesem zu entgehen, wollten wir uns gern selbst besteuern und eine angemessene Summe zahlen, um Sie los zu werden.“ Es mag in der Sprache eines jeden eine gewisse Uebertreibung liegen, aber diese Sprache drückte eine Anschauung aus, und diese Anschauung verbreitete sich außerordentlich schnell. In den vierziger, fünfziger, sechziger Jahren wurde die fremde Einmischung einfach geduldet und wurde niemals als etwas Verletzendes angesehen: es war für die achtzehn Provinzen nicht notwendig, von den Fremden zu kaufen oder an sie

Digitized by Google

zu verkaufen — ihr eigner ungeheurer Handel zwischen den einzelnen Provinzen genügte vollständig, die überflüssigen Erzeugnisse weiterzuschaffen und die Bedürfnisse der Konsumenten zu befriedigen; ihre confucianische Ethik sorgte für die genaue Regelung aller menschlichen Beziehungen auf dieser Welt — für Barbaren, die sich so wenig auf die Beobachtung des Rechts verstanden, war das Aussenden von Missionaren, die als Vorbereitung für Späteres ihre Lehren verkündeten, einfach lächerlich und wurde durch die Streitigkeiten, die überall solcher Predigt folgten, eher schädlich; was die Verträge und die Willkür der fremden Einmischung betrifft, so war China ohne sie glücklicher und besser. Mit einem Worte: China hatte gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts für sich gelebt und war souverän in seiner eignen fernen östlichen Welt gewesen, und jetzt haben wir das Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit einem solchen Anlauf, die Fremden zu verjagen, daß die Verkehrserfahrung eines Jahrhunderts sich dahin aussprechen mußte, daß es weder gewinnbringend noch angenehm gewesen sei: wenn es gewinnbringend war, war es zugleich so unangenehm, daß die Unannehmlichkeit den Vorteil überwog — wenn angenehm, war es so wenig gewinnbringend, daß der Verlust die Freude nicht aufkommen ließ. Bände würden dazu gehören, die Ereignisse dieses Jahrhunderts des Verkehrs aufzuzählen, die Verknüpfung von Ursache und Wirkung aufzuzeigen und darzulegen, wie jedes der Reihe nach der fallende Tropfen wurde, der die Höhlung tiefer machte und einen Riß in der Freundschaft zurückließ. Wie kann der beschränkte Raum eines Warenmagazins ausreichen, über alles Licht zu verbreiten, alle Einwürfe zu beantworten oder Erklärungen der Vergangenheit und Ratschläge für die Zukunft zu geben? Es ist in der That äußerst seltsam, heutzutage solchem Skeptizismus zu huldigen, wenn man sieht, daß bei allen Ereignissen auf der Oberfläche Handel und Verkehr im ganzen so ruhige Zeiten in jedem Hafen gehabt haben, und es ist schier unglaublich, daß wir so lange auf dem Abhange eines Vulkans gelebt haben, und doch ist es augenscheinlich unbestreitbar, daß, so friedlich die einzelnen Jahre auch erschienen oder gewesen sind, im allgemeinen der Handel die ganze Zeit über lediglich geduldet und nirgends mit Freuden begrüßt war, und jetzt muß man einen Aufstand gegen fremde Lehre und fremdes Eindringen als stets in den Grenzen der Möglichkeit liegend ins Auge fassen und damit rechnen. Da dies der Fall ist, so muß es eine Ursache dafür geben und gewiß auch ein Mittel dagegen — warum steht der fremde Handel augenscheinlich unter einem halb von der Regierung, halb vom Volke ausgehenden Bann, und was kann geschehen, um ihn in Zukunft für die Chinesen annehmbar und für die Fremden gewinnbringend zu machen?

Die Fremden in China sind, obwohl ihre Zahl beständig wächst, nicht sehr zahlreich und können im großen und ganzen in drei Klassen geteilt werden: Kaufleute, Missionare und Beamte. Die Kaufleute betreiben ihren Beruf in ordnungsliebender, gesetzmäßiger und vorwurfsfreier Art, in Uebereinstimmung mit den Vertragsbestimmungen und Gesetzen, die erlassen sind, um den ersteren Geltung zu verschaffen; weder in dem Verhalten der Gesamtheit noch der einzelnen

liegt ein Grund, die Feindseligkeit der Chinesen, in deren Mitte sie leben, wachzurufen, aber trotzdem klagt der Chinese, daß die fremde Konkurrenz in Chinas Küstenhandel die Dschunkeneigentümer ruiniert und ihnen den Genuß der reichen Einkünfte, die sie früher hatten, entzogen habe — dadurch hat sie die handeltreibenden Klassen gegen sich aufgebracht — und daß das Recht, Waren nach und von der Küste unter Durchgangsklauseln zu befördern, die Provinzialfinanzen zerrüttet habe — dadurch hat sie sich alle Beamten des Inlandes zu Feinden gemacht. Die Missionare bemühen sich anerkanntermaßen, auf mannigfache Weise Gutes zu thun, und ihre ärztliche Hilfe wird mit großem Danke entgegengenommen, aber schon die Thatsache, daß sie sich überhaupt zu lehren erkühnen, wirkt aufreizend, und für die Nachbarn ist die Annahme ihrer Lehre noch gefährlicher, während gewisse Mißbräuche, die sich eingeschlichen haben — wie zum Beispiel, daß die sogenannten „Bekehrten" ihre Versammlungen aufsuchen, um Schutz gegen die Folgen von Gesetzesübertretungen zu erhalten oder um von dem kirchlichen Einfluß in persönlichen Prozessen Nutzen zu ziehen, ebenso wie sich die Missionare selbst in die örtliche Verwaltung einmischen oder eindrängen, eine Art, gesetzliche Vorrechte auszubeuten, wie es die Mandarinen kaum besser verstehen —, von Zeit zu Zeit in ihrem Bezirke Aufregung verursacht und bei Volk und Beamten Mißfallen erregt haben. Was die Beamtenklasse anbelangt — die fremden Vertreter in der Hauptstadt und die Konsularbehörden in den Häfen —, so ist es thöricht, anzunehmen, ihre Haltung und ihr Benehmen seien anders gewesen, als es angemessen war, und doch sind sie zur selben Zeit, als die amtlichen Vertreter der Regierungen, die nicht nur Chinas Anspruch auf Oberherrschaft nicht anerkannten, sondern auch Zugeständnisse erzwangen oder an den von andern erzwungenen Zugeständnissen teilnahmen, stets mit Mißtrauen und, obgleich persönlich beliebt, als Stand mit Abneigung betrachtet worden, während die Sprache und Handlungsweise einzelner Persönlichkeiten, sobald sie die Grenzen ihrer amtlichen Thätigkeit verlassen, eher als Eigenschaften ihres ganzen Standes denn als besondere Neigungen der einzelnen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Ankunft des Fremden war unwillkommen — die Ereignisse, die seine Gegenwart bekunden, erregen Mißvergnügen, und die Unterströmung der Empfindung verläuft in der Richtung, daß man wünscht, ihn eher zu schleuniger Abreise als zu längerem Verweilen zu bewegen. Diese Fehler entstellen die Charakterzüge des Verkehrs mit den Fremden, und weder Puder noch Schminke können sie verdecken; wenn sie als Wirkungen verschwinden sollen, so müssen die Ursachen, aus denen sie entspringen, entweder beseitigt oder unschädlich gemacht werden.

Auf chinesischer Seite herrscht Stolz vor, angeborener Stolz — Stolz auf die Abstammung, Stolz auf Geist, Stolz auf Kultur, Stolz auf Ueberlegenheit; und dieser vererbte Stolz, in seinem festen und großartigen Bollwerk glücklicher Unwissenheit verschanzt, ist durch die Berührung mit Fremden in so grober Weise verletzt worden, daß die andern guten Seiten des chinesischen Charakters sozusagen betäubt wurden und sich nicht äußern können; es ist nicht nur der Anspruch

auf Gleichberechtigung oder der Beweis physischer Ueberlegenheit oder die zwangsweise Ausdehnung des Handels oder die Aufzwingung von Verträgen, die diesen Stolz verletzt haben — wäre es einzig das, so würde die Zeit die Wunden schon längst geheilt haben, aber es ist etwas in diesen Verträgen enthalten, das die Narbe offen hält und die Heilung verhindert. Genau so, wie man den Körper eines menschlichen Wesens lähmen oder seine Seele verderben kann, so ist es auch möglich, den Geist eines Volkes zu mißhandeln und seiner Art feindlich gegenüberzutreten, und etwas Aehnliches hat der Westen mit China gethan, zwar unbeabsichtigt, aber nicht minder verhängnisvoll. Der wichtigste und vom Standpunkt der Fremden aus betrachtet wesentlichste Punkt in den Verträgen ist der, der den Fremden in China von der Landeshoheit befreit; er ist der Grundsatz, auf dem die Verträge aufgebaut sind, und sein Geist ist in jedem Artikel zu bemerken: durch ihn ist der Fremde vor keinem chinesischen Gerichtshof zu belangen und kann einzig und allein von den Beamten seines eignen Landes abgeurteilt werden, und er hat etwas Kautschukartiges an sich, das seinen Geltungsbereich dahin ausdehnt, daß, weil er nicht nur auf den einzelnen persönlich, sondern auch auf dessen Eigentum Anwendung findet, er zu der Unterstellung führt, der Fremde könne nicht nur lediglich nach seinen eignen Gesetzen abgeurteilt werden, sondern sei auch von jeder Verpflichtung befreit, die chinesischen Gesetze zu befolgen — Gesetze, die, was beachtet werden muß, zweierlei Art sind, die einen die geschriebenen Gesetze des Reiches und die andern die ungeschriebenen Gesetze, das Gewohnheitsrecht, feststehende Rechtsgrundsätze und abergläubische Vorstellungen einer bestimmten Oertlichkeit, die an ihrem Teile für die gesamte umwohnende Bevölkerung verbindlich und noch mehr im stande sind, bei Verletzung feindselige Stimmungen zu erzeugen. Ein fremder Beamter wird als Richter angerufen, und seine Entscheidung verpflichtet die chinesischen Beamten, den Verkauf eines beliebigen Grundstücks an die Missionare gegen den Willen der Nachbarn zu erzwingen, und dann geht der Missionar daran, dort ein hohes Gebäude zu errichten, wodurch er nach der Meinung und zum Entsetzen der gesamten Bevölkerung das Glück der Nachbarschaft und das Gedeihen der Einwohner untergräbt; für den Fremden ist der Einwand der Chinesen nicht nur lächerlich, sondern ein Aberglaube, gegen den angekämpft und der beseitigt werden muß, und gerade dies ist die Handlungsweise, die sicher den Keim eines zukünftigen Aufruhrs in sich birgt und den Schutz eines Kanonenbootes verlangt; wäre er nicht der Rechtsprechung der Herrin des Landes, der chinesischen Regierung entzogen, so könnte der Fremde möglicherweise dieses bestimmte Grundstück erwerben, aber er würde nicht im stande sein, es in diesem Stile zu bebauen — würde nicht eine andre Bauweise oder eine andre Lage der Gerechtigkeit sowohl als der Klugheit entsprechen, und würde es nicht besser sein, sich die Freundschaft als die Feindschaft der Nachbarn zu erwerben? Was die Macht dieser abergläubischen Vorstellungen betrifft, so ist nichts stärker, und was ihre Berechtigung anlangt, so wird ihnen stets ein Zufall zu Hilfe kommen. Man nehme zum Beispiel den Glauben, daß eine Sonnenfinsternis

am Neujahrstage Unglück für den Kaiser bedeutet, und daß ein achter Schaltmonat Unheil für das Land im ganzen ankündet: nun, im Jahre 1888 war der erste Tag des chinesischen Jahres durch eine Sonnenfinsternis bezeichnet, und ehe das Jahr um war, hatte die Kaiserin-Witwe den Kaiser beiseite geschoben und die Reform verhindert, während im Jahre 1900 der achte Schaltmonat voll wurde, und siehe, die Boxerbewegung erschütterte die ganze Welt. Was der Westen sagte, klang den chinesischen Ohren folgendermaßen: „Ihr seid Heiden, aber wir sind Christen — eure Gesetze sind nicht unsre Gesetze — eure Richter sind bestochen — Ungerechtigkeit ist im Schwange — die Folter wird ausgeübt — die Strafen sind barbarisch — die Gefängnisse sind wahre Höllen — und wir entziehen daher unser Volk eurer Gerichtsbarkeit und senden Missionare zu euch, die euch unsre Anschauungsweise lehren sollen, aber bei dem Handel mit euch ist Geld zu verdienen, und deswegen müssen wir einen Anteil an diesem Handel haben, sogar längs eurer Küsten und auf euren Binnengewässern, und ihr müßt uns — denn sind wir nicht Fremde und Gäste? — Handelsprivilegien einräumen, die Hand in Hand mit den Grundsätzen gehen, nach denen wir die Verträge geschlossen haben, und ihr thut besser daran, diese Verträge nicht zu verletzen, oder ihr müßt dafür bezahlen!“ China, das Stolzeste der Stolzen, ist bis auf den Tod verwundet, und da der Rechtsweg dem Vernünftigsten der Vernünftigen abgeschnitten ist, wird es das Halsstarrigste der Halsstarrigen. Das ist die Erklärung der Thatsache, warum Handel und Wandel unter der Herrschaft der Verträge keinen Fortschritt gemacht haben, und gleichgültig, was für Schutzmaßregeln geplant werden, solange diese Verträge den Verkehr beherrschen, so lange wird die Erbitterung andauern, und so lange wird der Fremde verhaßt sein. Kaufmann, Missionar und Beamter können jeder für seine Person und alle zusammen von dem besten Willen beseelt sein — sie mögen mitleidig, besonnen, nachsichtig, taktvoll und gerecht sein, und doch, wenn sie auf diesem Grunde bauen, wird das Gebäude, das sie aufrichten, so weit von der Senkrechten abweichen wie der schiefe Turm von Pisa, und schneller als dieser muß es einstürzen und zusammenbrechen.

Im Laufe der Zeit wird hierin von selbst Besserung eintreten; Weisheit und Vorsicht können glücklich Zusammenstöße und Katastrophen vermeiden, während Reformen verschiedener Art — wie sie der Futai Tseng Ho in seiner Denkschrift über ein neues Gesetzbuch forderte, gerade bevor ihn die konservative Bewegung vor zwei Jahren beseitigte — allmählich das chinesische Gerichtsverfahren dem der andern Teile der zivilisierten Welt annähern können, und der Westen wird dann von selbst China in einem andern Lichte betrachten, die unterscheidende Behandlung, die jetzt noch als notwendig für den Schutz des Fremden auf chinesischem Boden gilt, abschaffen und durch Anerkennung und Wiederherstellung des Einvernehmens in den Hauptpunkten die Wurzeln der Zwietracht vernichten; aber solche Wandlungen erfordern Generationen, um ins Leben zu treten, und während die Entwicklung vor sich geht, kann die alte Wunde von neuem bluten, und je widerstandsfähiger der übrige Teil des

Digitized by Google

Körpers ist, um so schwieriger kann es sein, das Blut zu stillen. Verkürzung des natürlichen Rechts auf Rechtspflege, Aufrechterhaltung solcher ausschließlichen Monopole wie des Küstenhandels eines Landes und fremder Schutz für Eingeborene, die den Volksglauben verletzen, werden als die bezeichnenden Züge des Verkehrs auf Grund der Verträge angesehen, und hier darf man den Umstand nicht vergessen, daß die Chinesen sie als Herausforderung ansehen, und verstehen, daß sie nirgends sonst ertragen werden, aber genau so, wie die herrlichen Lehren der Bergpredigt zu christlich sind, als daß der Durchschnittschrist sie bei allen Einzelheiten des täglichen Lebens befolgen und sich nach ihnen richten könnte, so muß auch die internationale Moral Ausnahmefälle anerkennen, wenn christliche Ansprüche heidnische Rechte verletzen, und ebenso Abweichungen, wenn die Fälle, die sie ins Auge faßt, den Vorurteilen unzivilisierter Völker widersprechen. Von allen Mächten ist Rußland diejenige, die mit China auf dem besten Fuße leben kann: Rußland ist unmittelbarer Nachbar und kann warten — es hat keine Propaganda nötig — sein Handel, obgleich bedeutenden Umfangs, bildet ein zusammengehöriges Ganzes und vollzieht sich auf anerkannten und geebneten Wegen — und Rußland kann auch die erste Macht sein, die China seine Hoheitsrechte wiedergiebt und so für immer die nachbarliche Freundschaft befestigt, die sich so oft in der Vergangenheit bethätigt hat. Was die andern Mächte betrifft, so liegt die Quelle ihrer Macht in weiter Ferne: ihre Interessen sind mannigfach, vereinzelt und geteilt, sie sind gezwungen, ihre Kräfte zu sehr zu zersplittern, um sie lediglich zur Verteidigung eines Punktes zu verwenden, dies kann nur unter Aufbietung bedeutender Mittel, in einzelnen Fällen und unter krampfhaften Anstrengungen geschehen; sie dürfen wahrscheinlich ein solches Experiment wie die Abänderung des in den Verträgen vorwaltenden Geistes gar nicht wagen, obgleich es sehr leicht möglich ist, daß ein Wechsel nicht nur unschädlich ist, sondern sogar wohlthätig wirkt, da einerseits ihre Unterthanen und Staatsangehörigen dadurch gezwungen werden, kein herausforderndes Wesen zu zeigen, und andrerseits die chinesischen Beamten durch die vorbehaltslose Anerkennung von Chinas Unabhängigkeit zufriedengestellt werden und sich bemühen, jeden berechtigten Schutz zu gewähren, auch sich vor jedem Anschein von Härte und Ungerechtigkeit hüten; ebenso würde dadurch die Thätigkeit des Kaufmanns und Missionars von vielen Schranken befreit und die Pflichten des Beamtenstandes vereinfacht und auf höhere Ziele gerichtet.

Unglücklicherweise heben Auseinandersetzungen nicht immer die Schwierigkeiten — oft vergrößern sie sie nur —, und den meisten Lesern wird es unglaublich erscheinen, daß das Volksempfinden in China unmittelbar oder mittelbar durch irgendwelche Verträge oder Vertragsbestimmungen beeinflußt werden sollte; als wesentlich erkennen nur wenige solche internationale Abmachungen an, aber verschiedene Gruppen haben schon ihre Wirkung verspürt, und in gewissen Schichten und ihrem Anhange sind beständig Gerüchte verbreitet und ziehen ihre Nahrung aus dem, was untergeordnete Personen gehört haben, die stets in großer Zahl zugegen sind, wenn Mandarinen fremde Beamte empfangen und

Digitized by Google

mit ihnen Geschäfte besprechen oder sie selbst sich mit ihren Freunden und Kollegen über die Angelegenheiten der Fremden unterhalten: ein Mandarin hat bekanntlich nur sein Mißbehagen über eine Neuerung zu äußern, um einer ganzen Gemeinde Ausdrucks- und Handlungsweise vorzuschreiben. Was auch für geheime oder offene Feindseligkeiten vorkommen mögen, es ist nichtsdestoweniger Thatsache, daß jeder Fremde zahlreiche chinesische Freunde zur Hand hat, und daß viele Chinesen von dem Verkehr mit den Fremden leben, ihren Vorteil dabei finden und sich ihm infolgedessen nicht widersetzen; trotzdem ist China kein leicht zu verstehendes Land, und die besten Kenner geraten in Verlegenheit, wenn sie seinen Gedankengang darstellen oder seine öffentliche Meinung erörtern sollen. Der gegenwärtige Ausbruch kann vielfachen Nutzen haben und die Luft reinigen, jahrelange Ruhe kann folgen, und wenn dieser Versuch, die Verhältnisse aufzuklären, auf irgend eine Weise zu einem besseren Verständnis beitragen oder den Weg zu einer solchen Behandlung der chinesischen Frage ebnen kann, die die Beziehungen freundlicher und den Handel gewinnbringender gestaltet, so dürfte er nicht vergebens niedergeschrieben sein. Obgleich die Pekinger Regierung augenscheinlich die durchaus unentschuldbaren Thaten der Boxer und andrer in diesem Sommer begünstigt und Beamte in zwei oder drei Provinzen die grausamsten Martern an Missionaren und ihren Familien zugelassen oder selbst veranlaßt haben, so darf man doch nicht vergessen, daß in den andern fünfzehn oder sechzehn Provinzen die Vizekönige und Gouverneure die Ordnung aufrechterhielten und hier keine fremdenfeindlichen Bewegungen stattfanden: diese Thatsache darf nicht außer acht gelassen werden, wenn man erörtert, bis zu welchem Punkte die Umstände das Vorgehen der Mächte rechtfertigen können, China als außerhalb der Grenzen der Zivilisation stehend und chinesische Ansprüche als nicht länger berechtigt zu behandeln. Wenn man mit den chinesischen Denkern eingesteht, daß die Macht des Rechtes groß ist, so muß man dies dahin ergänzen, daß auch das Recht der Macht groß ist: wo die mächtigsten Staaten auch die zivilisiertesten sind, so haben sie nicht nur das Recht, sondern zeitweise auch die Pflicht, ihren Willen andern aufzuzwingen — nur muß in demselben Verhältnis, wie sie mächtig und zivilisiert sind, auch ihr Vorgehen besonnen, tadellos und gerecht sein.



Digitized by Google

Den Lüften preisgegeben.

Von

Hermine Villinger.

Die Sonne war eben im Begriff, am Horizont der Rheinebene zu verschwinden, und der Wind, der sich plötzlich erhoben, legte sich ebenso schnell. Freilich die in ihrer Blüte stehenden Obstbäume waren halbwegs ihres Schmuckes beraubt worden, und besonders hart war es einem kleinen, zwischen Baden und Offenburg liegenden Stationsgärtchen ergangen; der Boden sah wie beschneit aus, und die Bäume zeigten stellenweise völlig kahle Aeste. Hinten aber, auf der von dem Gärtchen durch eine hohe Hecke getrennten Wiese war ein höchst seltsamer Vogel vom Himmel heruntergeflogen. Der heftig auftretende Wind hatte die in Baden aufgestiegene Luftschifferin ein gutes Stück von ihrem Bestimmungsort weg hierher entführt.

Den zu einem kleinen Paket zusammengewickelten Fallschirm unter dem Arm trat sie in das blütenübersäte Stationsgärtchen. Im Hause selbst war alles still; jener schlafähnliche Zustand lag über dem Gebäude, wie er kleinen Stationen eigen ist, an denen die Schnellzüge achtlos vorüberdampfen.

Die junge Person näherte sich dem Wartesaal dritter Klasse und streckte den Kopf hinein. Gleich zunächst der Thüre saß ein junger Mann zwischen einer nicht geringen Anzahl Gepäckstücke, in der Rechten hielt er einen großmächtigen Strauß halboffener Rosen, in der Linken ein ansehnliches, mit Speck belegtes Butterbrot.

Der Bissen, den er eben im Mund hatte, blieb ihm fast im Hals stecken, als das seltsame Wesen so plötzlich mit der Frage vor ihm stand:

„Können Sie mir sagen, bitte, wann der nächste Zug nach Baden geht?“

Sie lachte über sein vergebliches Bemühen, ein Wort herauszubringen, und wiederholte ihre Frage. Der junge Mensch hatte seinen Bissen glücklich drunten und erhob sich, um den Fahrplan an der Wand zu studieren. Vorher streifte er die Fragerin mit einem Blick tiefster Mißbilligung; es war ihm noch nie ein so ungeniertes weibliches Wesen vorgekommen — schon wie sie sich trug — ein kurzes, enges Lodenröckchen, unter dem die weiten Beinkleider, ebenfalls aus Loden, hervorschauten und sich an den Knöcheln oberhalb der sehr hübschen gelben Schnürstiefelchen schlossen; die Bluse mit dem weit ausgeschlagenen Matrosenkragen ließ den Hals frei, und auf den kurzen Knabenlocken saß ein weißes Strohhütchen. Eine Radlerin natürlich, aber von der auffallendsten Sorte, geradezu polizeiwidrig — kam der junge Mann mit sich überein, während er ziemlich viel Zeit brauchte, um in seiner Benommenheit den Zug herauszufinden.

Das zierliche Geschöpf sah sich unterdessen den breitschultrigen Menschen mit dem schlechtsitzenden Rock und dem brav gescheitelten Haar etwas näher an.

„Sieben Uhr vierzig," sagte er kurz und kehrte auf seinen Platz zurück.

„Und jetzt haben wir?"

„Noch nicht sieben Uhr."

„Ich danke."

Sie machte einen kleinen, komischen Knicks und trat in den Garten hinaus. Die Hände auf dem Rücken, schritt sie über die weißglänzenden Blüten am Boden; blutigrote Wolken zogen am Himmel hin, und auf der Dachecke des Stationsgebäudes saß eine Amsel und schmetterte ihr Lied. Die junge Person stand still und hörte einen Augenblick zu; plötzlich begann es in ihren kleinen, unsteten Augen seltsam aufzuflackern:

Glaubte der da drinnen vielleicht, sie von oben herunter behandeln zu dürfen, so ein dummer, grüner Junge auch noch!

Sie lachte kurz auf, und ein schlauer Zug bildete sich um ihre schmalen Lippen.

„Sie fahren wohl schon gleich?" fragte sie im nächsten Augenblick in den Wartesaal hinein.

„Nein, sieben Uhr fünfunddreißig," gab ihr der junge Mann ebenso lakonisch wie vorher zurück.

„Und so lang wollen Sie zwischen Ihrem Gepäck sitzen und den Strauß in der Hand halten?"

Er wurde rot; daß er es nicht fertig brachte, ihr mit der gleichen Keckheit entgegenzutreten!

Bevor er sich auf eine Antwort besonnen, erklärte sie lachend:

„Aha, 's Eisenbahnfieber, darum sitzen Sie so angewachsen mit allen Ihren Sachen."

„Bitte sehr —" er stotterte vor Verlegenheit, „es kann doch eigentlich hier jeder thun, was er mag — ich auch."

‚Nein,' beschloß sie im Innern, ‚du thust, was ich mag — warum hältst du dich für etwas Besseres.'

Dies war ihm in der That nicht unschwer anzusehen; trotz aller Verlegenheit und körperlichen Ungeschicktheit, die Art, wie er die Nase in die Luft streckte, verriet einen nicht unerheblichen Eigendünkel. Er war übrigens ein hübscher Mensch, und sein bartloses, unverdorbenes Gesicht gab jeden Eindruck seiner Seele wie ein Spiegel wieder.

Da er genau zu wissen glaubte, wie sich ein ehrbares und braves Mädchen zu benehmen hat, so war seine Meinung von der jungen kecken Person, die ihn so ungeniert anstarrte, in der That von der schlimmsten Art. Und daß sie sich so ganz und gar nicht von ihm imponieren ließ, machte ihm die Person nur um so fataler.

Zu seinem Schrecken zündete sie sich auch noch ein Zigarette an, und er sah das erste rauchende Weib.

Digitized by Google

Die Worte: „Schämen Sie sich!“ schwebten ihm auf der Zunge, er flüchtete sich jedoch, ohne etwas zu sagen, wie ein begossener Pudel an ihr vorbei ins Freie, wo er, ohne zu wissen, was er that, mit großer Beflissenheit an seinem Strauß zu riechen begann.

Sie kam ihm nach.

„Sie wären gewiß sehr unglücklich, Ihren Zug zu versäumen, junger Herr?“

Er sah verwundert auf: „Ich werd' ihn natürlich nicht verfehle, der nächste kommt ja in der Nacht an.“

„Wie wird sich die Braut auf die schönen Rosen freu —“

„Wer sagt Ihne denn?“ unterbrach er sie.

Sie blies ihm eine Rauchwolke ins Gesicht: „Ihre Unliebenswürdigkeit; verliebte Leute sind immer unliebenswürdig. — Hu!“ lachte sie auf, „und jetzt sind Sie röter als alle Ihre Rosen; das steht Ihnen ganz famos.“

„Sie sind — wahrhaftig, Sie sind sehr modern!“ polterte er heraus.

„Was heißt das?“

„Unweiblich.“

„Wieso denn?“

„Weil — weil ein bescheidenes Mädle nicht raucht und auch nicht — ein so wenig langes Radlerkostüm trägt — und außerdem.“

„O, mein Sinn geht höher, ich fliege, dagegen ist Radeln gar nichts. Radeln Sie?“

„Nein, meine Mutter mag's nicht leide —“

„Ihre Mutter hat Ihnen wohl auch Ihren schönen Scheitel gemacht?“

Der Aerger schnürte ihm die Kehle zusammen; wen glaubte diese Person vor sich zu haben? Er brannte darauf, es ihr zu sagen, und fing an, an seinen Nägeln zu kauen, was er jedesmal that, wenn er sich besann.

„Und das große Butterbrot hat sie Ihnen natürlich auch mitgegeben?“ fragte sie weiter, „und die vielen Päckchen? Und die schönen Rosen kommen gewiß nirgends anders her als aus Ihrem Garten — und Sie kommen auch nirgends anders her.“

Jetzt war die Gelegenheit da.

„Ich bin Lehrer,“ sagte er, und die ganze Hochachtung, die er für seinen Beruf empfand, zitterte aus seiner Stimme, „es wurde mir wege meines ausgezeichneten Examens die Vergünstigung zu teil, in der kleinen Ortschaft zunächst meiner Heimat angestellt zu werde. Dies ist ein großes Glück für meine Eltern. Ich bin der einzige Sohn. Meine Eltern sind sehr angesehene, wohlhabende Leute. Man ist überhaupt in unserm Städtchen geistig sehr geweckt; ich bin schon in Freiburg und bin schon in Karlsruhe gewese, kenn' also die Welt, aber ich muß sage, ich find' keinen Unterschied. Die Leut' sind in den große Städte nur kecker, und das ist alles. Jetzt bin ich auf dem Weg, mich öffentlich zu verlobe; mein Vater hat sich auch mit zweiundzwanzig verlobt; ich kann thun, was ich will, meine Verhältnisse erlaube mir das.“

Die junge Person lehnte an einem Baum, rauchte und hörte zu; sein ihm

Digitized by Google

selber so wichtig und glänzend erscheinendes Los schien nicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen. Sie streifte ihn nur zuweilen mit einem seltsam unfreundlichen Blick und sah dann wieder ins Weite.

„Jawohl," meinte sie nach einer Weile, „gerade so sehen Sie aus — wie der gespuckte Erste in der Schule."

Er reckte den Kopf: „Zugetroffe, Erster war ich überhaupt immer; meine Mutter hat gesagt, schon wie ich noch nicht hab' spreche könne, hab' ich die längste Rede gehalte, und niemand hab' mich unterbreche dürfe. Nachher als Bub hab' ich am liebste Schul' gehalte, und die Kinder habe mich ‚der Professor' genannt. Die Talente liege in der That schon früh in einem, und es ist ein Glück, wenn man Eltern hat, die darauf Obacht gebe."

„Sie haben gewiß nie etwas ohne den Rat Ihrer Eltern unternommen?" fragte das junge Mädchen.

„Meine Eltern habe alle Ursach', mit mir zufriede zu sein," erklärte er mit der Selbstherrlichkeit eines guten Gewissens.

Sie gingen nebeneinander her, er immer mit seinem Strauß in der Hand, ein kurzer, gedrungener Mensch, der bei jedem Schritt, den er machte, den Staub aufwirbelte. Und sie an seiner Seite, die Schlanke, Leichte — streiften ihre gelben Schnürstiefelchen überhaupt die Blätter am Boden?

Aber in beiden lebte der zornige Wunsch, sich beim andern Geltung zu verschaffen.

„Wie schad'," sagte er mit einem Male und zeigte nach der Erde, „der Wind hat bös gewirtschaftet, die Blüte hätte noch nicht abfalle dürfe; meine Mutter wird lamentiere um ihren Garte."

Das junge Mädchen blieb stehen; jetzt erst sah sie die Blüten am Boden und an den Bäumen die kahlen Aeste.

„Was geschieht nun?"

„Ja, wisse Sie das nicht, wisse Sie nicht, daß sich aus der Knospe die Blüte entwickelt und aus der Blüte der Knote?"

Sie sah ihn kopfschüttelnd an, und es war, als sei ein plötzlicher Waffenstillstand über die beiden gekommen.

„Die Ausbildung der Blütenteile," begann er in seinem schönsten Lehrerton, „ist eine sehr mannigfaltige, die in der Zahl, der Form, der gegenseitige Anordnung, dem Vorhandesein oder Fehle der einzelnen Blattforme fast sämtlich systematisch eingeteilt sind in Familien, Gattunge und Arte. Ich will Ihne hier gern die wichtigste —"

„Wissen Sie," unterbrach sie ihn, ein leises Gähnen unterdrückend, „Sie verstehen recht viel, aber eins verstehen Sie nicht — Spaß —"

Und bevor sein Geist den Weg aus der Gelehrsamkeit zurückgefunden, stellte sie die Frage:

„Weiß Ihre Braut etwas von diesen systematisch eingeteilten Blüten?"

Der Schalk saß ihr in den Mundwinkeln, aber er merkte es nicht.

„Was sie nicht weiß, darüber werd' ich sie belehre; und das ist auch nicht

Digitized by Google

das Wichtigste. Das Wichtigste für ein Mädle ist, im Haushalt tüchtig sein, damit's dem Mann an nichts fehlt. Und meine Braut ist sehr tüchtig, denn sie hat die Prob' bei meiner Mutter abgelegt.

„Daher dieser großmächtige, wunderschöne Strauß," meinte die junge Person und nahm ihm mit der Miene vollkommener Unschuld die Rosen aus der Hand.

Der junge Lehrer errötete: „Es sind die erste Blume, die ich meiner Braut bring'."

„Mit Ihrem ersten Kuß?"

Mehr noch als ihre Worte entsetzte ihn der zärtliche Ton ihrer Stimme, und verwirrt, dunkelrot riß er seine Rosen an sich und stolperte über die Thürschwelle auf seinen Platz zurück.

Sie blieb draußen, vergnügt in sich hinein kichernd, die helle Schadenfreude in den Augen. Aber schon im nächsten Augenblick verfinsterte sich ihr Blick. — Jawohl — da war er wieder, dieser abscheuliche Hochmut — jener Hochmut der Ehrbaren: Gottlob, daß ich nicht bin wie diese!

Geringschätzung oder Zärtlichkeit, Verachtung oder Küsse — das war ihr Los — nie einer, der einmal wirklich nur aus gutem, selbstlosem Herzen ein Wort der Freundlichkeit, der Teilnahme für sie gehabt hätte.

Sie zog die Uhr — noch beinah fünfundzwanzig Minuten — war das nicht Zeit genug?

Im nächsten Augenblick stand sie unter der Thüre des Wartesaals und sah aus wie ein Lamm.

„Da sitzen Sie und kauen an Ihren Nägeln, eine Zigarette würde Ihnen viel besser stehen; darf ich Ihnen eine anbieten?"

„Ich verbitte mir," brauste er auf, „Sie — Sie haben sich nicht über mich lustig zu mache!"

„Mein Gott, ich weiß, Sie sind ein Tugendbold, aber ihre Nägel haben Sie doch abgefressen, und eigentlich sollten Sie mir dankbar sein, denn warum sag' ich Ihnen das? Gleichgültigen Menschen sagt man nichts, und es ist auch recht dumm von mir, denn Sie sehen mich doch nur über die Achsel an; das läßt sich kein Mensch gefallen, und ich brauch' mir's auch nicht gefallen zu lassen, ich verdien' mir mein Brot so gut wie Sie — und viel weniger leicht, das können Sie mir glauben."

Seine gestrenge Miene wurde merklich milder:

„So, Sie verdiene Ihr Brot?"

„Ja, und ich bin in keinem Rosengarten aufgewachsen wie Sie, ich habe immer einen unordentlichen Scheitel gehabt, und niemand hat mich angehalten, etwas zu lernen."

„Dafür drücke Sie sich nicht übel aus," gab er zu.

Sie hätte fast aufgelacht, nahm sich aber zusammen.

„Theaterkinder haben das so an sich; meine Mutter war nämlich Schauspielerin; manchmal hatten wir viel Geld, manchmal keines — in der ganzen

itized by Google

Welt sind wir herumgekommen. Ich glaube, meine Mutter ist daran gestorben, weil sie hat müssen Ratzen aus einem Stall jagen."

„Ratzen?" fragte der junge Mann so erstaunt wie möglich.

Sie nickte: „Man hatte ihr eine Rolle ins Haus geschickt — eine alte Hexe, die Ratzen aus einem Stall jagen mußte. Die Mutter fiel auf die Erde und bekam Krämpfe. Und als ihr der Direktor sagte, sie sei zu dick geworden für jugendliche Rollen, gebrauchte sie eine Kur. Als sie mager war, starb sie. Ich war sechzehn.

„Und Ihr Vater?" fragte er eifrig.

Sie lachte kurz auf: „Ich hätte freilich lieber Eltern gehabt — zum Beispiel wie Sie Eltern haben — und ich hätte ein andres Los, wenn ich — sagen wir zum Beispiel — Ihre Braut wäre. Es muß sehr schön sein, wenn so ein junger hübscher Mann zu einem jungen hübschen Mädchen sagt — denn ich bin doch auch ein bißchen hübsch? — ich führe dich heim. Ich habe viel Schönes zu hören bekommen, nur das nicht —"

Sie seufzte, und der junge Mann sah ihr mit plötzlicher Aufmerksamkeit ins Gesicht, wie um sich zu vergewissern, ob sie in der That hübsch sei.

Sie trat einen Schritt näher und beugte sich über die den jungen Lehrer wie eine Schutzmauer umgebenden Gepäckstücke.

„Auch Sträuße habe ich bekommen, wunderschöne Sträuße — aber einen wie diesen habe ich nie bekommen."

Sie hielt die Blumen in der Hand und senkte das Näschen in die Rosen.

Wenn der junge Mann ein wenig erfahrener gewesen wäre, diese lachenden Augen würden ihn belehrt haben, daß er es mit einer zu thun hatte, die ihn mitsamt seiner Schulweisheit an der Nase herumführte. Aber er dachte nur an seine Rosen und rannte hinter ihnen drein, denn die junge Person war wieder ins Gärtchen getreten.

„Ach ja," klagte sie, einen unendlich treuherzigen Seufzer ausstoßend und den plumpen Strauß weit von sich weg haltend, „ein so schönes, echt hausbackenes Gewächs habe ich noch nie erhalten."

„Solche Sträuße," stotterte er, „sind auch nur für — für —"

„Brave, tugendsame Haustöchter," ergänzte sie seine Rede, „aber wenn nun Ihre Braut mit sechzehn Jahren allein in der Welt gestanden hätte und auch nichts gelernt hätte?"

„Meine Mutter sagt, mit gutem Wille kann sich jedes Mädle brav und ehrbar durchschlage."

Das bittere Lächeln, das in diesem Augenblick über ihre Lippen huschte, war echt.

„Sagt Ihre Mutter! Mein Vormund hat es auch gesagt, als ich allein in der Welt stand, und es sich um ein Unterkommen für mich handelte. ‚Du hast gute Manieren', sagte er, ‚und drückst dich gebildet aus; solche Mädchen sind sehr gesucht in feinen Häusern, du brauchst nur einen guten Willen mitzubringen.' — Ich kam also in ein feines Haus — zu Kindern kam ich. —

Digitized by Google

‚Jetzt bin ich geborgen‘, dacht' ich, ‚jetzt hab' ich den Himmel auf der Welt‘ — und ich hatt' den besten Willen —"

Sie hielt ein wenig inne, sie bemerkte recht wohl, sie hatte den aufmerksamsten Zuhörer, nur dann und wann streckte er noch die Hand nach seinem Strauß aus.

„Der gnädige Herr und die gnädige Frau," fuhr sie zu sprechen fort, — „hu, das war ein Respekt von meiner Seite — eine Hochachtung — so dumm wie man ist. — Aber ich weiß nicht, Herr Lehrer, Sie mit Ihrem unverdorbenen Kindergesicht, am End' wissen Sie gar nicht, daß die Welt nicht nur voll junger, daß sie auch voll alter Männer ist, und zwar in den allerbesten Familien, denen nichts wichtiger ist, als jungen Mädchen nachzustellen, besonders wenn sie hübsch sind. Und ich glaube, ich war sehr hübsch mit sechzehn Jahren."

„Das will ich Ihne gern glaube," nickte er. Gewiß, er war bei der Sache, in seinen Augen lag sogar ein ganz dringliches: Weiter! Weiter!

Sie dämpfte ihre Stimme: „Denken Sie, jener gnädige Herr — jeder zog den Hut vor ihm auf der Gasse — o, der war vornehm und streng —, eines Tages schlug er seinen Jungen halbtot, weil der ihn angelogen hatte, und er" — sie lachte grell auf, sie schüttelte sich vor Lachen — „er log seine Frau von morgens bis abends an, und mir — lief er nach — mir —"

„Aber Fräulein, ich will doch hoffe," unterbrach er sie, „meine Mutter sagt, ein tugendhaftes Mädle muß jeder Versuchung widerstehe könne —"

Das junge Geschöpf blieb dicht vor ihm stehen: „Kennen Sie die Versuchung?"

Sein Blick suchte das Weite.

„Nein, Sie wissen nichts von Thränen," fuhr sie zu sprechen fort, „von schlechter Behandlung, von Schmach und Elend, Not, Hunger —"

Er sah sie ganz erschrocken an, und die Gutmütigkeit, die doch eigentlich der Grundzug seines Wesens war, kam jetzt voll zum Durchbruch:

„Hunger?" stotterte er; „ach Gott, Fräulein, ich hab' da so viel Eßbares für meine Braut, ich will Ihne gern davon — so viel Sie wolle, so viel Sie wolle —"

Sie lächelte sichtbar überrascht.

„Ich danke, jetzt leide ich keinen Hunger mehr."

Er sah aufgeregt nach der Uhr — und wo war der Strauß? Sie hatte ihn weggelegt auf die Bank, die Rosen nach unten. Wie rücksichtslos!

Er stürzte mit seinen Blumen in den Wartesaal und begann sich mit seinem Gepäck zu beladen. Auf dem Perron erschien ein Bahnbediensteter, und ein Bäuerlein stand am Billetschalter.

‚Die Person hat mich ganz konfus gemacht,‘ dachte der junge Lehrer, beeilte sich, zu seinem Billet zu kommen, und begann dann von neuem, sich mit seinem Gepäck zu beladen.

Da stand sie schon wieder mit ihrem fatalen Lächeln:

Digitized by Google

„Sie haben ja noch eine Viertelstunde Zeit — aber wenn's Ihnen Freude macht —“

Schnell steckte sie ihm noch Schirm und Stock zu den zwei Schachteln unter den Arm; in jeder Hand hielt er eine Reisetasche.

„Jetzt wohin mit dem Strauß?“ fragte sie. „Und bleiben Sie dann eine ganze Viertelstunde so stehen? Hübsch!“ lachte sie auf.

Da lag alles wieder auf der Bank, sogar der Strauß; der junge Mann zog den verschobenen Rock zurecht und trat erhobenen Hauptes ins Gärtchen. Er wollte ihr's zeigen, er hatte kein Eisenbahnfieber, er brauchte sich nicht auslachen zu lassen ...

Das Mädchen tänzelte neben ihm her; es prickelte ihr in allen Gliedern vor Vergnügen, sie hoffte, ihre Absicht zu erreichen. — Jawohl, er sollte mit seinen sieben Sachen an der Bahn sitzen bleiben, während sie abdampfte — stundenlang sollte er sitzen und auf den späten Zug warten müssen und Zeit genug haben, des losen Vogels zu gedenken, über den er sich so erhaben gedünkt.

„Meine Braut geht jetzt gewiß schon an die Bahn,“ meinte er, mit erzwungener Gleichgültigkeit nach der Uhr sehend, „sie wohnt nur zwei Statione von hier; sie ist nämlich ein bißle unpünktlich, aber das muß sie ablege in der Eh'.“

„Legen Sie auch Ihre Fehler ab?“ fragte das junge Mädchen. „Da wären Sie nicht gescheit,“ gab sie sich selbst zur Antwort, „was schaden euch Männern eure Fehler? Nur wir gehen an ihnen zu Grunde —“

„Doch gewiß nicht ohne eigne Schuld!“ meinte er.

Sie stieß mit dem Fuß nach ein paar Blüten am Boden:

„Können diese dafür, daß sie der Sturm in den Staub geweht? — sie waren nur schwach, sie hielten nicht stand — aber man setzt ihnen kein schlechtes Leumundszeugnis aus —“

„Habe Sie vielleicht ein gutes verdient?“ fragte er, die Uhr in der Hand.

Sie hielt ihn am Arm fest:

„Und die, die mich ins Unglück gebracht? — in schönen Stuben sitzen sie und essen und trinken, was ihnen schmeckt — nicht ein Haar wird ihnen gekrümmt, nicht ein Hut fliegt weniger vom Kopf, wenn sie daherkommen — und sind doch alle Nichtswürdige und Betrüger — alle —“

„Jetzt höre Sie auf,“ fiel ihr der junge Mann mit einer Energie in die Rede, die sie nicht bei ihm vermutet hätte, „wenn Sie ein paar schlechte Kerle getroffe habe, das ist noch nicht unser ganzes Geschlecht; mein Vater ist ein braver, ehrenwerter Mann, unsre Nachbarn sind's und ich — jawohl! Und ich kann's Ihne nicht erlaube — so eine Beschimpfung — es giebt auch Diebe und Mörder, und Sie werde nicht behaupte wolle, daß wir's alle sind, und nehme Sie einmal ein Buch zur Hand — zum Beispiel von Otto Frenz: Männer aus eigner Kraft, Vorbilder von Hochsinn und Thatkraft, oder: Wohlthäter der Menschheit, hochsinnige Bekenner der Duldung, Barmherzigkeit und Menschenliebe — da werde Sie sehe, was es für Männer giebt —“

Digitized by Google

Wie ihm auf einmal die Zunge gelöst war, und dieser ehrlich entrüstete Blick — das hatte sie nicht bezweckt, das führte ja weit vom Ziel.

„Ich spreche von den Städtern," suchte sie einzulenken, „möglich, daß es auf dem Lande anders ist — ich war nie auf dem Land. Aber wenn man so viel durchgemacht — und immer das Gleiche hat erleben müssen. — Wissen Sie, was das heißt, von Haus zu Haus gehen und um eine Stelle betteln? Und eines Tages kein Unterkommen, kein Brot. Ich hätte ja — o ich hätte ein Unterkommen finden können, aber ich bin keine schlechte Person — verstehen Sie das? Ich bin nicht schlecht."

Er wußte nicht recht — ihre Art, ihr Blick, er wollte gehen und stand doch wie angewurzelt.

Ihr Atem streifte fast sein Ohr:

„Vor die Stadt bin ich gelaufen, ohne zu wissen wohin, was thun — lebenssatt, müde, gehetzt. ‚Du gehst einmal zum Fluß', hab' ich mir gesagt, ‚und hast du Mut, dann nur schnell hinein —'"

„Sie wollte — Sie habe —" entsetzte er sich.

Sie schüttelte den Kopf: „Es waren Leute da, eine große Menschenmenge — eine Luftschifferin war aufgestiegen; soeben sprang sie von dem Fallschirm, der sie hoch in den Lüften trug, in einen zweiten, und der öffnete sich nicht — ein Schrei — markerschütternd, aus aller Mund ein Schrei — und sie stürzte, stürzte mit rasender Schnelligkeit von oben herab gerade vor mich hin. Ich nahm sie in meine Arme, ihr Haupt lag in meinem Schoß — es war nichts mehr zu machen — sie war eine leblose Masse — der Ballon, in dem sie aufgestiegen war, kam unten an, und ein Mann stürzte heulend zu Füßen der Frau hin. Sie war sein Weib, und er schrie und jammerte — alles habe er verloren mit ihr — nicht nur die Frau, sondern auch sein Brot. Und da durchfuhr mich's wie der Blitz — ich wußte plötzlich — ich bin ihre Nachfolgerin geworden."

„Sie sind?" fragte er atemlos.

„Luftschifferin."

„Das ist ja eine unverzeihliche Vermessenheit!"

Sie zuckte die Achseln: „Ich kann jeden Tag wie meine Vorgängerin zu Grunde gehen, aber auch Glück haben — dann bin ich in zehn, zwölf Jahren im Besitz eines kleinen Vermögens. Morgen steige ich in Straßburg auf. Kommen Sie mit?"

„Ich?" entsetzte er sich, „ja, was glaube Sie denn von meine Grundsätz?" Er griff hastig nach der Uhr, sie legte ebenso schnell die Hand darauf.

„Sie müssen noch meinen Fallschirm ansehen — nur einen Augenblick —"

Sie nahm den kleinen Packen von der Bank, wo sie ihn hingelegt hatte, und breitete ihn aus.

„In dies Ding springe ich vom Luftballon aus — zweitausend Fuß über der Erde — eins — zwei — drei — und ich sause hinab — zuerst mit rasender

Schnelligkeit, bis sich der Schirm entfaltet, dann tragen mich die Lüfte — ein wonniges Sinken —“

Wie entrückt starrte er sie an — sie hatte den Fallschirm sinken lassen, und doch stand sie da mit erhobenen Händen, als schwebe sie wirklich über der Erde.

„Die Menschen da unten zittern für mich,“ sprach sie, mit einem seltsam abwesenden Lächeln ins Leere schauend, „sie zittern, und ich lache — nie war ich unter ihnen so froh, wie ich's da oben bin — den Lüften preisgegeben. — Aber sie können auch grausam sein — o ja! —“

Er zuckte mit der Hand nach der Uhr, sie sprach weiter:

„Nicht die Wiese, von der ich aufgestiegen bin, der Wald liegt unter mir, und ihm treibe ich zu, machtlos — ich kann nichts thun — ich kann gar nichts thun. — Ich weiß, jetzt kommt's, jetzt schleudert's mich an den Gipfel einer Tanne hin, ich bleibe mit den Stricken hängen, vom Winde hin und her geweht — und was ich in den Lüften nicht gekannt, hier erfaßt es mich — ein Gefühl elenden Schwindels, daß ich um Hilfe schreie wie ein Kind. — Gottlob, ein neuer Windstoß, und ich bin frei, ich hänge nicht mehr fest — es fragt sich nur, wo treibt es mich hin — über Wald und Wiesen weg, über Häuser und Kirchtürme. — Was glänzt und rauscht da unter mir — ein neuer Schrecken, eine neue Gefahr — ein rauschender Fluß ist's — ich kenn' seine Nähe. — Da hinunter, und ich bin verloren — ich werde verschlungen — ich schwebe über meinem Grab. — Die Sinne entschwinden mir, ich kann nicht mehr denken — ich ergebe mich in mein Schicksal und schließe die Augen — da mit eins alles still, der Fluß liegt hinter mir, und unter mir — Gott sei ewig Lob und Dank — fester Boden, freies Feld. — Jetzt aber, nur langsam fallen, nur um Gottes willen nicht vom Sturm niedergepeitscht werden und mit seitwärts gelegtem Fallschirm aufstoßen — das kann mich 's Leben kosten oder zum Krüppel machen —“

Der junge Mann kaute im höchsten Grade erregt an seinen Nägeln; er war ganz bleich geworden.

„Hab' ich dich?“ frohlockte sie im Innern und fuhr mit völlig veränderter Stimme ganz sanft und einschmeichelnd fort:

„Keine Gefahr mehr — der Wind hat sich gelegt — die Luft ist still, ich schwebe wie ein Traum über den Menschen, die da unten stehen und auf mich warten, die mich anstaunen und in die Hände klatschen. Jawohl, klatscht ihr nur, wer wagt denn, was ich wage — wer hat von euch allen den Mut, sich den Lüften preiszugeben? — Keine Verachtung mehr — o nein, Bewunderung aus aller Augen und Blumen — wo ich hinsehe — Sträuße, Sträuße — Rosen in allen Händen —“

Jawohl, da stand er, ganz wie sie's in ihrem Innern beschlossen, und hielt ihr den Strauß für seine Braut hin.

„Ich möcht' Ihne auch was schenke — Sie thun mir so leid — ich möcht' Sie um eins bitte — steige Sie um Gotteswille nicht mehr auf, denn das ist Gott versucht. — Meine Mutter ist eine seelensgute Frau — gehe Sie zu meiner Mutter, Fräulein; wenn ich sie um was bitt', sie thut mir alles zulieb — Sie

Digitized by Google

soll Ihne meine Stub' einräume, und so wahr ich leb', es soll Ihne geholfe werde, Sie solle nicht elend zu Grund gehe."

Das war ja etwas ganz andres, als sie erwartet — kein Verliebter, seiner Sinne Beraubter stand vor ihr, sondern ein guter, hilfsbereiter, sich um sie sorgender Mensch.

Es war jetzt an ihr, in Verwirrung zu geraten, im nächsten Augenblick jedoch packte sie den jungen Mann am Arm:

„Sehen Sie denn nicht, hören Sie denn nicht — Ihr Zug — Ihr Zug ist da —"

Jawohl, die Station war erwacht: draußen auf dem Perron schrieen die Bahnbediensteten ein paar Bäuerlein an, und der Stationschef stand würdevoll unter der Thüre seines Bureaus.

Der Bummelzug war geduldig. Der Lehrer mitsamt seinen sieben Sachen, die ihm die junge Person tragen half, kam noch glücklich hinein.

„Und hier ist auch der Strauß für die Braut."

Die Luftschifferin warf ihm die Rosen ins Coupé.

„Und Sie?" fragte er, mit unbeschreiblicher Kümmernis auf sie niedersehend, „wollen Sie daran denke, was ich Ihne gesagt hab'?"

„Ich werde es nie vergessen!" rief sie ihm nach.



Rückblick auf mein Leben.

Vom

Wirklichen Geheimen Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner.**

III.

Im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten.

Das Frühjahr rief mich nach Berlin zurück, um zunächst in der zweiten Abteilung die mir zugedachte Ratsstelle zu übernehmen. Gleichzeitig sollte ich auch in der politischen Abteilung beschäftigt werden. Unser neuer Chef, der General v. Kanitz empfing mich äußerst freundlich. Wenn mir auch neben meinen Arbeiten in der zweiten Abteilung zugleich das Lesen der Depeschen aus der ersten Abteilung gestattet wurde, so wurden mir aber doch in der letzteren zunächst noch keine selbständigen Arbeiten übertragen.

Es war ein seltsames Zusammentreffen, daß an demselben Tage, an welchem ich den in Konferenz versammelten Räten von dem Minister als neues Mitglied vorgestellt wurde, Baron Kanitz den Versammelten offiziell mitteilte, daß der bisherige erste vortragende Rat der politischen Abteilung, Freiherr v. Schleinitz,

Digitized by Google

zum Gesandten bei der Pforte ernannt sei, vorläufig aber noch einige Zeit in Berlin bleiben werde, um an den Geschäften des Ministeriums noch Anteil zu nehmen. Einige Jahre später sollte ich in intime Berührung mit Schleinitz kommen, und als das „Preußische Wochenblatt" 1852 gegründet wurde, und ich dem um dasselbe gruppierten kleinen Kreis meist sehr ausgezeichneter Männer beitrat, entspann sich zwischen Schleinitz und mir ein sehr lebhafter Briefwechsel, aus dem sich bald ein nahes Vertrauensverhältnis entwickelte, das für meine dienstlichen Schicksale von großem Einfluß war.[1])

Meine Arbeiten in der zweiten Abteilung gewährten mir hinlängliche Beschäftigung, aber wenig Befriedigung, denn das lebendige politische Interesse, welches sich von meiner Knabenzeit an in mir geregt hatte, zog mich eben vorzugsweise zu dem, was die politische Abteilung darbot. In derselben waren damals vier Räte beschäftigt, nämlich Baron Schleinitz, der bereits zum Gesandten ernannt war, und dessen sich der Minister Kanitz vorzugsweise für diejenigen Arbeiten bediente, welche er nicht selbst machte, Graf Bülow, Graf Albert Pourtalès und ich. Meine Thätigkeit, sowie diejenige der beiden Vorgenannten beschränkte sich in der That darauf, die neu eingegangenen und die zur Absendung bestimmten Depeschen zu lesen und unsre Gedanken darüber auszutauschen. Meine drei genannten Kollegen waren sämtlich Männer von Talent, von Gewandtheit und von angenehmen Formen.

Der Freiherr v. Schleinitz, welcher später zu drei verschiedenen Epochen dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten vorstand, war ein vollendeter Weltmann, sprach und schrieb vortrefflich französisch, hatte in London zur Zeit des Quadruple-Alliancevertrages als Geschäftsträger mit Erfolg fungiert und verstand, was die wenigsten Weltleute verstehen, wenn es nötig war, auch energisch zu arbeiten. Ohne starke Leidenschaften, ein kühler Kopf, der Welt und der Menschen kundig, hatte er in der Regel ein zutreffendes Urteil. Sein Rat war gewöhnlich gut, die That war nicht seine Sache. Konservativ und der Dynastie aufs treueste ergeben, wußte er sich gleichwohl freizuhalten von allen Uebertreibungen der damaligen Konservativen, die aus der Kreuzzeitung ihre leitenden Ideen zu schöpfen gewohnt waren. Distinguiert auch in seiner äußeren Erscheinung und einst in Göttingen unter der damals so zahlreichen Studentenschaft außer einem Kurländer als der schönste Student berühmt, war er bei Hofe und vor allem im Palais des präsumtiven Thronfolgers, des Prinzen von Preußen, gern gesehen. Schleinitz war 1807 geboren und also gleichalterig mit mir. Er war damals unverheiratet und blieb es bis zum Alter von beinahe sechzig Jahren. Freiherr v. Schleinitz war ohne Privatvermögen, da er aber ohne luxuriöse Bedürfnisse und einfach in seinen Gewohnheiten war, reichte sein Gehalt vollkommen für ihn aus.

Graf Albert Pourtalès war einer der liebenswürdigsten Menschen, denen

[1]) Das oben im Texte geschilderte Verhältnis dauerte bis zum Tode des Ministers Grafen Schleinitz im Februar des Jahres 1885.

Digitized by Google

ich auf meiner langen Lebensbahn begegnet bin. Von höchst angenehmem Aeußern, von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, von jener Grazie des Geistes, die auch den übersprudelndsten Lebensmut in den Grenzen des Gewinnenden zu halten weiß, vereinigte er in seinem Wesen deutsche mit französischer Bildung, deutschen Ernst mit französischer Anmut. Seine meistens sehr geistreich geschriebenen Briefe entwarf er der Regel nach in französischer Sprache, aber mitten im Flusse der französischen Rede warf er ein deutsches Wort ein, wenn dieses seinen Gedanken charakteristischer ausdrückte, als die französische Sprache es im stande war. Die strenge Arbeit war nicht seine Sache, dagegen war er äußerst anregend im Umgange und reich an Gedanken. Zum leitenden Staatsmann war er unbrauchbar, weil seine Lebhaftigkeit ihn gerade da am meisten mit fortriß, wo es ruhiger und kaltblütiger Erwägung bedurfte. Albert Pourtalès war verheiratet mit der ältesten Tochter des Geheimen Rates v. Bethmann-Hollweg, auf dessen Person und Wirksamkeit ich später ausführlich zurückkommen muß. Albert Pourtalès war reich; sein Vater besaß bedeutende Besitzungen in der Schweiz, welche einst auf ihn und seinen Bruder Wilhelm fallen sollten. Auch seine Frau hatte ihm Vermögen zugebracht. Albert Pourtalès zählte einige Jahre weniger als der Freiherr v. Schleinitz und ich.

Graf Bülow, der vierte in diesem Kreise, unterschied sich mittels seines Bildungsganges von jenen beiden. Graf Bülow hatte niemals früher der auswärtigen Carriere angehört. Seine amtliche Laufbahn hatte er bei der Regierung verfolgt. Nur einmal, unmittelbar bevor er in das Ministerium berufen ward, wurde er mit einer Unterhandlung beauftragt; er sollte nämlich wegen des Sundzolles mit der dänischen Regierung verhandeln und wurde zu diesem Behufe nach Kopenhagen geschickt. Obgleich dabei keine Resultate erlangt wurden, war man doch mit der Art zufrieden, wie er sich bei dieser Gelegenheit benommen hatte, und man zog ihn infolgedessen in die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes. Graf Bülow war ungefähr im gleichen Alter mit dem Freiherrn v. Schleinitz und mir. Ohne jede ideale Richtung, war er dagegen ein gewandter Welt- und Geschäftsmann, welcher, wenn es darauf ankam, auch zu arbeiten verstand. Er war verheiratet mit der Tochter des wegen seiner schriftstellerischen Thätigkeit oft genannten Großgrundbesitzers Bülow-Kummerow, dessen Vermögensverhältnisse sich schwer übersehen ließen, weil er sich in weitreichende Spekulationen eingelassen hatte. Die Ehe galt für keine besonders glückliche.

Aus diesen Persönlichkeiten bestand die Gesellschaft, welche sich täglich gegen zwölf Uhr auf dem Depeschenbureau des Auswärtigen Amtes versammelte und dort, nachdem die eingegangenen Depeschen und die zum Abgange bereiten Erlasse gelesen waren, sich über dieselben in einer meist nicht sehr milden Kritik erging. Die Zeitereignisse waren wichtig genug. In der Schweiz ging der Radikalismus Hand in Hand mit dem gemäßigten Liberalismus und trotz aller Abmahnungen der kontinentalen Großmächte immer entschiedener gegen die konservativ-katholischen Kantone und damit gegen die Bundesverfassung selbst vor. Andrerseits war und blieb die „entente cordiale“ der Westmächte, nament-

Digitized by Google

lich infolge der französischen Politik, in Sachen der spanischen Heiraten gestört, und die gegenseitige Gereiztheit der Kabinette von London und Paris steigerte sich mehr und mehr. Allenthalben aber auf dem Kontinente machte sich die liberale Meinung in oft lärmender Weise geltend, und instinktiv bemächtigte sich das Gefühl der Gemüter, daß die bisherige Ordnung der Dinge auf dem Kontinente nicht länger mehr haltbar sei, daß man sich vielmehr am Vorabend einer schweren europäischen Katastrophe befinde. Selbst in Berlin entschloß man sich einen bisher ängstlich vermiedenen Schritt in der Richtung zu thun, auf welche schon die königliche Verordnung vom 22. Mai 1815 hingewiesen, einen Schritt, den man aber dreißig Jahre lang sorgfältig vermieden hatte, in Berlin entschloß man sich zum Frühjahr 1847 den „vereinigten Landtag" einzuberufen.

Wenige Tage vor dem Zusammentritt des „vereinigten Landtages" war ich von Paris aus in Berlin wieder eingetroffen. Während des Sommers konzentrierte sich das politische Interesse vollständig auf die Verhandlungen dieses vereinigten Landtages und deren Folgen. Bald aber traten die Ereignisse, welche sich in der Schweiz vorbereitet hatten, in den Vordergrund. Der Sieg der radikalliberalen Partei über die katholischen Kantone und die darauffolgende Umwälzung, sowie das damit verbundene schwere Fiasko der Politik der vier großen Kontinentalmächte machte auf die öffentliche Meinung Europas einen sehr tiefen Eindruck. Namentlich in Berlin fühlte man die Notwendigkeit, die öffentliche Meinung durch liberale Vorschläge am Bunde zu gewinnen. Man proponierte dort ein Bundespreßgesetz. Als dann die Unruhe der Geister in Deutschland trotzdem fortwährend stieg, entschloß man sich, eine Reihe wichtiger Propositionen für die Bundesversammlung vorzubereiten und sich zunächst über dieselben mit Oesterreich zu verständigen. General v. Radowitz, hochstehend im Vertrauen des Königs und persona gratissima in Wien, wurde mit diesen Verhandlungen betraut. Gleichzeitig aber fühlte man die Notwendigkeit auch in der Schweizer Sache um so mehr eine feste Haltung anzunehmen, als das Fürstentum Neuenburg in unnatürlicher Verbindung zugleich Kanton der Schweiz und als hohenzollernscher Besitz in Personalunion mit Preußen sich befand. Im Anfang des Jahres 1848 begab sich der General v. Radowitz nach Paris, um sich dort mit Guizot in der Schweizer Frage zu verständigen und kehrte von da nach Berlin zurück voll von lauter Bewunderung über den Mut, die Energie und die Einsicht des damals leitenden Staatsmannes Frankreichs. Die Dynastie der Orleans und ihre Herrschaft, erklärte er laut, sei auf lange Zeit hinaus konsolidiert. Er hatte sich als schlechter Prophet erwiesen. Wenige Wochen darauf brach unter den Schlägen der Pariser Februarrevolution die Dynastie der Orleans ruhmlos zusammen, und es ward zum Entsetzen der europäischen Mächte dort die Republik erklärt, welcher sich auch sofort die ganze Nation unterwarf.

In Paris war während dieser Zeit Heinrich Arnim preußischer Gesandter geblieben und hatte mit ungünstigen Augen dem Verlauf der Spezialmission des Generals v. Radowitz zugesehen. Jetzt kam er, nachdem die ersten wilden Wasser sich in Paris beruhigt hatten, nach Berlin, um sich mit den tonangebenden

Persönlichkeiten über die neueste Gestaltung der Dinge in Frankreich persönlich zu besprechen. In der ersten Hälfte des März traf er zu diesem Zweck in Berlin ein, aber schon am 18. desselben Monats brach auch hier die Revolution aus, infolge deren das bisherige Ministerium zurücktrat und ein neues sich unter dem Grafen Arnim-Boitzenburg bildete, dem Heinrich Arnim als Minister des Auswärtigen angehörte. Die übrigen Minister waren vorzugsweise der liberalen Opposition entnommen, welche auf dem „vereinigten Landtage" teilweise mit großem Talente für die zeitgemäße Erfüllung der Versprechungen vom Jahre 1815 eingetreten waren.

Unserm neuen Chef war ich von Paris her bekannt, und als er sofort damit anfing eine neue Organisation des Ministeriums vorzunehmen, und zu diesem Behufe dasselbe in vier Abteilungen anstatt der bisherigen beiden einteilte, wurde ich der ersten oder streng politischen Abteilung überwiesen, während der Freiherr v. Schleinitz unter Abänderung seiner früheren Bestimmung, welche, wie schon erwähnt, nach Konstantinopel gelautet hatte, als Gesandter nach Hannover kam, und Albert Pourtalès vorzugsweise für Spezialmissionen gebraucht wurde. Den Grafen Bülow erwählte sich der neue Minister zu seiner hauptsächlichsten geschäftlichen Stütze und beförderte ihn zum Unterstaatssekretär. Zugleich erschien jetzt in der politischen Abteilung eine Persönlichkeit, welche an Raschheit in der Arbeit und an Virtuosität in der Kunst, sich jedem Standpunkt anzueignen und dabei jeden mit Geschick und Talent zu vertreten, alle andern weit übertraf. Diese neue Persönlichkeit war der Dr. Abeken, der bis dahin Gesandtschaftsprediger in Rom bei Bunsen gewesen war. Bei genauer Kenntnis der alten Sprachen und dem Umstande, daß er auch französisch, englisch und italienisch sprach und schrieb, gelang es diesem ebenso elastischen als talentvollen Manne, länger als fünfundzwanzig Jahre hindurch sich in der politischen Abteilung unter den verschiedensten Chefs mit teilweise ganz entgegengesetzten Richtungen zu halten und sich zum Hauptredakteur der politischen Arbeiten zu machen.

Die inneren Fragen gewannen jetzt aber eine fast ebenso große Wichtigkeit, wie die auswärtigen, und bei dem regen Interesse, welches ich auch in betreff dieser ersteren nahm, übertrug mir der Minister die Aufgabe, als Vertreter des Auswärtigen Amtes an der Kommission teilzunehmen, welche, aus vortragenden Räten der verschiedenen Ministerien bestehend, mit der Prüfung des der künftigen Nationalversammlung vorzulegenden Verfassungsentwurfes betraut wurde. Große Bewegung riefen gleichzeitig jetzt auch die Wahlen hervor, welche für die Nationalversammlung wie für das Frankfurter Parlament ausgeschrieben wurden. Ich selbst wurde infolge einer mit Beifall aufgenommenen Rede in meinem Stadtbezirke zum Wahlmann für Frankfurt gewählt und in dem Wahlmännerkollegium, welchem ich angehörte, sogar zum Kandidaten für die Paulskirche vorgeschlagen. Glücklicherweise fiel die Wahl schließlich auf einen andern.

Auch die Tagespresse hatte der neue Minister meiner Beobachtung und Förderung anempfohlen. Da der Hofbuchdrucker Decker infolge der allgemeinen Stockung der Geschäfte sich entschloß, eine neue Zeitung zu gründen, um seinen

itized by Googl

Arbeitern Beschäftigung zu verschaffen, so wandte er sich an mich und einige meiner Freunde mit der Bitte, die Herstellung der Leitartikel zu übernehmen. Wir gingen darauf ein und es bildete sich zu diesem Behufe ein Komitee, welches außer mir aus meinen Freunden, dem Professor Hellwing, sowie den Geheimen Räten Viebahn und Mac Lean bestand. Als Redakteur schlug ich den mir persönlich bekannten Dr. Kruse vor, der auch in der That eintrat, aber während meiner bald darauf eintretenden mehrwöchentlichen Abwesenheit sich mit dem Komitee überwarf und die Redaktion der Zeitung niederlegte.

Während in den Monaten März bis August und in den letzteren hinein die politischen Wogen im Innern wie im Aeußern hoch gingen, und ich inmitten dieser Bewegung nach allen Seiten hin thätig war, litt durch das Uebermaß von Anstrengungen und Aufregungen mein Nervensystem gewaltig, so daß zuletzt der Arzt kategorisch forderte, ich müsse auf drei bis vier Wochen in andre Luft und in andre Verhältnisse. Am 19. August wurde unser ältestes Kind, meine Tochter geboren. Sobald die Kleine, welche den Namen Klara[1]) erhalten hatte, etwas gediehen war, und meine Frau sich wieder gekräftigt fühlte, mußte ich endlich auf das wiederholte Drängen des Arztes meine Erholungsreise antreten. Diese ging zunächst nach Franken, wohin ich meine Mutter zurückbegleitete, welche, nachdem sie seit einem Jahre bei uns in Berlin gewohnt hatte, jetzt durchaus darauf bestand, den Herbst und Winter in Ansbach zuzubringen. Kaum in dieser Stadt angekommen, erhielten wir die Nachricht von dem Frankfurter Aufstande (Mitte September), und ich entschloß mich, sofort nach Frankfurt zu gehen und die dortige Gestaltung der Verhältnisse in nächster Nähe ins Auge zu fassen.

In Frankfurt war eine Krisis eingetreten. Die Partei der extremen Linken hatte — ob mit oder ohne Einverständnis der in der Paulskirche sitzenden Führer mag dahingestellt bleiben — den Versuch gemacht, am 18. September die deutsche Nationalversammlung zu sprengen und, wie es schien, die deutsche Republik zu proklamieren. Es mußten aus Mainz österreichische, preußische und großherzoglich hessische Truppen herbeigeholt werden, um den Aufstand niederzuschlagen und die Versammlung zu schützen. Der General v. Auerswald und der Fürst Lichnowsky, beide Mitglieder der Rechten, wurden bekanntlich, als sie den erwarteten Truppen entgegenritten, von den wilden Banden der Umgegend ermordet. Es trat nun, durch alle diese Bewegungen hervorgerufen, auf einige Zeit ein Kriegszustand ein, unter dessen Schutze die Versammlung sich der Ausarbeitung ihres Verfassungswerkes mit Sicherheit hingeben konnte.

Ich fand in Frankfurt viele Berliner Bekannte vor und auf der preußischen Gesandtschaft, an deren Spitze der ältere Kamphausen sich befand, in zuvorkommendster Weise Aufnahme. Nur sprachen sich die Mitglieder der Gesandtschaft auch gegen mich in offenen Klagen über Berlin und das Auswärtige Amt aus. Namentlich der jüngere Kamphausen, der seinem Bruder attachiert und in einer späteren Zeit, unter Bismarck in den Jahren 1869—1878, preußischer Finanz-

[1]) Sie heiratete später einen Herr v. Düring.

Digitized by Google

minister war, faßte den Kern dieser Beschwerden in die Worte zusammen: Man läßt uns von Berlin aus ohne Direktion, wir bekommen nicht den dort leitenden Gedanken, wir müssen also uns selbst helfen und machen daher hier Politik nach unsrer eignen Ansicht und auf unsre eigne Verantwortung.“ Ich blieb nur wenige Tage in Frankfurt, aber diese kurze Zeit reicht schon hin, mir ein Bild von der inneren Zerrissenheit der Versammlung und einen Einblick in die völlige Ohnmacht derselben nach außen hin zu gewähren. Dies war für mich um so weniger schwierig, als Abgeordnete wie Droysen und andre, die sehr einflußreich und hinter den Kulissen sehr thätig waren, zu meinen näheren Bekannten gehörten. Auch wurde es mir sehr leicht, meine Bekanntschaften zu erweitern, da jeder geneigt war, die Bekanntschaft eines Rates aus der politischen Abteilung des preußischen Auswärtigen Ministeriums zu machen und durch denselben möglichst Aufschlüsse über die in den Berliner leitenden Kreisen herrschende Stimmung zu erhalten. Unter diesen für mich sehr lehrreichen Umständen würde ich wahrscheinlich meinen Aufenthalt in Frankfurt noch etwas verlängert haben, wäre nicht daselbst von Berlin aus die Nachricht von dem Eintritt eines neuen Ministeriums eingetroffen. Zu diesem wesentlich aus Geschäftsmännern bestehenden Ministerium gehörte auch Graf Dönhoff, welcher während meiner Amtsführung an der preußischen Bundestagsgesandtschaft, deren Chef gewesen war. Ich hielt es für Anstandssache und Pflicht, nunmehr unverweilt nach Berlin zurückzukehren.

Der Zufall wollte, daß ich auf der Eisenbahn mit dem älteren Kamphausen, dem Gesandten, zusammentraf, welcher sich ebenfalls nach Berlin zu begeben im Begriff war, um sich mit den Mitgliedern des neuen Ministeriums zu besprechen. Der ältere Kamphausen hat stets eine starke doktrinäre Färbung an sich getragen, aber er hat sich unter allen Wechselfällen seines langen Lebens als ein edler Charakter, sowie als ein denkender und feinsinniger Politiker und als ein treuer und ergebener Anhänger der preußischen Dynastie bewährt. Die Zeit der Reise verfloß uns rasch bei Besprechung der politischen Lage und der außerordentlichen Schwierigkeiten, welche sie darbot. Endlich langten wir in Magdeburg an, wo wir eine Stunde anhielten. Hier fanden wir auf dem Perron viel Leben und große Aufregung. In Wien, so meldeten die telegraphischen Depeschen, war ein Aufruhr ausgebrochen, der Kriegsminister Latour war ermordet worden, ein Teil der Truppen zu den Rebellen übergegangen und es stand das Aeußerste zu befürchten. Ein rascher Ueberblick über die Zeitungen bestätigte diese Gerüchte. Unter dem Eindruck dieser Schreckensnachrichten langten wir endlich in Berlin an.

Hier fanden wir gleichfalls die Situation sehr trübe. Die neue Verwaltung war ohne die genügende Autorität, ohne feste Stütze beim Hofe und ohne rechten Einfluß bei der Nationalversammlung. Die Zügel des Regimentes schleiften am Boden. Jeder denkende Beobachter mußte den Eindruck erhalten, daß man entscheidenden inneren Krisen entgegengehe, ja daß man bereits vor ihnen stehe. Dem entsprach auch die Haltung des Grafen Dönhoff. Treu ergeben der Dynastie, wie seine ganze Familie, ein nie entschiedener Royalist, ein Mann voll Pflichtgefühl und Amtstreue, nahm er gleichwohl zu den laufenden Geschäften eine

mehr passive Stellung ein. Er ließ geschehen und wartete ab. Eine solche Verwicklung der Dinge, wie sie damals vorlag, ging über das Maß seiner Kräfte hinaus und war überwältigend für ihn; er stand ihr ratlos gegenüber da.

Inzwischen kam in dem König Friedrich Wilhelm IV. immer mächtiger die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß etwas Entscheidendes geschehen müsse, um Krone und Land aus dem Sumpfe dieser Verhältnisse emporzurichten. Der König dachte an ein Ministerium der That und entschloß sich endlich, den kommandierenden General des Schlesischen Armeecorps, den Grafen Brandenburg, an die Spitze zu stellen. Dieser Schritt war entscheidend, und es ist daher wohl gerechtfertigt, wenn ich hier die geheime Geschichte der Entstehung des Ministeriums Brandenburg nach der zweifellos wahrheitsgetreuen Erzählung wiedergebe, wie ich sie aus dem Munde des Präsidenten Ludwig v. Gerlach, des Bruders des damals im höchsten Vertrauen des Königs stehenden Generaladjutanten, Leopold v. Gerlach, kurz vor seinem Tode gehört habe. Der Präsident v. Gerlach kannte diese damaligen Vorgänge um so genauer, als er selbst dabei in Gemeinschaft mit seinem Bruder, dem Generaladjutanten, wesentlich mitgewirkt hat.[1])

Die beiden Brüder Gerlach waren gleichmäßig von der Ueberzeugung durchdrungen, daß jetzt und ohne Aufschub eine rettende That geschehen müsse. Der König teilte diese Ansicht, und es kam darauf an, ihm den Mann zu nennen, der geeignet wäre, an die Spitze des für diese Unternehmung zu bildenden Ministeriums zu treten. „Mein Bruder und ich," so erzählte der Präsident v. Gerlach, „waren mit dem König darüber einig, daß es ein General sein müsse, aber welcher General? Wir beiden Brüder setzten uns hin und nahmen die Rangliste zur Hand. Wir konsultierten sie wiederholt mit großer Sorgfalt, aber auch nach mehrmaligem Studium fanden wir nur eine geeignete Persönlichkeit, den Grafen Brandenburg in Breslau. Im Auftrage des Königs begab sich nun mein Bruder nach Schlesien, um dem Grafen Brandenburg die entsprechende Eröffnung zu machen. Graf Brandenburg lehnte auf das Bestimmteste ab. „Ich bin Soldat," sagte er, „mein Kopf steht jeden Augenblick meinem Könige zu Diensten, aber die Politik ist nicht meine Sache. Ich habe ihr stets ferngestanden, und ich würde, träte ich in die mir zugedachte Stellung ein, statt die erwarteten Dienste zu leisten, Fehler auf Fehler begehen und der Krone und dem Lande nur Schaden bereiten." Mit diesem Bescheide kehrte der General v. Gerlach nach Berlin zurück. Nochmals wurden die verschiedenen Persönlichkeiten, an die man denken konnte, in Erörterung gezogen, aber auch jetzt wieder blieb man bei der Ueberzeugung stehen, daß Graf Brandenburg allein der richtige Mann sei. Der General v. Gerlach mußte deshalb zum zweiten Male nach Breslau. Er sollte dem Grafen Brandenburg nochmals aufs eindringlichste vorstellen, daß er der einzige und gewiesene Mann sei, und daß der König von seinem Patriotismus erwarten müsse, er werde sich der allerdings gefahrvollen und schwierigen,

[1]) In den Denkwürdigkeiten des Generals Leopold v. Gerlach wird diese Angelegenheit Band I, Seite 211 ff. anders dargestellt.

Digitized by Google

aber unvermeidlichen Aufgabe nicht entziehen. Graf Brandenburg hielt anfangs auch jetzt wieder seine früheren Bedenken aufrecht, erklärte sich aber schließlich auf Zureden des Generals v. Gerlach bereit, diesen nach Berlin zu begleiten, um dem König persönlich seine Bedenken und die Gründe seiner Ablehnung darzulegen. Damit war alles gewonnen. Der König entfaltete den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit und überzeugte schließlich Brandenburg, daß es seine Pflicht wäre, anzunehmen. So trat das Ministerium Brandenburg ins Leben und mit ihm erfolgte ein totaler Umschwung in der bisherigen Entwicklung der Dinge.

Graf Brandenburg übernahm die Stellung des Ministerpräsidenten, und unter ihm traten nun der Baron Manteuffel als Minister des Innern, Herr v. Ladenberg als Kultusminister und der General v. Strotha als Kriegsminister ein. Unter diesen Staatsmännern, welche den geplanten Umschwung anbahnen und leiten sollten, befand sich keiner, welcher der Größe dieser Aufgabe gewachsen gewesen wäre. Graf Brandenburg war ein tapferer, edelgesinnter und der Dynastie treu ergebener Soldat, Herr v. Manteuffel ein gewandter Geschäftsmann und Bureaukrat mit etwas junkerlichen Ideen, aber ohne Schwung und Tiefe. Herr v. Ladenberg war das Musterbild eines fleißigen preußischen Bureaukraten, voll Geschäftserfahrung und Geschäftskenntnis, aber ohne jeden tiefen Blick und ohne Einsicht in die Gefahren, welchen die neue Verwaltung entgegenging, und von welchen die ganze innere Lage umgeben war. Der Kriegsminister, General v. Strotha endlich war ein verständiger Soldat, voll Mut und Hingebung, aber kein politischer Kopf. Für die nächste Aufgabe, die Herstellung der äußeren Ordnung waren diese Männer hinreichend, sobald es aber darauf ankam, die staatsrechtlichen Verhältnisse des Landes auf neuen Grundlagen aufzubauen, zeigte sich der Mangel an tieferem Blick und an der nötigen Voraussicht, sowie großes Schwanken und außerordentliche Unsicherheit.

Daß die Nationalversammlung aufgelöst wurde, war ein Schritt der Notwendigkeit. In der neuen Verfassung, welche oktroyiert wurde, blieb aber noch immer ein Maß von Rechten zurück, die mit Erfolg zu handhaben das Land und Volk noch viel zu wenig an politischer Reife und Erfahrung besaß. Da den neuen Kammern die Revision der Verfassung vorbehalten war, so mußten alle Bemühungen dahin gerichtet sein, möglichst viele gemäßigte Elemente in dieselbe zu bringen. Allgemein drängte man sich daher in den Reihen des höheren Beamtentums nach Sitzen in dem künftigen Parlamente. Der Zufall wollte, daß ich in dem Wahlkreise, zu welchem die Stadt Potsdam gehörte, als Kandidat aufgestellt und schließlich in die erste Kammer gewählt wurde.

Diese erste Kammer schloß eine Reihe sehr ausgezeichneter Persönlichkeiten in sich. Es genügt, hier auf Männer wie den älteren Kamphausen, Dahlmann, Kühne, Minister Graf Alvensleben, Stahl und Gerlach hinzuweisen. Im ganzen herrschte in dieser Versammlung ein Geist großer Mäßigung und eine entschiedene Abneigung gegen alle extremen Schritte. Die beiden Parteien, in welche sich die Versammlung spaltete, — die liberale und die konservative — hielten sich

Digitized by Google

namentlich anfangs so ziemlich die Wage. Gegen Ende des Bestehens der Versammlung aber — sie war nur auf ein Jahr gewählt — überwog immer mehr und mehr die konservative ministerielle Partei. Ich meinesteils war einer nicht sehr zahlreichen Mittelpartei beigetreten, welche nach Maßgabe der vorliegenden Gründe sich in jedem einzelnen Falle, sei es nach rechts, sei es nach links, entschied.

Das nächste und das Hauptgeschäft der Kammer war nun die Revision der octroyierten Verfassung, an welche man denn auch sofort ging. Entscheidend für meine bis dahin noch nicht scharf genommene Parteistellung wurde erst das Votum, welches ich über denjenigen Artikel der neuen Verfassung abzugeben hatte, welcher dem Steuerbewilligungsrecht der Landesvertretung galt. Die Regierungsvorlage wollte, daß alle bestehenden Steuern und Abgaben forterhoben werden sollten, bis durch Gesetz Aenderungen darin herbeigeführt würden. Der Fall einer Steuerverweigerung wurde künftighin durch eine solche Bestimmung ausgeschlossen. Die liberale Partei dagegen legte den höchsten Wert darauf, daß der Landesvertretung das volle Steuerbewilligungsrecht eingeräumt würde, und wollte dadurch der Volksvertretung einen für die Dauer entscheidenden Einfluß auf die Leitung des Staates sichern. Ich war anfangs schwankend; ich verhehlte mir nicht die Gefahren, welche es mit sich bringen mußte, wenn bei der politischen Unreife unsrer Nation der Landesvertretung ein Recht eingeräumt würde, welches, genau genommen, dahin ausgebildet werden könnte, den Schwerpunkt der Macht von der Krone auf die Kammern zu übertragen. Andrerseits konnte ich mich nicht darüber täuschen, daß ohne Steuerbewilligungsrecht die Volksvertretung nur eine sehr prekäre Stellung in einem Staate einnehmen würde, in welchem thatsächlich noch immer so überwiegende Machtmittel in den Händen der Krone lägen. Nach langen inneren Kämpfen entschied ich mich dafür, in diesem Falle mit der liberalen Partei zu stimmen. Damit aber war ein bedeutungsvoller Schritt geschehen. Die Konservativen, welche mir bis dahin viel Vertrauen bewiesen hatten, betrachteten mich von jetzt ab als einen Abtrünnigen. Die Liberalen dagegen begrüßten mich mit um so lebhafterer Freude als ihren Genossen, als sie mich von Hause aus, als Sohn meines Vaters, zu den Ihrigen zu zählen sich berechtigt geglaubt hatten. Das ganze Jahr 1849 war in den Kämpfen um die Revision der Verfassung verflossen. Zu Anfang des Jahres kam dieselbe zum Abschluß und die neue Verfassung wurde von König und Kammern beschworen.

Dagegen war inzwischen das Verfassungswerk gescheitert, welches, für ganz Deutschland herzustellen, die Männer der Paulskirche unternommen hatten. Zuletzt hatten sie zwar eine Verfassung angenommen, niemand aber betrachtete dieselbe als lebensfähig und die Versammlung der Paulskirche ging auseinander lediglich in dem Bewußtsein, ein Werk hinterlassen zu haben, welches der Zukunft der Nation in der weiteren Entwicklung einen Zielpunkt vor Augen stellte.

Die Unterhandlungen, welche während des Jahres 1850 zwischen Preußen und Oesterreich über die Ordnung der deutschen Verhältnisse geführt wurden,

brachten bekanntlich beide Staaten an den Rand des Krieges, bis sie mit den Olmützer Punktationen und von seiten Preußens mit der Wiederbeschickung des von Oesterreich und seinen Verbündeten restaurierten Bundestags endigten. Bei dieser Wiederbeschickung, welche im Mai 1851 stattfand, fiel mir eine Rolle zu, die wenig erwünscht, aber von großem Interesse für mich war. Da um jene Zeit, und zwar gleich nach dem Abschluß der Olmützer Konvention, die Regierung mehr und mehr mit der liberalen Partei brach und sich auf die Rechte stützte, so lag es nahe, daß sie die bisherigen Führer der strengen Rechten in einflußreiche Stellungen zog. So wurden die Führer der äußersten Rechten, und zwar Herr v. Kleist-Retzow als Oberpräsident nach der Rheinprovinz geschickt, Herr v. Bismarck-Schönhausen dagegen für die diplomatische Carriere bestimmt.

Die liberale Partei teilte in ihren einsichtigeren Mitgliedern die Ansicht der Regierung, daß unter den augenblicklich vorliegenden Umständen die Wiederherstellung des alten Bundestages dasjenige wäre, was den Interessen Preußens am meisten entspräche. Die Personen aber, welche man zur Wiederbeschickung der Bundesversammlung gebrauchen wollte, müßten, wie man annahm, aus der Rechten gewählt werden. In der That bestimmte man den Gesandten am Petersburger Hofe, General v. Rochow, eine sehr gefügige Persönlichkeit dazu, wenigstens für die erste Zeit die Stelle eines preußischen Bundestagsgesandten zu übernehmen. Mich selbst beschickte der Ministerpräsident v. Manteuffel durch einen Bekannten und ließ mir die Stelle eines Bundesgesandtschaftsrates mit dem Hinzufügen anbieten, man sei bereit, mir die Residentur bei der Stadt Frankfurt und die Vertretung Preußens bei denjenigen nächstliegenden kleinen Höfen zu übertragen, bei denen ich sie mir wünschen würde. Ich lehnte diese Offerte ab, und verstand mich, als Herr v. Manteuffel persönlich mir dasselbe Anerbieten wiederholte, nur dazu, für die Zeit der Geschäftseinleitung den vorläufig neuernannten Gesandten nach Frankfurt zu begleiten. Inzwischen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Herr v. Bismarck, bis dahin Deichhauptmann und Rittergutsbesitzer in der Altmark ebenfalls nach Frankfurt mitgehen und, nachdem er sich dort in die Geschäfte eingearbeitet hätte, zum Bundestagsgesandten ernannt werden sollte. Ich warf in meiner Unterredung mit Herrn v. Manteuffel die Aeußerung hin, wie ich höre, solle ja Herr v. Bismarck auch nach Frankfurt mitgehen, worauf Herr v. Manteuffel mir leichthin die mir ewig unvergeßliche Antwort erteilte: „Allerdings, aber nur als galopin!" (Fortsetzung folgt).



Digitized by Google

Aphorismen.[1]

Von

Albrecht Weber.

Das menschliche Gemüt verlangt nach einer ausgleichenden Gerechtigkeit nach dem Tode.

Das Glück und die Güter des Lebens sind so ungleichmäßig verteilt, das Gute muß so oft im Kampfe unterliegen, daß Herz und Verstand stille stehen bei dem Anblick solcher unfaßlichen Ungerechtigkeiten und Wechselfälle. Dies hat von jeher zu der Annahme einer Vergeltung im Jenseits im Himmel, einer Bestrafung in der Hölle geführt; beides in den, den irdischen Verhältnissen möglichst entsprechenden Formen gedacht und mit naiver Kindlichkeit im einzelnen ausgemalt. Auch die dichterische Phantasie und die Mythologie des Volkes haben sich dieses Gegenstandes bemächtigt und ihn reichlich ausgestaltet.

Ein andres Mittel, dem Bedürfnis nach einer Ausgleichung abzuhelfen, war bei vielen Völkern die Annahme einer Seelenwanderung, die auch jetzt noch bei uns im Volke häufig ganz spontan zu Tage tritt, ohne daß die Betreffenden irgend eine Ahnung davon hätten, daß auch andre schon Aehnliches gedacht haben. Die Ausgleichung respektive Vergeltung wird hierbei darin gefunden, daß der Mensch für seine Thaten in einem künftigen Leben, respektive in einer Reihe künftiger Existenzen dadurch aufkommt, daß er in tierischen Lebewesen, oder gar in gänzlich unbeseelten Naturprodukten neu ersteht und erst allmählich wieder, stufenweise zu einer neuen und zwar zunächst nur niedrigen, menschlichen Existenz gelangt. Da hierbei jedoch in den betreffenden systematischen Lehren mehrfach das Bewußtsein der Persönlichkeit fehlt, daß diese Degradation als eine Strafe für begangene Verschuldung zu gelten hat, so ist dabei der Begriff einer vergeltenden Ausgleichung eigentlich direkt ausgeschlossen, wenigstens nach der subjektiven Seite hin. — Diese Theorie ist im übrigen im einzelnen mit ebenso minutiösem Detail ausgearbeitet (bestimmte Tiere gelten als Strafe für bestimmte Vergehen), wie dies bei den himmlischen Belohnungen und den Höllenstrafen[2]) der Fall ist.

Alles das sind Phantasien, in denen der menschliche Geist seinem Verlangen nach einer Aufklärung der ihm dunkeln Rätsel der Welt Genüge zu thun

---

[1]) Die nachstehenden Aphorismen eines unsrer berühmtesten Gelehrten, des Herrn Professor Dr. Weber in Berlin, werden die weitesten Kreise in religiöser, politischer und andrer Beziehung gewiß lebhaft interessieren. Die Redaktion.

[2]) Die erste Höllenfahrt, der erste Besuch in der Unterwelt, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen, ist in der dichterischen Ausschmückung der Legende (die sich bei den Griechen an den Namen Phlegyas, bei den Indern an den Namen Bhrigu anknüpft) wohl als eine natursymbolische Deutung des Hinabfahrens des Blitzes vom Himmel herab in die Erde (die Unterwelt) hinein aufzufassen.

sucht. Irgend welches Gewicht ist auf keine derartige Theorie, mag sie auch mit noch so apodiktischer Schärfe als Glaubensdogma hingestellt werden, zu legen.

Aber freilich die Frage bleibt, und die Nichtlösbarkeit derselben hat ihre für die Moral des Menschen schwer ins Gewicht fallenden Folgen. Die Frage ist einfach die: Wie soll man die Masse des Volkes zur Innehaltung der zum Wohle des Ganzen notwendigen Schranken anhalten, wenn man nicht im stande ist, sie durch solche dogmatische Licht- oder Schreckensbilder zu beeinflussen und ihr dadurch Zügel anzulegen? — Bei der Masse des Volkes verfängt eben der Gedanke an die Notwendigkeit einer die gesunde Entwicklung der Menschheit gewährleistenden Ordnung zu wenig, die unmittelbaren Ansprüche ihrer naturwüchsigen Kraft sind zu energisch, als daß man sie durch bloße Worte zu zügeln im stande wäre. Freilich läuft man dabei vielfach die Gefahr, die Religion in den Dienst des Staates zu stellen und sie sozusagen als eine Polizeianstalt zu benutzen.

Die einzig richtige Erledigung jener Frage ist die, und das ist der Kern der „sozialen Frage" der Gegenwart, daß man, soweit es menschlichem Zuthun möglich ist, die Unebenheiten und Ungleichmäßigkeiten, die nun einmal mit unserm Leben verbunden sind, wenigstens gesetzlich aus dem Wege zu schaffen beflissen ist. Es bleibt ja dann freilich noch genug übrig, worüber den Menschen keine Kontrolle zusteht. Die Anlagen, Fähigkeiten, mit denen das Kind bei der Geburt ausgestattet wird, die Verhältnisse, in die es dabei eintritt und unter denen es aufwächst, Familie, Volk, Rasse, Religion, die glücklichen oder unglücklichen Zufälle, die es im Laufe des Lebens treffen, werden niemals irgendwie auf ein gleiches Niveau bei den einzelnen gebracht werden können. Klugheit und Dummheit, Schönheit und Häßlichkeit, Kraft und Schwäche, und als Ausfluß von allem dem: Adel und Niedrigkeit der Gesinnung und der Stellung, Reichtum und Armut werden nie aufhören. Nur das ist möglich, durch Gesetze dafür zu sorgen, daß jedem das, was ihm zukommt, zu teil werden kann. Wenn wir erst so weit gekommen sein sollten, würde das Leben zwar immerhin noch Unebenheiten genug bieten, aber es würde doch derjenige Zustand erreicht sein, der überhaupt nach menschlichem Ermessen erreicht werden kann.

*

Also kein Nachjagen nach einer Ausgleichung in einem dunkeln Jenseits, sondern richtige Gestaltung der Dinge in dem faßbaren Diesseits in einer Weise, daß jeder dabei soweit möglich zu seinem Rechte kommt. Der hohenzollernsche Wahlspruch „Suum cuique" hat als Norm für die Gestaltung der weltlichen Dinge zu gelten. Ohne Zwang ist dies freilich nicht möglich. Um einem jeden das zu teil werden zu lassen, wozu er berechtigt ist, müssen nicht nur die widerstreitenden Ansprüche der andern beschnitten und auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden, sondern es ist auch der Anspruch jedes einzelnen selbst ebenfalls auf sein richtiges Maß zu beschränken. Dem Staate, das ist der Gemeinschaft Aller, die sich durch Volkstum und Geschichte zu einer Einheit verbunden fühlen, überkommt damit die schwere Pflicht, die einander gegenüberstehenden Interessen zu schlichten und zu ordnen und zwar so, daß im Fall von Kollissionen die Minorität sich der

Digitized by Google

Majorität so lange zu fügen hat, bis sie selbst auf dem Wege der freien Entwicklung zur Majorität geworden ist. Daher hat der Staat auch die Pflicht, zur Wahrung des allgemeinen Friedens, die verschiedenen kirchlichen und religiösen Gemeinschaften unter seinem Banne zu halten. Er repräsentiert und vertritt das Ganze, während diese nur einzelne Teile repräsentieren, mögen sie auch ihrerseits mit noch so kräftigen Ansprüchen auf Infallibilität und Alleinseligmachung auftreten. Der Staat muß stets im stande sein, den Kirchen den Daumen aufs Auge zu drücken.

Wie die Staatsleitung beschaffen sein soll, das wird sich am besten durch die historisch gegebenen Verhältnisse gestalten. Das Endziel dabei ist das öffentliche Wohl, aber ob dieses am besten durch eine republikanische oder monarchische Spitze gesichert ist, läßt sich prinzipiell, a priori, nicht entscheiden. Wohl jedenfalls dem Volke, das sich geordneter monarchischer Institutionen oder gar einer Dynastie wie die der Hohenzollern erfreuen kann! Wenn es dahin kommen sollte, daß infolge des wahnwitzigen Treibens der Anarchisten, es geradezu zu den Pflichten, zu dem „métier" sozusagen, eines Staatsoberhauptes gehört, sich gegen jedermann freundlich und leutselig zu zeigen, aber jedem verruchten Attentäter gegenüber vogelfrei dazustehen, so würde es jedenfalls eine opferwillige Hingabe an das Ganze sein, denselben in solcher Stellung zu dienen, wie sie großartiger und selbstverleugnender nicht gedacht werden kann.

Die dem Anarchismus zu Grunde liegende Idee, daß die Entwicklung der Menschheit ohne staatliche Ordnung und den hierzu nötigen gesetzlichen Zwang überhaupt möglich sei, ist in sich haltlos. Es würde damit nur ein Krieg aller gegen alle hergestellt, ein Zustand, in welchem die stärksten Bestien, die wütigsten Raubtiere das Heft in den Händen hätten und von einer Möglichkeit des einzelnen, zu dem ihm Zukommenden wirklich auch zu gelangen, gar keine Rede sein könnte. — Der jetzige Zustand, wo sich eine geringe Zahl erhitzter Köpfe in verborgener Heimlichkeit zusammenfindet und, nach Art der alten Vehme,[1]) Todesurteile über mißliebige Persönlichkeiten, über gekrönte oder nicht gekrönte Häupter ausspricht, und durch den Fanatismus von willenlos ergebenen Mordgesellen zur Ausführung bringt, ist einfach ein Hohn auf die Humanität überhaupt.

*

Es ist ein trauriges Eingeständnis, wenn der einzelne, am Ende seines Lebens angelangt, oder gar wenn eine ganze Partei zu der Einsicht kommt, daß vieles von dem, was man erstrebt und erreicht, wofür man seine ganze Kraft mit eingesetzt hat, sich schließlich der Wucht der Leidenschaften und den daraus resultierenden Thatsachen gegenüber, als für das erstrebte Ziel einer Gestaltung edler humaner Gesittung weniger zweckdienlich erweist, als man gehofft hatte; ja daß gerade die Freiheit selbst, in den Händen der die Masse des Volkes leitenden Agitatoren zur Tyrannei wird und daß der Fanatismus und die Orthodoxie der Linken in nichts dem Fanatismus und der Orthodoxie der Rechten

---

[1]) Die freilich ihrerseits auf ganz anderm Boden stand. — Die Glaubensmorde der Assassiniden und die Opfermorde der Thugs entbehren wenigstens der herostratischen Färbung.

nachstehen, sondern ebenso unerbittlich das Recht des einzelnen mit Füßen treten, um den angeblichen Gesamtwillen der Masse, den die Agitation selbst großenteils erst heraufbeschwört und leitet, zur Geltung zu bringen.

Wenn nun die liberal Gesinnten ihren Liberalismus wesentlich darin bethätigen, daß sie einem jeden das Recht seiner Meinung gewährleistet wissen wollen, so ist dies freilich geradezu ihre Schwäche und ihr Verderb, andrerseits aber auch ihr hohes Verdienst. Denn nur sie sind die Bannerträger der wahren Freiheit, welche niemand sein Recht verkümmert sehen möchte, und ihr Idealismus muß optimistisch genug sein, um zeitweisen Niedergang ertragen zu können, ohne dabei die Zuversicht auf die schließliche Erreichung ihrer Ziele zu verlieren.

Solchen Erscheinungen freilich, wie den anarchistischen Morden gegenüber, kann von einem Gewährenlassen nicht die Rede sein!

Bestien gehören nicht in die menschliche Gesellschaft hinein. Erst wenn die Herren Mörder aufhören ihrerseits Todesurteile zu fällen und zu vollstrecken, wird von einer Beseitigung der Todesstrafe wieder die Rede sein können, bis dahin ist dieselbe eine Waffe der Notwehr.

*

„Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst?" In diesen Worten des Psalmisten (Ps. 8, 5) liegt die ganze Hilfsbedürftigkeit und Hilfssehnsucht des Menschen; zugleich aber auch der Zweifel an der Möglichkeit einer Fürsorge Gottes für den einzelnen.

Wie soll es denkbar sein, daß der Regierer des Weltalls (dies ist allerdings eine fundamentale Voraussetzung, die sich zwar nicht direkt beweisen läßt, aber doch mit unerbittlicher Notwendigkeit als unbedingte Gewißheit respektive Thatsache ergiebt) sich auch noch um die kläglichen Einzelheiten einer menschlichen Persönlichkeit bekümmert, und dieselben zum Gegenstand des Eingreifens in ihr Geschick macht?

Es liegt dabei eine so gewaltige Ueberhebung der Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit, gegenüber dem nach festen ewigen Gesetzen geordneten Kosmos zu Grunde, daß man bei näherem Hinblick geradezu erschreckt zurückfährt.

Und doch liegt andrerseits eine so beruhigende Kraft und unbedingte Glückseligkeit in diesem Gedanken, daß derjenige, der ihn zum Eckstein seiner Lehre, seiner „frohen Botschaft" gemacht hat, dadurch unmittelbar der „Heiland der Welt" geworden ist.

Das Evangelium der „Gotteskindschaft" ist das, was der Mensch braucht, um Vertrauen und Zuversicht in den Nöten des Lebens zu gewinnen. Es giebt so oft ein wundersames Zusammentreffen von Zufälligkeiten in Zeit, Ort und Umständen, daß das Menschenherz sich gedrungen fühlt, darin besondere göttliche Fügungen zu seinen Gunsten zu erkennen. Der Volksmund pflegt solche Zufälligkeiten in sinniger Weise als „Boten Gottes" zu bezeichnen.

Wenn der Verstand auch noch so kühl sich dagegen auflehnt, mit Verstand allein läßt sich die Welt nicht begreifen, auch Herz und Gemüt haben dieselben Ansprüche auf Berechtigung. Die Religion ist überhaupt nicht Sache des Ver-

Digitized by Google

standes, sondern des Herzens. Keine Religion nun der Welt hat (dies lehrt die „vergleichende Religionsgeschichte", diese neue Disciplin der letzten Jahrzehnte) in so inniger, einfacher und ausgiebiger Weise dem Bedürfnis des menschlichen Herzens und Gemütes Rechnung zu tragen verstanden, als eben die Lehre Christi. Darum ist sie bestimmt dazu, die „Religion der Welt" zu werden.

*

„Es giebt in Glaubenssachen keinen Zwang, hier entscheidet allein die freie Ueberzeugung des Herzens, und die Erkenntnis, daß sie allein entscheidet, ist die gesegnete Frucht der Reformation" (Kaiser Wilhelm II. in Wittenberg am 31. Oktober 1892). Nirgends in der Weltgeschichte ist das Verhältnis zu Gott so herzerquickend gelehrt worden, als durch Christi Gebot in Gott den „Vater" zu erkennen. Niemand hat wie er es verstanden, das zu lehren, was der Mensch braucht, um seines Lebens froh zu werden, wenn es schön, und sich darin zurecht zu finden, wenn es finster und dunkel ist. Es wird wohl keinen noch so verstockten Skeptiker geben, der nicht, wenn es sich um das Leben eines heißgeliebten Wesens handelt, zum wenigsten diejenigen beneidet, die sich dabei hoffend und bittend an die „Vatergüte" des Weltregierers wenden können, und auch wenn dieses ihr Bitten vergeblich bleibt, wenn „der Himmel gnädig nein zu ihrem Flehen lächelt" doch in dem Vertrauen Trost finden, daß es so am besten sei, ein Trost, den die stumme Resignation allein nicht zu bieten im stande ist.

Die Worte, welche Helmholtz am Sarge von Kundt sprach: „Wir wissen nicht, was wir von dem gegenwärtigen Zustande unsres dahingeschiedenen Freundes zu denken haben", sind ihm von vielen seiner speziellen Kollegen verübelt worden. Auch von du Bois-Reymond selbst, mit dessen „Ignorabimus" sie doch in gutem Einklange stehen. Auch wenn es nach Oskar Hertwig nicht angeht, eine unüberschreitbare Grenze unsrer Erkenntnis durch ein „kategorisches" Wort dieser Art festzustellen, so hat doch gerade Hertwig selbst scharf genug den Unterschied des Organismus von den unorganischen Stoffen hervorgehoben und speziell betont, daß der „Biologe sich bei Erforschung der Keimzelle vor eine noch verschlossene Welt von Rätseln gestellt sieht".

Ehre den Männern, die sich diesen Studien widmen, und freie Bahn ihrem Forschen! Aber für die große Masse derer, welche diesen Studien fern stehen, wird bei aller Hochachtung vor den Resultaten derselben, doch für ihr eignes Leben ihr Herzensbedürfnis, welches nach einem: „Vater, ich rufe dich" verlangt, zu entscheiden haben.

Man sollte freilich endlich aufhören, dem menschlichen Geiste für die Erfüllung seiner religiösen Bedürfnisse bestimmte Bahnen vorzuschreiben, auf denen er infolge der Ergebnisse der modernen Weltanschauung nicht mehr zu wandeln im stande ist. Diese dogmatischen Bahnen haben nämlich mit dem *Herzensbedürfnis*, welches durch Christi Lehre befriedigt wird, *gar nichts* zu thun, sondern sind, genau betrachtet, nur spekulative Fiktionen des *Verstandes*, mit denen sich derselbe über das ihm unfaßliche Rätsel der Welt in *früheren Jahrhunderten* und auf Grund der *damals*

bestehenden dürftigen Kenntnisse und Weltanschauungen Klarheit zu schaffen gesucht hat. Es spielt bei diesen transcendenten Anschauungen der jüdische Ritualismus und Opferkultus, sowie die orientalische Mystik respektive mystische Ausdrucksweise, eine durchschlagende Rolle. Der, welcher am Kreuz in die Worte ausbrach: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" würde diejenigen schwerlich als seine Jünger betrachten, welche, wie dies auf unsern evangelischen Kanzeln jetzt vielfach üblich ist, mit dem Schlußgruße des zweiten Korintherbriefes:[1]) „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen," den „Sohn" vor den „Vater" stellen. Warum nicht auch (das geschehe nach den Grundsätzen der Trinitätslehre mit demselben Recht) den heiligen Geist vor sie beide?

Es ist eben auf unsern evangelischen Kanzeln jetzt vielfach ein solcher „göttlicher Christusdienst" herrschend, daß man ihn eben so nicht als einen „christlichen Gottesdienst" bezeichnen könnte, und die gebildeten Heiden im Orient sind von ihrem Standpunkt aus in vollem Rechte, wenn sie den Missionaren gegenüber betonen, daß es bei uns Christen[2]) sich nicht sowohl um reinen Gottesdienst, sondern um „Christusdienst, Madonnendienst, Heiligendienst" handle, und daß ihr eigner Gottesbegriff vielfach reiner sei als der unsrige. Unsre „Vergottung" Christi unterscheide sich in nichts von der bei ihnen, überhaupt im ganzen Orient, üblichen Vergottung der religiösen Propheten und Lehrer, die ja auch auf demselben Grunde, nämlich auf der unbedingten Bewunderung, Verehrung und Dankbarkeit beruhe, respektive auf dem Bewußtsein der eignen Unwürdigkeit und Inferiorität, welcher gegenüber der Prophet und Lehrer als eine direkte Inkarnation Gottes erscheine.

Es laden daher diejenigen eine schwere Verantwortung auf sich, welche, um unserm Volke „die Religion zu erhalten", ein so scharfes Gewicht auf die Bekenntnisformeln vergangener Jahrhunderte legen, die unserm gegenwärtigen Kulturstandpunkt nicht mehr entsprechen, ja sich mit demselben geradezu im Wider-

---

[1]) Wenn dieser Schlußgruß echt ist und von dem Apostel Paulus selbst herrührt, so wäre er doch ursprünglich nicht in dem Sinne der trinitarischen Lehre zu verstehen, für welche er als ein vollgültiges (und zwar ältestes) Zeugnis verwertet worden ist und noch verwertet wird. Da im übrigen die sonstigen Briefe des Apostels Paulus diesen Schlußgruß nicht enthalten, er sich dort vielmehr darauf beschränkt, sich und seine Adressaten der „Gnade Christi" zu empfehlen, deren Bedürfnis er als früherer Saulus ganz besonders tief empfand, so erscheint die Annahme naheliegend, daß die Hinzufügung Gottes und des heiligen Geistes an dieser einen Stelle erst ein Werk eben der Trinitarier ist, die dadurch für ihre Lehre das Zeugnis des Apostels zu gewinnen suchten. Die befremdliche Reihenfolge (Sohn, Vater, Geist) fände jedenfalls bei dieser Annahme eine befriedigende Erklärung.

[2]) Dies ist beiläufig eine gar wunderbare Bezeichnung, deren wir Deutschen uns in unsrer Sprache bedienen, da wir uns dadurch eigentlich geradezu mit Christus selbst identifizieren, anstatt uns, wie es bei andern Völkern üblich ist, durch ein hinzugefügtes Affix als ihm zugehörig zu bezeichnen. C. Fr. Koeppen, der in seinen für die damalige Zeit (1857, 1859) hochverdienstlichen und auch jetzt noch wertvollen Schriften über den Buddhismus die Christen als „Christianer" bezeichnete, soll dafür damals disciplinarisch zur Verantwortung gezogen worden sein.

by Google

spruch befinden. Das Heil der Welt ruht nicht in ihnen, nicht in ihrer Christologie, sondern in der Lehre Christi von der Gotteskindschaft des Menschen und von der allgemeinen Menschenliebe. Es ist ein verhängnisvoller Fehler, so viele, die sich gern zu dieser Lehre bekennen würden, von der kirchlichen Gemeinschaft ausschließen zu wollen, bloß weil sie an jenen altväterischen Formeln Anstoß nehmen. Ein großer Teil derer, die so der Kirche direkt entfremdet, ja aus ihr ausgeschlossen werden, verfällt dem Atheismus oder umgekehrt blindem Aberglauben (Spiritismus und so weiter). Allerdings spielt dieser letztere auch bei denen, die zur Kirche sich rechnen, eine große Rolle, wird als eine schließlich doch zum „wahren Glauben" hinüberführende Vorstufe von ihr hier und da sogar begünstigt. Besonders verhängnisvoll ist im übrigen hierbei für weite Kreise unsers Volkes, speziell auch gerade für die Gebildeten, der so weit verbreitete Pessimismus und in seinem Gefolge das Nietzschesche „Uebermenschentum". — Dagegen kann man eigentlich nicht mit Fug und Recht sagen, daß unserm Volke die Religion wirklich bereits fehle, und auf Grund dessen stete Klagen über die Irreligiosität desselben führen. Man kann im Gegenteil behaupten, daß trotz aller der angeführten Mißstände nur selten in der Weltgeschichte die Religion eine so hervorragende Stellung im öffentlichen Leben eingenommen habe wie gerade zur Jetztzeit. Noch nie ist das Bewußtsein, daß die Lehre Christi zur allgemeinen Menschenliebe verpflichte, bei allen Klassen der Bevölkerung so lebendig gewesen wie gerade jetzt. Auf Grund dessen hat ja doch eben jetzt die „soziale Frage" direkt eine so brennende Gestalt angenommen und ist zum Sauerteig für das ganze öffentliche Leben geworden. In diesem praktischen Christentum liegt entschieden eine Bürgschaft dafür, daß auch das kirchliche, respektive konfessionelle Christentum es mit der Zeit lernen wird, sich in andern Bahnen zu bewegen und statt der unfruchtbaren Streitereien über nicht mehr verständliche, jedenfalls nicht mehr verstandene Glaubenssätze das Gewicht vielmehr auf das Einigende als auf das Trennende zu legen — die Lehre Christi selbst in den Vordergrund zu stellen, anstatt sich über die an seine Person geknüpften Fragen so bitter zu bekämpfen. Mögen immerhin diejenigen, welche an den alten Dogmen festhalten wollen und sich dadurch befriedigt fühlen, dies wie bisher thun, aber ohne diejenigen auszuschließen, die dazu nicht im stande, wohl aber mit ihnen sich zu der Lehre Christi zu bekennen bereit sind.

*

Nun zieht ja allerdings der Realismus, oder sagen wir der Materialismus, immer weitere Kreise.

Die wirtschaftlichen und zwar nicht etwa bloß die landwirtschaftlichen, sondern die volkswirtschaftlichen, die sozialen Interessen treten immer mehr in den Vordergrund, aber das ist auch ihr wirkliches Recht, denn gerade an die „Mühseligen und Beladenen" ist ja das Evangelium gerichtet. Die gut gestellten Bekenner desselben sollen sich der Not der Andern erinnern, das ist ihre Pflicht, und wenn sie durch diese Andern jetzt etwas unsanft an diese Pflicht erinnert werden, so ist dies doch an und für sich nur berechtigt. Der Egoismus derselben

bringt sich nun ihrem Egoismus, der bisher allein maßgebend war, gegenüber zur Geltung. Nun gilt es für jene, zu beweisen, daß ihr Streben, „dem Volke die Religion zu erhalten", nicht auf unlauteren Motiven beruht, sondern auf der richtigen Erkenntnis, daß das Evangelium für das ganze Volk eine Wohlthat ist, respektive sein soll.

Dies ist denn auch der Grund, der unsern ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I. bei seiner sozialen Gesetzgebung geleitet hat und noch jetzt bei uns das leitende Prinzip dafür ist. — Weder der Idealismus noch die Religiosität hat von einer derartigen Befriedigung der realen, materiellen Bedürfnisse des Volkes irgend etwas zu befürchten; beide können dabei nur gedeihen; man muß den Dingen nur mutig ins Auge schauen und sie beim rechten Namen nennen, dann schwindet der Zauber und der Schrecken.[1]) — Eigentumssinn und Familiensinn wurzeln glücklicherweise so fest im Menschen, daß die Tiraden der Sozialdemokratie sie nicht daraus zu vertreiben im stande sind. Man braucht nur die Kinder anzusehen, die wissen ihr Recht zu behaupten. Wer durch Fleiß, Anstrengung[2]) und Sparsamkeit sich etwas Besonderes erworben hat, der wünscht darüber auch für sich und die Seinigen in besonderer Weise verfügen zu können. Und dieser Egoismus ist ein vollberechtigter.

In der äußeren Politik ist ja auch der Egoismus, das Interesse der einzelnen Staaten bereits offiziell als der treibende Faktor, das maßgebende Prinzip anerkannt. Dem jetzigen grausamen Kriege Englands gegen die Boeren, der bei den nahen Beziehungen der beiden Völker zu einander, in Bezug auf Stammesverwandtschaft und Gleichheit der Religion geradezu ein Verbrechen gegen die Humanität ist, sehen die Völker Europas mit verschränkten Armen zu, weil keines von ihnen sich der Gefahr eines Krieges aussetzen mag. Es ist das freilich ein Hohn auf das Evangelium, und wird England, das bisher sich rühmte, der Hort der Philanthropie zu sein, dafür sicher auch noch schwer zu büßen haben.[3])

So hart wie beim Zusammenstoßen verschiedener Völker treffen zum Glück die Einzelinteressen in einem und demselben Volke nicht zusammen, vorausgesetzt

---

[1]) Das ist auch der innere Kern des Grimmschen Märchens vom Rumpelstilzchen. Beiläufig eine uralte indogermanische Vorstellung. Nach dem vedischen Ritual wird man der Dämonen, speziell der Krankheitsdämonen, am besten Herr, wenn man sie bei ihrem Namen nennt oder gar die Namen ihrer Eltern kennt und sich bei diesen über sie beschweren kann.

[2]) Arbeit ist des Lebens Lust,
Mindert jede Last.
Der nur hat Bekümmernis,
Den (oder der) die Arbeit haßt."

[3]) Der Schaden wird übrigens nicht bloß England allein, sondern vermutlich die ganze weiße Rasse treffen. Der Widerstand der Boeren hat das Nationalgefühl auf der ganzen Welt wachgerufen. Selbst die „Wirren in China" sind hierdurch beeinflußt, und die gelbe Rasse rüstet sich zum Kampfe gegen die weiße. Der schwarzen Rasse aber liegt es noch näher, dem Beispiel der Boeren zu folgen; das haben wir alles den Herren „Rhodes und Genossen" zu danken. Die vor einigen Jahren erschienene bildliche Mahnung an „Die Völker Europas" dürfte sich als eine wahrhaft prophetische erweisen.

Digitized by Google

freilich, daß die leitenden Kreise sich das Suum cuique unsrer Hohenzollern wirklich zur Richtschnur nehmen und demzufolge teils die Bedrängnis der niedrig gestellten Klassen mildern und ihren berechtigten Mißmut entwaffnen, teils dementsprechend die besser situierten Klassen zur Erfüllung ihrer, ihnen durch die Lehre Christi auferlegten Pflichten anhalten.

*

In neuerer Zeit ist vielfach die Frage ventiliert worden,[1]) ob nicht die Lehre Christi von Indien her, speziell durch den Buddhismus beeinflußt sei, der fünf Jahrhunderte älter ist, und dessen Missionare sich in den drei Jahrhunderten vor Christi Geburt über Persien nach Mesopotamien und Syrien verbreitet hätten, so daß eine Kunde davon sehr wohl auch nach Palästina habe gelangen können. Ein andrer Weg weise nach Aegypten, wo ja die Eltern Christi dem Evangelium zufolge sich längere Zeit aufgehalten haben, und wo Philon von Alexandrien, der Zeitgenosse Christi, die in der That wohl aus Indien stammende Logoslehre (cf. den Eingang des Johannes-Evangeliums) vertreten habe. A priori läßt sich zunächst die Möglichkeit solcher Einflüsse nicht in Abrede stellen. Auch ist ja doch denkbar, und man muß sich dies immer vor Augen halten, daß neue Papyrosfunde, Bruchstücke apokryphischer Schriften enthaltend, gemacht werden können. Es ist ferner nicht in Abrede zu stellen, daß manche Episoden aus dem Leben Jesu, zum Beispiel das Zusammentreffen mit der Samariterin am Brunnen,[2]) an buddhistische Stoffe erinnern. Für die Gestaltung der christlichen Dogmatik sodann, zum Beispiel für die Trinitätslehre, die Lehre von den Engeln, die Eschatologie, sind Beziehungen zum Buddhismus respektive Avesta nicht zu verkennen. Wir wissen endlich von dem Leben Christi vor seinem letzten Lebensjahre (denn eigentlich wird ja nur dieses von den Evangelien behandelt) zu wenig Positives, um jenen Annahmen gegenüber eine direkt ablehnende Stellung einnehmen zu können; aber teils ist es bisher noch nicht gelungen unmittelbare Beweise dafür aufzufinden, teils steht, selbst wenn dies gelänge, doch das fest, und das hat auch Rudolf Seydel, der eifrigste und zugleich auch der wissenschaftlichste Vertreter jener Annahmen, durchaus anerkannt und hervorgehoben, daß der Wert und die Hoheit der Lehre Christi durch etwaige Beziehungen dieser Art in keiner Weise beeinträchtigt und geschmälert werden könnte, denn sie steht eben doch ganz einzig in ihrer Art da und ist allein die „frohe Botschaft“, die das Menschenherz erquickt und für alle Zeiten erquicken wird. Nichts in der Welt kommt ihr darin gleich.

Mag der Verstand auch noch so kräftig sein Veto dagegen einlegen, daß die Ordnung des Kosmos, die ihrerseits ja in ihren kleinsten Einzelheiten stets als ein für ihn unbegreifliches Wunder und Rätsel erscheinen muß, irgendwelche Beeinträchtigung erfahren könne, um dem Drängen und Wünschen einer so ge-

---

[1]) Das kirchlicherseits noch immer beliebte Totschweigen dieser Frage ist keine Beantwortung derselben.

[2]) Siehe Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1897, S. 605 Note 3.

ringfügigen Persönlichkeit wie der Mensch es ist, Abhilfe zu schaffen, — das Herz des Volkes klammert sich doch an die „frohe Botschaft Christi“ und betet zu dem Vater, den sie lehrt, in kindlichem Vertrauen. Und wenn wir von Christus weiter nichts wüßten und hätten, als das Vaterunser und die Bergpredigt, so wäre er doch dadurch allein schon der größte Wohlthäter der Menschheit und der wirkliche Heiland der Welt.

*

Die Wünsche und Bedürfnisse des Menschen sind ja freilich sehr verschiedener Art. Zu den dringendsten Wünschen des menschlichen Herzens gehört unbedingt und zwar, wie wir im Eingange sahen, aus durchaus berechtigten Gründen, das Verlangen nach einer Fortdauer nach dem Tode und nach einem Wiedersehen mit den vorausgegangenen geliebten Persönlichkeiten, Eltern, Kindern und dergleichen. Auch ist ja, wenn nach Robert Mayer und Helmholtz die „Erhaltung der Kraft“ in Bezug auf physische Entfaltungen derselben feststeht, das Gleiche wohl auch für die geistigen Entfaltungen derselben anzunehmen. Indessen hierbei ist gänzlich ausgeschlossen, irgend welche Einzelheiten sich vorzustellen. Zudem — es ist eigen genug — je weiter der Mensch im Leben vorschreitet, je mehr er sich der Abnahme seiner geistigen Kräfte bewußt wird, je mehr er die Schwierigkeiten überdenkt, welche speziell einem „Wiedersehen“ entgegentreten, um so schwächer wird das Verlangen nach einem solchen, um so kräftiger dagegen die Ueberzeugung, daß auch die Entscheidung hierüber einfach dem zu überlassen ist, (wer könnte auch etwas dawider thun!) —, „Geist von dessen Geist in uns wirkt und schafft“. Es ist dies jedenfalls auch das Demütigste und daher Frömmste, wie ja überhaupt das richtige Gottvertrauen sich am besten darin zeigt, daß man seine Pflicht nach allen Richtungen hin zu erfüllen sucht, im übrigen aber sich bescheidet und über die nun einmal unserm Erkennen und Können gezogenen Grenzen nicht herauszugehen sucht, noch gar sich erlaubt, irgend welche Vorschriften machen zu wollen, auf deren Innehaltung ja doch kein Einfluß zu üben ist.

*

Zum Schluß noch eins. Die Protestanten sind jetzt bei uns in Deutschland in einer besonders üblen Lage; obschon sie die Mehrzahl (3/5) der Bevölkerung für sich haben, werden sie doch von der Minorität (2/5) geradezu beherrscht, weil diese im Reichstage eine geschlossene Partei bildet und dadurch die ausschlaggebende Gruppe ist. Auf Grund dessen verlangt das Zentrum geradezu, daß die Protestanten den katholischen Einrichtungen und Gebräuchen denselben Respekt bezeugen wie die Katholiken selbst, und daß vor allem die Regierungen sich in allen Stücken willfährig erweisen, sogar die in den einzelnen Staaten etwa noch bestehenden anderweiten Gesetze und Verordnungen dem entsprechend geändert werden. Es hat sich ja sogar nicht gescheut, die eigentlich durch den „Syllabus“ verfemte Maske der Toleranz vorzubinden, weil es eben erwartete, daß die Protestanten dieses ihr eignes Prinzip nicht würden verleugnen können, und es sie somit in ihrem eignen Fett zu schmoren gedachte. Ein guter Katholik

Digitized by Google

kann, respektive **darf** nicht tolerant sein, wo er das Heft in Händen hat. Aber das hindert nicht, daß er den Anspruch darauf erhebt, seine eignen Rechte stets **allerseits** anerkannt zu sehen.

Daß der Papst alljährlich an einem bestimmten Tage die Protestanten als Abtrünnige und Ketzer verdammt, das ist ja allgemein bekannt und kann ihnen schließlich ziemlich gleichgültig sein. Indessen, da der Papst, wenn auch im Ausland wohnend, doch von den deutschen Katholiken als ihr geistiges **Oberhaupt** anerkannt wird, so hat diese Verfluchung doch immerhin eine gewisse Bedeutung. Unter diesen Umständen gewinnt der neuliche Toleranzantrag des Zentrums eine eigentümliche Beleuchtung, zumal dasselbe sich doch sonst wahrlich stets von partikularistischem, nicht unitarischem Geiste durchweht zeigt. Wenn dann ferner, wie jetzt so vielfach geschieht, den katholischen Kindern durch ihre Geistlichen der Umgang mit ihren protestantischen Mitschülern geradezu verboten wird, und zwar, so wie dies im Jahre 1895 in der Grafschaft Glatz geschah, daß die katholischen Kinder sich nicht einmal an der fünfundzwanzigjährigen Erinnerungsfeier der Schlacht bei Sedan beteiligen durften,[1]) dann hört doch wahrlich die Gemütlichkeit auf, und die Nachgiebigkeit ist auf eine harte Probe gestellt. Was soll aus der Zukunft werden, wenn die Kinder in solchen Antipathien erzogen worden sind. Dazu treten die steten Uebergriffe in Bezug auf die Mischehen. Noch im vorigen Winter kam es hier in Berlin vor,[2]) daß einem katholischen Arbeiter die Sterbesakramente versagt wurden, wenn er nicht vorher seine bis dahin protestantisch erzogenen Kinder aus der evangelischen Schule nehme. Die Ehe war bis dahin eine glückliche gewesen; durch diesen stark an Simonie erinnernden Seelenkauf wurde dieser Friede gestört. Wenn es mit dem „Katholisch ist Trumpf!“ weiter so fortgeht, steuern wir, fast sieht es so aus, unrettbar einem neuen Religionskriege entgegen, der, wenn einmal das Feuer der Zwietracht wirklich entflammt ist, Deutschland wieder ebenso zerfleischen könnte, wie es der Dreißigjährige Krieg gethan hat. Diese Eventualität sollten sich doch unsre katholischen Volksgenossen vor Augen halten. Wir sind sicher, sie würden davor zurückschaudern, und selbst die Führer des Zentrums werden sich doch wohl noch fein bedenken, wenn sie sich erst klar machen, was eigentlich in Aussicht steht, wenn der Protestantismus fortdauernd so gereizt wird. Es sind nicht alle Ultramontanen so hartgesotten und unverfroren, wie der Abgeordnete Sigel, der in seinem „Vaterland“ dem Zentrum höhnisch mit dem Kirchenbanne droht, weil es eben den bekannten Toleranzantrag eingebracht hat. Oder wie jene Kardinäle, die ausdrücklich erklären, daß nur eine Revolution der Kirche helfen könnte.

---

[1]) Die damals in Bad Landeck anwesenden Kurgäste waren nicht wenig erstaunt hierüber, zumal da es bekannt war, daß seitens des Bischofs (die Grafschaft steht unter einem **österreichischen** Bischof) den Kaplänen die Weisung erteilt war, der Feier nichts in den Weg zu legen.

[2]) Siehe „Nationalzeitung“ vom 1. Februar 1900, erste Beilage.



St. Petersburger Briefe vom Jahre 1806.

Daß der unglückliche Ausgang des Tages von Austerlitz wesentlich durch die russischen Verbündeten Kaiser Franz' I. und insbesondere durch den thörichten Hochmut derjenigen Ratgeber Alexanders I. verschuldet worden war, die den Fürsten Schwarzenberg zu vorzeitiger Annahme der Schlacht bestimmt hatten, ist aus der Geschichte des Jahres 1805 sattsam bekannt. Wie in dergleichen Fällen herkömmlich, hatten dieselben Männer, die den schweren Mißerfolg verschuldet, sodann alle Schuld auf die Oesterreicher geworfen und dem bestimmbaren russischen Herrscher einzureden gewußt, daß „Verräterei und Kleinmut der Kaiserlichen" die Hauptursachen der Niederlage gewesen seien. Der ebenso verlogene wie thörichte Brief, in welchem Graf Rostoptschin diese Auffassung seinem Freunde Zizianow vorgetragen hatte, wurde in der Folge noch durch die Redensarten überboten, zu denen Alexander selbst sich hinreißen ließ, als er in einer vertraulichen Unterhaltung davon redete, „que parmi ces coquins et traîtres autrichiens Stadion était encore l'un des plus honnêtes". Das genügte, damit alle Kreise der höheren russischen Gesellschaft sich einander in Ausdrücken der Mißachtung gegen die bisherigen Verbündeten überboten, — darüber aber, was weiter zu thun sei, das heißt ob der Krieg gegen Frankreich fortzusetzen oder dem Beispiel Oesterreichs Folge zu leisten und mit Napoleon Friede zu schließen sei, darüber gingen die Meinungen weit auseinander. Von den Ministern, die dem Kaiser zur Teilnahme an dem Kriege geraten hatten, waren die beiden einflußreichsten, Graf Nowossilzow und Fürst G. A. Czartoriski, nicht abgeneigt, einzulenken und den Versuch zu einer Verständigung mit Napoleon anzustellen, wenn diese unter annehmbaren Bedingungen sollte hergestellt werden können. Von den Kollegen dieser Männer waren mehrere von Hause aus Friedensfreunde gewesen. So der Finanzminister Graf Wassiljew, der ebenso unfähige wie ehrgeizige Justizminister Fürst Lapuchin, der von jeher französisch gesinnt gewesene Handelsminister Graf Rumänzow, der ehemalige Vizekanzler Fürst Kurakin und andre mehr. Zeitweise hatte es auch die ehrgeizige und intrigante Kaiserin-Mutter mit diesen Friedensfreunden gehalten. Nicht aus Grundsatz — alle Welt wußte, daß die schwäbische Fürstentochter geschworene Franzosen- und Revolutionsfeindin sei —, sondern aus der Sucht, eine politische Rolle zu spielen und „auf der Seite der Opposition" den Einfluß zu üben, der ihr anderweit versagt war. — Dieser Minderheit stand eine bis tief in die mittleren Schichten der Nation hineinreichende Phalanx enragierter Franzosenfresser gegenüber. Neben den grundsätzlichen Anhängern des „englischen Systems", zu denen Graf Woronzow, der Marineminister Admiral Tschitschagow und Graf Gurjew gehörten, fanden sich hier ehrgeizige Generale und hochmütige Nationalfanatiker mit ernsthaften und weiter sehenden Patrioten zusammen. Zu ihnen hielten außerdem die Vertreter des Handels, die den Wohlstand Rußlands von der Erhaltung

Digitized by Google

guter Beziehungen zu England (dem hauptsächlichsten, ja alleinigen Abnehmer der Rohprodukte des Landes) abhängig wußten, und endlich hochkonservative Magnaten, für welche die Ratschläge de Maisters und Serra Capriolas, der Gesandten Sardiniens und Neapels, maßgebend waren und deren die englische Diplomatie sich in wirksamer Weise zu bedienen wußte. Personen, die von dem Kriege von 1805 nichts hatten wissen wollen, und die sich für Adepten Katharinas II. hielten, weil sie jede Beteiligung an „europäischen" Händeln mißbilligten, stimmten jetzt mit grundsätzlichen Kriegsfreunden und Antirevolutionären zusammen, denen die sogenannte Größe Rußlands über jede andre Rücksicht ging und die in thörichtem Hochmut die Niederwerfung des größten Feldherrn der Neuzeit für ein Kinderspiel ansahen, wenn der „Zar" dieselbe nur ernstlich wolle.

Was dieser Zar im Ernste wollte, wußte niemand. Wenn Hof, Adel und Beamtentum es für die Summe aller Weisheit und alles Patriotismus ansahen, die Gedanken Seiner Majestät zu erraten, so verstand sich das bei der damaligen Beschaffenheit der russischen Gesellschaft von selbst. In diesem Lande war von alters her und lange bevor Karamsin dafür diese klassische Formel gefunden, „des Volkes Geschichte des Herrschers Eigentum" gewesen. Mit einer Spannung, die von Tag zu Tag wuchs und schließlich einem Fieber glich, sah man darum im Dezember 1805 der Rückkehr des Kaisers von seiner mehrmonatlichen Reise entgegen.

Die Rückreise von den Stätten seiner Niederlage nach St. Petersburg hatte Alexander auf dem kürzesten Wege unternommen und die preußische Hauptstadt nicht berührt. Abgesehen von der Verstimmung darüber, daß Preußen an dem Feldzug von 1805 nicht nur keinen Teil genommen, sondern dem Durchzuge des nach Oesterreich marschierenden russischen Heeres Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatte, waren dafür noch Erwägungen politischer Natur maßgebend gewesen. Für seine Person geneigt, den von der Mehrheit seiner Ratgeber und der Masse der Nation mißbilligten Krieg nicht fortzusetzen und (wie er dem Kaiser Franz am 5. Dezember zu Kolitsch gesagt) „an sich selbst und die eignen Interessen zu denken", war Alexander während der formellen Fortdauer des Kriegsverhältnisses gegen Frankreich nicht in der Lage, dem Könige Friedrich Wilhelm III. einen Rat erteilen oder ein bestimmtes Programm vorlegen zu können. Er besaß selbst keines! Allein darüber schlüssig, was er nicht thun wollte, entbehrte er jeder festen Meinung darüber, ob mit Frankreich Friede geschlossen oder ob der bestehende Zustand bis auf weiteres in der Schwebe gelassen bleiben solle. Demgemäß hatte er dem Könige anheimstellen lassen, sich ohne Rücksicht auf Rußland mit Frankreich in beliebiger Weise abzufinden, und dadurch den Friedenswünschen des Grafen Haugwitz einen Vorschub geleistet, den der preußische Minister zum Abschluß eines vorläufigen Friedens mit Napoleons Bevollmächtigtem Duroc (15. Dezember 1805) benutzte. — Während die Dinge solchergestalt in einer Schwebe gelassen worden waren, die dem Ansehen Rußlands nichts weniger als förderlich war, ließ Alexander sich in seiner Hauptstadt wie ein Triumphator empfangen. Ueber die Umstände, unter denen das geschah, und über die Formen,

in welche das offizielle und höfische Rußland seine Befriedigung über die Rückkehr seines (wie man annahm für immer) ausländischer Beeinflussung entrückten Zaren kleidete, liegt ein interessanter, bisher nicht bekannt gewordener Bericht vor. Verfasser desselben war der seit Jahr und Tag in St. Petersburg accreditierte und mit den dortigen Verhältnissen genau bekannt gewordene bayrische Geschäftsträger v. Obry,[1]) der für den beurlaubten Gesandten v. Posch fungierte. Als Franzosenfreund, der aus seinen Sympathien für den kaiserlichen „Verbündeten" seines Landesherrn des Kurfürsten (seit dem 1. Januar 1806 Königs) Max Joseph kein Hehl machte und die Anzeichen einer dauernden Verständigung Preußens mit Frankreich mit ungeduldiger Freude begrüßte, befand Herr v. Obry sich in einer nichts weniger als angenehmen Position. Anhänger der englischen Partei und nationalistischer Gegner jeder Befassung Rußlands mit westeuropäischen Interessen sahen in ihm einen Anwalt französischer Interessen, den man am liebsten los geworden wäre, — ein Wunsch, der im Sommer des folgenden Jahres (1806) dadurch erfüllt wurde, daß Obry den Befehl erhielt, Rußland zu verlassen.[2]) Solange er auf seinem Posten war, wußte er die Augen offen zu halten und seinen Hof so genau, als unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich war, über die Vorgänge an der Newa zu unterrichten. Die erste der drei ausführlichen Denkschriften, die er vom Dezember 1805 bis zum Mai 1806 nach München sandte, berichtet über Alexanders Rückkehr nach St. Petersburg unter anderm das Folgende:

„Für Kriegs- und Friedensfreunde, für Anhänger und Gegner der Minister, für die Kaiserin-Mutter wie für die Kaiserin-Gemahlin und deren Rivalinnen begann mit der Rückkehr des jungen Monarchen eine neue Epoche. Beide Kaiserinnen reisten Seiner Majestät nach Gatschina entgegen, — die Mutter in der Absicht, nicht nur ihren Sohn wiederzusehen und zu umarmen, sondern in der Hoffnung, ein Stück ihres verblaßten politischen Einflusses und Uebergewichts wieder zu erobern, die regierende Kaiserin mit dem bescheidenen Wunsche, wieder in den Besitz der Neigung ihres hohen Gemahls zu treten. Unter den Damen der Hofgesellschaft gab es solche, die Ansprüche auf das Herz des Kaisers zu besitzen glaubten, andre die mit Beziehungen aus früherer Zeit rechneten, endlich dritte, die auf neue Eroberungen rechneten: zwischen ihnen allen begann ein Wettstreit der Schaustellungen patriotischer Freude, an welchem Liebe, Verworfenheit, Ehrgeiz und Eitelkeit gleich starken Anteil hatten. Frau v. Kotschubey,[3]) die vor zwei Jahren die Blicke des Kaisers für einen Augenblick

---

[1]) Zu der Accreditierung eines bayrischen Gesandten in St. Petersburg scheint die im Jahr 1799 erfolgte, in der Folge wieder aufgelöste Verlobung des Kronprinzen (späteren Königs Ludwig I.) mit der Großfürstin Katharina, nachherigen Königin von Württemberg, die Veranlassung geboten zu haben. (Vergl. Montgelas' Denkwürdigkeiten, S. 155 ff.)

[2]) Nach seiner Entfernung aus St. Petersburg wurde Obry bayrischer Ministerresident in der Schweiz. Ueber die Rolle, welche er daselbst gespielt, und über seinen Charakter vergleiche Montgelas' Denkwürdigkeiten, S. 318.

[3]) Gemahlin des Ministers des Innern, späteren Fürsten Viktor Pawlowitsch Kotschubey.

Digitized by Google

auf sich gezogen hatte, und deren Cousinen, die Damen Woronzow, mischten sich bereits am frühen Morgen unter die Volkshaufen, um dadurch eine Hingebung zu beweisen, die Anspruch darauf erheben konnte, besonders bemerkt und belohnt zu werden. Eine der Tschernitschewschen Damen faßte im Korridor des Palais Posto, um dem vorübergehenden Kaiser die Kleidungsstücke und die Schultern zu küssen. Madame Naryschkin[1]) endlich, die auf einen wirklichen Besitz pochen konnte, war zuversichtlich genug, um — freilich klopfenden Herzens — abzuwarten, daß der in frischen Erinnerungen an ihre Reize schwelgende kaiserliche Liebhaber kommen und sich ihr zu Füßen werfen werde; für die Entbehrungen der Trennung war sie durch einen ununterbrochenen, durch besondere Kuriere besorgten Briefwechsel entschädigt worden. Der Rivalitätskampf dieser Damen wurde abends fortgesetzt, wo dieselben einander bei Gelegenheit der Illumination durch allegorische Transparente an ihren Häusern zu übertreffen suchten und der Inschriften wegen alle Schöngeister der Residenz in Kontribution setzten. Frau v. Kotschubey hatte die Chiffre des Kaisers mit der Legende ‚Dem Kaiser und dem Vaterlande', Frau Naryschkin den Namen ‚Alexander' mit der Umschrift ‚au bienfaiteur du monde' gewählt und trotz der schlechten Scherze, die darüber gemacht wurden, einen vollständigen Sieg errungen. Der Kaiser machte ihr alsbald nach seinem Eintreffen einen Besuch. Andern Tags war sie krank — natürlich vor übergroßer Freude; der Kaiser selbst hat, wie ich weiß, der schönen Kranken die von dem Arzt verordneten Heilmittel gereicht. Bisher waren die Beziehungen des Monarchen zu der reizenden Polin von einem Geheimnis umgeben gewesen, wie Schicklichkeit und Rücksicht auf die bescheidene und tugendhafte Kaiserin sie bedingten. Seit der Rückkehr des Monarchen macht Madame Naryschkin aus der ihr gewordenen, durch tägliche Aufmerksamkeitsbeweise bezeugten Stellung dagegen kein Hehl mehr: wer auf seine Position bei Hofe hält, liegt ihr zu Füßen. Obgleich der Herr Gemahl Mitwisser ist und sich dafür mit Auszeichnungen aller Art überschütten läßt, fungiert der Prokureur des heiligst dirigierenden Synod und Vertreter des Kaisers bei dieser höchsten, an die Stelle des Patriarchats getretenen kirchlichen Instanz, der Fürst Alexander Galyzin,[2]) als Liebesbote und Vermittler der zwischen dem Paare ausgetauschten Mitteilungen."

Von irgend welcher Förderung der durch die mehrmonatliche Abwesenheit des Kaisers unterbrochen gewesenen Geschäfte war unter solchen Umständen zu-

---

[1]) Marie Antonowna Naryschkin, Gemahlin des Kaiserlichen Oberkammerherrn, geborene Fürstin Czetwertinska, † 1823, nachdem sie mehrere Jahre Maitresse des Kaisers gewesen und Mutter dreier Kinder desselben geworden war.

[2]) Fürst Alexander Nikolajewitsch Galyzin, „le grand Galyzin", war seit 1803 Oberprokureur des Synod, wurde 1810 Kultus- und 1817 zugleich Unterrichtsminister, mußte diese Aemter indessen 1824 niederlegen, während er die Oberleitung des Postwesens beibehielt. Als Begründer der russischen Bibelgesellschaft, Freund Jung-Stillings und Beschützer der Frau v. Krüdener, galt er dem griechisch-orthodoxen Klerus für das Oberhaupt der evangelisierenden Pietisten Rußlands (geb. 1773, † 1844).

nächst noch nicht die Rede. Zur Entscheidung der wichtigsten aller schwebenden Fragen, derjenigen, ob Rußland den Krieg gegen Frankreich weiterführen oder in Friedensverhandlungen eintreten werde, wurde bis zum Schluß des Jahres nicht einmal Miene gemacht. Dafür weiß Herr v. Obry von einer ganzen Anzahl von Intriguen zu berichten, die gegen die Minister Czartoriski, Nowossilzow und Strogonow gesponnen wurden. Ob man diesen Männern wegen ihrer kriegerischen oder wegen friedlicher Absichten zu Leibe gehen wollte, blieb dabei zweifelhaft. Auf die Kriegführung und die Mitschuldigen derselben — einschließlich den Großfürsten Konstantin — zu schimpfen, war Mode geworden, im übrigen aber konzentrierte sich alles Interesse auf die Personenfragen, ohne daß diese mit der ausstehenden politischen Entscheidung in direkte Verbindung gebracht worden wären. Selbst so vollendete Hohlköpfe wie der Justizminister Fürst Lapuchin ergingen sich in Denkschriften über die schweren, von ihren drei Kollegen begangenen Fehler, hüteten sich aber gleichwohl, über die einzuschlagenden neuen Wege irgend welche bestimmte Meinung auszusprechen. Von dem Kaiser wußte man nur, er habe wiederholt erklärt, daß er sich von seinen „Freunden“, das heißt den drei angefochtenen Ministern, nicht trennen wolle, — Anhaltspunkte für die sonstigen Absichten des Monarchen fehlten dagegen vollständig. Als besonders charakteristisch wird hervorgehoben, daß bei Gelegenheit der Aufführung eines neuen Stücks, „Le mariage d'Aubigné“ Seine Majestät die Ausführungen des Titelhelden über die Treue und Unerschütterlichkeit seines jungen Königs (Heinrich IV.) mit lauten Beifallsbezeigungen begleitet habe! Der Bericht schließt mit sarkastischen Anspielungen darauf, daß Napoleon bei einem Teil der Armee populär zu werden beginne und daß der Haß gegen Oesterreich, den angeblichen Hauptschuldigen der russischen Niederlage, sich in das Gewand soldatischer Bewunderung für den Besieger Rußlands und Oesterreichs zu kleiden Miene mache — eine Bemerkung, die sich mit Rücksicht darauf, daß Herr v. Obry selbst entschiedener Feind Oesterreichs und Bewunderer Napoleons war, besonders charakteristisch ausnimmt.

Der nächste Bericht Obrys ist vom Ende des Februarmonats (1806) datiert. Etwa vier Wochen zuvor war von einem unter dem Vorsitz des Kaisers versammelten Ministerrate beschlossen worden, mit Napoleon in Friedensverhandlungen zu treten, gleichwohl aber an der Verbindung mit England (Pitt starb erst nach Fassung dieses Beschlusses, am 26. Januar 1806) festzuhalten, mit der Pforte auf möglichst guten Fuß zu kommen und Preußen von der Annahme des französischen Bündnisvorschlages zurückzuhalten. Daß Alexander dem König Friedrich Wilhelm III. erst wenige Wochen zuvor geschrieben hatte, er möge sich so gut wie möglich mit Frankreich abfinden, war jetzt, wo Rußland selbst eine „Abfindung“ mit Napoleon versuchen wollte, vergessen! — Der Kaiser selbst war vornehmster Träger des Friedensgedankens gewesen, und ihm hatten die Minister sich — nicht ohne Bedenken — gefügt. Die auf den Monarchen bezüglichen Ausführungen Obrys sind charakteristisch genug, um wiedergegeben zu werden.

Digitized by Google

„Von seiner letzten Reise ist der Kaiser mit einem Sicherheits- und Selbstgefühl zurückgekehrt, das ihm sonst nicht eigentümlich gewesen war. Leider fehlt es ihm aber an derjenigen Charakterstärke, die nötiger wäre, wenn er selbst regieren wollte. . . . . Von Austerlitz war er mit ausgesprochener Abneigung gegen den Krieg und dessen Greuel zurückgekehrt, — jetzt scheint die Liebe ihn in diesen der Sache der Menschlichkeit und des Friedens günstigen Absichten bestärkt zu haben. Madame Naryschkin schwelgt in dem Besitz ihrer Eroberung und den Freuden derselben und wiederholt dem Monarchen immer wieder, ‚daß sie ihn zu haben und nicht wieder zu verlieren hoffe‘, und dieselbe Redensart ist es, mit welcher die Kaiserin-Mutter ihren Sohn bewillkommnet hat.“ Nach einer Ausführung darüber, daß die Minister Czartoriski, Nowossilzow und Strogonow jetzt fester denn bisher zu sitzen schienen, — daß selbst die ihnen allezeit feindlich gewesene Kaiserin-Mutter veränderte Saiten aufzuziehen beginne, und daß der Kaiser dem mit erneuten Anklagen gegen die „Triumvirn“ hervorgetretenen Senator Troschtschinski[1]) ein heftiges „Schweig still!“ an den Kopf geworfen, heißt es weiter:

„In demselben Maße, in welchem Madame Naryschkin über den Kaiser ihre Herrschaft zu üben beginnt, suchen auch die drei Minister, die die Dame bisher für unwichtig gehalten und unbeachtet gelassen hatten, derselben den Hof zu machen und an ihr eine Stütze zu gewinnen . . . Der Bruder der Naryschkin und ihrer Schwester, der Geliebten des Großfürsten Konstantin, Fürst Czetwertinski (der als ehrenhafter junger Mann seinen Schwestern wiederholt Vorwürfe wegen der Offenkundigkeit ihrer skandalösen Verhältnisse gemacht hat), ist Offizier im Stabe des Generals Fürsten Bagration und hat die beiden Schwestern bestimmt, bei diesem seinem Chef zuweilen abends am Theetisch zu erscheinen. Hier treffen sie nicht nur mit der vornehmen Offiziersjugend (an deren Spitze Fürst Dolgoruki steht), sondern auch mit dem Großfürsten Konstantin, dem Fürsten Czartoriski, mit Nowossilzow, Alexander Galyzin und so weiter zusammen. Dadurch wird eine Kette von Verbindungen hergestellt, die den Ministern zu gute kommen und zum Herzen des Monarchen führen. Diese Gesellschaften (an denen der Form wegen auch einige unbedeutende Personen teilnahmen) erregen um so größeres Aufsehen, als sie in Abwesenheit der Dame des Hauses stattfinden, mit der die beiden Schwestern in heftiger Feindschaft leben.“

An diese Einzelheiten, die er für „nur allzu charakteristisch“ erklärt, knüpft unser Berichterstatter politische Reflexionen, die die Unbefangenheit seines Urteils bezeugen. Er hat den Eindruck, daß trotz alledem und alledem der Frieden nicht zu stande kommen werde, und daß der öffentliche Geist sich in einer demselben entgegengesetzten Richtung bewege. Auf zwei Punkte legt er dabei besonderes Gewicht: auf Czartoriskis ausgesprochene Abneigung gegen Preußen und Parteinahme für Oesterreich und auf die wachsende Unzufriedenheit in Ruß-

[1]) Troschtschinski (der in der Verschwörung gegen Paul I. eine gewisse Rolle gespielt hatte) berief sich besonders auf die in Moskau herrschende Unzufriedenheit.

land, die der Kaiser nicht herauszufordern wagen werde. Czartoriski bringe seine Parteinahme für Oesterreich in zunehmendem Maße zum Ausdruck und gehe dem im Auftrage Friedrich Wilhelms III. nach St. Petersburg gesandten Herzoge von Braunschweig mit solcher Geflissentlichkeit aus dem Wege, daß er Hofdiners verlasse, wenn der Herzog zu denselben geladen sei. Als wütendste Feindin Preußens gebärde sich aber die Mutter Czartoriskis,[1]) die nicht vergessen habe, daß sie vor der letzten Teilung Polens dem Marquis Lucchesini zu Füßen gelegen habe, um Preußens Unterstützung zur Königswahl ihres Sohnes (des jetzigen Ministers) zu erbitten. Dem preußischen System sei auch Nowossilzow abgeneigt und die Gewalt der antipreußischen Strömung so stark, daß selbst Alexanders Zuvorkommenheit gegen den Herzog von Braunschweig dieselbe nicht aufzuhalten vermöge.

„An dem Tage, an welchem der Herzog in die Stadt kommen und ins Theater gehen sollte, hatte Naryschkin durch seinen Bruder, den Generaldirektor der Hofbühnen, die Aufführung des ‚Tartüffe‘ ansagen lassen! Es geschah das, weil die Kreaturen Oesterreichs und andre Uebelwollende der mit dem Ziel der Mission des Herzogs unbekannten Masse einreden wollten, dieser in jeder Hinsicht würdige Fürst sei ein verlogener Phrasenmacher! In dem Augenblick, in welchem der Herzog die kaiserliche Loge betrat, brach die Zuschauerschaft in Beifallklatschen aus, weil sie glaubte, die kaiserliche Familie sei erschienen, wie solches angekündigt worden war. Als man aber gewahr wurde, daß allein der Herzog, sein Gefolge, Graf Goltz[2]) und der ihm als Ehrenbegleiter beigegebene Naryschkin eingetreten seien, wurde das Beifallklatschen von den verschiedensten Seiten durch ein vernehmliches ‚Pst! Pst!‘ unterbrochen. Denjenigen aber, die noch nicht verstanden hatten, worum es sich handle, wurden die Augen geöffnet, als bei den beruhigenden Worten, die der Exempt zum Schluß des Stücks an Orgon richtet:

‚Remettez vous Monsieur d'une alarme aussi chaude
Nous vivons sous un Prince, ennemi de la fraude,
Un Prince dont les yeux se font jour dans les coeurs
Et que ne peut tromper tout l'art des imposteurs‘

ein lautes und allgemeines Beifallklatschen begann.

„Der Kaiser und der Großfürst (so fährt Obry fort) meinen es mit ihren Freundlichkeiten gegen den Herzog aufrichtig, die in der Umgebung des Monarchen maßgebenden Personen aber verfolgen Absichten, deren Feindseligkeit nicht zweifelhaft sein kann. Ich weiß, daß insgeheim darauf hingewirkt wird, Herrn v. Alopäus von dem Berliner Gesandtschaftsposten zu entfernen und jemand anders an seine Stelle zu bringen. Alopäus ist nahezu der einzige diplomatische Vertreter Rußlands, der im Ausland für unparteiisch gilt und der sich durch

---

[1]) Isabella, geborene Gräfin Flemming, † 1835.

[2]) Generalleutnant Graf Karl Alexander v. d. Goltz war vieljähriger preußischer Gesandter am russischen Hofe (geb. 1747, † 1817).

Digitized by Google

seine Haltung und seine maßvollen Grundsätze (die hier freilich als ‚blinde Hingebung‘ bezeichnet werden) in Berlin Achtung und Beliebtheit erworben hat. Ob er sich gegen den drohenden Sturm wird behaupten können, weiß ich nicht, Mühe genug wird ihn das kosten. — Wenn das die geheimen Absichten sind, welche diese Partei Preußen gegenüber verfolgt, so bedarf es kaum einer Ausführung über die Empfindungen, die man gegen uns (die Bayern) hegt! Und unter denselben Leuten, die sich so betragen, giebt es welche, die dem General Meerfeld[1]) besonderes Vertrauen beweisen. In dieser Hinsicht besteht ein Gegensatz zwischen dem Verhalten der Minister und demjenigen der Hofgesellschaft, der in diesem Höflingsvolk eine höchst seltene Erscheinung bildet. Viele hochgestellte Personen haben dem österreichischen General den Besuch nicht erwidert und die Karten, die er ihnen zu zwei verschiedenen Malen zugestellt, unberücksichtigt gelassen. Hierher soll unter andern Graf Orlow[2]) gehören, von dem ich bestimmt weiß, daß er den Besuch des österreichischen Konsuls nicht angenommen hat; das Gleiche hatte mir gegenüber Graf Schuwalow[3]) am Neujahrstage gethan. Im allgemeinen kühl behandelt, hat der General bei dem Minister Gurjew[4]) und bei den Wolkonski[5]) eine besonders wenig entgegenkommende Aufnahme gefunden.“

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig († 1806) war am 31. Januar (1806) in St. Petersburg eingetroffen, um die Gründe zu entwickeln, aus denen König Friedrich Wilhelm III. dem Rate Haugwitz’ gefolgt und mit Frankreich in Beziehungen getreten war, die wenig später (am 15. Februar) zum Abschluß eines förmlichen Bündnisvertrages führten. Die Wärme, mit welcher der Bericht Obrys sich des Herzogs annimmt und die Interessen Preußens mit denjenigen seines Landes identifiziert, läßt annehmen, daß der bayrische Geschäftsträger mit diesem Teil der Mission Braunschweigs bekannt geworden war; daß der Herzog außerdem beauftragt war, Preußens Verhalten und insbesondere die Besitznahme Hannovers mit der Gewalt der Umstände zu entschuldigen, Preußen die Thür zu einem Zusammengehen mit Rußland und einer eventuellen Aktion gegen Napoleon offen zu halten, hatte der Vertreter des inzwischen zum „König von Bayern“ gewordenen Kurfürsten Maximilian Joseph dem Anschein nach nicht in Erfahrung gebracht. Des Herzogs Auf-

---

[1]) General Meerfeld (der nach der Schlacht von Hohenlinden mit Moreau verhandelt hatte und jetzt in diplomatischer Mission zu St. Petersburg verweilte) galt für einen entschiedenen Feind Frankreichs.

[2]) Gemeint ist Graf Alexei Orlow, der Sieger von Tschesme und Hauptbeteiligter an dem Ende Peters III. Er starb 1808.

[3]) Graf Paul Schuwalow (Großvater des Botschafters und Teilnehmers am Berliner Kongreß von 1878 Grafen Peter) war als Teilnehmer an den Feldzügen Suwarows bereits im fünfundzwanzigsten Lebensjahre General geworden, † 1823.

[4]) Minister der Kaiserlichen Apanagen, von 1810 bis 1823 Finanzminister, seit 1819 Graf.

[5]) Fürst Peter Wolkonski war Adjutant, später Generaladjutant Alexanders I. und unter dem Kaiser Nikolaus I. Minister des Kaiserlichen Hauses.

enthalt in St. Petersburg war allerdings von mehrmonatlicher Dauer und machte verschiedene, durch die jeweiligen Verhältnisse bedingte Phasen durch. In der Summe trifft der Berichterstatter das Richtige, wenn er zum Schluß hervorhebt, daß die Meinung der in St. Petersburg maßgebenden Kreise mit den Liebenswürdigkeiten, die der Hof dem preußischen Abgesandten erweise, nichts gemein habe und daß die in der Armee herrschende Unzufriedenheit mit dem „Korporalismus", dem der Kaiser und der Großfürst huldigten und der als Hauptursache des Mißerfolgs von Austerlitz angesehen werden müsse, daß diese Unzufriedenheit es dem Kaiser schwer machen werde, sich im entscheidenden Augenblick auf die Seite der unbedingten Friedensfreunde zu stellen.

Die dritte und letzte der uns vorliegenden Obryschen Denkschriften ist vom Anfang des Mai 1806 datiert. Trotz einer großen Anzahl von Einzelmitteilungen enthält dieselbe keinen eigentlichen Beitrag zur Geschichte der Verhandlungen, die damals im Mittelpunkt der europäischen Aufmerksamkeit standen und außer dem — im Grunde höchst einfacher Natur — zur Ausführung im Januar gefaßten Beschlusse, den Versuch zu einer Verständigung mit Napoleon, beziehungsweise zu einem Friedensschlusse mit Frankreich anzustellen, war während der folgenden Monate nichts geschehen. Der bisherige Führer der oppositionellen und friedensfreundlichen Whigpartei des britischen Unterhauses, Charles James Fox, hatte zu Ende des Januarmonats die Leitung des durch Pitts Tod verwaisten Londoner Auswärtigen Amtes übernommen. Nach russischer, besonders nachdrücklich von Czartoriski vertretener Auffassung sollte dadurch das Zustandekommen eines französisch-englischen Friedensschlusses gesichert und Rußland Gelegenheit geboten worden sein, gemeinsam mit dem britischen Kabinett in die Friedensverhandlung zu treten. Dem Kaiser dünkte ein derartiges gemeinsames Vorgehen die günstigste aller zurzeit eröffneten Möglichkeiten zu sein, Czartoriski aber wünschte den Briten zuvorzukommen und wußte seinen Willen wenigstens so weit zur Geltung zu bringen, daß die Feststellung der dem russischen Unterhändler zu erteilenden Instruktion in seinen Händen blieb und daß er derselben eine zweideutige Fassung geben konnte. Zum Unterhändler wurde ein früherer Geschäftsträger in Paris, Staatsrat Oubril, ausersehen, wegen der fortdauernden Unsicherheit über Fox' Entschließungen indessen die gesamte Angelegenheit bis zum Juli in der Schwebe gelassen.

Obrys Denkschrift ist inmitten dieses Zustandes der Unsicherheit abgefaßt und fast ausschließlich auf zwei Punkte gerichtet: auf die in unaufhaltsamer Zunahme begriffene Unzufriedenheit mit der Regierung Alexanders und dem Zustande der Verwaltung und auf den wachsenden Einfluß und die unheilvolle Thätigkeit der englischen Partei. Dem eifrigen Franzosenfreunde dünkt kein auf die damaligen Verhältnisse Rußlands bezüglicher Ausdruck zu hart, die Zukunft dieses Staats und seines Beherrschers für in hohem Grade gefährdet. Damit, daß die Unzufriedenheit eine weitverbreitete war, daß es an Gründen für dieselbe nicht fehlte, und daß unter dem Zepter des ebenso humanen wie bestimmbaren und unfesten jungen Kaisers Korruption und Mißwirtschaft der Ver-

Digitized by Google

waltung höher angewachsen waren als unter den früheren, nichts weniger als ideal gerichteten Vorgängern, damit hat es in der That seine Richtigkeit. Man hat nur nötig, die auf die Anfänge der Regierung Alexanders I. bezüglichen Abschnitte des Bernhardischen Geschichtswerks aufzuschlagen, um gewahr zu werden, daß die Darstellung unsers Berichterstatters trotz mannigfacher Uebertreibungen und Schiefheiten an einer ganzen Anzahl entscheidender Momente mit dem Urteil des hervorragendsten neueren Kenners russischer Dinge zusammentrifft. Höchst bezeichnend ist dabei, daß die schweren und unbeweisbarsten der Anklagen, welche der bayrische Geschäftsträger auf gewisse maßgebenden Personen häuft, auf Angaben hoher und angesehener Beamten beruhen, die bei Namen genannt werden, daß diese „Eingeweihten" über ihre Kollegen und Mitbewerber noch härter urteilen als der ausländische Beobachter selbst thut, und daß er dabei auf Thatsachen hinweist, die erst sehr viel später allgemein bekannt geworden sind. Es wird sich Gelegenheit bieten, dieselben im einzelnen zu bezeichnen.

Obrys Denkschrift beginnt mit einer Aufzählung der schweren Mißerfolge, welche die russische Politik in Asien erlitten hatte, auf das durchaus verschuldete Fiasko der Missionen nach Japan und China, deren Träger Räsanow[1]) und Graf Golowkin gewesen waren, und auf den traurigen Ausgang der so großsprecherisch angekündigten Unternehmungen des Fürsten Zizianow gegen Persien und die diesem verbündeten Dynasten der transkaukasischen Grenzländer. Er geht sodann zu einer leidenschaftlichen Diatribe gegen den Grafen Rasumowski und eine Anzahl andrer höherer Beamter über, denen er (unter Berufung auf das Zeugnis „Eingeweihter", insbesondere des vieljährigen Kanzleidirektors im Auswärtigen Ministerium Aubert) die Entgegennahme österreichischer und englischer Bestechungen zum Vorwurf gemacht hat. Dann heißt es weiter:

„Zieht man die Großmut der russischen Regierung gegen den Grafen Stadion[2]) in Betracht, so könnte man meinen, daß Rußland dem Wiener Hof gegenüber ‚Bestechungsrepressalien' zu üben versuche. Außer den außerordentlichen Geschenken, die der Kaiser ihm (sc. Stadion) und seiner Frau gemacht hat, hat er die im Hause dieses Botschafters befindlich gewesenen Bilder, Weine und Vorräte zu übertriebenen Preisen ankaufen lassen. Dem Grafen v. d. Goltz, der finanziell sehr beengt und sogar verschuldet war, sind ähnliche Vorschläge und zwar in höchst delikater Weise durch den Fürsten Czartoriski gemacht worden, mit der ihm eigentümlichen strengen Rechtlichkeit hat er dieselben aber abgelehnt.

---

[1]) Vergl. über Räsanow Th. v. Bernhardis Aufsatz „Der Weltumsegler Krusenstern" (Vermischte Schriften, Band I). Der Aufstellung, daß Alexander I. während dieser Lebensperiode nur schwer zu einem entscheidenden Worte kam, „daß er sich scheute, jemand, mit dem er persönlich in Berührung kam, persönlich zu verletzen, und daß er, wo sich einander widersprechende Ansprüche gegenüberstanden, die Dinge in der Schwebe ließ" (a. a. O. S. 29), begegnet man auch bei Obry, nur daß dieser sich sehr viel schärfer ausdrückt.

[2]) Der nach dem Preßburger Frieden zum Minister des Auswärtigen ernannte Graf Johann Philipp Karl Joseph Stadion war in den Jahren 1804 und 1805 Kaiserlicher Botschafter in St. Petersburg gewesen (geb. 1763, † 1824).

„Da einmal von auswärtigen Vertretern die Rede ist, so wird erwähnt werden dürfen, daß der Marquis de la Maisonfort[1]) mit dem bisher nicht bekannt gewesenen Posten eines russischen Geschäftsträgers bei Seiner Hoheit dem Herzog von Braunschweig betraut worden ist. Nach dem, was man mir sagt, waltet dabei die geheime Absicht ob, eine Art Kontrolle über die russische Gesandtschaft in Berlin zu schaffen. Man denkt dabei an die Eventualität, daß Herr v. Alopäus sich in seinem Amte erhält, indem man weiter für wünschenswert hält, in dem gegenwärtigen Zeitpunkt zunehmenden französischen Einflusses in Norddeutschland einen Berichterstatter zur Verfügung zu haben, der die benachbarten Höfe im Auge behalten, durch seine französischen Verbindungen genaue Nachrichten aus dem Innern Frankreichs erhalten und gegebenenfalls ein Zentrum für die politischen Umtriebe abgeben könnte, mit denen gewisse Leute sich immer noch tragen. Herr v. Maisonfort hat hier verbreiten lassen, daß er ein guter Freund des Herzogs von Braunschweig sei, in dessen Hauptstadt er mehrere Jahre gelebt hat, und weiter dem Ministerium angedeutet, daß auf solche Weise durch Vermittlung des in Preußen und bei dem Könige hochangesehenen Herzogs auf das Berliner Kabinett Einfluß geübt werden könne. Auf solche Weise werde man dem Einfluß Frankreichs in Berlin begegnen und einen Stützpunkt gewinnen können."

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen geht der Berichterstatter von den äußeren Verhältnissen auf die inneren Zustände Rußlands über. Die Schwäche des Kaisers sei im Verlaufe seiner nunmehr fünfjährigen Regierung so deutlich und so unwidersprechlich geworden, daß von diesem wohlmeinenden Monarchen selbst in Militärkreisen mit einer gewissen Nichtachtung gesprochen werde. „Seit sie ihn kennen, treiben die Hofleute mit seiner Güte so weitgehenden Mißbrauch, daß sie ihm Orden und andre Auszeichnungen durch Schmollen (ils se mettent à bouder) abzupressen wissen. Unter den der zahlreichen darüber umlaufenden Geschichtchen ist das nachstehende wohl das merkwürdigste und charakteristischste. Der Kaiser war mit dem neulich in St. Petersburg erschienenen Gouverneur und Truppenkommandeur der Provinz Smolensk, Fürsten Boris Galyzin, unzufrieden und ließ ihn — gegen den sonstigen Gebrauch — nicht zur Tafel. Der Fürst stellte sich ungeladen zur Speisestunde in dem für die Tischgäste bestimmten Salon ein. Vor Beginn des Mittagessens gemeldet, gab Galyzin dem im Auftrag des Kaisers nach seinem Begehr fragenden Hofmarschall Grafen Tolstoj zur Antwort, er sei zur Tafel erschienen, da er angenommen habe, daß die ihm seinem Range nach zukommende Einladung versehentlich unterlassen worden sei. In höchstem Zorn befahl der Monarch dem Hofmarschall, den Unverschämten zu entfernen, Tolstoj aber, der keine Neigung verspürte, sich

[1]) Der Marquis de la Maisonfort war ein gebildeter und federfertiger Emigrant, der sich durch das obenerwähnte historische Schauspiel „Le mariage d'Aubigné" den Ministern des sogenannten Triumvirats und dem Kaiser zu empfehlen gewußt hatte. Er dürfte mit dem Mitverfasser der Proklamation Ludwigs XVIII. vom 3. Mai 1814 identisch sein. Vergl. Bernhardi, Geschichte Rußlands und der europäischen Politik, Band II, Abt. 2, S. 821 und S. 826 sowie „Talleyrand" von Lady Blennerhasset, S. 438.

Digitized by Google

wegen einer wahrscheinlich vorübergehenden Laune Seiner Majestät mit einem einflußreichen Geschlecht zu verfeinden, bat um Entbindung von diesem peinlichen Auftrage. Der Kaiser ließ jetzt den Militärgouverneur holen, ‚der wohl den Mut haben werde, diesen Befehl auszuführen‘. Da auch dieser Bedenken erhob und von einer allzu schweren Demütigung Galyzins sprach, gab Alexander nach, indem er sich ohne weiteres an die Tafel setzte. Galyzin nahm, als ob nichts vorgefallen sei, gleichfalls Platz, und der gutmütige Monarch glaubte ihn genügend dadurch bestraft, daß er nicht mit ihm sprach und an Galyzins Tischnachbarn einige auf den Unverschämten gemünzte sarkastische Bemerkungen richtete. Galyzin entfernte sich nach Beendigung der Mahlzeit und reiste drei Tage später ruhig in seine Provinz ab. Ich glaube nicht, daß irgend eine Hofgeschichte von einem ähnlichen Vorgang zu berichten weiß ... Danach ist nicht zu verwundern, wenn die Bande der Disciplin sich auch in der Armee lösen, rücksichtlich welcher dem Kaiser mehr an reglementsmäßig angelegten Uniformen und sorgfältig geschlossenen Knöpfen, als an unbedingtem und schweigendem Gehorsam gelegen zu sein scheint. So hat der Kaiser einen neu eingetretenen Offizier Chaumas, an dem er bei der Vorstellung eine falsche Nuance des Uniformkragens entdeckte, verhaften, auf die Hauptwache bringen und dadurch in solchen Schrecken setzen lassen, daß der Unglückliche nahe daran war, Hand an sich zu legen. Ein Offizier der Garde zu Pferde, Lanskoi, der Adjutant des Großfürsten Konstantin und Günstling desselben, war (wie er mir selbst erzählt hat) in Ungnade gefallen, verhaftet und für eine Weile an die Botschaft nach Paris versetzt worden, weil er einen Knopf seines Uniformkragens hatte offenstehen lassen."

Wir übergehen die Reihe von Belegen für die Zunahme der Beamtenbestechlichkeit, die der Berichterstatter aufführt, um bei einem Beispiel stehen zu bleiben. „Ohne die geringste Scham hat der Postbeamte, der die Briefe ins Ausland entgegennimmt, mir erzählt, daß er sich jährlich 20000 Rubel mache, die die Vertreter des Handels von St. Petersburg ihm zahlen müßten ... Wenn dergleichen sozusagen unter den Augen des Monarchen vorkommen kann, so wird man sich eine Vorstellung davon machen dürfen, wie es in den entfernteren Teilen des Reichs zugeht ... Kommt auf diese Dinge die Rede, so erklären die Russen dieselbe aus der Schwäche und Humanität des Kaisers und aus der verkehrten Erziehung, die demselben zu teil geworden sei. Ich habe Herrn Laharpe [1]) nicht kennen gelernt, ich weiß aber, daß die Grundsätze, welche er seinem Zögling beigebracht hat, zu dem Beruf, für welchen derselbe bestimmt war, nicht paßten; unser guter Alexander hätte vielleicht einen tüchtigen Landammann oder Markgrafen abgegeben, — in seiner Heimat wurde er wegen seiner

---

[1]) Frédéric César Laharpe (geb. 1754 zu Rolle im Kanton Waadt) war von 1783 bis 1793 Lehrer der damaligen Großfürsten Alexander und Konstantin, mußte seines vorgeschrittenen Liberalismus wegen indessen St. Petersburg im Jahr 1793 verlassen und in sein Vaterland zurückkehren. Mit dem Kaiser Alexander, der ihn alsbald nach seiner Thronbesteigung zu einem Besuch in St. Petersburg bestimmte und im Jahr 1814 zum Rang eines Generals erhob, blieb er stets in freundschaftlichen Beziehungen. † 1838.

Geschmacksrichtung wie wegen seiner Güte zum Fremdling ... Denke ich an die Anfänge seiner Regierung zurück und vergleiche ich dieselbe mit dem gegenwärtigen Zustande, so traue ich meinen eignen Augen nicht. Als damals die Ministerien eingerichtet, die Rechte des Senats erweitert und eine gewisse Verantwortlichkeit der Minister festgesetzt wurde, als alle diese den Geist der Humanität atmenden Anordnungen direkt vom Throne ausgingen und selbst Maßregeln zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Aussicht genommen wurden, hätte man glauben können, daß Alexander sein 3000 Meilen umfassendes, großenteils von Barbaren bewohntes Reich auf den Fuß der Republik von Athen zu setzen beabsichtige. Damals verbrachte er seine Abende in vertrauten Unterhaltungen mit Herrn Laharpe, den er beständig zu Rate zog, und dem er zuhörte, wie es die Schüler des göttlichen Plato diesem gegenüber gethan hatten. Und dann mußte dieser verehrte Mentor doch wieder weichen!... Zu Anfang meiner hiesigen Niederlassung, als ich die eingeführten Neuerungen besonders aufmerksam beobachtete und den Gegensatz bemerkte, in welchem dieselben zu den überkommenen Regierungsgrundsätzen waren, sagte ein guter alter Russe mir einmal in vertraulichem Gespräch das Folgende: ‚Man sieht, daß Sie unser Land noch nicht kennen; — das alles wird über zwei Jahre vollständig vergessen und beiseite geschoben sein.‘ Und so ist es in der That gewesen... Wohl geschieht es, daß der Kaiser zuweilen brüsk und eigensinnig auffährt — er glaubt alsdann, Autorität geübt zu haben, und ist stolz darauf — man kennt ihn aber und weiß andre Momente dazu auszunutzen, daß man ihn in veränderter Form dahin führt, wo man ihn hat haben wollen. Weiter kann man sich nicht verhehlen, daß dem Ansehen des Kaisers durch das Aergernis Abbruch gethan wird, welches sein Verhältnis zu Madame Naryschkin in zunehmendem Maße erregt. Den Reiz, welchen für zartfühlende Personen das Geheimnis dieser Art von Verhältnissen hat, scheint er ebensowenig zu kennen wie die politischen und moralischen Rücksichten, die ihm durch seine Herrscherstellung auferlegt sind und die er einer ebenso bescheidenen, schönen und tugendhaften wie diskreten Gemahlin schuldet, einer Gemahlin, die so zartfühlend ist, daß sie selbst den Schmerz über den gegebenen schweren Anstoß zu verbergen sucht... Täglich finden Begegnungen und Spaziergänge auf öffentlicher Gasse statt! Der Kaiser und die Favoritin verlassen ihre Wohnungen in dem nämlichen Augenblick, um einander pünktlich begegnen zu können; es geschieht das so regelmäßig, daß die Bewohner der Stadtteile, die sie zu passieren haben, danach ihre Uhren regulieren können. Ich kann versichern, daß dabei keine Uebertreibung unterläuft, sondern daß dem buchstäblich so ist. Noch dieser Tage, als die Kaiserin mit ihrer Schwester und der Fürstin Galyzin, geborenen Schachowskoi im Sommergarten spazieren ging, sah sie den Kaiser, der ihrer nicht gewahr geworden war, in einer entfernten Allee vom Pferde steigen und auf die lustwandelnde Frau Naryschkin zugehen. Ohne es zu wollen, stieß Ihre Majestät etwas später, als sie ihren Spaziergang fortsetzte, in der nämlichen Allee auf das Liebespaar. Die Kaiserin wandte sich um, verließ den Garten und begab sich zum Englischen Quai, um am Newa-

Digitized by Google

ufer auf und nieder zu gehen. Das Unglück wollte, daß die Naryschkin, nachdem sie sich vom Kaiser getrennt, gleichfalls zum Englischen Quai fuhr, und daß sie, just als ihr Wagen dem Senatsgebäude gegenüber war, abermals auf den Kaiser stieß, daß dieser sich vom Pferde niederbeugte, um mit seiner Geliebten vertraulich zu plaudern, und daß inzwischen die Kaiserin an demselben Punkte des Quai anlangte. Das durch dieses Verhältnis erregte Aergernis erhält durch die Stürme und Zwistigkeiten, von denen es bewegt wird, noch besondere Nahrung. Charakteristisch dafür ist ein Vorgang, der zu einer mehrmonatlichen Trennung Veranlassung gegeben hat.

„Auf dem letzten, kurz vor Beschluß des Karneval stattgehabten Hofball tanzte der Kaiser mit der Gemahlin des jungen, gegenwärtig in England weilenden Grafen Strogonow,[1]) in welche er einmal verliebt gewesen war, die ihm aber widerstanden und ihrem Manne die Treue gewahrt hatte. Die Aufmerksamkeit, die er der Dame während dieses Tanzes erwiesen, erregte die Eifersucht oder Eitelkeit der Frau Naryschkin, die dem Kaiser lebhafte Vorwürfe machte. Der Monarch ärgerte sich und ließ sie stehen. Die Dame geriet darüber außer sich, und als der Kaiser sie eine Weile darauf wieder aufsuchen wollte, war sie nach Hause gefahren! Der Kaiser geriet in sichtliche Erregung, zog seine Vertrauten zu Rate und beschloß, sie ihr Unrecht fühlen zu lassen, indem er eine Weile mit ihr schmollte. Der Herr Prokureur des heiligst dirigierenden Synod wurde in Bewegung gesetzt und beauftragt, der Schönen von dem Aerger Seiner Majestät Kenntnis zu geben. Er that das mit der Bosheit eines russischen Hofmannes, dem die Dame nicht die durch sein geheiligtes Amt bedingte Ehrfurcht erwiesen hatte, und berichtete sodann in einem Sinne, der das eingetretene Zerwürfnis verlängerte und vergiftete. Frau v. Naryschkin spielte die Stolze, ließ aber zugleich ihren Arzt, den Dr. Frank, kommen, um sich für schwer erkrankt und durch den erwähnten Auftritt mit allen denkbaren Leiden behaftet auszugeben. Länger als fünf Tage kann der Kaiser nicht an sich halten, er besucht seine Schöne, es findet eine vollständige und ergreifende Aussöhnung statt, Frau v. Naryschkin aber erklärt unter strömenden Thränen, daß sie sich in einem Zustande befinde, der den Gebrauch der Bäder von Teplitz und Eger unvermeidlich mache. Der Kaiser gerät in Verzweiflung, bescheidet den Arzt zu sich und verlangt von ihm einen Spezialbericht über den Zustand der Naryschkin. Dr. Frank beharrt auf der Notwendigkeit eines Gebrauchs der böhmischen Bäder, der Kaiser stimmt endlich zu, die Abreise wird auf die Mitte des Mai festgesetzt, und behufs möglichster Beschleunigung von Reise und Rückkehr wird der Maitresse ein Reisegeld von 200000 Rubel zugesendet; nach der Rückkehr von seiner Reise hatte der Kaiser ihr bereits einen Diamantschmuck im Werte von 300000 Rubel geschenkt; im Jahre zuvor war der Herr Gemahl zum Dank für seine Gefälligkeit mit dem Alexander-Newski-Orden, der Oberjägermeisterwürde und einem Geld-

---

[1]) Graf Paul Strogonow, naher Freund des Kaisers und einer der „Triumvirn" (man nannte ihn l'homme à toute sauce), war mit der Fürstin Sophie Galyzin verheiratet. Er starb 1817 zu Madeira.

geschenk von 300 000 Rubel begnadigt worden; außerdem hatte der Kaiser ihm ein Gut, das er wegen seiner Unergiebigkeit los werden wollte und das auf 120 000 Rubel geschätzt worden war, für 300 000 Rubel abgekauft.“

Das durch diese Mitteilungen eröffnete Kapitel aus der St. Petersburger Skandalchronik weiter zu verfolgen, hätte keinen Zweck. Bemerkenswert erscheint dagegen der Schluß des vorliegenden Berichts. Nach einer Reihe von Ausführungen darüber, daß die Regierung von der Zunahme der über alle Gesellschaftskreise verbreiteten Unzufriedenheit genugsam unterrichtet sei, um der Geheimpolizei eine erweiterte Organisation zu geben (als Leiter derselben wird ein General Haertel genannt), kommt Herr v. Obry zunächst darauf zu reden, daß die Kaiserin-Mutter sich immer wieder dem Verdacht aussetze, nach der Regierung zu streben, und daß ihr Verhalten während der kritischen Tage, wo von dem auf dem Schlachtfelde von Austerlitz erschienenen Kaiser die Nachrichten fehlten, in der That ein sehr auffälliges gewesen sei. Wenn er hinzufügt, für das Nachsprechen von Dingen so entsetzlicher Art gebe es nur eine Erklärung, nämlich die Thatsache, „daß man in einem Lande lebe, wo die Begünstigtesten die Undankbarsten sind und wo man unter den Würdenträgern der Garde und des Hofs täglich Personen begegne, die an zwei Kaisermorden beteiligt gewesen“, so erinnert das an die an und für sich gewagt klingenden Hinweisungen auf Charakter und Absichten der Kaiserin Marie Feodorowna, die sich in Bernhardis bekannter Abhandlung über „Das Ende des Kaisers Paul“ finden.[1])

Ueber seinen Hauptgegenstand, die Unsicherheit der Aussichten für das Zustandekommen eines russisch-französischen Friedensschlusses, bemerkt er abschließend das Folgende: „Die Vorherrschaft der englischen Partei befestigt sich derart, daß es dem Kaiser schwer fallen dürfte, dieselbe zu durchbrechen, wenn ihm die Augen über den Umfang der drohenden Gefahr einmal aufgehen sollten. Die englische Botschaft weiß diejenigen jüngeren Leute, die Einfluß und politischen Kredit besitzen, an sich zu ziehen und entfaltet eine Gastfreiheit, die man sonst nicht bei ihr wahrgenommen hatte. Wer zur englischen Partei neigt, findet stets offene Thüren, während andre Leute so empfangen werden, daß sie die Lust zum Wiederkommen verlieren. Besonders auffallend ist Meerfelds Intimität mit dieser Partei; wie früher den Grafen Stadion, so sieht man jetzt ihn stets in Gesellschaft der Herren von der englischen Botschaft. Im Innern des kaiserlichen Palais übt England seinen Einfluß durch gewisse Aerzte, die nicht sowohl durch professionelle Leistungen als durch Geschick für Intrigue und Bestechung glänzen und alles, was vor sich geht, in Erfahrung zu bringen wissen. Ganz besonders thut Rodgerson[2]) sich in dieser Beziehung hervor. Er reist häufig nach Eng-

---

[1]) Vermischte Schriften, Band I, S. 146 ff. und 159 bis 161 und S. 165. Desgleichen Geschichte Rußlands, II. Teil, 2. Abteilung, S. 436 und die (russisch erschienenen) Denkwürdigkeiten Von-Wisins, S. 77.

[2]) Dr. Rodgerson war seit 1786 Leibarzt des Kaiserlichen Hofs. Nächst ihm spielte ein Schotte Sir James Willié unter den ärztlichen Autoritäten der Zeit Alexanders I. die Hauptrolle.

Digitized by Google

land, um sich neue Instruktionen zu holen, und weiß stets im entscheidenden Augenblick wieder auf dem Platz zu sein. Von der Feindseligkeit, welche diese Leute gegen den Dr. Frank hegen, macht man sich nur schwer eine Vorstellung; sein großer Ruf, seine persönliche Thätigkeit und sein maßvolles Verhalten haben ihn bisher über diese Umtriebe und Verleumdungen den Sieg davontragen lassen ..."

Die auf die Absendung dieses Berichts folgenden Ereignisse haben die Richtigkeit der Voraussagungen des bayrischen Geschäftsträgers bestätigt. Entsprechend den Friedensneigungen des Kaisers wurde Herr v. Oubril zu Anfang des Juli nach Paris gesendet, wo er sich durch Talleyrand zum Abschluß eines Vertrages bestimmen ließ, der von einer Beteiligung Englands am Friedensschlusse absah (20. Juli). Als Oubril in St. Petersburg eintraf, fand er eine wesentlich veränderte Scene vor. Czartoriski, dessen Instruktionen so gefaßt gewesen waren, daß sie eine verschiedene Auslegung, beziehungsweise den Abschluß eines Separatfriedens zwischen Rußland und Frankreich zuließen, hatte sein Amt niederlegen und einem Nachfolger Platz machen müssen, der die Verwerfung des Vertragsentwurfs und die vollständige Desavouierung Oubrils durchsetzte. Die Entschiedenheit, mit welcher dieser Nachfolger, der General Baron Budberg, sich auf die Seite Englands stellte, soll nicht nur für Czartoriski, sondern auch für diejenigen, die seine Ernennung bewirkt hatten, eine Ueberraschung gewesen sein.

Obry, der (seiner eignen Angabe nach) trotz persönlicher guter Beziehungen zum Großfürsten und zu Czartoriski stets von Kundschaftern umgeben gewesen war, hatte St. Petersburg bereits im Juni 1806 verlassen müssen. Wie es scheint, waren seine Berichte in die unrechten Hände geraten.



Bei Bernhard Baumeister.

Von

Ilka Horovitz-Barnay.

Aus der Glanzzeit des Burgtheaters zieren nur noch wenige vollgültige Namen den Palast am Franzensring. Der Tod hat in den letzten Jahren arg gehaust und hat einen bedeutenden Teil der großen Künstler nicht bloß an der Schwelle hohen Lebensalters, sondern auf der reifen Höhe ihrer Lebens- und Schaffenskraft dahingerafft.

Das Ehepaar Gabillon, Charlotte Wolter, Mitterwurzer, Helene Hartmann und Emerich Robert sind dahingegangen, und nun erscheint der glänzende Generalstab furchtbar gelichtet.

Durch so schwere Verluste mußte unbedingt aus dem Burgtheater etwas ganz andres werden, selbst wenn nicht der starke Zug nach dem Neuen, Modernen — einer Art von geistigem Stoffwechsel — große Veränderungen gebieterisch erfordert hätte.

Jede Zeit hat ihre dringenden Fortschrittsbedingungen, und die Kunst, welche der Spiegel, ja der bleibende Ausdruck der Zeit ist, muß sich demgemäß in stetem Umwandlungsprozeß, in beständiger Fort- und Neugestaltung bewegen. Das Alte — und sei es einst noch so vorzüglich gewesen, noch so laut bejubelt worden — muß endlich die Fahne senken vor dem gierigen Durst der Jugend, die der Morgenröte des neuen Tages erwartungsvoll entgegenstrebt.

In keiner andern Kunst werden sich Wandlungen, Geschmacksänderungen so schlagend erweisen, so energisch vollziehen, wie in der Theaterkunst. Von der Bühne herab werden die großen und kleinen Wünsche und Beschwerden des Einzelnen sowie der großen Menge verkündet. Das Ewig-Moralische, Gesetzliche und Ungesetzliche, die große Furcht, das große Mitleid, die große Liebe, das große Leid von ganzen Völkern, ja von der ganzen Menschheit spiegeln sich wie mächtige Fresken in dem Bühnenbilde, während leichtere Lebensvorgänge, Humor, Witz, Satire, Schalkhaftigkeit und sinnliche Genußfreude als ausdrucksvolle Genrebilder willkommene Abwechslung und Unterhaltung bieten. Während das Klassische, Mustergültige den festen Bestand der vornehmen Bühne bildet, diktiert die allzeit bewegliche Mode in den Erzeugnissen leichterer Gattung, und es wird vom Geschmacke, von der Geschicklichkeit und dem geistigen Vermögen der modernen Dichter abhängen, in welchem Maße sie durch Ernst und Heiterkeit ihre Zeit beeinflussen und belehren werden.

Die Mode als Macht ist nicht wegzuleugnen. Mit ihr muß der Dichter, mit ihr muß auch der darstellende Künstler gehen können, sonst widerfährt ihm in seinem Stolze das Schlimmste: er bleibt als einsame Ruine hinter seiner Zeit unbeachtet zurück.

Mitterwurzer bot das interessante Bild eines Zukunftskünstlers. Er eilte seiner Epoche voraus, und sein ganzes Wesen äußerte sich in dem drangvollen Bedürfnisse nach einer Stilreform. Die damalige Mode wollte ihm Zügel anlegen und drängte ihn aus ihren für ihn zu engen Grenzen in die unbeschränkte Freiheit. Als er jedoch nach seiner Tannhäuserfahrt wieder zu uns zurückkehrte, waren Jahre vergangen, und nun fand er den Boden durch den inzwischen herangereiften Zeitgeschmack wohl vorbereitet für seine Art und Weise, die sich in fesselnder Erscheinung als der prägnante Ausdruck des modernen Bühnenkünstlers erwies. — Wie kaum je einer, war er der Künstler seiner Zeit.

Fast im Gegensatz zu ihm, nur noch viel merkwürdiger, weil einzig in seiner Art, ist die Erscheinung Bernhard Baumeisters. Heute ist er siebzig Jahre alt, und mit frohem Erstaunen muß man sich sagen, daß er weder veraltet noch unmodern ist. Mit seltener Intuition, mit der stets treibenden Frische und Natürlichkeit seines Wesens hat er aus allen Wandlungen und Zeitläuften das Junge, Kräftige, Aufstrebende herausgeholt und verkörpert. Er ist durch Jahr-

Digitized by Google

zehnte mit der Zeit mitgegangen wie ein froher Wanderer, der rüstig auf- und abwärts steigt, die Schönheiten der Natur ebenso heiter und dankbar genießt, wie er ihre Fährnisse leicht überwindet und der sich unterwegs weder verirrt, noch sein Ziel aus den Augen verliert.

Seine Kunst trägt keine Jahreszahl, sie ist die Kunst aller Zeiten, die nichts von Zeitlichkeit an sich hat. Jugendliche Kraft und Schönheit verbinden sich bei ihm mit göttlicher Weisheit, wie bei Goethescher Lyrik, wie in einer Mozartschen Symphonie. Er ist klassisch und romantisch, realistisch und idealistisch, er ist leichtlebig und weise, in ihm vereinigen sich alle Stilarten zu seinem eignen Stil, der im Wahren, Natürlichen, Glaubhaften wurzelt. Seine Gestalten sind so alt wie die Welt und sie werden sich in allen Zeitaltern millionen Male wiederholen. So gehört er jeder Mode an und doch keiner. So steht er über der Wandelbarkeit der verschiedenen Stilgebungen. In seiner Persönlichkeit und seinem ganzen Wesen spricht sich dieselbe klassische Einfachheit aus. Als ich ihn jüngst besuchte, kamen wir auf die Sezession zu sprechen. Ich fragte ihn, ob er die Ausstellung derselben besuchen würde.

„Nein, ich danke!“ sagte er lachend. „Ich habe noch genug an dem Eindruck der Münchener Sezession, die ich diesen Sommer besucht habe. Herrgott, habe ich da gelacht! Die Leute müssen mich alle für närrisch gehalten haben, als ich vor dem Slevogtschen Tryptichon ‚Der verlorene Sohn‘ so losplatzte. Gott beschütze mich, ist das nun die Aufgabe der Kunst geworden, Kerle zu malen, die einem nicht Mitleid, sondern Ekel einflößen? Nee, nee, da thue ich nicht mit!“

„Auf der Bühne auch nicht?“ fragte ich.

„Da erst recht nicht! Ich sage Ihnen, da habe ich in einer Vorstellung der Berliner Sezessionsbühne die ‚Heimat‘ von Maeterlinck gesehen. Das Zeug hat mich buchstäblich aus dem Theater getrieben. Da steht im Hintergrunde ein offenes Gartenhaus, in welchem eine Familie gemütlich beim Kaffee beisammen sitzt. Nun kommen vorne ein paar Menschen herein und beraten, wie sie den Leuten da hinten mitteilen sollen, daß die älteste Tochter sich ins Wasser gestürzt habe und daß jetzt ihre Leiche nach Hause gebracht würde. Nun geht ein Wispern und Flüstern, ein Zaudern und Zagen, ein Reden und Fragen lebhaft und doch in unterdrückter Tonart an! Dazu als Staffage die heitere, nichtsahnende Familie! Es ist eine für die Nerven unerträgliche Folter! Und das ist eigentlich das ganze Stück — weiter nichts! Wenn das der Zweck eines Theaterstückes ist, warum denn nicht gleich eine Hinrichtung mit allen Einzelheiten auf die Bühne bringen. Das wäre entschieden noch ein bißchen aufregender und wirksamer! — Ueberhaupt verstehe ich das Kriegsgeschrei und Gethue mit dem Realismus in Litteratur und Bühne nicht! Wir dürften bisher gar keine Menschen, sondern lauter Engel und unwahrscheinliche Götter dargestellt haben! Als ob wir nicht auch früher wahrheitsgetreue, realistische Stücke gehabt hätten. Hebbel war — meiner Treu! — realistisch genug! Aber jetzt heißt die Parole: Elend, Not, Jammer und — Unverstand! Das Häßliche,

Absurde, das Ungesunde, Abschreckende wird einem an den Kopf geworfen. Frage ich nun: ‚Wo ist das Künstlerische, das Schöne?‘ dann heißt es: ‚Ja, das verstehen Sie nicht, das liegt tief drin, ganz unten. Danach muß man zu suchen verstehen!‘ Zum Beispiel: Ibsen! Nehmen Sie mir's nicht übel, aber er ist mir unerquicklich, geradezu schrecklich! Ewig diese Unterströmungen, diese geheimnisvollen Seelenrätsel, diese ganz und gar unmöglichen Menschen! Wie ein verwirrter Knäuel Garn, dessen Ende ich nicht finden kann! ‚Die Wildente‘ halte ich nicht aus, ‚Hedda Gabler‘ bringt mich zur Verzweiflung. Sollen solche Stücke die Aufgabe des Theaters sein? Dann verstehe ich rein gar nichts davon, dann bin ich auch gar kein Schauspieler mehr! — Nur ‚Die Kronprätendenten‘ halte ich für ein gutes Stück, bis auf die Citation des toten Bischofs.“

„Und Hauptmann?“

„Ist auch nicht mein Mann! ‚Versunkene Glocke‘, ‚Einsame Menschen‘ sind für mich verlorene Posten. Ich habe mich, offen gestanden, nicht entschließen können, den ‚Fuhrmann Henschel‘ zu spielen. Der Plebejerton und all die Behelfe von nasser, schmutziger Wäsche, von Sauerkraut und Thranstiefeln wirkten abstoßend auf mich. Ich bin ein alter Kerl und tauge nicht für Rollen, denen ich nicht meine ganze Sympathie und mein bißchen Phantasie entgegenbringen kann. — Es giebt übrigens realistische Stücke, die mir ganz gut gefallen. Da sah ich vor kurzem das Schauspiel ‚Schlagende Wetter‘ von der jungen Dichterin delle Grazie. Das hat Hand und Fuß und einen tüchtigen Kern. Die Dame ist ein starkes Talent, denkt und schreibt wie ein Mann; sie hat noch eine bedeutende Zukunft vor sich.“

„Sehr wertvoll, verehrter Meister, wäre mir Ihr Urteil über dramatische Künstlerinnen, die Sarah Bernhardt, die Duse.“

„Meine gnädigste Frau! Wer die Schröder und die Wolter gesehen und bewundert hat, wie ich, der hat von dramatischen Künstlerinnen eine ganz besondere Vorstellung. Um nur von der Wolter zu reden. Herr des Himmels! Wer kann sich sobald zu ihr vergleichen! Jedes Wort, jede Bewegung war höchste elementare Kunst, die Aeußerung einer genialen Individualität. Die meisten Schauspielerinnen sind kaum das Hühnerauge der Wolter wert! Von der Sarah Bernhardt will ich gar nicht sprechen, denn sie hat gar keinen Eindruck auf mich gemacht. Aber — nun fürchte ich, nicht nach Ihrem Sinne zu urteilen — auch die Duse hat mich enttäuscht. Die ewigen Thränen, die Weichlichkeit, die beständige Dämmerstimmung! Und die Stücke! Die Gioconda! Ein aufgebauschtes Nichts! Warum spielt die Duse nicht einmal eine wirklich große, klassische Rolle, die Medea, die Sappho. Da möchte ich sie sehen, um urteilen zu können. Da sollte sie ihre große Kunst zeigen, beweisen ob sie Wirkungen hervorbringen könnte wie beispielsweise die Wolter mit dem Parzenliede. Das war große, theatralische Wirkung, auf lange, lange hinaus, die Realisten mögen dagegen sagen, was sie wollen. Und all die andern Riesengestalten der Wolter, die Adelheid im Götz, die Orsina, die Lady Macbeth, die Kriemhilde.

Digitized by Google

Nein, nein, eine Wolter kommt niemals wieder, das fühlt man jetzt erst so recht . . .“

„So wenig wie ein altes Burgtheater, nicht wahr?“ warf ich ein.

Baumeister sah eine Weile nachdenklich vor sich hin. Dann fuhr er fort: „Sie mögen wohl recht haben. Ich gebe ja zu, daß Zeit und Geschmack der Veränderung unterliegen. Das neue Burgtheater ist räumlich von dem alten Hause ganz verschieden. Akustik, Intimität, Kontakt mit dem Publikum, alles ist anders geworden. Da heißt es ganz anders sprechen und anders Komödie spielen! Aber Wirkungen, wie früher einmal, das giebt es gar nicht mehr. Trotzdem das neue Haus um so vieles größer und schöner ist, möchte ich behaupten, es sei alles kleiner und weniger schön. Mit all dem vielgerühmten Realismus in der Kunst finde ich das Publikum nüchterner geworden. Das ist eigentlich kein Wunder! Es geht ärmer aus dem Theater, als es hereinkommt. Nicht wie früher gehoben und erstarkt in seinem Enthusiasmus für große Vorbilder, sozusagen belehrt über die mächtigen Beispiele von Gut und Böse, sondern niedergedrückt, geistig verekelt von all den schwächlichen Erzeugungen der Kunst. Die Kunst wurzelt in der Natur, aber sie muß diese auf eine höhere Stufe heben, nur so wird sie ein Gegengewicht bilden gegen die niederziehenden Wirkungen der gemeinen Wirklichkeit. Was hätte Laube gesagt zu der jetzigen Art der Theaterdichtung und Theaterspielerei! Er, dem die Theaterkunst in den Fingerspitzen saß, der wie ein genialer Arzt die Pulsschläge der Litteratur und des Theaters verstand. Er war der Theaterdirektor mit dem hochentwickelten dramatischen Sinn, welcher der reinen Kunst, mit der theatralischen Wirkung im besten Sinne die oberste Stelle einräumte.

„Das heute so wichtig gewordene Milieu, Dekoration, Putz und Schmuck galten ihm wenig. ‚Spielt nur gut, Kinder! Sprecht richtig und ausdrucksvoll, dann ist's recht! Glauben muß man euch, dann ist es ganz gleichgültig, ob da ein blauer oder ein roter Stuhl steht, ja ob überhaupt einer da steht.‘ Wie eine lustige Illustration dieser Rede wirkt die Thatsache, daß wir in einem Stücke bloß eine Rückwand mit einem — gemalten Stuhl hatten. La Roche machte sich den Spaß, bei einer Probe ganz ernsthaft auf den gemalten Stuhl zuzuschreiten, um sich würdevoll darauf niederzulassen. ‚Ach so!‘ rief er plötzlich mit gut gespieltem Erstaunen. Alles lachte, sogar Laube, aber die Dekoration blieb dieselbe.

Laube hat es verstanden, das Burgtheater auf dem Niveau seiner klassischen Tradition zu erhalten und doch mit den Ansprüchen der Zeit fortzuschreiten. Er hat die namhaften Franzosen bei uns eingeführt und mit ihren besten Schau- und Lustspielen einen Spielplan geschaffen, wie ihn reicher und vornehmer keine zweite Bühne besaß. Die Ueberzeugung, daß das Burgtheater nur auf klassischer Basis seine Eigenart bewahren könne, ist mir seit Laubes Zeit in Fleisch und Blut übergegangen und daran halte ich fest.“

„Wie stand Laube zu den Mitgliedern des Burgtheaters?“

„Wundervoll! Er kannte jeden von uns durch und durch. Freilich stand

er unter dem Einfluß von Sympathie und Antipathie, aber er hatte solch feinen Instinkt für Menschen, so viel Spürsinn für Talent, daß er jeden an den rechten Platz stellte. Er war der Theatermensch, wie er sein soll, Praktiker und Idealist zugleich. In seiner Persönlichkeit kam dies auch überraschend zum Ausdruck. Der unschöne, knorrige Mensch mit der bärbeißigen Miene und der schnarrenden Stimme hatte die schönsten, klarsten blauen Augen. Wenn er uns bei den Proben etwas vorspielte, wirkte es fast komisch. Dennoch traf er immer den Nagel auf den Kopf, immer setzte er mit einem Worte der dunkelsten Sache die hellsten Lichter auf. Es ging ein starkes geistiges Fluidum von dem kleinen Mann auf die Schauspieler über, so daß jeder lernte, jeder sich vorwärts geschoben fühlte. Und dabei die Zucht, die Disciplin! Laube war eine tyrannische Natur, ein Diktator, der seine Absichten mit eiserner Faust ausführte, aber dem gern und bedingungslos gehorcht wurde."

„Und seine Nachfolger, Dingelstedt, Halm und Wilbrandt?"

„Dingelstedt war ein Staatsmann. Er interessierte sich mehr für das äußerlich Theatralische als für das innerlich Künstlerische. Er excellierte im esprit d'étalage. Kulissen, Kostüme, Dekorationen, reiche Ausstattung waren ihm das Wichtigste. Die Schauspieler interessierten ihn weit weniger. Aber er war ein geistreicher Mann und ein praktischer Direktor. Halm war Autokrat und Aristokrat und beim Theater wenig beliebt. Wilbrandt ein lyrisches Poetengemüt, viel zu zart, zu weich für den rauhen Posten eines Theaterdirektors."

„Wie denken Sie, verehrter Meister, über Virtuosengastspiele?"

„Ich bin nicht dafür eingenommen. Denn nach meinen Erfahrungen führen sie zur Einseitigkeit, im besten Falle zum Kunststück. Selbst der älteste und talentierteste Schauspieler bedarf stets der leitenden Hand des Direktors und Regisseurs, sonst verliert er das Gefühl für das Innerliche, für Naturtreue. Der Effekt wird ihm zur Hauptsache. Soll die vollkommene Glätte und Ausgeglichenheit erhalten bleiben, so darf der Schleifstein nicht fehlen. Die Sandrock und die Barsescu, zwei hochbegabte Schauspielerinnen, gehen durch das Wanderleben entschieden abwärts."

„Welchen Eindruck haben Sie, verehrter Meister, von Kainz?"

Ohne Besinnen antwortete Baumeister:

„Ich schätze ihn außerordentlich. Nicht bloß seine ungewöhnliche schauspielerische Begabung, sondern auch sein Ernst, seine Tüchtigkeit, sein eiserner Fleiß ist erstaunlich. Selten habe ich einen jungen Schauspieler gesehen, der zu jeder Probe seine Rollen so wohlvorbereitet, so ausgefeilt mitbringt wie er. Im Anfang fand ich, daß er seine virtuose Volubilität nicht genug im Zaum halte. Er überfiel den Zuhörer förmlich, verwirrte ihn, ließ ihn nicht zu Atem kommen und gönnte ihm nicht den Genuß des Eindrucks. Heute indessen kennt er bereits den Wert der Pause. Das konnte man so recht in der Rolle des Don Diego in Calderons ‚Zwei Eisen im Feuer' sehen, die Kainz so elegant, so temperamentvoll und mit einer so noblen Mäßigung darstellt, daß

Digitized by Google

es kaum einen jungen Künstler geben dürfte, der ihm sie in gleicher Vollendung nachspielt."

„Wie ist er denn als Kollege?"

„Sehr nett und taktvoll. Wie man hier in Wien sagt: Ein lieber Kerl!"

Nun bat ich Baumeister, mir einiges aus seiner Jugendzeit zu erzählen, wie er zum Theater gegangen sei, ob er sehr ehrgeizig gewesen.

„Ehrgeizig war ich nicht, nein! Und zum Theater bin ich gegangen wie andre dumme Jungen. Bruder und Schwester waren tüchtige Schauspieler und es erschien mir ebenso verlockend als leicht, es ebenfalls zu werden. Zuerst als Junge von 17 Jahren war ich Chorist in Mecklenburg. In Schwerin habe ich noch unter Flotow mitgesungen, als er die Oper ‚Stradella' dort einstudierte. Aber als ich einmal den Rataplanchor in den ‚Hugenotten' geschmissen hatte, weil ich mit der letzten Silbe immer zu spät kam, ging meine Operncarriere plötzlich in die Brüche. Ich wurde davongejagt. Mein älterer Bruder Wilhelm, der dort erste Rollen spielte, expedierte mich nach Hause: ‚Grüße Vater und Mutter,' sagte er, ‚und sage ihnen, sie sollten dich Schuster werden lassen, mit der Kunst sei es Essig!' Doch bald darauf engagierte mich Direktor Heine nach Hannover ans Hoftheater mit sechzehn Thalern Gage. Ich war selig. Dort sah ich die ersten großen Schauspieler: Dessoir, Rott, Schneider und Hendrichs. 1850 ging ich nach Oldenburg, spielte dort große Rollen, darunter den Marc Anton schrecklich. Zwei Jahre später erhielt ich durch die Vermittlung Fritz Devrients einen Brief von Laube, der mir schrieb: ‚Kommen Sie nach Wien! Der Name Baumeister hat einen guten Klang. Ich kenne Ihre Geschwister als tüchtige Künstler, hoffentlich schlagen Sie nicht aus der Art.' Und so war ich denn bald darauf in dem gelobten Lande der Theaterkunst. Laube gab mir ein Eintrittsbillet für das Burgtheater, das ich nun eine Woche lang vor meinem ersten Auftreten jeden Abend besuchte. Ich zitterte vor Bewunderung und vor Angst, als ich die vollendeten Leistungen von Anschütz, Löwe, Fichtner, La Roche, die Rettich, die Wildauer, die Haizinger und die liebliche Neumann bewundern durfte. ‚Mensch, wie wird dir's da gehen?' dachte ich beklommen. Aber es ging gar nicht so schlecht. Ich trat im ‚Landwirt', einer Komödie der Prinzessin Amalie von Sachsen zum ersten Male auf, gefiel ziemlich gut und war überglücklich, als Amalie Haizinger mir zum Schlusse auf die Schulter klopfte und sagte: ‚Na! Bua! Du hascht n' Schnabel recht gut g'wachse!' Sie fragten mich vorhin, ob ich ehrgeizig gewesen sei. Ich war es keineswegs. Im Gegenteil! Als junger Mensch habe ich meinen Beruf sehr leicht genommen, und erst seit ich älter geworden bin, gehe ich mit größerem Ernst und gründlicherem Nachdenken an meine Rollen. Der Wendepunkt in meiner Laufbahn, ja in meinem Rollenfach trat ein, als ich im ‚Fechter von Ravenna' meinen ersten wirklich großen Erfolg hatte. Bis dahin hatte ich zumeist Naturbursche und heitere Rollen gespielt, nun wurde es anders, besonders als ich nach dem Tode von Anschütz den ‚Erbförster' spielte, der vor allen andern Rollen mir am meisten ans Herz gewachsen war und ist. Da geht

Digitized by Google

meine beste Kraft, meine tiefste Innerlichkeit mit, und wenn es nicht unbescheiden klingt, möchte ich behaupten, dies sei meine reifste, beste Rolle."

„Besser als der Götz von Berlichingen, besser als der Richter von Zalamea, besser als der Falstaff, besser als —"

„Um Gottes willen!" unterbrach mich Baumeister laut lachend. „Sie wollen doch nicht alle meine Rollen herzählen und mich etwa glauben machen, jede von ihnen sei die beste. Nein, nein! So eitel bin ich nicht. Ich bin froh und glücklich, daß ich jetzt ganz gesund bin, daß ich dem Burgtheater, an dem ich mit Sinn und Herz hänge, dienen kann, daß das bißchen Stimme noch klar ist, der Rest von geistigen Brocken noch pariert, und daß ich mit diesen bescheidenen Mitteln noch leisten darf — was ich eben kann."

Und Baumeister — Gott erhalte ihn! — kann noch viel — noch sehr viel.

Wien, Dezember 1900.



Der geheime Agent und Bismarck.

Zwei neue Bismarck-Briefe.

Mitgeteilt von

Heinrich v. Poschinger.

Am 18. November 1856 hatte sich bei dem preußischen Bundesgesandten v. Bismarck-Schönhausen in Frankfurt am Main ein gewisser Haßenkrug vorgestellt, welcher seiner Angabe nach neun Monate in Paris im Gefängnis gesessen hatte und aus letzterem kurz vorher entlassen worden war. Haßenkrug breitete einen ganzen Sack von Alarmnachrichten aus Paris vor dem Bundestagsgesandten aus. Bismarck, welcher dessen Vergangenheit nicht kannte, hörte ruhig zu, glaubte aber nicht den zehnten Teil; indessen wollte er doch dem Minister Manteuffel die Neuigkeiten vorlegen, nachdem Haßenkrug dieselben schriftlich formuliert hatte.

Am 19. November war Herr v. Bismarck im Besitze der Haßenkrugschen schauerlichen Aufzeichnungen. Hier nur einige Proben:

Nach Ausspruch der berühmtesten Aerzte von Paris leidet der Kaiser Napoleon an einer unheilbaren Zuckerkrankheit, und soll das Staatsministerium beschlossen haben, im Falle des Ablebens die Kaiserin als Regentin anzuerkennen so lange, bis der blindgeborene junge Prinz die Majorennität erlangt hat.

Die kleinen Städte, das platte Land, worin besonders der Mariannen-Verein Platz gegriffen hat, stimmten für die soziale Republik und standen der Demokratie in Paris, die nur den Umsturz des jetzt bestehenden Kaisertums und Herrichtung

einer Republik wollte, entgegen! In jüngster Zeit haben sich diese Parteien aber vereinigt; letztere hat Konzessionen gemacht, erstere nachgelassen.

Die legitimistische und Fusionspartei haben sich geeinigt; dieselben sind mit den Führern der eben angeführten Parteien übereingekommen, denselben die Hand zum Umsturze des Bestehenden zu bieten und die Republik herzustellen, hoffend, daß es ihnen dann gelingen wird, den Prinzen Chambord auf den Thron zu bringen.

Wenngleich bedeutende Reibungen tagtäglich vorkommen, wenngleich schon zweimal Generalmarsch im Quartier St. Martin geschlagen worden, so hat man durch die Führer die Sachen immer noch beigelegt, beigelegt als noch zu früh — man wolle nicht die Revolution in Frankreich, sondern in Preußen, Oesterreich und Italien zugleich.

Italien ist schlagfertig, erwartet seinen Chef Mazzini, der denn auch London bereits verlassen hat und auf dem Wege nach Italien sein soll! — Kossuth ist gerüstet.

Die Gefängnisse von Paris sind überfüllt, und um die neu Verhafteten unterzubringen, sind bedeutende Translokationen nach Afrika und Cayenne veranlaßt und ausgeführt worden. — Paris soll jetzt 125000 Gefangene zählen. In dem „Mazas"-Gefängnisse für zu Untersuchende sitzen 1600 Personen männlichen Geschlechts, worunter 821 wegen politischer Vergehen. Unter 200 Verhaftungen ist seit einiger Zeit kein Tag in Paris vergangen; ihre Zahl hat aber auch schon die Höhe von fast 800 erreicht.

Die Garnison wird um fünf Regimenter verstärkt. — Auch ist dem Kaiser durch den Präfekten geraten worden, jetzt kein Theater und keine öffentlichen Plätze zu besuchen. — Es ist dies die Aeußerung der Kaiserin, die das Theater vor acht Tagen besuchte, aber dasselbe sofort verlassen mußte, da man ihr das Charivari brachte.

„Was willst du, Eugenie, hier ohne deinen Reiter?
Vierzig Centimes kostest du mir,
Mache, gehe weiter rc."

Vertrauen hat in Paris aufgehört — Geschäftsstille vorherrschend, nur die Arbeiterklasse geht in großer Zahl feiernd daher. Willkür und Druck, der Tyrannei die Hand reichend, ist an der Tagesordnung, und wird daher der jetzige Zustand nicht anders betitelt als

die Zeit der Tyrannei, der Sklaverei!

Alles schreit nach Blut, Tod dem Tyrannen Napoleon, allen Napoleoniden, ihrem Gelichter, Tod allen Jesuiten. Die bevorstehende Revolution wird blutiger werden als die des achtzehnten Jahrhunderts, Mordinstrumente aller Art sind gefertigt und werden gefertigt. — Pulver und Blei in großen Massen, ersteres in rot und weißer Farbe, gleich dem Zahnpulver, fast in allen Friseurläden käuflich. — Zwei solcher Läden sind vom Gouvernement in jüngster Zeit geschlossen. Kossuths Freund, ein Mr. Géraux, der eine Tochter in Petersburg

Digitized

weilend hat, ist reisefertig, um die eingehende Depesche für Kossuth demselben sofort zu überbringen — Géraux ist ein höchst gewandter Mann.

Das Schreiben, mittels dessen Bismarck dem Minister Manteuffel die vorstehenden Notizen überreichte, lautet:

Frankfurt, 19. November 1856.

Euer Excellenz

beehre ich mich, in der Anlage den gestern erwähnten Bericht Haßenkrugs gehorsamst vorzulegen. Ich kann in demselben nur ein übertriebenes und wertloses Fabrikat erblicken, welches mich auf den Gedanken bringt, daß H. entweder in französischem Solde steht und durch Schimpfen auf Personen und Zustände den Verdacht von sich ablenken will, oder daß man ihn im Gefängnis sehr schlecht behandelt hat und er seiner Galle in dieser alarmistischen Ergießung Luft macht. Ist das erste richtig, so wird sein Geldmangel aus gleichem Grunde vorgeschützt sein. Ich weiß zu wenig darüber, ob, von wem und wie der Mann bei uns gebraucht ist und ob die von ihm behaupteten Beziehungen zu einem der Prinzen auf Wahrheit beruhen, so daß ich es jedenfalls der Vorsicht entsprechend hielt, ihn im Falle wirklicher Bedürftigkeit nicht fremder Mildthätigkeit und Benutzung anheimfallen zu lassen.

Nachdem ich meinen gestrigen Brief [1]) an Euer Excellenz abgeschickt hatte, kam er wieder zu mir und erklärte, heut früh abreisen zu wollen, während er sonst noch zwei Tage hatte bleiben wollen; er gab Geldmangel und Sehnsucht nach seiner Frau als Grund an. Ich gab ihm die erbetene Reiseunterstützung und benachrichtigte Euer Excellenz nunmehr telegraphisch, um Zeit zu haben, falls noch irgend etwas Gutes oder Böses in betreff seiner angeordnet werden sollte, sei es Unterstützung, Verhaftung oder Zurückweisung.

Meine neuliche Andeutung in betreff der österreichischen Pläne gegen das dermalige Kabinett in Hannover erhält eine Bestätigung dadurch, daß die hiesige Postzeitung für das preußische Wochenblatt und gegen das hannöversche Ministerium bestimmt Partei ergreift.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung verharre ich

Euer Excellenz

gehorsamster

v. Bismarck.

P. S. Mein Experiment, zu ermitteln, ob der hiesige Vertreter Sardiniens [2]) zu Oesterreich steht, scheint sich schon bewährt zu haben, wie ich mit ziemlicher Sicherheit aus einem heutigen Artikel des ultra-

---

[1]) Bismarck meldet darin dem Minister Manteuffel, er habe dem Haßenkrug einstweilen Geld in Aussicht gestellt, da derselbe ganz mittellos zu sein vorgab. Vergl. mein Werk: „Preußen im Bundestag", Band IV, Seite 246.

[2]) Graf Barral, vordem Legationsrat in Paris.

Digitized by Google

montanen Blattes „Deutschland“ schließen kann, der den Beweis liefert, daß Graf Barral den Staatsmännern dieses Organs über meine Unterredung mit ihm Bericht erstattet hat. Bezeichnend ist auch, daß er mit dem verdächtigen Grafen Mülinen,[1]) dessen ich gestern gedachte, intim befreundet ist.

v. B.

Hieran reiht sich noch der folgende zweite Brief Bismarcks an Manteuffel:

Berlin, den 10. Dezember 1856.

Euer Excellenz

habe ich von Frankfurt aus zu melden mich beehrt, daß der Schreiber der Anlage, pp. Haßenkrug, sich dort an mich um Unterstützung gewandt hat, nachdem er seiner Angabe nach von den französischen Behörden bei Straßburg ohne Mittel über die Grenze gewiesen worden war. Wenn es, was ich nicht zu übersehen vermag, richtig ist, daß Haßenkrug, wie er mir sagt, im höheren Polizeifache Dienste geleistet hat und in unmittelbarer Folge derselben in bedrängte Lage geraten ist, so dürfte er sich allerdings zu fernerer Unterstützung oder Verwendung empfehlen, und erlaube ich mir, Euer Excellenz geneigte Aufmerksamkeit in diesem Sinne auf denselben zu lenken.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung verharre

Euer Excellenz

gehorsamster

v. Bismarck.

Haßenkrug entpuppte sich später als ein höchst gefährliches Individuum. Zu Anfang des Jahres 1855 wurde derselbe zuerst Spion des französischen Legationssekretärs Rothan in Berlin, und als die Gratifikationen desselben spärlicher flossen, auch Spion der russischen Gesandtschaft daselbst, also gleichzeitig der geheime Agent der beiden damals kriegführenden Mächte Frankreich und Rußland; dazu kamen noch geheime Dienste, welche er der preußischen Regierung leistete, besonders die Enthüllung des berühmten Techenschen Depeschenverrates. Schließlich ging derselbe aber doch in die Falle. Nachdem Rothan erfahren hatte, daß Haßenkrug zum Verräter gegen Frankreich geworden war, bestimmte er denselben, scheinbar freundlich, zu einer Sache nach Paris. Dort angekommen, wurde Haßenkrug sofort auf dem Bahnhof verhaftet und Monate lang hinter Schloß und Riegel gehalten.

[1]) Der zweite Sekretär der französischen Gesandtschaft in Frankfurt a. M.



Schlagende Wetter.

Eine dramaturgische Studie.

Von

Prof. Dr. Moriz Benedikt (Wien).

Vor mehr als vierzig Jahren begann ich die Schriftstellerlaufbahn mit einer dramaturgischen Studie über Grillparzer. Das, was mir damals die Feder in die jugendliche Hand drückte, war der Unmut, daß der große Dichter in Deutschland von den damals führenden Persönlichkeiten Julian Schmidt und Gervinus so schwer verkannt, vielmehr gar nicht erkannt wurde, und daß in Wien in gewohnter Weise das Urteil aus Deutschland nachgebetet wurde, und daß die offizielle Welt, wie das große Publikum keine Ahnung von den Pflichten hatte, welche die Gesellschaft gegenüber einem so verdienten Meister zu erfüllen hat.

Seitdem habe ich nur noch einmal dramaturgisch thätig die Feder ergriffen, als ich in dieser Zeitschrift zur Feier des siebzigsten Geburtstags von Ibsen, zwei seiner verkanntesten Dichtungen, den „Baumeister Sohlneß“ und „Hedda Gabler“ dem richtigen Verständnisse näher zu bringen suchte.[1])

Eine in letzter Zeit in Wien vom Publikum und vor allem von der Kritik der Tagesblätter verübte litterarische Unthat an einem hervorragenden Dichter und einem hervorragenden Drama, an den „Schlagende Wetter“ von Maria Eugenia delle Grazie, drückt mir neuerdings die Feder in die Hand. Es hat sich wieder, wie so oft, gezeigt, daß gerade die Berufensten — die Fachmänner — oft das schiefste Urteil fällen.

Die Dichterin war sonderbarerweise dem größten Teile des Wiener Publikums fremd, obwohl ihr vor allem ihr Epos „Robespierre“ einen Platz neben den Klassikern anweist.

Der letzte Gesang des ersten Bandes dieses modernen Heldengedichtes zeigt die Dichterin als eine hoch poetische Philosophin, welche die große Gedankenwelt der modernen Anschauung mit einer an die großen Propheten des alten Testaments erinnernde mächtige Phantasie und Klarheit des Ausdruckes in Dichterkunst umzumünzen versteht. Die oberste Erkenntnis des modernen Wissens hat dort jene — sozusagen künstlerisch-legendäre — Umgestaltung erfahren, die nötig ist, damit das tiefste Denken und Fühlen Gegenstand der Kunst werden kann.

Nun betrat die ausgezeichnete Lyrikerin, Novellistin und Epikerin mit dem genannten Drama den gefährlichen Boden des Theaters. Mit banger Erwartung sah ich dem Aufrollen des Vorhangs entgegen, da ich von der mir wohlbekannten Dame keine wirkungsvolle Führung eines dramatischen Stoffes erwartete.

---

[1]) Siehe „Charakterhelden in der Kunst und in der Wissenschaft“ Jahrgang 1898.

Digitized by Google

Die delle Grazie ist vor allem eine scharf denkende Philosophin, sie ist eine Freidenkerin ohne Hehl und ohne Zagen, die sich um des lieben Friedens willen keinen „Nebel" nach Art ängstlicher Gelehrter vormacht; sie ist die Psalmistin des Evolutionismus in dem Sinne des von Häckel auf die Spitze getriebenen Darwinismus. Sie steht soziologisch auf der Seite der Schwachen mit aller Energie ihres Geistes und ihres Herzens. Es war zu fürchten, daß die herbe, fast puritanische Ueberzeugungstreue der Dichterin sie einseitig und parteiisch machen würde. Freilich hat die Kunst ihre eignen strengen Gesetze — gewaltige Naturgesetze —, welche den echten Künstler binden und ihn vor Einseitigkeit schützen, wie das klare oder instinktive Durchdrungensein von den Naturgesetzen des politischen Lebens einen echten Staatsmann vor einseitiger Parteiverirrung bewahrt.

Den Ernst der Dichterin fühlte bald das Publikum — ein intelligentes Bourgeoispublikum — heraus und es trug seine Einseitigkeit in das Gedicht hinein, während die Dichterin davor bewahrt blieb.

Es gehört zur Tragik unsrer Zeit, daß die höhern Schichten über den vollen, tiefen Ernst des Konflikts mit den untern Schichten nicht unterrichtet sind und nicht ernstlich unterrichtet sein wollen und die furchtbare Gesellschaftsbeule des Anarchismus der That nicht begreifen und nicht begreifen wollen.

In den „Schlagende Wetter" ist die Tragik des modernen Kampfes zwischen Kapital und Arbeit mit den Kunstmitteln eines großen Dichters, mit kunstvoller Phantasie und mit einer Tiefe der Menschenkenntnis so eindringlich dargestellt, daß gewiß ein Areopag der großen Dramatiker aller Zeiten die Dichterin sofort in ihren Kreis aufgenommen hätte.

Das Publikum, das ins Theater geht, um sich zu „amüsieren", auch wenn es noch so feinsinnig ist, muß erst durch ernste, tiefdenkende Dramaturgen erzogen werden, um die herbe Größe der Dichtung in sich aufzunehmen, und von ihr künstlerisch so durchbebt werden, wie es durch alle großen dramatischen Kunstwerke geschieht.

In diesem Durchbebtwerden besteht ja der künstlerische Genuß bei der Aufnahme einer großen dramatischen Dichtung und ein großes Drama ist immer eine Tiefbohrung in die Erkenntnis des Menschenseins, des Menschenwerdens und des Menschengeschicks.

Und nun zur Dichtung selbst. Die Antipoden des sozialen Dramas sind der alte Hauer Gruber und der junge Bergwerksbesitzer Liebmann.

Der alte verstorbene Liebmann hatte trotz aller Warnung vor zehn Jahren eine Einfahrt in einen Schacht befohlen, die einen verhängnisvollen Abschluß fand. Der Sohn des alten Gruber fand dabei den Tod und verblutete in dem Gemache, in dem der erste und der zweite Akt des Stückes spielt, und Gruber selbst wurde dabei zum Invaliden. Der furchtbare Shok hat dem Manne ein Grauen und einen Haß auf alle, die den Namen Liebmann tragen, eingeimpft, den er mit fanatischer Starrheit niemals überwinden kann. Wäre er nicht von altem Schlage, er würde ein furchtbarer Anarchist der That geworden sein.

Hieße Gruber Montecchi und Liebmann Capuletti, würde das bürgerliche Publikum diese Unversöhnlichkeit hinnehmen. Aber einzusehen, daß ein Bürgerlicher dasselbe Anrecht auf starren Haß habe, wenn ihn Anlage und Erlebnisse dazu führen, dazu fehlt unsrer Bourgeoisie noch das nötige Selbstbewußtsein. Das Publikum und die Kritik urteilten, als ob die Dichterin Partei für ihn nehme, was albern ist. Sie behandelt diese Figur mit Meisterschaft, und darin liegt eigentlich eine gewisse Liebe zum Geschöpfe ihrer Kunst. Häßlich kommt von Haß und einem echten Dichter kann es gar nicht einfallen, den Haß, wo er unvernünftig wird, zu glorifizieren.

Sein Antagonist Liebmann ist ein städtischer Geschäftsherr, der mit nervöser Hast immer auf weitere Bereicherung denkt. Die Quelle dafür sind die Kohlengruben. Aber er kennt die Kohlengruben nicht; er ist kein Fachmann, wie er sein sollte, wenn er die „Pflichten des Besitzes“ in seinem Falle voll erfüllen sollte, und darin liegt der größte Teil seiner tragischen Schuld. Liebmann ist darauf angewiesen, den Rat seiner Angestellten zu hören. Natürlich ist er geneigt jene zu erhören, deren Ansichten seinen Zwecken passen. Er ist eigentlich ein edler Mensch und er würde nie auf sündige Weise sich bereichern. Er hat sich in die Tochter des bei der früheren Katastrophe verunglückten jüngeren Gruber verliebt, ihr Herz gewonnen und sie heimgeführt und erfreut sich eines jungen Sprößlings. Er sucht den Frevel seines Vaters auch an dem alten Gruber und an dem kleinen dahinsiechenden Annele, der Schwester seiner Frau Marie, gut zu machen, scheitert aber an dem starrsinnigen Hasse des alten Gruber. Eine günstige Konjunktur will er ausbeuten und zu dem Zwecke einen Schacht wieder abbauen lassen, der seit Jahren verlassen ist, weil ihn die Knappschaft für gefährlich erklärt. Der Ingenieur, ein Streber, der mit dem phantastischen Hochmute eines aus der Schule hervorgegangenen Fachmannes auf die instinktive Erkenntnis des Volkes herabsieht, erklärt, es sei keine Gefahr vorhanden. Der Direktor bringt die Ursachen der Angst der Knappschaft in eine „Formel“. Er schildert — im zweiten Akte — wie die Phantasie des Volkes die Wahrnehmung und Erfahrung legendarisch ausschmückt, daß aber die Schlußfolgerung der Vernunft und der Wahrheit entsprechen. Diese Schilderung der Weisheit, die oft in der unbewußten Vernunft des Volkes liegt und gegen welche die Schulweisheit mit *ihren* Erkenntnissen wegen ihrer Lückenhaftigkeit so oft sündigt, ist mit einer dramatischen Eindringlichkeit und Meisterschaft geschildert, die geradezu von Shakespearescher Tiefe und Höhe ist. Den eigentlichen Unterschied zwischen Verstand und Vernunft hat die Wissenschaft noch nicht erfaßt und insbesondere nicht den Gegensatz zwischen instinktiver Vernunft und dem irrtumsreichen, durch bewußte Dialektik entwickelten Verstand, und ich konnte meine Lehre, die ich vor Jahren in meiner Seelenkunde niedergelegt habe, jüngst meinen Hörern nicht besser demonstrieren als mit den Worten aus den „Schlagende Wetter“. Der Gegensatz zwischen instinktiver Vernunftwahrheit und falscher Schulweisheit tritt noch dramatischer im folgenden Akte hervor. Herr Liebmann, von seinem Ingenieur überzeugt, reißt die zum Streik geneigte Knappschaft mit sich fort,

Digitized by Google

indem er erklärt, selbst mit einzufahren. Er fragt zuvor die Knappschaft, ob sie triftige Gründe habe. Der Obersteiger Dulschka soll im Namen der Knappschaft sprechen. Dieser Obersteiger ist eine geniale Figur aus der Hand der Dichterin. Er hat jede Katastrophe vorausempfunden. Aber der schlichte Mann, der Vertreter der aus der Erfahrung heraus empfundenen, dialektisch unbewußten Volksvernunft, kann diese nicht formulieren. Dem geschulten Fachmanne kann er nicht entgegnen und geht mit der Mannschaft bewußt in den Tod, weil er die Wahrheit mit Worten nicht darthun kann. Dulschka ist kein „Visionär“, wie ein Wiener Schriftsteller meinte, sondern ein schlichter Sehender, der das Gesehene nicht zu schildern und zu beweisen versteht. Er ist eine großartige Schöpfung der Dichterin aus dem Bereiche der Volkstragik. Einen so tiefen Einblick in die Tragik des Geschehens und eine so lebendige Darstellung derselben, wie im Drama unsers Dichters findet sich nicht sobald in der Weltlitteratur wieder.

Herr Liebmann verunglückt mit und sein Ende und seinen geistigen, sittlichen und physischen Todeskampf und seine seelische Reinigung schildert der letzte Akt. Die Darstellung dieser Scene erfordert einen — eigentlich zwei große — Schauspieler, die jedenfalls nicht durch übliche Novitätenhetze gehindert werden, ihren Rollen das gehörige Studium zu widmen.

Die Dichterin hat in dem Kapitalisten Liebmann einen liebenswürdigen, jeden bewußten Frevels unfähigen ritterlichen Mann dargestellt; seine tragische Schuld liegt im Milieu. Er speist seine Spekulation aus einer lebensgefährlichen Quelle, ohne diese je persönlich untersucht und kennen gelernt zu haben. Weil er die Gefahr als nicht vorhanden kennt, zwingt er aus dem „Lohnvertrage“ die Knappschaft, der ihr bekannten Gefahr entgegenzugehen. Die bona fides und der Mut des Mannes bilden das versöhnende Moment; der Untergang ist die dramatische Sühne. Die Schuld liegt mehr an dem Kapitalismus, als an dem Kapitalisten des Stückes und darum wirkt sie läuternd, nicht aufreizend. Mag die delle Grazie, als sie den Plan zum Stücke faßte, Partei für den haßerfüllten Hauer Gruber ergriffen haben; die Künstlerin steht über den Parteien.

Eine andre, viel mißverstandene Figur des Dramas ist die Frau Liebmanns, Marie Gruber. In ihrem Gesichtskreise erschien der schöne Kohlenwerksbesitzer und eroberte ihr Herz, das wohl früher eine gewisse Sympathie für den jungen Hauer Georg Wirth hatte. Verwundert hörte ich Stimmen aus dem Publikum und von Kritikern den Vorwurf erheben, der Dichter lasse uns im unklaren, ob Marie den Bergwerksbesitzer aus Liebe oder wegen des Geldes geheiratet habe. Die Dichterin hat die Entscheidung für Fritz Liebmann und gegen Georg Wirth in der sinnigsten Weise sozusagen durch eine symbolische Parallelhandlung durch zwei — Puppen aufgeklärt. Um das schwer kranke Schwesterchen sammeln sich in ihren Arbeitspausen der Hauer Wirth und die Steigerstochter Leni Frommhold. Ersterer, weil er im kranken Schwesterchen das Ebenbild Mariens liebt, von dem er sich nicht losreißen kann. Leni aus Neigung fürs Kind und aus

Digitized by Google

Liebe für Georg, den sie am Krankenbette des Kindes zu finden weiß. Die Leni bringt eine Puppe aus Fetzen und Annerl zeigt ihr eine prachtvolle Puppe, welche die Schwester aus der Stadt geschickt hatte. Daß das Kind die mit Kunst gefertigte „glanzige“ Puppe der mit Liebe geschaffenen „Fetzengretl“ vorzieht, beleidigt und überrascht die gescheite und edle Steigertochter nicht und Georg zieht auch seinerseits mit schmerzlichem Ingrimm die Lehre für Mariens Heirat.

Damit ist die Entscheidung Mariens psychologisch klar. Der ästhetische Eindruck eines Mannes, der in höheren Gesellschaftsschichten auferzogen ist, ist immer überwältigend gegenüber dem Proletarier, durch die Eleganz seiner Gestalt und seiner Bewegungen, durch seine überlegene Redeweise und durch seine höhere soziale Geltung. Fritz Liebmann hätte in der Phantasie Mariens eine große Rolle gespielt, auch wenn sie Georg geheiratet hätte. Ueberlegene Schönheit siegt im Liebeskampfe ganz natürlich über die Innigkeit. Der gewaltige Eindruck, daß dieser Mann, der ihr Herz bereits besaß, um sie anhielt und sie heiratete, mußte sie ja berauschen.

Sie genießt bald Mutterfreuden und die sind fürs Weib selbst bei Vernunftheiraten ein festes Liebesband, wenn nur kein Widerwillen gegen den Gatten bestand. Aber glücklich kann Marie nicht werden; der Luxus ist ihr fremdartig und es ist ein anfangs nur instinktives Gefühl, daß an diesen Luxusgegenständen der Schweiß und das Blut der Ihrigen haftet. Die nervöse Unruhe des Spekulanten erregt ihre Angst um die Gesundheit ihres Gatten; der Trieb fortwährend steigender Bereicherungssucht ist ihr vollständig fremd. Die Fernhaltung von Schwesterchen und Großvater empfindet sie als eine Konsequenz ihrer Stellung schmerzlich. Daß ihr Mann in edelster Weise deren Los verbessern will, und daß diese an der Halsstarrigkeit des alten Gruber scheitert, erfährt sie spät und dieses Scheitern muß sie wie einen Fluch des Schicksals empfinden. Das Glück in ihrer Ehe ist dadurch tief erschüttert, aber doch nicht ihre Liebe zum Manne. Das eigensinnige Bestehen Liebmanns auf die Bearbeitung des von der Knappschaft gefürchteten Schachts erkennt sie als eine persönlich für ihn gefährliche und fluchwürdige That ihres verblendeten Gatten und sie eilt ihm nach, um ihn zurückzuhalten. Angekommen, vernimmt sie, daß der Großvater, durch einen Wortwechsel mit Liebmann veranlaßt, sein Invalidenheim verlassen hat und ins Armenhaus gegangen ist, und daß er die sterbende Annerl dahin nachkommen lassen will, und Annerl, an deren traurigem Ende der gehässige Starrsinn des Großvaters Schuld und Veranlassung ist, stirbt in ihren Armen. Ihr Blick fällt auf das Bett, wo ihr Vater verblutet ist; sie erkennt mit Entsetzen, daß jede Berührung eines Liebmann mit einem Gruber unheilbringend ist; sie erkennt, daß ihr Eheglück zerschlagen ist und daß sie besser gethan hätte, bei ihrem Großvater, bei ihrer Schwester und bei Georg geblieben zu sein. Sie erfährt mit Schrecken, daß ihr Hierherkommen umsonst war, daß ihr Mann bereits im Schacht ist. Die „Schlagenden Wetter“ werden hörbar, und Marie fleht Georg an, zu helfen, wenn noch zu helfen ist. Sie fällt, einer Ohnmacht nahe,

Digitized by Google

Georg in die Arme, aber sie fällt ihm nicht, wie es auf der Bühne schien, um den Hals.

Einige Striche wären gut, um das Mißverständnis von seiten des Publikums zu heben.

Zwei hervorragende Typen sind die Steigerstochter Leni Frommhold und der Hauer Georg Wirth. Beide stellen Leute aus dem Volke dar, die, geistig und sittlich hoch begabt, durch enge Verhältnisse sich nicht in die Breite und in die Höhe entwickeln konnten, aber in ihrer Schlichtheit ihre großen Anlagen im Sprechen und Handeln fortwährend verraten. Leni ist Freidenkerin. Die Zartheit, mit der sie den Legendenglauben und die legendarische Einbildungskraft des kranken Kindes benützt, um derselben die Todesangst auszureden, ist psychologisch tiefsinnig und zartsinnig erdacht, und dieses Gespräch allein ist geeignet, die Superiorität der Dichterin zu erweisen.

Auch Georg Wirth gehört nicht zum „Gelumpert“. Der tiefe Schmerz um den Verlust von Marie drückt ihn nieder, entflammt in ihm einen tiefen Ingrimm gegen Liebmann und er deutet an, daß er ihn erwürgen würde, wenn dieser gerettet würde, während die andern zu Grunde gingen. Er ist ein ritterlicher Charakter, dessen Haß gegen Liebmann sofort schmilzt, als er Maries Reue erfährt, und daß jedenfalls das Eheglück Liebmanns „zerschlagen“ ist. Er folgt der Aufforderung Mariens, Liebmann zu retten. Sowie der junge Frommhold, der sich geweigert hatte, mit einzufahren, eilt er nach der Katastrophe in den Schacht, und beide bleiben zurück, als die Hilfsmannschaft die Rettungsarbeit als aussichtslos aufgiebt. Ersterer weil er Vater und Bruder nicht im Stiche lassen will, und letzterer, weil er es Marien „versprochen“ hat. Georg Wirth ist ein Meister der Volkssprache. An dem können Gelehrte lernen, wie man aus der Muttersprache heraus Erscheinungen und Vorgänge, Gedanken und Empfindungen markig bezeichnen kann. Er würde auch als Gelehrter nicht nötig haben, sich kauderwelsche und kaudergriechische Worte aus dem Wörterbuche zu holen; er fände die Ausdrücke im Sprachschatze seines Volkes.

Der vierte Akt der „Schlagende Wetter“ führt Georg und Liebmann in einer aussichtslosen Lage zusammen. Georg ist sich dessen bewußt und Liebmann erfährt es durch Georg und wird ebenfalls resigniert. Man hat diesen vierten Akt mit Unrecht getadelt; er gerade zeigt das richtige Gefühl der Dichterin für das Wesen des Tragischen und der Untergang von Georg und Fritz wirkt geradezu versöhnend. Georg spricht das Kernwort „Erlösung“ aus, als er den Gesang der lebensvernichtenden Gase vernimmt.

Weil aber der alte Schulbegriff des Wesens des Tragischen den Wiener Dramaturgen und dem Publikum voll anhaftet, wurde die tiefe Bedeutung der „Schlagende Wetter“ und ihrer Dichterin Maria Eugenia delle Grazie für die dramatische Litteratur nicht erkannt. Die Philosophie der Geschichte seit Hegel und deren großen Interpreten, die großen Geschichtsschreiber, haben große neue Gesichtspunkte für das Schicksal der Menschheit gefunden. Alle Helden der politischen und der Kulturgeschichte sind heute nicht mehr aus der Masse un-

vermittelt im guten wie im schlechten Sinne sich emporhebende Größen. Die Hervorragenden sind Ergebnisse der Entwicklung der Menschheit, ihres Volkes oder einer Gruppe desselben und ihrer Zeit. Nur indem sich die Verhältnisse in einem Individuum zusammenfinden und eine leichte Steigerung erfuhren, ragen sie hervor. Die wissenschaftliche Geographie, die Prähistorik, die Anthropologie haben die Einsicht in das Wesen und Wirken der physikalischen Verhältnisse auf die Menschheit und die Gesetze der Abhängigkeit des Menschenschicksals von diesen Kräften aufgedeckt. Der Evolutionismus, der an den Namen von Goethe, Lyell und Darwin anknüpft, hat unsre Anschauung vom Werte der Individuen weiter aufgehellt und der Marxismus die elementare Gewalt ökonomischer Verhältnisse auf das Schicksal der Völker und der Individuen kennen gelehrt. „Wir glauben zu treiben, und werden getrieben" läßt Schiller den Helden des größten deutschen Dramas, Wallenstein, ausrufen.

Wir jubeln, wenn der Mensch die Naturgewalten in seinen Dienst gesetzt, wenn die Geistesgaben eines Menschen zur ungewöhnlichen Höhe heranreifen und er die Reife der Menschheit hebt, wenn jemand das sittliche Niveau, das technische Können erhöht, und wir erwarten und verlangen von der Kunst, diesem Jubelgefühl Ausdruck zu geben.

Erliegt aber der Mensch ohnmächtig oder trotz seines Ringens den Naturgewalten, bricht sich eine große Kraft an der Uebermacht feindlicher Verhältnisse oder an der Trägheit und an dem Widerstande der Massen, sündigt der einseitige Individualismus mit überschäumender Phantasie oder mit gewaltsamem Wollen oder durch fehlerhaft gerichtete Gesittung gegen die Gesetze, an welche die Zustände der Gesellschaft und ihrer Entwicklung gebunden sind, dann liegt Tragik vor und der Tragödiendichter erhält das Wort.

Das traurige Schicksal allein giebt keinen dramatischen Stoff ab; es muß ein gewisses besonders „tragisches Verschulden" vorliegen, das heißt das Denken, Fühlen und Handeln des Helden muß an dem Schicksale desselben mitschuldig sein.

Die Darstellung des Kampfes des Individuums und der Gesellschaft mit den Gesetzen des Schicksals ist der Gegenstand der Tragödie.

Die Zerschmetterung des Frevlers unter der Macht der Gesetze oder die Reinigung vor dem Untergange im andern Falle, oder das Bewußtsein und das Gefühl, daß der unschuldig Vernichtete durch sein Martyrium den geistigen und sittlichen Reichtum der Menschheit erhöht hat, erregen jene ernsten Lustgefühle höherer Erkenntnis und höheren Empfindens, welche wir von einem hervorragenden Drama davontragen. Sich gehoben fühlen ist einer der edelsten Seelengenüsse.

Jedes Organ hat den Drang in sich zu funktionieren, es will geladen werden, oder wenn die Spannung zu groß ist, will es entladen werden. Damit unser Seelenorgan angeregt werde, gehen wir ins Theater und das Ladungsbedürfnis will dort befriedigt werden. Ein hohes ernstes Kunstwerk, besonders eine Tragödie, ladet unsern Verstand und besonders unser Empfinden über das

Digitized by Google

gewöhnliche Maß hinaus und darum muß die Entladung der Ladung folgen. Die Entladung erfolgt durch die „dramatische Gerechtigkeit“, welche uns den Sieg der natürlichen Schicksalmächte über Tücke, über überwallende Leidenschaft, Missethaten und Verschulden demonstriert. Das befriedigte Bedürfnis für Erregung und für harmonisches Abklingen der Erregung bilden den physiologischen Vorgang für den dramatischen Kunstgenuß. Viele wollen nur gekitzelt werden, andre durch Vorführung gewaltigen Geschehens und Darlegung der dasselbe beherrschenden Gesetze mächtig erregt werden.

Die einen wollen im Theater eine unangenehme Leere der Langweile durch mäßigen oder tändelnden Genuß ausfüllen, die andern einen tiefen Eindruck für ihr Leben empfangen. Eigentliche Empfänglichkeit für den Eindruck großer Dramen existiert eigentlich nur in der Jugend und im Volke; die gebildete Bourgeoisie ist blasiert und der gebildetste Teil desselben theoretisch verschroben. Ernste Volkstheater giebt es aber kaum. Dies schädigt die wahren Dichter und die große Dichtung.

Die deutsche Tragödie auf die Höhe der modernen Anschauung zu bringen ist niemand mehr berufen, als Maria Eugenia delle Grazie. Die Einseitigkeit der Philosophin hat die Kunst der Künstlerin besiegt und wird sie immer besiegen. Die Dichtkunst ist vor allem berufen, die Errungenschaften der Weisheit in jene Phantasieform zu bringen, welche geeignet ist, die errungene Weisheit zum geistigen und sittlichen Eigentum des Volks zu machen, und die „Gebildeten“ haben diese Beihilfe kaum weniger nötig als die Massen.

Man hat der Dichterin vorgeworfen, daß nicht eine Spur von Humor in dem Stücke sei. Allein der Humor ist kein notwendiges Ingredienz einer Tragödie. Wenn der Meister der Meister, wenn Shakespeare ihn selten vermissen läßt, die Tragödien der Griechen und der Franzosen, „Maria Stuart“, die „Jungfrau von Orleans“, „Torquato Tasso“, „Iphigenie in Aulis“ entbehren ja auch vollständig des Scherzes. Die alten Griechen hatten freilich in der Festwoche die Satire nach der Tragödie, und es stand dem Direktor als Kenner seines Publikums frei, nach den „Schlagende Wetter“ Nestroys „Vorlesung bei der Hausmeisterin“ aufzuführen. Es wäre nicht einmal ohne Analogie gewesen, da nach dem tief ergreifenden „Hannele“ im Burgtheater Possen von Hans Sachs als Nachspiel gegeben wurden.

Die Dichterin hätte selbst leicht ein Satirspiel ihrer Tragödie hinzufügen können.

Ein Teil des Stoffes dafür liegt ja in den Worten Wirths im vierten Akte von dem „ehrenvollen Bergmannstod, für den's dann immer die schönen Gräber oben giebt, und d' Musik und 'n Bergknappenkondukt und d' g'fühlvolle Leichenred' von 'n Werksdirektor oder Burgermeister und 's ‚letzte Glück auf!‘“ [1])

---

[1]) Das Stück ist ein Dialektstück — jedoch eigentlich nur in der Betonung. Auf deutschen Bühnen brauchen die Darsteller nur Hochdeutsch mit dem Lokalaccent zu sprechen.

Der Schilderung dieser Komödie der Trauer hätte eine Scene von Freibier von seiten der Herren Aktionäre mit einem Leichen-Gestrampften und Trauer-Juchazen folgen können, hierauf eine Gnadenarie von Leni Frommhold, die bei der Katastrophe den Vater und zwei Brüder verlor, mit Ueberreichung einer Bettelpension für sie und ihre gelähmte Mutter durch die gerührte Direktion. Weiters eine Scene klagender Damen, daß sie wegen der Kohlenteuerung nicht so oft „Poker“ spielen können, oder eine Philisterscene, die beim Frühschoppen so gründlich über die Schauerscenen einer Grubenkatastrophe getröstet sind, die ihnen beim Frühstückskaffee einen so traurigen Eindruck hervorgerufen hatten. Den effektvollen Schluß hätte eine Bürgerversammlung abgegeben, in der ein christlich-sozialer Gesinnungslump die Bürger gegen die Sozi und die Schullehrer wegen der Kohlenteuerung verhetzt hätte und mit einem seitwärts auf einen Gesinnungsgenossen pfiffigen Augenschlag dem „dummen Kerl“ verschwiegen hätte, daß der enorme Kohlenverbrauch durch die mobilisierten Kriegs- und Transportflotten und durch das enorm wachsende Bedürfnis der Industrie und so weiter bedingt ist.



Ueber Regeneration im Pflanzenreich.

Von

G. Haberlandt.

Seit jeher ist den Erscheinungen der Regeneration im Tier- und Pflanzenreich seitens der Biologen ein besonderes Interesse entgegengebracht worden. Der Grund davon ist leicht ersichtlich. Wenn der ausgebildete Organismus in seinem Bau und seinen Funktionen einer überaus komplizierten Maschine vergleichbar ist, so ist die Regenerationskraft des tierischen und pflanzlichen Organismus eine Eigenschaft dieser Maschine, an der der ganze Vergleich zu scheitern droht. Denn so sinnreiche Selbstregulationen auch der Erfindergeist des Menschen an seinen Maschinen angebracht hat — die Taschenuhr müßte erst erfunden werden, die, wenn sie zu Boden gefallen und in irgend einem ihrer Teile beschädigt worden ist, nunmehr auf Grund automatischer, durch die Beschädigung in Thätigkeit gesetzter Einrichtungen den Schaden nach einiger Zeit selbst wieder reparieren würde. Rein theoretisch genommen müßte ja eine solche Taschenuhr, die wenigstens die häufiger vorkommenden Reparaturen automatisch selbst besorgte, konstruierbar sein; allein man erschrickt förmlich vor dem Gedanken an die ungeheuerliche Komplikation des Baues, die ein solches Uhrwerk besitzen müßte. Ein jeder Organismus, Tier oder Pflanze, ist aber in höherem oder

Digitized by Google

geringerem Maße mit solchen selbstregulatorischen Mechanismen ausgerüstet, die nicht nur an allen möglichen Teilen die Flickarbeit des Ausbesserns und Wiederherstellens besorgen, sondern manchmal sogar aus winzigen Bruchstücken das Ganze wieder erstehen lassen. Der Einblick in diese Einrichtungen trägt wesentlich dazu bei, die Erkenntnis des Wesens der Organisation des Lebendigen zu fördern.

Man kann die Regenerationserscheinungen in zwei Hauptgruppen einteilen, je nachdem es sich um Vorgänge handelt, die im Leben jedes einzelnen Individuums naturgemäß sich abspielen, oder um Prozesse, die nur nach ausnahmsweisen Schädigungen auftreten. Durch den fortwährenden Gebrauch werden die einzelnen Organe, Gewebe und Zellen allmählich abgenützt; sie müssen fortwährend ergänzt und ersetzt werden, wenn das Lebensgetriebe keine Störung erfahren soll. Das ist die „physiologische Regeneration". Ihr gegenüber repräsentiert dann die zweite Kategorie von Prozessen die „pathologische Regeneration". Es liegt in der Natur der Sache, daß sich zwischen diesen beiden Hauptgruppen keine scharfe Grenze ziehen läßt.

Der einfachste Fall von physiologischer Regeneration liegt bei höheren Pflanzen in der Korkbildung vor. Organe, die eine Vegetationsperiode überdauern, bedürfen eines widerstandsfähigeren Hautgewebes, als es die verhältnismäßig zarte, einschichtige Oberhaut ist. Dies ist der Kork, ein aus abgestorbenen, luftführenden Zellen bestehendes Gewebe, das mehrjährige Zweige und Aeste als ein gegen Austrocknung und grelle Temperaturkontraste schützender Mantel rings umhüllt. An seiner Oberfläche ist dieser Korkmantel unter dem Einflusse der Atmosphärilien einer stetigen Abnützung und Verwitterung ausgesetzt. Seine innerste Schicht besteht deshalb aus plasmareichen, teilungsfähigen Zellen, dem Phellogen, dessen Aufgabe in der fortwährenden Neubildung von Korkzellen besteht, die allmählich nach außen vorgeschoben werden. Es liegen hier ganz analoge Verhältnisse vor, wie bei der Epidermis des Menschen, in welcher die innerste Lage von Zellen, das sogenannte Rete Malpighi oder die „Schleimschicht", gleich den pflanzlichen Phellogen als teilungsfähiges Bildungsgewebe fungiert.

Es ist nun in theoretischer Hinsicht von nicht geringem Interesse, daß das nach mechanischen Verletzungen verschiedenartiger Pflanzenteile auftretende Vernarbungsgewebe, der sogenannte Wundkork, genau so entsteht und genau so gebaut ist, wie das normale, zum Hautsystem gehörige Korkgewebe. Welches ist nun das phylogenetisch ältere Gewebe, der normale oder der Wundkork? Ist es, wie sich wahrscheinlich machen läßt, der letztere, dann haben wir im Auftreten des normalen Korkgewebes den bemerkenswerten Fall vor uns, daß ein pathologischer Regenerationsvorgang im Laufe der phylogenetischen Entwicklung allmählich in den Dienst der physiologischen Regeneration gezogen worden ist, daß ein ursprünglich bloß pathologisches Gewebe zu einem normalen wurde.

Die physiologische Regeneration macht sich auch sonst im histologischen Bau des Pflanzenkörpers sehr häufig geltend. Das bei den meisten Pflanzen aus

einzelligen Wurzelhaaren bestehende Absorptionsgewebe ist verhältnismäßig sehr kurzlebig; in dem Maße, als es an den älteren Wurzelzonen zu Grunde geht, wird es an den jüngeren Teilen der wachsenden Wurzel ergänzt. In andrer, noch auffallenderer Weise erfolgt die Regeneration der Wurzelhaare bei einigen Moosen und Farnen. Bei Marchantia und Lunularia ist schon vor längerer Zeit von Kny beobachtet worden, daß ältere abgestorbene Wurzelhaare von jüngeren durchwachsen werden, die aus Zellen ihren Ursprung nehmen, welche unter der Basis des primären Wurzelhaares gelegen sind. Bei Drymoglossum nummularifolium, einem kleinen, auf Baumstämmen lebenden Farne der Sundainseln, beobachtete ich, daß sich das Protoplasma des austrocknenden Wurzelhaares in die Basis desselben zurückzieht und sich hier einkapselt, um dann, wenn Regen fällt, von neuem zu einem Wurzelhaar auszuwachsen. Es ist dies ein interessantes Analogon zu gewissen Sporenbildungen bei Algen und Pilzen, wo das der Gefahr der Austrocknung oder andern Schädlichkeiten ausgesetzte Protoplasma sich gleichfalls durch Einkapselung rettet.

Unter den Zeichen der physiologischen Regeneration stehen auch zum größten Teile die Vorgänge, welche das sekundäre Dickenwachstum der Stämme und Aeste der Holzgewächse bewirken. Bei der Mehrzahl derselben verlieren die wasserleitenden Röhren des Holzes schon nach einigen Jahren die Fähigkeit, den Saftstrom aufwärts zu leiten. Sie werden mit verschiedenen organischen und auch anorganischen Substanzen — Farb- und Gerbstoffen, Kieselsäure, kohlensaurem Kalk — ausgefüllt und bilden mit den übrigen, gleichfalls außer Funktion gesetzten stoffleitenden und speichernden Elementarorganen, sowie mit den mechanischen Fasern, das sogenannte Kernholz, das nur noch zur Herstellung der Festigkeit des Stammes beiträgt. Der Ersatz erfolgt durch die Thätigkeit des Cambiumringes, eines Bildungsgewebes, das alljährlich neue funktionsfähige Elementarorgane nach außen und innen abscheidet. Letztere bilden das aus den äußeren Jahresringen bestehende Splintholz, in dem allein die Leitung und Aufspeicherung von Wasser, Zucker, Stärke und so weiter stattfindet. Da die Jahresringe von Jahr zu Jahr weiter werden, was eine stetige Vermehrung der Leitungsbahnen bedeutet, und da ferner die Dickenzunahme des Stammes eine immer größer werdende Festigkeit im Gefolge hat, so ist damit auch die Möglichkeit gegeben, daß sich die Laubkrone des Baumes von Jahr zu Jahr mehr ausbreitet. So hängt mit der relativen Kurzlebigkeit der Holzelemente vermittelst der physiologischen Regeneration die Langlebigkeit und stetige Größenzunahme des ganzen Baumes zusammen.

Im Anschluß an das Gesagte wirft sich von selbst die Frage auf, ob so wie im Leben des ganzen Zellenstaates auch im Leben der einzelnen Zelle Regenerationsvorgänge notwendig sind oder nicht. Bei Beantwortung dieser Frage muß sowohl auf die einzelne Zelle als Elementarorgan eines höheren vielzelligen Pflanzenkörpers, wie auf die bloß einzelligen niederen Pflanzen — viele Algen und Pilze — Rücksicht genommen werden.

Daß die einzelnen Zellen des pflanzlichen Zellenstaates einer allmählichen

Digitized by Google

funktionellen Abnutzung unterliegen, ist nicht zu bezweifeln. Das gilt nicht bloß für die Zellen des Hautsystems, des Leitungs- und Absorptionssystems, von denen schon oben die Rede war, auch die übrigen Gewebesysteme machen davon keine Ausnahme. Wir kennen aber, wenn wir von den schon oben erwähnten Wurzelhaaren von Drymoglossum absehen, keinen Fall, in dem eine durch länger andauernde Arbeit oder durch regelmäßig wiederkehrende Schädigung funktionsuntüchtig gewordene lebende Zelle wieder vollständig regeneriert würde. Wenn wir zum Beispiel die grünen, chlorophyllhaltigen Zellen eines Laubblattes ins Auge fassen, denen die Aufgabe der Kohlenstoffassimilation, die Bildung von Zucker und Stärke zukommt, so erscheint es begreiflich, daß die Thätigkeit dieser Zellen allmählich erlöschen muß. Infolge der Transpiration wird eine immer größere Menge von mineralischen Substanzen in ihnen abgelagert, im Zellsaft sammelt sich wahrscheinlich ein immer größeres Quantum von schädlichen Stoffwechselprodukten an, und die Chlorophyllkörner werden durch den fortwährenden Wechsel von Stärkeaufspeicherung und Stärkeabfuhr in ihrem feinsten Gefüge vermutlich allmählich geschädigt. Eine Regeneration dieser Zellen findet aber trotzdem nicht statt. Bei unsern sommergrünen Gewächsen sowohl wie bei den immergrünen wird das Laubblatt mit seinen unbrauchbar gewordenen grünen Zellen früher oder später abgeworfen. Statt daß die grünen Zellen sich verjüngen, werden neue Laubblätter gebildet: die Regeneration der Zelle wird durch die Neubildung des ganzen Organes ersetzt. Das Gleiche gilt auch für andre Gewebearten und Organe.

Anders verhält sich die Sache bei niederen einzelligen Pflanzen, mögen dieselben nun einzeln leben oder zu Kolonien vereinigt sein. Hier ist von Zeit zu Zeit eine Regeneration des plasmatischen Zellleibes selbst, wenn auch nach Einschaltung oft zahlreicher Zellteilungen und durch diese bewirkter vegetativer Vermehrung, anscheinend unerläßlich. Wie man sich die funktionelle Abnutzung — diese im weitesten Sinne des Wortes aufgefaßt — im einzelnen vorzustellen hat, ist freilich vielfach ungewiß. Bei den kieselschaligen Diatomeen besteht diese „Abnutzung" darin, daß die verkieselte Zellmembran nicht zu wachsen vermag und daß zufolge des schachtelförmigen Baues der zweischaligen Membran bei wiederholter Teilung die Zellen immer kleiner werden. Dieser fortwährenden, schließlich mit Lebensgefahr verbundenen Verzwergung wird nun durch die sogenannte Auxosporenbildung ein Ende bereitet. Die zu eng gewordene Kieselhaut wird abgeworfen, und der nackte Plasmakörper umgiebt sich mit einer neuen Membran, die eine Zeitlang zu wachsen im stande ist. So erreicht die Diatomee wieder ihre normale Größe, worauf dann mit der Verkieselung der Membran das alte Spiel von neuem beginnt. Auf welche Weise in diesen Kampf gegen das Kleinerwerden bei manchen Diatomeen auch ein Sexualprozeß eingreift, soll später berührt werden.

Auch die bei vielen Algen und manchen Pilzen eintretende Bildung von Schwärmsporen ist in erster Linie als ein Regenerationsprozeß aufzufassen.

Am klarsten tritt dies dann zu Tage, wenn mit der Schwärmsporenbildung nicht auch zugleich Vermehrung verknüpft ist; wenn, wie zum Beispiel bei Oedogonium, der ganze gealterte Zellleib sich zu einer einzigen Schwärmspore verjüngt. Was diesen Regenerationsvorgang so höchst merkwürdig macht, ist der Umstand, daß dabei nicht bloß eine vollständige Umlagerung des lebenden Protoplasmas stattfindet, daß die Zellwand, der Zellsaft und nach G. Klebs wahrscheinlich sogar die ganze Hautschicht des Protoplasmas abgestoßen werden. Die Regeneration greift vielmehr schöpferisch über ihr eigenstes Ziel hinaus und schafft Organe, wie die rudernden Wimpern und den lichtpercipierenden „Augenfleck", die Franz Unger vor beinahe sechzig Jahren zu dem ekstatischen Ausruf veranlaßten: „Ein momentanes Tierwerden der Pflanze ist kein Zweifel mehr!" [1])

So wie die verschiedenen Formen ungeschlechtlicher Sporenbildung in ihrer ursprünglichen Bedeutung als Regenerationserscheinungen aufgefaßt werden müssen, so ist auch die geschlechtliche Vereinigung zweier Zellen, mögen sie nun gleich oder ungleich sein, in erster Linie als ein Regenerationsprozeß zu betrachten. Vor kurzem hat Richard Hertwig in treffender Weise darauf hingewiesen, daß bei Tieren und Pflanzen das Wesen der Befruchtung in der die Integrität des Zellenlebens wiederherstellenden Mischung zweier Plasmakörper bestehe. Ihr kann sich eine zweite Erscheinung hinzugesellen: Entwicklungserregung oder Fortpflanzung. Bei den einzelligen Organismen ist das aber durchaus nicht immer der Fall. Im Begriff der „geschlechtlichen Fortpflanzung" stecken also zwei ganz verschiedene Dinge: Regeneration und Vermehrung, die strenge auseinanderzuhalten sind.

Daß die geschlechtliche Vereinigung zweier Zellkörper als ein Regenerationsprozeß aufzufassen ist, lehren sehr deutlich jene Diatomeen, bei denen die oben erwähnte Auxosporenbildung, dieses Schutzmittel gegen Verzwergung und Tod, durch Verschmelzung zweier nackter Plasmakörper zu stande kommt. Die Wiederherstellung der normalen Größe wird so wesentlich beschleunigt. So wirft das Fortschreiten von ungeschlechtlicher zu geschlechtlicher Auxosporenbildung bei den Diatomeen ein klares Licht auf die Bedeutung ähnlicher Kopulationsprozesse bei andern niederen Organismen. Denn man wird wohl annehmen dürfen, daß, wenn schon eine einzelne Zelle durch Ausstoßung des unbrauchbar Gewordenen und vollständige Umlagerung ihrer Teile zu erhöhter Lebensenergie gelangen kann, dies um so sicherer und vollständiger erreicht wird, wenn zwei solche regenerierte Zellen zu einer neuen Lebenseinheit verschmelzen.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die physiologische Bedeutung der Sexualität und der geschlechtlichen Fortpflanzung mit dem besprochenen Vorteile noch nicht erschöpft ist. Die Erscheinungen der Sexualität sind so verschiedenartig, im Laufe der phylogenetischen Entwicklung vielfach verändert und sicher auch verschiedenen phylogenetischen Ursprungs, daß eine einzige Erklärung die

---

[1]) Briefwechsel zwischen Franz Unger und Stephan Endlicher. Herausgegeben und erläutert von G. Haberlandt, Berlin 1899, S. 126.

Digitized by Google

große Fülle der Erscheinungen gewiß nicht zu umfassen vermag. So viel ist aber sicher: die tiefste und stärkste Wurzel der Sexualität liegt in der physiologischen Regeneration der lebenden Substanz.

Gehen wir nun zur pathologischen Regeneration über, die auf den Ersatz verloren gegangener Teile nach gewaltsamen Beschädigungen seitens der Außenwelt abzielt, so erscheint es zunächst überraschend, daß diese Fähigkeit bei den höheren Pflanzen nur in verhältnismäßig geringem Grade entwickelt ist.

Um wie vieles komplizierter ist der Schwanz einer Eidechse, das Bein eines Triton gebaut, als etwa ein Laubblatt oder ein Blumenblatt, und doch werden jene Organe, wenn sie abgetrennt werden, in sehr vollkommener Weise regeneriert, während Blattgebilde nicht einmal andeutungsweise wiederhergestellt werden können. Der Grund für diese Erscheinung liegt, wie bereits Weismann klar hervorgehoben hat, darin, daß für die Pflanzen solche Regenerationsmechanismen zumeist überflüssig sind, und zwar deshalb, weil die Pflanzen ohnehin die Fähigkeit besitzen, nach Beschädigungen an andern Stellen neue Blätter, Stengel und Blüten zu treiben.

Wo es aber für den Haushalt der Pflanze vorteilhaft oder notwendig erscheint, da ist das Vermögen pathologischer Organregeneration gerade so ausgebildet wie bei den Tieren. Dies gilt in erster Linie für das Wurzelsystem. Aufgabe seiner einzelnen Teile ist es, das Erdreich möglichst allseitig und gleichmäßig zu durchdringen, damit die erreichbaren Nährstoffe möglichst ausgenützt werden. Zu diesem Zwecke reagieren die geotropisch empfindlichen Wurzeln auf den Schwerkraftreiz in verschiedener Weise: Die Hauptwurzel dringt senkrecht in die Erde hinab, die Nebenwurzeln schließen aber mit dem Erdradius verschiedene Winkel ein, und diese verschiedenen Stufen des „Diageotropismus" wirken im Verein mit einigen andern, hier nicht zu erörternden Einrichtungen dahin, daß das verfügbare Erdreich möglichst ausgenützt wird. Entsteht durch Beschädigung einer wachsenden Wurzel eine Lücke im Wurzelsystem, so wäre damit der Nachteil einer minder vollständigen Substratausnutzung verbunden, wenn nicht durch das Regenerationsvermögen der lädierten Wurzelspitze diese Lücke wieder ausgefüllt würde. — Auch die meist sehr vollkommene Regeneration mechanisch beschädigter Stämme und Aeste durch „Wundholz" gehört hierher. Da muß eben gleichfalls der zugefügte Schaden an Ort und Stelle ausgebessert werden, wenn nicht die ganze Pflanze dauernd gefährdet sein soll.

Eine merkwürdige Art der pathologischen Regeneration bei Pflanzen besteht darin, daß an Stelle eines beseitigten Organes ein andres, benachbartes tritt, das ursprünglich andern Aufgaben dienen sollte und demnach bei ungestörter, normaler Entwickelung auch einen andern Bau, eine andre Gestalt annehmen würde. Natürlich vollzieht sich diese Stellvertretung nur, solange das Ersatzorgan noch unentwickelt, wachstums- und bildungsfähig ist. Das auffallendste Beispiel dieser Art ist der Ersatz des abgeschnittenen Haupttriebes einer Tanne durch

einen Seitenzweig, der sich aufrichtet und dabei seinen normalen „dorsiventralen" Bau mit dem „radiären" des Haupttriebes vertauscht. Diese Wiederherstellung der geschädigten Architektonik des Baumes kann nur auf Grund von Organkorrelationen erfolgen, welche die Reaktionsfähigkeit der ganzen Pflanze als eines einheitlichen Individuums zur Voraussetzung haben. Von Noll ist vor kurzem diese rätselhafte Reaktionsfähigkeit auf das Empfindungsvermögen für Form und Lage des eignen Körpers, das er als „Morphästhesie" bezeichnet, zurückgeführt worden; doch wird man darin kaum mehr als eine geistvolle Umschreibung der Thatsachen erblicken dürfen.

Die bisher erörterten Fälle von pathologischer Regeneration erweisen sich sämtlich als biologisch vorteilhafte Anpassungserscheinungen, denn die Beschädigungen, die durch sie wieder ausgeglichen werden, können im Leben jeder Pflanze leicht vorkommen und ihre Fortexistenz in Frage stellen. Es ist das Verdienst Weismanns, auf diese Seite im Wesen der Regenerationserscheinungen bei Tieren und Pflanzen mit Nachdruck hingewiesen zu haben. Nun giebt es aber auch Regenerationsvorgänge, deren biologischer Vorteil schlechterdings nicht einzusehen ist. Wenn zum Beispiel bei manchen Pflanzen in die Erde gesteckte Laubblätter sich bewurzeln, ohne aber im stande zu sein, auch neue Stengel zu bilden und so die Art vegetativ fortzupflanzen, so ist ein solcher Regenerationsvorgang vom Standpunkt der Arterhaltung ganz zwecklos und kann daher auch nicht als eine Anpassungserscheinung gedeutet werden. Sachs setzt hier mit einem rein physiologischen Erklärungsversuch ein, indem er annimmt, daß in den Laubblättern die spezifischen, organbildenden Substanzen, die „Wuchsenzyme", wie man sie später genannt hat, entstehen, die unter normalen Verhältnissen in das Sproß- und Wurzelsystem abfließen, an abgeschnittenen Blättern aber über der Schnittfläche sich anhäufen; hier regen sie dann die Ausbildung von Organen an, die sonst an dieser Stelle nicht gebildet werden. Dabei bleibt es nun freilich rätselhaft, warum bei manchen Pflanzen an abgeschnittenen Laubblättern bloß Wurzeln, bei andern Wurzeln und Sprosse entstehen. Man möchte im ersteren Falle auch an die Möglichkeit denken, daß jedem einzelnen Blatte als „physiologischem Individuum" ein für die Erhaltung der Art gänzlich bedeutungsloser Selbsterhaltungstrieb innewohnt, der sich bei vielen Pflanzen sofort bethätigt und durch Bildung von Wurzeln äußert, wenn das Blatt isoliert wird und die äußeren Umstände hierfür günstig sind.

Ja, man wird noch weiter gehen und auch die Bewurzelung von Blatt- und Stammstecklingen, die der künstlichen Vermehrung dienen, unter diesem Gesichtspunkte betrachten dürfen. Denn eine Anpassung liegt hier wohl nur in seltenen Fällen, zum Beispiel bei Weiden vor. Der Fall, daß in der freien Natur durch den Sturm oder durch Hochwasser abgebrochene Ast- und Zweigstücke auf dem Boden liegend sich bewurzeln und so zur vegetativen Vermehrung der Art beitragen, wird bei Holzgewächsen so überaus selten vorkommen, daß die Fähigkeit zur Bewurzelung und überhaupt zu selbständigem Wachstum und Leben solch isolierter Stengelstücke einen tieferliegenden, allgemeineren Grund

haben muß, als den einer im Kampf ums Dasein allmählich herangezüchteten Anpassung.

An dieser Stelle ist auch jener Versuche in Kürze zu gedenken, die ausgeführt worden sind, um festzustellen, wie weit die Zerstückelung eines pflanzlichen Organismus gehen kann, ohne daß die Regenerationsfähigkeit eines einzelnen Teilstückes verloren geht. Einen sehr interessanten Versuch dieser Art hat vor längerer Zeit Vöchting angestellt, dem wir überhaupt eine ganze Reihe höchst bemerkenswerter Untersuchungen über die Regenerationserscheinungen bei Pflanzen verdanken. Er hat ein Stück aus dem parenchymatischen Mittelnerven von Lunularia vulgaris, einem hochentwickelten Lebermoose, mit einem scharfen Messer so fein zerschnitten, daß die Teilstücke schließlich einen grobkörnigen Brei darstellten. Die größten Stücke waren etwa einen halben Kubikmillimeter groß, während die kleinsten erheblich kleiner waren. Dieser Brei wurde auf feuchten Sand ausgebreitet, worauf dann nach einiger Zeit eine ganze Anzahl junger Pflänzchen aus der breiartigen Masse hervorging. Das Ergebnis dieses Versuches beweist nicht bloß, daß selbst in den kleinsten Zellkomplexen der ganze Organismus potentiell enthalten ist, er zeigt auch, daß denselben eine Regenerationskraft innewohnt, die nicht auf dem Boden allmählicher Anpassung erworben sein kann.

Daß die Pflanze thatsächlich auch auf unvorhergesehene Eingriffe, die nur durch das Experiment erzielbar sind, bisweilen mit merkwürdig zweckmäßigen Regenerationsvorgängen antwortet, lehrt in sehr auffallender Weise ein Versuch, den ich vor einigen Jahren im botanischen Garten zu Buitenzorg auf Java angestellt habe. Ich vergiftete die zahlreichen wasserausscheidenden Organe auf der Oberseite eines Laubblattes von Conocephalus, einer zu den Urticaceen gehörigen Liane, durch Bepinseln mit sublimathaltigem Alkohol. Das war gewiß ein Eingriff, auf den die Pflanze nicht vorbereitet sein konnte; denn nichts spricht dafür, daß unter natürlichen Verhältnissen gerade bloß die winzig kleinen Wasserausscheidungsorgane, die Hydatoden, durch äußere Einflüsse zuweilen zerstört werden. Und doch bildete das betreffende Blatt, dessen vergiftete Hydatoden kein Wasser mehr auszuscheiden vermochten, nach einigen Tagen über den Blattnerven zahlreiche Ersatzorgane, welche die unterbrochene Wassersekretion in ausgiebigster Weise wieder aufnahmen. Besonders merkwürdig war dabei, daß die neuen Ersatzhydatoden einen ganz andern anatomischen Bau aufwiesen als die normalen Wasserausscheidungsorgane, einen Bau, wie er weder an andern Teilen unsrer Liane noch überhaupt bei andern Pflanzen bisher beobachtet worden ist.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier auch all der scharfsinnigen theoretischen Geistesarbeit gedenken, die von verschiedenen Forschern aufgewendet wurde, um den Schleier von der im lebenden Protoplasma verborgenen Struktur der Regenerationsmechanismen zu lüften. Der direkten Beobachtung sind diese Dinge unzugänglich. Da kann nur die Spekulation einsetzen und aussinnen, wie es ungefähr sein könnte. Wenn man einzelnen dieser Versuche, besonders

der genialen Konzeption August Weismanns, den Vorwurf gemacht hat, daß sie auf viel zu komplizierten Annahmen fußen, so ist dieser Vorwurf gewiß nicht berechtigt. Denn so viel ist sicher: die Regenerationsmechanismen sind noch viel komplizierter als wir uns vorstellen können. Man denke nur an die sich selbst reparierende Taschenuhr.



Etwas über die Entwicklung des Geschützwesens in neuerer Zeit.

Von

Oberstleutnant W. v. Bremen.

Auch dem Laien drängt sich heute mehr und mehr der Wunsch auf, etwas über die gewaltige Entwicklung des modernen Geschützwesens und die Bahnen, welche sie eingeschlagen hat, zu erfahren, wenn er von den Leistungen unsrer schweren Feldhaubitzen bei der Einnahme der Peitangforts, der Einführung der Schnellfeuerfeldgeschütze, der Schnellladekanonen für Kriegsschiffe und Küstenverteidigung oder ähnlichem liest. Tausende unsrer Landsleute haben auch in diesem Jahr auf der Pariser Ausstellung das gewaltige Palais für Armee und Marine, den riesenhaften Creusot-Turm und die andern kleineren, den Kriegswerkzeugen gewidmeten Pavillons durchwandert und hier Geschütze aller Größen und Formen gesehen. Von den kleinen, durch einen Mann tragbaren Gebirgsgeschützen an bis zu den großen zwölf Meter langen Rohren gab es da alle Arten zu sehen, aber außer ihrer verschiedenen Größe, ihrer Aufstellungsart auf beweglichem oder festem Untergestell, in Türmen oder hinter Panzern ergab sich für den Laien zunächst nicht weiter viel, was ihn über die leitenden Gesichtspunkte, die für den Bau maßgebend waren, aufzuklären vermöchte.

Für den Bau eines Geschützes ist in erster Linie maßgebend, wo es verwendet werden soll, ob im Feld- oder Festungskriege, auf Kriegsschiffen oder zur Küstenverteidigung. Im Feldkriege handelt es sich entweder um Bekämpfung lebender Ziele, die frei oder hinter Deckungen sich befinden, um Zerstörung von Feldmaterial, Fahrzeugen, Brücken oder dergleichen und endlich um Vernichtung mit Feldmitteln hergestellter Deckungen. Weiter erfordert der Feldkrieg eine verhältnismäßig große Beweglichkeit des Geschützes, um den Feldtruppen schnell und überallhin folgen zu können, und diese Forderung der Beweglichkeit giebt die Grenze für die Größe und Schwere eines Feldgeschützes, die mit zunehmender Wirkung ebenfalls wachsen. Da es gegen lebende Ziele nur eines verhältnismäßig kleinen Geschosses bedarf, um sie außer Gefecht zu setzen, so kam es für die Technik darauf an, ein Geschoß für das Feldgeschütz

Digitized by Google

zu erfinden, das sich nahe dem Ziele in möglichst viele kleine Teile zerlegt, die genügen, einen Menschen außer Gefecht zu setzen. Früher dienten hierzu die Granaten, das heißt solche Geschosse, die beim Auftreffen auf den Erdboden infolge besonderer Einrichtung zersprangen und mit ihren Sprengstücken eine größere oder geringere Anzahl Menschen trafen. Diese Sprengstücke waren aber verhältnismäßig zu groß und die Ausnutzung des Geschosses daher nicht rationell. Man füllte daher ein Geschoß mit einer Anzahl kleinerer Kugeln, bis zu zweihundert, und suchte nun dies Geschoß im letzten Teile seiner Flugbahn, nicht allzu weit vom Ziel, so zum Zerspringen zu bringen, daß diese kleinen Kugeln garbenartig sich über das Ziel ergossen. Dies bewirkte man durch eine Zündvorrichtung, die sich beim Abfeuern des Geschützes durch den Stoß, den das Geschoß durch die Pulvergase erhielt, entzündete und auf einen allmählich abbrennenden Satz übertrug. Die Brennzeit dieses Satzes mußte nun so eingerichtet sein, daß das Zerspringen im richtigen Augenblick erfolgte, und da man auf die verschiedensten Entfernungen schießen muß, so mußte die Brennzeit des Satzes danach reguliert werden können. Man nannte einen solchen Zünder einen Zeitzünder im Gegensatz zu dem Aufschlagzünder der Granaten, das so konstruierte Geschoß aber ein S h r a p n e l, nach dem englischen Oberst Shrapnel, der im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die ersten derartigen, wenn auch unvollkommenen Geschosse erfand.

Seit dem deutsch-französischen Kriege hat nun die Technik insbesondere die Ausbildung des Shrapnels so vervollkommnet, daß es jetzt das Hauptgeschoß der Feldartillerie geworden ist. Diese Vervollkommnung erstreckte sich besonders auf den Zünder, indem man den Aufschlag- und den Brennzünder zu einem einzigen, sogenannten D o p p e l z ü n d e r verband; man konnte nun auch das Shrapnel beim Aufschlag zum Zerspringen bringen, was einmal dadurch von Wert ist, daß es bei einem etwaigen Versagen des Brennzünders doch noch zur Wirkung gelangt, und daß man es andrerseits dabei auch zum „Einschießen" benutzen kann. Die Artillerie ermittelt nämlich die Entfernung des Zieles, indem sie ihr Geschoß abwechselnd davor oder dahinter zum Zerspringen zu bringen sucht, wobei die dabei entstehende Rauchwolke einmal vor dem Ziel erscheint und dieses verdeckt, während das andre Mal das Ziel vor der Rauchwolke sichtbar bleibt. Dieser Doppelzünder findet nun auch bei Granaten Anwendung, die am liebsten zum Einschießen verwendet werden. Man kann aber auch die Granaten shrapnelartig wirken lassen, indem man sie durch den Zeitzünder in der Luft vor dem Ziel zum Zerspringen bringt. Sie sind neuerdings mit einem wirksameren Sprengstoff, als früher das Pulver war, einem sogenannten brisanten Stoff gefüllt, der bei den Franzosen als Melinit, bei den Engländern jetzt im Burenkriege als Lyddit eine mehr bekannte als entscheidende Rolle gespielt hat. Bei uns hat man sich mit dem bescheidenen Namen Granatfüllung 88, das heißt 1888, als dem Jahre der Einführung, begnügt. Man nannte sie daher zuerst auch S p r e n g g r a n a t e n und beabsichtigte mit dieser wirksameren Sprengladung das Geschoß so auseinanderzutreiben, daß die einzelnen Stücke nicht mehr garbenartig in der Flug-

richtung weiter, sondern zum Teil senkrecht zur Erde geschleudert werden sollten, und gedachte besonders damit Schützen dicht hinter Deckungen besser treffen zu können. Die Erwartungen, die man daran knüpfte, haben sich nur zum Teil erfüllt, da es außerordentlich schwierig ist, den Sprengpunkt beim Schießen gerade so zu legen, daß der größere Teil der Sprengstücke auch wirklich dicht hinter die Deckung gelangt. Außer ihrer shrapnelartigen Ausnutzung sollen sie nun aber zur Zerstörung leichterer Deckungen, wie sie der Feldkrieg bietet, oder von Material aller Art dienen, wozu sie die starke Sprengwirkung gut befähigt. Zum Zerstören von Eindeckungen hat man an dem Aufschlagzünder noch eine Vorrichtung angebracht, die das Zerspringen so lange verhindern soll, bis das Geschoß in die Deckung eingedrungen ist, um dann erst „minenartig“ zu wirken, man nennt diese Einrichtung den Aufschlagzünder mit „Verzögerung“.

Je mehr Fortschritte nun die Geschoßtechnik machte, um so mehr war man andrerseits bestrebt, sich durch zweckmäßige Deckungen gegen die Wirkung zu sichern. Schon Plewna hatte in dieser Beziehung die Erfahrung geliefert, wie gering bei geschickt angeordneten Erddeckungen die Artilleriewirkung werden kann. So mußte man wieder versuchen, durch Steigerung der Geschoßwirkung bessere Ergebnisse zu erzielen. Eine solche Steigerung ist natürlich in erster Linie nur durch größere Geschosse, die auch wieder größere, schwerere Geschütze voraussetzen, zu erreichen. Da man aber im Feldkriege, wie erwähnt, immer eine gewisse Beweglichkeit behalten muß, so sind dem Gewicht der Geschütze Grenzen gezogen, die man nicht übertreten darf, ohne Gefahr zu laufen, daß die Geschütze eben nicht zur rechten Zeit am rechten Platze sind. So ging ein gewisser Kampf zwischen Wirkung und Beweglichkeit vor sich, der schließlich damit endete, daß auch für den Feldkrieg ein etwas schwereres Geschütz mit größerem Geschoß, die sogenannte Haubitze, angenommen wurde, die aber für den Feldkrieg ein gewisses Maß von Beweglichkeit behalten mußte und daher nicht zu schwer sein durfte. Das Geschoß der Haubitze ist nun ebenfalls entweder ein Shrapnel, das natürlich entsprechend größere Wirkung als das der Feldkanone hat, oder eine Granate, die ebenfalls shrapnelartig wirken kann oder zur Zerstörung stärkerer Eindeckungen Verwendung finden soll, als man sie mit der Granate der Feldkanone erreichen kann. Damit diese aber völlig zur Wirkung gelangt, muß sie möglichst von oben auf das Ziel treffen. Man muß also ihre Flugbahn anders zu gestalten suchen als die der Kanone, wo eine möglichst gestreckte angestrebt wird. Dies geschieht einfach durch Verringerung der Anfangsgeschwindigkeit und entsprechendes Höherrichten des Geschützrohres. Die Anfangsgeschwindigkeit aber wird dadurch auf die einfachste Weise vermindert, daß die Pulverladung verringert wird. Es schießt somit die Haubitze je nach ihrer beabsichtigten Verwendung mit verschiedenen Ladungen, und dies ist bei der deutschen Feldhaubitze in sehr sinnreicher Weise dadurch ermöglicht, daß die in der Metallkartusche befindliche Ladung so eingerichtet ist, daß man je nach Bedarf von oben die betreffenden Teile entfernen kann. Mit dieser Haubitze ist nun die deutsche Feldartillerie seit ihrer Neuordnung im Jahre 1899 ausgerüstet, und

Digitized by Google

man gedenkt sie hauptsächlich gegen die Deckungen, wie sie erfahrungsmäßig der Feldkrieg bietet, zu verwenden.

Bekanntlich haben die Franzosen nach dem letzten Kriege ihre ganze Ostgrenze mit einer Kette von Sperrforts versehen, die bei einer deutschen Offensive als erstes Kampfobjekt sich darbieten würden. Zu ihrer Bekämpfung würden auch die leichter konstruierten Feldhaubitzen noch nicht ausreichen, und man wäre daher gezwungen, hierfür Geschütze, die sonst nur gegen Festungen verwandt werden, in diesem Fall schwere Haubitzen, in Aussicht zu nehmen, die mit der Fußartillerie ins Feld zögen. Durch unablässige Bemühungen ist es nun in neuerer Zeit gelungen, diese Geschütze ebenfalls so beweglich zu machen, daß sie den Feldtruppen unmittelbar zu folgen vermögen, und sie haben daher den Namen „schwere Feldhaubitzen" erhalten, während jene erstgenannten „leichte Feldhaubitzen" genannt werden. Eine solche Batterie der deutschen schweren Feldhaubitzen ist es nun gewesen, die in China bei Einnahme der Peitangforts ihre Feuerprobe glänzend durch Vernichtung der feindlichen Geschütze in diesen Forts bewährt hat. Es ist dies um so bedeutungsvoller, als sich nicht nur ihre Wirkung, sondern auch ihre Beweglichkeit, trotz der bekannten ungünstigen Wege- und Geländeverhältnisse in China, als genügend bewährt hat, um rechtzeitig an Ort und Stelle auftreten zu können. Der Orden pour le mérite und der russische Georgsorden sind der verdiente Lohn für ihren jugendlichen Chef, den Hauptmann Kremkow, gewesen.

Wenn bei den Feldgeschützen der Größe und Schwere durch die notwendige Beweglichkeit gewisse Grenzen gezogen sind, so fallen diese bei den Belagerungsgeschützen zum großen Teil, bei den Festungs-, Küsten- und Schiffsgeschützen so gut wie ganz fort, und hier ist die moderne Technik auch zu wahren Riesengeschützen gelangt, wie sie der Besucher der Weltausstellung sowohl in dem Creusot- wie Vickers-Pavillon zu bestaunen Gelegenheit hatte. Ein solches Geschütz ist im stande, sein Geschoß bis zu drei Meilen weit zu schleudern, wobei der höchste Punkt der Flugbahn sich höher als der Montblanc erhebt. Aber auch hier ist es gelungen, die notwendige Beweglichkeit für das Richten so zu erreichen, daß sie mit leichten Handgriffen bewerkstelligt werden kann. Wie gegen die zunehmende Wirkung der Feldgeschütze Schutz durch Erddeckungen gesucht wurde, so ist auch in der Verbesserung des Panzers gegen die gewaltigen Wirkungen der Riesengeschosse das Gegengewicht. Auch das hatte Creusot durch eine Anzahl von Panzerplatten, die zum Teil auch von den stärksten Geschossen nicht durchbohrt und zerstört waren, vor Augen geführt. Daß unsre deutsche Industrie indessen auch hierin den andern Nationen überlegen ist, zeigt der Umstand, daß das deutsche Verfahren zum Herstellen von Panzerplatten zum Teil vom Auslande nachgeahmt wird. Die Franzosen sind aber bisher die einzigen, die den Schutz durch Panzer, wenn auch nur gegen Sprengstücke und Infanteriegeschosse, auch für ihre Feldgeschütze angenommen haben, ein Verfahren, das aus mannigfachen Gründen nicht zweckmäßig erscheint.

Haben wir in vorstehendem die Bestrebungen geschildert, die auf eine Er-

Digitized by Google

höhung der Wirkung des einzelnen Schusses gerichtet waren, so sind in den letzten Jahren daneben andre hergegangen, die auf eine Erhöhung der Wirkung durch Schnelligkeit des Feuers hinausgingen. Das erste Mittel dazu mußte in einer erhöhten Schnelligkeit des Ladens gesucht werden, weshalb diese Geschütze auch entweder Schnellfeuer- oder Schnellladegeschütze genannt werden. Dieses schnellere Laden wurde wiederum in erster Linie durch zweckmäßige Vorrichtungen am Verschluß gesucht. Hier stehen sich nun im wesentlichen zwei verschiedene Systeme gegenüber, der Keilverschluß, wie er durch Krupp, und der Schraubenverschluß, wie er in Frankreich und England bevorzugt wird. Das Prinzip des ersteren besteht darin, daß ein starker Keil quer vor das hinten offene Rohr bewegt wird, während letzterer darauf beruht, daß ein Kegel oder Cylinder zum Schließen von hinten in das offene Rohr geschoben wird. Beim Keilverschluß wird die leichte Seitwärtsbewegung durch eine schneckenartig gewundene Leitwelle erreicht, die in entsprechende Schraubengänge im Rohrkörper greift, beim Schraubenverschluß wird das schnelle Schließen dadurch bewirkt, daß der hineinzuschiebende Cylinder mit unterbrochenen Schraubengängen versehen ist, so daß es nur einer kurzen Drehung zum Eingreifen dieser Schraubengänge in die entsprechenden des Rohrkörpers bedarf. Wer die beiden Zwillingsriesengeschütze im Creusot-Turm auf der Ausstellung zufällig hat bedienen sehen, der wird erstaunt gewesen sein, wie ein einziger Mann durch einen Handgriff am Hebel diese beiden Geschütze zugleich öffnete und mit einem zweiten zugleich schloß, aber die großen Nachteile, die diese Verschlußart gegenüber dem Kruppschen Keilverschluß hat, zeigen sich erst im Gebrauch: einmal ist der schwere Cylinder, wenn er bei geneigter Lage des Geschützes auf seine Konsole gleitet oder nach seitwärts geschwenkt wird, mit seiner Schwerpunktlage schlecht gelagert, und dann ist ein noch größerer Nachteil darin zu suchen, daß bei dem zentralen Vorschieben des Verschlußcylinders der Schlagbolzen, der die Ladung entzünden soll, auf den Boden des Geschosses stoßen kann, wenn dies nicht tief genug eingeschoben ist. Hierdurch sind bereits beim Gebrauch zahlreiche Unglücksfälle durch vorzeitige Entzündung entstanden, so daß der Verschlußcylinder nach hinten hinausgeschossen ist. Solche Unglücksfälle sind bei dem Keilverschluß unmöglich.

Ein weiteres Mittel zur Erhöhung der Feuerschnelligkeit wurde darin gefunden, daß man wie bei dem Infanteriegeschoß die Ladung in eine Metallhülse brachte, die natürlich schneller als die bisher übliche Zeugkartusche eingeführt werden konnte. Zum Teil hat man sogar die Metallhülse, welche die Ladung enthält, mit dem Geschoß verbunden und so ein sogenanntes Einheitsgeschoß hergestellt, das natürlich die schnellere Einführung noch mehr erleichterte. Endlich fand man ein drittes Mittel darin, daß man den Rücklauf, den das Geschütz nach jedem Schuß erfährt, ganz oder zum Teil aufzuheben suchte. Bei dem deutschen Feldgeschütz hat man sich zunächst mit einer Ermäßigung des Rücklaufes durch eine Drahtseilbremse begnügt, die sich beim Zurücklaufen um die Achse legt, dadurch anspannt und die Bewegung mäßigt. Will man den Rücklauf ganz aufheben, so drückt man einen am Lafettenschwanz befindlichen

Digitized by Google

sogenannten Sporn in die Erde. Doch kann dieser natürlich bei hartem Boden nicht benutzt werden, auch schädigt dies Feststellen das Geschütz auf die Dauer. Zur völligen Aufhebung des Rücklaufes hat man daher neuerdings auch ein andres Verfahren angewendet, indem man das Kanonenrohr auf eine besondere Unterlage, eine auf der eigentlichen Lafette befindliche sogenannte Wiege legt, in der es sich vor- und zurückbewegen kann. Die Rückwärtsbewegung nach dem Schuß wird dann durch einen Bremscylinder vermindert, der entweder mit Glycerin oder komprimierter Luft gefüllt ist. Eine solche pneumatische Bremsvorrichtung befindet sich am französischen Feldgeschütz, das ebenfalls durch einen Sporn festgestellt werden kann. Das Wiedervorbringen des Rohrs geschieht dann durch Federn. Derartige Vorrichtungen waren für Belagerungs-, Festungs-, Schiffs- und Küstengeschütze schon längst im Gebrauch, bei Feldgeschützen hatte man aber bisher davon Abstand genommen, da diese immerhin komplizierte Vorrichtung für ein Feldgeschütz, das unaufhörlichen Stößen beim Fahren ausgesetzt ist, zu empfindlich erschien. Die komprimierte Luft entweicht hierdurch allmählich, und wenn man hört, daß sie beim französischen Feldgeschütz nur für 1500 Schuß ausreicht, dann aber durch einen Mechaniker aus der Geschützfabrik Bourges erneuert werden muß, so kann man sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß hier die Feldbrauchbarkeit auf Kosten des Strebens nach zu großer Feuerschnelligkeit zu kurz kommt. Man hat bisher in Deutschland mit Recht von einer Einführung dieser Vorrichtung Abstand genommen, da man die erreichte Möglichkeit einer schnellen Feuerabgabe von 15 bis 20 Schuß in der Minute für genügend ansieht. Im Creusot-Pavillon konnte der Besucher mehrere Modelle von Feldgeschützen mit derartigen Vorrichtungen sehen. Bei uns hat man sich, wie gesagt, auf die weitere Vervollkommnung dieser Bremsvorrichtung bei Festungs-, Belagerungs-, Schiffs- und Küstengeschützen beschränkt. Auch bei diesen hat man eine Feuerschnelligkeit von 6 bis 8 Schuß in der Minute erreicht, selbst bei den schwersten Geschützen.

Die größte Feuerschnelligkeit hat man bisher bei den sogenannten Maschinengewehren erreicht, die hier nur nebenbei erwähnt seien, da sie eigentlich nur durch ihr Aeußeres an Geschütze erinnern, aber eine den Gewehren gleiche Munition verschießen. Da ihre Einführung indessen nun auch im deutschen Heere bevorsteht, so seien ein paar Worte darüber gesagt. Bei ihnen wird der durch die Pulvergase erzeugte Rückstoß dazu benutzt, das Herauswerfen der leeren Hülse, Einführen der neuen Patrone, Spannen und Abdrücken selbstthätig auszuführen, so daß bis zu 600 Geschosse in einer Minute daraus abgefeuert werden können. In der Schweiz und in England führt auch die Kavallerie bereits diese Waffe mit sich; bei uns soll sie zunächst den Jägerbataillonen zugeteilt werden, die sie schon längere Zeit im Manöver erprobten. Ueber ihre taktische Verwendung sind die Ansichten noch nicht abgeschlossen.

Wohin in der nächsten Zukunft die Bestrebungen im Geschützwesen gehen werden, läßt sich natürlich mit Sicherheit nicht sagen. Im allgemeinen wird man annehmen dürfen, wenn nicht umwälzende neue Erfindungen gemacht werden,

daß die erreichte Feuerschnelligkeit als genügend angesehen werden muß, da man doch immer nur auf kurze Zeit, schon des schwierigen Munitionsersatzes wegen, die Möglichkeit schneller Feuerabgabe ausnutzen kann. Ebenso wird eine größere Anfangsgeschwindigkeit zur Erzielung gestreckterer Flugbahnen oder größerer Schußweiten kaum erforderlich erscheinen, man wird vielmehr in einer möglichst gleichmäßigen Herstellung des Materials, der Geschütze wie Geschosse, die größere Ueberlegenheit zu erreichen suchen, die dann durch die sorgsamste Schießausbildung weiter gewährleistet werden muß.



Der Vatikan in seinem Verhältnis zu Frankreich und Deutschland.

Von

Professor G. M. Fiamingo.

Nach 1890, einige Jahre, nachdem von Leo XIII. und dem Kardinal Rampolla jene ausschließlich franzosenfreundliche Politik des Vatikans, die sich seitdem als erfolglos herausgestellt hat, eingeleitet worden war, sagte der Papst freiwillig zu einigen Besuchern: „Je fais une politique à longue échéance.“

Verspottete er damit sich selbst oder die andern? Vergebens bemühte sich Monsignor Ferrata, der als apostolischer Nuntius in Paris jahrelang der Vertreter des „esprit nouveau“, der „politique d'apaisement“ Leos XIII. war, mit aller Kraft und unter Anwendung sehr verschiedenartiger Mittel immer mehr das „ralliement“ zu fördern und den „vieil esprit républicain“ zu verdrängen. Nach langen vergeblichen Anstrengungen und getäuschten Hoffnungen entschloß sich Monsignor Ferrata, um seine Rückberufung zu bitten, weil die Rückberufung eines Bischofs, der an der Spitze einer so wichtigen Nuntiatur wie Paris gestanden hat, die Erhebung zum Kardinal einträgt. Unter großen Feierlichkeiten erhielt Monsignor Ferrata am 3. Juli 1896 im Elysée den Kardinalshut aus den Händen des Präsidenten der Republik selbst. Auf dem steilen, mit Hindernissen aller Art bedeckten und von Schwierigkeiten versperrten Wege, auf dem Monsignor Ferrata trotz der unablässigen Anstrengungen von sechs vollen Jahren vergebens fortzukommen versucht hatte, stellte jene glänzende, prunkvolle Feier im Elysée eine kurze Rast dar. Und vielleicht wäre auch die ihm zu Ehren veranstaltete Festlichkeit dem neuen Kardinal Ferrata verbittert worden, wenn er in diesem Augenblick an seine bevorstehende Rückkehr nach Rom und eine Frage, die ihm ganz sicher gestellt werden würde, gedacht hätte: „Eminenz, was haben Sie mit Ihrer Politik des apaisement erreicht? Hat sich infolge der den

Digitized by Google

Katholiken vom Papste erteilten Weisung, sich den Republikanern anzuschließen, die Zusammensetzung der Nationalversammlung geändert?" Doch der Kardinal hätte schwerlich darauf eine bejahende Antwort geben können. — Werden die Gesetze gegen die Kirche aufrecht erhalten und werden neue vorgelegt? Auch durch diese Frage wäre die neue Eminenz in Verlegenheit gesetzt worden, und unzweifelhaft hätte sie sich des vielberufenen Gesetzes über das „accroissement“ gegen die religiösen Vereinigungen erinnert, sowie des andern über die „fabriques“ der Kirchen und noch andrer, die alle von der erbittertsten Feindschaft gegen den Katholizismus Zeugnis ablegen.

Der Kardinal Ferrata wurde in Paris durch Monsignor Clari ersetzt, und Leo XIII. rühmte sich selbst, diese Wahl getroffen zu haben. Wenn auch Monsignor Clari durch seine vom Papste selbst veranlaßte Berufung auf einen so wichtigen Posten seine Eigenliebe befriedigt fühlte, so hat er sicherlich doch niemals den Ehrgeiz gehegt, den Ruhm der berühmten päpstlichen Diplomaten des 16. und 17. Jahrhunderts zu verdunkeln. Monsignor Clari mußte bei seinem Abgange nach Paris zuerst daran denken, ein bißchen französisch zu lernen! Ein so mittelmäßiger Diplomat wie Monsignor Clari konnte sicher in den zwei Jahren seiner Nuntiatur in der Ville Lumière nicht die Eifersucht des Kardinals Ferrata erregen. Auch wenn es sein Verdienst gewesen wäre, hätte der Stolz Monsignor Claris wenig Veranlassung gehabt, sich wegen des Uebertritts von François Coppé und Maurice Barrès zur römischen Kirche, sowie von Ferdinand Brunetier und der „Revue des deux Mondes" und Edouard Drumont und der „Libre Parole" zu überheben. In der That war es viel mehr das Verdienst des Paters Baily und des „Croix" und der Väter von der Assumption als das des Nuntius Monsignor Clari, die Sache des französischen Nationalismus mit den Interessen und Bestrebungen der katholischen Kirche in Frankreich versöhnt zu haben. Die „politique d'apaisement“ Leos XIII. hat zur Einnahme eines ganz einseitigen Parteistandpunktes geführt, und die katholische Kirche in Frankreich wird augenblicklich von nationalistischen Elementen vertreten. Sicher glaubten Leo XIII., Kardinal Rampolla und Monsignor Clari, mit den Vertretern der Majorität in Frankreich ein enges Bündnis eingehen zu können. In der That kam die Verbindung zwischen dem Vatikan und dem französischen Nationalismus noch unter Meline zu stande, der im Vatikan und bei den Jesuiten so beliebt war.

Aber dann nahmen die Ereignisse einen ganz unerwarteten Verlauf. Die Politik des Vatikan beging insofern einen Mißgriff, als sie nicht den Mut hatte, für die rein menschliche Dreyfus-Affaire einzutreten. Leo XIII. ließ die Briefe von Lucia Dreyfus fortgesetzt ohne Antwort, während das Organ des Vatikans (der „Osservatore Romano") und das Organ der Jesuiten (die „Voce della Verità") sehr scharf antisemitisch auftraten und sich immer an der Spitze der niedrigsten nationalistischen Blätter Frankreichs befanden, wenn es galt, die furchtbarsten und thörichtesten Beschuldigungen gegen das Opfer der „Teufelsinsel" zu schleudern. Noch heute führen jedesmal, wenn in Frankreich die Ereignisse, die länger als ein Jahr zurückliegen, ihren Wiederhall finden, sowohl

Digitized by Google

die „Voce della Verità“ als der „Osservatore Romano“ und alle kleineren vatikanischen Blätter eine Sprache, die sich in nichts von dem Tone der „Libre Parole“ oder des „Intransigeant“ und andrer katholischer Blätter Frankreichs unterscheidet.

So führte die „Politik von langer Hand“, von der Leo XIII. mit Selbstbewußtsein sprach, dahin, daß der „vieil esprit républicain“ von neuem zu vollem Leben erwachte. Und vermögen denn die heftigsten Verfolgungen, die die religiösen Orden und namentlich die Assumptionisten erduldeten, die Amtsentsetzungen, die über einige Bischöfe verhängt wurden, die Vermahnungen, mit denen das Ministerium Waldeck-Rousseau dem Erzbischof von Paris, Kardinal Richard, gegenüber durchaus nicht sparsam ist, ferner der Gesetzentwurf über die religiösen Vereinigungen, vermögen überhaupt alle jene Maßregeln, die die antiklerikale Politik des Kabinetts Waldeck-Rousseau kennzeichnen, Leo XIII. und den Kardinal in ihrer blinden Vorliebe für Frankreich zu erschüttern? Keineswegs. Leo XIII zeigte sich bereit, aus eignem Antrieb anzuordnen, die Väter der Assumption sollten auch Laien ihre Kreuze überlassen, nur weil er wußte, daß er damit der Regierung Waldeck-Rousseau einen Gefallen erwies. Ferner sind jetzt viele Assumptionisten auf einer Pilgerfahrt zum heiligen Asinius nach Rom gekommen, und als Leo XIII. sie empfing, spendete er ihnen viel Lob für ihre Thätigkeit zu Gunsten der Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande. Aber er schwieg vollständig von ihrer Thätigkeit in Frankreich, die doch früher von ihm und vom Kardinal Rampolla ermuntert und gebilligt worden war, und glaubte sie nicht über die Verfolgung trösten zu dürfen, die sie in dem vielberufenen Prozeß und durch das neue Gesetz über die religiösen Vereinigungen, das sie in besonders harter Weise treffen soll, erfahren haben. Aber das hohe Alter Leos XIII. hat seine Geistesklarheit nicht im mindesten beeinträchtigt, und er hatte die Wahl zwischen einer freundlichen Begrüßung der Assumptionisten, die zugleich der katholischen Partei Frankreichs gegolten hätte, und der strengsten Beobachtung der für Pilgerfahrten geltenden Vorschriften und konnte bei einem solchen Verhalten auf die dankbare Erkenntlichkeit des Herrn Waldeck-Rousseau rechnen. Gewiß hat Kardinal Rampolla Leo XIII. geraten, die Sache der Assumptionisten auf dem Altare der „Politik von langer Hand“ zu opfern. Leo XIII. hat auch diesmal geglaubt, die katholischen Interessen verleugnen und hinter die politischen Hoffnungen des Vatikans zurücktreten lassen zu müssen. Es erscheint wie ein Widerspruch gegen sich selbst, und doch ist es buchstäbliche Wahrheit: die französische Regierung ist mit der Freundschaft, die ihr der Vatikan entgegenbringt, unzufrieden, größer noch ist die Nichtachtung, mit der sie alle Bündnisanerbietungen und Ergebenheitserklärungen, die ihr von der Stadt Leos zugehen, behandelt, und das Ministerium Waldeck-Rousseau sucht den Ruhm Bourgeois' zu verdunkeln, indem es der Nationalversammlung eine noch größere Zahl antiklerikaler Gesetze vorlegt, und trotzdem setzen Leo XIII. und Kardinal Rampolla unausgesetzt ihre franzosenfreundliche Politik fort. Allerdings fand sich jemand, der diese Politik als Knechtschaft des Vatikans Frankreich gegenüber bezeichnet und

Digitized by Google

den Mut hatte, dies öffentlich auszusprechen: der Kardinal Serafino Vannutelli, der unter denen genannt wird, die die größte Anwartschaft auf die Nachfolge Leos haben.

*

In den ersten zehn Jahren seines Pontifikates war es die einzige und hauptsächlichste Aufgabe des neuen Papstes, die Beziehungen des Vatikans zu den europäischen Völkern zu verbessern, da Pius IX. mitten im heftigsten schwersten Kampfe gegen sie alle gestorben war. Aber mit keinem Lande hatte der Kampf eine solche Erbitterung angenommen wie mit Deutschland, und die ersten zehn Jahre des Pontifikates Leos XIII. gingen hin, ehe infolge der freundlichen Haltung des Vatikans zu Deutschland der Kulturkampf beendet wurde. Solange daher Kardinal Rampolla nicht zum Staatssekretär des Vatikans ernannt worden war, war von einer ausschließlich franzosenfreundlichen Politik des Papstes keine Rede. Es ist ganz richtig, den Kardinal Rampolla allein für diese franzosenfreundliche Politik verantwortlich zu machen, und er ist der eigentliche Vertreter und der einzige Verteidiger dieser Politik der Versöhnung um jeden Preis — seine Feinde nennen sie die der Selbsterniedrigung. Sogar Julien de Narfon, der durch seine Behandlung der vatikanischen Frage bekannte französische Schriftsteller, sprach in einem Artikel des Figaro von dem allgemeinen Mißfallen, das diese Politik in Rom erregte, und schloß: „Wenn das Konklave sich morgen zur Wahl des Nachfolgers Leos XIII. öffnete, so würde der Kardinal Rampolla nicht drei Stimmen auf seinen Namen vereinigen. Aber nicht einmal so viele würde der Kardinal Moscenni erhalten, der, solange Kardinal Rampolla seine Zeit noch nicht für gekommen erachtet, als sein Kandidat gilt. Es ist unzweifelhaft, daß beim Tode Leos XIII. derselbe heftige Widerspruch gegen seine Politik laut werden wird, der sich beim Tode Gregors XVI. gegen die Politik Gregors XVI. und beim Tode Pius' IX. gegen die Politik Pius' IX. äußerte.

Aber solange Leo XIII. auf dem Stuhle des heiligen Petrus sitzt, wird der Kardinal Rampolla sein Staatssekretär bleiben. Leo XIII. hat eine hohe Meinung von der diplomatischen Geschicklichkeit des Kardinals und vor allem von seiner großen Arbeitskraft: in mehr als zehn Jahren, seitdem er Staatssekretär ist, hat Kardinal Rampolla keinen einzigen Tag Urlaub genommen. Ferner ist der Papst gegenwärtig so alt, daß er den lebhaftesten Widerwillen gegen den Anblick neuer Gesichter in seiner Umgebung empfindet. Wie tief diese Abneigung Leos XIII. ist, einen Wechsel in den Personen seines „Hofes“ eintreten zu lassen, weiß Monsignor Volpi, der Majordomus der heiligen apostolischen Paläste: Monsignor Volpi hätte schon lange Jahre das Recht auf Ernennung zum Kardinal, und doch sieht er sich stets von dem heiligen Kollegium ausgeschlossen, da sich Leo XIII. nicht entschließen kann, einen neuen Prälaten zum Majordomus der heiligen apostolischen Paläste zu berufen. So ist es auch sicher, daß Kardinal Rampolla der Staatssekretär des Vatikans bleiben wird, solange Leo XIII. auf dem Stuhle des heiligen Petrus sitzt. Und die Politik Kardinal Rampollas wird immer ausschließlich franzosenfreundlich sein. Der Kardinal, der ebenfalls

Sizilianer ist, ist wie Crispi eine thatkräftige Natur. Da er auch dessen Menschenverachtung und Ehrgeiz besitzt, so wird sich Kardinal Rampolla, wie groß auch die Undankbarkeit sein mag, mit der Frankreich das Bündnis und die Freundschaft, die ihm der Vatikan anträgt, zurückweist, dadurch niemals von der Hoffnung abschrecken lassen, die weltliche Macht des Heiligen Stuhles mit Hilfe Frankreichs, „des großen katholischen Staates“, wiederzugewinnen. Dieser Traum von der Wiederherstellung der weltlichen Macht ist es, der die ganze Politik des Kardinals Rampolla beherrscht.

Bei dieser ausschließlich franzosenfreundlichen Richtung der vatikanischen Politik ist es leicht verständlich, wieviel spöttische Bemerkungen über die wiederholten Besuche, die Freiherr v. Hertling seit einiger Zeit der ewigen Stadt macht, die „Monsignori“ und die „Schwarzen“ austauschen, wenn sie über die Politik des Vatikans sprechen. Im Laufe weniger Monate ist er dreimal hier gewesen. Der Zweck dieser seiner Reisen ist, wie allgemein bekannt, die Errichtung der theologischen Fakultät an der Universität zu Straßburg. Und Freiherr v. Hertling hofft immer, daß es ihm gelingen wird, die elsässische Geistlichkeit dem Einfluß des Großen französisch gesinnten Seminars in Straßburg zu entziehen, und er erhält auch die deutsche Regierung bei dieser Hoffnung. Auch hat sich Freiherr v. Hertling noch nicht überzeugt, daß die vatikanische Politik, die in früheren Jahrhunderten mit Recht so berühmt war, jetzt aber in den Händen von Diplomaten einer beschämenden Unwissenheit ruht, von ihren alten Vorzügen einzig und allein noch eine gewisse Schlauheit bewahrt hat, von der auch alle orientalischen Regierungen, die nicht katholisch sind, einen reichlichen Gebrauch zu machen verstehen. Der Vatikan wagt ebensowenig wie Persien und China, auf die wachsenden Forderungen einer großen Macht mit „nein“ zu antworten, und erwartet, daß dieses „Nein“ von der Länge der Zeit selbst ausgesprochen werden wird. Freiherr v. Hertling wird im nächsten Frühjahr abermals nach Rom kommen und wird hier noch einmal lange und ermüdende Auseinandersetzungen über den heftigen Widerspruch anhören müssen, den die elsässische Geistlichkeit dem genannten Plane, das Große katholische Seminar mit der theologischen Fakultät der Universität Straßburg zu verbinden, entgegenstellt. Er wird geduldig nach Berlin zurückkehren mit der Hoffnung, der Vatikan werde in der Zwischenzeit allen seinen Einfluß aufbieten, um die elsässische Geistlichkeit einem Plane, auf den man in Berlin so viel Wert legt, geneigt zu machen. Dann wird Freiherr v. Hertling noch einmal nach Rom kommen, um hier eine neue Auflage der schon zweimal gehörten Reden zu erleben, wie der Vatikan die besten Absichten habe, dem Kaiser Wilhelm und der deutschen Regierung zu willfahren, wie er aber daran durch den lebhaften Widerstand, dem die Errichtung der theologischen Fakultät in Straßburg bei der elsässischen Geistlichkeit begegne, verhindert werde, und daß man diesen Widerstand nach und nach zu überwinden suchen müsse. So werden abermals Jahre um Jahre vergehen. Freiherr v. Hertling könnte viel von den Erfahrungen lernen, die Monsignor Anzer gesammelt hat, der sich lange

Digitized by Google

Jahre hindurch als hervorragender apostolischer Vertreter bei Chan-Tong vergebens um die Einwilligung des Vatikans zu der gerechten Forderung Deutschlands bemühte, das Schutzrecht für seine katholischen Missionare in China zu erlangen. Aber noch heute erkennt der Vatikan trotz der vielen Hoffnungen, die man Monsignor Anzer und der deutschen Regierung machte, keiner andern Macht, mit Ausnahme Frankreichs, das Recht zu, die katholischen Missionare ohne Rücksicht auf ihre Nationalität zu beschützen. Wie Bischof Anzer sich mit der Zeit überzeugen mußte, daß Leo XIII. und Kardinal Rampolla niemals einen Anspruch anerkennen werden, so gerecht er auch sein mag, durch den sich Frankreich in seinen Interessen bedroht fühlen könnte, so wird auch Freiherr v. Hertling zu der Einsicht gelangen, daß der Vatikan sich sehr wenig mit dem Widerstand der elsässischen Geistlichkeit gegen die Errichtung der theologischen Fakultät an der Universität Straßburg beschäftigen wird, solange er weiß, daß seine Einwilligung zu dem Plane dem Staate unerwünscht sei, von dem der Kardinal Rampolla und Leo XIII. die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Heiligen Stuhles erwarten. Freiherr v. Hertling würde sich schon davon überzeugen müssen, daß der Vatikan nicht in die Abschaffung des Großen Seminars zu Straßburg willigt, einfach aus dem Grunde, weil sich die französische Regierung der Beseitigung dieser Pflanzstätte französischen Geistes widersetzt, und der Widerspruch der elsässischen Geistlichkeit ist nur ein Vorwand, der dem Vatikan sehr gelegen kommt. Freiherr v. Hertling dürfte schon lange bemerkt haben, wie nutzlos es ist, seine zahlreichen Reisen nach Rom fortzusetzen. Er kann sich nicht rühmen, den Vatikan zu einer Handlung zu bewegen, die in Paris übel vermerkt werden würde. Allerdings stellt Freiherr v. Hertling die Zustimmung der deutschen Regierung zur Errichtung einer amtlichen Vertretung des Vatikans in Berlin in Aussicht. Unzweifelhaft würde Leo XIII., der so viel Wert darauf legt, außer als Oberhaupt der katholischen Kirche auch als König von Rom anerkannt zu werden, eine Befriedigung seiner Eigenliebe darin erblicken, wenn auch seine politische Persönlichkeit am Berliner Hofe anerkannt würde. Aber da der Berliner Hof protestantisch ist, so ist es unmöglich, einen Nuntius abzuordnen, und Leo XIII. würde sich mit seiner Vertretung durch einen Internuntius begnügen müssen, und das ist zu geringfügig. Die Gegenleistung, die Freiherr v. Hertling dem Vatikan für die Errichtung der theologischen Fakultät an der Universität Straßburg bot, wog das Mißfallen nicht genügend auf, das der Vatikan, wie er wußte, bei der Regierung der erstgeborenen Tochter der römischen Kirche, Frankreichs, mit diesem Schritt erregte.

Der Kardinal Rampolla schlug der deutschen Regierung eine andre Vereinbarung vor: die deutsche Regierung sollte dem Vatikan bei der Wahl des Bischofs von Metz — dessen Sitz erledigt ist — freie Hand lassen, wogegen der Vatikan ohne weiteres in die Errichtung der theologischen Fakultät an der Universität Straßburg willigen werde. Und Kardinal Rampolla machte diesen Vorschlag mit einer solchen Miene von Aufrichtigkeit, als wolle er die deutsche Regierung an das Wort des Evangeliums erinnern: Petite et accipietis, das

heißt: Bittet, so wird euch gegeben. Aber war es in der That nur eine großmütige Gefälligkeit, die Kardinal Rampolla der deutschen Regierung als Unterlage für eine Vereinbarung bot? Mit nichten. Kardinal Rampolla zeigte sich jetzt geneigt, der deutschen Regierung in der schon so lange schwebenden Frage der Errichtung der theologischen Fakultät an der Universität Straßburg zu willfahren, weil er das Placet der deutschen Regierung zur Ernennung eines französisch gesinnten Bischofs, der in der elsässischen Geistlichkeit das Bewußtsein der französischen Nationalität aufrecht erhalten würde, haben wollte. Die französische Regierung hätte sicher dem klugen Verfechter ihrer Interessen in Rom — ich meine den Kardinal Rampolla — verziehen, daß er in einer Frage, die jetzt von untergeordneter Bedeutung wurde, wie der der Errichtung der theologischen Fakultät, nachgab, um von der deutschen Regierung ein sehr wichtiges Zugeständnis zu erhalten: die dauernde Besetzung des Bistums Metz mit einem französisch gesinnten Bischofe.

Bei der Politik des Vatikans, die so augenscheinlich die französischen Interessen begünstigt und sich so entschieden den deutschen entgegenstellt, erkennt man mit Schmerz, welche Unterstützung das Papsttum der Sache des Friedens und der Gerechtigkeit nicht nur in religiöser und sozialer, sondern auch in politischer Hinsicht gewähren müßte! Und welche Beeinträchtigungen erfahren nicht die religiösen und moralischen Interessen der Kirche von einer Politik, die sich ausschließlich und blindlings allem unterwirft, was man am Quai d'Orsay in Paris wünscht!

Aber wenigstens die vorgeschlagene Ernennung von Monsignor Simar, dem Erzbischofe von Köln, zum Mitgliede des Heiligen Kollegiums, wenigstens diese Erwählung eines neuen deutschen Kardinals bedeutet doch ein Einhalten auf der Bahn der ausschließlich franzosenfreundlichen Politik des Vatikans? — Nein, nicht einmal diese zukünftige Ernennung von Monsignor Simar, die, wie es heißt, von Leo beschlossen worden ist, kann als ein kleiner Aufenthalt für die Politik des Kardinals Rampolla bezeichnet werden. Es genügt, daran zu erinnern, daß Deutschland gegenwärtig einen einzigen Kardinal besitzt, der im Lande wohnt, den Kardinal Kopp, und dagegen Spanien, das doch einige Millionen Katholiken weniger zählt als Deutschland, sechs im Lande wohnende Kardinäle besitzt. Da Leo XIII. die zahlreichen Lücken voraussehen mußte, die der Tod unaufhörlich in dem Heiligen Kollegium reißt, so konnte er nicht umhin, wenigstens einen neuen deutschen Kardinal zu ernennen. Das einzige Zugeständnis, das der Kardinal Rampolla für sich zu erreichen wußte, besteht darin, daß alle andern Kardinäle, die im nächsten Konsistorium ernannt werden sollen, auf seiner Seite stehen und seine Politik unterstützen. Leo XIII. wird nicht verfehlen, die Wünsche seines Staatssekretärs zu erfüllen.

So dauert diese Abhängigkeit des Vatikans von den politischen Interessen Frankreichs weiter fort, und die Interessen der Katholiken Deutschlands und auch andrer Länder, die gegen die politischen Ansprüche Frankreichs auftreten, werden nicht beachtet, ja offen verletzt. Und mit Genugthuung und ohne den Schaden

by Google

zu bedenken, den die römische Kirche davon erleidet, spricht Kardinal Rampolla von dem Dreibund, der sich dem Dreibund entgegenstellt. Der andre Dreibund, der dem Kardinal Rampolla so am Herzen liegt, wird außer von Rußland und Frankreich noch vom Vatikan gebildet.



Naturwissenschaftliche Revue.

Graf Eulenburgs Briefe aus Ostasien 1860—1862. — Des Freiherrn von und zu Eisenstein Reise nach Indien, China und Japan. — Formosa. — Ost- und Südafrika. — Algier und Tunis. — Trinakria. — Von Rom nach Sardes. — Odenwald. — Das Ries. — Hochgebirge der Erde. — Ein Winter in der Gletscherwelt. — Festschrift zum Andenken Humboldts. — Erforschung der Atmosphäre mit dem Luftballon. — Wetterschießen in Steiermark. — Regenbogen. — Lebensbeschreibung Faradays. — Fortschritte der Physik. — Entwicklung der Chemie. — Biographie Bunsens. — Gedächtnisreden auf Bunsen. — Biographie van 't Hoffs. — Theorie der Lösungen. — Vorlesungen über theoretische und physikalische Chemie. — Accumulatoren- und Elementenkunde. — Grundzahl zur Berechnung der Atomgewichte. — Chemie im täglichen Leben. — Briefwechsel zwischen Berzelius und Magnus — zwischen Leibniz und Kirch. — Internationale Erdmessung. — Erdbeben und Magnetnadel. — Babylonische Mondrechnung. — Mathematische Mußestunden. — Bedeutung der Technik. — Kautschukpflanzen. — Kräuterbuch. — Schnittblumenzüchtung. — Hopfenbau. — Vögel Mitteleuropas. — Fische Mitteldeutschlands. — Taschenbuch für Vogelfreunde. — Seelenleben der Ameisen und höheren Tiere. — Zoologische Plaudereien. — Alpenflora. — Moor- und Alpenpflanzen. — Ueberschuß an Knabengeburten. — Pflanzennamen. — Waldbäume. — Schönheiten der Natur.

Heute, wo die Blicke der ganzen Welt auf Ostasien gerichtet sind, kann unsre Revue nicht besser beginnen, als mit dem Hinweis auf die von seinem Neffen veröffentlichten Briefe des Grafen Fritz zu Eulenburg,[1] in dem der spätere Minister seinem Bruder die Erlebnisse seiner in königlichem Auftrag 1860—1862 ausgeführten Reise schildert, die nach unglaublichen Mühen endlich zum Abschluß der Handelsverträge zwischen dem damals schon als Vormacht von Deutschland auftretenden Preußen einerseits und China, Japan und Siam andrerseits führte. In Japan herrschte damals noch der Taikun, die Verhältnisse lagen ähnlich wie in dem damaligen und jetzigen China. Unzuverlässigkeit, böser Wille und Doppelzüngigkeit der die Verhandlungen führenden Beamten, ihre Verzögerungspolitik, dazu das mißgünstige Mißtrauen Englands und Frankreichs, welche beiden Mächte durch den siegreichen mit der Einnahme Pekings endenden Feldzug gegen China ihre Beziehungen mit dem Himmlischen Reich gesichert hatten, erforderten die beispiellose Geduld, Ausdauer und mutvolle Energie des späteren Schöpfers der Kreisordnung, um das Werk zu gutem Abschluß, an dem der Gesandte oft ganz verzweifelte, zu bringen. Nicht weniges, was wir jetzt erlebten, findet seine Erklärung in damaligen Verhältnissen, andrerseits aber würde Deutschland jetzt nicht die Rolle in China zu spielen haben, hätte Preußen vor nunmehr dreißig Jahren nicht den tüchtigen Pionier vorangeschickt. Die Größe des Vorsprungs, den es durch sein damaliges weitausschauendes Vorgehen vor Oesterreich errang, mit dem der

[1]) Ostasien 1860—1862. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Digitized by Google

Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland ihm noch bevorstand, tritt deutlich hervor durch die Vergleichung der Eulenburgschen Briefe mit der Schilderung einer Reise, die vor kurzem nach dem Vorbild des Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich-Este der kaiserlich königliche Feldmarschalleutnant Freiherr Richard von und zu Eisenstein nach Indien, China und Japan unternahm.[1]) Auch sie ist nichts andres wie ein Tagebuch, ihr Verfasser reiste als Privatmann, wenn er auch seiner hohen Stellung wegen überall mit besonderer Achtung behandelt und unter anderm vom Kaiser von Japan in Privataudienz empfangen wurde, aber es drängt sich ihm die Ueberzeugung auf, daß Oesterreich, wenn es in Ostasien noch festen Fuß fassen will, keinen Augenblick mehr zu verlieren hat. Wie kann aber das gerade jetzt im Innern so zerfahrene Reich die Lösung solcher Aufgaben unternehmen! So wird es wohl beim frommen Wunsche bleiben; doch kann das kleine Buch allen denen von Nutzen sein, die eine ähnliche Reise unternehmen wollen. Denn es bespricht die Beförderungsweise und teilt genaue Kostenberechnungen mit. Auch einige Schilderungen sind nicht ohne Interesse.

Wirkliche Forschungsergebnisse bringt es nicht. Solche erhält dagegen der Leser aus der Beschreibung von A. Fischers Streifzügen durch Formosa.[2]) Die interessante Insel galt bis dahin für noch unerforscht, und namentlich wurde von den dort noch hausenden „Wilden" manches Schaudererregende erzählt. Jetzt haben die Japaner die Insel in Besitz genommen. Daß sie große Freude daran haben sollten, ist nach Fischers anschaulichen Schilderungen seiner mehrfachen Durchquerung der Inseln und seiner Küstenfahrten kaum anzunehmen. Die Schwierigkeiten, mit denen die Japaner kämpfen, beruhen hauptsächlich auf der Korruption ihrer Beamten und dem Widerstand der ansässigen Chinesen, die den Handel in der Hand haben, bei den Eingeborenen freilich im höchsten Maße verhaßt sind. Auch die benachbarten Pescadoresinseln hat Fischer besucht. Seine Schilderungen machen sehr gute Abbildungen besonders anschaulich. Hübsch sind auch die von dem japanischen Künstler Eisaku Wada herrührenden Vignetten, die jede Seite zieren. Die auf gründlichen Studien beruhende Schrift wird gerade in der gegenwärtigen Zeit ein besonderes Interesse erregen.

Einstweilen hat Asien Afrika in den Hintergrund gedrängt, aber deshalb ist der Anteil, den namentlich wir Deutsche an dem schwarzen Erdteil nehmen, keineswegs geringer geworden. Ihm kommt die treffliche, äußerst lesenswerte Schrift von Schanz,[3]) Streifzüge in Ost- und Südafrika, entgegen, die das Vorgehen des perfiden Albions sowohl als auch die wenig erfreuliche Eigenart der Buren, die den Schlüssel ihrer immerhin unverdienten Niederlage liefert, bespricht. Die Schilderungen erstrecken sich auf ganz Südafrika, Zanzibar, Madagaskar, die Komoren und Maskarenen, dessen Einwohner sie zum Gegenstand haben, dessen Geschichte, statistische und volkswirtschaftlichen Verhältnisse sie ausführlich behandeln. Es ist allerdings recht unerfreulich, auch hier zu lesen, wie Britisch-Ostafrika voranschreitet, während von unsern Besitzungen das Gleiche nicht gesagt werden kann. Man kann nur wünschen, daß die Gründe der Mißerfolge, die der Verfasser aufdeckt, erkannt und beseitigt werden.

Auch die Tierbeobachtungen und Jagdgeschichten aus Ostafrika, die uns Bronsart v. Schellendorf[4]) mitteilt, bringen vieles neue. In ihm fesseln die Beobachtungen über das Doppelnashorn, das seine Gesichtszierde, was man bisher nicht wußte, wie der Hirsch sein Geweih zuweilen, wenn auch nicht so regelmäßig, erneut, die Begegnungen mit Löwen, Elefanten, Antilopen und so weiter. Die Schilderung der Jagdstimmungen, der Wildtränke, des Tierlebens in den Savannen lesen sich weitaus angenehmer,

---

[1]) Wien, Carl Gerolds Sohn.

[2]) Berlin, W. Behrs Verlag (E. Bock).

[3]) Berlin, Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke). 8 Mark 60 Pf.

[4]) Berlin, Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke). 3 Mark.

Digitized by Google

wie die etwas trockenen Schilderungen, denen wir in der einschlägigen Litteratur bisher zu begegnen gewohnt waren. Namentlich den letzten Abschnitt über Wildschutz und Tierzucht möchten wir der eingehendsten Beachtung empfehlen, jene bei Ausarbeitung der Gesetze über den ersteren, die Wißmann übernommen hat, diese hinsichtlich der Zähmungsversuche der Zebras und Elefanten, die man als Lebensfragen des gedeihlichen Fortschreitens unsrer Besitzungen hinstellen muß. Wie kommt es nur, daß die deutschen Kapitalisten, die so bereit waren, den uns doch gewiß nicht freundlich gesinnten Engländern unter die Arme zu greifen, sich hier so zurückhalten?

Algier, Tunis[1]) und Sizilien[2]) behandeln in gut zu lesender Weise zwei kleine Schriften von C. v. Rodt. Die liebenswürdige Verfasserin teilt ihre Reiseerlebnisse mit, wir begleiten sie zu den Stätten untergegangener antiker Kultur und machen ihre Empfindungen gern zu den unsrigen, wenn uns auch die Mitteilung nicht wundern würde, daß diese Schilderungen bereits im Feuilleton einer Zeitung gestanden hätten.

In ausführlicherer, tiefer eingehender Weise dagegen behandelt G. Lang[3]) die Gegenden, in denen sich hauptsächlich das Leben der antiken Welt abspiegelte. Acht Monate hat er sie bereist, zum Teil im Anschluß an die Institutsreise von Professor Dörpfeld. So werden wir nach Rom, Neapel, Sizilien, Athen, Mykene und den Peloponnes, nach Konstantinopel, Ephesus, Troja und Pergamum versetzt und genießen mühelos das Mahl, welches uns der Verfasser zum Teil unter den größten Mühseligkeiten bereitet hat, der über die Vergangenheit die Gegenwart übrigens keineswegs vergißt. Sonst würde sein Buch nicht so gut über das Neugriechische orientieren, nicht vielfach sehr brauchbare Winke für Reisende geben. Auch sei noch hervorgehoben, daß er die von Homer geschilderten Gegenden nach den dort gegebenen Beschreibungen leicht wieder findet und Ithaka im Gegensatz zu Dörpfeld für die Heimatsinsel des Odysseus hält.

In der Gründlichkeit der Untersuchungen und der Reichhaltigkeit des Inhalts stellen sich dieser Arbeit die trefflich ausgestatteten, mit Karten und zum Teil vorzüglichen Abbildungen versehenen Werke von Volk und andern,[4]) die den Odenwald und von Gruber,[5]) die das Ries sowohl in historisch-geographischer als auch in geologischer, botanischer und zoologischer Beziehung schildern, und sodann auf das Klima, auf die Bevölkerung und deren Herkunft und Geschichte eingehen. Während der Name des Rieses von Rhätia, wird der des Odenwaldes von Oede, nicht von Odin, hergeleitet. Auch die Erwerbsverhältnisse, die im Ries nur Landbau, im Odenwald aber auch Industrie, Gewerbe und Handel umfassen, werden dargelegt. Ebenso wird die Mitteilung von Sagen aus dem Odenwald und von Liedern, die dort gesungen werden, den Leser interessieren, wenn er auch zu seinem Erstaunen das Lied: „Es steht ein Baum im Odenwald", das er sicher an erster Stelle zu finden hoffte, nicht erwähnt findet.

Haben diese Werke einzelne Gegenden zum Gegenstand, so sucht uns R. v. Lendenfeld[6]) in einem Prachtwerke die Hochgebirge der Erde vor Augen zu führen. Ein farbiges Titelbild und 148 sehr schöner textlicher Abbildungen nebst 15 Karten verleihen seinem Werke einen hohen Grad von Anschaulichkeit, zu dessen Bearbeitung der Verfasser deshalb besonders berufen war, als er eine Reihe von Ersteigungen als eigne Erlebnisse erzählen kann. So befriedigt das Buch ebensowohl durch die allgemeinen Gesichtspunkte, die sein erster Teil bringt, als auch durch die eingehenden Beschreibungen der in jeder Hinsicht interessantesten Teile unsrer Erdoberfläche, die gerade jetzt so viele Opfer fordern,

---

[1]) Reiseerinnerungen aus Algier und Tunis. Bern, Jent und Comp.

[2]) Trinakria. Bern, Buchdruckerei des „Berner Tagblatt".

[3]) Von Rom nach Sardes. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 3 Mark.

[4]) Stuttgart, Hobbing u. Büchle.

[5]) Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. XII. 3. Stuttgart, J. Engelhorn. 1 Mark 50 Pf.

[6]) Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 14 Mark.

wenn sie ohne genügende Kenntnisse der Anforderungen, die sie an den in sie Eindringenden stellen, besucht werden.

Einen Winter in der Gletscherwelt und zugleich Arbeiten, die bereits in zugänglicheren Teilen der Erde zu den schwierigsten der Technik gehören, führt dem Leser der Inspektor der Jungfraubahn, Wrubel,[1]) vor Augen. Eine Arbeiterkolonie von achtzig Mann, die in solchen Höhen in den festen Granit der Alpen während des Winters einen Tunnel brechen, eine sich dabei ereignende Explosion, eine Revolte der Arbeiter, der ein einzelner Beamter gegenüber steht, würden auch ohne die Schilderungen jener wunderbaren Natur das größte Interesse erregen, nun wird dieses noch verstärkt, indem aus dem Buch auch der gegenwärtige Stand jener Arbeiten hervorgeht, wie sie großartiger von Menschen wohl niemals unternommen worden sind. Der Leser teilt das Entsetzen des aus seinem Bette aufspringenden Beamten, als der Donner der Explosion ertönt, die sechs Mann tötet, er nimmt an der Spannung und der Freude teil, die die Arbeitenden ergreift, als der vollendete Tunnel an der beabsichtigten Stelle an das Tageslicht durchgebrochen wird, er betrachtet mit verehrungsvollem Anteil die Bilder des eben verstorbenen Schöpfers des Planes und der Ingenieure, die berufen sind, ihn durchzuführen.

Es ist das Verdienst A. v. Humboldts gewesen, vielfachen Reisen, von denen unsre Revue so oft zu berichten hatte, einen wissenschaftlichen Boden gegeben zu haben. Somit war es nur die Abtragung einer Schuld der Dankbarkeit an die Manen des großen, nicht immer richtig gewürdigten Gelehrten, wenn die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin dem siebenten internationalen Kongreß eine Festschrift[2]) widmete, welche das Gedächtnis der hundertjährigen Wiederkehr des Antritts seiner Reise nach Südamerika feiern will. Sie enthält eine Reihe bisher ungedruckter Briefe Humboldts an Forell, die die Anfänge der Reise, wie E. Lenz zeigt, vielfach in neuem Lichte erscheinen lassen, sie enthält weiter eine treffliche Darstellung der Entwicklung der Pflanzengeographie von Engler, die von den schönen Ergebnissen Rechenschaft ablegt, welche diese Wissenschaft in der neuesten Zeit hat gewinnen lassen, Ergebnissen, die dem Leser vorzulegen wir oft genug Gelegenheit hatten, endlich die Schilderung der von Meinardus die Entwicklung der Karten der Jahresisothermen von Humboldt bis Dove. Es ist ja bekannt, wie wichtig sie für die Kenntnis der Wärmeverteilung auf der Erde geworden sind. In diesen Zweigen der Wissenschaft aber hat Humboldt bahnbrechend gewirkt, und so ehrt das prachtvoll ausgestattete Buch in gleicher Weise den, dem es als Denkmal gesetzt ist, als die Gesellschaft, die es ihm setzte.

Den Namen Humboldt trug einer der Ballons, der von dem Deutschen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt in Berlin für wissenschaftliche Beobachtungen mit Unterstützung seiner Gönner gebaut war, aber bei einer seiner Fahrten durch fehlerhaftes Oeffnen des Auslaßventils sich in einer Höhe von 2500 Metern entleerte und mit seinen zwei Insassen zur Erde herabstürzte. Hätte er nicht nach seiner Entleerung als Fallschirm gewirkt, so würde jenen wohl ihre Bestrebungen im Dienste der Wissenschaft das Leben gekostet haben. Diese und andre Luftfahrten schildert Aßmann,[3]) der Hauptwert seiner Beiträge zur Erforschung der Atmosphäre mittels Luftballons bleibt aber hauptsächlich in der Darlegung der dazu nötigen Erfordernisse, die zugleich den Nachweis führt, daß die früheren Beobachtungen, namentlich wegen Nichtberücksichtigung der Sonnenstrahlung ziemlich wertlos sind.

So schreitet die Meteorologie rüstig fort und ihre Vorhersagungen werden immer wertvoller, Schutz gegen Unwetter wird sie freilich nicht gewähren können. Ein solcher ist indessen vielleicht auch nicht allgemein, so doch gegen Hagelschlag möglich, und dieser An-

[1]) Zürich, Zürcher u. Furrer. 1 Mark 20 Pf.

[2]) Wissenschaftliche Beiträge zum Gedächtnis der hundertjährigen Wiederkehr des Antritts von A. v. Humboldts Reise nach Amerika. Berlin, W. H. Kühl.

[3]) Berlin, Mayer u. Müller, 4 Mark.

Digitized by Google

sicht lag die Sitte des mit Böllern ausgeführten Wetterschießens in Steiermark[1]) zu Grunde, das seinerzeit von Maria Theresia verboten wurde. Diese Sitte ist nun in verbesserter Weise 1896 von Stiger wieder aufgenommen mit der Abänderung freilich, daß an Stelle der Böller senkrechte Blechröhren getreten sind, an deren engem Boden 180 Gramm Pulver entzündet werden. Die Einrichtung und ihre Erfolge schildert Suschnig, und es ist nach Pernters Ansicht die beabsichtigte Wirkung wohl zu erwarten. Die in Karten niedergelegten bisherigen Erfahrungen scheinen zu beweisen, daß der aufsteigende Luftwirbelring im stande ist, das labile Gleichgewicht übereinanderlagernder Luftschichten von verschiedener Temperatur, welches die Bedingung der Hagelbildung ist, in der That zu stören.

Einer andern meteorologischen Erscheinung, dem Regenbogen, hat Pernter eine besondere Schrift gewidmet, die den Zweck verfolgt, der allerdings schwierigen richtigen Erklärung des schönen Phänomens, die von Airy zuerst gegeben wurde, auch an Mittelschulen Eingang zu verschaffen.[2]) Daß sie die meist vorgetragene cartesianische wohl mit der Zeit verdrängen wird, ist zu erwarten. Das Leben eines andern englischen Forschers, der auf ausgedehnterem Gebiete unhaltbare Ansichten durch richtigere ersetzte, Michael Faradays,[3]) hat der bekannte Elektrotechniker S. G. Thompson geschrieben. Seine Schrift ist durch A. Schütte und H. Danneel ins Deutsche übertragen worden. Obgleich bereits mehrere Biographien des Forschers, der mit einziger experimentaler Begabung Licht in die dunkelsten elektrischen Erscheinungen brachte und so der Schöpfer der neueren Elektricitätslehre wurde, vorhanden sind, so dürfte diese neue, die Faradays Leben nicht nur hauptsächlich nach der persönlichen, oder nur nach der wissenschaftlichen Seite darstellt, sondern ein Gesamtbild giebt, durchaus nicht überflüssig sein, und dieses um so weniger, als der zu solchem Werke vor andern berufene Verfasser eine Menge neuer Aktenstücke, namentlich Briefe benutzen konnte. Auch ist die Uebersetzung bis auf unbedeutende Einzelnheiten als sehr gelungen zu bezeichnen.

So hat Faraday allein Fortschritte der Physik[4]) zu stande gebracht, wie sie später nur durch das Zusammenwirken einer Reihe von Forschern ermöglicht wurden. Der Leser weiß, daß ihre kurze Darstellung alljährlich in — man darf wohl sagen — absoluter Vollständigkeit von der physikalischen Gesellschaft herausgegeben werden. Von den im Jahre 1899 gemachten liegt jetzt die erste Abteilung vor, die in bekannter trefflicher Ausstattung, von Börnstein und Scheel redigiert, die allgemeine Physik (Mechanik) und Lehre vom Schall enthält.

Von Faradays Untersuchungen geht auch der Zweig der Chemie aus, der als Elektrochemie eine Fülle neuer Thatsachen ans Licht gezogen, die neuern Anschauungen der physikalischen Chemie begründet hat. Diese Entwicklung ist so rasch vor sich gegangen, daß es auch dem in diese Dinge Eingeweihteren von Wert sein muß, rückschauend die Entwicklung der Chemie in den letzten zwanzig Jahren[5]) vor sich vorübergehen zu lassen. Das ist der Gegenstand der Arbeit eines Forschers, der hierzu in erster Linie befähigt war und so wird das von Ladenburg verfaßte zweite Heft des fünften Bandes der von Ahrens herausgegebenen Sammlung chemischer und chemisch-technischer Vorträge ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nehmen dürfen. Neben den Berichten über die Verflüssigung der von alters her bekannten Gase wird die Entdeckung neuer, des Argons, Heliums, Metargons, Neons und Xenons besprochen, von denen das Metargon sich allerdings neuerdings als ein verunreinigtes Argon herausgestellt hat. Es wird aber auch gezeigt, wie

---

[1]) Graz, Hans Wagner. 1 Mark.

[2]) Wien, Carl Gerolds Sohn. 80 Pfennig.

[3]) Halle a. S., W. Knapp. 3 Mark.

[4]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 26 Mark.

[5]) Stuttgart, F. Enke. 1 Mark 20 Pf.

Digitized by Google

namentlich durch van't Hoff und Le Bel die physikalische Chemie fortgebildet, die Stereochemie neu belebt wurde, die namentlich für die organische Chemie dadurch so wichtig geworden ist, daß sie der gegenseitigen Lagerung der Atome eine entscheidende Wichtigkeit einräumte. Daß an dieser Entwicklung der Chemie auch Bunsen einen nicht geringen Anteil hatte, dürfte bekannt sein. Dadurch aber gewinnen die nach seinem am 16. August 1899 erfolgten Tode erschienenen Biographien[1]) und die auf ihn gehaltenen Gedächtnisreden[2]) ein erhöhtes Interesse, aber auch die von Cohen gelegentlich des fünfundzwanzigsten Jahrestages der Doktorpromotion van't Hoffs verfaßte Biographie[3]) des Berliner Akademikers ist besonders zeitgemäß, da sie zum Verständnis seiner mannigfachen Arbeiten und damit der physikalischen Chemie wesentlich beitragen wird. So giebt sie einen Kommentar zu dem von van't Hoff verfaßten ersten Heft des fünften Bandes der chemischen und chemisch-technischen Vorträge, das die Theorie der Lösungen auseinandersetzt,[4]) sowie seiner Vorlesungen über theoretische und physikalische Chemie,[5]) die in drei Heften die chemische Dynamik, die chemische Statik und die Beziehungen zwischen Eigenschaften und Zusammensetzung enthalten. Trotz einiger nicht deutschen Redewendungen sind diese Vorträge von großer Klarheit und in besonderer Weise geeignet, in die neueren Anschauungen der Chemie einzuführen. Die Grundbegriffe der Elektrochemie[6]) insbesondere behandelt eine kleine ebenfalls empfehlenswerte Schrift von Bermbach, die recht nützlich sein wird, wenn es auch an Werken, die diesen Wissenszweig behandeln, nicht gerade fehlt. Für elektro-chemische Arbeiten sind die elektrischen Elemente und Sammler von der größten Bedeutung, und so kann es nicht verwundern, daß beide Gegenstand immer neuer Unternehmungen werden. Da diese, weil an verschiedenen Stellen zerstreut, nicht immer bequem zu erhalten waren, so ist das neu begründete von Peters herausgegebene Zentralblatt für Accumulatoren- und Elementenkunde[7]) ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, dessen Brauchbarkeit die bisher erschienenen Hefte zur Genüge darthun, um so mehr, weil sie besonders auch die Anwendung der Sammler für Fahrzeuge jeder Art berücksichtigen. Die Arbeit Lassar-Cohns über das Ungeeignete der neuerdings für die Berechnung der Atomgewichte vorgeschlagenen Grundzahl 16,000[8]) würden wir lieber nicht anzeigen, denn durchschlagend sind die von ihm angeführten Gründe kaum, wichtig ist es dagegen, daß in derartigen Fragen völlige Uebereinstimmung erzielt wird. Der Leser erinnert sich, daß jene Zahl für die von der Berliner chemischen Gesellschaft ernannte Kommission festgesetzt worden ist. Mit mehr Befriedigung teilen wir mit, daß die Chemie im täglichen Leben[9]) desselben Verfassers nunmehr bereits in vierter Auflage, die nach Ausstattung und Inhalt wiederum Verbesserungen aufweist, vorliegt. Die dritte konnten wir vor einem Jahre anzeigen.

Hat nach alle diesem unsre Zeit wohl Grund stolz darauf zu sein, daß sie es so herrlich weit gebracht, so ist es wiederum auch eine Freude, auch außer dem bereits Erwähnten feststellen zu können, daß sie der Männer, deren Arbeiten dieses ermöglichten, nicht vergißt. So hat Hjelt den Briefwechsel zwischen Berzelius und Magnus,[10])

---

[1]) Rathke, Zeitschrift für anorganische Chemie 1900. XXIII. S. 393.
[2]) R. W. Bunsen, ein akademisches Gedenkblatt. Heidelberg, J. Hörning. 1 Mark.
[3]) Leipzig, W. Engelmann. 1 Mark 60 Pf. Mit Porträt.
[4]) Stuttgart, F. Enke. 1 Mark 20 Pf.
[5]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 1. Heft 6 Mark, 2. und 3. Heft je 4 Mark.
[6]) Leipzig, O. Wigand. 1 Mark.
[7]) Halle a. S., W. Knapp. Preis des Jahrgangs 12 Mark.
[8]) Hamburg und Leipzig, Leop. Voß. 60 Pfennig.
[9]) Hamburg und Leipzig, Leop. Voß. 4 Mark.
[10]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 4 Mark.

Digitized by Google

hat Immelmann die Briefe Leibnizens an den Astronomen Gottfried Kirch[1]) der Berliner Akademie der Wissenschaften zu ihrem 200jährigen Jubiläum gewidmet. Neben der Anregung wissenschaftlicher Fragen enthalten diese Briefe auch genug Persönliches, und es ist nicht ihre geringste Bedeutung, daß sie uns die Forscher, zu denen wir mit Verehrung aufzusehen gewohnt sind, nun auch menschlich näher rückt.

Von diesen letzten Briefen gilt das nämliche, was wir bei den Fortschritten der Chemie zu sagen bereits Gelegenheit hatten, nur daß es sich bei ihnen um astronomische Gegenstände handelt. Wie bedeutend aber die Fortschritte auch in diesen sind, führt die von v. Orff gehaltene Festrede, welche die Hilfsmittel, Methoden und Resultate der internationalen Erdmessung[2]) zum Gegenstand hat, uns vor Augen. Wie lange ist es her, daß man die ungenauesten Ansichten über die Formen unsers Erdkörpers hatte, und jetzt erkennt man bereits, daß und wo in den unteren Regionen seiner Oberfläche Massendefekte vorhanden sind, daß ihre Starrheit der einer Stahlkugel vergleichbar ist und daß diesem Umstand es zu danken ist, daß die Pole ihre gegenwärtige Lage beibehalten. Das war nicht immer so, und so ist es möglich, daß die Erdachse früher eine andre Lage hatte, die das Vorkommen der Reste tropischer Pflanzen in sehr hohen Breiten wohl erklären könnte.

Daß aber auch in neuerer Zeit noch grobe Irrtümer vorkommen können, beweist Bukovic, wenn er das Eintreten von Erdbeben aus den Bewegungen einer Magnetnadel,[3]) die von einer durch Reiben elektrisch gemachten Glasplatte bald angezogen wird, bald nicht, vorhersagen will. Hätte er zugleich das Hygrometer beobachtet, so hätte ihm dieses den Grund seiner Beobachtungen in der größeren oder geringeren Luftfeuchtigkeit erkennen lassen, deren Wechsel also dann ebenso die Erdbeben anzeigen müßte. Ueber Erdbeben- und Wetteranzeigen ist aber seit den ältesten Zeiten bis auf Falb so viel gefabelt worden, daß es nicht zu erwarten ist, daß dies jemals aufhören werde. Jene ältesten Zeiten aber besaßen noch kaum naturwissenschaftliche Kenntnisse. Da ist um so mehr zu bewundern, über wie viel richtige astronomische Kenntnisse bereits das älteste der uns bekannten Kulturvölker, das der Babylonier, verfügte, wie Kugler aus mehreren von Straßmaier kopierten Keilinschriften des Britischen Museums hat beweisen können. Seine babylonische Mondrechnung[4]) schließt sich an die Werke Eppings an und zeigt die Chaldäer als tüchtige Beobachter und als leistungsfähige Theoretiker, die die Elemente des Laufs von Sonne und Mond bestimmten und zu einem wohlgeordneten Ganzen vereinigten. Daß die Harmonie, die vor ihren geistigen Augen sich aufthat, einzelne auch zur Astrologie führen mußte, ist wohl nicht wunderbar; trotzdem haben erst viel spätere Zeiten dieser Pseudowissenschaft zu ihrem einflußreichen Platze verholfen.

Das wäre nicht möglich gewesen, wenn das Interesse an der so viele Rätsel lösenden Astronomie nicht ein so allgemeines gewesen wäre. Daß die Neuzeit ein solches allen Naturwissenschaften entgegenbringt, davon Zeugnis abzulegen, waren unsre Revuen oft genug in der Lage. Nicht nur die vielen populären Darstellungen sprechen dafür, auch die mannigfachen Aufgabensammlungen für Liebhaber, die seit den im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erschienenen „Récréations mathématiques" des Pater Leurechou immer wieder in neuem Gewande auftraten, beweisen dies. Daß auch für Mathematik die Gegenwart ein solches Interesse besitzt, erhellt daraus, daß Schuberts „Mathematische Mußestunden"[5]) in zweiter zu drei Bänden erweiterter Auflage erscheinen konnten. Den als Motto gewählten Ausspruch Leibnizens: „Durch Spielen lernen wir," tragen sie

[1]) Berlin, G. Reimer. 60 Pfennig.

[2]) München, K. B. Akademie der Wissenschaften. In Kommission des G. Franzschen Verlags.

[3]) Wien, In Kommission von R. v. Waldheim.

[4]) Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 24 Mark.

[5]) Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Jeder Band 4 Mark.

nicht umsonst an der Stirne. Denn die vielen Scherze mit Zahlenerraten, Hölzchenlegen, womit man sich in Gesellschaft und am Biertisch vergnügt, der Rösselsprung der Zeitungen, die Zerlegung von Flächenstücken, das Saltaspiel, die Quadratur des Kreises, die vierte Dimension und so weiter, alles findet man besprochen und auf seine Gründe zurückgeführt, und so dient dies Buch durchaus nicht nur dem Scherz, sondern erörtert auch viele der schwierigsten wissenschaftlichen Probleme. Immerhin ist es für jeden benutzbar, dem es nur auf die in ihm enthaltenen Thatsachen, weniger auf deren Begründung ankommt. Wie sehr gerade dies gewürdigt worden ist, beweist der Umstand, daß diese zweite Auflage binnen drei Jahren nötig wurde.

Sehen wir somit die Mathematik und Naturwissenschaften schon längst zu Spielereien verwendet, so sind ihre weitaus wichtigeren Anwendungen in der Technik viel jünger, und so erklärt es sich, daß dem Techniker bis zur Gegenwart die Anerkennung versagt blieb, die dem Pfleger der von der Universität gelehrten Wissenschaften gern entgegengebracht wurde. Das ist nun freilich anders geworden, noch aber sind die Ingenieure den Beamten der Bauverwaltung nicht gleichgestellt. Dem Wunsche, daß dieses so bald wie möglich geschehen möge, sind zwei in schöner Sprache gehaltene Reden von Riedler[1]) gewidmet, von denen die eine auf die Leistungen des Ingenieurs im vergangenen Jahrhundert eingeht, die andre eine idealen Ziele nachweist und beklagt, daß die Beziehungen der Technik zum Staate noch nicht genügend gewürdigt werden. Freilich verlangt die Gewährung der ebenso gemäßigten wie gerechtfertigten Wünsche, mit denen die zweite Rede schließt, eine ganz andre Vorbildung des Ingenieurs, wie die jetzt übliche ist.

Wenn nun die Technik fortwährend bestrebt ist, die Errungenschaften der exakten Naturwissenschaften zum Wohl der Menschheit nutzbar zu machen, so bleiben auch die die Lehren von den organischen Wesen behandelnden keineswegs hinter ihnen zurück. Die unsrer heutigen Revue vorliegenden lehren entweder die uns nützlichen und schädlichen Tiere und Pflanzen immer genauer kennen, zeigen, wie jene zu pflegen, diese zu vernichten sind, oder sie haben die Erweiterung unsrer Kenntnisse von bestimmten Gruppen und so weiter als Selbstzweck, sei es um des wissenschaftlichen, sei es um des ästhetischen Nutzens willen.

Das erstgenante Ziel verfolgen Frank und Krüger in ihrem Schildlausbuch,[2]) das durch die Gefahr, welche die Möglichkeit der Einführung der San José-Schildlaus, die plötzlich in Kalifornien so verheerend auftrat, hervorgerufen wurde. Sie und alle übrigen ihr verwandten Feinde des Obst- und Weinbaus werden in farbigen Abbildungen vorgeführt, ihre Lebensweise und die Mittel, sie zu bekämpfen, ausführlich beschrieben. Zu demselben Zweck behandelt Warburg in ausführlicher Weise die Kautschukpflanzen und ihre Kultur.[3]) Sie gehören den verschiedensten Gattungen an, sind mehr oder weniger wertvoll und kommen in den verschiedensten Gegenden vor. Das Gebiet des Amazonenstroms bringt die meisten und wichtigsten hervor. Da aber bis jetzt der Kautschuk nur durch Raubbau gewonnen wird, so wird die gegenwärtige Kautschukproduktion von 42000 Tonnen jährlich nicht auf ihrer Höhe bleiben können, wenn nicht neue ihn liefernde Pflanzen entdeckt werden. Obgleich das nun zu erwarten ist, so wird sie doch erst sicher gestellt sein, wenn die Pflanzen regelrecht angebaut werden, eine Kautschukgroßkultur Platz greift. Für einen solchen Zweck würde das treffliche Werk als Grundlage dienen können. Auch das von Anton herausgegebene große illustrierte Kräuterbuch[4]) erstrebt, wenn auch in weniger wissenschaftlicher Form ähnliches. Von ihm liegen erst zwei Lieferungen mit recht guten Abbildungen vor, und er beabsichtigt, in derselben Weise alle Nutzpflanzen zu behandeln. Wir kommen darauf zurück, wenn das Werk vollständig vorliegt.

---

[1]) Ueber die geschichtliche und zukünftige Bedeutung der Technik. Berlin 1900. G. Reimer. 1 Mark

[2]) Berlin, Paul Parey. 4 Mark.

[3]) Berlin, E. Mittler u. Sohn. 3 Mark.

[4]) Regensburg, E. Stahl. Jede Lieferung 50 Pfennig.

Auf dem Gebiete der Gärtnerei wird sich Schnurbuschs praktischer Schnittblumenzüchter der Neuzeit[1]) recht nützlich erweisen. Stehen doch seinem Verfasser eine große Menge eigner Erfahrungen zur Seite, die ihn befähigen, dem Gärtner die Anleitung zur Anlage von Gewächshäusern und deren Heizvorrichtungen zu geben, so bietet er ihm, ebensowohl wie dem Liebhaber, auch Anleitung zur Zucht einer Menge der beliebtesten und namentlich für die so wichtig gewordene Binderei brauchbarer Gewächse.

Zum Teil einer verschwundenen Industrie ist das den Hopfenbau in der Altmark[2]) behandelnde Buch von Mertens gewidmet. Während vor 1300 Gardelegen und seine Umgebung Hauptlieferant des Hopfens war — gehopftes Bier aber war schon 1079 im Gebrauch — und dort die damals hochberühmte Garlei gebraut wurde, so ist der altmärkische Hopfen jetzt durch den fränkischen und böhmischen, trotz den Bemühungen Friedrichs des Großen, den Hopfenbau in seinen Staaten wieder zu heben, völlig lahm gelegt und der altmärkische Hopfen gilt jetzt, wenn auch nicht immer mit Recht, für minderwertig. Da aber das Mertensche Buch ebenfalls den Anbau und Ertrag des Hopfens und den Handel damit bespricht, so hat es doch ein mehr wie geschichtliches Interesse.

Von den Werken, die größere Abteilungen des Tierreichs oder Pflanzenreichs behandeln, ist, wie billig, zunächst der dritte Band des Naumannschen Werkes[3]) zu nennen, der auf 393 Seiten in Folio die Lerchen, Stelzen, Waldsänger, Ammern und Finken behandelt und sie auf 48 Tafeln, von denen 5 den Eiern gewidmet sind, abbildet. Auch an diesem sind Text und Abbildungen in gleicher Weise zu rühmen, und da er gerade die volkstümlichsten Vögel zum Gegenstand hat, so wird er mit besonderer Freude begrüßt werden. Hier können wir nur den Inhalt im Ganzen auf das wärmste empfehlen, von Einzelnheiten müssen wir uns darauf beschränken, hervorzuheben, daß der Sperling als im allgemeinen nützlich und nur im einzelnen schädlich angesehen wird. Der als unbekannt bezeichnete Grund, daß er in manchen Waldorten, zum Beispiel Altenau im Harze, fehlt, dürfte doch nicht so fernliegend sein, da der seßhafte Vogel nie weit von seinem Standorte weg und dann nur in die Felder fliegt. Er konnte sich also über die Wälder nicht verbreiten. In Klausthal soll er mit Wagen, die nach einem großen Brande im achtzehnten Jahrhundert von Osterode Stroh zuführten, eingezogen sein und fristet bei der lange und dick liegenden Schneedecke des Oberharzes im Winter nur durch das ihm von den Bewohnern gestreute Futter sein Leben.

Die Süßwasserfische Mitteleuropas[4]) behandelt Bade in einem auf zwanzig Lieferungen und 65 Tafeln (davon zwei farbigen) berechneten Werke. Außerdem enthält dieses viele gute Holzschnitte, die die Gestalt der Fische wiedergeben. Die Tafeln sind nach Photographien reproduziert und soweit sie in den bis jetzt erschienenen Lieferungen beiliegen, wohl gelungen. Die immer mehr betonte Wichtigkeit der Fische in wirtschaftlicher Beziehung bei der immer geringer werdenden Ausbeute der Teiche, Seen und Flüsse würde allein das Werk zeitgemäß erscheinen lassen, wenn nicht die Schwierigkeit mit der Unterscheidung, die geringe Bekanntschaft mit den Lebensgewohnheiten dieser stummen, so schwer zu beobachtenden Geschöpfe seine Herausgabe ganz besonders rechtfertigte.

Gute und charakteristische Abbildungen der bei uns lebenden Vögel giebt das Taschenbuch für Vogelfreunde,[5]) von dem die erste Lieferung mit 8 Tafeln vorliegt. Sein handliches Format gestattet, es mit hinauszunehmen, und so wird es, namentlich indem es

---

[1]) Leipzig, Hugo Voigt. 5 Mark.

[2]) Halle a. S., Tausch und Grosze. 2 Mark.

[3]) Vögel Mitteleuropas. Gera-Untermhaus, Fr. Eugen Köhler. Subskriptionspreis 16 Mark. Bei dieser Gelegenheit seien einige Fehler in der Preisangabe der früheren Bände berichtigt. Es beträgt der Subskriptionspreis für den zweiten und sechsten Band 10 Mark, für den fünften Band 22 Mark und für den siebten Band 6 Mark, die Preise der Originaleinbände dazu 5 oder 6 Mark.

[4]) Berlin, Herm. Walther (Fr. Bechly). Die Lieferung 50 Pfennig.

[5]) Stuttgart, Verlag für Naturkunde (Dr. Jul. Hoffmann). Die Lieferung 70 Pfennig.

die Kenntnis der Vögel vermehrt, auch dem Vogelschutz gute Dienste zu leisten im stande sein.

Es ist zu bedauern, daß die vergleichenden Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere[1]) von E. Wasmann eine Tendenzschrift ist, die weniger um der Mitteilung der vielen interessanten und auch neuen Beobachtungen, die ihr Verfasser an den Ameisen gemacht hat, geschrieben ist, als um den Nachweis zu führen, daß die Kluft zwischen Mensch und Tier gar nicht zu vergleichen sei mit der zwischen höheren und niederen Tieren, und daß mithin die Entwicklungstheorie völlig verfehlt sei. Den Beweis macht sich der Jesuitenpater leicht genug, indem er einmal nur die auf extrem materialistischer Seite stehenden Verteidiger der genannten Theorie bekämpft, was ja nicht allzu schwer ist und von dem Seelenleben der höheren Tiere nur die Züge heranzieht, die für seinen Zweck brauchbar sind, die der Ameisen aber in größter Vollständigkeit berücksichtigt. Wollte man mit gleichem Maße messen, so wäre vielleicht das einzelne höhere Tier mit dem Ameisenstaate in Parallele zu bringen. So ist leider der wissenschaftliche Wert der Arbeit, die den „Stimmen aus Maria Laach" entnommen ist, derselben Zeitschrift, die neulich die famose Naturgeschichte der Teufel unter dem Titel: „Der Teufel im Lichte der Glaubensquellen" brachte, kein allzu großer.

Den Anspruch, Neues zu bringen, macht die dritte Sammlung der zoologischen Plaudereien[2]) W. Marshalls nicht. Sie verbreitet sich in mit Behagen zu lesender Weise über alles mögliche Wissenswerte der Zoologie und fesselt durch die Zusammenstellung überraschender Gegensätze. Sie vertreten, wie der Leser weiß, wenn auch nicht sehr tiefgehend, Darwinsche Anschauungen und sind mit hübschen Zeichnungen geziert, von denen freilich die den Fennel (Wüstenfuchs) darstellende nicht gelungen ist. So wird man sie mit Vergnügen und auch mit Nutzen lesen.

Das Taschenbuch der Alpenflora[3]) von C. Schröter liegt bereits in siebenter Auflage vor. Indem es eine große Zahl der Alpenpflanzen in schönen, meist farbigen Abbildungen, dazu neben den Tafeln ausreichende Beschreibungen in deutscher, französischer und englischer Sprache bringt, bietet es dem Alpenreisenden ein unübertreffliches Hilfsmittel, die ihm aufstoßenden Pflanzen zu bestimmen und die vielfachen Auflagen beweisen zur Genüge, daß jene es sich wohl zu Nutzen gemacht haben.

Das von Dieck herausgegebene Verzeichnis der Moor- und Alpenpflanzen[4]) hätten wir ebensogut wie hier, unter den Werken besprechen können, welche den praktischen Zweck, die Zucht der besprochenen Gewächse zu ermöglichen, verfolgen. Denn es enthält dafür genaue Anweisungen. Da es aber auch darüber aufklärt, ob die betreffenden Pflanzen dem Aussterben geweiht sind, ob sie der ersten Eiszeitflora angehören, oder ob sie in der interglacialen oder der postglacialen Zeit aus den Steppen eingewandert sind, so hat das Verzeichnis einen so hohen wissenschaftlichen Wert, daß es richtiger hier seine Stelle finden mußte.

Auch die Arbeit Raubers, die den Ueberschuß an Knabengeburten und seine biologische Bedeutung[5]) behandelt, ordnet sich hier wohl am zwanglosesten ein. Behandelt es doch eine Frage aus der Naturgeschichte des Menschen, die der Beachtung wohl wert ist. Freilich ist sie nur ein interessanter Erklärungsversuch zu nennen. Denn den als feststehend erachteten Grundsatz, daß für einen Mann nur ein Weib geboren sei, kann man gewiß keinen empirisch gegebenen nennen. Auch steht es wohl dahin, ob der Knaben-

---

[1]) Zweite Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 2 Mark.

[2]) Leipzig, A. Twietmeyer.

[3]) Zürich, A. Raustein. 6 Mark.

[4]) Zweite Auflage. Halle a. S., C. Karras. Die erste Auflage erschien im Januar, die zweite im Dezember 1899.

[5]) Leipzig, A. Georgi. 5 Mark.

Digitized by Google

überschuß daher rührt, daß in längst vergangenen Zeiten Horden mit Männerüberschuß, solchen mit verhältnismäßig großer Weiberzahl überlegen waren und der letzteren Aussterben veranlaßten. Denn in unsern Verhältnissen ist die Sterblichkeit der Knaben größer wie die der Mädchen, aber das herangewachsene Geschlecht zeigt Ueberschuß an Weibern. Sehr gelungen ist der Nachweis, an welchen Fehlern und Verirrungen die alten Griechen und Römer zu Grunde gingen, und vortrefflich sind die Regeln, die der Verfasser für das Geschlechtsleben giebt. Wenn nur irgend welche Aussicht bestände, daß sie befolgt werden würden!

So wird man vom Menschen und seiner Qual sich doch immer in die Natur retten müssen, und da sind es vor allen Dingen die Pflanzen, die, wie sie uns das Höchste, das Beste lehren können, auch unsern ästhetischen Bedürfnissen am meisten entgegenkommen. Das beweisen zunächst ihre volkstümlichen, wie ihre wissenschaftlichen Namen[1]) und so ist die Erklärung und Uebersetzung der letzteren, wie sie uns Emmerig giebt, bereits von einem gewissen ästhetischen Werte. Höher steht freilich die Betrachtung der Gestalt und da ist es namentlich die Baumgestalt, die uns fesselt. Aber auch sie ist von natürlichen Bedingungen abhängig, wie uns Klein in einer die Physiognomie der mitteleuropäischen Waldbäume[2]) behandelnden Rede lehrt, einer morphologischen, welche die Art, und einer physiologischen, die das Individuum charakterisiert. Die letztere ist es, die uns alte Bäume, wie sie ja nicht selten die illustrierten Blätter bringen, so wert, die uns die Heldengestalten zerzauster Wettertannen so achtunggebietend macht. Die Rede ist mit trefflichen Abbildungen versehen und ihre anregende Wirkung ist groß.

Indessen ist es nicht das Pflanzenleben allein, was uns von der menschlichen Qual befreit, es sind vielmehr die Schönheiten der ganzen Natur und die Wunder der Welt, in der wir leben,[3]) die deshalb von Lubbock von solchen Gesichtspunkten aus dargestellt sind. Vielfach Dichteraussprüche zu Grunde legend, schildert er Tier- und Pflanzenleben, Feld und Wald, die Berge, die Flüsse und die Seen, das weite Meer und den gestirnten Himmel. Sind auch die das Tier- und Pflanzenleben schildernden Abschnitte, als zum eignen Arbeitsfeld Sir Johns gehörig, die interessantesten, so erfüllen auch die übrigen mit hoher Befriedigung, und die wenigen Ungenauigkeiten, die dem Fachmann auffallen, stören den Genuß, den die Darstellung gewährt, nicht. So bestätigt Lubbocks Werk das Dichterwort, daß die Natur vollkommen überall ist, und erklärt es dahin, daß sie es deshalb ist, weil sie nur ihren eignen ewigen Gesetzen folgt.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Im Morgenrot des neunzehnten Jahrhunderts.

1. Reinhold.

Die grundaufrührende Bewegung, in welche zu Beginn des verflossenen Jahrhunderts das Auftreten des kühnen Korsen das politische Leben des deutschen Volkes versetzt, teilt mit unwiderstehlicher Gewalt auch der geistigen Bethätigung der Deutschen ihre Wellen mit. Aus dumpfer Studierstube flammt heldenmütiger Patriotismus empor; weltfremde

---

[1]) Zweite Auflage. Donauwörth, L. Auer. 50 Pfennig.

[2]) Karlsruhe, W. Jahraus. 2 Mark 40 Pfennig.

[3]) Autorisierte deutsche Ausgabe. Basel, Benno Schwabe.

Digitized by Google

Philosophieprofessoren greifen, wenn nicht zum Schwerte, wie Steffens, der Vierzigjährige, des Kampfes ungewohnt, so doch mit gleicher Todesverachtung zur Feder oder zur zweischneidigen Waffe des offenen Wortes für die Ehre des Vaterlandes, so ein Fichte, so Villers, wie Steffens, der Norweger, Deutschlands Adoptivsohn.

Gerade an Villers,[1]) dem einstigen Artillerieleutnant in französischen Diensten, zeigt sich am wirksamsten das mächtige Erstarken des deutschen Geistes und seine Ueberlegenheit über französische Art, während zu gleicher Zeit die deutsche Ehre unter den Streichen des Eroberers verblutet. Ein offener Gegner der Revolution, muß er vor ihren eindringenden Kriegsscharen fliehen, bis er in Lübeck in dem Hause des Senators Rodde ein Heim findet, an welches ihn zeitlebens die innigsten Beziehungen gefesselt halten. Klopstock, Fr. H. Jacobi, Reimarus, Sieveking, Reinhard, Geibel, der Vater des Dichters, werden ihm hier bekannt. Der Geist, welcher dieses Haus, vor allem den Mittelpunkt dieses Kreises, Schlözers hochgebildete und feinsinnige Tochter, beseelte, gewinnt in ihm dem deutschen Namen einen Verfechter, der „sich in kritischen Zeiten deutscher benahm als mancher geborene Deutsche."

Das eigne Vaterland will er dem deutschen Geiste erobern. Einen Kant, einen Luther und Goethe, der ihn selbst den „Janus bifrons zwischen Franzosen und Deutschen" nennt, sucht er jenseits des Rheines heimisch zu machen; ein fruchtloses Mühen. Baggesen, der Däne, warnt ihn vor dem Versuche, die Franzosen mit Kant vertraut zu machen (Hamb. Mskr. IV, Seite 51, Nr. 5):

„Denken willst du es lehren, das Volk der Franzosen, o Villers!
Wie der erhabenste Geist aller Teutonen gedacht:
Soll das Unmöglichste glücken, Unmögliches muß dann vorangehn!
Lehr es empfinden zuerst, wie der gemeinste Teuton!"

Doch je steiniger sich der Boden zeigt, dem er die Arbeit seines Lebens widmet, desto sicherer festigt sich in ihm die Liebe zu seinem neuen Vaterlande.

Unter den zahlreichen Verehrern, welche sich Villers' Edelsinn und Patriotismus geworben, finden wir auch den älteren Reinhold, den glänzenden Kant-Erklärer. Seine Briefe an Villers aus den für Deutschland und besonders für Preußen so verhängnisvollen Jahren 1806 und 1807 (aus der Campeschen Autographensammlung der Hamburger Stadtbibliothek) spiegeln die glühende Entrüstung des die Gebrechen seines Vaterlandes klar erkennenden Patrioten wieder. Die Abtretung des linken Rheinufers im Frieden zu Lüneville (1801), das Auftreten eines Haugwitz, der 1806 in Preußens Namen die Verträge mit Napoleon unterzeichnet, die Gefangennahme des Generals Mack mit 23000 Mann in Ulm, die Gottlosigkeit der geistigen Führer der Deutschen, die Vermengung des Göttlichen und Natürlichen und der dieser Identitätsphilosophie entspringende Indifferentismus, all das giebt ihm zu folgenden Klagen Anlaß:

(1806.)

... [Ich habe] Kopf und Herz voll von der Schmach und Ausartung meines mir mehr als mein Leben teuren Vaterlands und des mir mehr als mein Vaterland teuren Europas, das nur in Deutschland und durch Deutschland unterjocht werden konnte ...

Preußen ist an den Abgrund seiner und Deutschlands politischen Vorrechte durch drei Schritte gelangt. Der erste war der Baseler Frieden, den es mit Frankreich geschlossen hat, und in welchem das nördliche Deutschland auf Kosten des südlichen gerettet werden sollte; der zweite der Lüneviller Frieden, den es zugegeben hat, der durch die Rheingrenze das übrige Deutschland für Frankreich öffnete, und durch die Beraubung der geistlichen Fürsten und Unterjochung der Reichsstädte die Konstitution tödlich verwundete. Der dritte war die Sendung des Haugwitz nach Wien, nachdem das Unglück bei Ulm Oesterreich den Franzosen preisgegeben hatte und Deutschland nur durch ungesäumte Dazwischenkunft der schon unter Waffen stehenden preußischen Truppen zu retten war. Bonapartes Weg nach

---

[1]) Siehe über ihn: Ulrich O., Charles de Villers, Leipzig 1899.

Berlin konnte nur über Wien gehen, und in Wien hat die superfeine preußische Politik Deutschland und Preußens Unterwerfung unterzeichnet. Die gegenwärtige Empörung Preußens gegen den übermächtigen und übermütigen Oberherrn dürfte den Protektor des Rheinischen Bundes zum Protektor des auch in der andern Hälfte ausgeplünderten und angesteckten Deutschlands erheben und die Wiederherstellung des Reichs von Karl dem Großen vollenden. Preußen steht Frankreich wie ein Zwerg einem Riesen gegenüber; und bei Gott ist alles möglich. An Mut und Willen fehlt es nicht. — Gottlob, daß die schreckliche Ungewißheit nicht lange dauern wird! Und wohl denen, die über den Mittag ihres Erdenlebens hinaus sind. Ich grüße den würdigen Geibel und unsre lieben Freunde aufs herzlichste ...

(2. April 1807.)

... [Ich darf] um so weniger verschweigen, daß uns bei dem Namen Blücher die Schatten zu dicht angehäuft und bei mehreren andern Namen die Lichter zu blendend aufgetragen schienen ...

... O Villers! Was ist aus meinem deutschen Vaterlande, dem alten Mittelpunkte des politischen Gleichgewichts und der neuen Schule der höheren wissenschaftlichen und moralischen Kultur von Europa geworden!

... Und doch ist es vielleicht nicht so sehr die Ueberlegenheit an Talent und Glück des Lenkers der Uebermacht als die Kurzsichtigkeit der politischen und militärischen Lenker und die Unsittlichkeit oder vielmehr Gottlosigkeit der wissenschaftlichen Lenker der Deutschen, was unsern Fall entschied.

Die letzteren, einem wütenden Eigendünkel preisgegeben, arbeiteten miteinander um die Wette, wer den glänzenden, schimmernden, gleißenden Schein in ein auffallenderes, prunkenderes Lehrgebäude zum Monumente für sein Ich zu verarbeiten vermöchte, und waren nur darüber unter sich einverstanden, daß keines dieser Lehrgebäude außer dem einzigen, das jeder selbst gemacht hat, haltbar sei.

... Das Publikum ist Augen und Ohren voll von einem es näher interessierenden Streit — um von jenem Wortstreite der Kinder eines und desselben Geistes, die sich über den leeren Buchstaben zanken, Notiz zu nehmen. Aber ist es darum besser daran?

Der Indifferentismus, der im Schoße der Kultur erzeugt wird und in unsern Tagen zur vollständigen Reife zu gedeihen scheint, ist von der Gleichgültigkeit, die im rohen Wilden mit dem Fetischismus abwechselt, hauptsächlich nur dadurch verschieden, daß dieser negative Indifferentismus bewußtlose Gleichgültigkeit ist. Die Achtung sowohl als die Nichtachtung des Unterschiedes zwischen dem Göttlichen und Natürlichen — beide gehen vermittelst des inneren Gefühls durchs Herz und vermittelst des Begriffs durch den Kopf ins Bewußtsein ein. Der Skeptizismus, der nur die Ungewißheit des besagten Unterschiedes für gewiß ausgiebt, vermag nur dann erst den positiven Indifferentismus zu begründen oder vielmehr aufrecht zu erhalten, wenn das Gefühl jenes Unterschiedes die Lebendigkeit und Lauterkeit verloren hat, in welcher sie den gesunden Glauben des Gewissens, gleich weit von Aberglauben und Unglauben entfernt, begründet hat, der sich sowohl in der Welt als in den Studierstuben immer mehr und mehr zu verlieren scheint. Was könnte die Gleichgültigkeit und die Nichtachtung gegen den Unterschied zwischen dem Göttlichen und Natürlichen, dieser herrschende Charakter des Zeitalters, entschiedener für sich anführen als die Identität des Göttlichen und Natürlichen? — Der Indifferentismus hat nun seine philosophische Begründung in der Indifferenzlehre, und die Gleichgültigkeit und die Nichtachtung des Unterschiedes zwischen Recht und Gewalt findet in der Identifikation von beiden ihre politische Rechtfertigung. Fürsten und Universitäten kriechen wie gepeitschte Hunde vor ihrem Züchtiger und so weiter. Und doch wird aus dieser schauderhaften Gegenwart eine Zukunft hervorgehen, besser als jede Vergangenheit, denn es waltet ein denkendes Urwesen über dem Wesen der Dinge und über dem Unwesen unsrer Irrtümer und Leidenschaften, welche die einzigen wirklichen Undinge sind ...

Digitized by Google

2. Brandis.

Die in diesem Briefe berührte That Blüchers ist die Verletzung der Neutralität der Stadt Lübeck, welche alsdann unter der Barbarei der französischen Sieger furchtbar zu leiden hatte, wobei Villers sich mit Gefahr des eignen Lebens der armen Lübecker gegen seine einstigen Kriegsgefährten annahm. Gleichfalls Blüchers Waffenthaten streift der folgende Brief (Göttingen, den 2. Juli 1814) des bekannten Geschichtsschreibers der griechischen und römischen Philosophie Christ. Aug. Brandis. Auf seiner Flucht war Villers in Holzminden mit Brandis' Vater, dem späteren Leibarzte des Königs von Dänemark, Joach. Dietr. Brandis zum ersten Male zusammengetroffen, und die Freundschaft, welche ihn mit dem Vater verbunden hatte, übertrug er auch auf den Sohn. Brandis war einer seiner letzten Pfleger, einer seiner treuesten Freunde. Der Vorfall, auf den Brandis in seinem Briefe anspielt, ist die schmachvolle Amtsentsetzung Villers' im Jahre 1814, des Mannes, welchem gerade die Regierung Hannovers zu besonderem Danke verpflichtet war. Einen schwachen Trost bot ihm das Wohlwollen Friedrich Wilhelms III.,[1] der ihn bereits gelegentlich (Hamb. Mskr. IV, Seite 51, 4 D) durch folgendes Kabinettschreiben ausgezeichnet:

„J'ai reçu Votre traité sur les constitutions des villes de l'antique Hanse, et je vous témoigne ma reconnaissance de ce que vous avez voulu me faire part de cet écrit dont le sujet ne manque pas d'intérêt. Vienne, le 20 decembre 1814." („Ich habe Ihre Abhandlung über die Verfassungen der alten Hansestädte erhalten und ich bezeuge Ihnen meine Erkenntlichkeit dafür, daß Sie mir diese Schrift haben mitteilen wollen, deren Gegenstand nicht ohne Interesse ist. Wien, 20. Dezember 1814.")

In demselben Jahre sucht Niemeyer, der Kanzler der Universität Halle, im Auftrage der preußischen Regierung, Villers für eine Professur in Halle zu gewinnen.

Brandis hatte sich 1812 in Kopenhagen habilitiert und 1814 einen Urlaub angetreten, der ihn in Göttingen mit Villers und andern Freunden zusammenführte. Der unten neben Steffens erwähnte Professor Kieser war als Wachtmeister und Feldarzt eines aus Studenten gebildeten Freicorps mit den Weimarschen Truppen 1814 nach Frankreich gezogen und 1815 nach der Schlacht bei Belle-Alliance in preußische Dienste getreten, um die Oberleitung der Kriegsspitäler in Lüttich und Versailles zu übernehmen. Der Adressat des Briefes ist Karl Reinhard, der letzte poeta laureatus. Er ist sowohl zu Villers wie zu Blücher in Beziehung getreten; er hat eine Schrift des ersteren ins Deutsche übersetzt und letzteren 1816 in Hamburg poetisch begrüßt.

Brandis schreibt:

„... Gestern sah ich Professor Kieser aus Jena, der als Jägeroffizier aus dem Felde zurückkehrte. Er erzählte von Professor Steffens, wie er immer dem Blücher gefolgt sei, allen bedeutenden Schlachten beigewohnt habe, mehrere Male, unter anderm bei Chateau Thierry sich mit Blücher habe durchhauen müssen und so weiter; wie er aber, dabei das regste Interesse für die Sache seines Vaterlands habend, willens gewesen sei dorthin zu gehen, um auch dort Gut und Blut an die Sache des Rechts und der Freiheit zu setzen; als aber solches sich zerschlagen, habe er über die Sache schreiben wollen; auch dieses sei bis jetzt unterblieben.

Ueber Deutschlands künftiges Schicksal läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen; die Gerüchte sind zum Teil widersprechend. So viel ist gewiß, daß die deutsche Nation nie einer tüchtigen freien Verfassung würdiger war. Das Jahr 1813 steht einzig in der Geschichte da; vorzüglich freilich haben die Preußen Wunder gethan; eine solche Einmütigkeit, Ausdauer und herrlicher Sinn ist wohl vielleicht nie in einem Kriege gesehen worden. Ihre Selbständigkeit hat die Nation wieder erkämpft und mit welchem Verlust! — Aber das ist nicht genug: jetzt muß für Jahrhunderte Festes und Freies gegründet werden.

---

[1]) Die Breslauer Stadtbibliothek Mskr. 513 Fol. 121 enthält ein Anerkennungsschreiben Friedrich Wilhelms III. vom 3. März 1813 an Blücher für die Tapferkeit seiner Truppen bei Groß-Görschen.

Digitized by Google

Und wehe den Großen, wenn sie das nicht sehen! Aber leider ist von oben wenigstens in einzelnen Teilen Deutschlands noch Verkehrtes genug zu erwarten. Und dann, denken Sie, auch das unglückliche Geschrei eines selbstsüchtigen, beschränkten Partikularismus ist noch nicht ganz erloschen; der König von Württemberg läßt sich noch immer nach alter Weise vernehmen. Bei der Nation freilich scheint solches Unwesen fast gänzlich getilgt zu sein. Hierzulande giebt's Plunder genug; die aristokratische Beschränktheit und ein erbärmliches illiberales Mißtrauen ist gar arg. Die Geschichte mit Villers werden Sie wissen, und deren giebt's mehr. Aber freilich alles das kann sich ja wenigstens zum Teil noch durch eine vernünftige Konstitution Deutschlands ändern; übertriebene Erwartungen darf man freilich nicht hegen. Stückwerk bleibt's immer mit unsern Staatsgebäuden. Wenn nur der Geist des Volks gut ist; das ist die Hauptsache; über lang oder kurz muß es auch auf die Großen wirken. Und der Geist des deutschen Volkes hat sich unendlich gehoben, das ist das Ausgemachteste von der Welt."

3. Hugo.

Neben der Philosophie und Medizin (Kieser) sendet auch die Rechtswissenschaft ihren Vertreter in die Reihen der Patrioten. Der Verfasser des „Essai sur la captivité des prisonniers de guerre" in den „Annalen der Politik", herausgegeben von Schmalz, 1809, Heft 1, Seite 96—112, G. F. Deuß, bittet in einem Briefe (18. März 1808, Hamb. Mskr. IV, Seite 51, Nr. 5) Villers um Mitarbeit an jenem Aufsatz, welcher auf Napoleons Wunsch einen geschichtlichen Ueberblick über die Behandlung der Kriegsgefangenen seit dem Altertum bieten sollte. Hiernach sollten die Verhältnisse der Gefangenen Napoleons geregelt werden. Am Schlusse dieses Briefes heißt es:

„Je me suis mis de suite à l'ouvrage avec un professeur du droit publique homme bien estimable. Aigre comme prussien des malheurs de sa patrie, il ne pouvoit pas être assez maitre de lui de ne pas placer dans notre commun ouvrage quelques allusions qui serait mal placé dans un travail destiné à mon souverain..." („Ich habe mich alsdann mit einem Professor des Staatsrechts, einem sehr achtbaren Manne, ans Werk gemacht. Als Preuße verdrossen über das Unglück seines Vaterlandes, konnte er sich nicht so weit meistern, in unserm gemeinsamen Werke nicht einige Anspielungen anzubringen, was wenig am Platze wäre in einer Arbeit, die für meinen Fürsten bestimmt ist.") Dieser Staatsrechtslehrer ist vermutlich der Göttinger Professor Hugo, welcher gleichfalls mit Villers in Briefwechsel gestanden hat.

4. Klopstock.

Um so greller hebt sich von solchen Bekundungen des edelsten Patriotismus die Stimmung ab, welche aus folgendem Klopstockschen Bruchstück (im Besitz des Herrn J. Hecht, Hamburg) spricht. Es ist ganz in dem Geiste gehalten, welcher Klopstock angesichts der französischen Revolution beseelte (vergl. Biedermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert II, 2, 1 Seite 164).

„Der Franke handelte göttlich durch die Verheißung der Nichteroberung. Dennoch beschlossen ihm Freiheitshasser Krieg. Wenn er sich nicht rüstete, so sank der göttlich Handelnde unter gewöhnliche Menschen herab: gerüstet erlag er der Gefahr des Wortbruches nicht, und machte jede von ihm betretene Stelle zur Grabstätte. Gebot die Kriegskunst Verfolgung über die Grenze, so wurde verfolgt; aber keinen Schritt weiter, als es die Notwendigkeit maß. Der erste Ueberschritt war der erste Schritt zu dem Eroberungskriege. Wenn der Verfolgende auf der Bahn dieses Krieges mit Riesenschritten fortging, so war er des gegebenen erhabenen Wortes entweder nicht wert, oder er sprach es mit einem Leichtsinne aus, den kein Sterblicher und kein Unsterblicher verzeihen kann."

5. Blücher.

Als die Seele der gesamten Erhebung gegen das französische Joch wurde Blücher, der Marschall Vorwärts, allgemein angesehen und mit Begeisterung gerade in dem sonst

so kühlen und Wellingtonstolzen England am lautesten gefeiert. Und die Waffenthat, deren Gedenken sich am innigsten an seinen Namen knüpft, ist es, welche der folgende, unsers Wissens bisher nicht veröffentlichte Brief Blüchers behandelt. Sein Biograph Varnhagen v. Ense erzählt uns (Leben des Fürsten Blücher von Wahlstadt, Berlin 1826, Seite 218), daß Blücher noch am Abend der Schlacht an der Katzbach eigenhändig einen Brief an die Breslauer geschrieben habe.

Dieser Brief, an den Breslauer Bürgermeister, Baron v. Kospoth, gerichtet, findet sich nun in „S. D. Schillings Manualakten in Sachen Europas contra Napoleon" in der Breslauer Stadtbibliothek.[1]) Er lautet:

„Euer Hochwohlgeboren ersuche ich, den guten Breslauern bekannt zu machen, daß wir einen vollständigen Sieg am heutigen Tage über die Franzosen erfochten haben. Der Verlust des Feindes ist groß. Der unsrige in Betracht des großen Vorteils, den wir errungen, nicht bedeutend. Meine Blessierten, die ich nach Breslau schicke, empfehle ich der Menschenliebe der guten Breslauer. Ich glaube, daß wir an fünfzig Artilleriestücke am heutigen Tage erobert haben. Was noch ferner vom Feinde, den wir verfolgen, eingebracht wird, stehet zu erwarten.

Will die Stadt Breslau zur Erquickung meiner braven Waffenbrüder zuthun, so werde ich es dankbar erkennen.

Die Zahl der Gefangenen wird nicht sehr groß sein, da fast alles niedergemacht ist.

Brechelsdorff bei Jauer, den 26. August 1813 abends um 10 Uhr.

Die Bataille heißt die Schlacht an der Katzbach."

Hierauf richten die Breslauer[2]) am 28. August folgende Adresse an Blücher:

„Mit unbeschreiblicher Freude und innigster Rührung haben wir und alle die von dem am 26. d. an der Katzbach erfochtenen Siege vernommen. Jedermann brennt vor Verlangen, zur Erquickung der braven Truppen, denen wir diesen Sieg und mit ihm zugleich die Befreiung von der Gefahr einer nochmaligen feindlichen Occupation unsrer Stadt zu verdanken haben, das Seinige beizutragen."

In der That geht bald darauf ein größerer Transport freiwilliger Gaben an die Blücherschen ab. In dem Bericht über das Schicksal dieses Transportes erzählt der Führer der Abordnung:[3])

„Ohne mir Zeit zu nehmen, um mich umzukleiden, kam ich in seinem (Blüchers) Logis, in dem Gasthof zum Roten Hirsch genannt, an, und fand ihn zu meiner größten Freude noch nicht abgereist.

Ich ließ mich melden. Er saß mit seinen Generalen und Adjutanten zu Tische, stand, da er hörte, es sei jemand von Breslau angekommen, auf, und kam mir in den Vorsaal entgegen. Ich stattete ihm meinen Gruß im Namen des Magistrats ab, dankte ihm für die Befreiung Schlesiens und sagte ihm, daß wir ihm kein schöneres Denkmal als das in aller Herzen gründen könnten. Er schien es froh zu empfinden, faßte mich bei der Hand und sagte: ‚Kommen Sie, und essen Sie mit.' — Ich entschuldigte mich, da mein Aussehen und Kleidung vom Staube und Schmutz bedeckt waren. Allein diese Entschuldigungen halfen nichts, ich mußte mich so zu Tische setzen, wie ich angekommen war. — In einer Stunde darauf reiste der General mit seiner Suite ab. ‚Grüßen Sie mir die Breslauer,' sagte er zu mir, als ich mich beurlaubte."

In dem Briefe eines Offiziers der Blücherschen Armee vom 27. August 1813,[4]) welcher auch besonders den Anteil Gneisenaus am Siege hervorhebt, lesen wir: „Blücher mit dem Generalstabe und Gefolge setzte sich zu Pferde und jagte bis nach dem Platze, wo das

---

[1]) Mskr. 514 Fol. 25.

[2]) Siehe Revon.-Akten auf derselben Bibliothek XIII. 12. Fol. 2.

[3]) Ebendaselbst Fol. 38. 4. September in Görlitz.

[4]) Mskr. 514 Fol. 50.

Digitized by Google

Treffen geliefert werden sollte . . ." und hierauf eine getreue Schilderung der von Varnhagen v. Ense (a. a. O. Seite 213) wiedergegebenen Scene.

In Blüchers Bericht an das Königliche Generalgouvernement von Schlesien aus dem Hauptquartier zu Wartenberg vom 3. Oktober 1813 heißt es: „Das Gefecht war sehr blutig, die Truppen haben sich aber wieder zu meiner Freude wie immer mit einem bewundernswürdigen Mute geschlagen." [1])

Ebendaselbst[2]) findet sich auch das folgende Schreiben eines Schweidnitzer Schornsteinfegers an Blücher:

„Allerunüberwindlichster Feldmarschall!

Lieber Herr General v. Blücher, genannt Vorwärts!

„Ew. Excellenz werden es verzeihen, daß ich es wage, an Sie zu schreiben (als eine unzeitige Geburt). Aber zum Donnerwetter, Herr Feldmarschall von Vorwärts, was soll das heißen? Ich habe meinen Jungens schon viermal Geld geschickt, und die haben nichts erhalten. Daran ist das verdammte Feldpostamt schuld. Ich bitte Sie, coramieren Sie dasselbe, aber auf alte preußische Manier, Sie verstehen mich schon. Ich übersende hier einen Brief zur eignen Bestellung. Halten Sie nur die Jungens scharf, und schenken Sie Ihnen nichts, um meinetwillen, damit sie so werden wie Sie und ich. Ich verehre Ew. Excellenz des Herrn Generalfeldmarschall Blücher genannt Vorwärts."

Ferner lesen wir hier in einem Briefe Blüchers an Kalckreuth,[3]) wahrscheinlich denselben, den er in so liebenswürdiger Weise dem jungverheirateten Freiwilligen Leutnant Nernst zur Beförderung nach Berlin übergeben hat, um ihm damit die Gelegenheit zu bieten, seine junge Frau wiederzusehen (Varnhagen von Ense 525 ff.):

„Ew. Excellenz benachrichtige ich, daß ich gestern in Verbindung mit der englischen Armee unter dem Herzog von Wellington, den vollständigsten Sieg, der nur erfochten werden kann, über Napoleon Bonaparte davongetragen habe. Die Schlacht fiel in der Nähe einiger einzelnen auf der Straße von hier nach Brüssel belegenen Häuser, „la belle alliance" (die schöne Allianz) genannt, vor, und einen besseren Namen dieses wichtigen Tages kann es wohl nicht geben. Die französische Armee ist in einer völligen Auflösung, und eine außerordentliche Menge von Geschütz erobert. Die Zeit erlaubt es mir nicht, Eurer Excellenz in diesem Augenblick mehreres mitzuteilen. Ich behalte mir die Details vor und bitte dieselbe nur, den guten Berlinern diese frohe Nachricht mitzuteilen.

Hauptquartier Genappe, den 19. Juni 1815 morgens 5¼ Uhr.

Blücher."

In einem Briefe an seine Mutter sagt der junge Blücher: „Die rührendste Scene war, als die beiden alten Feldherren nach der fürchterlichsten Schlacht sich auf dem Schlachtfelde in die Arme fielen. Alles weinte."[4])

Nach der Schlacht, als die beiden großen Feldherren sich beratschlagten, ob sie den Feind weiter verfolgen sollten oder nicht, antwortete Wellington: „Die Truppen sind sehr ermüdet, und er glaube, daß solche sich ausruhen und erholen sollen."

Blücher aber stand nachdenkend, und in dem Augenblick fing es an zu regnen, worauf er sagte: „Nein, der Stern der Katzbach leuchtet mir — es geht vorwärts!"[5])

---

1) Ebendaselbst Fol. 74 b.

2) Fol. 270.

3) Mstr. 515 Fol. 134 b. Vergl. „Schlesische Zeitung" Extrablatt vom 26. Juni 1815.

4) Ebendaselbst Fol. 140.

5) Fol. 157 b daselbst bringt zwei Briefe Blüchers in Abschrift, welche von der Fassung bei E. v. Colomb „Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—1815" Stuttgart 1876, in Einzelheiten abweichen, und Mstr. 515 Fol. 135 b einen Brief, dessen Original bei v. Colomb S. 150 abgedruckt ist. Doch heißt der Schluß hier anders, nämlich: „(seine Ordens, die er selbst getragen, sind mir soeben gebracht), sie sind in seinem Wagen

6. Gneisenau.

Blüchers rechte Hand vom Beginn bis zum Schlusse des Befreiungskriegs ist Gneisenau. Er steht auf Blüchers Seite in der Mißbilligung des Waffenstillstandes nach der Bautzener Niederlage, er leitet die Befestigungen in Schlesien und gilt im Hauptquartier der schlesischen Armee als das geistige Element, während Blücher das handelnde, Müffling das rechnende vertritt. An der Katzbach ist es Gneisenau, welcher zuerst mit einer Erkundigungsschar vorrückt. Den Uebergang über den Rhein setzt Blücher mit seiner Unterstützung gegen Oesterreichs Sondergelüste durch. Ebenso finden wir Gneisenau 1815 als Generalstabschef an Blüchers Seite.

Doch schon vor dem Ausbruch des Krieges hatte Blücher mit lebhafter Teilnahme das patriotische Wirken Gneisenaus für die preußische Sache verfolgt. So finden wir diesen im Herbst 1812 in England, wo es ihm bekanntlich gelungen ist, die Regierung für die Unterstützung der Verbündeten zu gewinnen. Gerade während in Rußland sich eine entschiedene Wendung zu Gunsten des Vaterlandes vollzieht, von Ende September bis November, sucht Gneisenau, wie er unter dem 30. Oktober an den Freiherrn v. Stein schreibt (Pertz, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau, Band II, Seite 420), in dem englischen Bade Burton „Heilung für (seine) kranken Eingeweide" und seinen Rheumatismus. Doch erhält er auch in dieser Weltabgeschiedenheit regelmäßige, nur etwas verspätete Kriegsberichte über den russischen Feldzug von einem Freunde, dem Grafen Chasot. Der Briefwechsel wird, zum Beispiel auch mit Gibsone, mit verstellten Namen geführt.

Von einer Bewunderung für die Opferfreudigkeit der Russen (Pertz a. a. O.) ist an Gneisenau wenig wahrzunehmen. Tiedemann, welcher in russische Dienste getreten war, hatte im Kampfe mit seinen preußischen Landsleuten den Tod gefunden, wie Gneisenau meint, gesucht. Denn an die Seite des Gouverneurs von Riga gestellt, war er ohne jeden Einfluß geblieben. Unter seinen hinterlassenen Papieren, welche zum Glück für Gneisenau noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht wurden, befand sich auch von Gneisenaus Hand eine Anweisung zur Verteidigung der Festungen nach Tiedemanns Taktik. Gneisenau urteilt darüber (a. a. O. Seite 369, 26. Oktober): „An Tiedemann hat unsre Sache viel verloren. Er ist ein Opfer dem Neid und der Intrigue gefallen. Seine Vorschläge wurden nicht angenommen, und er hat den Tod gesucht. Ueber die Motive zu seiner Waffentragung für Rußland unmittelbar kann nur die Nachwelt, nicht wir, seine Zeitgenossen, gerecht urteilen." Und über die Russen äußert er sich in dem Briefe an v. Stein (a. a. O. Seite 418) un-

---

gefunden worden. Gestern habe ich wiederum zwei Pferde verloren: mit Napoleons Geschäfte ist es wohl zu Ende." —

Fol. 134: „Als die Schlacht von Belle-Alliance gewonnen war, sagte Blücher: ‚Kinder, wir müssen sie die ganze Nacht verfolgen, sonst kommen sie morgen wieder!' gesagt, gethan u. s. w." (Auf einem Bilderbogen.) Daselbst wird auch berichtet, daß die verbündeten Monarchen Blücher den Weinberg Johannisberg geschenkt, den Marschall Kellermann von Napoleon erhalten hatte.

Fol. 137, ein Bilderbogen: „Ein großer General und kleiner Kaiser" (Blücher und Napoleon), mit einem Spottgedicht auf Napoleon.

Die Campesche Autographensammlung in der Hamburger Stadtbibliothek enthält auch einen Brief Blüchers aus Stargard vom 21. Februar 1809. An denselben Adressaten, der jedenfalls, wie aus dem Briefe zu entnehmen, in Altona einen hohen Offiziersrang bekleidet haben muß, scheint ein Brief Yorks vom 6. September 1808 aus Königsberg gerichtet zu sein, der sich in der nämlichen Sammlung findet.

Herr J. Hecht in Hamburg besitzt aus jener Zeit einen Erlaß über die Formation der westpreußischen Brigade vom 2. Mai 1809, unterschrieben von Scharnhorst und Hoym und gegengezeichnet von Nettelbeck, als Bürgerrepräsentanten, Colberg, 8. Januar 1812.

Einen „Capitain Blücher aus Mecklenburg in Hessischen Diensten" führen unter den angekommenen Fremden die „Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten" vom 29. Januar 1770 Seite 80 an. Es ist Blüchers Vater, welcher durch seine Gemahlin zu Mecklenburg in Beziehungen getreten war und auf dem Gute Großen-Rensow lebte.

Digitized by Google

zweideutig: „Die Verbrennung der russischen Hauptstadt ist der einzige lichte Punkt, den ich erblicke. Es ist hierdurch ein Unterpfand zur hartnäckigen Fortsetzung des Krieges gegeben, was man rechtlicher Weise lösen muß und nicht schamlos verleugnen darf."

Diese Vorgänge und Stimmungen spiegelt genau folgender Brief Gneisenaus wieder, welcher bisher unbekannt geblieben, also bei Delbrück (Gneisenau V, Seite 707) einzuschalten ist. Er findet sich gleichfalls in der Campeschen Autographensammlung. Der hier erwähnte Kaufmann Robert Lorent aus Gotenburg wird auch sonst von Gneisenau als „ein sehr unterrichteter Mann" geschätzt (Pertz a. a. O. II 370).

„An den Kaufmann Girard in Gotenburg.

Wohlgeborener, hochgeehrter Herr!

Für die mir von Ew. Wohlgeboren übersandten Briefe statte ich Ihnen den verbindlichsten Dank ab und bitte zugleich um Entschuldigung der Verspätung des Anerkenntnisses von deren Empfang. Der bei der Auflösung des alten [1]) Parlaments und der Wahl eines neuen eingetretene Stillstand in den Verhältnissen dieses Reichs haben mich diese Zwischenzeit der Muße ergreifen lassen, um eine Reise durch England zu machen, und es ist aus einem Badeorte in einer der mildesten Gegenden des Landes, daß ich Ihnen diesen Brief sende.

Unsre Russen — sind Russen geblieben. Sie bereiten den Krieg nicht vor, machen ungeschickte Bewegungen, liefern hartnäckige Schlachten und ziehen sich nach zweifelhaften zurück. Die Verbrennung ihrer Hauptstadt ist die einzige Bürgschaft, daß die Dinge vielleicht besser gehen werden, da nur Beharrlichkeit und Ausdauer im Kampf diesen rohen Massen allein Wert geben kann, denn es fehlt an der belebenden Seele, und nur der Geist regiert die Welt. — Von unserm gemeinschaftlichen Freund Chasot vernehme ich nichts, obgleich ich mehreremal an ihn geschrieben habe. Ich habe bange Besorgnis um ihn und möchte nicht auch ihn im rohen Kampfe der Barbaren untergehen sehen, sondern ihn für eine mehr vaterländische Sache aufgespart wissen. Schon haben wir Tiedemann in Riga, und zwar als das Opfer der Scheelsucht und der Intrigue, im freiwilligen Tod fallen sehen.

Wenn etwa ein Brief unter der Aufschrift an Nikolaus Gruber, oder sonst unter einem Ihnen fremden Namen dort erscheinen sollte, so bin ich damit gemeint, und ich bitte Sie, die mir bestimmten Briefe auf vorigem Wege an mich gelangen zu lassen und die Kosten dieses Briefwechsels mir in Rechnung gütigst zu bringen. Nach einem Briefe Herrn R. Lorents muß ich voraussetzen, daß selbiger bereits seinen Winteraufenthalt in Stockholm genommen hat. Ich bitte Sie daher, ihm eingeschlossene Briefe nachzusenden.

Empfangen Ew. Wohlgeboren die Versicherung der vollkommenen Hochachtung, womit ich mich nenne

Ihren

ganz gehorsamsten Diener

N. v. Gneisenau." [2])

7. Hannover.

Unter dem Drucke der französischen Besatzung hatte auch ganz besonders das an sich nicht reiche damalige Kurfürstentum Hannover zu leiden. [3]) Das vor den Franzosen fliehende Ministerium hatte die Verwaltung der einzelnen Provinzen Deputationen übertragen, welche sich aus Ministerialbeamten und Mitgliedern der Stände zusammensetzten. Eine dieser

---

[1]) Zu ergänzen: englischen.

[2]) Ein zweiter Brief Gneisenaus in derselben Sammlung vom 9. Juni 1828, an den Freiherrn Leopold v. Zedlitz, Gneisenaus Vetter, gerichtet, ist eine Anfrage über die einst der Familie Gneisenaus in Oberösterreich gehörenden Güter.

[3]) Vergleiche Thimme, Die inneren Zustände des Kurfürstentums Hannover unter der französisch-westfälischen Herrschaft.

Digitized by Google

Deputationen, die Calenberg-Grubenhagensche, dehnte später ihren Wirkungskreis, als Landesdeputationskollegium, über das ganze Land aus. Zu den Hauptaufgaben dieses Kollegiums gehörte vor allem der Schutz des Landes gegen die französische Ausbeutung. So sandte es, als die Kriegslasten gar zu arg wurden, den Oberappellationsrat v. Ramdohr mit dem Legationsrat v. Hinüber nach Paris, um vom Ersten Konsul eine Erleichterung zu erwirken. Friedrich Wilhelm III., den die Abgesandten unterwegs zu sprechen Gelegenheit fanden, unterstützte ihr Anliegen. Doch als sie Mitte Juli 1803 in Paris anlangten, trafen sie Napoleon nicht mehr an. Sie reisten ihm nach Brüssel nach, alles aber, was sie durch Verhandlungen mit Napoleons Generaladjutanten Rapp sowie durch eine Audienz Ramdohrs beim Ersten Konsul selbst (am 25. Juli) erreichten, war eine Einschränkung der französischen Besatzung von 30000 auf 24000 Mann. Der Abzug der 7000 Mann im Oktober 1803 ist mehr der preußischen Vermittlung, als den Bemühungen Ramdohrs, der in der Diplomatie wenig Geschick beweist, zuzuschreiben. Während sein Begleiter heimreiste, blieb er seit dem Herbst 1803 bis Juli 1806 in Paris, um hier für das Wohl seiner Landsleute thätig zu sein. Nach seinem Vorschlage (Herbst 1803) sollte Hannover an Napoleon eine bestimmte Summe zahlen, um damit allen Belästigungen überhoben zu sein. Einen andern Vermittlungsvorschlag enthält eine Denkschrift vom Februar 1804 (im Besitz des Herrn J. Hecht, Hamburg).

Dr. Max Grunwald, Hamburg.



Litterarische Berichte.

Bismarck-Portefeuille. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Fünfter Band. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1900.

Der vorliegende Band enthält wiederum recht bemerkenswerte Beiträge. Da sind zunächst eine Anzahl neuer Bismarckbriefe, obenan ein Schreiben vom 16. November 1833 an den Prorektor der Universität Göttingen, in dem der Achtzehnjährige um die Erlaubnis bittet, eine über ihn verhängte dreitägige Karzerstrafe in Berlin absitzen zu dürfen, sodann einige Briefe an den Unterstaatssekretär Gruner aus Frankfurt (1859) über die von Preußen im Kriegsfalle zu befolgende Politik und die Preßverhältnisse, und aus Petersburg (1861) über verschiedene Punkte der inneren und äußeren Politik, namentlich über die dänische Frage. Besonders interessant ist der Abschnitt: Bismarck im deutsch-französischen Kriege. Nach der Schilderung von Augenzeugen. Eine längere Arbeit ist dem Gesandten v. Kusserow gewidmet. Den Schluß macht das Interview des Korrespondenten des „New York Herald" Sidney Whitman mit dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh am 24. Juni 1896, das besonders interessant ist wegen der Aeußerungen des Fürsten zur Transvaalfrage und dem bekannten Telegramm des Kaisers an den Präsidenten Krüger. „Das Telegramm des Kaisers hätte dem Präsidenten Krüger mit Schicklichkeit und Anstand von der englischen Regierung selbst geschickt werden können," sagte Fürst Bismarck und fügte hinzu: „Es war ganz einfach ein Einbruchsversuch oder Seeräuberei, und sollte es zum Schlimmsten kommen, so kann man sich, glaube ich, darauf verlassen, daß die Boers, welche eiserne Naturen, dabei von phlegmatischem Temperament sind und gute Schützen obendrein, ihre Unabhängigkeit verteidigen werden."

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Der Alte vom Hohen-Neuffen. Berglieder von Eduard Paulus. Stuttgart 1900. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Der schwäbische Landeskonservator Eduard Paulus hat sich seit Jahren mit Forschungen und Nachgrabungen auf der Ruine Hohen-Neuffen beschäftigt. Er ist nach und nach zu der Ueberzeugung gekommen, daß diese Burg in ihren Hauptteilen noch aus der Zeit

Theodorichs des Großen († 526) herstammt. Von dieser Idee durchdrungen und begeistert von seiner Arbeit hat er den Stimmungen seines Innern in diesen Vergliedern beredten Ausdruck gegeben. Als „Lieder und Elegien“ und „Sage und Geschichte“ hat er seine Gedichte dem Inhalte nach zusammengestellt. Sie tragen im ganzen einen ernsten Charakter, doch fehlt auch der Humor nicht, wie zum Beispiel das köstliche Gedicht „Der Franzosenfeiertag“ beweist. Diese neue Sammlung des greisen schwäbischen Dichters wird den alten Freunden seiner Muse herzlich willkommen sein und dazu beitragen, ihm neue zu gewinnen. E. M.

Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Mit einem kurzen Ueberblick über die gleichzeitige Litteratur. In tabellarischer Anordnung bearbeitet von Ernst Müller. Leipzig, 1900. R. Voigtländers Verlag. 4 Mark.

Das dem Schwäbischen Schiller-Verein gewidmete Buch enthält den ersteren größeren Versuch, Regesten, wie sie die Weltgeschichte längst aufweist, auch auf das Gebiet der Litteraturgeschichte zu übertragen. Das Buch dient zu rascher Orientierung über Leben und Werke Schillers, ebenso wie zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Es bildet eine Ergänzung zu jeder Schiller-Biographie, da es so genau wie nur immer möglich alle Ereignisse und so weiter in chronologischer Reihenfolge verzeichnet. Jedes einzelne Werk des Dichters mit Ausnahme der 926 Xenien findet sich verzeichnet. Aber nicht nur trockenes biographisches Material hat der Verfasser in seinem dankenswerten Buche aufgespeichert, sondern alles — freilich in der knappsten Form — aufgenommen, was ihm geeignet schien, zum Verständnis des Menschen und Dichters beizutragen. Die Härten und Schroffheiten in Schillers Wesen sind dabei ebenso berücksichtigt worden wie seine edlen Seiten.

So ist denn ein Buch entstanden, das in seiner Eigenartigkeit und Vielseitigkeit den mannigfachsten Interessen gerecht wird. Es ist daher nicht zu viel gesagt, wenn es auf dem Umschlag als „Handbuch für Gelehrte, Lehrer, Litteratur-Kenner und -Liebhaber“ bezeichnet wird. Am verdienten Erfolg wird es ihm nicht fehlen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. Dritter Band, erste Hälfte. Westasien. Siebenter Band. Westeuropa. Erster Teil. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Das großangelegte Unternehmen, das auch schon ins Englische übersetzt wird, schreitet rüstig vorwärts. Zunächst ist uns die erste Hälfte des dritten Bandes zugegangen; er enthält die Abteilungen „Das alte Westasien“ von Dr. Hugo Winckler und „Westasien im Zeichen des Islam“ von Dr. Heinrich Schurtz. In der ersteren Arbeit tritt dem Leser an der Hand der in den letzten Jahrzehnten gefundenen und gedeuteten Ueberreste ein, wenn auch nicht lückenloses, doch lebensvolles Bild der Kulturentwicklung im Gefilde des Euphrat und Tigris entgegen, die sicher die Grundlage der griechischen und dann auch der westeuropäischen geworden ist — im Vergleich mit dem Standpunkt der älteren Weltgeschichten eine fast unübersehbare Erweiterung des historischen Horizontes. Die Auffassung der Geschichte als Erscheinung im Raum ist für dieses Gebiet unbedingt gerechtfertigt, denn die Völker haben hier wiederholt gewechselt, während die Kultur erhalten blieb. Dagegen erscheint die Geschichte Karthagos als Anhängsel Phönikiens hier mit Recht eingereiht. Arabiens Geschichte bis auf Mohammed behandelt noch Winckler, dann nimmt Schurtz den Faden auf und schildert knapp und übersichtlich die Rolle des Islam und die Geschicke Westasiens unter den Römern und den Parthern, den Arabern, den Mongolen und Türken bis in die Gegenwart herein, mit starker Betonung des fortschreitenden Rückfalls in nomadische Verödung.

Der siebente Band behandelt Westeuropa, das heißt das Gebiet des abendländischen Kulturkreises mit der geographischen Grenzlinie vom Nordkap zur Adria, die romanischen und germanischen Völker zusammenfassend. Das Thatsächliche der Geschichtserzählung erledigen die Abschnitte „Renaissance, Reformation und Gegenreformation“ von Armin Tille und „Die Entstehung der Großmächte“ von H. v. Zwiedineck-Sudenhorst — eine Aufgabe, die auf verhältnismäßig beschränktem Raum und in starker Verkürzung historischer Perspektive zu lösen war. Das Schwergewicht des Bandes ruht, wie auch der Herausgeber hervorhebt, auf dem gedankenreichen ersten Abschnitt von Richard Mayr, der, auf das Kleinwerk verzichtend, von hoher Warte aus das Getriebe der gestaltenden Kräfte in ihrem Verhältnis zu den Bedingungen des Raumes verfolgt, unter dem Titel „Die wirtschaftliche Ausdehnung Westeuropas seit den Kreuzzügen“. Gleichsam die Kehrseite dieser Entwicklung betrachtet Georg Adler in dem vierten Abschnitt „Die soziale Frage“ in der Beschränkung auf die letzten Menschenalter des Maschinenwesens in der Industrie. Der Abschnitt „Das abendländische Christentum und die Missionsthätigkeit seit der Reformation“ von Wilhelm Walther bringt eine Ergänzung und Vertiefung der pragmatischen Geschichte durch die selbständige Erfassung der rein religiösen und kirchlichen Momente — ein Vorzug der Arbeitsteilung, dessen die alte kompilierende

Digitized by Google

Weltgeschichte mit ihrem mühsamen Ineinanderflechten der mancherlei Fäden freilich entraten muß. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein noch ausführlicheres alphabetisches Register beugt einem naheliegenden Einwurf vor. Die Ausstattung mit Karten, Farbendruck und schwarzen Tafeln steht auf der Höhe des Verlags. F. G. Schultheiß.

Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe von Adelheid v. Schorn. Berlin, S. Fischer, Verlag 1901.

Das vorliegende Buch enthält die Erinnerungen einer alten Frau, die ihr reiches Leben an uns vorüberziehen läßt. Daß die Verfasserin keine Schriftstellerin ist, sagt sie selbst, sie erzählt einfach und kunstlos. Eigentlich nur um das reiche Material an Briefen zugänglich zu machen, hat sie zur Feder gegriffen. Diese Briefe sind aber auch wertvoll genug, sie sind zumeist von Franz Liszt, und seiner Lebensgefährtin, der Fürstin Karoline v. Sayn-Wittgenstein. Schon die Mutter der Verfasserin war mit diesen beiden hervorragenden Personen befreundet, so kommt es, daß wir auch sie als eine geistig hochstehende, vortreffliche Frau kennen lernen.

Der früh verstorbene Vater von Adelheid v. Schorn, der Kunsthistoriker Ludwig v. Schorn, wird auf den ersten Seiten den Lesern bekannt gemacht, dann begegnen wir manch berühmten Namen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts: Franz Kugler, Berthold Auerbach, Ludwig Bechstein, Charlotte und Edda v. Kalb, Bettina, Herzogin Helene v. Orléans, Friedrich Rückert. In den fünfziger Jahren leben wir in dem Künstlerkreis auf der Altenburg, lesen Gedichte von Peter Cornelius, die er auf die Fürstin und ihre Tochter gemacht. Nach dem Tode von Henriette v. Schorn und der Uebersiedlung der Fürstin nach Rom, führt uns die Verfasserin auch dorthin und erzählt uns von einer Fülle bedeutender Menschen, mit denen sie verkehrt, so daß man versucht ist, zu fragen: Wen hat sie nicht gekannt? Diese Erlebnisse bis zum Tode von Liszt und der Fürstin, füllen drei Bücher dieses starken Bandes, das vierte ist einem Neffen der Verfasserin gewidmet: Heinrich v. Stein, dem Philosophen, der so viel versprach, und den ein jäher Tod hinwegnahm, gerade als er die Höhe des Lebens erreicht hatte.

Es wird niemand bedauern, dieses liebenswürdige Buch gelesen zu haben.

Die Insel. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel und R. A. Schröder. Zweiter Jahrgang. Viertes Heft. Januar 1901. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler.

Ein neuer Poggfredkantus Detlev von Liliencrons eröffnet das Januarheft dieser originellen, vornehm ausgestatteten Zeitschrift, das außerdem an litterarischen Beiträgen enthält: Die geschlossenen Augen auf den Grabhügeln der Fürsten von Ernst Schur; Gedichte aus dem Buche „Herzlied“ von Maximilian Dauthendey; Liwûna und Kaidôh, ein Seelenroman von Paul Scheerbart: Fontainebleau, Michelangelo, zwei Elegien von R. A. Schröder; Einige Geheimnisse der Blumen, ein Beitrag zur Psychologie der Pflanzen von August Strindberg, aus dem Manuskript übersetzt von E. Schering; Zwei Menschen, Roman in Romanzen von Richard Dehmel (vierte Folge). Außerdem enthält das Heft Kritiken von Hugo v. Hofmannsthal und Franz Blei, sowie folgende Bilder: Zwei japanische Holzschnitte nach Okumura Massanobu; zwei Zeichnungen von Felix Valloton; Porträt des Kaisers von China von Marcus Behmer; zwei altdeutsche Holzschnitte unbekannter Herkunft aus der K. K. Hofbibliothek in Wien. Auch dieses über 150 Seiten starke Heft kostet 2 Mark.

Die Armenpflege. Einführung in die praktische Pflegethätigkeit. Von Dr. jur. E. Münsterberg. Berlin, 1897. Otto Liebmann. 213 Seiten.

Das vorliegende Buch ist ein gründlicher und klar geschriebener Leitfaden für die praktische Armenpflege. Vor allem für Mitglieder von Wohlthätigkeitsvereinen, für Armenpfleger und nicht zum wenigsten für die an der Armenpflege thätige Frauenwelt wird es von hohem Wert sein. Es behandelt in umfassender Weise sowohl die öffentliche wie die private Wohlthätigkeit und verweilt besonders bei allen praktisch wichtigen Fragen. Wenn es auch kein wissenschaftliches Werk im eigentlichen Sinne des Wortes sein will, so braucht es doch diese Bezeichnung nicht ganz abzulehnen, sondern wird auch, an wissenschaftlichem Maßstabe gemessen, berechtigte Anerkennung finden. Br.

Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn v. Manteuffel. Herausgegeben von H. v. Poschinger. Verlag E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1901. Band I.

Manche Leser der „Deutschen Revue“ werden sich vielleicht noch erinnern, daß vor langer Zeit einmal eine Reihe von Korrespondenzen aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Freiherrn v. Manteuffel in dieser Zeitschrift veröffentlicht worden waren. Diese Publikation mußte damals leider aus politischen Gründen unterbrochen werden. Es ist nun sehr erfreulich, daß endlich diese Korrespondenzen, welche ein hohes politisches und historisches Interesse haben, in der vortrefflichen Bearbeitung unsers verehrten Mitarbeiters H. v. Poschinger fortgeführt und in mehreren Bänden der deutschen Geschichte

dem deutschen Volke überliefert werden können.

Wir werden noch eingehend und öfters auf diese hochbedeutenden historischen und politischen Korrespondenzen rc. Manteuffels zurückkommen. Dieselben sind für jeden Historiker und Politiker von ganz besonderem Wert. Jedes neue deutsche Geschichtswerk wird und muß aus diesen Korrespondenzen als wichtiges Quellenmaterial schöpfen, wenn es die Jahre von 1848 rc. behandelt.

Eine Reihe eigenhändiger Briefe in diesem Werke, welche der Prinz von Preußen an Manteuffel geschrieben hatte, sind charakteristisch für den hohen Patriotismus desselben, welcher damals ebenso wie seine Gemahlin viel unter den Intriguen der reaktionären Parteien und Hofcliquen zu leiden hatte. —

Einen Beweis, welche Intriguen besonders gegen die Prinzessin von Preußen gesponnen wurden, giebt nachstehender Auszug aus einem Briefe der Prinzessin Augusta an den Ministerpräsidenten Freiherrn v. Manteuffel. Als Ende September 1850 die parlamentarischen Kämpfe besonders heftig wurden, sah es König Friedrich Wilhelm IV. ungern, daß die Prinzessin einige Abgeordnete, die nach Ansicht des Königs einen „üblen preußischen Weg“ wandelten, empfangen hatte. Hieran knüpft sich folgendes Schreiben der Prinzessin an Manteuffel, welches wir im Auszuge mitteilen:

„Lesen Sie einliegenden Brief des Königs, den ich mir übrigens sofort zurückerbitte. Sie werden ermessen, wie sehr er mich verletzt, da ich mich wahrscheinlich durch Gerlachsche Intriguen, Klatschereien preisgegeben sehe, deren Tragweite Sie zu beurteilen haben, da ich mich an Sie wendete, um mich hinsichtlich des Empfanges der Deputierten sicher zu stellen. Ich habe allerdings eine Anzahl dieser Herren sehen wollen, erstens weil die jetzigen Kammern von sehr guter Gesinnung sind; zweitens weil es meine Pflicht war, meinen Sohn, solange er sich im elterlichen Hause befand, in Berührung mit einigen Vertretern des Landes zu bringen. Seit acht Tagen weile ich bei meinen Verwandten und bin durch Familienangelegenheiten so in Anspruch genommen, daß es mir nicht gelungen ist, den Kammerdebatten zu folgen. Ich ahne daher nicht, wer diese sogenannte üble unpreußische Fraktion bildet; es will mir aber nach dieser königlichen Fassung dünken, daß wir den Weg, den unseligen Weg des vereinigten Landtages einschlagen sollen, das heißt, daß Verdächtigungen und persönliche Zurücksetzungen, Verstimmungen in den Kreis der wahrlich gut gesonnenen Landesvertreter zu bringen berufen sind, ja daß eine geheime Kontrolle geführt wird, welche die Mitglieder der königlichen Familie belauscht. Da nun die geheime Polizei zu Ihrem Ressort gehört, dürfte es Ihnen nicht schwer fallen, zu erfahren, welche Berichte der Kamarilla gemacht worden sind, da ich durchaus nicht gesonnen bin, ein Opfer derselben zu werden und die Prinzessin von Preußen doch wohl ein Recht hat, zu verlangen, daß man anders mit ihr verfährt.“

Dieser Brief giebt das beste Bild der damaligen Zeit- und Hofverhältnisse. Die Reaktion hatte Verdächtigungen und Intriguen als bestes Kampfmittel gegen alle auch gegen die höchsten Personen gebraucht. Vor ähnlichen Mitteln würden auch die heutigen Reaktionäre nicht zurückschrecken. Einen Beweis dafür giebt auch ein kürzlich erschienenes Buch aus diesem Lager über die Kaiserin Augusta. — Wir behalten uns vor, hierauf noch näher einzugehen und auch noch weiter auf das vorliegende hochinteressante Werk zurückzukommen, welches wir für eine der wichtigsten und hervorragendsten historischen Publikationen in den letzten Jahrzehnten halten, da es den größten und wertvollsten Schatz von Quellenschilderungen aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelm IV. enthält und eine vortreffliche Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten der damaligen Zeit, besonders aber auch des Ministerpräsidenten Freiherrn v. Manteuffel bietet.

Im Wüstensand. Bilder aus der Sahara von Heinrich Kaufung. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Kolonialstorch. Ein deutsch-afrikanisches Märchen für große Kinder von Alfred Wichard. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Litterarisches Schatzkästlein, IX. X. Band.

Von den hübsch und eigenartig ausgestatteten Bändchen der Sammlung, die sich so rasch die Gunst des Publikums erworben haben, können wir heut zwei neue anzeigen. Beide haben das Gemeinsame, daß sie in Afrika spielen: damit sind aber die Beziehungen erschöpft. Das erste enthält formvollendete und dichterisch fein abgetönte Bilder aus dem Leben der Beduinenstämme in der großen Wüste. Mit großer Kraft und eindringlicher Darstellungsgabe gestaltet, kleidet der Verfasser seine persönlichen Erfahrungen in das Gewand der Erzählung von seiner Liebe zu der schönen Isma, der Tochter eines Häuptlings, die bei dem Ueberfall durch einen feindlichen Stamm, dessen Scheikh sie abgewiesen hat, den Tod findet. Zu dem Ergreifenden der Katastrophe gesellt sich die Glut der Sprache in den Naturschilderungen, in der Darstellung all der furchtbaren Schrecken, aber auch der erhabenen Schönheiten der Wüste, um das Büchlein zu einer wahren Perle unsrer poetischen Erzählungen zu machen.

Ganz anders ist die zweite Erzählung. Sie ist von Anfang bis Ende von dem köstlichsten naiven Humor erfüllt. Ab und zu fallen satirische Seitenhiebe auf die Schwächen der

Digitized by Google

deutschen Kolonialpolitik, namentlich auf die Versuche zur Vertuschung von Uebelständen. Doch nimmt auch hier der Humor der Satire alles Verletzende, so daß sie mehr als gutmütiger Spott erscheint.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Gesammelte Abhandlungen aus dem Gebiet der allgemeinen Rechtslehre und des Strafrechts. Von Adolf Merkel. Zwei Bände. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner. 1899.

Das Werk bildet den zweiten Teil der „Hinterlassenen Fragmente und gesammelten Abhandlungen" des Verfassers, der als Professor des Strafrechts und der Rechtsphilosophie an der Universität Straßburg wirkte und 1896 starb. Der Sohn des Verstorbenen, Professor Rudolf Merkel in Freiburg i. Br., hat die dankenswerte Arbeit auf sich genommen, die in Zeitschriften und Sammelwerken zerstreuten und teilweise schwer zugänglichen kleineren Arbeiten seines Vaters zu sammeln und einige noch nicht veröffentlichte Vorträge und gutachtliche Aeußerungen zu den Strafgesetzentwürfen verschiedener Staaten hinzuzufügen. Alle Arbeiten sind in chronologischer Reihenfolge geordnet. Unter den Aufsätzen, deren Mehrzahl sich an Fachgenossen wendet, befinden sich manche allgemeineren Inhalts, die durch Tiefe der Gedanken und glanzvollen Vortrag das Interesse der Gebildeten überhaupt in Anspruch nehmen. Br.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

American Monthly Review of Reviews, The. An International Magazine. Illustrated. January 1901. New York, The Review of Reviews Co. Price 25 c. ($ 2.50 a Year).

Berendt, Dr. Martin, Schiller-Wagner. Ein Jahrhundert der Entwicklungsgeschichte des Deutschen Dramas. Berlin, Alexander Duncker. M. 3.50.

Berg, Leo, Das sexuelle Problem in Kunst und Leben. Fünfte, stark vermehrte Auflage. Berlin, Herm. Walther.

Boguslawski, A. v., 85 Jahre preußischer Regierungspolitik in Posen und Westpreußen von 1815 bis 1900. Geschichtliche Skizze. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Cervesato, Arnoldo, Il „Borkmann" di E. Ibsen e la tragedia greca. Torino, Roux Frassati & Co.

Coermann, W., Reichsrechtliche Verjährungstafel. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. 50 Pf.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. IV. Jahrgang. Heft 4, Januar 1901. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Deussen, Prof. Dr., Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Mit einem Porträt und drei Briefen in Faksimile. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Dreyfus, Albert, Feste in Moll. München, Verlag der Deutsch-französischen Rundschau.

Dukmeyer, Friedrich, Einer für alle. Eine Tragödie in fünf Akten. München, Staegmeyrsche Verlagshandlung. M. 2.—

Eelbo, Bruno, Die Sprüche des guten Meisters. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Egidy, Moritz v., Sein Leben und Wirken. Unter Mitwirkung der Familie v. Egidy herausgegeben von Heinrich Driesmans. Zwei Bände. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 6.—

Ernst, Otto, Buch der Hoffnungen. Neue Folge der gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben. In zwei Bänden. Zweiter Band: Pädagogik und öffentliches Leben. Hamburg, Conrad Kloß. M. 4.—

Geiger, Albert, Maja. Drama in drei Akten. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Gerling, Fr. W., Prinz Siddhartha, der Buddha. Episch-dramatische Handlung in 5 Akten. Berlin, A. Hoffmanns Verlag. M. 1.—

Göttinger Musenalmanach für das Jahr 1901. Herausgegeben von Börries, Freiherrn v. Münchhausen. Mit Buchschmuck von M. v. Hugo. Göttingen, L. Horstmann. M. 3.50.

Groß, Ferdinand, Von der leichten Seite. Geschichten und Skizzen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. M. 3.—

Günther, Dr. Reinhold, Weib und Sittlichkeit. Studien und Darlegungen. Berlin, Carl Dunckers Verlag. M. 4.—

Heigel, Karl v., Die neuen Heiligen. Roman in zwei Büchern. Potsdam, Otto v. Huth. M. 2.50.

Holm, Curt, Tota mulier! Tragikomödie in einem Akt. Dresden, E. Piersons Verlag. 50 Pf.

Insel, Die. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 2. Jahrgang. II. Quartal, Nr. 4; Januar 1901. Vierteljährlich M. 6.— inkl. Einbanddecke. Einzelpreis der Monatsnummer M. 2.—. Berlin, Insel-Verlag bei Schuster & Loeffler.

Kirchbach, Wolfgang, Das Buch Jesus. Die Urevangelien. Neu nachgewiesen, neu übersetzt, geordnet und aus den Ursprachen erklärt. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Klein, Dr. Hermann J., Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung nach dem Standpunkte der astronomischen Wissenschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auf-

Digitized by Google

lage der „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels“. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. M. 10.—

Koppe, Prof. Dr. C., Die neuere Landes-Topographie, die Eisenbahn-Vorarbeiten und der Doctor-Ingenieur. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 2.—

Lenz, Prof. Dr. Ernst, Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaues aller höheren Lehranstalten. Im Auftrag des Vereins für Schulreform erläutert. Berlin, Otto Salle.

Lienhard, Fritz, Der Fremde. Schelmenspiel in einem Aufzug. Berlin, Georg Heinrich Meyer. 50 Pf.

Lienhard, Fritz, König Arthur. Trauerspiel in einem Vorspiel und fünf Aufzügen. Berlin, Georg Heinrich Meyer. M. 2.—

Lienhard, Fritz, Münchhausen. Ein Lustspiel in drei Aufzügen. Berlin, Georg Heinrich Meyer M. 2.—

Lienhard, Fritz, Die Vorherrschaft Berlins. Litterarische Anregungen. „Flugschriften der Heimat“, Heft 4. Berlin, Georg Heinrich Meyer. 50 Pf.

Lienhard, Fritz, Die Schildbürger. Ein Scherzlied vom Mai. Berlin, Georg Heinrich Meyer. M. 1.50.

Limprecht, Carl, Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter. Elberfeld (Hofkamp 16), im Selbstverlage des Verfassers. M. 1.—

Löwy, Emanuel Prof., Die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst. Rom, Loescher & Co. M. 3.60.

Lohmeyer, Julius, Zur See, mein Volk! Die besten See-, Flottenlieder und Meerespoesien für Haus und Schule, vaterländische Vereine und Feste gesammelt. Im Auftrag der Freien Vereinigung für Flottenvorträge herausgegeben. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1.—

Marquardt, G., Der Verrat des Judas Ischariot — eine Sage. München, August Schupp. 60 Pf.

Mielke, Robert, Der Einzelne und seine Kunst. Beiträge zu einer Oekonomie der Kunst. Berlin, Georg Heinrich Meyer, (Heimatverlag). M. 2.50.

Münchhausen, Börries Freiherr v., Balladen. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Berlin, Breslauer & Meyer.

Nietzsche, Friedrich, Ein Abriss seines Lebens und seiner Lehre von Prof. Henri Lichtenberger. Deutsch von F. v. Oppeln-Bronikowski. Dresden, Carl Reissner.

Nuova Antologia. Rivista di Lettere, Scienze ed Arti. Anno 3°. 16 Gennajo 1901. Si publica il 1^0 ed il 16 di ciascun mese. Roma, Anno £ 46.—

Pfungst, Arthur, Laskaris Eine Dichtung. Vierte Auflage. Wohlfeile Volksausgabe. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. M. 2.40.

Pilz, Hermann, Was muss der Kaufmann bei Konkursen thun? Eine gemeinverständliche Darstellung des deutschen Konkursrechts und Konkursverfahrens. Leipzig, Verlag der Handelsakademie. Gebunden M. 2.75.

Quiñones, U. R., Pensamientos. Madrid, J. Estévez. Una peseta.

Revue de Paris, La. 8e Année. Nr. 1, 1er Janvier 1901. Paris, Bureaux de la Revue de Paris. Livraison Frs. 2.50.

Ruskin, John, Die sieben Leuchter der Baukunst. Aus dem Englischen von Wilhelm Schoelermann. Erster Band, mit vierzehn Tafeln. Leipzig, Eugen Diederichs. M. 6.—

Sabatier, Paul, De l'authenticité de la Légende de Saint François dite des trois compagnons. Paris. Felix Alcan.

Saenger, Sam., John Ruskin. Sein Leben und Lebenswerk. Ein Essay. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. M. 4.—

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 353: Gottsched. Ein Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung. Vortrag von Eugen Reichel. (60 Pf.) Heft 354: Die Pest. Von Prof. Dr. Rud. Beneke. (90 Pf.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Schieler, C. Dr. theol., Mein Austritt aus der katholischen Kirche. Worte zur Aufklärung und Mahnung. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 75 Pf.

Schriftsteller- und Journalisten-Kalender für das Jahr 1901. Herausgegeben von Emil Thomas. Leipzig, Walther Fiedler. M. 2.50.

Schultze, Th., Die Religion der Zukunft. Erster Teil: Das Christentum Christi und die Religion der Liebe. Dritte, stark vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. M. 2.—

Schurtz, Dr. Heinrich, Urgeschichte der Kultur. Mit 434 Abbildungen im Text, 23 Tafeln und 1 Kartenbeilage. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Sprecher, Joh. Andr. v., Donna Ottavia. Historischer Roman aus dem ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts. Dritte Auflage. Basel, Adolf Geering. M 4.—

Stier-Somlo, Fritz, Aus der Tiefe. Gedichte. Berlin, Joh. Sassenbach. M. 1.—

Stöber, Fritz, Dämmerstrahlen. Ein Dichtbuch. Mit Vorwort von Peter Hille. Mit Buchschmuck. Berlin, Herm. Walther. M. 3.—

Tiefenberg, M. v., Das Weib. Mysterium in fünf Gesängen Berlin, C. Dunckers Verlag. M. 2.50.

Tönnies, Ferdinand, Politik und Moral. Eine Betrachtung. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 75 Pf.

Vierordt, Heinrich, Neue Balladen. Zweite, vermehrte Auflage. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. Gebunden M. 3.—

Zacher, Albert, Römische Augenblicksbilder. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 3.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

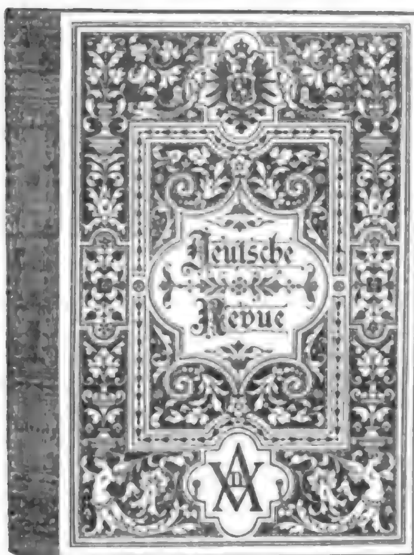
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Original-Einband-Decken zur „Deutschen Revue“.



Den geehrten Abonnenten auf die **„Deutsche Revue“** empfehlen wir zum Einbinden der Zeitschrift die in unsrer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten

Original-Einband-Decken

nach nebenstehender Abbildung

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel u. Rücken. **Preis pro Decke 1 Mark.**

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum ersten Band des Jahrgangs 1901 (Januar- bis März-Heft) kann sofort bezogen werden.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894—1900 werden auf Bestellung auch jetzt noch geliefert.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln die Boten, welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch die unser Journal bezogen wird.

Die verehrl. Postabonnenten belieben sich an die nächstgelegene Buchhandlung zu wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Auf Wunsch liefern wir gegen Franko-Einsendung des Betrags die Decken auch direkt.

Stuttgart, Neckarstr. 121/23. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftl. rc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler,

Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

Akademische Monatshefte.

Organ der deutschen Corpsstudenten.

Offizielles Organ

des Kösener S.-C.-Verbandes.

Karl Rügemer, Selbstverlag,

Starnberg b. München.

Die Hefte werden je am 30. jeden Monats ausgegeben: die September- mit der August-Nummer als Doppelheft zu Ende August. Der Jahrgang läuft mit den Hochschul-Semestern, bezw. vom 1. April bis 30. September und vom 1. Oktober bis 31. März.

Man abonniert bei jeder Buchhandlung oder bei der Post zum Preise von 6 Mark pro Semester.

Direkt von der Administration per Streifband bezogen stellt sich das Abonnement für Deutschland und Oesterreich auf 7 Mark pro Semester, für das Ausland auf 8 Mark.



DIE UMSCHAU

BERICHTET ÜBER DIE FORTSCHRITTE UND BEWEGUNGEN DER WISSENSCHAFT, TECHNIK, LITTERATUR UND KUNST IN PACKENDEN AUFSÄTZEN.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

„Die Umschau“ zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 19/21.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Aegyptische Studien und

Verwandtes. Von **Georg Ebers.** Zu seinem Andenken gesammelt. Geheftet *M.* 8.—, elegant gebunden *M.* 9.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. — In den Handlungen natürlicher Mineralwässer u. in den Apotheken zu haben.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

„Eine der vorzüglichsten Revuen, die es heutzutage giebt.“ Magazin für Litteratur.
„Reichste Fundgrube wertvoller Dokumente zur Geschichte unserer Zeit.“ Berliner Börsen-Courier.
„Unsere vornehmste Monatschrift.“ Der Bär, Berlin.
„One of the most spirited of German monthlies.“ The Athenaeum, London.

Deutsche Revue.

* * 26. Jahrgang 1901. * *

Jährlich 12 Hefte.

Preis vierteljährlich (3 Hefte) 6 Mark.

Eine Monatschrift.

Herausgegeben von

Richard Fleischer.

Mit dem Januarheft 1901 tritt die **„Deutsche Revue“** in ihren **sechsundzwanzigsten** Jahrgang ein und blickt somit nunmehr auf ein volles Vierteljahrhundert ihres Bestehens zurück.

Wenn es ihr während dieses Zeitraumes gelungen ist, sich aus bescheidenen Anfängen zu einem Organe aufzuschwingen, dessen hohe Bedeutung in der deutschen Publizistik willig von allen Seiten anerkannt wird, so hat das lediglich daran gelegen, daß ihre Leitung unverbrüchlich an den Grundsätzen festgehalten hat, die für ihre Begründung maßgebend gewesen sind. Von den vielen Fragen, die sich auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens drängen, hat die „Deutsche Revue“ keine von der Erörterung in ihren Spalten ausgeschlossen, aber stets ist sie bemüht gewesen, dieser Erörterung den Geist eines nur einseitigen Parteiinteresses fernzuhalten, jeden zum Worte verstattend, der, durch seine Sachkenntnis dazu befähigt, einen über jenen Geist erhabenen Standpunkt einzunehmen vermochte. Sie überschreitet daher, indem sie den neuen Jahrgang beginnt, die Schwelle ihres fünfundzwanzigjährigen Daseins mit einem Stabe von Mitarbeitern, der sich aus hervorragenden Gelehrten, Künstlern, Politikern und Staatsmännern nicht nur Deutschlands, sondern fast aller zivilisierten Länder zusammensetzt.

Wie sehr es ihr angelegen ist, sich mit ihren Leistungen auf der von ihr errungenen Höhe zu behaupten, dürfte am besten aus einer kurzen Zusammenstellung dessen erhellen, was an Beiträgen für die ersten Hefte des sechsundzwanzigsten Jahrgangs in Aussicht genommen ist. Diese Hefte werden unter anderm bringen:

Geh. Rat Prof. Dr. **Kußmaul: Geschichte eines Kranken mit räsonnierendem Wahnsinn.** Ein Spiegelbild der deutschen Psychiatrie zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Prof. Dr. **Kamphausen: Religionshaß und wahre Toleranz.**

Geh. Rat Dr. **H. v. Poschinger: Bismarckiana.**

Geh. Rat Prof. Dr. **Zweifel: Rückblick über die Entwicklung der erklärenden Naturwissenschaften und der Medizin im 19. Jahrhundert.**

Geh. Oberschulrat Prof. Dr. **H. Schiller: Die mangelnde Herzensbildung in unsrer modernen Erziehung.**

Hofrat **Ludwig Barnay: Zur Darstellung des Hamlet.**

Staatsminister a. D. **Jansen: Versailler Erinnerungen aus dem Kriegswinter 1870/71.**

Digitized by Google

Wirkl. Geh. Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner: Rückblick auf mein Leben.**
Prof. Dr. **Funck-Brentano: Marie Antoinette.**
J. Stadling (Stockholm): **Andrée.**
Geh. Rat Prof. Dr. **Weinstein: Wissenschaftliche Wandlungen.**
Geh. Rat Prof. Dr. **H. Diels: Das Problem der Weltsprache.**
Gottfried Kinkel: Novellenfragment.
Prof. Dr. **Joh. Kelle: Ueber die Entwicklung der deutschen Universitäten.**
Prof. Dr. **A. Weichselbaum: Ueber die Heilbarkeit der Krankheiten und die Grenzen der ärztlichen Kunst.**
Dr. **Bruhns: Probleme der modernen Astronomie.**
Dr. **W. K. A. Nippold: Ernst v. Wildenbruch.**
Dr. **Th. Wiedemann: Leopold v. Ranke und Varnhagen v. Ense nach der Heimkehr Rankes aus Italien.**
Kapitän zur See a. D. **Stenzel: Die Ausbildung zur See.**
Staatsminister a. D. **Jansen: Herder und Prinz Peter Friedrich Wilhelm von Holstein.**
Prof. Dr. **G. Haberlandt: Ueber Regeneration im Pflanzenreich.**
St. Petersburger Briefe vom Jahre 1806.
Dr. **Ad. Breunung: Der ungarische Adel und dessen historische Entwicklung.**

Ferner Beiträge von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Bergmann,** Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Gerhardt,** Dr. **Oscar Blumenthal** u. v. a.

Im Hinblick auf dieses Verzeichnis, das nur einen kleinen Teil der im neuen Jahrgang zu veröffentlichenden Beiträge giebt und in dem die uns von bewährten Mitarbeitern von Fall zu Fall zugehenden Artikel über neu auftauchende wichtige Tagesfragen nicht berücksichtigt werden konnten, glauben wir wohl sagen zu dürfen, daß unsre Monatschrift auch in ihrem zweiten Vierteljahrhundert nicht stille stehen wird, sondern daß ihre Leitung unablässig bemüht bleibt, ihr die hervorragendsten und interessantesten Beiträge aus allen Wissensgebieten zuzuführen. Wir treten deshalb in den neuen Zeitabschnitt mit der Zuversicht ein, alle unsre bisherigen Abonnenten auch fernerhin als solche betrachten zu dürfen, und wir wären diesen zu ganz besonderem Danke verpflichtet, wenn sie im allgemeinen Interesse in ihren Kreisen mit darauf hinwirken wollten, daß unsre Monatschrift in Deutschland ebenso zum Gemeingut aller Gebildeten werde, wie es die großen ausländischen Revuen in ihren Ländern bereits sind.

Stuttgart, Dezember 1900.

Deutsche Verlags-Anstalt.



Der sechsundzwanzigste Jahrgang der „**Deutschen Revue**“ erscheint in 12 Heften.
Allmonatlich wird ein Heft, mindestens 8 Bogen stark, in elegantem Umschlag ausgegeben.
Preis vierteljährlich (für 3 **Hefte**) **6 Mark.**
Bestellungen auf die „**Deutsche Revue**“ werden von allen **Buchhandlungen, Journalexpeditionen** und **Postämtern** (Postzeitungspreisliste für Deutschland unter Nr. 1974, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 1001) des **In-** und **Auslandes**, sowie von **jedem** mit einer solchen in Verbindung stehenden **Bücheragenten** entgegengenommen. Auf Wunsch vermittelt die Expedition auch die unterzeichnete Verlagshandlung, die bereit ist, auf alle bezüglichen Anfragen direkte Auskunft zu erteilen.
Ein Subskriptionsschein liegt diesem Hefte zu gefälliger Benutzung bei.

Stuttgart, Neckarstraße 121/23. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Sechsundzwanzigster Jahrgang Januar 1901 Preis viertelj. 6 Mark



Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis. Seite

Vize-Admiral a. D. **Werner**: Kaiser Wilhelm und die Entwicklung der Marine . . . 1
Louis Becke: Baldwins Loisé. Erzählung aus Polynesien . . . 11
Wirklicher Geheimer Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner**: Rückblick auf mein Leben . . . 25
A. Kußmaul: Geschichte eines Kranken mit räsonnierendem Wahnsinn. Ein Spiegelbild der deutschen Psychiatrie zu Anfang des 19. Jahrhunderts . . . 36
Hermann Diels: Das Problem der Weltsprache . . . 45
Dr. B. Weinstein: Wissenschaftliche Wandlungen . . . 58
Adelheid v. Asten-Kinkel: Johanna Kinkel in England . . . 65
Prof. Dr. Adolf Kamphausen: Die christliche Mission und die jetzigen Wirren in China . . . 80
Professor **Dr. Frantz Funk-Brentano**: Marie Antoinette . . . 92
Ludwig Barnay: Zur Darstellung des Hamlet . . . 105
J. Stadling: Andrée. Biographische Notizen und persönliche Erinnerungen . . . 109
Berichte aus allen Wissenschaften . . . 117
Medizin: **Dr. Busch**, Arzt: Gewerbliche Vergiftungen.
Litterarische Berichte . . . 122
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . 127

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1901

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. — In den Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in den Apotheken zu haben.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Helmuth von Moltkes

Briefe an seine Braut und Frau

und an andere Anverwandte.

Mit 2 Porträts und 1 faksimilierten Brief.

2 Bände. Geheftet Mark 10.—, elegant gebunden *M.* 12.—

Das Werk wird mit Recht als ein Damengeschenkbuch ersten Ranges bezeichnet. Die Briefe zeigen den berühmten Strategen von einer unendlich sympathischen Seite, in dem vorteilhaftesten Lichte als liebenden Bräutigam, als treubesorgten, zärtlichen Gatten, mit einem Worte als einen auch in seinem Privatleben ausgezeichneten, liebenswürdigen Menschen, und gewähren den tiefsten Einblick in das Seelenleben des Verstorbenen. Quellwasser fürs deutsche Haus, Leipzig.

Ein Seitenstück zu

Bismarcks Briefen

an seine Braut und Gattin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Illustriertes Reisewerk.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Meine Wanderungen.

I. Band: **Im Innern Chinas.** Von **Eugen Wolf.**

19 Bogen Oktav mit zahlreichen Abbildungen, einer Karte von China und dem Bildnis des Verfassers. Geschmackvoll in Leinen gebunden **Mark 5.–**



Kopf ab. Illustrationsprobe aus dem Werk.

Die **Neue Bayrische Zeitung,** München, schreibt über das Werk: Die hübsche, geschmackvoll-einfache äußere Ausstattung des Buches, die Anordnung des mit ungemein zahlreichen Illustrationen ausgestatteten Textes und dazu der sehr nieder erscheinende Preis von 5 Mark für das Exemplar können nicht dem Verdachte Raum geben, als ob Wolfs Werk nur um des Erwerbes, der praktischen materiellen Ausnützung seiner Reisen willen auf den Markt geworfen wurde. Was das Werk selbst anbetrifft, so ist es die wahrheitsgetreue, durch viele Illustrationen erläuterte Wiedergabe der Erlebnisse und Erfahrungen des Weltreisenden Eugen Wolf im Innern Chinas. Wolf ist ein humorvoller Erzähler, ein aufmerksamer Beobachter und eine kernige, allen Widerwärtigkeiten gewachsene, unerschrockene Natur. Der reiche Inhalt des Buches wird sicher ebensosehr der Belehrung wie der Unterhaltung Rechnung tragen.

—— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. ——

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

== Von dem Verfasser von „Quo vadis?“ ist erschienen: ==

Ohne Dogma.

Roman von **Heinrich Sienkiewicz.**

2 Bände. Geheftet M. 5.–, in 1 Band elegant gebunden M. 6.–

Der Roman gehört ohne Zweifel zu den besten Erzählungen, die uns in letzterer Zeit bei unsrer Referentenarbeit zu Gesicht gekommen sind. Er ist an vielen Stellen von erschütternder, tief in unsre Seele eingreifender Wirkung. Der Verfasser weiß uns das Seelenleben seines Helden bis in die feinsten Fasern und leisesten Zuckungen zu schildern und zeigt sich insofern als ein Psychologe von achtunggebietender Kraft. Wer sich inmitten der Hochflut schwülstiger Romane jüngeren Datums, in denen die Handlung mit geradezu fieberhafter Hast arbeitet, die Freiheit und Feinheit der Empfindung und einen gesunden ästhetischen Sinn gewahrt hat, der möge getrost zu dem vorliegenden Roman greifen, den nur ein litterarischer Gourmand vollauf würdigen kann.

Hamburgischer Correspondent.

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Chocolat Suchard

Einige der hauptsächlichsten,
bis dato an Weltausstellungen erhaltenen Auszeichnungen:

Londres	1862	Einzige Medaille
Paris	1867	Silberne "
Hâvre	1868	" "
Lyon	1872	Goldene "
Wien	1873	Fortschritts- "
Philadelphia	1876	Einzige "
Paris	1878	Goldene "
Zürich	1883	Hors Concours
Antwerpen	1885	Goldene Medaille
Paris	1889	" "
Chicago	1893	Einzige "
Genève	1896	Hors Concours
Brüssel	1897	" "
Paris	1900	Grand Prix (Höchste Auszeichnung)

Chocolat Suchard

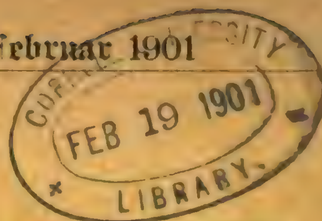
Altbewährte Marke ersten Ranges

Suchard-Spezialitäten

Milch-Chocolade — Cacao — Chocolat fondant
Pralinés — Giandujas — Noisettes
Dessert-, Reise-, Kinder-Chocoladen

Digitized by Google

Sechsundzwanzigster Jahrgang Februar 1901 Preis viertelj. 6 Mark



Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

G. v. Stormarn: Parlament und politische Reife 129
Louise Schulze-Brück: Die Hetze 135
Wirklicher Geheimer Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner**: Rückblick auf mein Leben (Fortsetzung) 148
Professor **H. Vambéry**: Unsre Beziehungen zu China und zur Islamwelt . 155
Adelheid v. Asten-Kinkel: Johanna Kinkel in England (Schluß) 178
Dr. Paul Zweifel in Leipzig: Kurzer Rückblick über die Entwicklung der erklärenden Naturwissenschaften und der Medizin im 19. Jahrhundert . 192
Professor **Dr. Frantz Funck-Brentano**: Marie Antoinette 211
Stenzel, Kapitän zur See a. D.: Ein deutsches Marine-Kadettencorps . . . 228
General **Jas Grant Wilson**: Der größte General Amerikas 237
Berichte aus allen Wissenschaften 245
Litteraturgeschichte: **W. R. A. Nippold**: Ernst v. Wildenbruch.
Litterarische Berichte 252
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 255



Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1901

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Neu • Zeitgemäss • Eigenartig • Praktisch!

ZEITLEXIKON



Das Zeitlexikon registriert Monat für Monat erschöpfend, getreu und ohne Parteinahme alles, was auf den Gebieten der Politik und Volkswirtschaft, der Wissenschaften, der Litteratur und Kunst, des Theaters und der Musik, der Technik und Industrie, des Handels und des Verkehrs, der Landwirtschaft und des Gewerbes, des Militärwesens und der Marine u. s. w. u. s. w. an Bedeutendem und Wissenswertem in die Erscheinung tritt.

Das Zeitlexikon registriert alles, worüber man spricht, schreibt, streitet und was man auf dem unendlichen Plan des modernen Kulturlebens fördert und anstrebt.

Das Zeitlexikon registriert alles, was die Zeit bringt, in lexikalischer Anordnung, daher leicht und rasch auffindbar.

Das Zeitlexikon ist deshalb unentbehrlich für den Handwerker wie den Gelehrten, den Kleinkaufmann wie den Grossindustriellen, den Techniker wie den Künstler, den Journalisten wie den Schriftsteller, den Politiker, den Parlamentarier, den Finanzmann, den Landwirt wie den Bürger, Beamten, Studierenden.

Das Zeitlexikon ist ein Nachschlagewerk von unvergänglichem Wert, ein kulturgeschichtliches encyklopädisches Werk, wie es bisher noch nicht existierte.

Monatlich erscheint ein Heft im Umfang von 100 - 125 Seiten Lexikonformat.

Preis jedes Heftes 1 Mark.

Das Januarheft des „Zeitlexikon" erscheint Mitte Februar 1901 und ist alsdann durch jede Sortiments- oder Kolportage-Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten, auf Wunsch auch direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Abonnements nehmen schon jetzt alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. — In den Handlungen natürlicher Mineralwässer u. in den Apotheken zu haben.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Akademische Monatshefte.

Organ der deutschen Corpsstudenten.

Offizielles Organ

des Kösener S.-C.-Verbandes.

Karl Rügemer, Selbstverlag,

Starnberg b. München.

Die Hefte werden je am 30. jeden Monats ausgegeben: die September- mit der August-Nummer als Doppelheft zu Ende August. Der Jahrgang läuft mit den Hochschul-Semestern, bezw. vom 1. April bis 30. September und vom 1. Oktober bis 31. März.

Man abonniert bei jeder Buchhandlung oder bei der Post zum Preise von 6 Mark pro Semester.

Direkt von der Administration per Streifband bezogen stellt sich das Abonnement für Deutschland und Oesterreich auf 7 Mark pro Semester, für das Ausland auf 8 Mark.

Studien z. Gesch. d. menschl. Geschlechtslebens 1900–1901.
Von Dr. *Eug. Dühren* und Dr *Alb. Hagen*.
I. ***Der Marquis de Sade u. s. Zeit.*** 502 Seiten. In Pergt. br. 8 M. Lwbd. 9 M.
II. ***Die Bezieh. des Geruchssinnes u. d. Gerüche zur menschl. Geschlechtsthätigk.*** br. 7 M., geb 8 M. *Liebh.-Ausg.* (60 num. Expl.) 15 M.
III—V. ***Das Geschlechtsleben in England spez. in London.*** 3 Bde. Ca. 1000 S. br. à 10 M. Geb. à 11 M. *Liebh.-Ausg.* (100 num. Expl.) Pgt. à 20 M.
Ausf. Prosp. u. *Verz.* meines Verlages gr. fr.
H. Barsdorf, Charlottenburg 4.
Wilmersdorferstr. 111.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Soeben erschien das **4.** Tausend von

Was ich als Kind erlebt.

Von **Tony Schumacher.**

Mit Bildnissen und Brieffaksimiles.
Elegant gebunden *M.* 5.—

Die Verfasserin schlägt nicht nur einen warmen Herzenston an, sondern auch den Ton eines frommen Herzens, das von jenem wahrhaft religiösen Empfinden erfüllt ist, das durch Liebe und Güte sich offenbart. Die persönlichen Beziehungen bilden den Mittelpunkt des interessanten Buches, in welchem Erlebtes und Ueberliefertes, Briefe und Tagebuchblätter zu einer einheitlichen und sehr ansprechenden, hübschen Schilderung geschickt verwoben sind. Der wertvolle und reiche Inhalt macht das Buch zu einem echten Familienbuch. Es eignet sich besonders auch zum Vorlesen im Familienkreise. **Straßburger Post.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



DIE UMSCHAU

BERICHTET ÜBER DIE FORTSCHRITTE UND BEWEGUNGEN DER WISSENSCHAFT, TECHNIK, LITTERATUR UND KUNST IN PACKENDEN AUFSÄTZEN.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

„Die Umschau“ zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 19/21.

DIE KRITIK. Monatsschrift für öffentliches Leben.

(Neue Folge.)

Herausgeber: **Dr. jur. Richard Wrede.**

Erscheint monatlich, einzelne Nummer 50 Pf., im Abonnement vierteljährlich 1.50 Mk. Bestellungen durch jede Buchhandlung oder direkt aus dem Verlag, Berlin SW. 47 oder die Post (Postzeitungsl. No. 4241).

Probehefte überallhin gratis und franko.

Unsere Zeitschrift, die nunmehr im achten Jahrgang steht, hat sich durch ihre freimütige Haltung zahlreiche Freunde erworben, wie ihr auch andererseits allerlei Anfechtungen nicht erspart geblieben sind. Die Zuneigung unserer Freunde, wie die Antipathieen der Gegner rechnen wir uns zu gleicher Ehre an; wir werden uns beides ein Ansporn sein lassen, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten.

Dr. R. Wrede, Verlag, Berlin SW. 47, Möckernstr. 79.





SUCHARD'S
Chocolat Fondant

Die feinste und beliebteste aller Dessert-Chocoladen



Letzte Neuheit

aus der weltbekannten, 1826 gegründeten

Chocolatfabrik Ph. Suchard



SUCHARD'S
Chocolat Fondant

Ueberall käuflich.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reiff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Diesem Hefte ist ein Prospekt der Musikinstrumentenfabrik Ernst Heß in Klingenthal

Sec 10 A

Sechsundzwanzigster Jahrgang | März 1901 | Preis viertelj. 6 Mark



Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Sir Robert Hart (Peking): Die Boxer (1900) . . . 257
Hermine Villinger: Den Lüften preisgegeben . . . 268
Wirklicher Geheimer Rat und Unterstaatssekretär a. D. Justus v. Gruner: Rückblick auf mein Leben (Fortsetzung) . . . 278
Albrecht Weber: Aphorismen . . . 289
St. Petersburger Briefe vom Jahre 1806 . . . 300
Ilka Horovitz-Barnay: Bei Bernhard Baumeister . . . 315
Heinrich von Poschinger: Der geheime Agent und Bismarck. Zwei neue Bismarck-Briefe . . . 322
Prof. Dr. Moriz Benedikt (Wien): Schlagende Wetter. Eine dramaturgische Studie 326
G. Haberlandt: Ueber Regeneration im Pflanzenreich . . . 334
Oberstleutnant W. v. Bremen: Etwas über die Entwicklung des Geschützwesens in neuerer Zeit . . . 342
Professor G. M. Fiamingo: Der Vatikan in seinem Verhältnis zu Frankreich und Deutschland . . . 348
Naturwissenschaftliche Revue . . . 355
Berichte aus allen Wissenschaften.
Geschichte: Dr. Max Grunwald, Hamburg: Im Morgenrot des neunzehnten Jahrhunderts . . . 365
Litterarische Berichte . . . 374
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . 378



Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1901

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

Neu • Zeitgemäss • Eigenartig • Praktisch!

ZEITLEXIKON



Das Zeitlexikon registriert Monat für Monat erschöpfend, getreu und ohne Parteinahme alles, was auf den Gebieten der Politik und Volkswirtschaft, der Wissenschaften, der Litteratur und Kunst, des Theaters und der Musik, der Technik und Industrie, des Handels und des Verkehrs, der Landwirtschaft und des Gewerbes, des Militärwesens und der Marine u. s. w. u. s. w. an Bedeutendem und Wissenswertem in die Erscheinung tritt.

Das Zeitlexikon registriert alles, worüber man spricht, schreibt, streitet und was man auf dem unendlichen Plan des modernen Kulturlebens fördert und anstrebt.

Das Zeitlexikon registriert alles, was die Zeit bringt, in lexikalischer Anordnung, daher leicht und rasch auffindbar.

Das Zeitlexikon ist deshalb unentbehrlich für den Handwerker wie den Gelehrten, den Kleinkaufmann wie den Grossindustriellen, den Techniker wie den Künstler, den Journalisten wie den Schriftsteller, den Politiker, den Parlamentarier, den Finanzmann, den Landwirt wie den Bürger, Beamten, Studierenden.

Das Zeitlexikon ist ein Nachschlagewerk von unvergänglichem Wert, ein kulturgeschichtliches encyklopädisches Werk, wie es bisher noch nicht existierte.

Monatlich erscheint ein Heft im Umfang von 100 – 125 Seiten Lexikonformat.

Preis jedes Heftes 1 Mark.

Das Januarheft des „Zeit-Lexikon" ist durch jede Sortiments- oder Kolportage-Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten, auf Wunsch auch direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Abonnements nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Eine Bestellkarte liegt diesem Hefte zur gefälligen Benutzung bei.

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35

Die Nation

Wochenschrift für Politik Volkswirthschaft und Litteratur

Herausgegeben von

Dr. Th. Barth

Preis pro Quartal Mark 3.75

Die Nation hat während ihres 17jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „NATION“ als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Unentbehrlich

für jeden Gebildeten, der sich über die litterarische Bewegung des In- und Auslandes auf dem Laufenden halten will,

ist

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde.

Herausgeber: **Dr. Josef Ettlinger.**

Dritter Jahrgang.

Das litterarische Echo

ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Vierteljahrspreis

Im Inland M. 3.—; im Ausland M. 4.—

Probenummern

versendet auf Verlangen

kostenfrei

der Verlag

F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

DIE KRITIK.

Monatsschrift für öffentliches Leben.

(Neue Folge.)

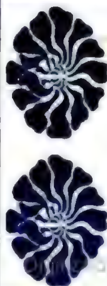
Herausgeber: **Dr. jur. Richard Wrede.**

Erscheint monatlich, einzelne Nummer 50 Pf., im Abonnement vierteljährlich 1.50 Mk. Bestellungen durch jede Buchhandlung oder direkt aus dem Verlag. Berlin SW. 47 oder die Post (Postzeitungsl. No. 4241).

Probehefte überallhin gratis und franko.

Unsere Zeitschrift, die nunmehr im achten Jahrgang steht, hat sich durch ihre freimütige Haltung zahlreiche Freunde erworben, wie ihr auch andererseits allerlei Anfechtungen nicht erspart geblieben sind. Die Zuneigung unserer Freunde, wie die Antipathieen der Gegner rechnen wir uns zu gleicher Ehre an; wir werden uns beides ein Ansporn sein lassen, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten.

Dr. R. Wrede, Verlag, Berlin SW. 47, Möckernstr. 79.



32 Goldene u. Silberne Medaillen

Gegründet 1826

Suchard's

neueste Spezialität

116 Chocolat- und Cacao-Fabriken

aus allen Ländern haben sich an der grossen Pariser Weltausstellung 1900 beteiligt. Aus diesem friedlichen Wettkampfe ist die Marke Suchard mit dem **„Grand Prix"**, *der höchsten Auszeichnung, hervorgegangen.*

Für die Güte der

Chocolats- u. Cacaos Suchard

dürfte nichts deutlicher sprechen, als diese neueste, öffentliche Anerkennung seitens einer internationalen, aus ersten Fachleuten bestehenden Jury. —

Chocolat

Fondant.

Die Lieblings-Chocolade
der bessern Kreise.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121 23.

Deutsche Revue

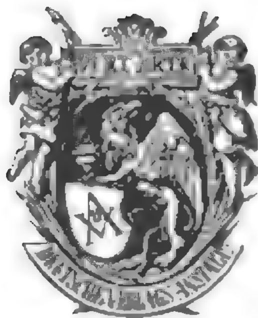
Eine Monatsschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Sechsundzwanzigster Jahrgang. Zweiter Band

April bis Juni 1901



Stuttgart und Leipzig 1901 Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVI

(April bis Juni 1901).

Seite

Heinrich v. Poschinger: Aus Bismarcks Frankfurter Gesandtenzeit. Drei unveröffentlichte Briefe des Fürsten 1
Franz Ferdinand Heitmüller: Die schöne Frau 15
Käthe Freiligrath-Kroeker: Ein Rhein-Idyll. Mitgeteilt aus dem Nachlaß meiner Mutter 27
Wirklicher Geheimer Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner:** Rückblick auf mein Leben. IV. V. VI. 41. 180. 333
Prof. Hermann Klaatsch, Heidelberg: Stammt der Mensch vom Affen ab? Eine naturwissenschaftliche Betrachtung auf Grund neuer Forschungen 51
Hauptmann **Hjalmar Johansen** (Christiania): Die Eisbärjagd . . . 62
Dr. Bruhns: Probleme der modernen Astronomie. I. II. III. 69. 194. 353
Prof. Dr. Fittica: Ueber die Alchemisten 74
General O. **Baratieri:** Afrika im zwanzigsten Jahrhundert 81
Anton Schlossar: Ottilie v. Goethe und ihre Kinder. Mit einem ungedruckten Gedichte Ottiliens v. Goethe 90
Staatsminister a. D. **G. Jansen:** Versailler Erinnerungen aus dem Kriegswinter 1870/71 98
Dr. Paul Curtius: Aus dem Leben Kurd v. Schlözers 129
Mite Kremnitz: Die Russin. Erzählung 140
Prof. Dr. Funck-Brentano (Paris): Der Hof Ludwigs XIV. 155
Wird die englische Armee umgeformt werden? Von einem früheren Kriegsminister 167
Geh. Oberschulrat Professor Dr. **H. Schiller** in Leipzig: Die mangelnde Herzensbildung in unsrer modernen Erziehung 174
Heinrich v. Poschinger: Fürst Bismarck und Viktor v. Scheffel . . . 202

Digitized by Google

Seite

Prof. Dr. P. Baumgarten in Tübingen: Ueber den Schutz vor Infektion 205
Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart: Bekenntnisse und Erlebnisse von Anastasius Grün. Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns an Albert Knapp. I. II. 222. 364
Die letzte Karawane des Malteserordens (1784) 232
Prof. Dr. R. Börnstein, Berlin: Aus der Physik des täglichen Lebens 239
Stenzel, Kapitän zur See a. D.: Abwehr 247
Johann v. Bloch: Die Lehren des Transvaalkriegs für Deutschland . . 257
F. v. Delft: Der Reiher 278
Heinrich v. Poschinger: Jugendbriefe Kaiser Wilhelms des Großen . . 286
Sir Robert Hart: Die Reform in China und die Mächte 301
Prof. Dr. A. Weichselbaum: Ueber die Heilbarkeit der Krankheiten und die Grenzen der ärztlichen Kunst 325
Sir Richard Temple: Die Beziehungen zwischen England und Deutschland 346

Berichte aus allen Wissenschaften.

Rechtswissenschaft.
Prof. Dr. Birkmeyer: Die konfessionelle Färbung der Justiz . 116
Philosophie.
Max Dessoir, Dr. phil. et med.: Ein Rätsellöser 119
Kunstgeschichte.
Prof. Aug. Rincklake, Architekt: Wer ist Rembrandt? . . . 248
Chemie.
Walther v. Sicherer: Die Bedeutung der chemischen Laboratoriumsarbeit für die Technik 250
Biographie.
Dr. Paolo Bellezza: Verdi 372

Kleine Revuen.

Litterarische Berichte 123. 253. 375
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 379

Digitized by Google

Aus Bismarcks Frankfurter Gesandtenzeit.

Drei unveröffentlichte Briefe des Fürsten.

Mitgeteilt von

Heinrich v. Poschinger.

Durch die Konvention von Olmütz wurden, ähnlich wie 14 Jahre später durch die Konvention von Gastein, die Risse nur verklebt; der Kampf um die Hegemonie in Deutschland wurde nur hinausgeschoben, es waren hier wie dort Provisorien geschaffen, die hüben und drüben nicht befriedigten. Und doch hätte Oesterreich mit dem, was es am 20. November 1850 und demnächst auf den Dresdener Konferenzen erreichte, zufrieden sein können. Seine Präponderanz in Frankfurt a. M. blieb unbestritten, und allenthalben in Deutschland zeigten sich die Weißröcke, in Rastatt, Ulm, Frankfurt a. M., Mainz, Cassel und selbst in den nordischen Herzogtümern. Doch dieses genügte alles dem Fürsten Schwarzenberg noch nicht. Die Axt mußte an die Wurzel des preußischen Einflusses in Deutschland gelegt werden, an den preußisch-deutschen Zollverein.

Der letztere war aus leicht erkennbaren Gründen dem Wiener Kabinett zu allen Zeiten unerfreulich gewesen. Indes so gerne man dort demselben eine Zolleinigung Deutschlands mit Oesterreich substituiert hätte, war man doch bei der zu Tage liegenden tiefen Verschiedenheit der beiderseitigen industriellen und Kulturzustände vor der sachlichen Schwierigkeit der Aufgabe bis 1848 stets zurückgeschreckt. Sobald aber Fürst Schwarzenberg ans Ruder gekommen war, hielt er die Zeit für gekommen, auch auf dem Felde der materiellen Interessen der Selbständigkeit des preußischen Einflusses ein Ende zu machen, die preußische Politik hier wie anderwärts dem von Oesterreich geleiteten Bundestage zu unterwerfen und den Grund zu dem ihm vorschwebenden großen Siebzig-Millionenreich zu legen. Das Wiener Kabinett war demnach schon im Dezember 1849 und dann im Mai 1850 mit dem Gedanken hervorgetreten, die Zollgesetzgebung und Zollpolitik für ganz Deutschland durch die Bundesgewalt in Gemeinschaft mit einem großen, durch sachverständige Kommissionen verstärkten Bundesrat zu

regeln. Auch auf den Dresdener Konferenzen wurde darüber verhandelt, jedoch ein praktisches Ergebnis so wenig wie über die sonstigen Reformfragen erzielt. Die Absicht aber blieb bestehen, und so wählte die Bundesversammlung gleich nach ihrer Neukonstituierung (10. Juli 1851) einen sogenannten handelspolitischen Ausschuß, welcher die formelle Aufgabe erhielt, die auf den Dresdener Konferenzen unerledigt gebliebenen Verhandlungen im Gebiete der Handelsgesetzgebung zu prüfen, thatsächlich aber das Instrument werden sollte, die Leitung des Zollvereins aus den Händen Preußens zu winden und zur Bundesangelegenheit zu machen. Die preußische Regierung war natürlich entschlossen, sich durch die österreichische Agitation auf ihrem Wege nicht beirren zu lassen. Der Bundesgesandte v. Bismarck, persönlich von derselben Ueberzeugung durchdrungen, bewirkte jedoch, daß Preußen, um jeden partikularistischen Schein zu vermeiden, dem ersten vorläufigen Antrage beitrat, eine Konferenz von Sachverständigen in Frankfurt stattfinden zu lassen. Deren Ergebnis war dann, wie es unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders sein konnte: es war eben gar nichts herausgekommen — als etwa eine Manifestation des bösen Willens Oesterreichs gegen den preußischen Zollverein.

Die in Dresden und dann in Frankfurt angekündigten Absichten, die deutsche Zollpolitik aus der Hand des Zollvereins in jene des Bundestags, d. h. des Wiener Kabinetts zu verlegen, hatten in Preußen die ernstesten Erwägungen hervorrufen müssen. Der Gedanke lag nahe, den bisher noch nicht zum Zollverein gehörigen Norden von Deutschland, vor allem Hannover für sich zu gewinnen, um für alle Fälle einen territorialen Zusammenhang für den Handelsverkehr zwischen den eignen zerstückelten Provinzen und damit einen Ersatz für den Süden zu erlangen, falls dieser wirklich auf Oesterreichs Betreiben aus dem Verein ausscheiden sollte. Das die Welt überraschende Ergebnis langer, im stillen fortgesetzter Bemühungen war der am 7. September 1851 erfolgte Abschluß eines Handelsvertrags mit Hannover, wodurch sich dasselbe verpflichtete, mit den dem Vertrage beitretenden Steuervereinsstaaten am 1. Januar 1854 in einen gemeinschaftlichen Zollverband mit Preußen und den alsdann mit Preußen zollvereinten Staaten zu treten. Um den Septembervertrag zur Ausführung zu bringen, kündigte Preußen im November 1851 die Ende 1853 ablaufenden Zollvereinsverträge und lud gleichzeitig sämtliche bisherige Zollvereinsstaaten auf den 12. April 1852 zu einer Konferenz nach Berlin ein, um auf Grundlage des Vertrags mit Hannover einen neuen Zollverein abzuschließen.

Die Kunde von diesem Vorgange rief bei den andern deutschen Mittelstaaten eine gewaltige Aufregung hervor. Sie fanden in Preußens Verfahren eine Rücksichtslosigkeit gegen ihre souveräne Würde und meinten, Preußen habe diesen Weg anstatt vorausgehender Verhandlung mit ihnen nur deshalb gewählt, um für ihre antipreußische Thätigkeit in der deutschen Einheitsfrage Vergeltung zu üben. Davon mochte freilich so viel begründet sein, daß Preußen nach den Erfahrungen von 1850 nicht gerade auf besonders freundliches Entgegenkommen von ihrer Seite rechnete. Das Wesentliche aber war nicht eine solche subjektive

Digitized by Google

Stimmung, sondern der sachlich sehr begründete Wunsch Preußens, bei der Notwendigkeit einer bedeutenden Tarifreform durch die Feststellung einer in der Hauptsache unabänderlichen Grundlage endlosen Spezialverhandlungen einen Riegel vorzuschieben. Indessen die Verstimmung der Mittelstaaten war vorhanden, und Oesterreich säumte nicht, davon für seine Zwecke nachdrücklich Gebrauch zu machen. Sein erster Gegenzug bestand darin, daß es auf Anfang Januar 1852 die Regierungen sämtlicher deutschen Bundesstaaten zu Unterhandlungen über einen Zoll- und Handelsvertrag nach Wien berief, gleichzeitig aber, als Preußen die Teilnahme ablehnte, neben diesen offenen Erörterungen eine geheime Verhandlung mit Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, beiden Hessen und Nassau führte. Sein Ziel war die vollständige Zolleinigung Gesamtösterreichs mit dem Deutschen Zollverein; der erste Schritt dazu sollte ein Oesterreich vor allen andern Nationen begünstigender Handelsvertrag sein, welcher für eine nahe Zukunft den Abschluß der großen Zolleinigung zugleich faktisch vorbereiten und vertragsmäßig stipulieren würde. Da die Ablehnung eines solchen Planes von Preußen vorauszusehen war, so schlug das Wiener Kabinett jenen sieben Staaten einen eventuellen Vertrag zu einem Zollverein mit Oesterreich ohne Preußen vor.

Die süddeutschen Staaten verständigten sich mit Oesterreich ohne Schwierigkeit über den Inhalt eines bedeutungsvollen Handelsvertrages und über die Wünschbarkeit der vollständigen Zolleinigung; bindende Versprechungen aber zu geben, hatten sie um so mehr Bedenken, als den meisten unter ihnen der eventuelle Wiener Vorschlag eines Zollvereins ohne Preußen schlechthin unthunlich erschien. Sie waren gut österreichisch solange und soweit sie eine preußische Hegemonie fürchteten, hatten aber keine Neigung, durch einen österreichischen Zollverein ohne Preußen lediglich den Herrn zu wechseln. Politisch erwünscht wäre ihnen eine Zolleinigung mit zwei Großmächten in derselben gewesen, um das im Deutschen Bundestage gewohnte Schaukelsystem dorthin zu übertragen; nur stand leider auf dem handelspolitischen Gebiete das materielle Interesse ihrer Bevölkerungen der Verwirklichung des politischen Traumbildes zu massiv im Wege, da die Einigung mit Oesterreich die schwersten ökonomischen Inkonveniенzen zeigte, die Fortdauer des preußischen Zollvereins aber ein Lebensbedürfnis für die deutschen Industriellen war. Preußen, sicher auf diesem festen Boden operierend, erklärte denn auch sogleich, daß von der Unterhandlung über einen österreichischen Handelsvertrag erst dann die Rede sein könne, wenn der Zollverein auf Grund des Septembervertrages neu konstituiert sei, während Oesterreich und die unterdes in Darmstadt koalierten sieben Staaten die Gleichzeitigkeit der beiden Unterhandlungen begehrten. An dieser Formfrage entzündete sich zunächst die diplomatische Aktion und neben ihr eine mit großer Lebhaftigkeit auflodernde populäre Agitation, für welche denn auch der preußische Bundestagsgesandte v. Bismarck eine hervorragende Thätigkeit entfaltete.

Wie sich versteht, bewegte sich diese durchaus in der von seiner Regierung eingeschlagenen Richtung, wirkte also unter den damaligen Verhältnissen günstig für die freihändlerischen Bestrebungen. Herr v. Bismarck trat mit lebhaftem

Digitized by Google

Interesse 1852 an die handelspolitische Aufgabe heran. Er ließ es sich angelegen sein, den Minister Manteuffel über alle auf dem Gebiete vorkommenden thatsächlichen Vorgänge, insbesondere über die in Süddeutschland herrschende Stimmung zu unterrichten, den gegen den Fortbestand des Zollvereins gerichteten Operationen Oesterreichs und der Koalitionsregierungen entgegenzutreten, und spornte gleichzeitig seine Regierung bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu einem entschiedenen Festhalten an der bisherigen Zollvereinspolitik an. —

Während der Zeit, in der Herr v. Bismarck den Grafen Arnim in außerordentlicher Mission in Wien vertrat (8. Juni bis 7. Juli 1852), besprach derselbe die Zollfrage zunächst mit dem Nachfolger des Fürsten Schwarzenberg, dem Grafen Buol. Bei dieser Gelegenheit erläuterte er den preußischen Standpunkt, die Bereitwilligkeit seiner Regierung, einen Handelsvertrag mit Oesterreich abzuschließen, sobald erst die Frage über die Fortdauer des Zollvereins entschieden sei; die Frage der großen Zollunion sei erst nach weiteren Vorstudien und Erfahrungen in Angriff zu nehmen. Herr v. Bismarck enthielt sich jedes direkten Vorschlags zu einem Modus der Ausgleichung. Ein solcher Vorschlag wurde vielmehr nur von dem hannoverschen Geschäftsträger v. Platen gemacht, von dem österreichischen Kabinett aber mit unverhehltem Mißtrauen aufgenommen und ohne weitere Folgen gelassen. Zu einem praktischen Ergebnis führten also diese Gespräche nicht, vielmehr nahmen die Verhandlungen zwischen Preußen und der Darmstädter Koalition im Fortgange des Sommers eine immer bedenklichere Wendung an.

Wie aus meinem Werke „Preußen im Bundestag" bekannt ist, ging Herrn v. Bismarck am 8. August 1852 aus einer sonst glaubwürdigen Quelle die Nachricht zu, daß vor drei Tagen bei den Regierungen der Darmstädter Koalition eine Note des österreichischen Kabinetts eingegangen sei, wonach dasselbe die Staaten von den ihrerseits in Wien übernommenen Verpflichtungen entband und ihnen unter der Erklärung, daß es daraus keine Ansprüche weiter herleiten wolle, überließ, lediglich so zu handeln, wie sie es in ihrem Interesse für das beste hielten. „Der Fürst Wittgenstein[1]) hat vorstehende Mitteilung an Sir A. Malet[2]) gemacht und hinzugefügt, er habe dem Grafen Thun sofort geschrieben: Vous nous auriez épargné beaucoup d'embarras, si vous aviez dit cela plus tôt". Den Ausdruck der Note bezeichnete Sir Alexander dahin: Oesterreich stelle den Staaten frei, „de ne point se considérer comme liés par les engagements pris à Vienne vis-à-vis de l'Autriche".

Die Nachricht war, wenn sie sich bestätigte, für Preußen von höchster Wichtigkeit, da sie auf die Darmstädter Koalition wie ein kalter Wasserstrahl gewirkt haben müßte. Es scheint, daß der Minister von Manteuffel Herrn v. Bismarck mittels einer chiffrierten Depesche um weitere, noch zuverlässigere Nachrichten über die bewußte österreichische Zirkulardepesche bat. Mit Bezug hierauf

[1]) Der badische Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

[2]) Malet, Sir Alexander, großbritannischer Gesandter am Bundestag.

Digitized by Google

schrieb Herr v. Bismarck am 10. August 1852 eigenhändig und privat an den Chef in Berlin:

„Ich habe bisher über den Gegenstand, welcher die gestrige chiffrierte Depesche betraf, etwas Weiteres nicht ermitteln können, als was mein vorgestriger Bericht enthält. Sir A. Malet, der allen Glauben verdient, hat mir heut die Erzählung wiederholt und hinzugefügt, daß der Fürst Wittgenstein ihm die Mitteilung in sehr präzisen und klaren Worten gemacht habe, nachdem er vorausgeschickt, daß die Sache für Nassau (pour nous) eine sehr ernsthafte Wendung nehme. Ich kann mir keinen Grund denken, weshalb der Prinz Wittgenstein dem englischen Gesandten, welchen er als eine neutrale und wohlwollende Persönlichkeit betrachtet, jene Mitteilung gemacht haben sollte, wenn sie unwahr wäre; namentlich würde er dann das Detail nicht hinzugefügt haben, daß er dem Grafen Thun geschrieben hätte: ‚Wenn Ihre Regierung uns das einige Wochen früher gesagt hätte, so würde sie uns viel Verdruß erspart haben.‘

Ich berührte heut im Gespräch mit Graf Thun das Vorhandensein der österreichischen Zirkularnote als bekannte Thatsache und sagte, man habe mir von Berlin darüber geschrieben. Er stellte aber entschieden in Abrede, daß ein Aktenstück derart existiere, und fand es unbegreiflich, wie seine Regierung zu einer solchen Demarche hätte kommen sollen. Sir A. Malet zeigte mir heut einen Bericht von Sir Ralph Milbanke in München, der sub volante zur Beförderung nach London an ihn gelangt war. Derselbe enthält mehrere Nachrichten, die, wie Malet selbst bemerklich machte, die Angabe des Prinzen Wittgenstein nicht unterstützten. Der österreichische Gesandte sei zwar offenbar unbefriedigt von der Lage der Zollangelegenheit aus Wien zurückgekehrt, habe aber das Münchener Kabinett ermahnt, alle Kraft einzusetzen, um den Uebergriffen (encroachments) der preußischen Politik entgegenzutreten, selbst auf die Gefahr hin, daß Bayern ganz allein in diesem Bestreben übrig bleibe. Pfordten[1]) setze seine ganze Hoffnung darauf, daß man in Stuttgart noch einen einheitlichen Beschluß der Koalitionsregierungen zu stande bringen werde, und daß in dem Falle die Nachgiebigkeit Preußens unzweifelhaft sei; wenigstens spreche er sich gegen die Vertreter andrer Staaten in dem Sinne aus, wie Sir Ralph schreibt, daß es einen letzten, aber sicher erfolgreichen Anlauf gelte. Ich weiß nicht, und Sir Alexander wußte es auch nicht, wie er den Inhalt dieses Münchener Berichts mit dem der Indiskretionen des Prinzen Wittgenstein kombinieren solle; er hielt es für wahrscheinlich, daß der nassauische Minister, weil er selten fremde Diplomaten sähe, mehr das Bedürfnis der Mitteilung habe als der bayrische, und daß letzterer geschickter schweige, es mit der österreichischen Zirkularnote aber seine Richtigkeit habe. Sobald ich Näheres erfahre, schreibe ich sofort.“

Zwischen dem 10. und 14. August 1852 fanden in Stuttgart Beratungen der Minister von Bayern, Sachsen, Württemberg, der beiden Hessen und Nassau

---

[1]) Pfordten, Dr. Frhr. v., bayrischer Minister des Königlichen Hauses und des Aeußern.

statt, um sich über die in Berlin bei der Wiedereröffnung der dortigen Zollkonferenz abzugebenden Erklärungen zu einigen.[1])

Mit Bezug auf diesen Vorgang begann Herr v. Bismarck in Frankfurt a. M. am 17. August das nachstehende, 15 Seiten füllende Privatschreiben an den Minister Manteuffel:

Euer Excellenz

werden schon durch Herrn v. Savigny[2]) diejenigen Nachrichten erhalten haben, welche ich über den Verlauf der Stuttgarter Konferenz mitteilen könnte, nachdem ich gestern zur Information in dieser Angelegenheit einen Ausflug nach Baden gemacht habe. Es ist eine eigentümliche Wendung, daß der König von Württemberg augenblicklich unser zuverlässigster Verbündeter zu sein scheint.[3]) Sein Privatsekretär hatte sich in Baden gegen einen englischen Bekannten von mir dahin geäußert, daß der Gedanke, „in einem bayrischen Orchester die zweite Violine zu spielen", dem König ganz besonders widerwärtig sei und gegenwärtig im Vordergrund stehe. Die endliche Erklärung dieses Herrn über das, was seine Minister oder doch Herr v. Neurath[4]) in Stuttgart verabredet haben, hatte Herr v. Linden,[5]) der sich zu diesem Behuf nach Badenweiler begeben, noch nicht gebracht. So viel scheint aber unzweifelhaft, daß, wenn auch die Zustimmung von Baden und Württemberg zu einer für uns noch immer unannehmbaren gemeinsamen Erklärung der Koalition gewonnen werden sollte, diese Einstimmigkeit ein schnelles Ende nehmen werde, sobald der von Pfordten prophezeite Erfolg, die Nachgiebigkeit Preußens, nicht eintritt. Sogar Herr v. Beust,[6]) der die Unterredung mit mir mehrfach suchte und auf das Zollthema brachte, war sehr weich und versöhnlich in seinen Aeußerungen und bat dringend um irgend eine entgegenkommende Demarche von Preußen, welche den Koalitionsstaaten das Nachgeben mit Ehren ermöglichte. Die Rückzugslinie auf die österreichische Garantie scheint ganz aufgegeben zu sein, und man ist in betreff der Zwangsmittel uns gegenüber darauf reduziert, mit seiner Fügsamkeit etwas länger zu zögern, ausbleiben kann sie nicht. Um so mehr möchte ich mir erlauben, darauf zurückzukommen, daß wir die Situation mit Entschlossenheit ausbeuten, um bei den bisher feindseligen deutschen Regierungen einen Minister- und Systemwechsel zu erzwingen, indem wir nur unter derartigen Bedingungen uns mit ihnen einlassen. Die Reaktion zu unsern Gunsten würde meiner Ueberzeugung nach gründlich und

[1]) Die dort gefaßten Beschlüsse findet man in „W. Weber, Der Deutsche Zollverein, Geschichte, seine Entstehung und Entwicklung." 2. Aufl. Leipzig 1871. S. 318.

[2]) Savigny, Frhr. v., Wirklicher Legationsrat, preußischer Gesandter in Karlsruhe.

[3]) Zwischen Preußen und Württemberg bestand augenblicklich noch ein aus dem Jahre 1849 herrührender diplomatischer Bruch. Der König schien auch (nach Weber a. a. O. S. 317) geneigt, im Widerspruch mit den Ansichten seines Ministeriums die bisherige Stellung zu verlassen und der preußischen Regierung näherzutreten.

[4]) Neurath, Frhr. v., württembergischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

[5]) Linden, Frhr. v., Staatsrat, württembergischer Gesandter in Wien.

[6]) Frhr. v. Beust, sächsischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

umfassend sein, wenn wir es durchsetzten, die Persönlichkeiten oder auch nur einige derselben, die die Träger des bisherigen Systems gewesen sind, zu stürzen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß es in unsrer Macht liegt, wenn wir unerschütterlich bleiben.

Ich habe neulich die mir vom englischen Gesandten mitgeteilte Nachricht gegeben, daß Oesterreich seine Verbündeten ihrer Verpflichtung entlassen habe.[1]) Da sie sich von keiner Seite her bestätigt, so muß ich annehmen, daß Sir Alexander Malet, der noch heut bei der Angabe beharrt, den Prinzen Wittgenstein nicht verstanden, und dieser ihm nur gesagt hat, Oesterreich habe gedroht oder erklärt, es halte sich an die von der Kaiserlichen Regierung übernommenen Verpflichtungen nicht mehr gebunden, nachdem die Koalitionsregierungen, oder doch einige derselben, den ihrigen nicht nachgekommen seien. Dies soll, wie ich in Baden hörte, der Inhalt einer am 29. Juli von Wien ausgegangenen Zirkularnote sein.

Lord Augustus Loftus[2]) hat mir gesagt, er sei in Baden Zeuge gewesen, daß der Prinz Emil von Hessen „unwürdige und bedenkliche Intriguen" zu Gunsten des Prinzen Präsidenten bei dessen Anwesenheit gespielt habe. Gewiß ist wohl, daß der auffallende Schritt der Sendung des Herrn v. Dalwigk[3]) mit dem hessischen Orden allein vom Prinzen Emil durchgesetzt worden ist. Da nun dieser Fürst gleichzeitig der Leiter und Anstifter derjenigen Politik ist, welche sein persönlicher Freund Prinz Wittgenstein in Nassau und Herr von Dalwigk in Darmstadt uns gegenüber treiben, so scheint es, daß die heutige Rheinbundspolitik zwar den Antagonismus gegen Preußen bedingt, aber die Freundschaft mit Oesterreich nicht ausschließt.

18. August.

Gestern abend ist es mir nach mehreren vergeblichen Bemühungen gelungen, Herrn v. Tallenay[4]) aufzufinden, der seit mehreren Wochen von seiner Neigung zu einer nicht mehr jungen, niemals hübschen und dabei langweiligen Frankfurterin im Gebirge umhergezogen wurde. Er bestätigte mir die Mitteilung von Sir A. Malet in Bezug auf die österreichische Zirkularnote vollständig und gleichlautend, ohne daß ich ihm vorher sagte, daß und in welcher Weise ich davon schon gehört hätte. Auf meine Bemerkung, daß mir die Existenz einer solchen Note kaum wahrscheinlich sei, indem sie, einmal zur Kenntnis aller Koalitionsregierungen gelangt, nicht geheim geblieben sein würde, erwiderte er, der Inhalt der Zirkularnote sei den Beteiligten so unangenehm, daß die Geheimhaltung dadurch erklärlich werde; Oesterreich habe direkt oder indirekt erklärt, daß es für eine nähere Verbindung mit den Koalitionsstaaten ohne Preußen Opfer zu bringen nicht geneigt sei, nachdem der Beitritt Preußens zur Zollunion unwahrscheinlich geworden sei. Die Verlegenheit, in welche die Koalitionsstaaten auf diese Weise

---

[1]) cf. oben S. 4.
[2]) Loftus, Lord Augustus, Sekretär der englischen Gesandtschaft in Berlin.
[3]) Dalwigk, Frhr. v., großherzoglich hessischer Ministerpräsident.
[4]) Tallenay, Marquis de, französischer Gesandter am Bundestag.

Digitized by Google

gesetzt seien, habe die erfolglosen Sendungen der Herren v. Beust und v. Dungern[1]) (Nassau) und v. Bingeleben[2]) (Darmstadt) nach Wien veranlaßt. Diese Herren hätten sich vergeblich bemüht, andre Erklärungen als die gegebenen in Wien zu erhalten, da diese ihnen keine andre Wahl ließen, als sich unter den besten jetzt noch erreichbaren Bedingungen an Preußen zu ergeben. Ich fragte Herrn v. Tallenay ausdrücklich, ob nicht der Inhalt einer andern österreichischen Zirkularnote, in welcher Oesterreich mit Entziehung seiner Unterstützung nur drohe, zu Gerüchten von der Existenz einer weitergehenden Erklärung Anlaß gegeben habe; er entgegnete mir, daß seines Wissens in den letzten Wochen nur eine derartige Note von Wien ausgegangen sei, daß diese aber den Koalitionsstaaten ausdrücklich freistellte, „de ne plus se considérer comme liés“, worunter natürlich nichts andres zu verstehen sei, als daß Oesterreich sich selbst nicht als liée betrachten wolle.

Danach muß also die Thatsache wenigstens richtig sein, daß dem englischen und dem französischen Gesandten die fragliche Nachricht gleichlautend mitgeteilt worden ist; der erstere hat sie, wie gesagt, von dem nassauischen Minister, und Herr v. Tallenay steht sowohl mit dem Prinzen Wittgenstein als mit dem Prinzen Emil von Hessen in zu lebhaften persönlichen Beziehungen, als daß er auf diesem Felde nicht gut unterrichtet sein sollte. Er sprach auch mit mir von der Verwarnung der „Kreuzzeitung“ und äußerte die meines Erachtens begründete Befürchtung, daß die Schritte des Herrn v. Varennes[3]) und deren Resultat, die den beabsichtigten entgegengesetzten Folgen haben und die öffentliche Meinung in Preußen mehr gegen Frankreich reizen würden, als es die Artikel der Zeitung vermocht hätten. Er hielt es für wahrscheinlicher, daß Herr v. Varennes diese Sache auf eignen Kopf „pour montrer du zèle“ gethan habe, als daß er ausdrücklich dazu angewiesen sei. Ich lasse dahingestellt sein, ob Herr v. Tallenay dies sagte, weil er es glaubte, oder weil er in mir einen Parteimann der „Kreuzzeitung“ sieht.

Der Fürst Wittgenstein ist am Sonntagabend in Wiesbaden wieder eingetroffen, nachdem er in Wildbad seinen Herzog auf der Rückreise von Stuttgart besucht hat. Vollpracht[4]) soll bei seiner Abreise nach Berlin die sonderbare Aeußerung gethan haben, sie, die Kommissarien, blieben bis zum Dezember in Berlin, dann ginge es nach Wien. Mein Gewährsmann schließt daraus, daß man an Provisorien und Zeitgewinn denke. Der Prinz Emil ist mit dem Fürsten Wittgenstein in Wiesbaden.

Von Graf Platen[5]) in Wien hatte ich vor vierzehn Tagen ein neues Schreiben erhalten, worin er verschiedene politische Fragen und Vorschläge that. Ich ant-

---

[1]) Dungern, Frhr. v., nassauischer Geh. Rat und Handelsminister a. D., Bundestagsgesandter für Braunschweig und Nassau.

[2]) Bingeleben, v., Legationssekretär bei der hessischen Gesandtschaft in Berlin.

[3]) Varennes, Baron de, französischer Gesandter in Berlin.

[4]) Graf Vollpracht, Präsident der nassauischen Ministerialabteilung.

[5]) Dem oben S. 4 erwähnten hannoverschen Geschäftsträger.

Digitized by Google

wortete ihm, daß ich, nach manchen verdrießlichen Erfahrungen, es mir zur Regel gemacht hätte, auswärtigen Diplomaten gegenüber, auch dann, wenn sie meine alten Freunde wären, über Politik nicht anders als amtlich zu schreiben, daß ich daher die vertrauliche Besprechung der von ihm angeregten Frage ablehnen müsse. Nun schreibt er mir, daß er schon längst vermutet habe, daß mir entstellende Mitteilungen über die Art, wie er seine Beziehungen zu mir dargestellt habe, zugegangen seien; mein Brief bestätige ihn darin. Zum Beweise, daß er höchstens die unschuldige Ursache sein könne, wenn die von mir gemachten verdrießlichen Erfahrungen durch ihn veranlaßt wären, schickt er mir „Auszüge aus seinen sämtlichen meine Mission betreffenden Berichten".[1]) Es liegt ihm an meiner guten Meinung zu viel, um nicht diesen Schritt zu thun, den er einem andern gegenüber gewiß nicht gethan haben würde, und er erwarte von mir, daß ich nach gemachtem Gebrauch das Dokument vernichten werde. Ich erlaube mir, Euer Excellenz gehorsamst zu bitten, die anliegende Abschrift nicht weiter zu benutzen, als um sich wiederholt zu überzeugen, daß Klenze[2]) kein Zutrauen verdient und zum Behuf der Intrigue die Unwahrheit sagt,[3]) während Platen zwar auch übertreibt, aber nur im eignen Interesse, um seine Resultate und Geschicklichkeiten glänzen zu lassen und sein getrübtes Verhältnis mit Herrn v. Schele[4]) zu retablieren. Außerdem muß ich zu Platens Entschuldigung anführen, daß ich mich ihm gegenüber als persönlich zur Verständigung geneigt gab, teils um durch ihn zu erfahren, wie weit die ihm sehr befreundeten Vertreter der Darmstädter wohl gehen möchten, teils um dahin zu wirken, daß er in seinen Berichten an Schele, der ein Arrangement verlangte und mir im Fall der Hartnäckigkeit mit Abfall drohte, uns als den billiger denkenden Teil schildere und die Hindernisse der Verständigung mehr als in der Hartnäckigkeit Oesterreichs und in der gereizten öffentlichen Meinung bei uns, nicht aber im Mangel an versöhnlicher Gesinnung des Kabinetts finde. Ein Zweck, der meines Erachtens vollständig erreicht worden ist.

Zirndorfer[5]) kommt soeben von Baden und Straßburg zurück. Er behauptet, die Napoleonfeier an letzterem Orte sei sehr matt gewesen, die angekündigte Illumination schwach und sporadisch, und die Artillerie habe mit dem Rufe „Vive la république!" die spärlichen „Vive Napoléon!" andrer Truppen überschrieen.

---

[1]) Dieselben bildeten eine Anlage des Bismarck-Briefes und werden am Schluß desselben mitgeteilt.

[2]) v. Klenze war hannoverscher General-Steuerdirektor.

[3]) Der hannoversche General-Steuerdirektor v. Klenze hatte gegen Bismarck intriguiert, indem er verbreitete, Bismarck habe sich in Frankfurt a. M. als Manteuffels Nachfolger ausgespielt. Die Intrigue saß auch bei dem Minister Manteuffel, und Bismarck hatte Mühe, seinen Chef davon zu überzeugen, daß er weit davon entfernt sei, auf seine dornenvolle Stellung hinzusteuern. Das Nähere über diese Intrigue findet man in „Preußen am Bundestag" Bd. IV, S. 99 f. und „Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen" Bd. I, S. 86 f.

[4]) Schele, Frhr. v., hannoverscher Bundestagsgesandter, demnächst hannoverscher Minister des Königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten.

[5]) Ein preußischer Preßagent.

Digitized by Google

Euer Excellenz kennen den Grad von Glaubwürdigkeit, der dem Gewährsmann beizulegen ist, aber ich habe doch nicht unterlassen wollen, es zu melden.

Heut finden militärischer Gottesdienst und Diner zur Feier des Kaiserlich österreichischen Geburtstages hier statt, aber kein diplomatisches Diner, da Graf Thun[1]) abwesend ist. Spaßhaft ist, daß gerade heut in Bremerhaven „Deutschland“ (eine baufällige alte Korvette) meistbietend verkauft wird. Am 15. ist auch endlich vom Bundespalais die Stange mit der verwitterten schwarz-rot-goldenen Fahne abgenommen worden, nachdem Graf Thun am 14. abgereist war. Der Frankfurter (unleserlich) fand es ominös, daß gleichzeitig auf dem Hause des französischen Gesandten le drapeau tricolore aufgehißt wurde, während die „Deutsche“ verschwand.

Gerüchtweise höre ich, daß der Prinz Johann von Sachsen K. H. nach dem Oberrhein geht, um womöglich eine Verbindung zwischen der Prinzessin Anna von Sachsen, seiner Tochter, und dem Prinzregenten von Baden einzuleiten, wodurch letzterer mit dem künftigen Gemahl der Prinzessin Sidonie verschwägert werden würde. Aus mehr als einem Grunde beklage ich, daß unsre Prinzessin Anna[2]) nicht dem Regenten zu teil geworden ist.[3])

Der Prinz von Preußen[4]) K. H. kommt heut abend spät hier an, sieht morgen früh die Truppen und geht um elf zu gleichem Zweck nach Mainz, um morgen abend noch in Coblenz zu sein. Er hat also nicht Zeit, hier einer Taufe beizuwohnen,[5]) und ich habe dieselbe unbestimmt verschoben. Die Frau Prinzessin bleibt noch bis Mitte nächster Woche in Baden. Graf Robert Goltz[6]) und Albert Pourtales[7]) haben sich kürzlich einige Zeit an letzterem Orte aufgehalten und sind viel bei den hohen Herrschaften gewesen. Herr Minister v. Westphalen[8]) ging gestern früh über Baden nach Hohenzollern hier ab und sagte, daß Briefe bis zum 21. c. ihn in Sigmaringen treffen würden, später ankommende aber nach Berlin zu dirigieren seien.

Der Agent des Grafen Hohenthal bietet mir wiederholt das Palais der Gräfin Bergen zu Kauf oder Miete an; ich habe aber meine jetzige Wohnung noch bis zum Herbst 1853, sonst wäre jene bei weitem vorzuziehen. Außerdem wird mir durch einen vertrauten Agenten des Hofes von Cassel die Villa

---

1) Thun-Hohenstein, Graf v., österreichischer Bundestags- und Präsidialgesandter, demnächst Gesandter in Berlin.

2) Prinzessin Marie Anna, die Tochter des Prinzen Karl, vermählte sich am 26. Mai 1853 mit Friedrich Landgraf von Hessen.

3) Der Regent, der jetzige Großherzog von Baden, vermählte sich am 26. September 1856 mit der Prinzessin Luise von Preußen.

4) Der spätere König Wilhelm I.

5) Der Prinz hatte die Patenstelle bei dem zweiten Sohne des Herrn v. Bismarck, dem jetzigen Oberpräsidenten in Königsberg Grafen Wilhelm v. Bismarck angenommen.

6) Goltz, Robert Heinrich Ludwig, Graf von, bis 1851 Protokollführer der Bundeszentralkommission in Frankfurt, später preußischer Gesandter in Paris.

7) Pourtales, Albert, Graf von, preußischer Diplomat.

8) Westphalen, v., preußischer Minister des Innern.

Digitized by Google

Sr. H. des Kurfürsten hier am Main, auch ein vorzügliches Etablissement mit großen Gartenflächen, mit dem Bemerken angeboten, daß sich an das Geschäft wichtige politische Folgen knüpfen ließen, wenn die K. Regierung circa 10000 Reichsthaler mehr oder weniger nicht ansehen und einen diskreten und „gegen Damen artigen" Mann mit dem Geschäft beauftragen wollte. Ich erwarte den Mann, der in der That am dortigen Hofe einen wichtigen Hintertreppeneinfluß hat, und der mir diese Mitteilung mündlich durch dritte Hand hat zukommen lassen, nächstens hier und werde über ihn und seine Projekte dann weiter berichten. Ich höre, daß in der früheren Eisenbahnfrage in Hessen 10000 Reichsthaler, welche die Direktion einer Compagnie in den angedeuteten Kanal hat fließen lassen, einen entschiedenen Einfluß geübt haben.

In treuester Anhänglichkeit

Euer Excellenz gehorsamster

v. Bismarck.

Nachstehend lasse ich die gleichfalls von Bismarcks Hand gefertigten und mit Randbemerkungen desselben versehenen Auszüge aus der Korrespondenz des Grafen Platen hier folgen, welche eine Anlage seines Briefes bildeten.

Rapport au Roi, en date du 13 Juin.

— bien que le Comte Arnim[1]) dise, de ne faire qu'une absence de six semaines, je suis disposé à croire qu'il ne reviendra pas ici, et qu'il est question de le remplacer. Si Mr. de Bismarck ambitionnait ce poste, je crois qu'on le lui accorderait, mais il paraît, qu'il ne lui convient guère.

Randbemerkung Bismarcks: Dies wird der Passus sein, welcher Herrn Klenze den Stoff zu den Insinuationen geliefert hat, die er Euer Excellenz hat machen wollen.

Rapport au Roi, en date du 16 Juin.

— Mr. de Bismarck est très peu satisfait de son séjour ici, et je crains qu'il n'accepte point ce poste, en cas qu'on le lui offre. Il serait cependant fort à désirer, qu'il occupât un des grands postes à l'étranger, vu qu'il a de grandes chances d'être nommé un jour ministre des affaires étrangères, d'autant plus que Mr. de Manteuffel est, dit-on, dégoûté des affaires, et désire vivement se retirer.

Aus seinen Berichten an Herrn v. Schele giebt er mir umstehende Bruchstücke mit der Bitte, sie nach gemachtem Gebrauch zu vernichten:

---

[1]) Arnim, Graf v., preußischer Gesandter in Wien, welchen Bismarck daselbst während seiner Erkrankung vom 8. Juni bis 8. Juli zu vertreten hatte.

Digitized by Google

Bericht an den Freiherrn v. Schele vom 1. Juli.

Euer Excellenz verfehle ich nicht, gehorsamst zu berichten, daß Herr v. Bismarck die Weisung erhalten hat, wie bei der inmittelst preußischerseits in den Zollkonferenzen abzugebenden neuen Erklärung er sich jeder bindenden Erklärung in Bezug auf eine andre Fassung der im Handelsvertrage bezüglichen Artikel zu enthalten und etwaige desfalsige Anträge lediglich ad referendum zu nehmen habe. Diese Anheimgabe wird indessen Herrn v. Bismarck nicht abhalten, durch weitere Besprechungen eine Verständigung anzubahnen.

Sowohl die Wünsche des Kaiserlichen Kabinetts in betreff einer kürzeren Dauer des Zollvereins und des Zusammentritts von Kommissarien behufs der Wiederaufnahme der Zollvereinigungsfrage, als auch die geäußerten Bedenken wegen der zu leistenden Garantien habe ich zur Kenntnis des Herrn v. Bismarck gebracht und mit ihm besprochen. Gegen Zollkonferenzen vor dem Ablauf des erneuerten Zollvereins behufs Entscheidung der Zolleinigungsfrage hatte Herr v. Bismarck nichts einzuwenden. Desto mehr Widerstand fand ich aber in Bezug auf die gewünschte Abkürzung der zwölfjährigen Erneuerung des Zollvereins auf sechs Jahre. Er sah in diesem Vorschlage Oesterreichs die Absicht, sich ein neues Compelle zur Handelseinigung zu verschaffen.

Randbemerkung Bismarcks: Non mi ricordo!

Bericht an den Freiherrn v. Schele vom 3. Juli.

Unter Bezugnahme auf meinen Bericht vom 1. c. beehre ich mich, Euer Excellenz anzuzeigen, daß ich einen Vermittlungsvorschlag redigiert und selbigen sowohl dem Grafen Buol[1]) als auch Herrn v. Bismarck übergeben habe. Derselbe lautet folgendermaßen: [Folgt der Vorschlag].

Randbemerkung Bismarcks: übertrieben, cf. B.

Herr v. Bismarck hat im wesentlichen diesem Vorschlage seiner *persönlichen Anschauung* nach beigepflichtet, dabei aber bemerkt, daß er durch neuere Instruktionen gehalten sei, in keiner Weise für seine Regierung bindende Erklärungen abzugeben, sondern alle Anträge lediglich ad referendum zu nehmen. Er fügte hinzu, daß er im Falle der Annahme dieses Vorschlags seitens der Kaiserlichen Regierung sich sofort nach Berlin begeben und denselben durchzufechten sich bemühen werde. Dem Grafen Buol habe

Randbemerkung Bismarcks: fiel mir nicht ein!

---

[1]) Buol-Schauenstein, Graf v., österreichischer Minister des Aeußern und des Kaiserlichen Hauses.

Digitized by Google

ich den Vorschlag mit der Bemerkung übergeben, daß derselbe von mir persönlich ausgehe ohne irgend ein Zuthun meiner Regierung und daß die Annahme desselben seitens des Berliner Kabinetts nicht unwahrscheinlich sei. Graf Buol versprach mir, mit Herrn v. Bismarck über den Vorschlag Rücksprache zu nehmen.

Bericht an den Freiherrn v. Schele vom 6. Juli.

Euer Excellenz habe ich die Ehre mitzuteilen, daß ich mich zu meinem Bedauern in meiner Hoffnung, einen Anknüpfungspunkt zu direkten Verhandlungen durch meinen Vermittlungsvorschlag herbeigeführt zu haben, völlig getäuscht habe. Obgleich Graf Buol mir versprochen, mit Herrn v. Bismarck in Bezug auf den Vorschlag zu sprechen, ist unter ihnen von demselben nicht die Rede gewesen. Herr v. Bismarck reist heute abend von hier nach Frankfurt ab.

Bericht an den Freiherrn v. Schele vom 9. Juli.

Randbemerkung Bismarcks: vorlegen, ja; befürworten, nein. — Ich habe niemals irgend welche Anträge von seiten Preußens in Aussicht gestellt, selbst nicht zum Schein.

... Da Herr v. Bismarck nicht abgeneigt ist, meinen Vermittlungsvorschlag dem Berliner Kabinett vorzulegen und zu befürworten, falls er die Ueberzeugung gewonnen habe, daß österreichischerseits etwaige auf diesem Vorschlage basierte Anträge nicht zurückgewiesen würden, so habe ich bei dem Grafen Buol angefragt, ob seiner Ansicht nach auf Grund derartiger Anträge von seiten Preußens eine Verständigung zu hoffen stehe. Graf Buol antwortete mir, wie er dies allerdings für möglich halte. Ich habe hiervon Herrn v. Bismarck in Kenntnis gesetzt.

Bei Wiedereröffnung der Berliner Zollkonferenz am 21. August übergaben die Bevollmächtigten von Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, beiden Hessen und Nassau die in Stuttgart vereinbarte, von ihnen gemeinsam unterzeichnete Antwort auf die preußische Aufforderung vom 20. Juli. Obwohl diese Erklärung ruhig und objektiv gefaßt war, trug dieselbe doch nicht bei, die Stellungnahme der preußischen Regierung zu ändern. Vielmehr erklärte eine preußische Zirkulardepesche vom 30. August 1852 wiederholt, bei der Forderung stehen zu bleiben, daß erst der Zollvereins-Erneuerungsvertrag abgeschlossen werden müsse, ehe zu Verhandlungen über den Zoll- und Handelsvertrag mit Oesterreich geschritten werden könne.

Hierüber wurde eine völlig bestimmte und unumwundene Erklärung der Darmstädter Verbündeten verlangt; nur im Falle einer völlig genügenden bejahenden Antwort würden weitere Verhandlungen stattfinden können. Zur Be-

Digitized by Google

ratung der hierauf zu gebenden Antwort wurde von den Darmstädter Verbündeten abermals eine Konferenz anberaumt und diese in München vom 17. bis 19. September abgehalten.

Hierauf bezieht sich das nachstehende dritte eigenhändige Privatschreiben des Herrn v. Bismarck an den Minister Manteuffel, d. d. Frankfurt am Main, den 22. September 1852:

„Euer Excellenz chiffrierte Depesche habe ich gestern erhalten. Das Resultat meiner bisherigen Forschungen ist, daß in München noch keine feste Verabredung getroffen ist. Man war von Hause aus mit der Absicht zusammengekommen, in München so lange zu bleiben, bis man wisse, was wir auf die am 20. c. abzugebende Erklärung der Koalition thun würden. Diese Erklärung der Koalition soll aber, nach Eingang der Berliner Nachrichten vom 17. in München, ins Stocken geraten und noch keine Einigung darüber erfolgt sein. Fürst Wittgenstein, der gestern in Wiesbaden zurückerwartet wurde, ist daher noch nicht gekommen, und man weiß dort selbst noch nichts. Der Herzog erfährt überhaupt von der Sache nichts, er lebt jetzt nur auf der Jagd, mit zwei Adjutanten und einem Bereiter. Die ersteren sind die Herren v. Bose und v. Zimicki, letzterer früher in der Dresdener Garde, jetzt verlobt mit der Schwester des ersteren. Dieser Schwester liegt Seine Hoheit zu Füßen, wie früher der älteren, jetzt an unsern Konsul Moritz Bethmann verheirateten. Klindworth[1]) hat für Demarchen in unserm Sinne ein günstiges Ohr bei dem Hofmarschall Grafen Uxkull in Wiesbaden gefunden, unter der Bedingung, daß er dessen in Württemberg dienenden Bruder, der irgend etwas vergangen hat, schützt. Klindworth ist sehr verschuldet; man hat ihm von Oesterreich angeboten, seine Schulden zu zahlen und ein Jahrgehalt, er hat es für jetzt abgelehnt. Unterrichtet ist er gut und hat mir eine preußische mildernde Note mitgeteilt, die ich bisher nicht kannte. Soll man ihm nicht Geld bieten, um ihn thätiger zu machen? Aber mindestens so viel, wie Oesterreich bietet. Ich glaube sicher zu sein, daß bis heut bestimmte, unsre Erklärung vom 17. schon berücksichtigende Beschlüsse der Koalition noch nicht zu stande gekommen sind, und die vorher projektiert gewesenen werden reponiert werden. Von Darmstadt erwarte ich noch Nachricht. Die Engländer und Franzosen hier wissen auch noch nichts. Ich werde die Ermittlungen fortsetzen und das Resultat, wenn es geeignet ist, telegraphieren.

P. S. Klindworth meint, Württemberg werde sich bei den ferneren Schritten der Koalition nur zuhörend verhalten."

Eine Folge dieses Briefes war, daß der Minister Manteuffel sich die Dienste des Staatsrats Klindworth sicherte, ein Vorzug, den derselbe nicht zu bereuen gehabt hat; denn Klindworth leistete fortab Preußen vielfache und wertvolle Dienste in der Beilegung des diplomatischen Konfliktes zwischen Preußen und Württemberg, in der Zollvereinskrisis, in kirchenpolitischen Fragen und während der orientalischen Verwicklungen.

---

[1]) Klindworth, württembergischer Staatsrat, ein viel vermögender politischer Agent.

Digitized by Google

Nur wenige Tage nach Abfassung des zuletzt erwähnten Bismarck-Briefes erklärte die preußische Regierung in einer Zirkulardepesche vom 27. September, daß sie die Berliner Zollkonferenz als abgebrochen betrachte und künftig nur noch mit den einzelnen Regierungen verhandeln wolle. Damit war die Höhe der Krisis erreicht. Bald nachher, wie so häufig in ähnlichen Fällen, machte sich das Bedürfnis des Einlenkens auf allen Seiten fühlbar, und es kam im Februar 1853 ein Vertrag zwischen Oesterreich und Preußen zu stande, der als eine Art Kompromiß der bisher entgegenstehenden Standpunkte bezeichnet werden kann, indem er dem Wiener Hofe zwar nicht den Abschluß der großen Zollunion, aber doch die Eröffnung von Verhandlungen darüber im Jahre 1859 zusagte und die Richtung darauf durch mehrere, sogleich in Wirksamkeit tretende Bestimmungen bethätigte. Wenige Wochen darauf war auch die Rekonstruktion des Zollvereins auf der Basis des Septembervertrages eine vollendete Thatsache.



Die schöne Frau.

Capriccio von

Franz Ferdinand Heitmüller.

Frau Gabriele wurde schon ungeduldig. Sie warf den gelben Romanband weg und klingelte. Als die Zofe eintrat, sagte sie mit einer müden, etwas fettigen Stimme:

„Ist die neue Friseuse noch nicht da?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten: „Wenn sie kommt, Babette, lassen Sie sie hier eintreten!“

„Sehr wohl, Frau Gräfin.“

„Um welche Zeit ist sie bestellt?“

„Sie muß jeden Augenblick kommen.“

Die gnädige Frau nickte, und Babette verschwand. Wie ärgerlich das war! Diese Person ließ sie warten ... Einen Augenblick blickte sie leer vor sich hin, unschlüssig, ob sie die unterbrochene Lektüre wieder aufnehmen sollte. Ach nein — nicht! Sie würde das Buch überhaupt nicht wieder ansehn. Was hatte der gute Junge, dieser Hans Joachim, ihr da nur empfohlen! Eine ganz simple und sentimentale Liebesgeschichte — oder, wie es auf dem Titel hieß, „Geschichte einer Liebe“. Deutsch und tugendsam. Wie konnte man so gesund sein, um solchem Zeug Geschmack abzugewinnen! Wie jung und unverdorben mußte er noch sein ...“

Und sie sah, während sie blinzelnd die Augenlider fallen ließ, seine kraftvolle, etwas untersetzte Reiterfigur vor sich, den feinen, flaumigen Bart über den

Digitized by Google

trotzigen Lippen und die guten, braunen Augen, die so verliebt und hilflos zugleich blicken konnten. Sie vernahm wieder den feinen Silberklang seiner Sporen und sog, lüsternd und lechzend, das prickelnde Parfüm ein, das zu ihm gehörte, unzertrennlich von ihm in ihrer Vorstellung. Jenes schwer definierbare Etwas, das uns entweder anzieht oder abstößt. Dieses Etwas, das bei ihm ein Gemisch von Stallduft, Tabak, Schweiß, Staub, mille fleurs und Sattelzeug zu sein schien, — aber hauptsächlich war es der Stallgeruch gewesen, in den sie sich verliebt hatte. Anfangs hatte er sie freilich choquiert, und bei ihrem Kutscher fand sie ihn auch jetzt noch brutal und ordinär.

Sie hielt, während alle ihre Sinne ihn suchten, die Augen halb geschlossen und sah verträumt und glücklich vor sich hin. Aber dann, als die Sensation ihrer überreizten Nerven langsam nachließ, lösten sich ihre Züge, erschlafften und welkten hin.

Nachdenklich und nachlässig nahm sie eine ihrer kleinen Türkischen aus dem mattsilbernen Tula-Etui und zündete sie an, ohne ihre zusammengekauerte Lage auf der Chaiselongue zu verändern.

Nach ein paar Zügen warf sie die Zigarette wieder weg. Sie hatte Rauch geschluckt und mußte husten — hüsteln wie eine alte Frau.

Pfui, dieser abscheuliche Rauch!

Mißmutig räkelte sie sich auf.

Ihr Auge traf die Empireuhr mit den beiden zierlichen Alabastersäulchen und der vergoldeten Lyra, die dort auf dem Kamin in der etwas bunten Gesellschaft von Meißner Rokokoschäfern und modernen Ziergefäßen kaum hörbar hin und her pendelte.

„Gleich elf!“

Hm ...

Sie erhob sich vollends und trat vor den Spiegel.

Was das heute wieder für ein impertinentes, aufdringliches Licht war! Ueberall war es — in den letzten Winkeln und Ecken! Nichts konnte sich vor ihm verbergen. Und das nannte sich „Nebelmonat“!

Sie ging rasch zurück und riß die Seidenvorhänge so hastig zu, daß sie das eine Schnurende in den Händen behielt.

Und jetzt, wo sie sich dem Spiegel wieder näherte, schien sie zu zaudern. Als fürchte sie sich vor ihrem eignen Bilde. Sie flog am ganzen Körper — — — ach, ihre Nerven! Dann aber, nachdem sie einen ersten verstohlenen Blick hineingeworfen hatte, mußte sie lächeln. Nein, sie brauchte sich wirklich nicht vor ihm zu fürchten, vor *ihrem* Spiegel, auf dessen leuchtendem Grund sie Tag um Tag ihre Schönheit wiederfand.

Sie löste das fahlblonde Haar und ließ es frei in den Nacken fallen. Wägend hob sie es in der Hand und schüttelte es hin und her — es war noch immer lang und voll und glänzend, schmeichelte der galante Venetianer.

Aber sitzen wollte es seit einiger Zeit nicht mehr. Gar nicht mehr. Die Gräfin hatte es immer à la Pompadour getragen — genau so wie dort auf dem großen

Digitized by Google

Oelporträt über der Chaiselongue —, und sie erinnerte sich kaum, jemals die Möglichkeit einer Veränderung ernstlich erwogen zu haben. Um diese Frisur hatten sie alle beneidet. Es war ihre Frisur. Ueberhaupt, die Frisur! Die Coiffeusen hatten zwar schon verschiedentlich Andeutungen gewagt, wie sie es einmal anders versuchen möchten, vielleicht mit irgend einem Kopfschmuck — Federn zum Beispiel seien jetzt sehr beliebt —, aber dann waren sie immer kurzerhand entlassen worden. Keine machte es ihr mehr zu Dank. Keine. Sie war ja schon geradezu verrufen — so oft hatte sie damit gewechselt.

Ja freilich, — das war ein Kapitel! Wenn man darauf kam! Und man mußte ja jeden Tag darauf kommen! Es war beinah' ein Wunder, daß man vor lauter Aerger noch nicht die Gelbsucht bekommen hatte und noch immer so frisch und blühend —

Sie sah jetzt schärfer in den Spiegel.

Ein melancholisches Gesicht starrte sie an.

Ach, überhaupt! Was half es denn schließlich, es sich nicht einzugestehen! Sie war etwas voll geworden in den letzten Jahren. Weniger im Gesicht, denn das Doppelkinn, zu dem sich einmal ein Ansatz zeigte, hatte sie sich mit viel Geduld und noch mehr Geld wegmassieren lassen. Es war doch weg? Sie blickte angespannt hin: Zwei schmale Polsterchen liefen da seitwärts der Mundwinkel, die sie etwas nach unten zogen, hin und strebten, sich unter dem Kinn zu vereinigen. Nein, nein, das war wirklich nichts von Bedeutung. Und jetzt, wo sie das Antlitz mit einem raschen Ruck emporriß, daß die Haut sich straffte, sah man überhaupt gar nichts. Aber dann fiel ihr ein, daß ihre Taille um drei Centimeter zugenommen hatte — trotzdem sie auch nachts das Korsett nicht ausließ — der Damenschneider hatte es ihr schwarz auf weiß bewiesen. Es seien sogar fast dreieinhalb Centimeter, hatte er gesagt — sie erinnerte sich genau — es hatte eine Scene gegeben, einen heftigen Disput —, aber das Resultat war gewesen, daß sie ihre Kostüme hatte weiter machen lassen müssen.

Ja, ja — es fing leise zu hapern an — überall etwas — wenig noch und kaum merklich — aber doch ein Anfang, ein Anfang vom Ende. Der Mittag war da, und sie stand auf dem Gipfel und hörte die Nachdrängenden hinter sich, die gleichfalls hinaufwollten. Sie sah den Weg vor sich, der auf der andern Seite abwärts führte und sich schließlich in Nacht verlor. Den mußte sie gehen, es gab keinen andern. Die goldenen Ringe des Lebens, mit denen sie so anmutig gespielt hatte, entglitten ihr — sie fühlte es jetzt deutlicher — einer nach dem andern, unwiederbringlich verloren, und es waren genug jüngere Augen da, die sie wiederfanden, und schlanke Finger, die sich spreizten, um sich mit ihnen zu schmücken . . .

Es half auf die Dauer nichts, sich selbst zu belügen. Und selbst wenn ihr Spiegel sie noch immer vom Gegenteil überzeugen wollte — die teilnehmenden Fragen, die neugierigen Blicke der Menschen schrieen es ihr ja zu, daß eine Frau von vierzig Jahren eben eine — Frau von vierzig Jahren ist.

Seitdem der Prinz neulich beim russischen Gesandten nicht sie, sondern die

Digitized by Google

Baronin Teck geführt hatte, konnte sie nicht mehr zweifeln. Diese Teck, die sicher kaum fünf Jahre jünger war als sie! Ueberhaupt — diese Teck mit ihrer aufdringlichen Freundschaft! Wie sie sie jetzt nur immer ansah — mit ihren unruhigen, glimmernden Schwefelaugen, von denen man nie wußte, ob sie mehr hochmütig oder mehr mitleidig blickten. Tournüre hatte sie ja — natürlich, wenn es einem nicht darauf ankommt, sich die Nieren abzuschnüren! Aber ihr Teint war ganz unmöglich — man mußte sie nur mal morgens früh gesehen haben, vor der Toilette. Nein, sie begriff den Geschmack des Prinzen nicht. Und Geist hatte sie doch auch nicht, so sehr sie ihn auch zu markieren suchte. Und ihr Verständnis für Kunst — mein Gott! das war doch auch nur dieses oberflächliche Interesse, das sie für alles, mit Ausnahme für ihre eigne Person, hatte. Allerdings — neulich hatte sie wohl eine Viertelstunde ihr Bild da oben angestarrt, das sie seit Jahren kannte, — angehimmelt, geradezu geschwärmt hatte sie davor und es mit Lob überschüttet — mit Lob und kleinen Bosheiten ...

Frau Gabriele war nachdenklich geworden.

Es war ihr aufgefallen, daß jetzt so viel über das Bild geredet wurde, über ihr Bild! Man rekonstruierte die Aehnlichkeit, man suchte danach, man erinnerte sich. Früher hatte man das Bild mit ihr verglichen, nun verglich man sie mit dem Bilde. Als ob es ihr nicht mehr ähnlich sei! Hans Joachim hatte neulich auch gefragt, wer die schöne Frau dort über der Chaiselongue sei — Hans Joachim, der liebe Junge —, es hatte sie geärgert, und sie war den Tag über verstimmt gewesen. Und ihr fiel ein, daß er sich seither noch gar nicht hatte wieder sehen lassen. Sie wollte ihm gleich ein paar Zeilen —

Aber da kam die Zofe mit dem Frisiermantel.

„Die neue Friseuse," meldete sie und ließ eine kleine, ältliche, etwas windschiefe Person eintreten. Die Gräfin streifte sie mit einem raschen, prüfenden Blick. Mon dieu! Etwas selbstbewußt, trotz aller unterthänigen Ehrerbietung. Diese reservierte Höflichkeit, die von dem eignen Wert eine überspannte Meinung hat, chokierte sie gleich — bei Personen dienenden Standes vertrug sie das nicht. Und dabei war sie ihr so warm empfohlen worden — von — von — ach ja — von der Baronin Teck ...

Nun, man mußte sehen, was sie konnte ...

„Wie befehlen Frau Gräfin die Coiffure?"

„A la Pompadour."

Das erstaunte Gesicht, das diese Person zu machen sich erdreistete! Man konnte an seinem Spiegel irre werden.

„Frau Gräfin verzeihen, Rokoko wird gar nicht mehr verlangt. Man trägt es nicht mehr."

„Doch, mein Kind! Ich trage es."

Das Fräulein machte sich, leicht die Lippen kräuselnd, an die Arbeit. Ihr Gesicht hatte sich gerötet, aber sie sagte kein Wort mehr. Sie kannte das — diese Damen haben alle ihre Launen ...

„Höher! Das ist mir nicht hoch genug."

Digitized by Google

„Sehr wohl, Frau Gräfin."

Man vernahm jetzt nur das knirschende Rauschen der Haarwellen, auf denen die Kämme rastlos auf- und niederglitten.

„Aber viel höher! Viel höher noch!"

Als sie sich eine Zeitlang abgemüht hatte, ohne einen rechten Erfolg zu sehen, sagte sie leise, aber bestimmt:

„Es geht nicht."

„Natürlich geht es!"

„Darf ich nicht mal etwas andres versuchen? Queen Anne? Damen mit hoher Stirn ist es sehr zu empfehlen. Oder Valois? Auch Empire ginge am Ende, wenn wir recht große Kämme dazu nähmen. Oder etwas ganz andres? Ein Botticelli-Scheitel? Darf ich nicht einmal anlegen?"

Die Gräfin sah drohend aus dem Spiegel zu ihr herüber.

„Ich wünsche *meine* Frisur," befahl sie dann, „und keine andre. Sehn Sie sich das Bild dort einmal an! Genau so will ich's."

Das Fräulein machte einen Schritt auf das Gemälde zu, betrachtete es flüchtig und sagte dann ruhig:

„Jene Dame hat viel stärkeres Haar als Frau Gräfin. Ich bedaure unendlich —"

„Versuchen Sie nur!" erwiderte diese und suchte sie mit einem gnädigen Lächeln zu ermuntern, aber so ganz konnte sie ihre Erregung doch nicht verbergen. Das Bild — immer dieses Bild —, und sie selbst hatte diese Bosheit noch dazu herausgefordert!

Die Gräfin lächelte noch immer — stoßweise wenigstens —, und die andre fing mit einem Achselzucken nochmals von vorn an. Ab und zu trafen sich die Augen der beiden Frauen im Spiegel.

Eine Weile arbeitete sie schweigend. Dann sagte sie ganz unvermittelt:

„Darf ich mir die Frage erlauben, wer mir die Ehre verschafft hat, Frau Gräfin zu Diensten zu sein?"

Die Gräfin zog die Stirnfalten hoch.

„Sie sind mir empfohlen worden," sagte sie sehr kühl und von oben herab. „Aber wer es war, erinnere ich mich im Augenblick nicht. Vielleicht war es Frau v. Teck," setzte sie dann noch möglichst gleichgültig hinzu.

„Ach, die Frau Baronin! O, sicher war es die Frau Baronin v. Teck!"

Da war sie wieder, diese Teck! Immer und überall — sogar im Munde dieser Person! Und wie sie den Namen aussprach! Mit einer Andacht und Verehrung: *Die Frau Baronin* v. Teck!

„Sie ist immer sehr gütig gegen mich," schwatzte die Person unterdessen weiter. „Eine so edle Frau, wie das ist! Und so schön dabei! Und ein Haar hat sie! Frau Gräfin werden es ja wissen, wenn Sie mit ihr befreundet sind. Ein Haar! Stark wie Ankertau und weich wie Seide! Und einen Goldschein — einen Glanz, als ob es von innen heraus leuchte. Wie bei einer Heiligen. Man sagt, daß sogar Prinz Bernhard —"

Digitized by Google

„Bitte, behalten Sie Ihre Indiskretionen für sich! Ich wünsche nicht, unterhalten zu werden.“

Ohne daß sie aufsah, fühlte die Gräfin, wie der Spiegel ihr die bösen Blicke, die ihn aus kleinen lauernden Augen trafen, prompt übermittelte. Einen Augenblick fürchtete sie, eine freche Antwort zu bekommen, und sie war eigentlich erstaunt, als die Person sich nur räusperte und dann, scheinbar wieder ganz bei ihrer Arbeit, sagte:

„Ich glaube, nun wird es. Darf ich mir die Coiffure auf dem Porträt noch mal ansehen?“

Sie wandte sich zurück und blieb jetzt eine Weile vor dem Bilde ganz in sich versunken stehen, während die Gräfin zitternd und kaum sich noch beherrschend im Spiegel ihr nachblickte.

„O,“ rief sie dann zurückkommend aus, „ist das schön! Ja, mit solchem Haar läßt sich arbeiten. Uebrigens, ich sehe jetzt — es wird doch gehen. So hoch wie bei der Comtesse — es ist doch das gnädige Fräulein Tochter? — können wir freilich die Puffen nicht stecken,“ — und sie fuhr eifrig mit den silbergriffigen Kämmen durch das gelockerte Haar, von dem sie ein paar Strähnen in der Hand zurückbehielt.

„Nein, wie schade!“ fuhr sie schwatzend fort, während sie der blassen Frau die Haare dicht vor die Augen hielt. „Frau Gräfin sollten doch was dagegen thun! Darf ich morgen etwas mitbringen zum Waschen?“

„Das wird wohl nicht nötig sein,“ bestimmte die Gräfin, denn sie würde dieses freche Ding natürlich nicht wieder über ihre Schwelle lassen. „Sie haben zu hastig gekämmt, meine Liebe!“

„Um Verzeihung,“ entgegnete die Person jetzt keck, „wenn Frau Gräfin die Güte haben wollten zu bemerken: Es sind nicht von den blonden, sondern von den grauen —“

„Hören Sie mal — Sie — ich habe Sie nicht herbestellt, um —“

„Es ist meine Pflicht, die gnädige Frau darauf aufmerksam zu machen.“

„Es ist Ihre Pflicht, mich zu frisieren. Beeilen Sie sich gefälligst!“

„Sehr wohl.“

Nach weiteren zehn Minuten, in denen nicht mehr gesprochen wurde, war die schöne Frau à la Pompadour frisiert und gepudert und die Coiffeuse verabschiedet.

Diese Person hatte sie nervös gemacht. Sie fror und flog am ganzen Körper, während sie abwechselnd dem Spiegel und dem Bild, das dort von der Wand her sie anstrahlte, zornige Blicke zuwarf. Sie war sich noch nie so ohnmächtig vorgekommen.

Endlich schellte sie, dreimal rasch hintereinander, und befahl den Wagen. Nebenbei bemerkte sie der Jungfer, ob sie denn nicht frisieren könne. Und als Babette verlegen verneinte: Warum nur nicht? Sie habe immer Zofen gehabt, die wenigstens hätten aushelfen können — sie müsse es in drei Tagen gelernt haben, wenn sie Wert darauf lege, in ihren Diensten zu bleiben. Diese Person heute sei langsam und unfähig — aber total unfähig ...

Digitized by Google

Gerade als der Wagen gemeldet wurde, erklang die Glocke im Vestibül. Und noch bevor die Gräfin dem Diener, der die Karte brachte, den Befehl, Besuche abzuweisen, erteilen konnte, rauschte die Baronin Teck ins Zimmer. Schillernd und lärmend.

„O meine liebe Gabriele," rief sie zärtlich und ließ ihre Fistelstimme im höchsten Diskant knistern, „ich sah Ihren Wagen halten und komme nur auf zwei Minuten."

Die Gräfin nahm sich zusammen, aber sie konnte es nicht hindern, daß sie noch um einen Ton blasser wurde. Und ein wenig zitterte sie auch, als sie jetzt den Arm der Freundin nahm und sie zur Causeuse in der Nähe des Fensters führte.

Wie gut ihr dieser turbanartige Bolero stand — und das chinierte graurosa Taffetkostüm mit dem Jabot aus weißer Crêpe de chine-Seide — raffiniert einfach und doch in die Augen fallend — oder gerade deshalb ...

„Ich bin glücklich, Sie zu sehen, Baronin."

Die Kehle war ihr wie zugeschnürt; die Worte, die sich hindurchzwängten, klangen trotzig und straften sie Lügen.

„Ich wollte nur hören, daß es Ihnen gut geht, meine teure Gräfin. Nein, wie Sie heute wieder aussehen — wirklich, grandios! Einfach grandios!"

Gabriele bemerkte den lauernden Blick, der unstet und rastlos von ihr zu ihrem Bilde hinüberglitt. Ehe sie es hindern konnte, war die Teck, unauffällig und geschmeidig wie eine Katze, aufgesprungen und hatte die Stores auseinandergesperrt:

„Aber das liebe Bild muß ich auch sehen. Es hat ja gar kein Licht. So — nun ist es schön."

„Ich habe Migräne."

„Ach, Gräfin," lachte sie und wies lustig die weißen Zahnreihen, „wenn man so vorzüglich aussieht! Bitte, bitte! Lassen sie mich doch ein bißchen bewundern! Die Coiffure ist ja glänzend!"

„Glauben Sie?" brachte die nervöse Frau unsicher hervor. Sie zitterte noch immer und fühlte, wie jene mit wohlgefälliger Lüsternheit die grauen Haare auf ihrem Haupte musterte. Sie wußte es: Trotz des reichlichen Puders würde ihr kein einziges entgehen.

„Aber glänzend," rief die Teck ekstatisch aus. „Ich bin ganz enchantiert. Ganz wie auf dem Bilde! Sehen Sie nur, wie schön es jetzt beleuchtet ist! Von wem ist es doch gleich?"

Die Gräfin nannte den Namen des Künstlers.

„Ach! Von dem?" that sie sehr erstaunt. „Darum auch! Grandios! Wirklich, ganz excellent! Der Baron wünscht immer, daß ich mich malen lassen soll. Würden Sie mir seine Adresse geben, Gräfin?"

„Père-Lachaise, meine liebe Baronin."

„O, er lebt nicht mehr, dieser große Meister? Seit wann?"

Einen Augenblick war die schöne Frau ganz konsterniert. Sie wußte genau,

Digitized by Google

es waren bald zwanzig Jahre. Und sie schloß die Augen, als suchte sie in ihrer Erinnerung und lebte die Zeit noch einmal im Fluge wieder durch ...

Im ersten Jahr ihrer kurzen Ehe war's gewesen. Damals, als sie jung war. Als die Rosen röter blühten und die Nachtigallen noch sehnsüchtiger schlugen in den langen, lichten Mainächten am Rande des Parks. Damals, wo jeder neue Tag ihr neue Schönheit schuf, wo der Fürst selbst, noch unvermählt, sich willenlos vor ihr geneigt und aller Haß der Prinzessinnen sie nur noch schöner und strahlender gemacht hatte. Damals, als sie noch wie eine Königin Launen haben durfte, die man bezaubernd fand, — und hätte sie von ihren Rittern die Sterne des Himmels verlangt, sie hätten sie ihr heruntergeholt, damit sie den Saum ihres Kleides damit schmücke. Ja, damals war sie eine Königin gewesen, beinahe *die* Königin! Und stolz und schön, mit einer unsichtbaren Königskrone, hatte der Künstler sie gemalt — für ihren Vater, der nach ihrer Vermählung einsam auf seinem Landsitz in Schlesien zurückblieb, denn ihre Mutter war schon gestorben, als sie noch ein Kind war. Aber gerade, als das Bild, zur Absendung bereit, verpackt in der Kiste stand, war die Nachricht gekommen, daß der alte Herr auf der Jagd gestürzt sei und seit zwölf Stunden ohne Besinnung läge. Er hatte sie nie wieder erlangt, zwei Tage später war er in den Armen der jungen Frau verschieden ...

Die Gräfin sah noch immer in schmerzlicher Resignation mit toten Augen in die Ferne. Ihr Antlitz war jetzt aschfahl, und die Falten um Augen und Mund traten schärfer hervor.

Die Besucherin beobachtete sie gespannt und konstatierte, während sie sie liebevoll anblickte, daß diese Frau mit der Frisur à la Pompadour eine alte Frau sei.

„Ist es so lange her?" fragte sie endlich mit ostentativer Teilnahme. Dieses Schweigen fing an, peinlich zu werden.

Die andre kam zu sich. Einen Augenblick sah sie sie ganz verstört an, als hätte sie ihre Gegenwart völlig vergessen, dann zog sich rasch der herunterhängende Mund zusammen, in ihre Augen kehrte der erstorbene Glanz zurück, und sie lächelte, sich hochaufrichtend, ihr gewinnendstes Lächeln.

„Ach, es ist gewiß schon über zehn Jahre her — vielleicht ist es auch schon zwölf — ja, schon zwölf —"

Ihre Stimme klang rissig, ihr Lächeln war müde und welk.

„Es war sein letztes Bild," setzte sie prononciert hinzu, wie zur eignen Rechtfertigung.

„Ein *großer* Künstler. Glänzend! Glänzend! Und wie es sich gehalten hat!"

„Finden Sie?"

„Wir sprachen wohl schon davon? Es war mir niemals aufgefallen. Nicht wahr, meine teure Gabriele? Wenn man sich so lange kennt wie wir? Man verwächst mit den Dingen seiner Umgebung, man hat kein Auge für sie, weil sie uns so selbstverständlich und alltäglich vorkommen. Nein, ich gestehe

Digitized by Google

offen, daß es geradezu notwendig war, mir für die Schönheit dieses Bildes die Augen zu öffnen."

„Sie schmeicheln, Frau v. Teck," lehnte die Gräfin ab in der Hoffnung, einer neuen Sottise noch ausweichen zu können. Sie bemühte sich, möglichst uninteressiert auszusehen, während sie fühlte, wie ihr das Blut in raschen Stößen zu Kopf drang.

„Aber, Liebste, Sie dürfen mich doch nicht für so vulgär halten! Nein. Haben Sie wirklich keine Ahnung, wer mich sehend machte?"

Die Gräfin verfärbte sich. Sie wollte etwas erwidern, aber sie vermochte nur die Hand wie zur Abwehr auszustrecken.

Frau v. Teck ergriff sie mit einer Art von leidenschaftlicher Zuneigung, die sich über alle Etikette hinwegzusetzen stark genug fühlt, und preßte sie liebkosend in der ihrigen.

„Können Sie sich nicht denken, wer?" flüsterte sie und nannte Hans Joachims Namen.

Die Gräfin that sehr überrascht. Nur jetzt keine Blöße!

„Ach, die Herrschaften kennen sich?" sagte sie gedehnt. „Ich wußte gar nicht —"

„Er hat ein paarmal bei uns soupiert. Der Baron hat ihn kürzlich im Klub kennen gelernt. Ein lieber Mensch, etwas sentimental und langweilig, aber lieb, *sehr* lieb."

Die Augen der beiden Frauen trafen sich in unverhohlenem Haß.

„Und so schwärmerisch! Er vergöttert Sie. Er kennt nicht Ihresgleichen —"

„Es ist geschmacklos, davon zu reden," stotterte die Gräfin, sich vergessend. Das Weiße ihrer Augen rötete sich, im nächsten Augenblick würden sie sich mit Thränen füllen. Den letzten der goldnen Lebensringe, der ihr noch einen Schimmer von Jugend lieh, sollte sie hergeben. Die kleinen Hände da vor ihr wollten sich damit schmücken ...

„Von einem Bilde?" that die Teck sehr erstaunt und fixierte ihr Opfer scharf durch das gestielte Lorgnon. „Aber, Liebe! Wozu sind denn Kunstwerke da, wenn man sie nicht bewundern soll? Der arme Mensch ist ja ganz vernarrt in das Bild. Wirklich — er getraut sich gar nicht mehr, zu Ihnen zu kommen ..."

Die Gräfin schloß, halb betäubt, für einen Moment die Augen. Sie fühlte das triumphierende Lächeln, mit dem die Teck sie maß, durch die gesenkten Lider hindurchbrennen. Der beißende Schmerz riß sie in die Wirklichkeit zurück. Die Teck sah gleich, sie hatte Thränen in den Wimpern, zwei große veritable Thränen.

„O, meine *liebe* Baronin," sagte sie jetzt mit einem leichten Seufzer und unterstrich das Prädikat ihrer Sympathie, daß es zischte und knirschte. Aber sie lächelte dabei ihr tadelloses Lächeln.

Frau v. Teck erhob sich.

„Ich darf Sie nicht länger aufhalten, Gräfin."

Digitized by Google

„Ich habe gar keine Eile.“

„Nein, nein, ich gehe. Ihre Migräne will in die frische Luft —“

„Ach, meine Migräne! Denken Sie, ich muß mich besinnen, ob ich vorhin wirklich welche hatte. Ihre liebenswürdige Gegenwart, Baronin —“

„Au revoir, ma chère.“

„Auf Wiedersehen, meine liebe Baronin. Es war mir sehr angenehm. Adieu! Ad —“

Die Freundinnen umarmten sich und verneigten sich dann an der Thür noch einmal, etwas förmlich, gegeneinander.

Die Gräfin hatte noch die Kraft, auf den elektrischen Knopf zu drücken, um die Zofe herbeizurufen, damit sie dem Besuch zu Diensten sein könne. Als Babette zurückkehrend an der Thür ihres Boudoirs vorbeiglitt, rief sie hinaus:

„Der Kutscher soll wieder ausspannen, Babette. Ich bin für niemand zu Hause.“

Dann brach sie zusammen und verfiel in eine nervöse Hilflosigkeit. Als bliebe ihr der Atem aus. In einem dumpfen, wimmernden Röcheln erstickte der Weinkrampf, und ihre Augen blieben leer und thränenlos.

Unter ihr in der Portierloge fing jemand an mit einem Straußschen Walzer zu tändeln. Sie wollte gleich hinunterschicken, daß —

Ach, ihr Kopf!

Wie das hämmerte in wahnsinnigen Schmerzen! Sie konnte keinen Gedanken fassen. Wie glühende Schlangen wand es sich durch die blutleeren Windungen ihres Gehirns.

Diese Musik — diese entsetzliche Musik!

Aber sie war unfähig, sich zu erheben und ein andres Zimmer aufzusuchen.

Diese Musik! Die ihr in alle Poren drang und wie mit prickelnden Eisstückchen ihren nackten Körper überrieselte. Mit Ruten peitschte es sie.

Allmählich fing dieser Schmerz, der wie ein rein körperlicher wirkte, sie zu überwältigen an und zu betäuben. Sie hatte keinen Willen mehr. Wie Schlaf kam es über sie. Wie Tod und Vernichtung.

Stundenlang ...

Aber dann hatte sie einen Traum.

Der Rittmeister war gekommen. Ernster als sonst, mit einem Stich ins Feierliche.

Sie jauchzte ihm entgegen, elastisch und jugendlich. Alles war hell und klingend — um sie — in ihr ... Aber sein Blick fiel kühl von ihr ab und suchte das Bild, an dem er verzaubert hängen blieb.

„Ich liebe Ihre Tochter, Gabriele,“ sprach er, und aus seiner Stimme klang es ihr wie zorniger Trotz entgegen.

„Hans Joachim!“

Er starrte noch immer das Bild an. Wie hypnotisiert. Ihre Stimme drang nicht zu ihm.

„Ich liebe sie,“ wiederholte er leise. Innig und andächtig.

Digitized by Google

Sie packte ihn an den Schultern und riß seinen Kopf herum, zu sich her.

„Hans Joachim!“ schrie sie auf in ihres Herzens Not — „das Bild — jenes Bild — mein Bild — Lieber — du Guter — Thor du — du — weißt du denn nicht —?“

„Du lügst,“ donnerte der Rittmeister und schüttelte sie, als ob er sie würgen wollte — „du lügst — du! Ach, pfui!“ — und er stieß sie mit dem Fuß von sich, daß sie zu Boden fiel . . .

Da wachte sie auf.

Angstschweiß stand in kalten, großen Perlen auf ihrer Stirn. Aber im übrigen fühlte sie sich viel besser.

Ruhiger wenigstens.

Sie besann sich und lächelte. Ein scheues, grausames Lächeln, das Greinen des Mörders, durch dessen Kopf zum erstenmal der Gedanke seiner Bluthat schleicht.

Sie erhob sich. Langsam. Als ob sie eine Vision hätte. Wie sie jetzt ruhig war! So ganz ruhig!

Draußen dämmerte schon der frühe, kühle Novemberabend. Von der Straßenlaterne drüben fiel ein dünner Strahl Lichts in den Raum.

Scheu blickte sie umher.

Niemand . . . Kein Ton . . .

Leise, als ob sie sich vor dem Laut ihrer eignen Schritte fürchte, schlich sie zum Erker. Der blitzende Lichtklecks auf dem Nähtisch zog sie magisch an. Jetzt stützte sie sich auf den Rand; ein leichtes Zittern verlief in letzten Wellen durch ihren Leib. Kalt und glatt, wie eine Wohlthat, fühlte sie den Stahl der Schere in ihrer Hand.

Und nun zitterte sie nicht mehr.

Sie richtete sie hoch auf und grub, abgewandten Gesichts, das blitzende Metall der schönen Frau in die Augen. Und noch einmal stieß sie zu — und noch einmal . . .

Dann riß sie das Bild von der Wand. Es war schwer und entglitt ihrer Hand, als wollte es ihr entfliehen. Der köstliche Rahmen zerbrach — ihre Füße tanzten auf den Trümmern.

Sie zerrte das nackte Bild vollends heraus und preßte es an sich. Mit bedächtigen, vorsichtigen Schnitten trennte sie den Kopf von dem blendenden Nacken — dann zerstückelte sie es langsam — gierig und grausam . . .

Klirrend entfiel ihr die Schere. Das brachte sie wieder zu sich selber. Verächtlich schob ihr Fuß sie beiseite.

„Ach!“ Sie reckte weit und elastisch die Arme.

Töten können! Vernichten!

Wie das wohl that!

Ein großes, starkes Gefühl füllte sie aus. Wie Verjüngung kam es über sie, wie Befreiung aus Lebensnot. Alle ihre Muskeln und Sehnen dehnten sich,

Digitized by Google

in jauchzender Kraft stürmte ihr Blut. Wie Wollust durchschauerte es ihre Glieder ...

Sie war ja noch jung — so jung noch!

*

Eine Stunde später dinierte sie mit Appetit und fuhr dann in die Oper. Man gab Adams „Postillon von Lonjumeau“.

Die Ouvertüre war schon vorüber, der erste Akt hatte eben begonnen.

Der Zuschauerraum lag im halben Dunkel da. Gelangweilt ließ sie die Blicke über die Köpfe der Nächstsitzenden im Parkett schweifen, aber erkennen konnte man nichts. Und die Loge der Teck lag ganz auf der andern Seite des Prosceniums, der ihrigen schräg gegenüber — ein dunkles Rätsel, drückend und unheimlich.

Immer von neuem versuchten ihre Augen die Finsternis zu durchdringen, und immer von neuem gaben sie es enttäuscht wieder auf.

Ab und zu warf sie einen zerstreuten Blick auf die Bühne, aber die Vorgänge interessierten sie nicht; in ihren Ohren tanzte der Rhythmus der Musik, abgerissen und zuweilen ganz aussetzend, um dann abermals zu beginnen — ihre Seele blieb unberührt davon.

Ho, ho, ho ho! so schön und froh!
Du Postillon von Lonjumeau!

Endlich ging der Akt zu Ende: Magdalena, in Verzweiflung über den treulosen Gatten, schwor, ihre Tage auf Isle de France zu beschließen, noch ein paar rauschende Exklamationen des über Chapelous Flucht empörten Chors — dann fiel der Vorhang, und das Licht kehrte zurück.

Beifallsjubel, Menschenstimmen, Klappern der Stuhlreihen, wiederholtes Auf und Nieder der Gardine.

Ihr Herz klopfte.

Sie fühlte es, die Loge drüben war nicht leer.

Endlich wagte sie einen raschen Blick.

Die Teck grüßte schon, sich herausfordernd fächernd, mit strahlenden, seligen Augen. Eben sprang der Offizier, der hinter ihr gesessen hatte, auf und verbeugte sich, das Monocle fallen lassend, wiederholt und verbindlich, gegen ihre Loge.

Hans Joachim!

Die schöne Frau verfärbte sich, aber während sie die Grüße der beiden erwiderte, lächelte sie ihr tadellosestes Lächeln. Das Lächeln der Tänzerinnen und der Königinnen.

Vom Parkett aus wurde sie viel bemerkt und bewundert. Man machte sich gegenseitig aufmerksam auf die schöne Frau, und einmal hörte sie deutlich ihren Namen nennen.

Während der Pause grüßte sie noch wiederholt hinüber und lächelte — lächelte — lächelte — —

Als der zweite Akt vorüber war, kam der Rittmeister einen Augenblick in

Digitized by Google

ihre Loge. Nach der einführenden Frage, wie das Befinden sei, plauderten sie über ganz gleichgültige Dinge. Ueber Dinge, über die zwei Menschen immer reden, wenn sie sich nichts zu sagen haben oder etwas sehr Wichtiges, das sie nicht sagen wollen oder dürfen. Und immer thun sie es sehr interessiert und verbindlich.

„Kolossale Höhe', dieser Wachtel — nicht wahr, meine Gnädigste?"

„Und so jugendlich," nickte sie lächelnd, „als ob er dreißig wäre! Man sieht ihm seine Jahre nicht an."

Der Rittmeister verneigte sich leicht und liebenswürdig, ohne weiter diese Ansicht zu bestätigen oder abzulehnen.

„Auf Wiedersehen, Gräfin!" sagte er rasch und führte ihre Hand zum Munde, denn eben wurde das Glockenzeichen für den letzten Akt gegeben.

„Au revoir!" nickte Frau Gabriele, aber sie wußte, daß sie ihn nie wiedersehen würde.

Und sein dummes Buch, diese alberne „Geschichte einer Liebe", wollte sie ihm auch gleich morgen zurückschicken . . .

Und sie lächelte — lächelte — lächelte — —



Ein Rhein-Idyll.

Mitgeteilt aus dem Nachlaß meiner Mutter.

Von

Käthe Freiligrath-Kroeker.

Es ist unnötig, die Schilderung meiner Mutter von ihrem einzig schönen St. Goarer- und Rhein-Idyll mit vielen Worten meinerseits zu versehen. Ich will nur vorausschicken, daß dieselbe, welche mir bei meiner Arbeit kürzlich in die Hände fiel und welche kein Datum führt, mutmaßlich nach meines Vaters Tod und vor dem Erscheinen von Dr. W. Buchners Biographie von Freiligrath entstanden ist, wie es auch eine Bemerkung im Manuskript andeutet. Jedenfalls hat die Mutter zwei Episoden daraus dem Biographen für sein Werk mitgeteilt, sowie auch die beiden Sonette „Der neue Jakob" und „Nach dem Bade" aus der an „Gallina" (späteren Frau Levin Schücking) gerichteten „Sonettischen Eierschnur". Da diese nun demgemäß schon aus der Biographie bekannt sein dürften, so habe ich keinen Anstand genommen, zwei weitere, bisher noch unveröffentlichte Sonette an deren Stelle hier einzuschalten; beide schalkhaft liebenswürdig, beide durchaus harmloser Natur und von echt Freiligrathschem Humor. Das erste Sonett „Bruder Jonathan" bezieht sich natürlich auf keinen andern als den lieben Freund und amerikanischen Dichter Longfellow, von dem so viel und liebevoll in diesen Blättern die Rede ist; das zweite ist an „Gallina" selbst gerichtet und verklärt poetisch jene Picknicks, welche meine Mutter so anschaulich

Digitized by Google

geschildert. Selbstverständlich habe ich alles genau so gelassen, wie es geschrieben worden ist; vorkommende Namenskürzungen habe ich unten ausgefüllt. F. oder Fr. bedeutet durchgehend meinen Vater. Jene Stellen aber, welche die Mutter offen gelassen oder nur bezeichnet hat „wie folgt“, habe ich aus einem Manuskriptbuche ergänzt, in welches, nach des Vaters Tode, meine Tante Maria Melos alle poetischen Bruchstücke eintrug, die sich vorfanden, und welches meine Mutter eigenhändig überschrieben hat: „Perlen aus der Tiefe des Papiermeers, gehoben von der Taucherin Maria.“ Ich war so glücklich, hier alles zu finden, was ich suchte, und wenn es auch leider nur Anfänge und Bruchstücke geblieben sind, beleben sie doch die Erzählung aufs anmutigste und charakteristischste. Somit wäre wohl alles gesagt, was etwa zum Verständnis dieser „Erinnerungsblätter“ nötig wäre, und ich überlasse diesen jetzt selber das Wort. K. F.-Kr.

I.

Es war im schönen Monat Mai, im Jahre 1842, als Freiligrath wiederum den Wanderstab in die Hand nahm, um für sich und seine junge Frau einen geeigneten Sommeraufenthalt am geliebten Rheinstrom zu suchen. Geschäfte fesselten ihn keine mehr an Darmstadt, denn die Herausgabe einer Zeitschrift für englisches Leben und Litteratur, die er daselbst zu begründen gedachte, war an der Aengstlichkeit der Verleger gescheitert (ein journalistisches Unternehmen), und er meinte, in Erwartung besserer Dinge, einstweilen seine soeben ihm verliehene königliche Pension mit mehr Genuß am Rhein als in Darmstadt verzehren zu können; denn obgleich das junge Paar sich in der kleinen hessischen Residenz in einem gar angenehmen und lieben Freundeskreis bewegt hatte und besonders in der Familie des Justizrats K. B.[1]) vertraut und heimisch geworden war, übte doch der herrliche Strom einen unwiderstehlichen Reiz aus, und es wurde beschlossen, doch jedenfalls die Sommermonate an seinem Ufer zu verleben. In Gesellschaft des liebenswerten und trefflichen Karl B. wurde die Entdeckungsreise angetreten, die schon in St. Goar, dem kleinen Felsenstädtchen unterhalb der Lorelei zu dem gewünschten Ziele führte. In einem erkerartig vorspringenden Hause, dicht am Strome, waren ein paar möblierte Zimmer zu vermieten, die allen bescheidenen Anforderungen entsprachen und eine herrliche Aussicht boten auf den Strom, das gegenüberliegende St. Goarshausen und auf die Ruinen Katz und Maus und auf den umfangreichen malerischen Rheinfels. Der Besitzer des Hauses hieß Ihl, und F. hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine Wohnung Ilium zu taufen, welche Benennung sonst freilich nicht gerade in allen Punkten stimmte, besonders nicht mit der Apotheke in den untern Gelassen. Nun wurden die unentbehrlichsten Effekten aus Darmstadt geholt, vor allem durfte eine große Bücherkiste nicht fehlen, und nun erst fühlte sich der Dichter wieder wohl und heimisch am geliebten Rhein und genoß in vollen Zügen „seine ganze Strom- und Felsenherrlichkeit“. Der Sommer von 1842 nimmt einen hervorragenden

---

[1]) Karl Buchner.

Digitized by Google

Platz ein in den guten Weinjahren; die Sonne leuchtete und glühte vom Aufgang bis zum Niedergang, und Tag für Tag spannte die blaue Himmelsglocke sich über die herrliche Gegend, und reifte die Trauben fast zu Rosinen, so daß von dem süßen Naß nicht so viel gekeltert wurde, als die Fülle der Trauben erwarten ließ. Es war recht ein Sommer um ihn im Freien zu genießen, und so wurde denn auch der Tag mit einem kühlen Bade in der grünen Flut begonnen und die reizenden Seitenthäler, die Gipfel der Berge fleißig durchschweift und erklettert, Veilchen und Heidekraut gepflückt und den Nachtigallen gelauscht. Zu mannigfaltig, zu bewegt war das Leben am Rhein, als daß es dem stillen Schaffen viel Vorschub hätte leisten können. Doch ging nichts verloren in der empfänglichen Dichterseele, und gar bald sollten die Eindrücke, die sich hier sammelten, aufs herrlichste zum Ausdruck kommen. Es dauerte nicht lange, so trieb die ungewöhnliche Sommerhitze die Menschen aus den Städten fort, und die Dampfschiffe füllten sich mit Reisenden; es verging kein Tag, an dem nicht Fremde ausstiegen und F. aufsuchten, und seit seinem Bestehen hatte das Ihlsche Haus wohl nicht so viel berühmte Namen unter seinem Dache gesehen als in diesen paar Monaten. L. v. G.[1]) war auch zum Sommeraufenthalt aus Darmstadt nach St. Goar gekommen und hatte auch noch ein Zimmer in Ilium gefunden. Die liebenswürdige Schriftstellerin, ein willkommener Zuwachs des poetischen kleinen Kreises, belebte und bereicherte jede Gesellschaft durch ihre glänzende Unterhaltungsgabe, ihre mächtige gutgeschulte Stimme, ihre stets gute Laune, und ihre einnehmende Persönlichkeit. Von den Honoratioren des Oertchens bildete namentlich das Haus des L. H.[2]) einen angenehmen Umgang; er selbst war Witwer, doch machten drei talentvolle und poetische Töchter die Honneurs desselben in der liebenswürdigsten Weise. Eines Tages brachte er einen Herrn zu F., der die Wasserkur in Boppard gebrauchte, und dessen Aeußeres (er war fast ganz in Weiß gekleidet und sah kühl, frisch und vornehm aus) gleich den Fremden bekundete; er stellte sich als den Amerikaner Longf.[3]) vor, wünschte den deutschen Dichter kennen zu lernen, und führte sich damit ein, daß sein Name in seiner transatlantischen Heimat sehr bekannt und beliebt sei. Longfellow, der, wenn auch noch nicht so berühmt wie später, doch schon eine immer sehr hervorragende Stellung in der amerikanischen Litteratur einnahm, dachte sicherlich nicht, daß sein Ruf schon bis St. Goar gedrungen wäre, und war daher nicht wenig erfreut, als F. eine englische Anthologie vom Büchergestell nahm und ihn fragte, ob er der Verfasser der darin unter diesem Namen verzeichneten Gedichte sei. Longfellow bejahte es, und nun fanden sich Anknüpfungspunkte die Menge. Beide Dichter waren vertraut mit den Litteraturen vieler Völker, beide waren vom gleichen Interesse dafür beseelt; dann erzählte Longf. von Dickens, Cooper, W. Irwing und andern bedeutenden Persönlichkeiten, die er genau kannte. Er schenkte F. seine Gedichte „Hyperion“ und andre seiner Schriften, und F. nicht

[1]) Luise v. Gall.

[2]) Landrat Heuberger.

[3]) Henry Wadsworth Longfellow.

allein, sondern auch Frau Ida und Fräulein v. G. fühlten sich sogleich angeregt, einige davon ins Deutsche zu übertragen. So entstand damals F.s herrliche Uebersetzung von Excelsior, eines der schönsten Gedichte Longfellows. In einer Allegorie schildert der Dichter darin einen Jüngling, unter dem er das Genie versteht, das der Welt eine fremde Sprache spricht, oft ihre Freuden verschmäht, und ohne Ruhe nur immer hinaufstrebt — Excelsior! Bald wurden die beiden Dichter wahre Herzensfreunde; jeder Tag brachte sie einander sich näher, bei jeder neuen Begegnung lernten sie sich gegenseitig höher schätzen, inniger lieben. Ja, als im Herbst der Abschied nahte und Longfellow wieder heimreiste über den fernen Ozean, brachte dieser einen bitteren Trennungsschmerz. F. begleitete seinen amerikanischen Freund bis Koblenz. Da wurden sich die Hände geschüttelt und immer von neuem tönte es: God bless you, God bless you, dear friend! Und dieser Herzensbund dauerte unverändert bis zu F.'s Tode, und erlitt keinerlei Trübung oder Störung. Mit dem wärmsten Anteil verfolgte jeder des andern poetische Thätigkeit und Lebensschicksale. Einmal stand Longfellow auf dem Punkt, handelnd in des Freundes Lebensweg einzugreifen, indem er ihm vorschlug — es war zu Anfang des Jahres 1848 —, nach Boston zu kommen, wo er dann in Gemeinschaft mit einigen gleichgesinnten Freunden behilflich sein wollte, dem heimatlosen Dichter eine angemessene Existenz zu gründen. Allein die Revolution öffnete F. den Weg zur Heimat, den er sofort betrat. Seine weiteren Schicksale sind bekannt und liegen außerhalb des Bereiches dieser Blätter.

Genüge es hier zu sagen, daß der Abschied in Koblenz einer fürs Leben war; die beiden Dichter sind sich persönlich nicht wieder begegnet. Aber ehe dieser Abschied stattfand, verlebten sie noch manchen schönen Tag zusammen, machte die fröhliche poetische Gesellschaft in St. Goar noch manchen unvergeßlichen Ausflug auf Strom und Burg. Entweder F. und seine Damen besuchten Longfellow in Marienberg bei Boppard, und es wurde drüben Sauermilch gevespert, oder L. kam nach St. Goar, und die Burgen der Umgegend wurden in Gemeinschaft und traulichem Gespräch erstiegen. Einmal pilgerten die beiden Dichter bis nach Johannisberg, expreß, um in Schloß Johannisberger elf Gulden-Wein Schmollis zu trinken. Aber dieser wurde nicht verabreicht, weil Prinz Metternich anwesend war, und sie sich begnügen mußten, ihren Bruderbund mit fünf Gulden-Wein zu besiegeln, der indessen auch nicht zu verachten war, wie beide versicherten. Höchst komisch machte sich nun das „Du“ im Munde des Amerikaners, besonders wenn es in das Englische übertragen wurde. Mancher spätere Brief ist noch unterschrieben: „Lebe wohl, Bruderherz; ever thine, L.“

Ein größerer Ausflug von fast einer Woche, zu welchen F. noch andre Freunde geworben hatte, galt dem Siebengebirge und Köln. Zu diesem stellten sich die lieben Freunde aus Darmstadt ein, Justizrat Buchner und Frau. In Boppard kam Longfellow hinzu, in Rolandseck Simrock, wo die Ruine bestiegen, und der getreue Eckardt, der Maler Schlickum, überrascht wurde; in Königswinter stieß dann der Bürgermeister Krah mit seiner Schwester zur Gesellschaft, und nun

Digitized by Google

ging es Drachenfels und Löwenburg hinan; die Frauen auf Eseln, und da trug es denn nicht wenig zur Erheiterung bei, daß gerade der Grauohr, der die schwerste auf seinem Rücken trug — es war Fräulein v. Gall, eine Kriemhildengestalt —, nicht aufhörte, unter seiner süßen Last ein markerschütterndes gellendes Gewieher ertönen zu lassen. Oben im herrlichen Walde wurde Rast gemacht; sprudelnde Heiterkeit, Witze und Neckereien flogen hin und her; ja, so berauschend wirkte die balsamische Waldesluft und die fröhliche Umgebung, daß Simrock, der ehrwürdige Professor und gelehrte Germanist plötzlich anfing, die ergötzlichsten Purzelbäume zu schlagen. Als endlich aufgebrochen werden mußte, und Fräulein v. Gall sich gar nicht vom weichen Moosteppich trennen konnte, sagte F. zu ihr: „Sie scheinen von der Faulheit Ihres Esels angesteckt worden zu sein!" „Und Sie von seiner Grobheit," war die rasche Antwort, deren Schlagfertigkeit F. selbst am meisten belachte. Wieder in Rolandseck angelangt, teilte sich die Gesellschaft in Neptunisten und Vulkanisten, das heißt die einen tauchten sich noch in die kühle Flut, und die andern bestiegen die Höhen. Und so ging es weiter, nach Köln und seinem Dome, und eine Woche der ungetrübtesten Freude und des wolkenlosesten Himmels blieb unvergeßlich in der Erinnerung, und mußte diese in späteren Jahren oft herhalten und für den schweren Nebel Londons Ersatz bieten. Ein andres Mal kam eine Einladung der liebenswürdigen rheinischen Dichterin A. v. St.,[1]) einer Freundin F.'s und mit diesem schon seit Jahren Briefe wechselnd, in denen sie sich häufig unterzeichnet als „Ihr getreuer Kamerad". Schon manchmal während des Sommers waren Besuche in Geisenheim und St. Goar ausgetauscht worden. Diesmal aber galt der Besuch dem Wisperthal, Adelheids eigentlicher poetischer Domäne. Außer dieser durfte sie aber auch auf mehr realistischem Besitztum ihres Onkels, des H. v. Z.,[2]) später ihres Gemahls, nach Belieben schalten und walten; und so bewirtete sie auf der Kammermühle F., seine Frau, Fräulein v. Gall und Longfellow, die von Lorch aus per Leiterwagen in glühendster Sonnenhitze vergnügt den Weg durch das enge Thal zurücklegten und sich die Forellen der Wisper, Eierkuchen und Salat, sowie den aromatischsten Honig gut schmecken ließen. Auch einige Flaschen Rauenthaler aus dem berühmten Keller des Herrn v. Zabern fehlten nicht. Adelheid war die liebenswürdigste Wirtin, die Gäste in der besten Laune, und so fragt sich's, ob die Kammermühle im Wisperthal je wieder eine fröhlichere, poetischere Gesellschaft unter ihrem Dache beherbergt hat. Aber der Abend sollte allem erst noch die Krone aufsetzen. Von Lorch aus fuhr die Gesellschaft, der sich auch Adelheid angeschlossen, im Nachen stromunter. Es war einer der heißesten Tage dieses heißen Sommers gewesen, und nun sank die Sonne in einem Glutmeere von unbeschreiblicher Pracht. Himmel, Berg und Strom, der Nachen und die Menschen drin, die Tropfen, die von den Rudern fielen, alles war eitel Purpur; dahin glitt der Kahn durch die goldne Herrlichkeit, und in andachtsvoller Stille schauten

---

[1]) Adelheid v. Stolterfoth.

[2]) Herrn v. Zabern.

Digitized by Google

alle hinein. Dann aber machte sich die Begeisterung in lautem Jubel und Gesang Luft. Die Dichter wurden aufgefordert, zu Ehren des unvergleichlichen Abends etwas zu improvisieren[1]) und diesem Wunsche wurde auch bereitwillig entsprochen, und Longfellow begann, worauf F. fortfuhr:

„Wie Gold erglänzt des Ufers Kies,
Wie Gold erglänzt der Berge Kamm;
Das ist das schönste goldne Vließ,
Dem je ein Kahn entgegenschwamm."

Die Gläser klangen, und „hoch, hoch!" tönte es von der Lurlei nieder, deren riesige schwarze Masse jetzt über dem kleinen Boote ragte, und da die goldige Beleuchtung längst erloschen war und der mächtige Fels einen unheimlichen Schatten auf den Strom warf, so ergriff es manch zaghaftes Herz im Boote, wenn auch nicht mit „wildem Weh", so doch mit stillem Grauen. Fest hielt Frau Ida die Hand ihres Gatten, denn für ihn fürchtete sie die Tücke der Lurlei. Aber unbeschädigt stiegen sie alle in St. Goar ans Land, und unvergeßlich blieb ihnen der Tag.

Es traten auf einmal Regentage ein, und an einem solchen schickte der Landrat eine Einladung zum Thee, wie folgt:[2]) worauf F. antwortete: (Erklärung der hl. Ursula, Wasserdoktoren). Ueberhaupt flogen häufig kleine poetische Neckereien hin und her, die vom Landrat Heuberger immer rasch und launig erwidert wurden. So hatte F. seinen, ihm von Longfellow zum Andenken erhaltenen Stock, einmal bei Heubergers stehen lassen und erfahren, daß die elf Jungfrauen, die sich ihr gutes Backfischrecht nicht nehmen ließen, für Dichter zu schwärmen, denselben mit Küssen bedeckt hätten. Er erbat sich seinen Stock mit folgendem Sonett zurück:

Bescheidene Bitte.

Zwei lange Nächte war er nun der Eure!
Der Glückliche! Bei Gott, ich möchte wissen,
Wie oft ihr ihn bedeckt mit euren Küssen,
Und wie er sich dabei geriert, der Teure!

Nicht wahr, sein Kuß litt eben nicht an Säure?
Der süße Schelm! Er hat auch nicht gebissen?
Er war doch stets verliebt und kußbeflissen?
Dazu rasiert, daß euch der Kuß nicht scheure?

Ja, das ist wahr, er hat besondre Gaben;
Doch — alle Freude muß ihr Ende haben,
Und somit auch dies hölzerne Pläsier!

Drückt ihn noch einmal fest an Mund und Wangen,
Dann aber sendet meinen lieben langen
Amerikaner flugs nach Hause mir!

---

[1]) Leider ist Longfellows Improvisation nicht erhalten.

[2]) Leider auch nicht mitgeteilt. Freiligraths Erklärung der hl. Ursula ist ebenfalls nicht erhalten, bezieht sich aber zweifellos auf den fröhlichen Mädchenbesuch im landrätlichen Hause, wie die Wasserdoktoren eine Anspielung auf Marienberg und Longfellow gewesen sein muß.

Auch Fräulein v. Gall, oder Gallina, wie sie gleich umgetauft wurde, mußte sich manche Neckerei gefallen lassen und ging meistens in anmutigster Art darauf ein. Einmal wurde es ihr aber fast zu viel, als F. und Heuberger zusammen, ersterer unter dem Namen Philalethes, letzterer unter dem Rheinfels, zusammen ein Dutzend Sonette sogar mit Lurleischen Typen drucken ließen. Der Scherz war harmlos genug, und die kleinen komischen Vorkommnisse des täglichen Lebens waren allerliebst und mit F.s gewohnter Plastik geschildert. Er hatte auch selbst eine innige Freude daran, und er konnte sich noch in späten Jahren daran ergötzen. Allein Fräulein v. Gall war nicht ganz damit einverstanden, besonders nicht mit dem Druck des Heftchens, und darin hatte sie auch ganz recht. Denn wenn sie auch überzeugt sein konnte, daß jene Neckereien harmloser Natur waren, so konnte man doch nicht wissen, wie sie von andern aufgefaßt wurden, die manche Anspielung nicht verstanden. Und wie leicht fliegt ein solch gedrucktes Blatt in die Weite, wenn es auch wirklich nur in kleiner Anzahl und für Freunde durch die Presse vervielfältigt ist, besonders wenn der Autor einen berühmten Namen trägt. So nahm sie F. das Versprechen ab, die Hefte sämtlich den Flammen zu überantworten, was geschah, und sie niemals jemand mitzuteilen, was er zeit seines Lebens treulich gehalten hat. Nun aber liegt kein Grund vor, weshalb die reizenden Sonette nicht wenigstens teilweise das Licht der Welt erblicken sollten, und so lassen wir ein paar hier folgen.

Bruder Jonathan.

„Du, mehr als Stein! kaltherziger Barbar!
Humaniorum nennst du dich Professor?
O Lug und Trug! Wir wissen's jetzo besser —
Ein Wilder bist du, des Gefühles bar!

Geh! eine Rothaut pack am schwarzen Haar!
Skalpiere sie mit wohlgeschliffnem Messer!
Nimm dann ein Sitzbad, grauser Menschenfresser,
In deiner Heimat grausem Niagar!

Blut-, Sitz- und Vollbad — das nur kann dir dienen!
Beweis: du sahst und liebtest nicht Gallinen!
Welch ein Verbrechen, Transatlantikus!

Wer das begehn kann — wo er immer wohne:
Er ist entmenscht, ist wild und ein Hurone,
Und nimmer rührt mich sein ‚Excelsius'."

Der weibliche Saturn.

„Die Sonne stach mit sommerlichem Feuer,
Da saßen wir, vom Bergesklettern matt,
Hoch auf des Felsen moos'ger Trümmerstatt,
Ein Mahl zu halten unter dem Gemäuer.

Zu anderm Guten hatten wir auch Eier.
Gallina rief: ‚Wohl dem, der Eier hat!

Ein Eichen noch! Ich bin der Nimmersatt!
Gehn macht App'tit' — und schluckte wie ein Reiher.

Da trat, im Antlitz unverstellten Gram,
Gefertigter, der gern die Wahrheit stottert —
Vor das Gedeck Gallinae trat er hin.

Und als er sah mit Zürnen und mit Scham
Die Schalen alle, die sie schon entdottert,
Da sprach er dräuend: ‚Kindesmörderin'."

Der „neue Jakob" [1]) ist Levin Schücking, der damals am Mondsee in der Familie des Fürsten X. eine Hauslehrerstelle bekleidete, und dessen Engagement auf sieben Jahre lautete. Er war, durch die Mitteilungen aus St. Goar angeregt, in eine lebhafte Korrespondenz mit Fräulein v. Gall geraten, die ja auch später zur Verlobung und glücklichen Ehe führte.

Zu den Ereignissen dieses Sommers gehörte nun noch, um die Mitte September etwa, der Ball, den die Stadt Koblenz dem Könige gab, und auf welchem Fr. Seiner Majestät durch H. v. R. [2]) vorgestellt wurde. Friedrich Wilhelm redete den Dichter mit der launigen Frage an: „Herr Freiligrath, Sie sind ja ein guter Weinkenner, ist Ihnen auch der Grüneberger bekannt?" Als F. lächelnd verneinte, sagte der König: „Da gratuliere ich, da gratuliere ich," und die Unterhaltung war beendet. Noch manche andre Vorstellung bei hohen und höchsten Persönlichkeiten erfolgte, von denen Erzherzog Johann, der spätere Reichsverweser sich am längsten und eingehendsten mit F. unterhielt. Er fing damit an, daß er seinen Ahasver mit Vergnügen gelesen habe, wobei F. soviel Anlage zum Höfling entwickelte, daß er den Erzherzog nicht über seinen Irrtum aufklärte, sondern sich nur dankbar verbeugte. Der Erzherzog glaubte wahrscheinlich, jeder moderne deutsche Dichter müsse einmal den Ahasver bearbeitet haben, sonst aber zeigte er sich ganz bewandert in der Litteratur und deren Vertretern, sprach viel von den österreichischen Dichtern, Anastasius Grün und Lenau und lud F. ein, ihn zu besuchen, wo er dann die Bekanntschaft Grüns machen und die Freuden der Jagd genießen könne. Als F. bemerkte, Baron Zedlitz habe ihn erst vor kurzem besucht, erwiderte er: „Ach ja, der gute Zedlitz, mit dem ist es ganz aus als Dichter, seit er bei Metternich arbeitet." Fürst Metternich stand nur ein paar Schritte davon, als diese Aeußerung ganz laut über ihn und Zedlitz gemacht wurde. Ob er sie gehört hat? Die Festlichkeiten zu Ehren des Königs endeten mit einer Bergbeleuchtung des Stolzenfels, zu welcher auch von St. Goar und Boppard aus eine Wallfahrt bewerkstelligt wurde, bei der die Abenteuer des sogenannten „Hospitalschiffs", welches die Patienten der Wasserheilanstalt befördern sollte, aber weil es ein altes ausrangiertes Fahrzeug war, konträren Wind hatte und nicht vom Flecke kam, sehr zur Erheiterung der Gesellschaft beitrugen.

---

[1]) Sonett, mitgeteilt in der Biographie: Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen.

[2]) Herr v. Radowitz.

Der schöne Sommer nahte sich nun seinem Ende; er spendete noch den süßesten Most mit rheinischen Kastanien, aber dann fiel das Laub, und die Schwalben zogen fort, und auch F.s mußten an den Winter denken; so lieb aber war der Rhein ihnen wieder geworden, daß, als sich zufällig eine sehr schöne neue Wohnung fand, gerade der Landungsbrücke gegenüber, sie sich kurz entschlossen und dieselbe mieteten. Die zurückgelassenen Möbel wurden aus Darmstadt herbeigeschafft und sich für den Winter traulich eingerichtet. Eine rheinische Eisenbahn existierte damals noch nicht, sobald also der Strom in Eisesfesseln lag und die Dampfer nicht mehr fuhren, war die Reisesaison zu Ende. So anregend und anziehend diese nun auch gewesen war, und so viele angenehme und interessante Bekanntschaften, ja so manchen Gewinn fürs Leben sie gebracht hatte, so war die Einsamkeit des Winters nun doch doppelt willkommen. Der Strom war auch im Winter schön, und wenn die Eisschollen an der Lurlei sich türmten, und dann tosten und sich rieben und schoben, bis sie sich einen Weg gebahnt hatten, so war das ein großartiger Anblick. Und wenn das Wetter stürmte und tobte, so war es drinnen erst recht heimlich und friedlich. Auch die Muse, die sich beim Geräusch des Sommers ferngehalten hatte, hielt nun wieder Einkehr; und wenn auch F. zunächst viel aus dem Englischen übersetzte, — Tennyson, Mr. Hemans, Longfellow und andre zogen ihn mächtig an — so entstand doch auch manch eignes Lied, das ihn mehr und mehr in einen Kampf hineinzog, von dessen Ernst und Nahebevorstehn er damals noch keine Ahnung hatte. Wohl schlugen einzelne Sturmesvögel mit schwerem Flügelschlag pochend auch an das Fenster des Dichters; wohl ging auch damals schon „ein feindlich Scheiden und Sondern durch die Welt“; aber noch glaubte er auf der „höhern Warte“ zu stehen und sich da behaupten zu können. Es liegt aber nicht im Bereich dieser Erinnerungsblätter, die Kämpfe jener Tage in ihrem Entstehen und in ihrem Wachsen zu verfolgen; nur ein paar frohe Jahre, eine glückliche Episode in dem Leben des Dichters sollen sie festhalten, die gleichsam einen Ruhepunkt bildete vor den politischen Stürmen, die ihn bald und auf immer wegtrieben von dem geliebten Ufer. Der Winter verging rasch in unausgesetzter poetischer Thätigkeit und geselligem Verkehr mit der liebenswürdigen Familie Heuberger, und brieflichem Austausch mit den auswärtigen Freunden. Dieser Austausch war bei F. stets ein bedeutender, der Briefträger immer eine sehr interessante Persönlichkeit. Man muß aber in einer gewissen Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit gelebt haben, um zu erfahren, welch intensives Interesse die erste Morgenablieferung der brieflichen Depeschen in Anspruch nimmt. Aus seinem Fenster konnte F. die lange Gasse bis an die Post übersehen, und es gehörte zu seinem speziellen Vergnügen, zwischen dem Frühstück hindurch den Gang des Postboten zu beobachten von dem Augenblick an, wo er mit gefüllter Tasche das Postbureau verließ. Aber ach, dieser Gang war ein Schneckengang, und stellte oft die Geduld des ihn mit Spannung Erwartenden auf eine harte Probe; denn der St. Goarer Briefträger war nicht allein hochbetagt und halb lahm, er betrieb auch noch das löbliche Schuhflickerhandwerk, und neben der Brieftasche hing noch am Arm der Sack mit repariertem

Digitized by Google

Schuhwerk aller Art, was ihm offenbar viel wichtiger war als die Post. Da mußte man mit ansehen, daß in einem Hause ein paar Stiefel abgeliefert wurden und die genaue Hausfrau an der Hausthür eine Viertelstunde lang mit ihm um den Preis feilschte; oder er verschwand mit einem paar Pantoffeln in eine andre Hausthür und kam erst nach langen Minuten wieder zum Vorschein, während der Dichter am Fenster auf die Kölnische Zeitung zappelte, die wahrscheinlich sein neuestes Produkt oder eine günstige Rezension oder was sonst Interessantes enthielt. Endlich, endlich bog er in das Gäßchen ein, welches zu F.s Wohnung führte, und wenn er dann noch auf der Straße bedächtig die verschiedenen Depeschen auskramte, drehte sich F. wohl vergnügt um und sagte: „Beladen mit Paketen, naht er der Wohnung des Poeten."

Der Frühling kam, die Sonne, welche gerade drei Monate im Winter für die Bewohner von St. Goar unsichtbar bleibt, sandte ihre Strahlen wieder über die Felsen hinüber und schaute in das Städtchen hinein. Schwalben und Nachtigallen kehrten wieder, und mit ihnen der Strom der Reisenden. War schon im vergangenen Sommer die Anziehungskraft von St. Goar und F. groß gewesen, so wurde die Gegenwart von Geibel in diesem Sommer zu einem doppelten Magnete. Schon im Mai des Jahres klagte F. in einem Briefe an Verwandte über — — — — — — — — — — — — — — — —[1]) allein die Freude an der Bekanntschaft so manches tüchtigen Menschen und hervorragenden Poeten, überwog doch die Störung durch eine Menge Gleichgültiger, die eben mit in den Kauf genommen werden mußten. So brachte das Frühjahr den dänischen Dichter Hans Christen Andersen, der durch seinen Roman „O. T.", „Nur ein Geiger", „Improvisator" und „Märchen" sich schon längst einen Platz in dem Herzen F.s und seiner Gattin erobert hatte. Nun gewannen sie sich persönlich lieb. F. erzählte, wie das Märchen vom „Meerweibchen" den braunen Augen seiner Frau endlose Ströme von Thränen gekostet habe, und Andersen meinte, er habe es auch unter Thränen geschrieben, da sei das Mädchen hereingekommen mit dem Abendbrot und weil er sich seiner Weichheit geschämt, habe er „snell das Licht ausgeslossen!" Beide Dichter schieden als Freunde, und Andersen erhielt das Versprechen, daß ein an ihn gerichtetes, angefangenes Gedicht bald vollendet werden sollte. Der Anfang lautete:

„Du bist gewiß den Störchen nachgezogen,
Daß du sie liebst, das wußt' ich lange schon.
Sie schwirrten auf, sie sind davon geflogen;
Auf und davon! — das ist ein lust'ger Ton!
Du sahst empor: die weißen Federn wallten;
Sie blitzten flockig in der Sonne Strahl;
Da stand es fest! Was laß ich hier mich halten?
Fort in den Süden wiederum einmal."

„Und nun zu Schiff! Es hat dich gern getragen; ..."

---

[1]) Diese Zeile ist unausgefüllt geblieben.

Digitized by Google

Das Versprechen ist nicht gehalten worden. Die Stimmung war vorüber. Wohl aber dichtete F. etwa zehn Jahre später ein Lied an ihn, eine poetische Epistel, aber aus einer andern Tonart. Beide Dichter begegneten sich in London auf der Straße, und Andersen fingierte, F. nicht zu erkennen, was er nachher damit entschuldigte; „am Rhein machten Sie mir einen braunen Eindruck, jetzt einen weißen." Erzürnt über diese Verleugnung, und in einer etwas gereizten und erbitterten Gemütsverfassung, schrieb F. jene Epistel, welche die Schwächen des dänischen Dichters auf etwas unbarmherzige Art geißelt. So lösten die politischen Kämpfe damals manches Freundschaftsband.

Nun kam Geibel zu längerem Aufenthalt nach St. Goar; seine echte edle Dichternatur, sein liebenswerter Charakter fand sich bald zu F. hingezogen, und auch dieser brachte dem etwas jüngeren Genossen im Parnaß die vollste Anerkennung entgegen, so daß bald ein inniger Freundschaftsbund entstand, der nie eigentlich gebrochen ward, wenn auch politische Meinungsverschiedenheit und Lebensschicksale später einen Stillstand des freundschaftlichen Verkehrs zur Folge hatten. Der damals noch jugendliche, etwas hyperpoetische, stets zu Gesang und Improvisation bereite Geibel, brachte ein neues frisches Element in den St. Goarer Kreis, und wirkte besonders auf die weibliche Jugend elektrisierend. Er mußte das aber wohl gewohnt sein, und da er noch keine Lust verspürte, seine goldne Freiheit einzubüßen, hatte er kein Geheimnis daraus gemacht, daß sein Herz versagt sei. Allerdings war der Gegenstand seiner ...[1]) Begeisterung ein unerreichbarer Stern und hinderte ihn nicht im mindesten die Liebenswürdigkeit und Schönheit anzubeten, wo sie ihm entgegen trat. Aber er hatte doch vor seinem Herzen eine Warnungstafel aufgestellt, worauf zu lesen war: Verbotener Eingang, und wonach sich zu richten. Das war keine üble Taktik, denn wenn auch jede vielleicht im geheimsten Innern hoffen mochte, den fernen Stern zu verdunkeln, so blieb doch alles im heitern Geleise des reizendsten poetischen Verkehrs, den keine tiefern Gefühle störten und beeinträchtigten. Nur ganz zum Schluß der Saison hatte ein naives hübsches Schweizerfräulein die Warnungstafel nicht hinlänglich beachtet, oder sich trotz derselben für die vom Schicksal auserwählte gehalten, besonders da auch ihre Namen harmonierten oder doch der ihrige mit den Initialen E. G.s anfing. Kurzum ein Roman stieg drohend am Horizonte auf. Da nahm Endymion Geibel eilig Abschied, und konnte mit F.s „ausgewandertem Dichter" nur etwas verändert, ausrufen:

„Dem Hasse nicht — einzig der Lieb' entfloh ich!"

Aber wie gesagt, das war am Ende des Sommers, der trotz seines regnerischen veränderlichen Charakters zu unzähligen hübschen Spaziergängen Gelegenheit gab; und reifte auch in diesem Sommer kein edler Trank der Labe, so war der vom vorigen Jahre um so besser geraten, und es wurde sein mildes Feuer hinlänglich gewürdigt, wenn bei einem Mondscheinspaziergang, der Lurlei gegenüber, plötzlich eine Nymphe im weißen Gewande einen Blätterkranz in den blonden Haaren,

---

[1]) Fehlt ein unleserliches Wort.

aus dem Felsenschatten hervorsprang, den beiden Dichtern den silbernen Becher darreichte und sagte:

„Seht, der Mond scheint in den Wein,
Laßt es ein fröhlich Trinken sein!"

Solcher allerliebster Ueberraschungen dachten sich die jungen Mädchen häufig aus; es war ihrer eine ganze Schar, und besonders Mathilde Heuberger, sehr talentvoll und poetisch begabt; aber alle anmutige Erscheinungen und alle Nuancen vertreten vom hellblondesten Haar und blauen Augen bis zu dem dunkeln Lockenkopf und den schelmischen schwarzen Augen von F.s Schwägerin M. M.[1])

Da blieb keine Ruine in der Umgegend unerklettert, kein Seitenthal unbesucht, und immer neue Schönheiten der Gegend wurden entdeckt. Meistenteils schlossen sich diesen Ausflügen auch noch interessante Fremde an, denen F. die Honneurs des Rheines machte, denn er war stolz auf das herrliche Land; und auch manchen Sohn Albions, manchen Verehrer von jenseits des Atlantischen Ozeans führte er darin herum. Von heimischen Berühmtheiten, die zu kürzerem Aufenthalt nach St. Goar kamen, nennen wir Kinkel und seine Frau, die sich auf ihrer Hochzeitsreise befanden; F. Hiller (der eine schöne Komposition von „So laß mich sitzen ohne Ende" in das Album schrieb); A. Schrödter, H. v. Fall.[2]) Auerbach, Willibald Alexis, Drächsler-Manfred, Smets, Moritz Carriere, Kanzler v. Müller, Kobell, Justinus Kerner und sein Rickele und noch so mancher andre. Auch Schücking und Fräulein v. Gall, aus denen nun wirklich ein glückliches Brautpaar geworden war, verweilten ein paar Wochen. Schücking war noch ganz im Gespensterglauben vertieft damals, und konnte seine Zuhörer und sich selbst in ein derartiges Gruseln hineinreden, daß er nicht ohne Begleitung zu Bett zu gehen vermochte und Geibel gar manches Mal sein Licht auslöschen mußte. Die drei Dichterfreunde nahmen sich dazumal vor, diese Stimmung poetisch festzuhalten. Geibel dichtete sein „Grafenschloß", Schücking — — —,[3]) F. kam aber nicht über den Anfang, den wir hier mitteilen:

„Ihr losen Blätter! Einst als Buch gebunden,
Ruht ihr vielleicht auf einer Fürstin Tische!
Nach Mittag ist es: Schwüle dumpfe Stunden!
Kaum vor den Fenstern regen sich die Büsche!
Still, alles still! Im Hof kein wiehernd Roß,
Die Trepp' hinunter kein Geklirr von Sporen!
Sieste, scheint es, hält das ganze Schloß,
Und dämmrig brütet's in den Korridoren.

„Gespensterzeit! — Die Nacht hat ihre Schauer,
Doch durch den Tag auch wandeln Graulichkeiten;
Der helle Tag durch Riegel auch und Mauer
Sieht leise schwebend die Verstorbnen gleiten!"

---

[1]) Maria Melos.

[2]) Hoffmann v. Fallersleben.

[3]) Nicht ausgefüllt.

Digitized by Google

Auch Saphir verweilte einige Tage und zeigte sich nicht nur als witzsprudelnden, sondern auch als recht liebenswürdigen, gemütlichen Menschen. Er wurde nie müde zu erzählen, und man kam dabei nicht aus dem Lachen heraus. Bei einer Mondscheinpartie auf die „Katz“ nahm es sich hübsch aus, wie in dem gegenüberliegenden St. Goar ein langer Fackelzug sich in Schlangenlinien den Rhein entlang bewegte. Es galt diese Ovation dem evangelischen Geistlichen des Orts, dem würdigen Pfarrer X, der sein 25 jähriges Dienstjubiläum feierte. Saphir übernahm nun droben auf der alten Burgruine die Rolle des Jubelgreises und dankte in improvisierter höchst launiger und geistreicher Rede dem anwesenden Publikum, welches sich malerisch um den alten Turm gelagert hatte; in humoristischer Weise die Leiden und Freuden eines Landgeistlichen während einer langen Amtsthätigkeit schildernd. Dann wurden Lieder gesungen, und die mächtige klangvolle Stimme von Fräulein v. Gall schallte in der stillen Nacht bis an das Ufer hinüber. Diese ebenso talentvolle Schriftstellerin wie Sängerin, gab kurz darauf eine anziehende Schilderung dieser nächtlichen Scene im Morgenblatt, nach der wir aber bisher vergebens gesucht haben. Es war übrigens ein Glück für die muntere, poetische Gesellschaft, daß ihre Stimmen auf das alte Gemäuer nicht die Wirkung übten wie die Posaunen von Jericho. Sehr wackelig muß es schon damals gewesen sein; denn einige Jahre später stürzte der alte Turm zusammen. Zugleich mit Saphir kamen die Schauspieler Winterberger und Laroche aus Weimar nach St. Goar. Winterberger hatte in Mainz an der Table d'hote das Mißgeschick gehabt, ein Hühnerknöchelchen zu verschlucken, und bildete sich ein, es stecke noch in seinem Schlunde. Er nahm die Sache sehr ernst und ließ sich ganz als Kranker behandeln. Da aber der geschickte Arzt von St. Goar, Medizinalrat Dr. R. bestimmt versicherte, der Knochen wäre nicht mehr da, also auch keine Gefahr und nur noch ein wundes Gefühl im Halse zurückgeblieben; so konnte F. nicht widerstehen, auf Kosten des malade imaginaire einige fortwährende gute Witze zu reißen. So zum Beispiel stellte er ihn vor als: „Armen Schlucker, der am Knochenfraße leide.“ „Sie pfuschen mir ins Handwerk, Freiligrath,“ meinte Saphir, und allerdings war ihm Fr. im Wortspiel ganz ebenbürtig. Und doch schüttelte sie Saphir nur so aus dem Aermel; bei einer raschen Fahrt mit dem schnellen neuen Dampfer „der König“ sagte er: „Das ist der erste König, mit dem ich gut fahre!“ Der Frau Ida klebte er sein lithographisches Porträt ins Album und schrieb darunter:

Wollt ihr wissen, wer das ist?
Dieser ist ein — „Humorist“!
Stachlich, kaustisch, bitter, wild,
Aber doch im Herzen mild;
Ist das nicht ein saubres Bild?“

St. Goar, am 14. August 1843. M. G. Saphir.

Sein unschönes Antlitz mußte überhaupt oft zu seinen Witzen herhalten. Ein andermal schrieb er unter sein Bild: „Dies Bildnis ist bezaubernd schön;“ oder „zum Brechen ähnlich“.

Digitized by Google

Mathilde Heuberger, die zweite Tochter des Landrats, war ein poetisch begabtes Mädchen und hatte Talente mancherlei Art. Zu diesen gehörte die Bereitung einer trefflichen Maibowle und auch ihr hätte ein Orden gebührt „am Orangenbande ꝛc.“ [1]) (siehe Ges. Dicht.). Allerdings durfte sie frei im Keller schalten und Papa Heuberger gab willig seinen süffigen Segen für die durstigen Poetenkehlen; hatte er doch auch seine Freude daran, wenn diese hochbegeistert sein gastlich Haus leben ließen, wenn Geibel improvisierte und der liebe alte Justinus auf der Maultrommel blies und dann sein dickes Doppelkinn zum Kusse für männiglich hinhielt. Auch wurde er von F. damit getröstet, er könne einst das Loch, welches die Poeten in seinen Keller getrunken, für Geld stehen lassen. Außer dieser negativen Sehenswürdigkeit zieht St. Goar doch auch noch heutigen Tages einen positiven Nutzen aus der damaligen Poetenzeit; ohne die beiden Dichter wäre die schöne Nußbaumallee, die nach dem Rheinfels führt, längst nicht mehr vorhanden. Als sie eines Tages in Gesellschaft des Landrats hinaufwanderten und die schönen Bäume bewunderten, sagte dieser, sie würden nun am längsten gestanden haben; denn die Gemeinde habe sie an etliche Schreiner verkauft, die sie nächstens fällen wollten. Da entstand ein Sturm der Indignation, in welchen die Frauen wacker einstimmten. Der Landrat mußte versprechen, Schritte zur Rettung der Bäume zu thun, und hielt auch redlich Wort. Der damalige Kronprinz von Preußen hatte unlängst die schöne Ruine käuflich erworben, nicht aber die Allee, die hinauf den Weg beschattete. Auf die Darstellung der Sachlage hin seitens des Landrats erfolgte nun sofort der Bescheid, daß der Kronprinz auch die Allee kaufen wolle, und so heißt es heute noch („Vision“):

„Am Weg, der nußbeschattet
Zum Rheinfels führt empor,“ [2])

Noch ein andrer Künstler im Brauen eines guten Trankes hielt sich zu St. Goar auf in der Person eines pensionierten Offiziers, des H. v. V.,[3]) der sich herzlich freute, wenn die Poeten ihn einmal betneipten und dessen liebenswerte Gattin in der Küche ebenso große Kunstfertigkeit entwickelte. Bei einer solchen Gelegenheit erzählte der gesprächige Wirt, wie er noch dabei gewesen, als Prinz Ludwig von Preußen den Einfall gehabt habe, sich den Haarzopf abzuschneiden; ganz entzückt von dieser drastisch geschilderten Scene kommt F. kaum zu Hause an, als sich ihm die Anekdote schon dichterisch rundet, und in aller Frühe steht das Gedicht schon, sauber abgeschrieben, auf dem Papier. Da sieht er vom Balkon den Herrn v. Vitzthum unten auf den Dampfer warten; er tritt zu ihm und fragt ihn, ob er seine gestrige Anekdote in Versen hören wolle, liest ihm dieselbe vor und fragt, ob es so richtig sei. Das Erstaunen des alten Herrn war maßlos: „Habe ich Ihnen das gesagt? Habe ich das gemacht?“ fragte er in naivster Verwunderung. Der Name Vitzthum gab F. ein andres Mal Gelegen-

---

[1]) An Fräulein Ella Halske.

[2]) Es stehen heute leider nur noch vier der alten Bäume!

[3]) Herr v. Vitzthum.

Digitized by Google

heit zu einem seiner beliebten Reime auf Schlagwörter. Zu einem Bazar für einen wohlthätigen Zweck hatte F. die Miniaturausgabe seiner Gedichte beigesteuert; H. v. Vitzthum hatte dieselbe zu höherem als dem Ladenpreis angekauft und bat F., etwas hineinzuschreiben. Dieser willfahrte gern und schrieb:

„Daß dieses niedliche Besitztum
Er viel zu teuer acquiriert,
Wird dem verehrten Herrn v. Vitzthum
Hiermit vom Autor attestiert."

So verrauschte der zweite Sommer in St. Goar. Mitten in seinem Lärm und seinem Fremdengewühl hatte F. gedichtet, aber welchen Gegenstand er auch behandeln mochte, es wurde ihm alles unter den Fingern politisch, es bekam alles eine politische Färbung. Er fühlte dieses Unvermeidliche anfangs mit Wehmut, wie er dies in seinem „Flecken am Rhein" so köstlich ausspricht. Er nimmt Abschied von der Romantik und widmet ihr noch *eine* Stunde voll und ganz. Dann, wie der Strom der Fremden wieder verschwunden war, wie der Dichter wieder einsam auf seiner Stube saß, entstand ein Gedicht nach dem andern. Aber seine Muse trug Helm und Panzer und Schwert; noch war es nicht die Phryger Mütze, in der sie ihm einige Jahre später erschien; noch hätte mit Forum und Rednerbühne sie sich begnügt, mit „Freiheit und Recht", mit Abschaffung der Zensur und andern Ueberresten einer schmachvollen Periode; noch sang sie von der „Knospe Deutschlands" nur mit hoffnungsvollem Sehnen und begehrte bescheiden, was zu entbehren uns jetzt eine Unmöglichkeit dünken würde. Aber es genügte, um den Dichter zu verfolgen, um ihn von Haus und Herd zu treiben. Aber „einmal noch und ganz in seiner vollen Glorie Glanz" hatte er das romantische poetische Leben an dem heimischen Strom genossen und seine Seele damit erfüllt. Und dann war er fortgezogen in die Fremde.



Rückblick auf mein Leben.

Vom

Wirklichen Geheimen Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner.**

IV.

Bei der Bundestagsgesandtschaft und der Bruch mit dem Minister v. Manteuffel.

Die neue preußische Bundestagsgesandtschaft schloß die heterogensten Elemente in sich. Der Chef derselben, General v. Rochow, war schon früh aus der Armee in die Diplomatie übergegangen, hatte in früherer Zeit liberale Anflüge gehabt, sich derselben jedoch bald gründlich entledigt und war jetzt, als preußischer Ge-

Digiti

sandter in Petersburg, ein unbedingter Verehrer und Bewunderer des Kaisers Nikolaus, dessen Wünsche ihm Befehle waren. Die Sprache seiner aus Petersburg datierten Depeschen strotzte von Servilismus und Adoration für den russischen Kaiser. Unvergeßlich ist mir eine Stelle aus einer seiner Depeschen, welche er während der Anwesenheit des Kaiser Nikolaus in Warschau im September 1830 an den König richtete, der den Grafen Brandenburg nach Warschau geschickt hatte. „So ist," schrieb General v. Rochow, „hier die Lage. Sie trägt große Schwierigkeiten und Gefahren in sich. Alles ist gegen uns, aber drei treue Anhänger zählen Euer Majestät hier: Ihre Majestät die Kaiserin, Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin und mich Euer Majestät allerunterthänigsten treugehorsamsten Diener." General v. Rochow war ein Bruder des gleichnamigen, während der ersten Regierungszeit Friedrich Wilhelm IV. sehr einflußreichen Ministers des Innern.

Dieser Persönlichkeit zur Seite stand nominell als Gesandtschaftsrat Herr v. Bismarck-Schönhausen, damals in der schönsten Blüte des männlichen Alters, sechsunddreißig Jahre alt. Seine Charakteristik zu entwerfen, haben seitdem die Ereignisse übernommen. Eine dritte Persönlichkeit war der Attaché der Gesandtschaft Graf Lynar, ein junger vornehmer Mann, von dem Schlage, wie sie gewöhnlich sind, von dem ich daher auch nichts Besonderes zu sagen weiß, als daß er, wenn ich nicht ganz falsch berichtet bin, einige Jahre darauf seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte.

Inmitten dieses eigentümlich komponierten Kreises bildete ich selbst wieder ein heterogenes Element. Ich galt für einen gemäßigten Liberalen und halben Gothaner. Ich hatte es deshalb für richtig gehalten, dem Chef unsrer Mission gegenüber eine ganz bestimmte Position einzunehmen. Ich hatte ihm mit der größten Offenheit erklärt, ich würde selbstverständlich die Geschäfte in der Art erledigen, wie dies in seinen Wünschen läge und mir nur vorbehalten, in wichtigen Fragen, in welchen ich andrer Meinung sei, ihm diese gewissenhaft zur Erwägung auszusprechen. Dagegen aber hätte ich mir fest vorgenommen, während der Dauer meines Frankfurter Aufenthaltes Privatbriefe nur an meine Frau zu schreiben, welche sich um Politik in keiner Weise kümmere; an meine Freunde und Bekannte aber keinerlei Mitteilungen zu richten. General v. Rochow, welcher falsch war wie ein Rechenpfennig, beteuerte mir zwar, ich besäße sein volles Vertrauen und möge mir ja keinen solchen Zwang auferlegen, war aber doch offenbar sehr befriedigt, als ich auf meinem Vorsatze beharrte.

Am 15. Mai trat Preußen in den restaurierten Bundestag ein. Ich muß hier aber noch eines Vorganges Erwähnung thun, welcher unmittelbar vor diesem formellen Wiedereintritt stattfand. Herr v. Rochow kam von seiner ersten Unterredung mit dem österreichischen Bundestagsgesandten, dem Grafen Thun, sehr befriedigt zurück und teilte Herrn v. Bismarck und mir mit, daß er mit dem Grafen Thun verabredet habe, uns beide in der Mittagsstunde dem österreichischen Bundestagsgesandten vorzustellen. Als die verabredete Stunde gekommen war, begaben wir uns in das in der Eschenheimerstraße gelegene Bundes-

Digitized by Google

palais. Als wir dort durch eine lange Reihe von Gemächern in das Arbeits- und Empfangszimmer des Grafen Thun geführt wurden, fanden wir jene Gemächer von einer Menge österreichischer Offiziere und Zivilbeamten angefüllt, und wir, oder wenigstens Herr v. Bismarck und ich, hatten das Gefühl, als sollte diese Wanderung das Kaudinische Joch bedeuten und uns zum Bewußtsein bringen, daß wir die Besiegten von Olmütz wären. Graf Thun empfing uns mit äußerster Liebenswürdigkeit und richtete an mich eine Menge geschäftlicher Fragen, während er Herrn v. Bismarck weniger ins Gespräch zog. Als wir uns wieder entfernt hatten, wandte sich Bismarck an mich mit vor Aufregung bebender Stimme: „Haben Sie gesehen," fragte er mich, „wie Thun mich behandelt hat? wie er mich hat links liegen lassen?"

Ich muß hier noch eine andre höchst charakteristische Anekdote anführen. Mit Bismarck hatte ich einen Spaziergang auf der Promenade gemacht, und wir kehrten nach unserm Hotel, dem Englischen Hofe zurück. Als wir am Bundespalais in der Eschenheimerstraße vorüber kamen, fiel Bismarcks Blick auf die schwarz-rot-goldne Fahne, welche auf dem Dache des Bundespalais flatterte. Er hatte mich untergefaßt, und als er diese damals sehr verrufenen Farben erblickte, drückte er mit der äußersten Heftigkeit meinen Arm an sich und rief: „Sehen Sie, die Schurken, jetzt haben sie die schwarz-rot-goldne Fahne aufgepflanzt, wenn es ihnen paßt, werden sie die rote aufpflanzen!" Oft habe ich im Jahre 1866 dieser Aeußerung gedenken müssen, wo Bismarck mit einem Male im Namen Preußens als Grundlage der beantragten Bundesreform das Programm des äußersten Radikalismus, das heißt die Berufung eines deutschen Parlamentes, hervorgegangen aus allgemeinen direkten und geheimen Wahlen am Bundestage beantragte. Damals war er es, der auf diese Weise im Gegensatze zu Oesterreich die rote Fahne aufsteckte.

Je mehr ich in einer späteren Periode mich im Gegensatz zu der wüsten, gewaltsamen und in den gefährlichsten Experimenten sich ergehenden Politik Bismarcks befand und an diesem Gegensatz stets festgehalten habe, desto mehr sehe ich mich verpflichtet, hier anzuerkennen, daß Bismarck gleich bei seinem damaligen Eintritt in die praktischen Geschäfte einen raschen und gesunden Blick für diese letzteren dokumentierte.

Herr v. Rochow hatte in einer langen Konferenz mit dem Grafen Thun, auf welche er sich geschäftlich gar nicht vorbereitet hatte, ein vorläufiges Arrangement für die Geschäftsbehandlung der nächsten Wochen getroffen, welches unsern spezifisch preußischen Interessen sehr nachteilig war. Als ich von diesem Arrangement Kenntnis erhielt und Bismarck sofort aufsuchte, um ihm meine Unzufriedenheit mit dem Vorgefallenen auszusprechen, kam er mir sogleich mit der Versicherung entgegen, er habe bereits an den General v. Gerlach, den vertrauten Generaladjutanten des Königs Friedrich Wilhelm IV. geschrieben und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß General v. Rochow diese Angelegenheit abgemacht habe, ohne weder mit ihm noch mit mir vorher darüber Rücksprache zu

nehmen.[1]) In der That zeigte sich denn auch Herr v. Rochow bei jeder Gelegenheit in einem wahrhaft bedenklichen Grade zuvorkommend gegen die Oesterreicher, und bald wurde es Bismarck und mir unzweifelhaft, daß Herr v. Rochow trotz seiner beinahe abgöttischen Verehrung für den russischen Kaiser gerne seinen Petersburger Posten mit dem des preußischen Gesandten am Bundestage vertauscht hätte und am liebsten definitiv in Frankfurt geblieben wäre.

Der General v. Rochow war, wie man annahm, immer sehr geneigt gewesen, sich polizeilicher und sonstiger Späher zu bedienen, um sich direkt erwünschte Auskünfte zu verschaffen oder auf die Haltung der Presse einzuwirken. Dieser Neigung vermochte er auch während seiner interimistischen Stellung in Frankfurt nicht ganz zu entsagen. Von Berlin aus war uns nach Frankfurt ein Assessor Rudlof nachgesandt worden, welcher für die Beeinflussung der Presse verwendet werden sollte. Mir war Rudlof seit vielen Jahren genau bekannt. Mit ihm besprachen Rochow und Bismarck eingehend diejenigen Dinge, welche mir als Halbliberalem verborgen bleiben sollten; ich erfuhr aber sofort, was man in jenem Lager vorhatte, durch die vertrauten Mitteilungen Rudlofs. So kamen denn auch die Versuche zu meiner Kenntnis, welche man von seite der hochkonservativen Partei machte, den in Koblenz mit seiner Gemahlin residierenden Prinzen von Preußen noch genauer als bisher zu überwachen und ihn schließlich der mit Liberalismus verpesteten Atmosphäre der Rheinprovinz zu entrücken und ihn wieder in die gesunde Potsdamer Luft zu bringen.

Um schließlich ein Beispiel zu geben von der Art und dem Leichtsinn, mit welchem Herr v. Rochow die Geschäfte zu behandeln pflegte, möge noch ein Vorgang hier erwähnt werden, der bald nach unsrer Ankunft in Frankfurt stattfand. In der zweiten Hälfte des Mai 1851 fand eine Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Nikolaus und König Friedrich Wilhelm IV. in Warschau statt, zu welcher sich auch der Kaiser Franz Joseph mit dem Fürsten Felix Schwarzenberg einfand. Der König hatte auch den General v. Rochow nach Warschau entboten. Dort waren zwei wichtige Vereinbarungen getroffen worden. Unter russischer Vermittlung war zwischen Oesterreich und Preußen ein Vertrag geschlossen worden, in welchem sich beide Staaten gegenseitig auf die Dauer von drei Jahren ihren Besitzstand garantierten. Dieser Vertrag sollte *absolut geheim* gehalten werden. Zu gleicher Zeit hatte man sich über die dänische Erbfolge geeinigt und zwar dahin, daß der dänische Gesamtstaat erhalten bleiben und der Prinz Christian v. Glücksburg bei dem Aussterben des Mannesstammes succedieren solle. Auch dieser Vertrag sollte vorläufig wenigstens geheim bleiben. Herr v. Rochow war in die Unterhandlungen über diese beiden Angelegenheiten eingeweiht worden und brachte Abschriften beider Verträge nach Frankfurt mit. Als ich den Tag

---

[1]) In Bismarcks Briefen an den General Leopold v. Gerlach (herausgegeben von Horst Kohl, Berlin, O. Häring 1896) findet sich in dem ersten Briefe Bismarcks auf Seite 3 allerdings eine Stelle über Rochows Geschäftsführung, aber es handelt sich dort nicht um die im Texte erwähnte Angelegenheit.

Digitized by Google

nach seiner Ankunft zum Vortrag zu ihm kam, erzählte er mir von den Warschauer Unterhandlungen und deren Resultate und wollte mir die Abschriften beider Verträge mitteilen, als sich fand, daß Herr v. Rochow diese äußerst sekreten Aktenstücke unter einem Wuste sonstiger unbedeutender Geschäftssachen gebracht und sie mit diesem dem Hofrat Kelchner, dem Vorstande des Bureaus übergeben hatte. Sofort stürzte ich nun auf die Kanzlei, um zu verhindern, daß man dort von den sekreten Papieren Kenntnis nehme, und in der That gelang es mir noch zu rechter Zeit, jene beiden Verträge der Kenntnis der Bureaubeamten zu entziehen.

Etwa zehn Wochen mochten seit unsrer Ankunft in Frankfurt vergangen sein, als der Minister v. Manteuffel Schritte that, welche nach außen und innen Zeugnis geben sollten, von dem „Bruche mit der Revolution". Für die innere Politik war es in dieser Beziehung entscheidend, daß die neue Kreis- und Gemeindeordnung, welche man ein Jahr vorher mit den Kammern vereinbart hatte, und die nun ihrer Einführung entgegensah, jetzt suspendierte und daß statt derselben zunächst provisorisch der frühere Zustand in Kreis und Gemeinde wiederhergestellt wurde. In betreff der deutschen Verhältnisse aber hatte man sich mit Oesterreich über eine Reihe von Anträgen geeinigt, welche man gemeinsam am Bundestage stellen wollte und deren Tendenz dahin ging, unter weitreichenden und zum guten Teil unberechtigten Eingriffen in die Verfassung der einzelnen deutschen Länder nicht bloß unreife Ueberschwenglichkeiten des Jahres 1848 zu beseitigen, sondern auch wohlbegründete Rechte ungebührlich einzuschränken. Jetzt war für mich die Zeit gekommen, mich aus Frankfurt zurückzuziehen. Ich wandte mich daher brieflich an den mir näher bekannten Grafen Schlieffen, welcher in der politischen Abteilung des Ministeriums jetzt der Hauptarbeiter war und das volle Vertrauen des eigentlichen Machthabers besaß. Ich stellte ihm vor, daß die Geschäftseinleitung nunmehr vollzogen und der Zeitpunkt gekommen sei, wo derjenige in Frankfurt einzutreten habe, der dauernd dort bleiben solle. In der That erfolgte denn auch nunmehr meine Abberufung von Frankfurt.

Ich verließ diese Stadt mit der bestimmten Absicht, mich aus dem aktiven Staatsdienste zurückzuziehen und mich in keiner Weise an der Manteuffelschen Politik zu beteiligen, die mir schwach und würdelos erschien. Es begann nun ein eigentümlicher Kampf. Der Minister v. Manteuffel, welcher natürlich diesen meinen Entschluß nicht kannte, versuchte mich in die handelspolitische Abteilung des Ministeriums hinüber zu manövrieren, ich aber hielt an meinem Rechte fest, in der politischen Abteilung beschäftigt zu werden.

Am 19. August trat ich den mir noch in Frankfurt bewilligten sechswöchentlichen Urlaub an und befand mich gerade in Blankenburg, als ich am 25. September, abends spät, die folgende telegraphische Depesche von dem Minister erhielt: „Ich ersuche Sie, sich ohne Verzug nach Magdeburg zu begeben, um dort den Vorsitz in der Elbschiffahrtskommission von Herrn Delbrück zu übernehmen. Der letztere wird Ihnen das Nähere mitteilen. Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß Sie spätestens am 27. in Magdeburg eintreffen. Sie wollen mir umgehend

Digitized by Google

per Telegraph den Empfang dieser Depesche anzeigen." Ich antwortete dem Minister am folgenden Tage, daß ein Fußleiden es mir unmöglich mache zu reisen und daß mich dasselbe wahrscheinlich noch für längere Zeit an das Zimmer fesseln würde. Ich sei daher nicht in der Lage, das mir zugedachte Kommissarium zu übernehmen.

Zwei Tage später schrieb ich aus Blankenburg folgenden Brief an den Minister v. Manteuffel: „Euer Excellenz habe ich bereits anzuzeigen die Ehre gehabt, daß ein Fußübel, an welchem ich seit kurzem leide, mich außer stande setzt, in diesem Augenblick zu reisen. Ich werde daher auch nicht mit dem Ablaufe meines Urlaubes in Berlin einzutreffen vermögen, welcher von Euer Excellenz mir noch während meiner Anwesenheit in Frankfurt auf sechs Wochen bewilligt und von mir am 19. vorigen Monats angetreten, den 30. dieses Monats endigt. Ich muß diesen Umstand um so lebhafter bedauern, als ich hierdurch verhindert werde, Euer Excellenz persönlich ein Gesuch vorzutragen, welches ich nunmehr nicht länger anstehen darf, Hochdenselben schriftlich vorzutragen.

Es handelt sich um meine amtliche Stellung im Ministerio und insbesondere um mein dienstliches Verhältnis zu beiden Abteilungen. Seit meinem ersten Eintritt in das Ministerium — im Sommer 1839 — bis zum Jahre 1844 bin ich in der zweiten Abteilung des Ministerii beschäftigt gewesen. Im Jahre 1844 dagegen unterzog ich mich behufs meiner Zulassung zu der eigentlichen politischen Carriere dem diplomatischen Examen und ward darauf als Legationssekretär der Bundestagsgesandtschaft zugeteilt. Die politische Abteilung wurde damals grundsätzlich mit Beamten besetzt, welche der auswärtigen Carriere angehörten und der Regel nach nur auf einige Jahre in das Ministerium traten, um demnächst eine selbständige Stellung im Auslande zu erhalten. Der Herr Minister v. Bülow sowohl, als später der Baron Kanitz hegten den Wunsch, neben diesen wechselnden Elementen ein bleibendes in die politische Abteilung hereinzuziehen; es wurden mir in diesem Sinne Eröffnungen gemacht, und im Sommer 1847 wurde ich als vortragender Rat in das Ministerium versetzt.

Im Augenblick meines Einrückens trat das eigentümliche Verhältnis ein, daß Baron Schleinitz, bis dahin erster Rat in der politischen Abteilung und bereits zum Gesandten nach Konstantinopel ernannt, noch ein Jahr lang faktisch in seiner Stellung in der politischen Abteilung verblieb. In Ermangelung der nötigen Vakanz in der politischen Abteilung, wurde ich zwar in dieselbe versetzt, zugleich aber ward mir ein Teil desjenigen Decernates übertragen, welches bis dahin in der zweiten Abteilung der Geheime Legationsrat Graf Schlieffen bearbeitet hatte. Erst im darauffolgenden Jahre trat die erforderliche Vakanz ein und wurde ich demnächst von jenen Arbeiten völlig entbunden. Seitdem habe ich ausschließlich der politischen Abteilung angehört und nur zeitweise nebenher die Vertretung der eigentlichen Referenten Decernate der zweiten Abteilung übernommen.

Während auf diese Weise ich in diesem Sommer einige Wochen die Geschäfte des Geheimen Legationsrates Philippsborn zu versehen hatte, habe ich äußer-

Digitized by Google

lich vernommen, daß während meiner Sendung nach Frankfurt a. M. ein neues Geschäftsreglement erlassen und ich mittels desselben der zweiten Abteilung überwiesen worden sei. Da mir jedoch bis heute keinerlei amtliche Mitteilung deshalb zugegangen ist, glaube ich, annehmen zu dürfen, daß die Absicht aufgegeben sei. Euer Excellenz fühle ich mich verpflichtet, hierfür um so mehr einen ehrerbietigen Dank auszusprechen, als ein Uebertritt in die zweite administrative Abteilung des Ministerii keineswegs in meinen Wünschen liegt und ich überdies auf Grund der von mir seinerzeit bestandenen diplomatischen Prüfung und die angeführten näheren Umstände, gleich den übrigen in diese Kategorie gehörigen Beamten, meinen wohlerworbenen Anspruch darauf zu haben glaube, nur entweder in der auswärtigen Carriere oder in der derselben entsprechenden Abteilung des Ministerii — der politischen nämlich — verwendet zu werden.

Ich verhehle mir jedoch nicht, daß infolge der im Laufe des Jahres stattgefundenen Ernennungen zweier Räte für die politische Abteilung es an Gelegenheit zur Beschäftigung eines dritten fehlen dürfte. So hart ich hierdurch betroffen werde, besonders mit Rücksicht auf den Umstand, daß beide erst nach mir in die politische Abteilung getreten sind, so weit bin ich davon entfernt, meinerseits Euer Excellenz mit Beschwerden darüber zu behelligen. Vielmehr glaube ich, allen Schwierigkeiten meinerseits selbst dadurch zuvorkommen zu sollen, daß ich hiermit den ehrerbietigen Wunsch ausspreche, unter Verzichtleistung auf jede Gehaltsbeziehung so lange mit Urlaub versehen zu werden, bis mir die Wiederheranziehung zu den Arbeiten der politischen Abteilung oder eine geeignete Verwendung im Auslande zuteil wird. In diesem Sinne bitte Euer Excellenz ich ganz gehorsamst, mir hochgeneigtest einen vorläufigen Urlaub auf ein Jahr vom 11. Oktober dieses Jahres ab bewilligen zu wollen, indem ich dabei ausdrücklich auf jede Gehaltsbeziehung verzichte. Den erbetenen Urlaub beabsichtige ich zu Reisen und Studien in meinem speziellen Fache zu verwenden."

Am 12. Oktober erhielt ich die folgende vom 11. Oktober datierte Antwort des Ministers v. Manteuffel auf dies Schreiben: „Euer Hochwohlgeboren haben mir in dem Schreiben vom 28. vorigen Monats den Wunsch ausgedrückt, unter Verzichtleistung auf jede Gehaltsbeziehung auf so lange mit Urlaub versehen zu werden, bis sich Gelegenheit darbieten werde, Sie zu den Arbeiten der politischen Abteilung des Ministerii der auswärtigen Angelegenheiten heranzuziehen, oder Sie in geeigneter Weise im Auslande zu verwenden. In diesem Sinne beantragen Euer Hochwohlgeboren die Bewilligung eines vorläufigen Urlaubes auf ein Jahr.

So wenig ich Euer Hochwohlgeboren in Ihrem Entschlusse beschränken kann, Ihre amtliche Thätigkeit nur einem Ihrer persönlichen Neigung ganz entsprechendem Zweige des königlichen Dienstes zuzuwenden, so muß ich doch Ihre Aufmerksamkeit darauf lenken, daß die Voraussetzung nicht zutrifft, als wäre Ihnen ausdrücklich und ausschließlich eine Stellung in der politischen Sektion des Ministerii angewiesen. Vielmehr sind Euer Hochwohlgeboren, wie dies der Erlaß vom 21. Juni 1847 besagt, in die Stelle des damals zum geheimen

Digiti

Kabinett versetzten Geheimen Legationsrates, Grafen v. Schliessen, zum vortragenden Rate bei der zweiten Abteilung des Ministerii ernannt, und der damalige Chef des Ministerii gab Ihnen die Absicht zu erkennen, Sie neben Ihren Arbeiten bei der zweiten Abteilung auch zur Teilnahme an den Geschäften der politischen Abteilung heranzuziehen, wie dies nicht nur bisher geschehen, sondern auch für die Zukunft meine Absicht ist.

Wären aber Euer Hochwohlgeboren wirklich ausschließlich zum Rat bei der politischen Sektion ernannt, so würde doch daraus in keiner Weise folgen, daß eine anderweite Verwendung Ihrer Kräfte Ihre dienstliche Stellung beeinträchtige. Denn ein Vorzug oder Vorrang der Räte der politischen Abteilung besteht nicht, und die Verteilung der Geschäfte, deren Wichtigkeit überdies mit den Zeitumständen wechselt, muß lediglich dem Ermessen des Chefs nach dem Bedürfnis des königlichen Dienstes überlassen bleiben.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß Euer Hochwohlgeboren Beweise des Vertrauens und der Anerkennung erhalten haben. Ihre Berufung zu den sehr wichtigen Funktionen bei der Bundestagsgesandtschaft in einem prägnanten Augenblick und die von mir allerhöchsten Orts erwirkte Ernennung zum Geheimen Legationsrat, nicht minder das Ihnen angetragene, aber leider nicht angenommene Kommissarium bei der Elbschiffahrtskommission sind Belege für den Wert, den ich auf Ihre Leistungen lege.

Wenn Euer Hochwohlgeboren dessenungeachtet die Ihnen zugedachten Geschäfte im Ministerium zu übernehmen Bedenken tragen, und es vorziehen, unter Verzichtleistung auf Gehaltsbezug Urlaub auf ein Jahr nachzusuchen, und Ihren Wunsch zu beantworten, bis zu Ihrer anderweiten Verwendung vom Dienst entbunden zu werden, so werden Sie selbst die Unmöglichkeit erkennen, diesem Antrage meinerseits zu entsprechen.

Sonach muß ich Euer Hochwohlgeboren ersuchen, zur Wiederaufnahme Ihrer amtlichen Thätigkeit unverzüglich hierher zurückzukehren und kann Ihnen, sofern Sie Anstand nehmen, in den Ihnen überwiesenen Geschäftszweigen dauernd thätig zu sein, nur anheimstellen, wegen Ihres Ausscheidens aus Ihren Amtsverhältnissen bestimmte Entschließungen auszusprechen."

Infolge dieses Schreibens traf ich am 14. Oktober in Berlin wieder ein und richtete gleich am nächsten Tage das folgende Gesuch an den Minister v. Manteuffel: „In Befolgung des verehrten Erlasses vom 11. dieses Monats bin ich gestern hier angekommen. Auf der Reise habe ich mir jedoch eine so heftige Erkältung zugezogen, daß ich mich zu meinem Bedauern außer stande befinde, Eurer Excellenz mich persönlich zu präsentieren. Ich nehme mir daher die Freiheit, die in dem gedachten verehrten Erlasse mir auferlegte Erklärung nachstehend schriftlich abzugeben.

„Zunächst habe Eurer Excellenz ich meinen ehrerbietigsten Dank für die von Hochdenselben ausgesprochenen, so überaus gütigen Gesinnungen über den Wert abzustatten, den Hochdieselben meinen dienstlichen Leistungen beilegen. Diesen hochgeneigten Aeußerungen gegenüber glaube ich hier auf meine in der

Digitized by Google

Vorstellung vom 28. vorigen Monats vorgetragene Auseinandersetzung nicht näher zurückkommen zu dürfen. Nur die eine ehrerbietige Bemerkung wollen Euer Excellenz mir zur Rechtfertigung der von mir angeführten Thatsachen gestatten, daß ich nämlich allerdings und zwar bei Gelegenheit der im Juni 1848 stattgefundenen Reorganisation des Ministerii ausschließlich der politischen Sektion überwiesen worden und seitdem in derselben verblieben bin, ein Verhältnis, welches dadurch wohl nicht wesentlich alteriert worden, daß in einzelnen Fällen, bei Verhinderung der eigentlichen Referenten ich gleichzeitig zu Vertretungen in der zweiten Abteilung gebraucht worden bin.

Die kurze Zeit indessen, in welcher ich — im Sommer 1847 bis zum Sommer 1848 — beiden Abteilungen gleichzeitig zugeteilt war, ist hinreichend gewesen, mir die Ueberzeugung aufzudringen, daß — abgesehen von jeder andern Rücksicht — bei der völligen Verschiedenheit der Geschäfte in beiden Abteilungen und der dabei in Betracht kommenden Verhältnisse — wenigstens meine Kräfte der befriedigenden Lösung einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sein würden.

Wenn daher der hohe Erlaß vom 11. vorigen Monats mich anweist, sofern ich Anstand nehmen sollte, in den mir (neuerlich) übertragenen Geschäftszweigen dauernd thätig zu sein, wegen meines Ausscheidens aus meinem Amtsverhältnisse bestimmte Entschließungen auszusprechen, so sehe ich mich außer stande, die mir auferlegte Erklärung anders als dahin abzugeben, daß Eure Excellenz die Geneigtheit haben möchten, mich von meiner bisherigen Stellung als vortragender Rat im Ministerio zu entbinden, über die von mir seither innegehabte etatsmäßige Stelle anderweitig verfügen und mich, — ohne Erteilung eines Wartegeldes, auf welches mir ohnehin kein gesetzlicher Anspruch zusteht, zur Disposition stellen zu wollen.

Mit Rücksicht auf die schon früher vorgetragenen Gründe und im Vertrauen auf die Aeußerungen des mehrgedachten hohen Erlasses über meine bisherigen dienstlichen Leistungen erlaube ich mir zugleich die ganz gehorsamste Bitte, mich hochgeneigtest für den Fall berücksichtigen zu wollen, daß im Lauf der Zeit zu meiner Verwendung im Auslande sich eine geeignete Gelegenheit darbieten sollte."

Der Minister v. Manteuffel nahm nun die Miene an, als ob er diesen Antrag als ein Entlassungsgesuch auffassen müsse und beantragte infolgedessen bei dem Könige meine Dienstentlassung. Am 12. November übersandte er mir das vom 1. dieses Monats datierte Dimissionale mit folgendem Begleitschreiben: „Nachdem Euer Hochwohlgeboren unterm 15. vorigen Monats den bestimmten Wunsch zu erkennen gegeben haben, von der bisher bekleideteten Stelle als vortragender Rat im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten definitiv entbunden zu werden, und diese Erklärung von mir zur Allerhöchsten Kenntnis gebracht worden ist, haben des Königs Majestät Ihnen die Entlassung aus dem Staatsdienste in Gnaden zu erteilen und darüber das vorliegende Dimissionale zu vollziehen geruhet.

Zugleich kann ich Euer Hochwohlgeboren davon ergebenst benachrichtigen,

daß des Königs Majestät Ihnen als Anerkenntnis der Allerhöchsten Zufriedenheit mit Ihren Dienstleistungen auf meinen Antrag den Roten Adlerorden vierter Klasse zu verleihen geruhet haben, dessen Insignien ich anbei mit dem Ersuchen übersende, das anliegende Schema zum Nationale gefälligst auszufertigen und mir zurückzusenden.

Indem ich es lebhaft bedaure, das Geschäftsverhältnis mit Eurer Hochwohlgeboren nunmehr gelöst zu sehen, benütze ich gern diesen Anlaß, um Ihnen die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung zu erneuern."

Indigniert, wie ich über diese Art und Weise der Behandlung war, erwiderte ich dem Minister am 15. November auf dieses Schreiben folgendes: „Unter dem 15. vorigen Monats hatte Eurer Excellenz ich die Bitte vorgetragen, mich unter Entbindung von meiner bisherigen Stellung ohne Erteilung von Wartegeld zur Disposition zu stellen und bei sich darbietender Gelegenheit zu einer geeigneten Verwendung im Auslande zu berücksichtigen. Nach Inhalt der hohen Verfügung vom 12. dieses Monats haben Eure Excellenz hieraus Veranlassung genommen, bei des Königs Majestät meine definitive Entlassung aus dem Staatsdienste zu erwirken.

Die bei dieser Gelegenheit mir als Zeichen der Allerhöchsten Zufriedenheit zu teil gewordene Verleihung des Roten Adlerordens vierter Klasse kann mich gegen die Allerhöchste Person nur mit Gefühlen ehrfurchtsvoller Dankbarkeit erfüllen. Ich habe demnach auch das anliegende Nationale in der vorschriftsmäßigen Weise ausgefüllt.

Wenn dagegen der hohe Erlaß vom 12. dieses Monats ausdrücklich hervorhebt, daß diese Verleihung auf Eurer Excellenz Antrag geschehen sei, so hat es mich ebensosehr überraschen als befremden müssen, daß Hochdieselben Sich zu einem solchen Schritte bewogen gefühlt haben. Denn mit dem gegen mich in der vorliegenden Angelegenheit beobachteten Verfahren würde es weit mehr im Einklange gestanden haben, wenn auch diese allerdings sonst übliche Form und Rücksicht unbeachtet geblieben wäre."

Der Minister v. Manteuffel antwortete mir darauf mit einem Schreiben vom 27. November, welches den folgenden Wortlaut hat: „Indem ich Euer Hochwohlgeboren von dem richtigen Empfange des mir mit dem Schreiben vom 15. dieses Monats übersendeten Nationale über den Ihnen von des Königs Majestät verliehenen Roten Adlerorden vierter Klasse benachrichtige, muß ich aufrichtig bedauern, daß die Absicht, bei dem Ministerio einer freundlichen Erinnerung an Ihre bisherigen amtlichen Beziehungen vorzubeugen, sich in dem Schlußpassus Ihres vorgedachten Schreibens unverkennbar ausspricht."

Mit diesem Schreiben endete meine Korrespondenz mit dem Minister v. Manteuffel.

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google

Stammt der Mensch vom Affen ab?

Eine naturwissenschaftliche Betrachtung auf Grund neuer Forschungen.[1])

Von

Professor **Hermann Klaatsch**, Heidelberg.

Wenn man auf die Aeußerungen des Publikums lauscht, welches in einem zoologischen Garten mit neugierigen Blicken das muntere und mutwillige Spiel der Bewohner des Affenhauses beobachtet, so hört man sicherlich Bemerkungen über die verwandtschaftlichen Beziehungen des Menschen zu den frechen Pavianen und Meerkatzen: „Darwin hat doch gesagt, das seien unsere Großväter"; oder: „Ja, bei manchen Menschen kann man sich schon denken, daß sie vom Affen abstammen." Andere wenden sich entrüstet ab und geben ihrem Unwillen über die Meinung Ausdruck, daß der Mensch, die Krone der Schöpfung, derartiges Gesindel in seiner Ahnengalerie haben solle.

Solche und ähnliche, teils ernst-, teils scherzhafte, teils vom Verstande, teils von der Empfindung eingegebene Aussprüche von Laien über ein naturwissenschaftliches Problem zeigen dem Fachgelehrten, wie groß die Unklarheit und Unkenntnis sind, welche in weiten Kreisen selbst der Gebildeten in betreff der Frage der Abstammung des Menschen und seiner verwandtschaftlichen Stellung zum Tierreich herrschen.

Man darf sich jedoch hierüber nicht wundern; sind doch noch keine 50 Jahre vergangen, seit durch Darwins bahnbrechende Arbeiten[2]) der Grund für unsere neuen Anschauungen über die Gesetze gemeinsamer Entwicklung und Abstammung der Lebewesen aus niederen Anfängen gelegt wurde, womit auch für den Menschen das Problem seiner Herkunft aus einer niederen Form gegeben war. Wohl darf nicht verschwiegen werden, daß schon vor Darwin hervorragende Geister die Gemeinsamkeit des Menschen mit der Welt der Lebewesen überhaupt erkannt hatten; war es doch vor allen Goethe, der solchen, der damaligen Zeit voraneilenden Ideen über die natürliche Herkunft des Menschen in seinen Dichterwerken, z. B. dem Faust, poetischen Ausdruck verlieh, der sogar durch eigene exakte Untersuchungen die Uebereinstimmung des Grundplanes im Aufbau des Körpers, insbesondere des Schädels, für Mensch und Tier nachwies. Hatte das angebliche Fehlen eines kleinen Knochens am Gesichtsschädel des Menschen,

[1]) Erst nach Drucklegung dieses Artikels gelangte ich zur Kenntnis des Werkes von G. Vacher de Lapouge „L'Aryen", in welchem derselbe ganz unabhängig von mir zu durchaus ähnlichen Anschauungen gelangt.

[2]) Darwin: Die Entstehung der Arten 1858'

Digitized by Google

des „Zwischenkiefers“, den die niederen Säugetiere besitzen, als ein Unterschied zwischen Mensch und Tier gegolten, so zeigte Goethe die Existenz dieses Knochens bei jugendlichen Individuen und seine Verschmelzung mit dem Oberkiefer, wodurch sich das scheinbare Fehlen desselben beim Menschen erklärt. Darwin vernichtete endgültig die Möglichkeit der Annahme einer gesonderten, vom übrigen Tierreich unabhängigen Entstehung des Menschen. Er bewies, daß der Mensch von einer „niederen Form“ abstammt, ohne jedoch ein bestimmtes Bild von den Vorfahrenformen zu geben, welche für das Menschengeschlecht angenommen werden müssen; vor allem vermissen wir in Darwins 1871 erschienenem Werke: „Descent of man“ jeglichen Hinweis auf die Affen als Abbilder unserer Vorfahren. Darwin selbst hat gar nicht die „Affenabstammung“ des Menschen gelehrt, die ihm teils aus Unkenntnis, teils in feindlicher Absicht untergeschoben worden ist. Er zieht nur die Affen ebenso wie andere Säugetiere, ferner die Vögel und niederen Wirbeltiere zur Vergleichung heran, um die Gesetze zu ermitteln, nach denen sich die menschlichen Eigenschaften des Körpers und Geistes herangebildet haben mögen.

Wer Darwins Schriften aufmerksam liest, wird erkennen, daß der große englische Forscher zwar eine Verwandtschaft des Menschen mit dem Affen, wie mit allen Säugetieren annimmt, daß er aber nicht im Orang oder Schimpanse oder Pavian ein Abbild menschlicher Vorfahren erblickt. Darwin begründet diese Verwandtschaft mit einer gemeinsamen Abstammung des Menschen und Affen aus der Wurzel des Säugetierstammes, ohne jedoch selbständige Untersuchungen über die Einzelheiten dieses Stammbaumes zu geben. Was das Publikum Darwin gewöhnlich zuschreibt, paßt auf Häckel,[1]) den Jenenser Zoologen, welchem unsere Wissenschaft sehr viele hervorragende Forschungen verdankt. Es soll daher keineswegs eine Herabminderung der großen Verdienste Häckels bedeuten, wenn ich hier seine Anschauung über die Abstammung des Menschen nicht voll als richtig anerkennen kann. Häckel ist entschieden in dem Versuche der Verknüpfung des Menschen mit den jetzt lebenden Affen nicht ganz glücklich gewesen. Neuere eigene Untersuchungen über die vergleichende Anatomie des Menschen und der Affen haben mich zu Anschauungen gebracht, welche von Häckels Standpunkt abweichen. Meine Resultate dürften auch dem Laien die ganze Frage nach der Herkunft des Menschen verständlicher machen und manche Irrtümer und Vorurteile beseitigen. Aus diesen Gründen sollen hier die Hauptpunkte, so weit es der beschränkte Raum gestattet, mitgeteilt werden.

Der erste Punkt, über den man sich bei der Untersuchung der Stellung des Menschen in der belebten Natur klar werden muß, ist die Zusammengehörigkeit von Mensch und Tier im allgemeinen. Die Frage, ob der Mensch überhaupt ein „Tier“ im naturwissenschaftlichen Sinne ist, oder nicht, ob er mit seinem Körper, an welchen wir hier auf unserer Erde den Geist gebunden sehen,

---

[1]) E. Häckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte und die Welträtsel.

Digitized by Google

aus derselben Quelle alles Lebens entsprungen ist, wie das Tierreich und die Pflanzen, oder ob für den Menschen ein besonderer über- oder besser im Sinne der exakten Forschung „unnatürlicher" Schöpfungsakt angenommen werden muß — diese Frage muß erst beantwortet sein, bevor die speziellen Verwandtschaftsbeziehungen erörtert werden können.

Die Thatsachen, welche uns mit mathematischer Sicherheit zur Annahme eines natürlichen Ursprungs des Menschengeschlechtes zwingen, können wir in mehrere Reihen gliedern nach den einzelnen Wissenschaften, denen sie entnommen sind.

Ein jegliches menschliches Individuum nimmt seinen natürlichen Entwicklungsgang nach denselben Gesetzen und in derselben Aufeinanderfolge einzelner Stufen, wie dies bei jedem Säugetier der Fall ist. Die Anfänge dieser Entwicklung sind nicht nur bei allen Säugetieren, nicht nur im ganzen Tierreich miteinander, sondern auch mit denen im Pflanzenreich so fundamental übereinstimmend, daß allein diese alles Lebende umfassende Erscheinung genügend als Beweis für die Gemeinsamkeit des Menschen und der übrigen Wesen gelten könnte.

Am Anfang aller Entwicklung steht ein kleines Klümpchen Urlebensstoff (griechisch Protoplasma), das in seinem Innern zu einem festeren zentralen Gebilde, dem Kern, modifiziert erscheint. Eine einzelne „Zelle" ist es von demselben Bau, wie die später zu Millionen den Körper zusammensetzenden Elemente. Diese „Eizelle" ist ein Teil des mütterlichen Organismus, in dessen inneren Geschlechtsteilen dieselbe beim Menschen genau so wie bei jedem Säugetier seine Entwicklung durchmacht. Die Anregung zu der Entwicklung geschieht durch das Eindringen einer frei beweglichen männlichen Keimzelle, des Samenfadens in die Eizelle. Auch diese Erscheinung ist für alle Wirbeltiere von einer so unbedingten Geltung, daß die uns in unsern Dogmen leider noch zugemutete Möglichkeit der Ausnahme von dieser Regel den Naturforscher nur mit Bedauern erfüllen kann.

In der Eizelle verschmilzt der männliche Keim mit dem weiblichen; dieser „Befruchtung" folgt eine lebhafte Teilung der ersten Zelle, welche alsbald 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, 512, 1024 ꝛc. Zellen liefert. Auf die Anordnung, Umbildung und Entfaltung dieses Keimhaufens zum Keimling, an welchem Kopf, Rumpf, Schwanz und Gliedmaßen sich sondern, kann ich hier unmöglich eingehen und will nur betonen, daß diese ganze Entwicklung denselben Gesetzen folgt wie bei den Tieren. Es bilden sich beim Menschen dieselben Keimschichten, es treten auch dieselben zum Teil vorübergehenden Eigentümlichkeiten des Keimlings oder Embryos auf, welche auf die früheste Vorgeschichte des Säugetierstammes Licht werfen. So wären die Taschen- und Spaltenbildungen, welche am Halsteil des Keimlings entstehen, total unverständlich, wenn wir nicht in der Lage wären, sie als die Reste von Kiementaschen und Spalten zu deuten, die uns auf ein meerbewohnendes Vorfahrenstadium von Mensch und Säugetier hinweisen, dessen Erscheinungsform freilich von allem, was wir jetzt „Fisch" nennen, wohl sehr abweichend gewesen sein dürfte. Unser äußeres Ohr, die Paukenhöhle und

Digitized by Google

der von ihr nach dem Schlund führende Gang, die Ohrtrompete, gehen aus der ersten Kiemenspalte hervor.[1])

Die ganze menschliche Entwicklung ist tierisch durch und durch; auch die Art der Ernährung im Mutterleibe ist es vermittelst des in der Wandung des Fruchthalters entstehenden „Mutterkuchens", in welchem der Gasaustausch zwischen kindlichem und mütterlichem Blut stattfindet.

Daß der analoge Entwicklungsgang auch zu einer Uebereinstimmung des Grundplans im Bau des erwachsenen Körpers führt, davon kann sich jeder leicht überzeugen, wenn er ein menschliches Skelett mit dem eines Säugetieres bis in die einzelnen Teile hinein vergleicht. Wie verschieden auch die äußere Erscheinung z. B. der Gliedmaßen sein mag, dieselben Knochen finden sich z. B. bei Hund, Pferd, Fledermaus, Mensch dennoch vor.

Aber nicht nur der Bau im Großen und Groben, nein, auch der im Kleinsten und Feinsten stimmt bei Mensch und Tier überein. Der menschliche Körper ist aus denselben „Zellen" aufgebaut, die zu Geweben verbunden die Werkzeuge des Körpers bilden. Die Uebereinstimmung menschlicher und tierischer Gewebe unter dem Mikroskop ist so groß, daß selbst der Geübte oft Schwierigkeiten bei der Unterscheidung hat. An diesen feinsten Teilen spielen sich die Lebensvorgänge in übereinstimmender Weise bei Mensch und Tier ab. Die Verrichtungen der Bewegung, Ernährung, Atmung, Ausscheidung, Empfindung, Fortpflanzung u. s. w. sind mit den gleichen chemischen und physikalischen Veränderungen der Teile verbunden; die gleiche Steigerung und Abnahme der Intensität der Lebenserscheinungen bei Mensch und Tier. — Darwin hat mit Recht hingewiesen auf die übereinstimmende Empfänglichkeit resp. Widerstandsfähigkeit des menschlichen und tierischen Körpers gegen chemische Reizmittel, Giftstoffe, Krankheitserreger.

Mehr noch als der gemeinsame Grundplan des Baus dürften skeptischen Gemütern gewisse Eigentümlichkeiten des menschlichen Körpers imponieren, die, klein und unbedeutend, eine besondere Leistung nicht verrichten. Sie sind völlig unnütz, ja zum Teil sogar schädlich. In unserer Ohrmuschel haben wir ganz kleine Muskelchen, die niemals bewegt werden; über den Hals breitet sich ein zarter Hautmuskel aus, von dessen Existenz der nicht anatomisch Gebildete wohl keine Ahnung hat; an unserem Dickdarm sitzt ein kleines Darmzipfelchen, der Wurmfortsatz des Blinddarms, der nicht nur keinen Nutzen hat, sondern der Angriffspunkt zahlreicher Erkrankungen, die Ursache des Todes vieler Menschen wird. Wozu hat der Mensch diese Dinge? Im göttlichen Schöpfungsplan können sie nicht vorgesehen sein. Sind es „Spiele der Natur", wie man im Mittelalter sich zu trösten suchte? Nein! Wir finden dieselben Dinge stärker entwickelt und von Nutzen bei niederen Säugetieren; dort dienen die Muskeln zur Bewegung des Ohres; dort bedingt eine mächtige Hautmuskulatur die Be-

---

[1]) Die Skelettteile des Zungenbeins, die gesamten Knorpel des Kehlkopfes und der Luftröhre sind aus den Skelettteilen der Kiemenbogen entstanden.

Digitized by Google

wegungsfähigkeit (das Schütteln) des Felles; dort dient der Wurmfortsatz als ein Speicherraum für die Verdauung und Zersetzung pflanzlicher Nahrungsteile! Wir müssen daher diese Dinge beim Menschen als rückgebildete Teile ansehen, die bei seinen Vorfahren eine Bedeutung besaßen; es sind tierische Reste, und zwar solche, die bei jedem Menschen vorkommen.

Es giebt deren andre, die bisweilen und nur vereinzelt vorkommen und auftauchen, und diese sprechen vielleicht eine noch deutlichere Sprache. Aus der Entwicklungszeit bleiben einige solcher alten Merkmale, die normaliter hätten überwunden werden sollen, bestehen und erscheinen beim Erwachsenen als indiskrete Wahrzeichen der vielen so unbequemen tierischen Vorstufen des Menschen!

Ein äußerer Schwanzanhang macht vielen Menschen einen besonders tierischen Eindruck — mit Unrecht, denn die Menschenaffen und viele niedere Säugetiere zeigen eine noch stärkere Rückbildung der Schwanzwirbelsäule als der Mensch!

Ueberzählige Brustwarzen sind keine Seltenheit. Ein Spitzchen am hinteren Rande der Ohrmuschel erinnert an die alte Spitzform des Säugetier-Ohrs. Ueberzählige, sogenannte abnorme Muskeln finden sich massenhaft beim Menschen, zum Teil genau in Uebeinstimmung mit tierischen Zuständen. Ungewöhnliche Knochenvorsprünge, abweichender Verlauf von Blutgefäßen und Nerven u. dergl. zeigen, daß der menschliche Körper noch jetzt in einem Umbildungsprozeß begriffen ist. Sie treten häufig auf, namentlich der Verlauf der Blutgefäße ist so mannigfaltig, daß man oft nicht sagen kann, welcher Zustand der normale, welcher der abnorme sei. Ohne Kenntnis der vergleichenden Anatomie der Säugetiere, kann man menschliche Anatomie überhaupt nicht treiben.

Manche der sporadischen tierischen Reste werden der Ausgangspunkt für gröbere Abweichungen, ja für Mißbildungen. Es giebt bekanntlich Haarmenschen. Die starke Behaarung als solche ist sicher ein Rückschlag auf die Zeit, wo der Vorfahre des Menschen noch in einem natürlichen Pelz einherging; ob aber das menschliche Fell im einzelnen mit dem der Pudelmenschen Aehnlichkeit besaß, das darf man nicht nach dem einzelnen Fall beurteilen wollen.

Fistelbildungen am Halse sind nichts anderes, als krankhafte Fortbildungen der Kiemenspalten-Anlagen beim Embryo.

Wem alle diese, hier nur in gedrängter Kürze vorgeführten Thatsachenreihen nicht genügen, um ihm die Ueberzeugung der Gemeinsamkeit von Mensch und Tier zu verschaffen, mit dem halte ich jede weitere Diskussion für gänzlich überflüssig. Der lernbegierige, nach Wahrheit ringende Zweifler wird diese Thatsachen im einzelnen prüfen und sich in sie vertiefen, dann werden seine Zweifel schwinden; wer aber ein näheres Eingehen auf dieselben meidet, der zeigt selbst, daß es ihm nicht um die Wahrheit und nicht um die Sache zu thun ist; durch Ignoranz sich oder einem andern einen alten Irrtum erhalten zu wollen, ist aber eines ehrlichen Mannes unwürdig.

Nunmehr können wir in den zweiten Teil unserer Betrachtung eintreten. Wie steht es mit der Verwandtschaft des Menschen mit den Säuge-

Digitized by Google

tieren, speziell den Affen? Die Untersuchung hierüber muß ebenso rein sachlich wie im allgemeinen Teil geführt werden. Empfindungen und Abneigungen haben in wissenschaftlicher Arbeit keinen Platz, und der Forscher braucht auf die Empfindsamkeit des Menschen keine Rücksicht zu nehmen.

Es ist schwer, in ganz knappem Rahmen ein Abstammungsproblem zu behandeln, ohne Vorkenntnisse voraussetzen zu dürfen. Es dürfte aber jedem einleuchten, daß bei der Aufstellung von sogenannten Stammbäumen und bei der Präzisierung von Verwandtschaftsbeziehungen auch beim Tierreich ähnliche Gesichtspunkte maßgebend sein müssen, wie wir sie bei menschlichen Familien anwenden. Die jetzt lebenden Menschen sind die blühenden Spitzen an den Zweigen des großen Menschheitsbaumes, deren Aeste die Rassen, Völker, Geschlechter darstellen. Wollen wir die Verwandtschaften der Völker feststellen, so ist klar, daß gleichzeitig lebende Völker nicht von einander abstammen können.[1]) Ebenso steht es mit den Säugetiergruppen. Die jetzigen Vertreter derselben sind selbständige Zweige, die ihre gemeinsame Wurzel tief unten, weit zurück in der Vergangenheit der Erde haben. Es kann also der Mensch nicht von einer jetzt bestehenden Säugetiergruppe abstammen.

Es ist ebenso unsinnig, zu sagen, der Mensch stammt vom Affen ab, wie z. B. daß die Deutschen von den Engländern abstammen sollten. Es kann sich nur um die Frage handeln: Inwiefern hat diese oder jene Gruppe sich der gemeinsamen Wurzel ähnlicher erhalten? Davon wird es abhängen, inwieweit sie uns eine Vorstellung von der Vorfahrenform zu geben vermag.

Eine Prüfung der jetzt lebenden Affen von diesem Gesichtspunkt aus ergiebt interessante Aufschlüsse über die Stammesgeschichte der „Erstlingstiere“ oder „Primaten“, worunter wir dem Vorgang Linnés folgend Mensch und Affen zusammenfassen.

Ueber die großen Verschiedenheiten, welche innerhalb des jetzt lebenden Affenbestandes sich finden, herrschen bei den Laien im ganzen wenig klare Vorstellungen. Wir teilen denselben ein in die Affen Amerikas und die Affen der alten Welt, wobei Unterschiede in der Bezahnung und in der Ausbildung der Nase als trennende Merkmale benutzt werden, ohne daß dieselben ganz durchgreifend wären. Innerhalb beider Gruppen bestehen wieder Unterschiede, die zum Teil größer sind als zwischen beiden. Einen einheitlichen Begriff „Affe“ giebt es nicht, und schon aus diesem Grunde kann von einer summarischen Behandlung der Affen-Verwandtschaft des Menschen nicht die Rede sein.[2])

Schon seit mehr als 50 Jahren hat man aus dem großen Affen-Material

---

[1]) Wohl kann man die Buren von den Holländern ableiten, aber nicht von den jetzigen. Diese stammen gemeinsam mit den Buren von den Altholländern ab, deren Eigenart sich die Buren treuer bewahrt haben als die jetzigen Bewohner der Niederlande.

[2]) Nicht genügend bekannt ist die geistige und seelische Verschiedenheit innerhalb des Affenreichs. Die Neckereien und Ungezogenheiten der Paviane, Meerkatzen u. s. w. finden sich bei den amerikanischen Affen nicht. Diese haben ein artiges und anständiges Benehmen und sind der Freundschaft des Menschen ebenso würdig, wie die jungen Menschenaffen.

Digitized by Google

eine Gruppe als dem Menschen besonders nahestehend herausgeschält. Indem man vier Formen: Orang, Gibbon, Schimpanse und Gorilla als Menschenaffen zusammenfaßte, gab man der thatsächlich in vielen Punkten bestehenden Aehnlichkeit des Baus derselben mit dem des Menschen Ausdruck. So viel Richtiges hieran auch ist, so haben doch neuere Forschungen für manche der andern, wohl auch Tieraffen im Unterschied von den Menschenaffen bezeichneten Geschöpfe viel größere Menschenähnlichkeiten im Bau entdeckt, als man früher annahm; besonders können einige amerikanische Affen, wie die Greifschwanzaffen, zu denen der Brüllaffe gehört, mit den „Anthropoiden" (d. h. Menschenähnlichen) rivalisieren. Eine genauere Analyse der letztern zeigt deren Menschenähnlichkeit und Verwandschaft in eigentümlichem Lichte. Zunächst einmal sind diese Formen gar nicht als untereinander nahestehend zu beurteilen. Der Gibbon ist von den andern viel mehr geschieden, als von manchen amerikanischen Affen. Der Orang steht wieder ganz für sich da und wird nur im Alter dem Gorilla dadurch ähnlich, daß bei den Männchen beider Affenarten — aber völlig unabhängig voneinander — die Eckzähne immer weiter wachsend die Kiefer unförmlich vergrößern und durch die damit verbundene Verstärkung der Kaumuskeln den Schädel zu einer an Raubtiere erinnernden tierischen Bildung gestalten, in welcher das Gehirn an Masse sehr zurücktritt. Gorilla und Schimpanse stehen einander wirklich nahe; beide leben in Afrika, der Schimpanse weit verbreitet, der Gorilla in seinen Wohnsitzen auf die Nähe des Aequators beschränkt. Man sieht dem Gorilla, dem furchtbaren, bis 2 Meter hohen Herkules unter den Affen, die Heftigkeit des Kampfes ums Dasein an, den er in seiner Isolierung zu bestehen hat, während der kleinere, zierlichere Schimpanse wohl durch sein soziales Leben vor solchen „tierischen" Umbildungen bewahrt geblieben ist. Der Orang, der jetzt noch weit verbreitet und nach den Forschungen Selenkas in viele Unterarten gegliedert Borneo und Sumatra bewohnt, kann in älteren männlichen Exemplaren dem Gorilla in teuflischer Furchtbarkeit gleichen, aber die weiblichen Tiere bewahren sich die bei den jungen bestehende rundliche Wölbung des auffällig von vorn nach hinten verkürzten Schädels. Der in zahlreichen Arten auf dem malayischen Archipel und auf dem asiatischen Festland lebende Gibbon erreicht nur in seinen größten Vertretern eine Körperhöhe von mehr als 1 Meter, bei ihm ist das Gebiß viel weniger stark ausgebildet als beim Gorilla und Orang; auch bleibt der Schädel des Gibbon rundlich, und seine Wölbung wird nicht durch die Ausbildung von Muskelkämmen gestört. Da die Kiefer nicht so stark vorspringen, erscheint das Gesicht des Gibbon menschenähnlicher als das der andern Anthropoiden im erwachsenen Zustande. In der Jugend steht es auch bei diesen ganz anders; da ist auch beim Gorilla selbst eine schöne gleichmäßige Wölbung der verhältnismäßig (im Vergleich mit den alten Tieren) bedeutend voluminöseren Gehirnkapsel vorhanden, und die tierische Schnauze tritt noch zurück.

Eine Differenz vom Menschen läßt sich aber auch auf dieser Entwicklungsstufe nicht verkennen, es ist die mangelhafte Ausbildung der Nase bei den Menschenaffen. Mit Ausnahme des Gorilla sind die Augen einander so genähert, daß

die Nasenhöhle wie komprimiert erscheint, während bei allen die äußere Nase fast gänzlich fehlt, so daß an Stelle unsres Nasenrückens eher eine Einsenkung entsteht.

Wollen wir diese Unterschiede vom Menschen für die Vorfahrengeschichte desselben verwerten, so müssen wir uns ein Bild von dem Kopfe einer den Anthropoiden und dem Menschen gemeinsamen Vorfahrenreihe machen. Daß aus der Nase eines Orangs die des Menschen werden sollte, ist ebenso undenkbar, als daß der ganz vom Kauapparat beherrschte Gorillaschädel durch noch so günstige Einflüsse jemals die menschliche Beschaffenheit gewinnen sollte, — wiedergewinnen können wir ruhig sagen. Mit andern Worten, der gemeinsame Ahne besaß in Gehirn- und Gesichtsschädel weit mehr menschliche Charaktere als die jetzigen Anthropoiden. Diese haben sich in ihrer Entwicklung vom Menschen in einseitiger Richtung entfernt, mehr sogar zum Beispiel in der Ausbildung der Nase als manche niedere Affen. Einige Schlankaffen Asiens, besonders der Nasenaffe besitzt diesen Gesichtsvorsprung in einer Schönheit, um die ihn mancher Mensch beneiden würde; die Formation des ganzen Gesichts ist bei den amerikanischen Greif- und Rollschwanzaffen viel menschenähnlicher als bei den Anthropoiden.

Von einer Abstammung des Menschen von Formen wie Gorilla, Orang, Schimpanse kann also mit Rücksicht auf die bisher betrachteten Merkmale keine Rede sein; vom Gibbon müssen wir zugestehen, daß er, obwohl auch einseitig abgewichen, doch noch der gemeinsamen Wurzel des Stammbaumes am nächsten steht. Darin werden wir auch bestärkt durch Betrachtung jenes berühmten Schädeldaches, welches vor einigen Jahren von dem holländischen Militärarzt Dubois in einem Flußbett auf Java aufgefunden wurde. Der dabei aufgedeckte Oberschenkelknochen wies auf ein aufrechtgehendes Wesen von Menschengröße hin. Das Schädeldach — auf die zum Teil erbitterten Diskussionen, die es hervorrief, wollen wir nicht eingehen — ist nach meiner persönlichen Auffassung dasjenige eines großen Affen, welcher sehr wohl der gemeinsamen Vorfahrenreihe der heutigen Gibbons und gewisser amerikanischer Affen entsprechen dürfte und zugleich der Stammreihe des Menschen nahe stand; von dieser entfernte er sich jedoch bereits durch die affenartige Ausbildung der Augenregion, welche auf eine Rückbildung der Nase schließen läßt; auch deuten die zwei gefundenen Backenzähne auf mächtige Kieferbildungen hin. Ich kann daher Dubois nicht beistimmen, wenn er in seinem „Pithecanthropus erectus" direkt den Vorfahren des Menschen erblicken will; aber die Bedeutung dieses wertvollen Fundes wird dadurch nicht verringert; ich erblicke in ihm einen Beweis für meine Ansicht, daß die Vorfahren der jetzt lebenden Affen dem Menschen viel näher gestanden haben, als ihre degenerierten Nachkommen.[1])

[1]) Für genauere Orientierung über die Menschenaffen verweise ich auf die treffliche Darstellung, welche Dr. L. Heck, der bekannte Direktor des Berliner Zoologischen Gartens in dem Hausschatz des Wissens (Abteilung VI, Band 8 und 9, Säugetiere) gegeben hat. Heck vertritt hierbei einen Standpunkt, der sich bereits sehr meiner Auffassung nähert.

Digitized by Google

Zu demselben Resultate gelangen wir durch eine Betrachtung der Gliedmaßen.

Daß es mit dem aufrechten Gang des Menschenaffen nicht sonderlich gut bestellt ist, davon kann man sich leicht überzeugen durch die Wahrnehmung, daß dabei die Arme eine Hauptrolle spielen.

Bei allen Anthropoiden sind die Arme länger als die Beine; bei Gorilla, Orang, Schimpanse dienen sie als Stützen beim Gehen, indem die Streckfläche der Finger den Boden berührt. Das Mißverhältnis ist am größten beim Gibbon. Kein andres Tier besitzt Arme, die um so viel — nahezu das Doppelte — länger sind als die Beine. Der Gibbon ist der geschickteste Turner unter allen Affen und fliegt dem Vogel gleich durch das Waldesdickicht seiner Heimat. Hierfür dienen die Arme trefflich, während sie für den ungewohnten, aber nicht ungeschickten Gang auf ebner Erde als Balancierstangen Verwendung finden.

Daß es sich hier und bei den andern Anthropoiden um eine Verlängerung der Arme handelt, um eine sekundäre Anpassung kletternder Wesen an das Leben im Urwald, liegt klar zu Tage. Die neuerdings bekannt gewordenen Embryonen, namentlich die des Gibbon, welche Selenka beschrieben hat, zeigen noch für Arm und Bein gleiche Länge, also denselben Zustand, welchen der menschliche Neugeborene aufweist und den wir bei den niederen Affen weit verbreitet finden. Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß die am höchsten stehenden Affen von kletternden Wesen abstammen, welche in den Proportionen ihrer Gliedmassen dem Vorfahren des Menschen sich sehr näherten. Insofern der letztere sich die ursprünglichen Zustände von Arm und Bein besser bewahrt hat, muß er als die ursprünglichere Form beurteilt werden, nicht die Menschenaffen, welche als einseitig umgebildet aus der Vorfahrenreihe des Menschen gestrichen werden müssen. Einen trefflichen exakten Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung giebt uns die Betrachtung der Hand der Menschenaffen: Der Daumen ist arg verkümmert, am wenigstens noch beim Gorilla, sehr stark beim Orang, am stärksten beim Gibbon; er hat die Fähigkeit der Gegenüberstellung gegen die andern, gleichsam zu Greifzangen verlängerten vier Finger in bedenklichem Grade eingebüßt. Wollte jemand etwa in diesem elenden Zustande des Daumens ein Anfangsstadium der menschlichen Bildung erblicken, so können wir ihn ohne weiteres schlagen durch den Hinweis auf sehr niedere Säugetiere, die sogenannten Halbaffen, welche einen mächtigen Daumen und damit eine überraschend menschenähnliche Hand besitzen. Diese Halbaffen haben eigentlich mit den Affen nicht mehr zu thun als mit den andern Säugetieren. Ihr Name rührt daher, daß man den Besitz einer menschenähnlichen Greifhand und eines Kletterfußes für Privilegien der Affen hielt. Die neueren Errungenschaften der Palaeontologie, das ist der Lehre von den ausgestorbenen Tieren, und der vergleichenden Anatomie der jetzt lebenden Vertreter der Raubtiere, Huftiere, Nagetiere, Beuteltiere u. s. w. haben gelehrt, daß die Vorfahren aller dieser Gruppen eine fünffingerige Greifhand und entsprechenden Greiffuß besessen haben. Es ist unmöglich, hier in der

Digitized by Google

Kürze die Beweise vorzuführen, welche zum Beispiel sogar für das Pferd einen solchen Vorfahrenzustand zeigen.[1]) Wir können hier nur das Ergebnis dieser Forschungen für das Abstammungsproblem des Menschen in folgender Weise verwerten: Abgesehen davon, daß die erste Zehe beim Menschen ihre Gegenüberstellbarkeit verloren hat, daß somit aus dem Kletter- und Greiffuß ein Stützfuß geworden ist, hat der Mensch sich in seiner Hand und seinem Fuß Eigenschaften bewahrt, die nicht nur den Vorfahren aller jetzt lebenden Affen, sondern denen aller Säugetiere zukamen. Alle diese Wesen haben verloren, was sie einst besaßen, ihre Entwicklung hat sie im Kampfe ums Dasein einseitige Bahnen geführt, weit ab von der menschlichen Stammlinie, die infolge der mächtigeren Entwicklung des Gehirns von den Opfern der Umbildung der Gliedmaßen und des Gebisses verschont blieben, welche allen andern Säugetieren den Stempel des „Tierischen" aufdrückten. Diese Folgerungen auf die Umformungen des Gebisses, sowie von da aus des Schädels, der inneren Organe (des Magens!) und so weiter auszudehnen, dazu reicht leider der mir hier zur Verfügung stehende Raum nicht aus. Der Leser wird jedoch aus den Andeutungen, die ich machte, den Schluß ziehen können, der uns hier bezüglich der speziellen Frage der Affenverwandtschaft interessiert. Ich brauche nur darauf hinzuweisen, daß alle Affen, auch abgesehen von den Anthropoiden, also die niederen Affen Amerikas, die Schlankaffen, Meerkatzen, Stummelaffen, Paviane, eine ausgesprochene Tendenz zur Rückbildung des Daumens haben, daß ferner die Muskulatur des Beines starke Verluste gegenüber dem Menschen verrät, daß endlich im Gebiß (zum Beispiel die Paviane!) und Darm ganz spezialisierte Zustände ausgebildet sind, — um die Unmöglichkeit der Abstammung des Menschen vom Affen, das heißt von Formen, wie die jetzt lebenden Affen darzuthun.[2])

Meine neue Auffassung ändert in noch viel weitergehender Weise das bisherige Urteil über die Stellung des Menschen zum Tierreich. Als Krone der Schöpfung kann ich ihn nur bezüglich der mächtigen Ausbildung des Gehirns betrachten; in Gebiß und Gliedmaßen hat er sich uralte niedere Zustände bewahrt — zu seinem Glück. Es ist für die Wesen ebenso ein Glück, wenn sie die alten Merkmale sich konservieren, die zu neuer Entwicklung befähigen, wie wenn ein Mensch sich an Körper und Geist frisch und jugendlich erhält.

Der Begriff der Entwicklung wird oft fälschlich als der einer beständigen Umwandlung aufgefaßt, oft ist vielmehr das Durchretten einer alten guten Sache durch die Stürme des Kampfes ums Dasein der höchste Sieg. So hat der Mensch sich seine Hand bewahrt; wenn man bisher dieses höchste Meisterwerk als das

---

[1]) Das Pferd läuft auf dem dritten Finger. Die ausgestorbenen Vorfahren desselben mit 5, 4, 3 Fingern sind bekannt; als Mißbildung kommen 2-fingerige Pferde lebend vor. Der graue Fleck auf der Innenseite der Beine ist der Nagel, respektive Huf des Daumens und der ersten Zehe.

[2]) Für weitere Orientierung verweise ich auf meine „Grundzüge der Lehre Darwins", II. Auflage 1900, Bensheimers Verlag, Mannheim.

Digitized by Google

Ende einer mühsamen Entwicklungsreihe auffaßte, so erblicken wir jetzt darin ein Zeugnis frühester Vorgeschichte der Landwirbeltiere, deren das Meer bewohnende Vorfahren bereits den Unterschied der Strahlen in der Flosse zeigten, welcher zur Gegenüberstellung des Daumens und der großen Zehe geführt hat. Die Bewegungen der menschlichen Hand und des Armes sind zum Teil alte Flossenbewegungen.

Alle jetzt lebenden Säugetiere führen ihre Herkunft auf eine große gemeinsame Stammgruppe von Tieren zurück, deren Fährten in weiter örtlicher und zeitlicher Verbreitung auf den Sandsteinplatten aus der sogenannten Primär- und Sekundärzeit (Steinkohlenzeit bis Triasperiode) erhalten geblieben sind. Diese sowohl in Amerika als in England, Deutschland und Südafrika sich findenden Abdrücke von Hand- und Fußflächen erinnern so an menschliche Teile, daß man das in seiner übrigen Organisation unbekannte Tier, welches sie hinterließ, als Handtier (Cheirotherium) bezeichnet hat.

Diese uralte Stammgruppe besaß bereits die Charaktere der „Primaten". Danach erscheint uns die Verwandtschaft zwischen Mensch und Affe lediglich in dem Lichte gemeinsamen Festhaltens an dem Ursprünglichen gegenüber andern Säugetiergruppen. Da aber dem Menschen hierin der Vorrang gebührt, so bietet er in vielen Punkten ein treueres Abbild von dem Vorfahren der Affen als umgekehrt.

Die große Aehnlichkeit des Menschen mit den Anthropoiden ist wiederum das Zeugnis für eine gemeinsame Entwicklungsbahn, von welcher aber die höchsten Affen abgesunken sind. Je weniger ein Affe verloren hat, um so menschenähnlicher erscheint er. In vielen Punkten ist die Umbildung und Rückbildung über den Menschen hinausgegangen, so in der Verkürzung des Rumpfes und der Schwanzwirbelsäule bei Orang, Schimpanse und Gorilla, die viel weiter als beim Menschen gediehen ist, in der Lagerung und Umgestaltung der Darmeingeweide und so weiter.

Nach diesen Ausführungen wird es niemanden wundern, wenn bei niederen menschlichen Rassen vergeblich nach Affenmerkmalen geforscht worden ist. Bedeutende Gelehrte wie R. Virchow haben dieses negative Resultat gegen die ganze Abstammungslehre verwertet, aber mit Unrecht; sie haben nur immer mit der Affenabstammung gerechnet; fällt diese hin, so wird das negative Ergebnis zu einem positiven. Es kann sehr wohl niedrige, tierische Merkmale am Menschen geben, ohne daß dieselben äffisch sind.

Von den Resten fossiler Menschen wissen wir immerhin soviel, um die Richtigkeit dieses Satzes auch paläontologisch bestätigen zu können. Die mächtigen Augenwülste und die fliehende Stirn der ältesten bisher bekannt gewordenen menschlichen Schädel aus der Eiszeit, wie des berühmten Neanderthales sind niedere Merkmale, aber sie haben nichts mit der Schädelbildung der Affen gemein, bei welchen die Kaumuskulatur eine scheinbar ähnliche Bildung hervorruft.

Die kurzen Betrachtungen, welche ich hier geboten habe, mögen dem Leser als Anregung dienen, sich eingehender mit einem Gegenstande zu befassen, der

Digitized by Google

für jeden Menschen von so großem Interesse ist. Alsdann wird die Einsicht weiteren Boden gewinnen, daß das Abstammungsproblem ein rein naturwissenschaftliches Problem darstellt, an dessen Lösung ohne Voreingenommenheit und Leidenschaftlichkeit weiter gearbeitet werden muß.

Wohl ist das Ziel, welchem wir zustreben, noch weit entfernt, vielleicht wird uns auch niemals eine völlige Erkenntnis der einzelnen Etappen der Vorgeschichte des Menschen vor seiner Menschwerdung, das heißt vor den Anfängen einer Kultur beschieden sein, aber die großartigen Ausblicke, welche schon jetzt sich auf dem neuerdings betretenen Wege eröffnen, werden jedem Denkenden, auch wenn er nicht Fachmann ist, die Quelle hoher Befriedigung sein, und er wird den Verlust der biblischen Illusionen von der Schöpfungsgeschichte leicht verschmerzen. Tritt doch an die Stelle des alten Märchenglaubens eine neue und höhere Auffassung des Schöpfers als einer gewaltigen Urkraft, welche ohne beständig direkte Eingriffe mit der Entstehung des Lebens auf der Erde auch den Keim legte zur allmählichen und nach strengen Gesetzen sich vollziehenden Heranbildung des Menschen aus einer niederen Form.



Die Eisbärjagd.

Von

Hauptmann **Hjalmar Johansen** (Christiania).

Der Eisbär ist ein Tier, das ausschließlich in den arktischen Gegenden vorkommt; sein Aufenthaltsort ist nicht nur das feste Land, sondern auch das Treibeis, auf dem er oft weite Strecken in dem Polarmeer zurücklegt. Er ist größer als der Landbär und zieht sich nicht wie dieser im Winter in sein Lager zurück. Auf Nansens Nordpolexpedition trafen wir mitten im Winter während der Zeit der ewigen Nacht auf Eisbären mehrere Meilen vom Lande entfernt. Seine Hauptnahrung bildet der Seehund, doch ist er hierin durchaus nicht wählerisch; so fand ich einst in dem Magen eines Bären, den wir erlegt hatten, einen ganzen Alk mit den Federn daran. Das Fell des Bären ist weiß wie der Schnee, auf den er tritt, nur die Schnauze ist schwarz; mit den Jahren nimmt das Fell eine gelbliche Farbe an. Eine dicke Speckschicht unter der Haut schützt ihn vor der eisigen Kälte, und von dieser Speckschicht zehrt auch der Bär während des Winters, wenn es ihm schwer wird, sich seine gewohnte Nahrung zu verschaffen; allerdings erträgt er den Hunger ziemlich lange.

Von jeher hat man ihm um seines wertvollen Pelzes willen nachgestellt,

Digitized by Google

und jedes Jahr kommen die Jäger mit einer großen Menge von Fellen, bisweilen auch mit lebenden jungen Bären nach Norwegen zurück. Die letzteren kann man ohne große Mühe einfangen, indem man die Mutter erlegt, da die Jungen immer wieder zu dieser zurückkehren.

Für Professor Nansen und mich, die wir länger als 15 Monate auf dem Eise umherzogen, bildete der Eisbär ein Lebensbedürfnis; wir machten deshalb auf ihn Jagd nicht aus Lust am Sport, sondern zur Erhaltung des Lebens, da Fleisch und Speck des Eisbären unsre einzige Nahrung bildeten, und es uns völlig unmöglich gewesen wäre, uns während unsres neunmonatigen Aufenthalts auf Franz Joseph-Land gegen die Kälte zu schützen, hätten wir nicht Eisbärfelle gehabt, um uns zu erwärmen.

Die meisten Bären, die wir trafen, scheuten sich vor den Menschen, im allgemeinen war das Tier aber ziemlich unberechenbar; alte zornige Bären zeigten großen Mut, und wenn sie heißhungrig waren, war es nicht leicht, mit ihnen fertig zu werden. Schon an Bord des „Fram" haben wir dies erfahren. Einer unsrer Genossen, Peder Hendriksen, wurde nämlich in einer Winternacht in unmittelbarer Nähe des Schiffes von einem Bären überfallen und konnte sich nur dadurch retten, daß er dem Tiere mit der Laterne, die er in der Hand hielt, einen Schlag auf den Kopf gab; der Bär wandte sich nun gegen die Hunde und schlug einen von ihnen nieder. Während er nun auf dem Hunde stand, erhielt er von uns übrigen, die wir herbeieilten, drei bis vier Kugeln in den Leib, obgleich es so dunkel war, daß wir kaum an den Büchsenläufen entlang sehen konnten; der Hund war — seltsam genug — unverletzt. Der Bär war klein und jung, hatte aber anscheinend einen rasenden Hunger, obschon er am vorhergehenden Abend auf dem Verdeck des „Fram" gewesen war, zwei Hunde aus ihren Koppeln herausgerissen und auf das Eis heruntergezerrt hatte, wo wir sie später tot fanden.

Wir versuchten Bären in einer großen „Bärenfalle" zu fangen, welche auf dem Eis zwischen zwei Stöcken mit einem köstlich duftenden Stück Speck in der Mitte aufgestellt war. Eines Nachts kam denn auch wirklich ein Bär, der den Speck gewittert hatte; er erhob sich auf den Hinterbeinen und schnüffelte vorsichtig an dem Köder herum, allein er war so schlau, daß er sich ganz ruhig wieder mit allen Vieren auf das Eis niederließ und an der Drahtleine, mit welcher der Apparat an einem Eisblock befestigt war, entlang und wieder um diesen Eisblock herumging, um nachzusehen, ob der Apparat auch ordentlich befestigt sei. — Kapitän Sverdrup behauptete, dieser Bär habe Menschenverstand besessen.

Die Seehundfänger berichten, daß, wenn der Bär an eine Beute heranschleicht, er seine schwarze Schnauze, die gegen alles, was weiß ist, absticht, mit einer Pfote verbirgt, um nicht durch sie verraten zu werden. Der letzterwähnte Bär, welcher der Falle entging, wurde vom Schiff aus geschossen; es zeigte sich daß sein Magen nichts andres enthielt, als eine gute Portion von den „London News", welche er an der Schiffsseite vorgefunden hatte.

Als Nansen und ich auf unsrer Schlittenfahrt uns dem Franz Joseph-

Digitized by Google

Lande näherten, wimmelte es im Schnee von Bärenfährten. Des Nachts waren die Tiere oft ganz dicht an unsrem Zelte, in welchem wir schliefen; die Gewehre hatten wir schußbereit neben uns liegen, um sofort zu feuern, falls die Raubtiere unsern Schlaf stören sollten. Seltsamerweise aber griffen sie unser baufälliges Zelt nie an; es ereignete sich jedoch, daß wir einige vom Zelt aus erlegten, wir hatten uns in die Zeltwand ein kleines Guckloch gemacht, durch das wir sie schießen konnten. Allein wir mußten die äußerste Vorsicht anwenden, da der Bär sehr wachsam ist. Sein Geruchssinn ist im höchsten Grade entwickelt, und wir hatten Gelegenheit, wahrzunehmen, daß er stets versuchte, uns „gegen den Wind“ zu haben, selbst wenn er uns sah; er traute seinem Geruchssinn unbedingt mehr als seinem Gesicht. Er geht nicht gerade auf seine Beute los, sondern kreuzt fortwährend herüber und hinüber, wobei er unablässig den kräftigen Hals von einer Seite nach der andern bewegt.

Jeder von uns hatte ein doppelläufiges Gewehr — das eine Rohr war gezogen, das andre für Schrotschuß bestimmt — Kaliber 360 und Kaliber 20. Die sicherste Stelle, an der man den Bären treffen kann, ist natürlich am Kopfe, man muß aber dann in kurzer Schußweite sein, wozu wir nur selten Gelegenheit hatten; von vorn ist es schwer, ihn am Kopfe zu treffen, da die Kugel wegen des flachen dicken Schädels abprallt und an dem Beine entlang zur Erde fällt. Gewöhnlich versucht man den Schuß von der Seite und wählt dann den Zielpunkt ein wenig hinter dem Vorderbeingelenk, um das Herz zu treffen. Ist der Bär getroffen, so stößt er ein Gebrüll aus, versucht in die Wunde zu beißen und ergreift in den meisten Fällen die Flucht, falls er nicht tödlich verwundet ist. Ja, ich habe mehrmals gesehen, wie er selbst bei durchschossenem Herzen vierzig bis fünfzig Meter in rasender Eile zurücklegt, ehe er zusammenbricht. einer der besten Schüsse auf den Bären ist der Rückgratsschuß; ist das Rückgrat zerschmettert, so wird der Hinterteil gelähmt, und die einzige Weise, in welcher er sich fortbewegen kann, besteht darin, sich auf den Vorderbeinen weiterzuschieben; dann ist es ein Leichtes, ganz in seine Nähe zu kommen und ihn abzuthun. Auf kurze Schußweite gelingt es, den Bären mit Schrot zu schießen, was wir mehrmals thaten, wenn wir nahe an ihn herankommen konnten, und zwar weil wir mit Schrotmunition besser versehen waren als mit Kugelmunition und wir mit dieser letzteren auch sparsam umgingen, da von ihr unsre Versorgung mit Fleisch abhing.

Als wir unsre Schlittenexpedition antraten, hatten wir 180 Kugelpatronen und 150 Schrotpatronen, welch' letztere natürlich für Vögel bestimmt waren.

Ein Bär, der mich überfiel, wurde von Nansen mit Schrot erlegt. Dies geschah folgendermaßen.

Während wir eines Nachts im Anfang des Monats August 1895 damit beschäftigt waren, uns in fast unwegsamem Eise gegen Franz Joseph-Land vorwärts zu arbeiten, stießen wir auf eine von den vielen Wasserrinnen im Eise, über die wir setzen mußten. Diese Ueberfahrt geschah in der Weise, daß wir die beiden Kajaks, welche auf je einem Schlitten standen, dergestalt zusammen-

Digitized by Google

banden, daß sie ein Floß bildeten, auf dem wir selbst und unsre zwei noch übrigen Hunde nach der andern Seite der Rinne hinübersetzen konnten. Nansen stand vorn am Rande der Wasserrinne, wo sich das Eis gegen das Wasser senkte, und hielt den Schlitten mit dem Kajak fest, damit dieser nicht ins Wasser hinabglitte, und ich ging eine kleine Strecke zurück, um meinen Schlitten zu holen. Im selben Augenblicke, wo ich mich niederbückte, um die Zugleine aufzunehmen, bekomme ich einen Bären in Sicht, der, sich duckend und zum Sprunge bereit, gleich hinter dem Schlitten liegt. Im nächsten Augenblick sprang der Bär mit einem gewaltigen Satze auf mich zu und überfiel mich, ehe ich noch Zeit hatte, mich von meiner gebückten Stellung zu erheben. Er versetzte mir mit seiner furchtbaren Vordertatze an der rechten Wange eine derartige Maulschelle, daß ich hinfiel und auf dem Rücken zwischen den Beinen des Bären liegen blieb. Zum Glück verlor ich das Bewußtsein nicht, packte mit einer Hand den Bären an der Gurgel und hielt mich mit der Kraft der Verzweiflung fest. Da ich rücklings fiel, gelang es mir nur einen flüchtigen Abschiedsblick dorthin zu werfen, wo mein Gewehr oben auf dem Kajak geladen lag; all meine Gedanken waren jetzt nur darauf gerichtet, dieser Waffe wieder habhaft zu werden, und infolgedessen rief ich Nansen zu: „Nimm die Büchse!“ Ich sah, wie der Bär sein Maul über meinem Kopfe öffnete und seine entsetzlichen Zähne zeigte. Es war gleichsam, als stutzte er etwas bei dem Griff, mit dem ich seine Kehle gepackt hielt, er war es wohl nicht gewohnt, von seiten seiner Beute Widerstand zu finden. Natürlicherweise wäre keine Rede davon gewesen, daß ich seine entsetzlichen Zähne hätte zurückhalten können, wenn er in diesem Augenblicke mit der Sache Ernst gemacht hätte. Allein diesem kurzen Stutzen des Bären habe ich mein Leben zu danken. Ich wartete auf Nansens Schuß und es kam mir vor, als ziehe sich die Sache in die Länge, wie ich so dalag; der Bär blickte auch dahin, wo Nansen war, und ich hieß ihn, sich mit dem Schießen zu beeilen, sonst wäre es vielleicht zu spät. Noch immer lag ich zwischen den Beinen des Bären und hielt ihn mit meiner Hand fest — da erhob der Bär etwas die eine Tatze und schritt über mich hinweg, versetzte darauf einem der Hunde, welcher ganz ruhig daneben saß und zuschaute, einen Schlag, so daß er über das Eis hinflog. In diesem Augenblicke ließ ich meine Hand von dem Bären los und wand mich glücklicherweise zwischen seinen Hinterbeinen heraus, kam auf die Beine und ergriff mein Gewehr — da fiel ein Schuß von Nansen und der Bär sank nieder, von einem Schrotschuß getroffen; zur Sicherheit erhielt er später noch eine Kugel durch den Kopf. Der Grund, weshalb Nansen nicht früher geschossen hatte, war der, daß sein Kajak in demselben Augenblick, wo er den Bären auf mich losstürzen sah und die Büchse, welche oben auf dem Kajak geladen lag, ergreifen wollte, ins Wasser glitt. So stand er waffenlos da, auf dem Wasser stand der Kajak mit der Büchse, während ich unter dem Bären lag. Nansens erster Gedanke war, sich ins Wasser zu stürzen und von dort aus zu schießen, er gab ihn aber auf, da er vom Wasser aus eben so leicht mich als den Bären treffen konnte; also mußte er sich Zeit nehmen, den Kajak erst wieder

Digitized by Google

auf das Eis hinaufzuziehen, bevor er sein Gewehr ergreifen konnte. Natürlich ging dies möglichst schnell; für mich ging die Zeit langsam wie eine Schnecke dahin.

Dieser Bär fiel also durch einen Schrotschuß; es war nämlich der Hahn des Schrotlaufs, den es Nansen gelang, zuerst in der Eile zu spannen. Der Bär, ein Weibchen, war von zwei ziemlich großen Jungen begleitet, welche in geringer Entfernung hinter einem Eisrücken (Haufen von aufgetürmtem Eise) standen und auf das Ergebnis der mütterlichen Jagd warteten. Ich war bei der Umarmung des Bären unversehrt geblieben, hatte bloß einige weiße Streifen an einer Wange, die von Ruß und Oel geschwärzt war, und etliche kleine Schrammen auf der Innenseite der rechten Hand.

Während wir mit der Errichtung unsrer Hütte auf Franz Joseph-Land beschäftigt waren, mußten wir zugleich stets die Bärenjagd betreiben, um Nahrung für den Winter zu sammeln. Wir hatten bei dieser Gelegenheit viele sehr hübsche Jagden. Das Fleisch speicherten wir in Haufen an verschiedenen Stellen auf, um es später nach unsrer eigentlichen Winterwohnung fortzuziehen. Eines Nachts erwachten wir von einem seltsam klagenden Laut; wir standen auf und bemerkten drei Bären, die beim Anblick ihrer toten Gefährten gleichsam wehklagten. Es war eine Bärin mit zwei großen Jungen. Wir schossen sogleich die Mutter, die Jungen aber verschwanden und kamen erst wieder draußen auf der See zum Vorschein, wo sie auf einer kleinen Eisscholle umhertrieben.

Wir ließen jetzt unsre Kajaks ins Wasser und ruderten hinaus, um den Bären die Flucht abzuschneiden und sie zu zwingen, die Eisscholle zu verlassen und landeinwärts zu schwimmen, da wir die Absicht hatten, sie auf dem Lande zu schießen. Wir erreichten auch unsern Zweck. Als wir uns den Bären näherten, ließen sie sich ins Wasser fallen und schwammen dem Lande zu. Wir ruderten dicht hinter ihnen, wobei jeder von uns sich einen Bären wählte und ihn dorthin trieb, wohin er ihn haben wollte. Schien es uns, als ginge es zu langsam, ruderten wir auf sie zu, dann wurden sie zornig, kehrten uns die Köpfe zu, brummten und zeigten die Zähne, verlegten sich aber bald wieder aufs Weiterschwimmen. Da Nansens Bär ein besserer Schwimmer war als der meinige, entfernten wir uns etwas voneinander; ich versuchte daher meinen Bären unausgesetzt anzutreiben, konnte jedoch Nansen nicht einholen. Jetzt war der Bär schon am Lande, und ich sah, wie mein Gefährte die Büchse anlegte und im nächsten Augenblick schoß; der Bär war tödlich verwundet, worauf Nansen ihn harpunierte und vollends aufs Land zog. Endlich rückte auch ich mit meinem Bären dem Lande näher und trieb ihn nach einer Stelle am Ufer, wo wir einen Fleischhaufen hatten. Als wir am Rande des Ufereises waren, legte ich die Pagaje derart unter die Strippe des Kajaks, daß das Riemenblatt gerade hinaus im Wasser lag (eine notwendige Maßregel, damit der Kajak nach dem Rückstoß des Schusses nicht umschlägt) und schoß dem Bären durch den Kopf, eben wie er einige schnelle Schwimmstöße machte, um auf das Ufer zu gelangen. Es waren zwei hübsche Bären, von denen wir einen als Weihnachtsessen aufsparten.

Digitized by Google

Das Fleisch des Bären schien uns einen ausgezeichneten Geschmack zu haben, weshalb wir alles aßen. Herz und Nieren und speziell das Bärenhirn waren reine Delikatessen. Es fiel aber ziemlich schwer, mit Hilfe unsrer schlechten Werkzeuge das Gehirn aus dem dicken Schädel herauszubringen.

Insgesamt hatten wir neunzehn Bären, um während des Winters davon zu leben, und als wir unsre Hütte verließen, war nicht viel übrig. Etwas hatten wir außerdem auch im Treibeise gegessen.

Ich will jetzt ein Beispiel dafür erwähnen, wie wenig sich ein Bär der rechten Art an eine Kugel kehrt, wenn diese nicht unmittelbar tödlich ist. Eines Morgens sah ich, wie ein großer Bär mitten in unserm Speckvorrat lag und mit vollen Kräften davon fraß; er hatte die Speckstücke umhergeworfen und sich dadurch eine Strecke in den Haufen hineingewühlt. Ich ergriff mein Gewehr und schlich mich möglichst nahe an ihn heran, um sicher zu sein, ihn in den Kopf zu treffen und so nicht mehr als einen Schuß zu gebrauchen. Allerdings hätte ich ihm noch viel näher kommen können, denn obwohl er mich recht gut sah, blieb er ruhig liegen und kaute an seinem Speck weiter. Nicht eher erhob er den Kopf, als bis ich die Büchse ergriff und im nächsten Augenblick abfeuerte. Dann richtete er sich ganz ruhig von dem Speckhaufen auf, warf mir einen zornig-verachtenden Blick zu und ging majestätischen Schrittes auf das neugebildete Eis zu, als wäre nichts geschehen. Es kam mir seltsam vor, daß ich ihn nicht getroffen haben sollte, da doch die Schußweite so kurz war. Eine neue Kugel hatte bessere Wirkung, das Rückgrat war getroffen, so daß das Hinterteil gelähmt war und er sich nur noch mit den Vordertatzen über das glatte Eis fortzuscharren vermochte. Jetzt kam auch Nansen dazu; er feuerte zwei Schüsse auf den Bären ab und ich noch einen, aber trotzdem war noch ein letzter Schuß durch das Gehirn erforderlich, um ihn zu töten. Es war ein übermäßig großer Bär, der größte, den wir gesehen hatten, allein entsetzlich mager. Als wir ihn abhäuteten, zeigte es sich, daß schon mein erster Schuß ihn getroffen hatte; die Kugel war durch die beiden Kinnbacken und die Kehle der Bestie gegangen, wovon man aber dem Bären nichts ansah, als er sich nach dem Schusse aufrichtete.

Nach Ablauf des Winters erhielten wir in unsrer Hütte Besuche von vielen Bären. Wenn wir drinnen in der dunkeln Hütte in unserm Schlafsack lagen, hörten wir, wie sie vor dem Hause anlangten, oft auch auf das Dach kletterten. Einmal versuchte ein großer, blendendweißer Eisbär durch den schmalen Eingang, durch den wir zur Hütte herein- und herauskrochen, in das Innere zu gelangen. Ich mußte Feuer geben, ohne in der engen Passage zielen zu können, und den Lauf des Gewehres so halten, daß der Schuß meiner Berechnung nach notwendigerweise treffen mußte. Es geschah auch, der Bär aber wurde nicht tödlich getroffen, er brüllte und machte sich davon. Ich lief ihm nach, hatte aber nur eine Patrone, mit der ich die Büchse wieder lud. Ich verfolgte ihn auf eine weite Strecke; endlich kam ich ihm auf Schußweite nahe; ich feuerte meine einzige Kugel ab, worauf der Bär liegen blieb und ich mich auf den Rückweg machte. Bald begegnete ich Nansen und erzählte ihm, wo der Bär läge; ich glaubte

Digitized by Google

natürlich, er sei tot; wir einigten uns dahin, daß Nansen hingehen und mit dem Abhäuten des Bären anfangen sollte, während ich nach unsrer Hütte zurückkehrte, um die Schlitten für den Heimtransport des Tieres zu holen. Allein der Bär war doch noch wieder zu sich gekommen, denn Nansen erblickte ihn, wie er, ziemlich bei Kräften, auf drei Füßen vor ihm dahinhinkte, und nur mit knapper Not gelang es Nansen, den Bären oben auf einem steilen Gerölle gerade unterhalb eines Gletschers zu schießen — der Bär stürzte in einer Reihe von Sätzen den mit Gerölle bedeckten Abhang hinunter und blieb schließlich hinter einem großen Steinblock liegen.

Das Fell dieses Bären ließen wir vor unsrer Hütte mit dem Speck daran liegen; eines Tages hörten wir, daß ein Bär kam, der sich daran machte, an diesem Fell zu nagen, was ein Zeichen von übermäßigem Hunger sein mußte; denn Bären fressen gewöhnlich nicht von dem Specke ihrer Genossen. Ich schlich mich durch den schmalen Durchgang hinaus und sah bei dem intensiven Sonnenlicht, das die an das Dunkel gewöhnten Augen blendete, den Bären eifrig mit Kauen beschäftigt. Vorsichtig legte ich die Büchse an und schoß den Bären durch den Kopf, ohne daß dieser mich gesehen hatte; er sank auf dem Flecke nieder, wo er stand.

Ein andres Mal schoß Nansen auf ähnliche Weise einen Bären, der aber nicht sofort starb, und das Merkwürdige an der Sache war, daß die eine ganze Seite des Tieres gelähmt war; er scharrte mit einer Vorder- und Hinterpfote, so daß er sich in einem Kreise bewegte.

Schließlich mußten wir es aufgeben, alle die Bären zu schießen, die in Sicht kamen. Wir standen mehrmals da und betrachteten sie, wie sie sich im Eise heranwitterten; mehrere von ihnen blieben ganz ruhig stehen und glotzten uns wieder an. In den letzten Tagen, bevor wir unsre Hütte verließen, kam es so weit, daß wir, um Nachtruhe zu erhalten, die Bären wegscheuchen mußten.

Für Nansen und mich war, wie oben erwähnt, der Eisbär unentbehrlich, und wir haben es ihm zu verdanken, daß wir in diesem Winkel der Erde, wo wir so lange unser Dasein fristeten, so lange leben konnten.

Mit dem Bestand dieses Tieres geht es doch allmählich rückwärts; in unsern Tagen wird dem Eisbären rücksichtslos nachgestellt, und der Mensch wird wohl nicht eher ruhen, bis dieser König der Polarwelt nach den Gegenden zieht, wo er gegenwärtig in Ruhe und Frieden leben kann.

Zu diesen Gegenden müssen wir wohl die nördlichste Strecke der Ostküste Grönlands und den unbekannten Teil der Inselgruppe von Franz Joseph-Land rechnen, wohin sich auch das Walroß vor den Begierden des Menschen hat flüchten müssen.



Digitized by Google

Probleme der modernen Astronomie.

Von
Dr. Bruhns.

So alt wie das Denken, ist auch die Astronomie. Eine ungemein reizvolle Aufgabe ist es, ihre Entwicklung im weit zurückliegenden Altertum zu verfolgen und zu sehen, wie sie sich durch Irrtümer und Fehler hindurchkämpfte und, mit der gesamten geistigen Kultur jeder Epoche eng verknüpft, gleichsam für diese ein Maßstab war. Aus dem frühesten Zustande bloßen sinnlichen Empfindens der umgebenden Ereignisse entwickelte sich die staunende Beobachtung gewisser, besonders auffallender Vorgänge und hieraus erwuchs im weitern Verlauf das Nachdenken über den wahren Zusammenhang der Dinge. Zuerst sah man nur Sonne und Mond und die Sterne und freute sich an ihrem Glanze und sah, daß sie vorhanden sind und in vielfachem Wechsel erscheinen und verschwinden. Aber alsbald merkte man, daß dieser Wechsel ein regelmäßiger ist, daß Tag für Tag dieselbe Sonne erscheint, und daß in regelmäßigem Wechsel der Mond seine Gestalt ändert, und daß die Sterne stets in gleicher Lage zu einander sich zeigen und im Wandel eines Jahres der Sternenhimmel wieder das gleiche Aussehen annimmt, wie es schon früher gewesen ist. Da lernte man zu beobachten und aus dem Beobachteten Schlüsse zu ziehen auf künftige Zeiten und die Beobachtungen und Schlüsse für das praktische Leben zu verwerten. Damals kam den Menschen der Begriff des Jahres zum Bewußtsein, und auf Grund der Erfahrungen vieler Jahre bestimmte man seine Dauer, erkannte man den Weg von Sonne und Mond zwischen den Sternen und unterschied die Fixsterne von den Planeten. Schon Thales soll im Jahre 585 v. Chr. eine Sonnenfinsternis vorausgesagt haben.

Unaufhaltsam verstrichen die Jahrhunderte, mehr und mehr häuften sich die Beobachtungen. Da vermochte es Eudoxus, gestützt auf das Wissen seiner Zeit, im vierten Jahrhundert v. Chr. ein System aufzustellen, das dazu diente, die Thatsachen in eins zusammenzufassen und für die Erscheinungen einen mathematischen Ausdruck zu finden. Von Calippus weiter ausgearbeitet genügte die Theorie durchaus ihrem Zwecke, die bis dahin erkannten Erscheinungen rechnerisch aufzufassen. Sie beruhte auf der Annahme, die für das naive Denken als nächstliegend erscheinen mußte, daß die Erde im Mittelpunkt der Welt ruhe und Sonne, Mond und alle Sterne um sie ihre Bahnen beschreiben. Dem Charakter seiner Zeit entsprach es, alle Bewegungen auf kreisförmige zurückzuführen und mit Hilfe einer geometrischen Theorie gelang es auch, selbst der scheinbar regellosen Bewegungen der Planeten Herr zu werden. Allerdings bedurfte er dazu dreiunddreißig homocentrischer Sphären.

Während Eudoxus und Calippus als Mathematiker an die Astronomie

Digitized by Google

herantraten, versuchte Aristoteles als Philosoph sie seinem System einzuordnen. Aristoteles ist unstreitig der genialste und bedeutendste Gelehrte des ganzen Altertums, und wenn wir auch heute alle Fehler und Irrtümer erkennen, die er begangen hat, so dürfen wir nicht vergessen, daß er mit den Erfahrungen, die ihm zu Gebote standen, nicht anders urteilen konnte. Die nachfolgenden Jahrhunderte bedeuten eine Periode stetiger Entwicklung der Astronomie als einer beobachtenden Wissenschaft. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. begründete Hipparch eine neue Theorie durch die Einführung der sogenannten Epicykeln und excentrischen Kreise. Es war ihm mit ihrer Hilfe möglich, die Bewegung der Gestirne in einfacherer Weise zu erläutern als mit der Theorie des Eudoxus. In der Zwischenzeit waren die mancherlei verschiedensten Hypothesen aufgetaucht und besprochen worden, und darunter fehlten auch solche nicht, in denen die Erde als bewegt angenommen wurde. Hatte dieser ganze Streit um die Ruhe oder Bewegung der Erde seine erste Beurteilung durch Hipparch gefunden, so ward er für lange Zeit definitiv abgeschlossen durch Ptolemäus. Sein Werk, das heute als Almagest bekannt ist, erschien zwischen 125 und 150 n. Chr. und umfaßte das ganze Wissen seiner Zeit.

Die Hauptsätze seiner Lehre sind folgende: 1. Die Himmelskörper bewegen sich in Kreisen. 2. Die Erde ist eine Kugel. 3. Die Erde befindet sich im Mittelpunkt der Himmelskugel. 4. Die Erde hat keine fortschreitende Bewegung. Ebenso wie einst die Theorien des Eudoxus und Calippus und später die des Hipparch, entsprach auch das Werk des Ptolemäus durchaus den Bedürfnissen seiner Zeit und gab eine völlig hinreichende Erklärung der Thatsachen. Es war absolut keine Ursache vorhanden, warum man es hätte verwerfen sollen.

Bis hierher geht die Blüte der exakten Astronomie. Nach Ptolemäus erfolgte der große Niedergang aller selbständigen Forschung unter dem Einfluß der Scholastik. Die lange Periode der Scholastik vom Ende des zweiten Jahrhunderts bis in das fünfzehnte Jahrhundert kann als Ganzes betrachtet werden wie ein Versuch, alle Erfahrungsthatsachen aus einer vorhergefaßten Idee zu erklären. Aber alle Wissenschaft beruht auf der Beobachtung von Thatsachen. Diese werden miteinander verglichen und aus dieser Vergleichung erst ergeben sich die weiteren Schlußfolgerungen. Erst an zweiter Stelle kommen die Hypothesen, die einzig dazu dienen, die bekannten Thatsachen dem menschlichen Verständnis plausibel zu machen. Die Hypothesen müssen unbedingt zurückweichen, wenn die Thatsachen es verlangen, wenn die faktische Wirklichkeit mit ihnen in Widerspruch gerät. Und dieser erste Grundsatz wurde von der Scholastik übersehen. Es war eine Folge der geschichtlichen Ereignisse, daß jene geistige Erschlaffung eintreten konnte, aus der nichts Neues mehr entsprang. Und in der geistigen Kultur bedeutet jeder Stillstand einen Rückschritt. Zu mächtig war die Unkultur der germanischen und asiatischen Barbarenvölker auf die erschlaffte romanische Kultur eingedrungen. Wo sich ein geistiges Streben zeigte, da wurde es eingeengt durch die ungeheure Autorität jenes großen Aristoteles, der weit über seine Zeit hinaus das gesamte Mittelalter beherrschte. Die vollendete Zer-

Digitized by Google

setzung des exakt wissenschaftlichen Fühlens zeigte sich bei Purbach (1423 bis 1461). Ihm galt die Physik des Aristoteles als Evangelium, dem sich die Natur unbedingt fügen muß. Eher macht die Natur Fehler als Aristoteles.

Doch macht sich zu jener Zeit schon wieder mächtig ein neuer Geist bemerkbar. Wagte auch noch kaum einer dem aristotelischen System entgegenzutreten, so wurde doch wenigstens neues Beobachtungsmaterial gesammelt und wieder Astronomie getrieben. Obenan stand die Stadt Nürnberg, in der Regiomontan und der Patrizier Bernhard Walther eifrig beobachteten. Sie haben das große Verdienst, daß sie die Astronomie in Deutschland überhaupt wieder einführten und sie populär machten. Man begann an den Universitäten wieder über Astronomie zu lesen und den Sinn für die Bedeutung der Thatsachen wieder zu wecken. Ein neuer frischer Geist zog durch Deutschland, hier und da wagte sich schon ein Widerspruch, eine neue Meinung hervor. Im engen Kreise besprach man sie, verwarf sie oder nahm sie an und arbeitete weiter. Bald hieß es, ein Gelehrter, der lange in Bologna gelebt habe, ein Domherr aus Thorn, der von den reichen Einkünften seiner Pfründe lebend nur für die Astronomie thätig sei, arbeite daran, entgegen der ptolemäischen Theorie, die Bewegung der Gestirne durch eine neue Annahme zu erklären. Danach solle die Sonne als stillstehend, die Erde als um jene sich bewegend gedacht werden. Man sprach von Kopernikus als einem klugen, gelehrten Manne, manch einer hatte ihn persönlich kennen gelernt, und man war begierig, von dem Erfolg seiner Arbeit zu hören. Andre sprachen dagegen. Es ist absurd, die Erde bewegt zu denken. Wir müßten doch davon etwas fühlen. Es ist durch Jahrhunderte nicht nötig gewesen, eine solche Annahme zu machen, warum denn auf einmal jetzt? Alle Bedenken, die auch heute bei jeder Neuerung laut werden, wurden ausgesprochen. Man sagte wohl auch, die Bibel spricht dagegen, Gott selbst spricht dagegen. 1543 endlich erschien das Werk des Kopernikus: De revolutionibus orbium coelestium libri VI, zugleich mit der Nachricht von des Meisters Tod.

Nur sehr wenig ist uns aus jener Zeit über Kopernikus selbst überliefert. Aber wir dürfen darum nicht denken, daß er unbekannt gewesen sei. Nicht vergebens ist die Widmung an den Papst dem Werke vorangesetzt, und man muß bedenken, wie groß der Name eines stillen Gelehrten sein mußte, ehe er dem höchsten Herrscher der Zeit zu Ohren kommen konnte, der faktisch damals andre Sorgen hatte, als den kleinen Streit unbekannter Astronomen. Wenn auch wenig geschrieben wurde, so war doch darum das Leben nicht tot, und die Verhältnisse der Zeit brachten einen lebhaften Wechselverkehr der Gelehrten untereinander mit sich.

Die große Bedeutung des Kopernikus beruht darin, daß er die gegebenen Thatsachen durch irgend eine neue Hypothese zu erklären versuchte, nachdem sich gezeigt hatte, daß die alte unzureichend sei. Einen Beweis für seine Annahme versuchte er nicht zu liefern und konnte es auch nicht, den brachten erst die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts mit dem Nachweis einer jährlichen Parallaxe bei einigen Fixsternen. Aber er zeigte, daß seine Rechnungen einfacher und

Digitized by Google

leichter die Thatsachen erfüllten, als die Rechnungen auf Grund der geocentrischen Hypothese. Ausdrücklich hebt er aber das Hypothetische seiner Annahme hervor.

Damit war die moderne Astronomie als exakte Wissenschaft begründet, und wenig besagt es, daß Tycho wieder einen Schritt zurückging und ein vermittelndes System aufstellte, nach dem sich die fünf Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn um die Sonne bewegen, diese selbst aber, wie der Mond, um die Erde kreist. Es war ein gewisses Entgegenkommen gegen den Geist seiner Zeit, wie man es stets als Rückschlag bei einer neuen epochemachenden Auffassung beobachtet, und das nichts zu bedeuten hatte, da es sich ja nur um eine Rechnungsmethode handelte. Und mochte auch um sie noch viel gestritten werden, es gab doch jetzt wieder eine Astronomie, und man beobachtete wieder die Gestirne und vereinigte diese Beobachtungen und lernte ungeheuer viel Neues kennen.

Seit dieser Zeit hat sich nun die Astronomie derartig entwickelt, daß es nicht möglich ist, sie in allgemeinem kurzem Ueberblick zu behandeln. Es sollen daher nunmehr die wichtigsten Einzelgebiete gesondert behandelt werden und im Anschluß an eine geschichtliche Darstellung ihrer Entwicklung die Probleme dargelegt werden, die von der modernen Astronomie behandelt werden. Und zwar werden wir zuerst die Probleme der Bahnbestimmung, dann die Probleme der kosmischen und der Fixsternastronomie und an dritter Stelle die Probleme der Astronomie des Sonnensystems besprechen.

I. Die Bahnbestimmung.

Durch Kepler und Newton ist das Problem der Bewegungen in unserm Sonnensystem in der großartigsten Weise bearbeitet worden. Es gehörte ein ebenso kühner und genialer, wie unermüdlich schöpferischer Geist, wie der Keplers dazu, um die ersten fundamentalen Prinzipien festzustellen. Nachdem Kopernikus den großen Wurf glücklich gethan hatte und durch sein Lebenswerk der Astronomie einen neuen unerwarteten Impuls gegeben hatte, durfte die weitere theoretische Ausgestaltung nicht stehen bleiben. Und da war Kepler der richtige Mann. Er mochte sich nicht mit der Kopernikanischen Methode allein begnügen, ihm galt es, die wirklichen Bahnen der Planeten festzustellen, für die man bisher immer nur eine rohe Annäherung gefunden hatte.

Als er 1600 zu Tycho nach Prag kam und hier die Beobachtungen des Mars begann, fand er Abweichungen dieser Beobachtungen von der Theorie und begann nunmehr, die Theorie des Mars von Grund auf neu zu konstruieren. Aus diesen Arbeiten, die er fast zehn Jahre lang fortsetzte, ohne sich durch mancherlei Fehlgriffe abschrecken zu lassen, gelang es ihm endlich, gewisse Gesetzmäßigkeiten in den Planetenbewegungen herauszufinden. Sie sind bekannt als die zwei ersten sogenannten Keplerschen Gesetze:

Die Bahnen der Himmelskörper sind Ellipsen mit der Sonne in einem Brennpunkt.

Der Radius vector eines Planeten, das heißt die Gerade Sonne—Planet, beschreibt in gleichen Zeiten gleiche Flächen.

Digitized by Google

Wiederum zehn Jahre später konnte er in seinem dritten Gesetz die Beziehung angeben, die zwischen Umlaufszeit und Entfernung des Planeten besteht.

Hiermit war ein großer Erfolg erreicht, indem es gelungen war, aus den Beobachtungsthatsachen für die Planetenbewegungen einen einfachen Ausdruck zu finden. Aber es fehlte noch jede nähere Begründung, warum denn gerade diese Bewegung die richtige sei. Erst hundert Jahre später gelang es Newton in dem nach ihm benannten Attraktionsgesetz auch dieses weitere Ziel zu erreichen. Aber nun hatten auch schon wieder die Beobachtungen eine derartige Genauigkeit erreicht, daß es auch Newton noch nicht möglich war, ihnen vollständig zu genügen. Es gehörte noch die Arbeit von weiteren hundert Jahren dazu, um die höchst komplizierten Folgerungen, die sich aus den allgemeinen Voraussetzungen der Newtonschen Attraktionstheorie ergaben, derartig analytisch zu behandeln, daß sie für die Berechnung der Planeten-, Kometen- und Mondbahnen hinreichend einfach und brauchbar waren. Nachdem im vorigen Jahrhundert dies Problem der Bahnbestimmung die Hauptaufgabe der bedeutendsten Mathematiker und Astronomen gewesen war, bildeten den eigentlichen Abschluß dieser Arbeitsreihe die beiden klassischen Abhandlungen von Olbers: Abhandlung über die leichteste und bequemste Methode, die Bahn eines Planeten zu berechnen (1797), und von Gauß: Theoria motus corporum coelestium (1804).

Damit ist allerdings noch nicht ein definitiver Abschluß des Problems der Körperbewegungen gegeben, aber es ist die Grundlage geschaffen, und es handelt sich im wesentlichen nur noch um die feinere Ausbildung. Die Methoden von Olbers und Gauß werden noch heute durchaus angewandt, aber auch heute arbeitet man noch daran, einige Teile theoretisch und praktisch eingehender zu untersuchen. Diese Fortführung des alten Problems erstreckt sich einerseits auf die mathematische Entwicklung der Störungsgleichungen, die aus dem Newtonschen Gesetze folgen. Andrerseits hat sich die Aufgabe ergeben, zu untersuchen, in wieweit denn das Newtonsche Attraktionsgesetz überhaupt geeignet ist, den Beobachtungen zu genügen und welche Folgerungen sich hieraus ergeben. Aus der ersten Reihe von Untersuchungen sind besonders die hervorzuheben, deren Zweck es ist, die Methoden der neueren Mathematik an Stelle der alten oder neben den alten zur Anwendung zu bringen: elliptische und höhere transcendente Funktionen an Stelle der trigonometrischen, sowie die Methoden der Gruppentheorie zur Auflösung der Integralgleichungen und so weiter. Aus der zweiten Reihe sind dagegen besonders die Arbeiten Adams und Leverriers zu einer gewissen Berühmtheit gelangt, die zur Entdeckung des Neptun rein auf Grund theoretischer Untersuchungen führten. Ebenfalls viel besprochen ist das sogenannte Problem der „widerstehenden Mittel“, das heißt die Frage, ob der planetarische Raum erfüllt sei mit einer solchen Materie, daß sie der Bewegung der Planeten und Kometen einen merkbaren Widerstand entgegensetzt. Es hatte zwar schon Euler 1746 beschäftigt, gewann aber erst damals allgemeinere Bedeutung, als Encke die Bahn des 1818 von Pons entdeckten Kometen auf einen solchen Einfluß eines widerstehenden Mittels hin untersuchte. Zunächst muß durch

Digitized by Google

fein verteilte Materie die Geschwindigkeit eines Kometen verringert werden, worauf die anziehende Kraft der Sonne einen größeren Einfluß gewinnt und die Umlaufszeit verkürzt wird. Anfangs schien das thatsächlich der Fall zu sein, bei späteren Erscheinungen des Kometen zeigten sich aber Ungleichmäßigkeiten und namentlich blieben auch solche Fälle nicht aus, in denen die Umlaufszeit der Theorie entgegen sich vergrößerte. Nach allen bisherigen Erfahrungen können wir folgendes sagen: Es ist unmöglich, zu bestreiten, daß beständig Materie von der Sonne und den Planeten in den Raum entweiche, wie auch andrerseits uns beständig Materie zuströmt nicht nur durch die Sternschnuppen, sondern auch durch feinsten kosmischen Staub, wie zum Beispiel Nordenskiöld solchen auf den arktischen Schneefeldern gefunden hat. Aber die Verteilung dieser Materie ist eine derartig dünne, daß ihr Einfluß mit unsern bisherigen Beobachtungsmethoden noch nicht beobachtet werden konnte. Bestimmt wird uns die Astronomie über kurz oder lang darüber weitere Aufklärung geben können.

Nun haben sich aber auch infolge der immer wachsenden Genauigkeit der Beobachtungen Zweifel an der Allgemeingültigkeit der Newtonschen Theorie über die Anziehungskraft erhoben, und es ist die Frage laut geworden, ob denn nicht etwa auch diese Anziehungskraft zu ihrer Fortpflanzung einer gewissen, wenn auch sehr kurzen Zeit bedürfe, wie das Licht und der Schall. Diese Frage wird gegenwärtig von verschiedenen Seiten in verschiedener Weise behandelt. Da jedoch solche Aufgaben zu dem Schwierigsten und Diffizilsten gehören, was die Mathematik kennt, so ist eine Lösung vorläufig noch nicht zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)



Ueber die Alchemisten.

Von

Prof. Dr. Fittica.

Die Verketzerung der Alchemisten als von Männern, welche als Goldmacher schlechthin lediglich Bereicherung mit Gold und Geld im Sinne hatten, pflegt auch heutzutage noch vielfach üblich zu sein, allerdings weniger in wissenschaftlichen Kreisen. Man ist so weit gegangen, zu behaupten, und dies geschah bereits im fünfzehnten Jahrhundert durch den Araber Leo Africanus, die Alchemisten seien unwissenschaftliche Thoren gewesen, welche die Entwicklung chemischer Lehren eher hintangehalten als gefördert hätten. Allerdings gilt dies von den Epigonen derjenigen bedeutenden Männer, welche zu allen Zeiten Schüler und Nachbeter in Menge fanden, um Forschung und Lehre in egoistischer Weise

für sich auszunutzen; eine Methode, welche heutzutage und voraussichtlich auch später immer von neuem ihre Vertreter haben wird. Indes hat bereits Liebig um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts hervorgehoben, daß die Alchemisten mit der Idee, aus unedlen Metallen könnten edle dargestellt werden, durchaus wissenschaftlich gearbeitet hätten. Allein andrerseits war Liebig dennoch der Meinung, daß hervorragende Alchemisten nicht nur an den Stein der Weisen als das Mittel zur Goldbereitung geglaubt hätten, sondern auch seine Darstellung und mithin die von Gold für das wichtigste Ziel der Chemie gehalten hätten. Dies scheint mir ein Irrtum zu sein, wesentlich dadurch entstanden, daß man nicht scharf genug unterscheidet zwischen der Idee der Goldmacherei und derjenigen der Metallverwandlung. Jene diente dem Betruge von Tausenden, während letztere die Alchemisten zu wissenschaftlichen Untersuchungen veranlaßte. Dieselbe wurde durch eine Reihe von Beobachtungen, sowohl chemischer als mineralogischer hervorgerufen. Es war natürlich und begreiflich, daß, wenn man in mineralreichen Gebirgen neben unedlen Metallen eine Reihe von edlen antraf, man annahm, diese würden allmählich aus jenen, den unedlen, erzeugt. Hiermit in scheinbarer Uebereinstimmung waren mehrere bereits bekannte chemische Reaktionen, wonach anscheinend eine direkte Umwandlung, zum Beispiel von Eisen in Kupfer, möglich war, wenn man ersteres Metall in eine blaue Lösung senkte, das sogenannte Cementwasser, welches aus Kupferkies führenden Gruben stammte. Daß das sich auf diese Weise abscheidende Kupfermetall bereits in jenem Cementwasser als eine spezielle Verbindung vorhanden sei, wurde erst zu einer Zeit erkannt, als man Mittel zur Abscheidung und Zersetzung von Salzen hatte.

Ueberhaupt wäre es falsch, zu glauben, daß bereits das Wort Alchemie auf eine andre Wissenschaft oder Kunst hinweise als Chemie. Letzteres Wort war vielmehr die früheste Bezeichnung für unsre heutige Wissenschaft; hieraus entstand im siebenten Jahrhundert in Arabien durch Vorsetzen des arabischen Artikels al jene Benennung. Chemie ist höchst wahrscheinlich gebildet aus Chema, welches, nach Zosimus, die geheime ägyptische Kunst bezeichnete, zumal nach Plutarchs Zeugnis, Aegypten früher Chemia hieß. In Aegypten hat mithin nachweislich die Wiege unsrer heutigen Wissenschaft Chemie gestanden; von hier aus gelangte sie zu den Arabern, bei welchen sie sich im achten Jahrhundert zur höchsten Blüte entwickelte, und zwar gegenüber den Griechen und Römern, welche die geringsten Kenntnisse von chemischen Dingen besaßen, obwohl sie sonst als höchstes Kulturvolk des Altertums mit Recht gepriesen werden. Vom Glase glaubten sie, es werde in Aegypten gegraben, Zinnober (Schwefelquecksilber) meinten sie, entstände in der Erde aus gemischtem Elephanten- und Drachenblut; von Seife, Salz oder Bier, welche Stoffe von den Aegyptern bereitet und benutzt wurden, wußten sie nichts.

Die älteste alchemistische Schrift ist ein zwar griechischer Papyrus, aber ägyptischen Ursprungs, in welchem von Goldbereitung so gut wie nicht die Rede ist; vielmehr sind darin hauptsächlich Reinigungsprozesse von Metallen beschrieben,

Digitized by Google

sowie Operationen der technischen Chemie. Zosimus, ein wahrscheinlich um die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts lebender Alchemist der ägyptischen Schule, spricht vielmehr zuerst von der „heiligen“ Kunst der Gold- und Silberbereitung, obschon auch er sich wesentlich mit der Beschreibung von technischen Operationen sowie Apparaten, z. B. Oefen befaßt. Dies war zwar der Anfang der Alchemie im Sinne der Goldmacherkunst; allein erst die Araber, das phantasiereiche Volk, hat die letztere zur wissenschaftlichen Lehre erhoben, und auch sie sind es gewesen, welche zuerst von einem Stein der Weisen als höchstes Mittel zur Bereitung des Goldes gesprochen haben, aber nicht im Sinne bloßer Schwärmerei, sondern eines Zieles, zu welchem die höchsten Fähigkeiten und zwar nicht nur des Geistes, sondern auch des Herzens vonnöten seien.

Ein Mann Namens Geber, wie ihn wenigstens die Geschichte nennt, war der hervorragendste Alchemist der Araber, der freilich nicht im jetzigen Arabien, sondern (im achten Jahrhundert) auf der damaligen arabischen Hochschule in Sevilla lebte und lehrte. Allerdings war er kein geborener Araber, sondern wahrscheinlich ein Grieche, der vom Christentum zum Islam, offenbar aus wissenschaftlichen Gründen übertrat. Der ursprüngliche Name dieses Mannes wird daher nicht Geber gewesen sein; dieser dürfte vielmehr aus Giaur entstanden sein, einem Schimpfnamen, mit welchem die Araber die Christen in Europa bezeichneten. Dieser Mann, dessen Schriften sich auf etwa 500 belaufen haben sollen, behandelt in drei als echt nachgewiesenen Abhandlungen die damaligen Probleme der Alchemie. In denselben wird von der Metallveredelung, sowie von einem Meisterstück gesprochen, welches letztere im wesentlichen den Stein der Weisen behandelt. Durch jene Bezeichnung ist aber schon dargethan, daß er sich diesen Stein nicht als einen Gegenstand dachte, der etwa durch eine besondere Gabe oder Offenbarung gegeben war, sondern der vielmehr durch einen wissenschaftlichen Prozeß bereitet werden konnte. Indes giebt er allerdings nur einen Begriff, keine Vorschrift von diesem Meisterstück, demnach im Sinne einer theoretischen Lehre. An keiner Stelle seiner obigen Schriften hat Geber behauptet, den „Stein“ wirklich in Händen zu haben, obschon er ihn an einem andern Orte derselben als eine Medizin der dritten Ordnung beschreibt. Dies geschieht indes gleichfalls in rein theoretischer Art. Da er an die Metallverwandlung fest glaubt, so sind ihm die künstlichen chemischen Produkte Medizinen, das heißt Substanzen einer höheren, zweiten Ordnung zu deren Verwirklichung, während ihm die rohen Naturprodukte gleichfalls Medizinen hierfür sind, indessen erster Ordnung. Es war sehr begreiflich, daß er, welcher sah, daß man durch chemische Operationen aus den natürlich vorkommenden Stoffen anscheinend etwas durchaus Neues, regelmäßig Ausgebildetes, Krystallinisches oder mit einer prächtigen Farbe Behaftetes und so weiter schuf, glaubte, es könne aus diesen letzteren Körpern durch weitere Prozesse eine Substanz entstehen, welche sämtliche chemische, physikalische und medizinische Eigenschaften in sich vereinige. Seine Medizin der dritten Ordnung, das heißt der Stein der Weisen, enthält mithin alle Farben, alle drei Zustände der Materie, äußert alle erdenkbaren Kräfte, vor allem die

Digitized by Google

chemische Anziehungskraft, und heilt alle Krankheiten. Nur aus diesem Grunde ist er demnach auch imstande, Gold aus unedeln Metallen zu bereiten, und in Bezug hierauf heißt er die Universaltinktur.

Gab nun Geber seiner theoretischen Ueberzeugung nach jenem Stein der Weisen solche universelle Eigenschaften, so war er zugleich der Meinung, daß die ganze übrige chemische Körperwelt, also wohl die Medizinen zweiter Ordnung, aus nur zwei Substanzen, Schwefel und Quecksilber, zusammengesetzt sei. Es waren auch rein wissenschaftliche Gründe, die ihn hierzu führten. Weil er sah, daß der feste Schwefel verflüchtigt und verbrannt, das flüssige Quecksilber nur verflüchtigt werden, beide aber vereinigt eine harte, feste, unverbrennliche und unschmelzbare Masse, den Zinnober, liefern konnten, so dachte er sich offenbar sämtliche feste, flüssige und gasförmige Körper durch diese zwei Medien zustande gekommen. Auch die drei physikalischen Zustände der Materie fanden sich im dampfförmig gemachten Schwefel, dem flüssigen Quecksilber und ihrer Verbindung, dem festen Zinnober, zusammen. Andre Gase als Schwefeldampf waren ihm offenbar nicht bekannt, da er die ihn umgebende Luft nicht als Gas beachtete. Infolge dieser Ansichten lehrte er sodann, daß es nur auf die Art und Menge der Mischung dieser zwei Urstoffe ankomme, um die überaus große Mannigfaltigkeit der gesamten Körperwelt zu erklären, eine Lehre, welche unsern heutigen theoretischen Anschauungen außerordentlich ähnlich ist, und von welcher Goethe bei der Darstellung des Homunculus Gebrauch machte.

Man ersieht demnach hieraus, daß es keine blinde Phantasie war, welche den Glauben an den Stein der Weisen sowie die Anschauung erzeugte, daß die Körperwelt in ihren letzten Teilen einfach sei, einfach in ihren Bestandteilen wie auch den Verbindungen. Sie fußte auf wirklicher Beobachtung, auf wissenschaftlicher Forschung. Es wäre auch sonst die Thatsache kaum zu erklären gewesen, daß schon kurz nach Geber von einem Manne, der aus seiner Schule hervorgegangen war, dem berühmten Arzt Avicenna (im zehnten Jahrhundert) Opposition gegen jene Anschauungen sich erhob, Opposition wissenschaftlicher Art. Wäre der Stein der Weisen von Geber kurzweg als ein Ding beschrieben worden, welches zu Reichtum führe, hätte er vorgegeben, ihn zu besitzen, Gold damit bereiten zu können, so wäre ein wissenschaftlicher Streit darum unmöglich gewesen. Allein ein solcher fand statt, da Avicenna in seiner Entgegnung die Lehre der Metallverwandlung angriff, indem er behauptete, die Metalle unterschieden sich der Gattung nach, und ihre Zusammensetzung aus Schwefel und Quecksilber sei unerwiesen. Nichtsdestoweniger behielten die Ansichten Gebers die Oberhand, ja es galten allgemein seit der Zeit bis zum 16. Jahrhundert alchemistische Lehrsätze, welche sich sämtlich auf diesen zurückführen lassen.

Letztere betrafen zunächst die Zusammengesetztheit der Metalle. Bekanntlich sind Kupferlegierungen dem Golde, Zinn und Zink sind dem Silber ähnlich, die graue Eisenfarbe kommt manchem andern Metalle zu, und in Farbe wie Verhalten gleichen sich eine Reihe der verschiedenartigsten Metallverbindungen. Alle

Digitized by Google

Metalle, so hieß es daher, sind Mischungen, nur der quantitativen Zusammensetzung nach von einander verschieden. Da es also nur auf Aenderung der Mischung ankam, um die Verwandlung derselben in eine höhere Gattung herbeizuführen, so mußte diese auch dem wissenschaftlich gründlich Vorbereiteten gelingen. Mercurius, hieß es ferner, enthalten die Metalle, weil sie dehnbar sind, Sulfur, weil sie durch Hitze ihre glänzende Beschaffenheit verlieren, indem der Sulfur verbrennt, und endlich noch Sal, wie Paracelsus im sechzehnten Jahrhundert besonders ausführte, weil man erkannte, daß die Oxydationsprodukte derselben, die sogenannten Metallaschen, salzartige Stoffe aufwiesen. Diese Lehrsätze hielten sämtliche Alchemisten aufrecht; was dagegen die Ausführung der Metallveredelung, beziehungsweise die Darstellung des Steins der Weisen betraf, so teilten sie sich schon früh in zwei große Parteien. Die eine derselben umfaßte die wirklich wissenschaftlich vorgehenden Forscher, die andre artete zu Betrügern aus; jene waren die Trimaterialisten, diese die Mystiker.

Die Mystiker, die dunkeln Praktiker, Naturphilosophen im schlimmsten Sinne, lehrten geradezu, daß eine wissenschaftliche Klarheit für die alchemistischen Bestrebungen überflüssig, sogar schädlich sei. Sie waren es, welche nur nach einer Tinktur der Putrefaktion, die zur Goldbereitung führe, suchten. Aber auch diese wollten sie nicht durch regelrechte Prozesse, sondern durch einen besonderen Akt der Gnade erlangen. Durch sie kamen die Worte Superlativ- und Positivgold auf. Letzteres bedeutete eigentliches Gold, während jenes dasjenige war, welches aus goldgebenden Substanzen Gold (Positivgold) zu bereiten vermochte. Sie waren diejenigen, welche Betrüger veranlaßten, sich für Alchemisten auszugeben, die ihr sogenanntes Geheimnis an leichtgläubige Fürsten verkauften und dazu beitrugen, daß man sich eine völlig falsche Vorstellung über die Leistungen der Alchemie machte.

In der That haben diese Mystiker oder Adepten bis ins 18. Jahrhundert hinein die Höfe der Fürsten überschwemmt, machten sich an die anerkannten Meister der Wissenschaft und versuchten in Privathäusern und Herbergen ihr Glück. Kopp und Liebig führen eine Reihe von Fällen an, wonach vom Könige herab bis zum Landgrafen eine große Menge Geldes für sogenannte alchemistische Laboratorien verausgabt wurde. Immer sind es Unbekannte, von denen die Adepten das „Geheimnis“ abgelauscht oder den „Stein“ erhalten zu haben vorgeben. Im Jahre 1580 erklärte sogar die juristische Fakultät der Universität Leipzig einen David Beuther für überwiesen der Kenntnis des Steins der Weisen und im Jahre 1725 entschied sie in einem Prozeß, in welchem es sich um die Verwandlung von Silbergeschirr in Gold handelte, welches einer Gräfin von einem Adepten angeblich geleistet war. So weit war es also dazumal gekommen, daß selbst Juristen sich ernsthaft mit einer Kunst befaßten, welche kein Mensch irgendwo hatte ausführen sehen.

Daß Luther, Baco v. Verulam, Spinoza und sogar Leibnitz mystisch-alchemistischen Lehren zugethan waren, ist eher verständlich, als daß hervorragende

Digitized by Google

Naturforscher des 14., 15. und 16. Jahrhunderts ihnen huldigten. Ersterer lobte die Alchemie „wegen der herrlichen und schönen Gleichnisse, die sie hat mit der Auferstehung der Toten am jüngsten Tage", Baco v. Verulam, Spinoza und Leibnitz haben aber wohl weniger die Metallveredelung, beziehungsweise Goldmacherei, als die wissenschaftliche Idee der Metallverwandlung gutgeheißen. Es ist entschieden philosophischer, sich die irdischen Dinge in ihrer Mannigfaltigkeit aus einem oder ein paar Urstoffen zusammengesetzt zu denken, als aus den vielen Metallen und Metalloiden, welche heute noch als Elemente gelten müssen. Daß aber Männer wie Albertus Magnus, Roger, Baco und Basilius Valentinus mehr oder minder fest an den Stein der Weisen glaubten, bedarf zur Erklärung einer etwas näheren Ausführung.

Von diesen war Albertus Magnus, der große Theologe, der Bedeutendste. Roger Baco, der Engländer, war, abgesehen von seiner Thätigkeit als Geistlicher, hauptsächlich Astronom; ob alle die Schriften, die man unter dem Namen des Basilius Valentinus kennt, von einem zu Erfurt am Anfange des 15. Jahrhunderts lebenden Mönche herrühren, weiß man nicht zuverlässig. War er dieser, so verdient er, als eigentlich praktischer Chemiker obenan zu stehen, während Albertus Magnus der Meister der Ideen war. Er, der grundgelehrte Mann, versuchte sogar aus dem Aristoteles die Wahrheit der alchemistischen Ansichten zu erweisen. Er machte die sehr richtige Beobachtung, daß aus der gleichen Grundsubstanz durch verschiedene Operationen verschiedene Körper erzeugt würden, und dies war u. a. Grund genug für ihn, an die Verwandlung und Veredelung der Metalle zu glauben. Am Silber, sagte er, braucht man nur die Farbe zu verändern, um es in Gold umzuformen, so ähnlich ist es diesem sonst. Endlich gab es für ihn, wie für Roger Baco eine ganze Reihe teleologischer, ja sogar theologischer Beweise zu Gunsten der Existenz des Steins der Weisen im Sinne des höchsten Prinzips. Wenn, meinte er, Gutes in der Natur geschaffen wurde, so müsse auch das Beste, als welches der „Stein" gelte, in ihr vorhanden sein. Die Natur hat die Macht, sich zu veredeln, wie man es an jedem Baume beobachtet; warum sollten nur die Metalle von der Veredelung ausgeschlossen sein? Und am Ende, wenn es einen Gott giebt, der den Menschen erschaffen konnte, welcher viel edler ist als Gold, warum sollte er ihm nicht die Macht gegeben haben, es aus den unedlen Metallen zu bereiten?

So ungefähr lauten die Argumente des Albert v. Bollstädt (Albertus Magnus) sowohl wie von Roger Baco, und man muß gestehen, daß sie im Geiste der damaligen Zeit nichts weniger als thöricht erscheinen. Auch einem Zeitgenossen dieser Männer, Raymundus Lullus von Majorka, der am Hofe Peters von Aragonien lebte, kann man nur Prahlerei, aber keineswegs Betrug oder blinden Aberglauben an den „Stein" vorwerfen. „Das Meer wollte ich in Gold verwandeln, wenn es Quecksilber wäre!" ruft er zwar aus, allein auch er kommt der Hauptsache nach aus scholastisch-philosophischen Gründen zur Ueberzeugung, daß es ein Urprinzip des Werdens geben müsse, als welches er eben den Stein der Weisen ansieht.

Der praktische Basilius Valentinus, der im käuflichen Blei Silber fand, hielt dies für einen Beweis der Verwandlung von Blei in Silber; auf der andern Seite war er es, der in einer abgöttischen Uebertreibung die Darstellung des Steins als eine Vorbereitung für den Himmel ansah, für welche man daher im irdischen Leben sich abmühen müsse. Es ist also nichts weniger als Gewinnsucht, was ihn zu andauernden, in bestimmter Beziehung fruchtlosen alchemistischen Versuchen antrieb. Und wirklich sind die Resultate, welche er dadurch für die wahre Förderung der praktischen Chemie zu Wege brachte, so bedeutend gewesen, daß man hiernach sagen kann, er sei von allen Alchemisten seinem Ziele am nächsten gekommen.

Es wird vielfach behauptet, daß der zu Anfang des 16. Jahrhunderts (geboren 1493) lebende Chemiker Paracelsus die Alchemie zu Grabe getragen habe. Indirekt hat er es freilich dadurch gethan, daß er diese für eine der Grundsäulen der Medizin erklärte, also nicht um ihrer selbst willen zu fördern lehrte. Allein Paracelsus war sein ganzes Leben hindurch Anhänger der Alchemie in ihren obersten Grundsätzen. Er schimpft zwar weidlich auf die Alchemisten, wie auf alles, was ihm nicht nachfolgte, indes durchaus nicht in dem Sinne, als sei es thöricht, ihren Lehren anzuhängen. Er behauptete selbst, im Besitze eines Lebenselixirs zu sein, welches das Leben verlängern könne, eine Eigenschaft, die dem Stein der Weisen zugeschrieben wurde; er selbst lehrte ihn aus Elektrum und quinta essentia tartari bereiten, er selbst war der Ueberzeugung, daß man hiermit die damals als unheilbar geltenden Krankheiten, namentlich Podagra heilen könne, meint aber an derselben Stelle trotzdem, daß die Alchemisten Narren seien, welche leeres Stroh dreschen.

Es ist überhaupt falsch, zu glauben, die Alchemie sei, wenn auch nicht durch Paracelsus, so doch wenigstens während seines Lebens oder kurz nach ihm völlig zu Grunde gegangen. Der französische Chemiker Homberg glaubte noch 1709 durch Schmelzen mit Antimonerz Silber in Gold verwandeln zu können. Der Marburger Professor Schröder hielt zu Ende des 18. Jahrhunderts die alchemistischen Lehren für vollkommen vernünftig nicht nur, sondern auch für zuverlässig. Für ihn ist die Autorität der Alchemisten über allen Zweifel erhaben. Wurzer glaubte 1798 an die Verwandlung des Wassers in Stickstoff und war sehr geneigt, die Alchemie für möglich zu halten. Auch die Brüder Gmelin neigten sich um dieselbe Zeit zu dem Glauben hin, und Kopp behauptete in den vierziger Jahren des vorigen (19.) Jahrhunderts, daß es thatsächlich noch Alchemisten gäbe.

Zu denjenigen Alchemisten endlich, die aus wenigen Stoffen sich die gesamte irdische Welt zusammengesetzt denken, zähle ich mich selbst nicht minder. In diesem Falle wären die jetzigen Metalle und auch die größte Anzahl der Metalloide (Schwefel, Chlor, Brom u. s. w.) keine Elemente; vielleicht gäbe es dann nur eins (wie es schon van Helmont, ein Nachfolger des Paracelsus) oder auch vier, wie es die Alten bereits glaubten. Es dürfte dann allmählich gelingen, nicht nur, was mir vor kurzem gelang, Phosphor in Arsen und Antimon, sowie ersteren

Digitized by Google

in Stickstoff und Schwefel umzuwandeln, sondern auch ein unedles Metall in ein edles. Demgemäß aber die Goldmacherei anzustreben, wäre ebenso thöricht als unwissenschaftlich, da Reichtum nicht zu Glück und Ehre, als vielmehr zu Hochmut und Unzufriedenheit führt, sodann aber auch der Stein der Weisen längst seinen wohlverdienten Tod fand.



Afrika im zwanzigsten Jahrhundert.

Von

General O. **Baratieri.**

Der schwarze Erdteil ist rings von europäischen Besitzungen und Schutzgebieten eingefaßt, die gegen das Innere vorrücken und, die Wüsten durchquerend oder den Flußläufen folgend, zu den Quellen des Nil, des Kongo, des Niger und des Sambesi vorzudringen suchen. Zwei Großmächte, seit Jahrhunderten Nebenbuhlerinnen in der Geschichte, streben nachdrücklicher als alle andern, in Afrika ihre Aktions- und Herrschaftssphäre zu erweitern, und zwar in sich kreuzenden Richtungen: England von Norden nach Süden, Frankreich von Norden und Westen nach Osten. Schon einmal sind sie mit den Spitzen ihrer Avantgarden im oberen Stromgebiet des Nil, in Faschoda, aufeinandergestoßen, und die Episode der Expedition des Kommandanten Marchand hat genügt, den Weltfrieden in ernstliche Gefahr zu bringen.

Die Besetzung Aegyptens, welche Europa in vollem Frieden geschehen ließ, schafft eine formidable Operationsbasis für den langsamen Marsch Englands nach dem Zentrum und Süden Afrikas. Nach Zurücklegung der ersten, bis zum dritten Nilkatarakt führenden Etappe kam für England ein zehnjähriger Stillstand, der durch den großen Mahdistenaufstand bedingt war. Das Reich des Mahdi, der zuerst von den Italienern geschlagen worden war, wurde hierauf mit der Besetzung Khartums und Faschodas von den siegreichen Truppen Kitcheners zerstört; und so hat England jetzt im Sudan die zweite Etappe, die zweite Operationsbasis für die Beherrschung des oberen Nilbeckens mit allen angrenzenden Gebieten bis zu den großen Seen in Händen.

Unmittelbar im Süden von Faschoda (unter dem 10. nördl. Breitengrad und dem 31. Grad ö. L.), dort, wo der Sobat und der Gazellenfluß sich in den Weißen Nil ergießen, befindet sich der politische und strategische Knoten der Frage. Bis hierher reicht von Westen der französische Strom, und hierher graviert von Osten her Abyssinien mit dem ganzen Gewicht seiner Gebirge; von hier will das englische Protektorat, Abyssinien im Süden umgehend, durch das

Digitized by Google

Gebiet der Galla und Somali hindurch, die Küsten des Indischen Ozeans beherrschen.

Wir befinden uns hier in den durch den Sklavenhandel, die Mahdistenkriege und die abyssinischen Plünderungszüge verheerten Ländern. Die halbwilden eingeborenen Stämme sind unfähig, irgendwelchen Widerstand zu leisten; statt sich der englischen Herrschaft zu widersetzen, werden sie diese vielmehr begünstigen, in der Hoffnung, durch sie Hilfe in ihren Nöten zu erlangen. Und so wird der Wagen der englischen Herrschaft, vorausgesetzt, daß keine europäischen Kriege ihm Prügel zwischen die Räder werfen, jetzt ungehindert bis zum Albert-Nyanza, zum Viktoria-Nyanza, zum Tanganika-See, zum Bemba, Nyassa und den andern innerafrikanischen Wasserbecken gelangen — und so wird es den Engländern gelingen, in den Aequatorialprovinzen des Nil eine Herrschaft zu organisieren, die, eine ausreichende Friedensperiode vorausgesetzt, — im Gegensatz zu der alten ägyptischen Herrschaft — die dort verborgenen Quellen des Reichtums und der Kraft wird nutzbar machen können.

Beständige Widerwärtigkeiten jedoch werden den Engländern im Sudan die Abyssinier bereiten, weil ihnen die Raubzüge in den Gebieten der umwohnenden Stämme seit Jahrhunderten zur zweiten Natur, zu einem absoluten Lebens- und Subsistenzbedürfnis geworden sind. Keine abyssinische Regierung wird im stande sein, sie zu verhindern, selbst der gegenwärtige Herrscher Menelik nicht, und noch weniger werden es seine unsicheren Nachfolger in den verworrenen Zuständen, denen die äthiopische Lehensherrlichkeit entgegengehen wird. Nur mit der Unterdrückung der feudalen und widersetzlichen Gewalten der „Ras“, nur mit der Einsetzung einer starken und zivilisierten Regierung in Abyssinien, unter der Oberherrschaft und direkten Ueberwachung der zivilisierten Staaten, wird in Afrika der Friede in dieses Gebiet einziehen. Abyssinien wird alsdann, ganz oder zum Teil, in den britischen und italienischen Interessentenkreis eintreten, wozu dem britischen Reiche vom größten Nutzen die Freundschaft Italiens sein wird, der es — vermöge der freiwilligen Abtretung Kassalas — die Besetzung des Sudan verdankt.

Wenn indessen England die abyssinische Frage lösen wollte, ohne sich den Weg durch das Gold und die Staatskunst geebnet zu haben, und sich dort ohne freundschaftliche Verständigung mit den beteiligten Mächten sollte halten wollen, so würde es wahrscheinlich in ein Labyrinth ohne Ausgang geraten. Die Erfahrungen aus dem Feldzuge Lord Napiers gegen den König Theodor, die bitteren Lehren der neuesten Zeit aus dem Transvaalkrieg, und der Feldzug der Italiener im Jahre 1895/96 werden den Engländern die Augen öffnen und ihnen die drohenden Gefahren zum Bewußtsein bringen. Diese Gefahren werden um so größer sein, als alle Feinde der englischen Expansion in Afrika und der englischen Expansion auf dem ganzen Erdball in Abyssinien einen elastischen und kräftigen Hebel haben werden, eine Aktionsbasis mit allen Vorbedingungen, um England auf seinem Marsch von den Mündungen des Nil zum Kap der guten Hoffnung den Weg abzuschneiden.

Digitized by Google

Vor allem Frankreich. Seine weiten afrikanischen Besitzungen, die einen Flächenraum von der achtfachen Größe der Republik in Europa bedecken, stoßen von drei Seiten, nämlich von Tunis, vom Senegal und von Französisch-Kongo her, an das äquatoriale Nilbecken, während von der entgegengesetzten Seite, d. h. vom Roten Meere her, die französische Kolonie Obok bis Harrar und bis zum Fuß der hohen Felswände, die die Ostgrenze Abyssiniens bilden, hereindringt. Die Ausdehnung Frankreichs im Herzen Afrikas vollzieht sich mit immer größerem Nachdruck. Zahlreiche Expeditionen, die Dar Banda zum Ziel haben, unterwerfen mehr oder weniger die halbwilden Stämme; das Gebiet südlich von Dar Fur, über den 10. Breitengrad hinaus, ist verhältnismäßig fruchtbar, das Klima verhältnismäßig mild, und ein Zauberbild lockt nach Osten: gegenüber steigt zwischen den Wolken die gewaltige natürliche Festung Abyssiniens empor, der strategische Schlüssel zu dem innern tropischen Gebiet Ostafrikas — Herr des ganzen Nilthals und aller Gewässer des Roten Meeres wird nur der sein, der die afrikanische Schweiz in Händen hat.

Die europäischen Wolken sammeln sich in Afrika an, mit Elektricität geladen; Ambitionen, Interessen, Leidenschaften, Eifersüchteleien führen leicht zu ernsten Konflikten; die Regierung der französischen Republik wird nicht immer im stande sein, ihre Tragweite zu beschränken und die Nerven einer empfänglichen, schwer gereizten und in ihrem Expansionsstreben in Afrika verletzten Nation in Zaum zu halten: durch einen Funken kann die Feuersbrunst zum Ausbruch kommen. Und dies wird nicht der einzige Funke sein: der Brand kann sowohl in Afrika wie anderswo zum Ausbruch kommen, und er wird in jedem Falle nicht nur in Afrika ausbrechen. In keinem Augenblick der Geschichte gab es so viele Gelegenheiten zu ungeheuren allgemeinen Kriegen wie beim Anbruch dieses Jahrhunderts der Fortschritte, der Erkenntnis und des allgemein empfundenen und kundgegebenen Bedürfnisses nach Frieden.

Während die französische Expansion von Dar Banda aus nach Osten auf Abyssinien, die englische vom Sudan aus nach Süden auf den Sambesi gerichtet ist, ist Frankreich auch noch bestrebt, seine besten afrikanischen Besitzungen, sein zivilisiertes Afrika, vom mittelländischen Meere zu den Küsten des Ozeans zu erweitern. Wahrscheinlich liegt diese Absicht auf Marocco nicht im Programm einer klugen und verantwortlichen Regierung, wie es die gegenwärtige der Republik ist; aber sie tritt in den Kreis der französischen Aspirationen, aus denen bei irgend einer Gelegenheit ein neuer Funke hervorspringen und einen allgemeinen Krieg zwischen den im Gebiet des Mittelländischen Meeres interessierten Mächten hervorrufen kann. Und wenn wir auf der andern Seite von jedem solchen Funken und jedem Grund zum Kriege absehen, wird niemand, der einen Blick auf eine Karte des alten Erdteils wirft, die militärischen, politischen und wirtschaftlichen Lebensinteressen in Abrede stellen wollen, die Italien in Tripolis hat, und die besonders groß sind, seitdem Frankreich von Tunis aus die Meere von Sizilien und Sardinien beherrscht und das Mittelmeerbecken in zwei Hälften teilt.

So kann es niemand entgehen, welches Interesse England und Deutschland

Digitized by Google

daran haben, Italien in seinen berechtigten Bestrebungen zu unterstützen und es stark und in freundlicher Gesinnung zu erhalten, um das Gleichgewicht im Mittelländischen Meer, dem historischen Meere des Kampfes und der Zivilisation, vor Störungen zu bewahren.

*

In Westafrika folgen längs der Küste von Guinea von der französischen Kolonie Senegambien bis zur französischen Kolonie Gabon die europäischen Besitzungen und Schutzgebiete in kleinen Stücken aufeinander, mit einem mehr oder weniger genau abgegrenzten „Hinterland", mehr oder weniger glücklich in ihrer Handelsthätigkeit, in ihrer Ausbreitung nach dem Innern, in ihren Beziehungen zu den wilden Stämmen — aber alle sind im Innern eingeschränkt und umschlossen von der Zone des französischen Einflusses, die vom Mittelländischen Meere zum Kongo zieht.

Es befinden sich hier: die englische Besitzung am Gambia, die französische am Kasamanze, die portugiesische Bissao, die französische der Rivières du sud, die englische Sierra Leone, die Republik Liberia, die französische Besitzung an der Elfenbeinküste, das englische Schutzgebiet an der Goldküste (Aschanti), die deutsche Kolonie Togo, Dahomeh (französisch), die englische Besitzung am Niger, die deutsche Besitzung Kamerun. Es ist, als ob ein Harlekinsmantel an den Küsten des Meerbusens von Guinea ausgebreitet wäre.

In deutscher Hand kann in Zukunft einen bemerkenswerten Aufschwung die Kolonie Kamerun nehmen, die einen etwas größeren Flächeninhalt hat als das Königreich Preußen und eine Bevölkerung von $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern. Sie steigt vom Golf von Guinea zu dem großen Tschad-See empor, wo sie mit der Zone des englischen und mit der des französischen Einflusses zusammenstößt.

Von größerer kolonialer Bedeutung, auch für die Zukunft Afrikas, ist Deutsch-Ostafrika, mit einem ungefähr anderthalbmal so großen Flächeninhalt wie ganz Deutschland, und mit einer Bevölkerung von etwa 3 Millionen Einwohnern. Von den Küsten des Indischen Ozeans zieht es sich durch im ganzen fruchtbare und produktive Gebiete bis zum Südabhang der höchsten Berge in Afrika und steigt bis zur Landschaft Unjamwesi und den Ufern des Viktoria-Nyanza empor; und da im Innern die Höhe des Bodens das Klima mildert, so ist das Land in einigen Teilen auch für europäische Kolonisten gesund. Im Seengebiet haben wir vor uns das große Wasserreservoir, das die Becken des Nil, des Kongo und des Sambesi speist. Das Seengebiet ist die geographische Determinante des schwarzen Erdteils.

Indem Deutsch-Ostafrika sich dominierend bis zur Wasserscheide zwischen dem Indischen und dem Atlantischen Ozean erstreckt, bildet es ein sehr unbequemes Hindernis für den Marsch Englands vom Mittelländischen Meer bis zum Kap der guten Hoffnung und klemmt England zwischen dem Gebiet der Seen und dem des freien Kongostaates ein; im Süden des Tanganika-Sees jedoch verbreitert sich die englische Zone durch die südlichen Länder hindurch bis zur Kap-Kolonie.

Digitized by Google

Großbritannien hat vor kurzem ein Bündnis mit Portugal geschlossen, dessen Folge voraussichtlich die sein wird, daß die portugiesische Kolonie Mozambique mehr oder weniger indirekt in die Sphäre des englischen Imperialismus eintritt. Mozambique wäre ein natürliches Anhängsel von Deutsch-Ostafrika nördlich und südlich vom Delta des Sambesi, dessen Becken einen vortrefflichen Weg ins südliche Afrika bildet. Die Portugiesen ziehen wenig Nutzen aus ihrer Kolonie, deren Flächeninhalt neunmal so groß ist wie der des Mutterlandes. Die Kolonie Mozambique leidet unter den mißlichen Finanzverhältnissen und dient nicht zum maritimen Aufschwung des kleinen Königreichs, während sie im Inneren ganz von den englischen Besitzungen umstrickt ist.

Der dunkle Punkt in der heutigen imperialistischen Politik Englands ist der heroische Widerstand Transvaals. England wird schließlich Sieger bleiben; aber seine Herrschaft wird sich entweder über ein verödetes Land erstrecken oder über ein Volk, das stets bereit ist, sich zu erheben und die Brandfackel des Aufruhrs in das südliche Afrika zu schleudern. England wird schließlich mit neuen Opfern an Menschen und an Geld Sieger bleiben; aber nicht ohne Schaden für sein militärisches Prestige in Afrika und auf andern Kriegstheatern, nicht ohne parteiliche Reaktion der öffentlichen Meinung in den Metropolen, nicht, ohne daß die beteiligten europäischen Nationen sich über die Aufsaugung aller ostafrikanischen Länder und Völker durch England beunruhigen, nicht ohne die Entrüstung der ganzen zivilisierten Welt darüber, daß ein weißes Volk inmitten der schwarzen Stämme durch die Hand von Weißen ausgetilgt wird.

*

Jeder zivilisierte Staat, der seine Flagge auf kulturfremdem Gebiet hißt, leistet schon durch diese That allein der Ausbreitung und dem Handel aller in der Schiffahrt und der Industrie vorgeschrittener Völker einen Dienst, und dieser ist um so größer, wenn die besitzergreifende Nation in der Zone ihres Einflusses die kommerzielle Theorie von den „offenen Thüren“ zur Anwendung bringt. Diese Theorie wird die Praktik der Zukunft sein, vor allem in Afrika — von den Kriegen abgesehen, die die Ausdehnung der Interessen- und Aktionssphären in Verbindung mit den sich in Europa anhäufenden Konflikturſachen zur Folge haben kann; und zwar wird sie die Praktik der Zukunft deswegen sein, weil jeder wahrnehmen wird, daß man mit der „offenen Thür“ auf die Dauer den materiellen Interessen der Kolonie direkt und den allgemeinen Interessen des Mutterlandes indirekt nützt.

Notwendig ist jedoch eine kluge Verwaltung: und hier decken sich die Gesetze der Humanität mit denen des Vorteils. Insbesondere ist es notwendig,

1. die Vermehrung der eingeborenen Bevölkerung so viel wie möglich zu fördern, oder wenigstens ihre Schwächung und Austilgung hintanzuhalten, besonders in den für die Ansiedelung von Weißen nicht geeigneten Gegenden;

2. die Einwanderung von Weißen in die dem Klima und dem Boden nach für die weiße Rasse geeigneten Länder zu fördern.

Digitized by Google

Was den ersten Punkt betrifft, so ist zu beachten, daß die wilden oder halbwilden Eingeborenen rasch dem Aussterben verfallen, hauptsächlich, weil sie sich sehr leicht die Laster der zivilisierten Völker angewöhnen und sich durch den Mißbrauch der Spirituosen, die in reichlicher Menge eingeführt werden, zu Grunde richten. Ferner ist zu beachten, daß die Einfuhr von Waffen, die von allen afrikanischen Stämmen mit glühender Leidenschaft begehrt werden, nicht nur zu inneren Kämpfen reizt, die um so blutiger sind, je vollkommener die Waffen sind, sondern auch zu Aufständen, die im Blut erstickt werden müssen. Ferner kann die Einfuhr von Waffen in den klassischen Gegenden der Raubzüge (im Herzen Ostafrikas) die Menschenjagd mit allen ihren furchtbaren, die Menschheit entsetzenden Folgen begünstigen oder wieder anregen.

Die Nachfrage nach Sklaven im Orient ist um so größer, je größer die Schwierigkeiten sind, sie sich zu verschaffen, je höher der Preis der menschlichen Ware steigt. Die Mächte, welche die Brüsseler Antisklaverei-Akte (1890) unterzeichnet haben, bezeichneten längs der Ostküste von Afrika eine maritime Zone als vom Sklavenhandel verseucht und trafen besondere Bestimmungen über das Recht zur Visitation derjenigen Schiffe, die verdächtig sind, im Dienste des schmachvollen Menschenhandels zu stehen. Diese Zone erstreckt sich von Suez bis zur Südspitze von Mozambique und umfaßt angloägyptische, italienische, französische, englische, deutsche und portugiesische Küstengebiete. Für diese Küstengebiete ist durch Spezialklauseln die Einfuhr von spirituösen Getränken beschränkt und die von Waffen verboten. Aber die Beschränkung der Einfuhr von Spirituosen und das Verbot der Waffeneinfuhr sind sozusagen in den Sand geschrieben. In Wirklichkeit sind niemals so viele Waffen nach Afrika eingeführt worden wie in den letzten zehn Jahren, weil die Handelsbeziehungen immer leichter werden, das Territorium besser bekannt ist, das Bedürfnis stärker empfunden wird, die Nachfrage dringender ist, der Schleichhandel weniger überwacht wird, und es giebt kein Opfer, dem sich der Eingeborene nicht unterwirft, um sich Waffen oder Schnaps zu verschaffen. Und dann sind auch der Kaiser von Aethiopien und der Sultan von Sansibar Mitunterzeichner des Brüsseler Vertrags und als solche implicite von dem Verbot ausgenommen. Jedenfalls endigt das Verbot im Norden der Sambesi-Mündung und schließt somit vier Fünftel der afrikanischen Küsten von dem internationalen Vertrag aus.

Eine andre traurige Ursache der Entvölkerung beruht in dem von den zivilisierten Völkern im allgemeinen angewendeten barbarischen System, die wilden Völker zu erforschen, auszusaugen und wieder zum Respekt zu zwingen. Es ist überall dieselbe Geschichte, dieselben Grausamkeiten, mit denen sie das Land terrorisieren und bis aufs Blut schinden und die Rassen unfruchtbar machen. Es giebt keinen Wilden, der barbarischer ist als der zivilisierte Mensch den Wilden gegenüber.

Abgesehen von einigen rühmlichen Ausnahmen, opfern die Forscher Hekatomben von Wilden auf dem Altar der geographischen Wissenschaften. Sie sind gezwungen, die Entdeckungskarawanen aus Arabern, Somalis, allen Lastern er-

Digitized by Google

gebenen Eingeborenen, aus befreiten Sklaven, ehemaligen Sklavenhändlern, Freischärlern zu bilden, in denen, kaum, daß sie mit waffenlosen oder schlecht bewaffneten Naturvölkern in Berührung kommen, die angeborene Wildheit durchbricht. Die Weißen lassen sie im allgemeinen gewähren: die Göttin Wissenschaft verlangt Opfer. Wie sollten diese unbarmherzigen Soldaten ohne Plünderung leben, wie im Zaum gehalten, wie ihre Excesse verhindert werden? Und dann: je größer die Beute ist, desto weniger kostet das Unternehmen — je größer das Entsetzen ist, desto größer die Sicherheit. Nur so können kleine Scharen unter dem Befehl kühner Männer ins Unbekannte eindringen, oder glauben darin eindringen zu können; es ist eine offen ausgesprochene Theorie, zu der sich — bewußt oder unbewußt — auch Menschen mit humanitären Empfindungen bekehren. Den Forschern folgen die Handelsleute, die bald mit denselben, bald mit gelinderen Mitteln, aber mit räuberischeren Instinkten, mit dem unmittelbareren und dringenderen Streben nach Gewinn die Waffen und die Gifte einführen, die den Untergang der eingeborenen Stämme herbeiführen.

Auf die Stimme der Missionare wird, auch wenn sie von Glauben und Menschenliebe durchglüht ist, von Europäern wenig gehört, noch weniger von den Eingeborenen, die mehr Ehrfurcht vor dem haben, der seine Macht mißbraucht, als vor dem, der die Nächstenliebe predigt, und die gewohnt sind, sich vor den Personifikationen der Schrecken einjagenden Naturerscheinungen zu Boden zu werfen.

Den Forschern, den Händlern, den Missionaren gesellen sich oder folgen die Soldaten. Wer sein eignes Leben in die Schanze schlägt, rechnet das andrer nicht hoch; und dann genügt irgend ein Widerstand mit bewaffneter Hand, irgend ein kleiner Aufruhr, ein grober Irrtum, die da und dort noch gebräuchlichen Menschenopfer, entsetzliche Schauspiele wie irgend ein Fall von Kannibalismus, ein Verdacht, das Bedürfnis, Schrecken zu verbreiten, und viele andre Ursachen, um den, der ein Gewehr in der Hand hat und von Natur erregbar, durch das Leben und seinen Beruf zu Illusionen geneigt, gewaltthätig und verwegen ist, zu grausamen Handlungen hinzureißen. Solche Grausamkeitsexcesse, die von Zeit zu Zeit die humanitären Empfindungen aufrütteln, sind von der Presse enthüllt worden und haben in manchem Parlament ein Echo gefunden, besonders in dem französischen.

Immerhin muß man zugeben, daß nach den ersten Excessen im allgemeinen die europäischen Soldaten unter den wilden Stämmen eine relative Ordnung und eine relative Sicherheit geschaffen haben. Im Schutze der europäischen Banner, die da und dort bis zu verschiedenen Punkten der Gebiete längs der gewaltigen Krümmung des Kongo, den Niger, den Nil und den Sambesi aufwärts in das Seengebiet vordrangen, haben sich die afrikanischen Völkerschaften zu ihrem Vorteil und mit der Aussicht auf eine bessere Zukunft organisiert. Vor allem dank den italienischen und englischen Waffen haben die Sklavenjagden in dem reichen Sklavenreservoir, das der Sudan früher war, aufgehört. Dank den Waffen der zivilisierten Völker läßt die afrikanische Sphinx

Digitized by Google

nach und nach ihre Hüllen fallen, während die schrecklichste Barbarei verschwindet und die furchtbaren Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen abnehmen, und die Eisenbahnen, von der Küste gegen das Innere vordringend, da und dort in den wildesten Ländern die Leuchtfeuer der Zivilisation anzünden.

Hoffen wir, daß die grausamen Ursachen der Entvölkerung, die auf den Pressionen beruhen, welche von den zivilisierten Staaten auf die mehr dem Naturzustand entsprechend lebenden Völker ausgeübt werden, nach und nach aufhören; daß die Sklavenjagden und der Sklavenhandel bald verschwinden; daß in manchen Gegenden die eingeborenen Stämme sich auf der Leiter der menschlichen Kultur um eine Sprosse erheben und aus Nomaden zu seßhaften Ackerbauern werden; daß die liliputanischen Kriege zwischen Stamm und Stamm immer mehr verschwinden, und daß die Fruchtbarkeit der Eingeborenen die durch die Metzeleien entstandenen Lücken wieder auszufüllen vermag. Hoffen wir, daß wenigstens der größte Teil der Kolonialmächte Nutzen zu ziehen versteht aus den eignen und den von andern gemachten Erfahrungen, indem sie die afrikanischen Kolonien in einer ihrer Natur, ihren Bedürfnissen, Traditionen und Bräuchen angemesseneren Weise verwalten, ohne sie in die Fesseln von Gesetzen einzuschnüren, die mit ihren Vorstellungen und ihrer freien Entwicklung unvereinbar sind.

Doch man würde sich Illusionen machen, wollte man glauben, daß den innerafrikanischen Stämmen in der Zukunft ein glückliches Dasein beschieden sein werde. In Afrika werden die eingeborenen Völker wahrscheinlich nicht so rasch aussterben wie in Amerika. Den Metzeleien der Eroberungszüge wird ein äußerer Aufschwung, ein Schein von Gedeihen folgen, namentlich in den begünstigtesten und am besten regierten Gebieten; aber diese Oasen werden von weiten Landstrichen unterbrochen sein, wo ein Teil der an Zahl und Widerstandskraft immer schwächer werdenden Eingeborenen Zuflucht suchen wird. Es werden Ausnahmefälle von momentaner Kraftentwicklung vorkommen; aber das werden Irrlichter im Leben der Wilden sein, weil jeder, der in Afrika mit dem Weißen in Berührung kommt, sich nach und nach umwandelt oder verschwindet. Die schwarzen Völker besitzen nicht die Widerstandskraft und noch viel weniger die Assimilationsenergie der weißen oder der gelben Rasse.

Unterdessen wird der Ueberschuß der weißen europäischen und der gelben asiatischen Bevölkerung sich über die Gestade Afrikas ergießen und seinen Weg zu den unermeßlichen Räumen der Hochebenen im Innern nehmen, wo das Klima milder, der Boden weniger trocken ist, wird seine Zelte in den oberen Becken der großen afrikanischen Ströme, am Rande der Wälder und längs der Eisenbahnen aufschlagen und dann — bewußt oder unbewußt, auf friedlichem Wege oder mit Grausamkeit — die Ausrottung der hamitischen Rasse zu Ende führen. Aber Afrika ist nicht in demselben Grade kolonisierbar wie Amerika, selbst nicht wie Asien oder Australien. Indessen werden die europäischen Staaten, die in ihren Besitzungen zur Ansiedlung Weißer geeignete Gebiete haben und die den Erfordernissen der Kolonisation besser zu entsprechen verstehen, die Früchte

Digitized by Google

ihrer Klugheit und der Opfer ernten, denen sie sich jetzt unterziehen, um sich einen festen Platz in den Ländern Afrikas zu verschaffen.

Jedoch ist es nicht die Ausdehnung des Kolonialgebiets, die Vorteil bringen und die Herrschaft sichern wird. Die weiten Kolonialgebiete in Afrika — wie die unermeßlichen Besitzungen Frankreichs und Großbritanniens — laufen Gefahr, Kolosse mit thönernen Füßen zu werden, indem sie zu Kriegen und Aufständen Veranlassung geben, durch die es sehr kostspielig werden kann, die Herrschaft zu behaupten, und sehr schwer, einen der Gefahr und den Kosten entsprechenden Gewinn herauszuziehen.

Sicherer, lohnender und enger mit dem Mutterland verknüpft werden immer die kleineren Kolonien sein. So werden Kamerun und Deutsch-Afrika für Deutschland von nicht geringem Nutzen sein, wenn es mit deutschem Ernst und deutscher Beharrlichkeit nicht nur aus dem Handel, sondern auch aus den kolonisierbaren inneren Landstrichen Gewinn zu ziehen versteht. Ebenso wird Italien — wenn einmal Abyssinien eine feste geordnete Regierung hat — von seiner erythräischen Kolonie, die in Stufen vom Roten Meere zum äthiopischen Bergrücken emporsteigt, Stufen mit Hochebenen, die für den Ackerbau und zur Besiedlung mit Weißen geeignet sind, Vorteil haben, wenn Italien es versteht, einen Teil der Auswanderer, die gegenwärtig sich nach Südamerika wenden und dort ihrem Vaterland verloren gehen, in seine afrikanische Kolonie zu lenken.

Doch es würde ein ganzes Heft der „Deutschen Revue“ in Anspruch nehmen, wollte man näher auf die Frage der Ansiedlung Weißer in Afrika eingehen, und ich breche daher ab, indem ich mir nur noch eine Bemerkung anzufügen erlaube.

Bei der rapiden und anhaltenden Ausbreitung so vieler verschiedener, mächtiger, und aufblühender europäischer Staaten in Afrika, bei dem Mangel an geographischer Gewißheit und der Unbestimmtheit der Interessensphären, bei den individuellen Ambitionen und den vereinigten Leidenschaften kühner und abenteuerlustiger Leute, die in Afrika oft zu Lande und zur See miteinander rivalisierende Völker vertreten, kann es leicht zu einer Divergenz kommen und von der Divergenz zu einem Zusammenstoß und einem Konflikt. Und ein Konflikt kann um so leichter entstehen, je entfernter Afrika ist, je spärlicher und ungenauer die Kenntnisse und die Nachrichten über die betreffenden Fragen sind, je unruhiger die Atmosphäre und je weniger gegenwärtig die Erwägungen der allgemeinen Politik und der höheren Interessen sind.

Für den Zweck, die vielen Ursachen zur Zwietracht und zu Konflikten hintanzuhalten und zu beseitigen, könnte die Einsetzung eines internationalen Schiedsgerichtshofs zwischen den Staaten, die in Afrika Kolonien haben, von größtem Nutzen sein. Dieser Gerichtshof könnte genau die noch nicht festgesetzten Grenzen der Interessensphären bestimmen; er könnte einige Fundamentalsätze eines afrikanischen Rechts für das allgemeine Interesse der weißen, schwarzen oder farbigen Kolonisation und des Welthandels aufstellen; er könnte die Wirksamkeit der Brüsseler Konvention gegen die Sklavenjagden, den Sklavenhandel und die Waffeneinfuhr

ausdehnen und beleben; er könnte die Lösung brennender oder drohender Fragen in Afrika beraten und vorschlagen, zu dem Zwecke, Konflikte zu verhindern, könnte durch schiedsgerichtliche Urteile Konflikte beilegen — mit einem Wort, dieser Gerichtshof könnte ein erster Anfang zu dem Schiedsgericht für den allgemeinen Frieden werden, der die Sehnsucht und das dringende Bedürfnis der Menschheit beim Eintritt in das 20. Jahrhundert ist.

Venedig, im Januar 1901.



Ottilie v. Goethe und ihre Kinder.

Mit einem ungedruckten Gedichte Ottiliens v. Goethe.

Von

Anton Schlossar.

Es sind nun fast dreißig Jahre verflossen, seidem in Weimar jene Frau in die Gruft gesenkt wurde, welche sich rühmen konnte, daß sie die letzten Lebensjahre des greisen Dichterfürsten verschönt und sein Hauswesen zu einem besonders freundlichen gestaltet, daß sie die erkaltende Hand des Verscheidenden in der ihren gehalten und seinem letzten Atemzuge gelauscht, als er an jenem 22. März 1832, morgens, seine große Seele ausgehaucht hat. Diese Frau war, wie allen jenen bekannt, die genauer in Goethes Lebensgeschichte Einblick genommen, seine Schwiegertochter Ottilie, seine „liebe Tochter", wie er sie stets selbst nannte. Ein lebendiges Treiben gab es in dem einfachen und doch weltberühmten Hause am Frauenplan zu Weimar, am heutigen Goetheplatze in den zwanziger Jahren und später, seitdem Ottilie dort gewissermaßen als Hauswirtin waltete und die zahlreichen Fremden empfing und begrüßte, welche um den großen Dichter aufzusuchen, in die Stadt gekommen waren oder den gemütlichen Theeabenden vorsaß, zu denen sich die intimere Freundesgesellschaft in der Mansardenwohnung jenes Hauses zusammenfand. Und diese Gesellschaft bestand oft aus den hervorragendsten Geistern, und mancher König oder Fürst war jene bescheidene Treppe zur Mansardenwohnung emporgestiegen, um die Gesellschaft der geistvollen „Tochter" Goethes zu genießen und sich der sinnigen Gespräche zu erfreuen, die in der einfachen Behausung geführt wurden. Die Theeabende daselbst auch nach dem Tode des Dichterfürsten bis etwa 1839 und noch in den letzten Lebensjahren Ottiliens bis 1872 waren allen Teilnehmern derselben in unvergessener Erinnerung geblieben. Heute werden freilich wenige von diesen Teilnehmern mehr unter den Lebenden weilen.

Ottilie wurde am 31. Oktober 1796 als die Tochter des Majors v. Pogwisch

Digitized by Google

geboren, und als Frau v. Pogwisch mit ihren Töchtern Ottilie und Ulrike nach Weimar zog, wo schon die Großmutter, die Gräfin Henckel als Oberhofmeisterin der Großfürstin Marie Pawlowna fast 40 Jahre lang geweilt, standen beide Töchter noch in den jugendlichsten Mädchenjahren; Ottilie, welche durch ihre Lebhaftigkeit und auch durch ihre schöne Stimme die Aufmerksamkeit daselbst auf sich zog, kam bald in Goethes Haus, und es war freilich wohl zumeist die Verehrung für den großen Vater, als sie im Jahre 1817 sich mit dessen Sohne August v. Goethe vermählte, eine Verbindung, welche Vater Goethe sehr gern sah, da er der geistig begabten und gesellschaftlich feinen jungen Dame überaus gewogen erschien. Im Hause des Schwiegervaters, dem ja schon lange eine verwandtschaftlich näher stehende weibliche Persönlichkeit fehlte, war Ottilie nun selbstverständlich auch die Hausrepräsentantin. Eine wahre dauernde Zuneigung zu dem flüchtigen August, „auf welchem der Ruhm seines Vaters lastete," hat sie freilich nicht besessen, und als dieser fern der Heimat im Jahre 1830 zu Rom gestorben, schloß sich der greise Dichter ganz an die ihm so liebe Schwiegertochter mit ihren Kindern Wolf, Walther und Alma, die jene Mansardenwohnung ober den eigentlichen Wohn- und Empfangsräumen des Greises inne hatte. Eine eigentliche tüchtige Hausfrau war nun freilich Ottilie nicht, sie beschäftigte sich viel mit Studien und geistigen Dingen, mit Musik und Aesthetik, und der alte Herr hat selbst über sie den Ausspruch gethan: „Es hat mir immer vor Theklas, Johannen von Orleans und derart Heldinnen gegraut und nun hat mir Gott gar so eine Tochter beschert." Dessenungeachtet aber blieb er dem Geschicke dankbar, das ihm diese gesellschaftlich und geistig so überaus gebildete „Tochter" ins Haus geführt hatte. Als Rat Grüner 1825 in Weimar bei einer Soiree in Goethes Hause den edlen Anstand, das einnehmende Wesen und die Sprachkenntnisse Ottiliens dem Vater gegenüber bewunderte, nannte sie dieser selbst eine einsichtsvolle, in Sprachen geübte, im Umgange in höheren Zirkeln unterrichtete Frau. „Sie dürften sich selbst," fuhr er fort, „bei der Soiree überzeugt haben, wie sie jeden Gast empfangen und sich bemüht hat, jeden nach Möglichkeit zu unterhalten." Auch Eckermann rühmte sie häufig und ihre Gabe, „in die Unterhaltung große Anmut zu bringen".

Es sind durchaus nicht die Beziehungen Ottiliens zu dem Dichterfürsten allein, welche diese Frau besonderer Aufmerksamkeit wert erscheinen lassen. Sie übersetzte gewandt aus den Weltsprachen, welche sie, wie gesagt beherrschte, sie dichtete auch, und eine Zahl tief empfundener, nach Form und Inhalt bemerkenswerter Poesien liegen von ihr vor, sie schrieb musterhafte Briefe, in denen ihr reger aufstrebender Geist zu Tage tritt, sie besaß hohes Interesse für bildende Kunst und Musik, und ihre eigne Kunstsammlung aus späteren Jahren zeugte von dem feinsten Verständnis und von tief angelegter künstlerischer Auffassung. Ein kleines, eben erschienenes Buch von Jenny v. Gerstenbergk[1]) weist uns trefflich

[1]) Ottilie v. Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf in Briefen und persönlichen Erinnerungen von Jenny v. Gerstenbergk. Stuttgart, Cotta 1901.

Digitized by Google

in Briefen und Gedichten das Gedankenleben Ottiliens, die Aufmerksamkeit, welche sie ihren Kindern angedeihen ließ, und bietet das Wichtigste aus den Lebensschicksalen dieser merkwürdigen Frau. Es ist keine eigentliche Biographie, aber doch ein Buch, das uns mit dem Bedeutendsten bekannt macht, was über das innere und äußere Leben Ottiliens Klarheit verbreitet. Das Werkchen ist aber auch eine schöne Erinnerung an den vor kurzem dahingeschiedenen Großherzog von Weimar, Karl Alexander, dem es noch gewidmet erscheint. Viele der aufgenommenen Briefe Ottiliens und ihrer Söhne darin sind an diesen Fürsten, welcher die klassische Ueberlieferung in Weimar heilig pflegte, gerichtet und am Schlusse des Buches ist ein Urteil Karl Alexanders selbst über Walther v. Goethes Persönlichkeit abgedruckt.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, an dieser Stelle Verschiedenes über Ottilie und ihre Kinder aus verschiedenen teils wenig bekannt gewordenen Veröffentlichungen mitgeteilt zu finden, welche die Verfasserin obiger Schrift nicht benutzt hat. Unter den Persönlichkeiten, mit denen auch nach des Dichterfürsten Tode, Ottilie besonders freundschaftlich in Weimar verkehrte, befand sich Adele Schopenhauer, die Tochter der damals noch berühmten Johanna Schopenhauer, Adele, selbst ebenfalls schriftstellerisch thätig (gestorben 1849), sowie die Hofdame Jenny v. Pappenheim, später verehelichte v. Gustedt. Letztere hat viel schriftliche Aufzeichnungen über den Verkehr in Goethes Hause und das Leben jener Zeit in Weimar hinterlassen, die im Jahre 1892 pietätvoll von ihrer Enkelin Lily v. Kretschmann herausgegeben wurden.[1]) Auch Ottiliens gedenkt ein Aufsatz in dem inhaltreichen Buche und ein gutes gestochenes Porträt derselben ist beigegeben. Es zeigt uns Ottilie im Alter von etwa dreißig Jahren mit einnehmendem, freundlich sinnigen Antlitz, das gescheitelte Haar seitwärts gestrichen und in einem gewundenen starken Zopfe auf dem Hinterhaupte befestigt. Die schönen großen Augen geben dem Gesichte ein denkendes Ansehen, sie erinnern sehr an ein im Goethehause befindliches Bild ihrer Tochter Alma, jener lieblichen Mädchengestalt, welcher auch der Großvater so sehr zugethan war und die leider in jungen Jahren, worauf noch zurückzukommen ist, einer tückischen Krankheit erlag. Unter den verschiedenen litterarischen Persönlichkeiten, welche Weimar besuchten und die bei Goethe und dessen Schwiegertochter vorsprachen, befand sich auch der jugendliche Karl v. Holtei, der in Goethes Hause freundlich aufgenommen, in seinen „Vierzig Jahren“ auch über August und Ottilie berichtet. Ihm verdanken wir die Schilderung manches hübschen Charakterzuges Ottiliens und manches kleinen Erlebnisses in dem berühmten Dichterheim, wo Holtei oft durch seine meisterhafte Vortragskunst die Zuhörer erfreute. Von den vielen Trägern berühmter Namen, die damals nach Weimar ihre Schritte lenkten, sind auch einige Oesterreicher zu nennen. So Grillparzer, der ängstlich und zaghaft dem Dichterfürsten entgegentrat, und ohne den längeren Besuch zu machen, zu welchen ihn Goethe aufmunterte, fluchtähnlich Weimar verließ, wie er selbst mit-

---

[1]) Lily v. Kretschmann: Erinnerungen der Baronin Jenny v. Gustedt. Braunschweig 1892.

Digitized by Google

teilt. Grillparzer wurde damals auch von Ottilien freundlich empfangen, und als sie nach einer Reihe von Jahren nach Wien übersiedelte, war er öfter noch Gast in ihrem Hause. Auch Bauernfeld hatte die „liebe Tochter" Goethes in Weimar aufgesucht, ebenso Anastasius Grün, welcher 1836 seine Reise durch Deutschland unternahm und dessen Dichterruhm damals im hellsten Glanze erstrahlte. Seitdem Graf Auersperg durch die 1831 erschienenen „Spaziergänge eines Wiener Poeten" in allen litterarischen Kreisen Oesterreichs und Deutschlands jenes ungeheure Aufsehen erregt hatte, war sein Name auch Ottilien v. Goethe, die allen neuen dichterischen Größen ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendete, bekannt, und sie zählte mit zu den Verehrern des kühnen Dichtergrafen. Unbekannt dürfte es sein, daß sich nach ihrer Begegnung mit ihm ein Briefwechsel zwischen beiden entspann. Ja als Anastasius Grün sein neues poetisches Werk „Schutt" (1836) herausgegeben hatte, sandte die geistvolle Frau sogar einen längeren poetischen Gruß an den Dichter, welcher bisher unveröffentlicht geblieben ist und aus diesem Grunde hier vollinhaltlich Aufnahme finden soll:[1])

An Graf Auersperg über sein neuestes Werk „Schutt".

Glück auf mein ritterlicher Sänger,
Glück auf, du Mann vom kühnen Wort,
Schürt Tyrannei die Bande enger,
Bei dir fand Freiheit Schutz und Hort.

Nicht Schutt, nein Auferstehungslieder
So nenne die Gesänge dein,
Du baust die alten Tempel wieder,
Hauchst der Zerstörung Leben ein.

Wie aus Ruinen auf zu Lüften
Die Lerche ihre Flügel schlägt,
Nachdem sie von bewachs'nen Grüften
Den Rosenzweig als Beute trägt;

Wie eine Nachtigall zum Neste,
Zur Wiege für ihr göttlich Lied
Wählt grauer Trümmer Ueberreste,
Wo jedes Leben längst verglüht;

So wähltest du zur stillen Klause
Für deine Seelen-Nachtigall,
Fern von des Lebens Irrgebrause
Die Gräber, Trümmer und Verfall.

Glück auf, du Mann von echtem Adel,
Dein Schwert und ritterlicher Sang,
Du Ritter ohne Furcht und Tadel,
Sind von dem echten deutschen Klang.

Dein freies Lied sprengt Kerkermauern,
Bringt Seelentrost und Freiheitsluft,
So pflanze fort, wo Gräber trauern,
Der Rose und des Lorbeers Duft.

Wohl ziemt dir Bergmanns Gruß und Rede,
Denn so wie er, aus dunklem Schacht
Hast du trotz sprödem Rein der Erde
Zu Tag des Goldes Licht gebracht;

So bringst du aus dem Schutt der Zeiten
Das edelste Metall hervor,
St. Georg möge treu dich leiten,
Er, der zum Kämpen dich erkor.

Doch Rittern war es immer eigen
Der Frauen Dank nicht zu verschmäh'n,
So laß, was Tausende verschweigen,
Dir diese Zeilen still gesteh'n.

12. Mai 1836.

Man ersieht aus dieser dichterischen Apostrophe, daß die Verfasserin gewandt mit der Sprache umzugehen wußte. Von den verschiedenen ihrer Feder entstammenden anderen Dichtungen ist manches gedruckt worden, und wir können

[1]) Nach einer Abschrift, die mir einige Jahre vor seinem Tode L. A. Frankl in Wien freundlichst mitteilte.

Digitized by Google

stets die Bemerkung machen, daß Ottilie von Goethe auch die Form beherrschte und reich an sinnigen Gedanken war. Zumeist tritt allerdings ein melancholischer düsterer Zug in diesen Poesien hervor. Dem Spender des duftenden Veilchens dankt sie und gedenkt traurig dessen, daß der Lenz nicht mehr blüht und „des Sommers brennende, sengende Glut zerstörte all mein Blühen“. Die Erinnerung an die erste Liebe ist ihr düster, „denn mit ihr zu mir neigte der Schmerz sein blasses Haupt“. Wenn sie das Roß zum „Ausritt“ besteigt, reitet sie still, „voll tiefem Trauern denk ich des Glücks, das mir versank“. So ruht auch Schwermut und Trauer auf einem Gedichte „Der Kirchhof“: „es ist der Friedhof von meinem Glück“, den sie darin schildert. Die erwähnten Dichtungen[1]) stammen allerdings aus der späteren Zeit nach dem Tode Augusts, über den Ottilie, als sie denselben erfuhr, sagte: „Einsamer als mit ihm kann ich auch ohne ihn nicht sein und gäbe doch mein halbes Leben für sein Leben . . . ach wie wird der Vater leiden.“ Einige poetische Stücke Ottiliens bietet auch Jenny v. Gerstenbergk in ihrem hübschen Buche, so die anmutige „Liebesgeschichte“ aus dem Jahre 1816, das graziöse Gedicht „Amor und der Engel“, das merkwürdigerweise schon die angehende Greisin in Dresden verfaßt hat und mehreres andre. Obgleich August v. Goethe ebenfalls eine gewisse poetische Anlage hatte — und Holtei hat uns manche seiner Verse mitgeteilt — so konnte er doch in der Beherrschung der Form sich nicht mit Ottilien messen und es wurde wohl auch so manches Gedicht, das er verfaßt, von ihm vernichtet, weil er nicht wollte, daß solche Poesie vom Sohne Goethes für die Nachwelt aufbewahrt bleiben. Zu Holtei hatte er ja damals in Weimar die wehmütigen Worte gesprochen: „Lieber sollen sie sagen Goethes Sohn ist ein dummer Kerl oder was sie sonst sagen mögen, als daß es von mir heiße, er will den jungen Goethe spielen.“ Schwer lastete auf ihm der Ruhm des großen Namens.

Es ist bekannt, daß in den zwanziger Jahren und in den Jahren bis zu Goethes Tod Weimar namentlich von Engländern viel besucht war, sie erschienen in der Gesellschaft sogar tonangebend und Ottilie, welche den zumeist jüngeren Söhnen Albions, die auch in Goethes Haus kamen, manche Aufdringlichkeit verzieh, galt als große Beschützerin derselben und mußte deshalb manches scherzende Spottwort darüber erdulden, so z. B. nannte man sie oft den englischen Konsul. Damals war es auch, daß Ottilie jene eigentümliche Zeitschrift „Chaos“ begründete, in der sie, ihr Gatte, und die meisten ihrer Freundinnen und Freunde als Mitarbeiter auftraten. Das seltsame Journal bot Dichtungen in Vers und Prosa in den verschiedensten Sprachen und gar viele berühmte Mitarbeiter aus dem Goethekreise und demselben nahestehende Persönlichkeiten finden sich daselbst allerdings unter dem Deckmantel strengster Anonymität. Der greise Meister selbst hat in einem Gedichte „An Sie“ mit der Chiffreunterschrift „6. 7. 8.“ den Charakter dieser Zeitschrift bezeichnet:

---

[1]) Sie sind im zehnten Bande (1891) der Zeitschrift „Deutsche Dichtung“ von K. E. Franzos abgedruckt.

Digitized by Google

Ist das Chaos doch beim Himmel
Wie ein Maskenball zu achten,
Welch ein wunderlich Getümmel!
Allerlei verschiedne Trachten!

Die erste gedruckte Nummer des „Chaos“ erschien am 28. August 1829, also an Goethes Geburtstag. Neben den englischen, französischen und italienischen Dichtungen fanden sich darin noch deutsche von Holtei, de la Motte-Fouqué, Chamisso, Eckermann und der alte Freund Riemer waren darin vertreten, auch die Freundinnen Ottiliens: Jenny v. Pappenheim und Gräfin Karoline Egloffstein, ebenso Knebel, Soret, Frau Stichling, geb. Herder, und andre. Nicht selten fanden sich auch Uebersetzungen Goethescher Poesien in fremden Sprachen, welche die in Weimar anwesenden fremden Goetheverehrer beigetragen hatten. Die letzte Nummer des „Chaos“ ist im Todesjahre Goethes, einige Zeit vor dessen Hinscheiden erschienen. Ottilie bewahrte über die Verfasser das strengste Geheimnis, oft sogar dem „Vater“ Goethe gegenüber, der übrigens mit regem Interesse an dem poetischen Spiele sich beteiligte und es aufmerksam verfolgte.

Nach dem 22. März 1832, jenem Tage, an welchem einer der größten Dichter von der Welt geschieden, wurde es still in dem Goethehause zu Weimar. Ottilie beschäftigte sich darin ganz mit der Erziehung ihrer Kinder, des 1818 geborenen Walther und des 1820 geborenen Wolf, der den Namen des berühmten Großvaters trug. Alma war noch Kind (geb. 1828). Aber die Mutter verwendete große Aufmerksamkeit auf diese Erziehung und es zeigte sich bald, daß von den beiden Söhnen jeder eine gewisse künstlerische Anlage in sich trug, Wolf zeigte poetische Begabung, Walther wies nicht gewöhnliches Talent für Musik auf. Er beschäftigte sich unter der Leitung Mendelssohns mit musikalischen Studien, leider „stand seine Schaffenskraft nicht im Verhältnis zu dem, was die Kunst gebieterisch fordert“. So bot sich ihm auch, nachdem er eine Oper komponiert hatte, keine Aussicht auf große Erfolge seiner Bestrebungen und selbst seine Gönner Liszt und Meyerbeer konnten ihm nicht die gewünschte Förderung zu teil werden lassen. Wolf betrieb juristische und historische Studien an verschiedenen Universitäten und machte 1845 zu Heidelberg sein Doktorexamen. Sein Freund Otto Mejer hat ihm eine schätzenswerte biographische Arbeit gewidmet[1]), welche uns über Wolfs inneres und äußeres Leben genau berichtet, auch eine Besprechung der von ihm 1845 veröffentlichten Dichtung „Erlinde“ nebst Proben aus derselben bietet. Später hat sich Wolf der diplomatischen Karriere zugewendet, wir finden ihn in Italien, besonders in Rom, hierauf in Dresden und nachdem er oft leidend und unstät seine Stelle aufgegeben und sich still gelehrten Arbeiten zuwenden will, wieder in Weimar.

Doch sei noch einmal zurückgreifend der Mutter Ottilie und Almas gedacht. Es war ja wieder in dem berühmten Hause am Frauenplan zu Weimar lebendiger geworden und nie fehlte es an Bewunderern des Dichters, welche den

---

[1]) Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt von Otto Mejer. Weimar 1889.

Digitized by Google

Mekkazug des Pilgers dahin unternahmen und dabei selbstverständlich bei der Frau vorsprachen, die so viel in jenem Hause bedeutet hatte und noch bedeutete. Auch bei den Theeabenden daselbst fanden sich wieder Freunde und vornehme Leute ein und Ottilie wußte die Unterhaltung der Gesellschaft stets in geistvoller Weise zu lenken. Die großherzogliche Familie behandelte Goethes Familie nach wie vor mit der größten Aufmerksamkeit. Aber als die Söhne das Haus verlassen hatten, litt es Ottilie nicht mehr in den wenn auch liebgewordenen Räumen und sie entschloß sich, nach Wien überzusiedeln, was sie denn auch im Jahre 1839 ausführte. Dreißig Jahre lang blieb die österreichische Residenz ihr Wohnsitz, den sie freilich oft verließ, namentlich wegen des leidenden Sohnes Wolf, zu dem sie nach Rom kam und mit dem sie auch verschiedene Städte Italiens bereiste. Alma war vorher schon zur Jungfrau herangewachsen; als solche besuchte sie auch Weimar einmal wieder, wo auf einem Hofball der nun vor kurzem geschiedene Großherzog Karl Alexander ihr die Hand zum ersten Tanze bot. Alma hoffte, in Weimar bleiben zu dürfen, das sie als ihre Heimat so sehr liebte, wo sie aber auch allseitig und zumal von Seite des Hofes sich ganz besonderer Auszeichnung erfreute, die dem lieblichen Enkelkinde des großen Goethe in so reicher Weise zu teil wurde. Allein, obwohl auch Tante Ulrike, Ottiliens Schwester, als Schützerin in der Ilm-Stadt dem aufblühenden Mädchen zur Seite stand, wünschte die Mutter dennoch die Rückkehr der Tochter in die österreichische Residenz und diese leistete unter großem Trennungsschmerze dem Rufe der Mutter Folge. In Begleitung des alten Freundes des Goetheschen Hauses, v. Fritsch, kam Alma nach Linz, wo sie die Mutter empfing, und beide reisten von hier aus auf dem Dampfschiffe nach Wien. Schon auf der Reise klagte das Mädchen über besondere Müdigkeit. In Wien war sie im Hause der Mutter von den vielen Besuchern und hervorragenden Persönlichkeiten, welche der Glanz des Namens Goethe daselbst versammelte, verehrt und gefeiert; ihr und der Mutter zu Ehren wurden wohl auch bei verschiedenen hervorragenden Familien gesellige Abende und kleine Feste veranstaltet. Bei einem solchen Feste, es war ein Gartenfest mit Tanz im September 1844, wo jeder die Gunst eines Tanzes mit Goethes hübscher Enkelin wünschte, holte sich die Aermste leider den Keim zu schwerer Todeskrankheit, ein typhöses Fieber ergriff sie, und trotz des Eingreifens hervorragender Aerzte, unter denen sich auch der bekannte Freiherr Ernst v. Feuchtersleben befand, verschied das liebliche Mädchen am 28. September 1844 zur großen Verzweiflung ihrer Mutter und der Freunde des Goetheschen Hauses. Ein Kreis geistig bedeutender Persönlichkeiten hatte sich wie erwähnt, um die Schwiegertochter des großen Dichters in der österreichischen Residenz gesammelt, dem beispielsweise der bekannte Botaniker Endlicher, der Arzt Dr. Seligmann, zu welchem Ottilie so besonderes Vertrauen hegte, und der erwähnte Baron v. Feuchtersleben angehörten, daneben aber die hervorragendsten Wiener Poeten, an ihrer Spitze, wie schon früher erwähnt, Grillparzer, ferner Bauernfeld, der Orientalist Freiherr v. Hammer-Purgstall, außerdem noch viele Künstler, Gelehrte und andere bedeutende Männer des damaligen

Digitized by Google

„geistigen Wien“. Grillparzer aber hat im nächsten Jahre jenes herrliche Gedicht „Alma v. Goethe“ in dem „Album für die Ueberschwemmten in Böhmen“ veröffentlicht, worin er wehmütig der Zeit gedachte, da das Mädchen anmutig am Theetische ihrer Mutter waltete, auch jener Zeit, da er, Grillparzer, selbst einst vor dem greisen Dichterfürsten in Weimar schüchtern gestanden, und zunächst an ihn den „Gewaltigen“ richten sich die tiefempfundenen Strophen des Poems, deren erste lauten:

Das hast du nicht gedacht, Gewalt'ger du,
Als du noch weiltest in der Menschheit Schlacken,
Daß einst dein Enkelkind frühzeit'ge Ruh'
Soll finden in dem „Lande der Phäaken“.

Und daß der Mann, der schüchtern vor dir stand,
Den Blick gesenkt vorm hehren Strahl des deinen,
Am fabelgleichen fernen Isterstrand,
Bei ihrem offnen Grabe werde weinen.

Es kommt so manches anders, als man meint,
Und ist gekommen, warst du gleich der Weise;
Die Sonne, wenn sie hoch im Mittag scheint,
Senkt schon zum Untergang sich mählich leise.

In der Nähe des Grabes von Beethoven auf dem Währinger Friedhof bei Wien wurde Goethes Enkelkind bestattet, und darauf bezieht sich die Schlußstrophe von Grillparzers Gedicht:

Du aber schaust mit ernstem Blick herab,
Wo sie der Grund, Beethoven nah, verschlungen,
Und sprichst kopfschüttelnd ob dem frühen Grab:
„Das war dir an der Wiege nicht gesungen!“

Ottilie v. Goethe, die Mutter, ließ in Rom, wohin sie sich nach dem Todesfalle mit ihren Söhnen begeben, von einem hervorragenden Künstler eine Porträtstatue für Almas Grab herstellen, welche erst lange nachher vollendet wurde, aber das Grab der lieben Toten in Wien nicht schmücken sollte. Vielmehr wurde einige Jahre nach Ottiliens eignem Tode durch hochgestellte Persönlichkeiten die Ueberführung der Reste Almas v. Goethe in ihre Heimat veranlaßt, die in Weimar an der Seite der Mutter beigesetzt sind.

Seit dem Tode der geliebten Tochter weilte Ottilie v. Goethe viel bei ihren Söhnen. Sie, die ein Jahr vor Alma auch die Großmutter (Gräfin Henkel) verloren hatte, fand in der Gesellschaft der Söhne noch einigen Trost. Freilich war zumal Wolf oft von Krankheit heimgesucht. Als er 1847 schwer leidend auf den Rat des Arztes Meran aufsuchte, begleitete ihn die liebende Mutter als treue Pflegerin dahin, worauf er nach langsamer Genesung wieder nach Italien und Frau v. Goethe nach Wien zurückkehrte. In Meran haben auch Walther, Ottiliens Schwester Ulrike und sogar die greise Mutter, Frau Henriette

Digitized by Google

v. Pogwisch den Leidenden aufgesucht. Ottilie unternahm von Wien aus noch öfter Reisen nach Italien, um Wolf nahe zu sein; als dieser aus Gesundheitsrücksichten Rom zu verlassen strebte, wurde er 1858 der Gesandtschaft in Dresden zugewiesen; auch dort besuchte ihn die sorgsame Mutter. Aber der Enkel Goethes fand nirgends die Ruhe und trat schließlich von seinem Amte ganz zurück. Er beschäftigte sich bis zu seinem Lebensende in Weimar mit wissenschaftlichen Studien und starb daselbst am 23. Januar 1883.

Von Kunstschätzen umgeben, welche ihr Sammeleifer, an die ähnliche Thätigkeit der letzten Jahrzehnte in Goethes Leben gemahnend, in den Räumen der Wohnung in Wien untergebracht und zusammengestellt hatte, und die ihr stets eine Quelle des Interesses und Genusses waren, lebte die letzte Trägerin des großen Namens Goethe in der österreichischen Residenz bis 1870. Dann kehrte sie doch wieder nach Weimar zurück, dort fand sie freilich wenige der alten Freunde mehr, aber doch noch viele Herzen, welche die Greisin verehrten, welcher noch gegönnt sein sollte, die ruhmvolle Einigung Deutschlands zu erleben. Dort schied sie am 26. Oktober 1872, also nur neun Jahre vor ihrem Sohne Wolf, von der Welt. Walther, der letzte Träger des Namens Goethe, vollendete am 15. April 1885 ebenfalls in Weimar. Er und sein Bruder Wolf hatten das kostbare Erbe, die Schätze des Goethehauses, unter eignen Entbehrungen dem Volke des Dichters und der Welt gewahrt. Nach Walthers Tode ging das berühmte Haus auf dem einstigen „Frauenplan" auf den Großherzog von Weimar über, der es zum Nationaleigentum bestimmte, und im Jahre 1885 wurde es von Großherzog Karl Alexander als Goethe-Nationalmuseum für die ganze gebildete Welt eröffnet. Neben den zahlreichen Bildnissen des Dichterfürsten finden sich daselbst auch die Porträts aller seiner oben besprochenen Angehörigen für immer aufbewahrt.



Versailler Erinnerungen aus dem Kriegswinter 1870/71.

Von

Staatsminister a. D. G. Jansen.

Gegen Mitte Oktober 1870 hatte ich Chailly les Ennery, wo der Großherzog von Oldenburg mit seinem Gefolge während der letzten Periode der Belagerung von Metz in Quartier lag, verlassen und war zur Erledigung von Geschäften einstweilen nach Deutschland zurückgekehrt. Ich bekleidete damals schon seit einigen Jahren das Amt eines Kabinettsekretärs des Großherzogs und hatte während des Krieges zugleich den Verkehr mit dem Ministerium in Olden-

Digitized by Google

burg zu vermitteln. Der Großherzog wartete vor Metz im Anschluß an das Hauptquartier des X. Armeecorps, welchem die oldenburgischen Truppen angehörten, die herannahende Katastrophe ab und folgte nach der Kapitulation einer Einladung des Königs in das große Hauptquartier der Armee nach Versailles. Ich hatte die Weisung, mich dort demnächst der Begleitung des Großherzogs wiederum anzuschließen.

Am 12. November reiste ich von Oldenburg ab und hatte unterwegs einen kurzen Aufenthalt in Frankfurt zu nehmen. Im Unionshotel — dem Weidenbusch parlamentarischen Andenkens —, wo ich zuletzt im Juli 1866 auf dem Wege zur Mainarmee an jenem Schreckenstage gewohnt hatte, an welchem vom General Vogel von Falkenstein die Millionenkontribution über die eroberte Stadt verhängt worden war und der regierende Bürgermeister Fellner sich das Leben genommen hatte, fand ich jetzt ein andres Bild. In dem großen Speisesaal des Hotels war eine lange Tafel von französischen Offizieren besetzt, welche zu den Gefangenen der Armee von Metz gehörten und in Frankfurt interniert waren, unter ihnen der Unterzeichner der Kapitulation, General Jarras, und ein Herzog von Elchingen, Enkel des Marschalls Ney.

Die Eisenbahnverbindungen im feindlichen Lande waren im damaligen Stadium des Krieges noch unvollkommen geregelt, und so war es für einen Zivilisten, auch wenn er sich mit guten Empfehlungen und einer militärischen Uniform ausgerüstet hatte, manchmal nicht ganz leicht, vorwärts zu kommen. Von Frankfurt aus erreichte ich am ersten Tage Zabern im Elsaß, wo ich die Nacht mit einigen zur Armee gehenden Landwehrmännern im Eisenbahnwagen zubrachte, da der Zug schon in früher Morgenstunde die Fahrt fortsetzen sollte. Diese führte uns unter mannigfachen Aufenthalten durch die reizenden Waldberge der Vogesen, durch Lothringen und die Champagne, über Bar le Duc und Epernay nach Chateau Thierry und von dort bis Nanteuil — dem Punkt, von welchem an damals die Eisenbahnverbindung in der Richtung auf Paris durch Tunnelsprengungen unterbrochen war. In Nanteuil, einem unbedeutenden, von den Einwohnern verlassenen Dorf, wo sich auf den zerfahrenen, unergründlichen Wegen alles staute, was zur Pariser Belagerungsarmee wollte oder daher kam, trafen wir spät abends ein und blieben in Ermanglung jeglichen Unterkommens während der Nacht im Zuge, bis derselbe in früher Morgenstunde zurückging. Hier begannen die eigentlichen Schwierigkeiten des Weiterkommens, da Fahrgelegenheit schwer zu beschaffen und auch auf die Unsicherheit der teilweise von Francitreurbanden bedrohten Straßen Rücksicht zu nehmen war. Gleichwohl gelang es mir, mit Benutzung günstiger Gelegenheiten und freundlicher Hilfe der Etappenkommandos, unter vielfachen Hemmungen und wechselnden Erlebnissen innerhalb eines Zeitraumes von drei bis vier Tagen ungefährdet über Meaux, Lagny und Brie Comte Robert bis Corbeil an der Seine vorzudringen, von wo ich mich telegraphisch mit den Umgebungen des Großherzogs in Versailles in Verbindung setzen konnte. So leuchtete mir denn am folgenden Tage — dem 18. November — bei der Ankunft in Lonjumeau das gelbe Lederzeug des

Digitized by Google

oldenburgischen Feldgendarmen schon von weitem entgegen, und die wenigen Meilen bis Versailles wurden auf militärisch belebter Straße durch die reizvolle Landschaft der Ile de France, wo in den Gärten der zahlreichen Landsitze trotz der späten Jahreszeit noch die Veilchen blühten, in bequemem Wagen rasch zurückgelegt; ich erinnere mich noch lebhaft des ergreifenden Eindrucks, den es auf mich machte, als ich, nachdem der Wagen sich mühsam durch das Kolonnengewirr der Rue des Chantiers hindurchgearbeitet, im Vorüberfahren endlich die stolzen Umrisse des alten Bourbonenpalastes und des Reiterstandbildes Ludwigs XIV. mit dem nach dem Rhein ausgestreckten Arm aus dem Novembernebel vor meinen Augen auftauchen sah.

Der Großherzog von Oldenburg bewohnte in Versailles mit dem Erbgroßherzog (dem jetzt regierenden Großherzog) und den Herren seines militärischen Gefolges am Boulevard de la Reine ein elegantes Haus mit einem hübschen Garten voll immergrüner Pflanzen, welches einem Grafen Lopez, einem Spanier, gehörte, der sich bei der Annäherung der feindlichen Armeen nach Italien zurückgezogen und sein Besitztum unter der Obhut eines Domestikenpaares zurückgelassen hatte. Der Großherzog hatte die Zimmer des unteren Stocks inne, an welche sich der elegant dekorierte Speisesalon anschloß; oben wohnten der Erbgroßherzog und die Adjutanten. Das Haus des Grafen Lopez lag mit dem Blick auf die hübschen stets belebten Alleen des Boulevard de la Reine ganz in der Nähe des Eingangs zum Park und des Schlosses, ein paar Schritte von der Einmündung der Rue de Paroisse in den Boulevard du Roi, also auch sehr bequem für die Verbindung mit der eigentlichen Stadt und im Mittelpunkt des täglichen Lebens und Treibens; in dem unmittelbar benachbarten Eckhause der beiden Boulevards wohnte im Dezember Graf Holnstein aus Bayern, der Ueberbringer des Antrags auf Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde an den König von Preußen, und im Januar und Februar beherbergte dasselbe Haus, dessen oberen Stock der Generalpolizeidirektor Stieber innehatte, bei seinen wiederholten Anwesenheiten in Versailles Jules Favre, und ward dadurch in diesen kritischen Tagen zu einem Gegenstande häufiger Ansammlungen dichter französischer Volksgruppen.

Mir war an der benachbarten Rue Maurepas die Wohnung eines Abbé B. angewiesen, welcher beim Beginn der Belagerung in die heimatliche Bretagne zurückgewichen war und, wie ich aus zurückgelassenen Visitenkarten entnahm, die Würde eines Aumônier du Chateau de Trianon bekleidete. Die Wohnung stand unter der Obhut einer alten, redegewandten Haushälterin, mit welcher ich bald in ein freundliches Verhältnis kam und die mich nicht mit Unrecht als eine Sauvegarde gegen unbequemere und anspruchsvollere Einquartierung ansah und deshalb gut behandelte. In den Zimmern des Abbé richtete ich mich an behaglichem Marmorkamin, umgeben von den Bildern zahlreicher geistlicher Würdenträger der katholischen Kirche, häuslich ein so gut es gehen wollte, und habe mich dort während meines ganzen Aufenthaltes in Versailles wohl befunden; als ich zum ersten Male eintrat, ahnte ich freilich nicht, daß dieser Aufenthalt sich

Digitized by Google

den ganzen Winter hindurch auf die Dauer von nahezu vier Monaten erstrecken würde; denn um Mitte November herrschte auch in den unterrichteten Kreisen in Versailles noch die Ansicht vor, daß die Hilfsquellen der belagerten Hauptstadt ihrer Erschöpfung nahe seien und die Kapitulation in kurzer Zeit bevorstehe, und optimistische Stimmen gaben sogar der Hoffnung Raum, daß wir die Lichter der Weihnachtsbäume schon wieder in der Heimat würden brennen sehen. Wie sehr dabei die Widerstandskraft des Feindes unterschätzt war, sollte der Verlauf der Begebenheiten während des kommenden Winters zeigen.

Versailles war mir keine neue Bekanntschaft. Während wiederholter Anwesenheiten in Paris in den Anfängen und später in der Glanzzeit des zweiten Kaiserreiches hatte ich die stille, vornehme Stadt, welche so ganz das Gepräge längst dahingeschwundener Zeiten — des Siècle de Louis XIV — trägt, manchmal besucht und mich in den Alleen der herrlichen Parks, welche nur an Sonntagen beim Springen der Wasser sich durch Pariser Zuzug etwas mehr belebten, und den weitläufigen Sälen der historischen Museen ergangen. Um so sprechender trat mir das veränderte Bild gleich bei den ersten Rekognoscierungswanderungen entgegen, welche ich nach meiner Ankunft durch die wohlbekannten Straßen unternahm. Ward in andern von deutschen Truppen besetzten französischen Städten — ich nenne hier aus eigner Anschauung nur Nancy, Luneville, Lagny, Meaux, Corbeil — der allgemeine Eindruck mehr oder weniger durch verödete Gassen, verlassene Häuser, geschlossene Läden, finstere und feindselige Gesichter bestimmt, so hatte dagegen das Füllhorn der Aussichten reichen Erwerbes, welches mit dem Einzug des Königlichen Hauptquartiers und seines Anhangs sich über die sonst so stille und leblose Stadt ergoß, auf die Gemüter der Versailler anscheinend mildernd eingewirkt und wohl viel dazu beigetragen, die Bevölkerung zusammenzuhalten. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch hier bitterer Groll und Haß gegen die fremden Sieger unter der Asche glimmte; bei einzelnen Gelegenheiten, zum Beispiel während am 19. Januar der letzte Ausfallsversuch der Pariser Armee sich gegen St. Cloud und Versailles bewegte, trat dies sogar in sehr drastischer Weise hervor, und abends auf den Gassen wurde einem doch ein „maudit Prussien!“ gelegentlich zugeflüstert; ebenso waren anonyme Preßplakate mit Schmeichelnamen wie „Prussiens menteurs, pillards, ivrognes“ nichts Seltenes; aber im alltäglichen Leben war von solchen Stimmungen verhältnismäßig wenig erkennbar, die Einwohner waren im ganzen höflich und zuvorkommend, die Märkte mit Obst, Wild, Geflügel und feinen Gemüsen, welche die Einschließung der Hauptstadt von ihrem gewöhnlichen Markt abschnitt, überfüllt, Magazine und Läden wohl ausgestattet, die Schaufenster glänzend erleuchtet, und wenn man nach Tisch die Hauptstraßen der Stadt — die Rue du Paroisse und die Rue Duplessis — durchschlenderte, in denen es von Offizieren und von Schlachtenbummlern aller Art aus der deutschen Heimat wimmelte, so hätte man sich in dem Lichterglanz und dem bunten Treiben bisweilen eher mitten im Frieden etwa in Berlin als in dem großen deutschen Heereslager im Herzen von Frankreich wähnen mögen. Freilich sorgten dann

alsbald die je nach der Windrichtung stärker oder schwächer rollenden Kanonaden des Mont Valérien dafür, daß solche Selbsttäuschungen nicht lange vorhielten.

Natürlich trug das Gesamtbild des Versailler Lebens während dieses merkwürdigen Winters äußerlich ein ausschließlich militärisches Gepräge. Ein wesentlicher Reiz der anziehenden und mannigfaltigen Eindrücke, welche dasselbe darbot, lag aber gerade darin, daß unter dieser gleichförmigen militärischen Außenseite sich inmitten des bunten und geschäftigen Treibens des Feldlagers Elemente der verschiedensten Art hier zusammenfanden und begegneten. Das große Hauptquartier in Versailles war der Stützpunkt der deutschen Heeresleitung, es war aber auch der politische Mittelpunkt, in welchem sich für die Bedingungen des künftigen Friedensschlusses, für die Gestaltung der Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland, vor allem für die politische Zukunft Deutschlands selbst die Entscheidungen vollzogen oder vorbereiteten. Wie in der Rue neuve der Große Generalstab der Armee und an der Avenue de St. Cloud das Königlich Preußische Kriegsministerium, so hatte an der Rue de Provence das Bundeskanzleramt seinen Sitz, und in der eleganten Villa, welche an dieser ziemlich abgelegenen Straße Graf Bismarck mit seiner Umgebung bewohnte, war von Anfang an ein kaum weniger lebendiges Kommen und Gehen als in den militärischen Hauptquartieren, je nach der Entwicklung der Situation wechselnde Gestalten, süddeutsche Minister und Staatsmänner, welche mit mehr oder weniger geteilten Empfindungen die Anschlußverträge verhandelten. — Graf Bray und Herr v. Lutz waren die ersten bekannten Gesichter, welche mir am Tage nach meiner Ankunft im Park aufstießen, als dort zur Feier des Geburtstages der Kronpinzessin von Preußen die Wasser sprangen und eine glänzende Korona um sich versammelt hatten — ernste geheimrätliche Erscheinungen aus Berlin, welche auftauchten und wieder verschwanden, zwischendurch fahrende Diplomaten aller Art, berufene und unberufene Vermittler, und unter Umständen politische Spione, mit denen dann kurz umgesprungen ward, zuletzt, nach Einleitung der Verhandlungen über die Kapitulation und den Frieden, französische Unterhändler, Politiker wie Generale, aus Paris und Bordeaux. Ueber das, was in den Mauern jenes Hauses an der Rue de Provence vorging, ist später genug bekannt und veröffentlicht worden; damals aber drang wenig über sie hinaus in die Oeffentlichkeit oder auch nur in die vertrauteren Kreise; wir Außenstehenden — ich habe nur einmal Gelegenheit gehabt, jene geheimnisvollen Räume zu betreten, als ich in einer Geschäftssache den Geheimen Legationsrat Abeken aufzusuchen hatte — erfuhren aus der Rue de Provence nicht mehr als gelegentliche anekdotische Züge von zweifelhaftem Interesse und zweifelhafter Beglaubigung, während aus den militärischen Hauptquartieren die Nachrichten des Tages uns unmittelbarer zugänglich wurden. Den Kanzler selbst sah man in seiner historischen Kürrassieruniform sich häufig und, wie es schien, ohne besondere Vorsichtsmaßregeln auf den Straßen und im Park bewegen. Namentlich aus zwei solcher Begegnungen ist mir seine imposante Gestalt in lebhafter Erinnerung geblieben, einmal als er, während das Ausfallsgefecht bei Montretout in voller Entwicklung

Digitized by Google

war, nur von einer Ordonnanz begleitet, hinausritt und auf dem Boulevard du Roi inmitten aufgeregter französischer Volksmassen einen ihm entgegenkommenden Unteroffizier anhielt, um sich nach dem Gang des Gefechts zu erkundigen, sodann am Tage nach der Kapitulation zwischen den noch rauchenden Schutt- und Trümmerhaufen der Stadt St. Cloud, welche ein Bild grauenvoller Zerstörung darbot.

In engerem oder loserem Anschluß an das Hauptquartier des Königs hatte sich schon seit dem Anfang der Belagerung eine Anzahl deutscher Fürsten und Prinzen in Versailles eingefunden, woraus sich allmählich eine Art permanenten Fürstenkongresses herausgebildet hatte. Es läßt sich denken, daß die Anwesenheit so zahlreicher hoher Herren mit Gefolge und Anhang auch in der Physiognomie des Versailler Lebens sich eigenartig ausprägte und derselben neue bemerkenswerte Züge hinzufügte. Durch unmittelbare militärische Aufgaben war außer dem Königlichen Oberfeldherrn und dem Kronprinzen, sowie dem erst später in Versailles eintreffenden Großherzog von Mecklenburg wohl keiner unter ihnen nach Frankreich geführt; aber das Rendezvous, welches unter den Mauern von Paris die elegante Bourbonenstadt darbot, war anziehend genug, um die Einladung des Königs auch nicht unmittelbar Beteiligten verlockend erscheinen zu lassen, und die weitläufig gebaute Stadt hatte in ihren vielen palastartigen Villen und Landhäusern, welche von den Eigentümern bei der Annäherung der deutschen Heeresmassen verlassen waren, Raum genug, wo solch ein improvisierter Hof sich einrichten und niederlassen konnte, ohne nach irgend einer Seite zu beengen oder zu stören. Mit dem König von Preußen war schon der Großherzog von Sachsen nach Versailles gekommen, mit dem Kronprinzen der Herzog von Koburg. Im Oktober, nach dem Fall von Straßburg und von Metz, kamen die Großherzoge von Baden und von Oldenburg, einige Wochen später die Herzoge von Meiningen und von Altenburg und der Fürst von Schaumburg-Lippe. An diese während des Winters ziemlich ständige Korona deutscher Souveräne schlossen sich zahlreiche Prinzen aus deutschen Fürstenhäusern, vor allem die Prinzen Karl, Albrecht und Adalbert von Preußen, Prinz Luitpold von Bayern, der Erbprinz von Anhalt, der Erbgroßherzog von Mecklenburg und andre. Man hörte oft die Bemerkung, daß seit den Tagen des Wiener Kongresses noch nicht wieder eine so große Versammlung deutscher Fürsten so lange und so zwanglos vereinigt gewesen sei, und der durch die Verhältnisse gegebene ungezwungene gegenseitige Verkehr, nicht beengt durch heimische Etikette und Gebräuche heimischer Höfe, ward von allen Seiten lebhaft gepflegt, um so mehr als die Entwicklung der militärischen Ereignisse weit langsamer vor sich ging, als man nach den anfänglichen raschen Erfolgen sich hie und da vorgespiegelt hatte, und der lange Winter manchen Tag und manche Stunde mit sich brachte, deren Inhalt sich in der üblichen Telegrammformel: „Vor Paris nichts Neues“ erschöpfte. Man würde übrigens, wie ich glaube, irren, wenn man der Anwesenheit dieser erlauchten Versammlung in Versailles nur eine wesentlich dekorative Bedeutung beimessen wollte. Am 18. Januar in der Spiegel-

Digitized by Google

galerie des Schlosses um den neuen Kaiser geschart, hatte sie doch ihre sehr in die Augen springende reale Bedeutung. Aber auch sonst dürfte ihr politischer Wert für die weitere Entwicklung nicht zu unterschätzen sein; denn gewiß haben die unmittelbaren persönlichen Eindrücke, welche Deutschlands Fürsten und die Mitglieder deutscher Fürstenhäuser an dem Brennpunkt der großen geschichtlichen Entscheidungen empfingen, nicht wenig dazu beigetragen, etwaige Voreingenommenheiten gegen die aus dem Kriege herauswachsende neue Ordnung der Dinge zu mildern oder zu beseitigen und damit den Kitt zu verstärken, welcher dieselbe zusammenhält — ganz abgesehen von der erleichterten Anknüpfung und Pflege rein persönlicher Beziehungen, die wohl auch für die Interessen der beteiligten Länder sich mannigfach als fruchtbar erwiesen haben.

Das Hauptquartier des Königs befand sich bekanntlich in der Präfektur an der Avenue de Paris. Man darf die Dienstwohnung eines französischen Präfekten nicht mit dem wenigstens damals noch bescheidenen deutschen Maßstabe messen. Die Präfektur des Departements Seine-et-Oise ist ein geschmackvoller palastartiger Bau mit zwei bis an die Avenue vorspringenden Flügeln, welche einen geräumigen, gegen die Straße durch elegantes Gitterwerk abgeschlossenen Platz umfassen, und in ihrer Einrichtung und Ausstattung selbst für die Beherbergung eines Königs nicht zu anspruchslos. Nach dem Kriege gab Thiers seine Bankette in demselben Saale wie während der Belagerung König Wilhelm, und später hat auch Marschall Mac Mahon als Präsident der Republik dort gewohnt. Der König bewohnte den oberen Stock des Mittelbaus und sah zu Tisch und abends zum Thee fast täglich Gesellschaft bei sich. So wurden denn die Salons der Präfektur auch zum regelmäßigen Rendezvous der in Versailles anwesenden deutschen Fürsten; unser Großherzog war, wenn ich mich recht erinnere, wenigstens drei- oder viermal in der Woche dort, in der Regel von einem der Adjutanten begleitet. Aus der Präfektur empfing man dann auch die neuesten und zuverlässigsten Nachrichten über den Gang der Begebenheiten, für welche man sonst auf die Mitteilungen des im deutschen Hauptquartier redigierten „Moniteur de Versailles“ — alle französischen Blätter waren unterdrückt — angewiesen war. Der König selbst liebte es, bei Tisch oder beim Thee den Inhalt der eingehenden Telegramme von den verschiedenen Teilen des Kriegsschauplatzes mitzuteilen, doch kam es auch vor, daß er solche Depeschen, nachdem er sie gelesen, schweigend in den Aufschlag seines Aermels versenkte, was dann natürlich übel ausgelegt ward. So in den sorgenvollen ersten Dezembertagen, als bei Champigny der um Paris gezogene Cercle de fer einen Augenblick bedroht schien. An die Präfektur knüpften sich auch sonst manche der interessantesten Momente des Winters. Hier erschien im November der Erzbischof von Posen und Gnesen, der spätere Kardinal Ledochowski, um die Hilfe Deutschlands für den Papst und Rom anzurufen, und einige Wochen später der Kardinal Erzbischof von Rouen, Monsignore Bonnechose, um um Schonung für die Normandie zu bitten. Kurz vor Weihnachten beglückwünschte hier die Deputation des Deutschen Reichstages unter der Führung Simsons und des Herzogs von

Digitized by Google

Ujest den König zur Wiederherstellung der Deutschen Kaiserwürde; bei dem Mangel an geeigneten Equipagen hatten sich diese Herren für ihre Fahrt nach der Präfektur mit einer wahren Musterkarte von abgenutzten und baufälligen Postwagen und ähnlichen Gefährten begnügen müssen, welche in seltsamem Gegensatz zu dem Gegenstande ihrer auch der französischen Bevölkerung bekannt gewordenen Mission standen und wie die etwas steifen deutschen Ziviluniformen den Spott der auf den Avenuen zahlreich versammelten Volksgruppen erregten. Von dem Balkon der Präfektur ließ im Februar der Kaiser die 22. Division an sich vorüberdefilieren, welche nach mehr als zwanzig siegreichen Schlachten und Gefechten nunmehr in Versailles für einige Zeit Ruhe und gute Quartiere finden sollte — Truppen von prächtiger Haltung, deren buntscheckige und abgenützte Uniformierung die Strapazen der letzten Monate deutlich erkennen ließ. Von der Präfektur aus erhob sich endlich am 1. März der Kaiser mit glänzendem Gefolge zu der großen Revue von Longchamp, von wo sich die zur Occupation von Paris bestimmten Truppen in langen Zügen durch den über die Bäume des Bois de Boulogne hervorragenden Arc de Triomphe in das moderne Babylon hineinergossen. In Versailles selbst sah man den König im einfachen grauen Militärmantel fast täglich, bald in vierspännigem, bald in zweispännigem Wagen fahren; dem Wagen pflegte ein Zug der Stabswache voranzureiten, ein andrer zu folgen. Selbst enge Gassen vermied man nicht; Vorsichtsmaßregeln waren äußerlich nicht erkennbar, und es ist fast ein Wunder, daß in einem Lande, welches auch in dieser Beziehung über eine so reiche Geschichte gebietet, während der ganzen Zeit der Occupation weder gegen den König noch gegen irgend eine andre hervorragende Persönlichkeit der Versuch eines Attentates gemacht worden ist. Den Franzosen war, wie mehrfach hervortrat, die ehrwürdige und imposante Gestalt des Königs offenbar eine sympathische Erscheinung. Auch meine alte Quartierwirtin, eine stocklegitimistische Bretagnerin, die auf Bismarck übel zu sprechen war und von mir behauptete: „Vous n'êtes pas un vrai Prussien!“ hatte für den König freundliche Worte: „Votre Guillaume — c'est vrai — c'est un beau vieillard!“ Wenn sie darüber zu befinden hätte, — setzte sie mir mit redseliger Zunge auseinander — würde der König in Paris einziehen, auf den Balkon der Tuilerien treten, Hand in Hand mit Henri V, Roi de France et de Navarre, diesen dem versammelten Volk als seinen künftigen Herrscher vorstellen und dann, von den Segenswünschen aller anständigen Franzosen begleitet, ohne Milliarden und Kriegsbeute, aber mit dem beglückenden Bewußtsein edler Handlungsweise in die nordische Heimat zurückkehren. Uebrigens war die alte Dame an diesen weltgeschichtlichen Vorgängen auch persönlich beteiligt, indem ein Bruder und zwei Neffen von ihr auf den Wällen von Paris — wie sie sich ausdrückte — kämpften.

Von den deutschen Fürsten, welche dem Hauptquartier des Königs gefolgt waren, hatten in Versailles nur die Großherzoge von Baden und von Oldenburg eigne Menage. Der Großherzog von Weimar bewohnte mit seinem Gefolge ein großes elegantes Landhaus am Ende der Rue Duplessis, hatte aber

Digitized by Google

im übrigen Anschluß an das Hoflager des Königs in der Präfektur. Andre Fürsten — der Herzog von Koburg, der Fürst von Bückeburg — dinierten im „Hotel des Réservoirs“, dem eigentlichen Mittelpunkt des Versailler high life, wo unter andern auch der Feldmarschall Moltke seinen Tisch hatte. Der Großherzog Karl Alexander — er wie der Großherzog von Baden verkehrten viel mit unserm Großherzog — hielt in diesen waffenklirrenden Umgebungen die Weimarischen Kunst- und Litteraturtraditionen aufrecht, war ein regelmäßiger Besucher der Galerien und Kunstschätze des Schlosses und suchte mit Vorliebe geschichtliche Erinnerungsstätten und merkwürdige Altertümer auf. Eine Sammlung von mit peinlichster Rechtmäßigkeit erworbenen und keineswegs nach verbreiteter Ausdrucksweise und Anschauung jener Zeit „geretteten“ Andenken an solche Besuche, welche in Kisten verpackt in der Vorhalle des vom Großherzog bewohnten Hauses stand, war der Aufmerksamkeit der Franzosen nicht entgangen und zog ihm in einer das Leben der deutschen Fürsten in Versailles darstellenden Korrespondenz des „Figaro“ den Beinamen le Duc des Emballeurs zu, worüber in den Weimarischen Kreisen begreiflich große Entrüstung herrschte. Mit den Herren aus den Umgebungen des Großherzogs knüpften sich für uns mannigfache Beziehungen; namentlich erwuchs mir aus denselben eine angenehme und anregende Bekanntschaft in der Person des Kabinettsekretärs Dr. Guyet, des späteren leider früh verstorbenen weimarischen Ministers, eines Sohnes des bekannten Jenenser Juristen, die während des Winters und im Frühjahr auf häufigen gemeinsamen Spaziergängen in den Parks von Versailles und Trianon und in den reizenden Umgebungen der Stadt eifrig gepflegt ward.

Der Großherzog Friedrich von Baden bewohnte mit seinem Gefolge eine mitten in einem weitläufigen Park belegene Villa an der Rue de Satory. Eine Allee von grünen Lorbeerwänden, welche von der Straße nach dem Hause führte, ließ unter diesem milden Himmel der Ile de France fast vergessen, daß man mitten im Winter lebte. Der anziehenden Erscheinung des Großherzogs begegnete man oft; bei dem großen Kaiserproklamationsakt in der „Galerie des Glaces“ am 18. Januar war er es, welcher das erste Hoch auf den neuen Deutschen Kaiser ausbrachte, von dessen tausendstimmigem Echo die Mauern des alten Bourbonenpalastes wiederhallten. Auch die Herren seiner Begleitung machten einen angenehmen Eindruck und hatten nichts Schablonenhaftes. Der den Großherzog begleitende Kabinettsekretär, Freiherr v. Ungern-Sternberg, war ein Schwiegersohn Bunsens.

Unsre Versailler Tagesordnung gestaltete sich namentlich bis zum Beginn des Bombardements, welches mehr Abwechslung in das äußere Leben hineinbrachte, ziemlich einförmig; der Großherzog ritt und ging viel, machte und empfing Besuche und sah, wenn er nicht selbst beim König dinierte, zu Tisch gerne Gesellschaft bei sich, so daß die oldenburgische Küche des „Hotel Lopez“ sich bald einen guten Namen erwarb. Von fürstlichen Gästen erinnere ich mich bei den häufigen Tafeln den Herzog von Altenburg, den Fürsten von Bückeburg, den Prinzen Wilhelm von Württemberg, den Herzog Eugen

Digitized by Google

von Württemberg, den Erbprinzen von Hohenzollern, projektierten König von Spanien und „Ursache des Krieges", gesehen zu haben. Die militärischen Kreise waren gelegentlich durch den Kommandanten von Versailles, General v. Voigts-Rheetz, durch den geistvollen und witzigen Major v. Verdy du Vernois, Verfasser des Generalstabswerks über den Krieg von 1866 und späteren Kriegsminister, der dem Großherzog schon aus früheren Warschauer Beziehungen bekannt war, und zahlreiche andre Herren vertreten. Von politischen Persönlichkeiten ist unter den Teilnehmern dieser Tafelrunde vor allem Delbrück zu nennen, der wiederholt vorübergehend in Versailles war, sodann der für den deutschen Stil wie für die deutsche Politik leider zu früh verstorbene Geheime Legationsrat Abeken, der Zivilkommissar für das Departement Seine-et-Oise Herr v. Nostitz-Wallwitz, später sächsischer Finanzminister, ein Leipziger Universitätsfreund des Großherzogs, der bekannte Diplomat Graf Solms-Sonnenwalde, später Botschafter in Rom, welcher bis zum Ausbruch des Kriegs der Botschaft in Paris zugeteilt gewesen war, und andre. Von Oldenburgern und Personen oldenburgischer Antecedentien erschienen hier unter andern der frühere Theaterintendant v. Gall, welcher als Johanniterritter in Versailles war, der der Reichstagsdeputation angehörige Graf Bocholz aus Westfalen und der in gleichem Anlaß anwesende oldenburgische Reichstagsabgeordnete Russell, dem wir von der granatsplitterbesäten Terrasse des Schlosses Meudon aus einen Blick auf Paris und die feindlichen Forts vermitteln konnten. Bei Tische saß man in der Regel lange, und die lebhafte Unterhaltung bewegte sich um die wechselnden Vorgänge des Tages, welche, zumal nach dem Beginn des Bombardements und bei der Annäherung der Katastrophe, stets neuen Stoff darboten. Beim Kaffee erhielt gegen den heimischen Hofgebrauch wie schon in Bronvaux und in Chailly vor Metz auch die Zigarre ihr Recht.

Was die oldenburgische Heimat von geschäftlichem Arbeitsstoff nach Versailles lieferte, war nicht eben von erheblichem Umfang, und so blieb mir in dem langen Winter ausgiebige Muße für anderweitige Beschäftigung und für die Beobachtung der um uns her vorgehenden Dinge. Ich durfte es als eine besonders günstige Fügung meines guten Sterns erkennen, daß es mir vergönnt war, die großartige Scenerie der Belagerung von Paris mit allem, was daran hing, sozusagen aus der Vogelperspektive betrachten zu dürfen, ohne von den sonst mit dem Kriege verbundenen Beschwerden und Entbehrungen berührt zu werden. Der Aufenthalt in Versailles hatte zwar gewisse Längen, welche darin begründet waren, daß man den Fall der feindlichen Hauptstadt durch Erschöpfung der Lebensmittel weit früher vorausgesetzt hatte, als er eintrat, daß der Beginn des mit langer Hand vorbereiteten Bombardements, für welches bei Villa Coublay der Geschützpark längst bereitstand, sich aus teils militärischen, teils politischen Gründen immer von neuem verzögerte, und daß endlich das Bombardement die von ihm erwarteten unmittelbaren Erfolge nicht hatte, sondern die Kapitulation von Paris erst durch Aushungerung erzwungen werden mußte. Aber auch während dieser Perioden ungeduldiger Spannung war der Versailler Tag für

Digitized by Google

mich auf das angenehmste und anregendste ausgefüllt. Waren am Morgen die laufenden Geschäfte erledigt, so lockten bei dem lauen Spätherbstwetter, später bei dem strahlenden Frost der strengen Wintermonate Dezember und Januar und dann wieder bei dem herrlich anbrechenden Frühling der großartige Park des Schlosses mit seinen Terrassen und Laubengängen, und die reizenden Parks von Trianon ins Freie, in denen überall dem Reiz der Natur und Kunst sich bedeutende geschichtliche Erinnerungen verbanden, so daß es nicht schwer war, sie in der Phantasie mit Gestalten vergangener Tage zu bevölkern. Namentlich zog der immergrüne Park von Kleintrianon, dessen einst von der Königin Maria Antoinette mit Vorliebe bewohntes Schloß vergeblich für den Besuch des Königs von Bayern hergerichtet wurde, mich stets von neuem an, so daß ich dort zuletzt jeden Pfad und jeden Platz kannte. An diese Wanderungen schloß sich dann von selbst der Besuch der à toutes les gloires de France gewidmeten inneren Säle des Schlosses, soweit dieselben nicht in stets fortschreitendem Maß für Lazarettzwecke in Anspruch genommen wurden. Ununterbrochen zugänglich blieben die Säle, welche Horace Vernets berühmte Smalah und die Darstellungen aus dem Krimkriege und dem italienischen Kriege enthalten, und es machte einen eigentümlichen Eindruck, um diese Bilder, welche dem Besucher früher stets als imponierende Apotheose französischer Waffenthaten entgegengetreten waren, jetzt in immer sich erneuernden Zügen dichte Gruppen deutscher Soldaten aller Waffengattungen geschart zu sehen; die in den Sälen diensthuenden Aufseher waren der eleganten und geschmackvollen Livree des zweiten Kaiserreiches entkleidet und warteten ihres Amtes in schwarzem Anzug und mit mürrischen Mienen. Sonntags ward regelmäßig der Gottesdienst in der Kapelle des Schlosses besucht, welche seit der Taufe des letzten in der Revolution unglücklich untergegangenen Dauphin von Frankreich nicht wieder in Gebrauch genommen war und jetzt ihre Kanzel einem protestantischen Feldgeistlichen einräumen mußte, der hier vor einem „Parterre von Königen" redete. Zu Hause erwartete mich dann in den Räumen des Almosenier von Trianon mein behaglicher Platz an dem Marmorkamin mit loderndem Feuer, welches nur gegen Ende des Winters manchmal versagte, wenn der Vorrat an trockenem Brennholz erschöpft und das frische Buchenholz nicht zur Annahme der Flamme zu bewegen war. An anregender, die Zeit ausfüllender Beschäftigung fehlte es nicht; denn wenn auch die Bibliothek meines unfreiwilligen geistlichen Hauswirts kaum etwas für mein Interesse bot und wir die vielversprechenden Bücherschränke des Grafen Lopez uns nicht öffnen zu lassen wagten, um nicht in den Verdacht des „Rettens" zu geraten, so brachte doch die ausgezeichnet organisierte Postverbindung, welche in Anlaß einer durch Franctireurbanden verübten Brückensprengung bei Toul nur einmal eine Zeitlang unterbrochen war, Zeitungen und politische Neuheiten aus Deutschland mit großer Regelmäßigkeit, und auch sonst war es nicht schwer, sich mit französischer Lektüre namentlich solcher zu versehen, welche auf die Oertlichkeiten Bezug hatte. Das Neueste von den verschiedenen Kriegsschauplätzen erfuhren wir durch den schon erwähnten „Moniteur de Versailles", welcher insbesondere auch bezweckte,

Digitized by Google

das französische Publikum über die Wahrheit in betreff der Kriegsereignisse aufzuklären und deshalb an den Straßenecken öffentlich angeschlagen wurde; es war dies nötig genug, denn in wie hartnäckigen Illusionen sich die Franzosen in dieser Beziehung unablässig bewegten, konnte man oft und leicht aufgefangenen Brocken aus den Unterhaltungen Vorübergehender entnehmen. Wenn dann der Lauf des Tages wieder auf die Straße führte, so gab es dort und in den nächsten Umgebungen der Stadt, soweit in denselben die Vorpostenlinien die Bewegung gestatteten, stets Neues und Interessantes zu beobachten; von Tag zu Tage mehrten sich an den Hauptstraßen die heimatlich anmutenden Schilder deutscher Geschäfte aus Berlin, Hannover, Hamburg, Bremen, in welchen Uniformstücke, Zigarren, Butter, Handschuhe, Stiefel und dergleichen feilgeboten wurden, und aus denen sich auch die in weiterer Umgebung liegenden Truppenteile versorgten, während daneben die einheimischen Geschäfte reichen Verdienst hatten; auch fand sich häufig Gelegenheit zur Begrüßung von Bekannten, Offizieren oder Liebesgabenbegleitern; in die weitere Umgebung konnten in militärischer Gesellschaft manchmal Ausflüge unternommen werden, beliebte und interessante Zielpunkte dafür waren die Wasserleitung von Marly, von welcher sich im Angesicht des Mont Valérien ein weiter Ausblick auf die Kuppeln und das Häusermeer von Paris eröffnete, die über der Seine gelegene sogenannte Zündhütchenfabrik bei Chaville mit militärischem Beobachtungsposten, nach dem Beginne des Bombardements das greulich verwüstete Schloß des Marquis von Bussières, von dessen Turm man die Arbeit der Belagerungsbatterien verfolgen konnte; nachdem seit dem 26. Januar nach Abschluß des Waffenstillstandes die Feindseligkeiten eingestellt waren, erweiterte sich dann der Spielraum für solche Ausflüge bedeutend und führte uns näher an Paris heran, und nun erst gewann man den Ueberblick über den kolossalen Umfang der durch die Belagerung und das Bombardement in den Umgebungen von Paris angerichteten Verwüstung, von welcher gesagt wurde, es sei so etwas nicht dagewesen seit der Zerstörung Roms in der Völkerwanderung. Zum Austausch unsrer Eindrücke fanden wir uns abends meistens im Hotel Lopez zusammen, wo für die Herren vom Gefolge des Großherzogs und gelegentliche Gäste eine Art Kasino in einem besonderen Zimmer eingerichtet war. Manchmal wurden auch von Versailler Lokalen der „Sabot d'Or“ oder der „Globe“ besucht, wo man meistens gute und interessante deutsche Gesellschaft fand.

Dem geselligen Beisammensein der deutschen Fürsten in Versailles gab zuerst eine Anregung unsers Großherzogs eine intimere und zwanglosere Form. Der Großherzog ging damit voran, Einladungen zu einem Diner zu erlassen, an welchem im engsten Kreise — ohne Adjutanten und sonstiges Gefolge — nur fürstliche Persönlichkeiten teil nahmen. Zu den Eingeladenen gehörten, wenn ich mich recht erinnere, Prinz Karl von Preußen, die Großherzoge von Baden und Weimar, Prinz Luitpold von Bayern, der Fürst von Schaumburg-Lippe und andre. Es war natürlich genug, daß ein solcher Versuch, die unter gewöhnlichen Verhältnissen so schwer und selten sich darbietende Gelegenheit zu

Digitized by Google

unbefangenem mündlichen Austausch in weiterem fürstlichen Kreise nutzbar zu machen, lebhaften Anklang finden mußte, und so war es denn auch in der That. Bei der nächsten Begegnung in der Präfektur beglückwünschte der König den Großherzog zu diesem gesellschaftlichen Erfolg und meldete sich selbst als Gast für eine etwaige Wiederholung an, die bald nachher stattfand und ebensoviel Beifall erntete. Nun folgten auch andre Fürsten dem gegebenen Beispiel, und diese intimen Diners spielten seitdem im Versailler Leben eine Rolle. Wer in seinem Hause nicht dafür eingerichtet war, veranstaltete sie im „Hotel des Reservoirs“ oder auch, wie der Großherzog von Sachsen, im Pavillon Henri IV. in St. Germain, dessen Besitzer inmitten der Belagerungsarmee und des Kriegslärms die staunenswerte Aufgabe löste, jedes vorgeschriebene Diner mit allen Feinheiten in kulinarischer Vollendung herzustellen. Ich erinnere mich eines solchen Diners aus den hellen Frosttagen des Monats Januar, welches der Großherzog in Anlaß des Geburtstages seines Bruders, des beim Regiment Gardeducorps in Gonesse in der Nähe von St. Germain stehenden Herzogs Elimar von Oldenburg, gab. Aus den Fenstern des kleinen roten Salons des in friedlichen Zeiten von der Pariser Welt und Halbwelt viel besuchten Restaurants schweifte der Blick über die Seine und den sie umgebenden reichen Gürtel von Villen, Landhäusern und Dörfern bis an das Häusermeer und die dunstumflorten Kuppeln und Türme der belagerten Hauptstadt. Dem Knallen der Champagnerpfropfen antworteten über Tisch die dumpfen Detonationen des Mont Valérien, welche in der Gestalt weißer Rauchwölkchen in der Luft sich abzeichneten.

Der Kronprinz von Preußen war als Führer der dritten Armee mit seinem zahlreichen Generalstabe in der Villa des Ombrages — einer weitläufigen, in einem Park belegenen Besitzung am äußersten Ende der Stadt, sehr entfernt von dem Mittelpunkt derselben — etabliert; die Villa des Ombrages grenzte unmittelbar an ausgedehnte Holzungen, und es soll gelegentlich vorgekommen sein, daß die Bewohner derselben bei starkem Nebelwetter, wie es der November mit sich brachte, durch unfreundliche Flintenschüsse aus diesen Holzungen belästigt wurden, ohne daß man den Urhebern auf die Spur kommen konnte. Dem Hauptquartier des Kronprinzen angeschlossen hatte sich der Herzog Ernst von Koburg; derselbe war in seiner weiß-gelben Kürassieruniform, welche ihm verschiedentlich, zum Beispiel beim Einzug in Paris, Verwechslungen mit Bismarck zuzog, eine häufige Straßenerscheinung; in seiner Gesellschaft bemerkte man oft den Herzog von Augustenburg, der sich in bayrischer Generalsuniform bewegte, da er beim Ausbruch des Krieges das Anerbieten, ihn in seine preußischen militärischen Würden wieder einzusetzen, abgelehnt hatte. In Versailles hatte er deshalb keine rechte Stellung und verdankte seine Anwesenheit im großen Hauptquartier wohl nur dem freundlichen Wohlwollen des Kronprinzen. Daß dabei wohl zugleich politische Zwecke verfolgt wurden, schien daraus hervorzugehen, daß vorübergehend auch der Ratgeber des Herzogs, der bekannte Publizist und Koburg-Gothaische Staatsrat Samwer, in Versailles auftauchte.

Prinz Karl von Preußen, dessen schneidige Bonmots bisweilen in weitere

Digitized by Google

Kreise drangen und unter anderm auch die damals vielbesprochene Differenz des Herzogs von Koburg mit dem Kronprinzen von Sachsen zum Zielpunkt nahmen, und Prinz Adalbert wohnten auf der andern Seite der Stadt in den Verlängerungen der Rue Duplessis; Prinz Albrecht — schwer augenleidend — kam erst später und blieb nicht lange. Den Prinzen Adalbert sah man, wenn einmal das Feuer der Forts und der Batterien lebhafter als gewöhnlich intonierte, in seiner einfachen Admiralsuniform häufig, begleitet von einer mit Karten beladenen Ordonnanz, in der Richtung des Gefechtsfeldes hinausreiten. Uebrigens übte der in der Bewegung in der Schußlinie liegende Reiz der Gefahr seine Macht auch in weiteren Kreisen, bis eines Tages dem Betreten der Batterien durch Nichtkombattanten ein sehr höfliches, aber sehr bestimmtes Zirkular des Generalstabschefs ein Ende machte.

An der Avenue de Paris — schräg gegenüber der Präfektur — wohnte Prinz Luitpold von Bayern, welcher seit dem Beginn des Krieges dem Hauptquartier des Königs sich angeschlossen hatte und bis an das Ende ausharrte. Von andern bayrischen Prinzen war Prinz Leopold zeitweilig in Versailles; den Prinzen Otto — den gegenwärtigen König — erinnere ich mich nur bei Gelegenheit der Kaiserproklamation gesehen zu haben. Die Herren von der Umgebung des Prinzen Luitpold waren liebenswürdige und umgängliche Leute, mit denen wir uns öfters sahen, seit es Gebrauch geworden war, sich an den Tagen der oben erwähnten fürstlichen Familiendiners mit den Begleitungen der beteiligten hohen Herren (außer den Bayern namentlich den Badensern, Weimaranern, Bückeburgern) zu gemeinsamen kleinen Diners im Hotel de France zu vereinigen. Diplomatischer Begleiter des wohl in politischer Richtung noch mehr als in militärischer in Anspruch genommenen Prinzen, dessen Aufgabe in dem raschen Wechsel der Begebenheiten und der rapiden Entwicklung der politischen Dinge nicht immer eine ganz leichte gewesen sein mag, war ein junger Graf Berghem, dem ich einige Jahre nachher bei der deutschen Botschaft in St. Petersburg wieder begegnete, und der später eine Zeitlang beim Auswärtigen Amt in Berlin an hervorragender Stelle thätig gewesen ist. Den König von Bayern erwartete man wiederholt, aber stets umsonst, er vermochte sich von seinem Hohenschwangau nicht zu trennen.

Auf dem Gebiete des Ausbaus der inneren deutschen Verfassung war es neben der Eingliederung der süddeutschen Staaten in das Bundesverhältnis die Kaiserfrage, welche in Versailles das allgemeine Interesse in Anspruch nahm und die Gemüter bewegte. Der Großherzog von Oldenburg war schon zur Zeit der Verhandlungen über den Entwurf der Verfassung des Norddeutschen Bundes für die Kaiseridee eingetreten, von der Annahme geleitet, daß den bis dahin souveränen Fürsten die Unterordnung unter einen Kaiser, an die Ueberlieferungen des alten Deutschen Reiches anknüpfend, leichter fallen und von ihnen als naturgemäßer werde empfunden werden als unter ein blutloses Bundespräsidium; allein damals erwies sich aus naheliegenden Gründen die Frage als noch nicht reif. Nach den entscheidenden deutschen Erfolgen im Kriege gegen Frankreich

Digitized by Google

drängte sich alsdann im Hinblick auf die künftige politische Gestaltung Deutschlands die Kaiserfrage wiederum auf und ward in den Kreisen der deutschen Fürsten von neuem erörtert; der Großherzog von Oldenburg entsendete im September von der Belagerungsarmee vor Metz aus einen Vertrauensmann in das Hauptquartier des Großherzogs von Baden in Lampertheim vor Straßburg, um wegen der in dieser Richtung zu unternehmenden Schritte Fühlung zu gewinnen. Den Bemühungen des Großherzogs von Baden ist wohl ein wesentlicher Anteil an dem Erfolge zuzuschreiben, daß der König von Bayern den hochherzigen Entschluß fand, in dieser wichtigen Sache die Initiative zu ergreifen und dieselbe damit in die richtigen Bahnen zu leiten. Von den sonst entscheidenden Stellen galt der Kronprinz für dem Kaisergedanken von Anfang an lebhaft geneigt, Graf Bismarck als demselben sich mehr und mehr zuneigend, der König, wenn auch nicht damit sympathisierend, wenigstens nicht für so unbedingt abgeneigt, wie nach der in den „Gedanken und Erinnerungen“ gegebenen Darstellung wird angenommen werden müssen. Die schlüssige Entscheidung verlegte sich mit der Sendung des Oberstallmeisters Grafen Holnstein — eines Vertrauensmannes des Königs Ludwig und Verwandten des bayrischen Königshauses — in das große Hauptquartier nach Versailles. Bei seiner zweiten Anwesenheit überbrachte Graf Holnstein auch die Schreiben des Königs Ludwig an die in Versailles anwesenden deutschen Fürsten, in welchen dieselben eingeladen wurden, seinem Schritt sich anzuschließen; die freudig zustimmende Antwort des Großherzogs hatte ich damals dem Grafen Holnstein zu übergeben; ich fand in demselben einen freundlichen Lebemann von süddeutsch gemütlichen Formen, der mich unter Anbietung einer Zigarre zu längerem Verweilen einlud und über die Fragen des Tages ohne steife Zurückhaltung sich aussprach. Nachdem alsdann die Annahme der Kaiserwürde durch König Wilhelm entschieden war, ward in den Versailler Kreisen vielfach die Frage erörtert, wann und wie dieser bedeutungsvolle geschichtliche Vorgang der Welt kund zu geben sei. Es gab Stimmen, welche dafür den Einzug in Paris abwarten wollten; andrerseits war ja gerade auch vom Standpunkt geschichtlicher Erinnerungen und geschichtlicher Vergeltung das Schloß in Versailles wie gegeben zum Schauplatz einer solchen Staatsaktion. Auch der Zeitpunkt schwankte; eine Zeitlang galt der Neujahrstag als dafür in Aussicht genommen; endlich fiel die Entscheidung für den 18. Januar, den Tag des preußischen Ordensfestes und den Jahrestag der Krönung des ersten Königs von Preußen.

Was an fürstlichen und prinzlichen Notabilitäten in Versailles und bei der Belagerungsarmee anwesend war, fand sich am 18. Januar auf der Estrade der Galerie des Glaces in glänzender Schaustellung um den neuen Deutschen Kaiser vereinigt. Es war ein großartiges Schauspiel, das den bevorzugten Tausend, denen es vergönnt war, es mitzuerleben und mit eignen Augen zu sehen, für immer in die Seele gegraben bleiben wird. Die ehrwürdige Heldengestalt Kaiser Wilhelms im Kreise von Deutschlands Fürsten und Deutschlands durch sein Heer vertretenen Völkern, umrauscht von den siegreichen Fahnen und Standarten

Digitized by Google

der dritten Armee, umgeben von den großen Staatsmännern und Feldherren des Zeitalters, in diesen goldstrahlenden Gemächern, in denen so mancher übermütige Kriegszug gegen Deutschland selbst geschmiedet war, und an die sich so manche für unsre Heimat verhängnisvolle Erinnerung knüpfte — alles das ist bildlich und schriftlich oft genug dargestellt worden; kein Bild aber und keine Darstellung kann die Empfindungen wiedergeben, die sich in diesem Augenblick auch solchen Augenzeugen aufdrängten, die sich sonst einer gewissen Trockenheit der Beobachtung zu befleißigen suchen. Das Vollgefühl eines historischen Momentes, wie sich ihrer ein Jahrtausend nur wenige aufspart, einer großen geschichtlichen Vergeltung, das Bewußtsein, als bezeichne dieser Augenblick in der Geschichte Europas und unsers Vaterlandes eine Wetterscheide der Jahrhunderte, ergriff mächtig und unwiderstehlich alle Anwesenden, und wem der unwillkürliche Rückblick auf die Vergangenheit eine etwas poetischere Stimmung vergoldete, der mochte, als die alte Hohenstaufenkrone auf das Haupt des siegreichen Hohenzollernkönigs sich niedersenkte, etwas von dem Rauschen der Fittiche der Raben des Kyffhäuser in den Lüften zu vernehmen glauben. Es war ein alter, tausendjähriger Traum unsers Volkes, welcher sich hier in mächtiger Wirklichkeit erfüllte, und in der That, wenn man aus diesen Sälen, welche die Feste der Pompadour und die Levers Maria Antoinettens gesehen hatten, durch das Oeil de boeuf und die Staatszimmer Ludwigs XIV. wieder ins Freie hinaustrat auf die Cour d'honneur, in den Kreis der Statuen der Marschälle von Frankreich von Catinat bis auf die Generale Napoleons, so konnte man wirklich glauben zu träumen. Unter der französischen Bevölkerung hatte sich die Kunde von der Kaiserproklamation rasch verbreitet, und dichte Menschengruppen standen bei der Abfahrt des Kaisers und der Fürsten auf der Place d'Armes und umdrängten die Gitter des inneren Schloßhofs. Auch meine alte Bretagnerin war wohl unterrichtet und schied, als sie mir abends mein Licht angezündet hatte, offenherzig mit dem Wunsch, daß Deutschland mit seinem Kaiserreich bessere Geschäfte machen möge als Frankreich mit den seinigen.

Der Kaisertag blieb durch militärische Zwischenfälle ungestört. Dafür gehörte der folgende Tag — der 19. Januar — noch einmal dem Geräusch der Waffen. Es war der Tag von Montretout — der letzte Versuch Trochus, durch einen Ausfall gegen St. Cloud und Versailles die eiserne Umklammerung der Hauptstadt zu durchbrechen — ein Anlauf, der, obgleich mit großen Massen ausgeführt und blutig genug, doch nicht über die Vorpostenstellungen des V. Armeecorps vorzudringen vermochte. Bis in die Straßen von Versailles hörte man neben dem Donner der Batterien den schnarrenden Ton der Mitrailleuse und das Geknatter des Kleingewehrfeuers, und die Aufregung der Bevölkerung war unbeschreiblich. Von einer Anhöhe am Ende des Boulevard du Roi konnte man in den Vormittagsstunden den Gang des allmählich auf Paris zurückweichenden Gefechtes fast mit dem Ohr verfolgen. Die Stadt glich während dieses Tages noch mehr wie sonst einem großen Feldlager, eine ganze bayrische Brigade und mehrere Bataillone Gardelandwehr — vollbärtige Riesengestalten,

Digitized by Google

die zwischen den Gruppen neugieriger Franzosen sich ausnahmen wie etwa die Goten im entarteten Rom — waren auf alle Fälle herangezogen und lagerten auf der Place d'Armes und der Avenue de Paris. Das Geschick des Tages entschied sich bald; schon gegen Mittag wurden die ersten Gefangenentrupps — meistens Zuaven von ziemlich verlumptem Aussehen — eingebracht. Nicht so rasch kam die Versailler Bevölkerung zur Ruhe; doch hatte man wohl das Gefühl, daß die Aufrechterhaltung der Ordnung in fester Hand lag; Patrouillen von Gardejägern und Kavallerie säuberten die Gassen, und an den Enden der Hauptstraßen und Boulevards standen Batterien mit voller Bedienung, die zu Demonstrationen wenig ermutigten. Auf den Straßen bis spät bewegtes Treiben. Der Großherzog, welcher mit dem Kaiser und andern Fürsten der Entwicklung des Kampfes von verschiedenen dominierenden Punkten aus zugesehen hatte, kam erst gegen Abend zurück.

Vier Tage später — am 23. Januar — verbreitete sich in Versailles unter Deutschen wie Franzosen wie ein Lauffeuer die Nachricht vom Eintreffen Jules Favres. Am Abend desselben Tages pfiff Graf Bismarck, vom Vortrag beim Kaiser kommend, durch die Thüröffnung des Zimmers der Flügeladjutanten das historische Halali. Das Wild war abgethan, die Jagd zu Ende. Mit dem Schlage der Mitternachtsstunde des 26. Januar ward nach Uebereinkunft das Feuer der Forts von Paris und der deutschen Batterien eingestellt.

Es folgten bewegte Wochen, ausgefüllt durch die Verhandlungen über die Kapitulation und den Frieden. Die Stadt begann allmählich ein andres Gesicht anzunehmen; man fing an freier zu atmen und freundlichere Miene zu machen, sogar die Versailler Damenwelt wagte sich wieder mehr ans Licht; französische Offiziere in Uniform, zuerst von Volksansammlungen umdrängt, waren bald keine seltenen Erscheinungen mehr; gegen Paris wurden die Verkehrsbeschränkungen immer loser gehandhabt; es zirkulierten sogar — freilich unter strenger Paßkontrolle — Eisenbahnzüge, und der zunehmende Zuzug aus der Hauptstadt prägte sich auch in der Straßenphysiognomie von Versailles charakteristisch aus. Auch belagerungsmüde Elemente der Demimonde suchten hier jetzt ein Feld für neue Eroberungen. An der Brücke von Courbevoye — dem einzigen Ausgang, welcher während der ersten Tage nach der Kapitulation der Pariser Bevölkerung geöffnet war — fiel uns in dem Gedränge bleichen und halbverhungerten Volkes ein eleganter Wagen mit zwei wohlgenährten Braunen auf, in welchem zwei Lionnen von Mabille oder Château des Fleurs mit Veilchenbouquets in der Hand saßen.

Während die politischen Unterhändler kamen und gingen, waren wir in Versailles Zeugen der Wahlen für die Nationalversammlung in Bordeaux, welche einige Tage die Bevölkerung in Atem hielten. Maueranschläge in allen Farben bedeckten die Straßenecken, lebhaft diskutierende Gruppen füllten die Avenuen und die Zugänge der öffentlichen Gebäude. Auch französische Zeitungen durften wieder erscheinen und verbreitet werden, und man riß sich auf den Straßen um die Exemplare. Unterdessen übten und exerzierten die deutschen Regimenter wie

Digitized by Google

auf tiefstem Friedensfuß. Die stramme Ordnung und der straffe Dienst, welche nach zwanzig Schlachten sich keine Ruhe gönnten, sondern sofort nach geschlossenem Waffenstillstande das Regime der Friedensgarnison wieder aufnahmen, imponierten nicht allein den erwachsenen Franzosen, sondern auch der heranwachsenden Generation sichtlich; wenigstens sah man täglich auf den Avenuen und Alleen französische Kindergruppen Soldaten spielen mit preußischem Exercitium und deutschen Kommandoworten. Auch Bismarck — tu es Bismarck! — schien ein beliebtes Kinderspiel zu sein, dessen Gesetz ich freilich nicht ergründet habe. Für tägliche Unterhaltung war auch außerhalb dieser Straßenbeobachtungen ausreichend gesorgt, seit mit den ersten Februartagen der sonnige Frühling sich auf das schöne Land herabgesenkt hatte und mit der Einstellung der Feindseligkeiten uns ein weites, bisher verschlossenes Gebiet für Spazierfahrten und Wanderungen eröffnet war. Mit dem Großherzog waren wir schon am Tage der Uebergabe der Forts auf dem Fort Issy — einer Stätte furchtbarer Zerstörung durch die Geschosse der deutschen Batterien — und einige Tage später sahen wir von den Höhen des Mont Valérien, von dessen Zinnen die deutsche Kaiserfahne flatterte, im herrlichsten Sonnenlicht das weiße Häusermeer von Paris mit seinen wohlbekannten Kuppeln und Türmen zu unsern Füßen liegen. Auch den Ruinen des Schlosses von St. Cloud, der Batterie bei der Laterne des Demosthenes und der historischen Brücke von Sèvres, wo Thiers in Thränen ausbrach, als er die Türme seiner Vaterstadt erblickte, und vier Monate später Jules Favre in den Wagen Bismarcks stieg, wurden Besuche abgestattet. So verging unter mannigfach wechselnden Eindrücken die Zeit, bis am Abend des 27. Februar die Nachricht von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien in Versailles bekannt wurde und allgemeinen Jubel verbreitete. Wir saßen im Hotel de France in engerem Bekanntenkreise bei Tisch, als der General v. Voigts-Rheetz, von der Tafel des Kaisers kommend, die Nachricht dorthin brachte.

Zu einem großartigen Schlußbilde schlossen sich endlich auch für uns die Eindrücke dieser bewegten Monate noch einmal zusammen. Am 1. März fand auf dem Rennplatze von Longchamps, wo auch Napoleon III. seine Heerschauen zu halten pflegte, die große Kaiserrevue statt, welche dem Einzug in Paris voranging; am 2. März waren die zwischen dem Triumphbogen und dem Tuileriengarten belegenen Stadtteile von der deutschen Armee besetzt, bis am Abend die Nachricht eintraf, daß die Nationalversammlung in Bordeaux die Friedensbedingungen angenommen habe. Schon früh fuhren wir mit dem Großherzog und dem Erbgroßherzog in die Stadt hinein, wo sich die Champs Elysées und der Eintrachtsplatz zu einem großen Rendezvous auch für die noch in Versailles weilenden deutschen Fürsten gestalteten; nur der Kaiser betrat den Boden der überwundenen feindlichen Hauptstadt, in die er vor mehr als einem halben Jahrhundert schon einmal als Sieger eingezogen war, diesmal nicht. Es war ein herrlicher sonniger Frühlingstag; wir ließen unsre Wagen am Obelisk von Luxor zurück und mischten uns in das bunte Gewühl. Nationalgarden hielten die Zugänge zu den Seinequais und den Straßen Rivoli und Madeleine durch

Digitized by Google

Barrieren abgeschlossen; doch flutete dazwischen die Pariser Bevölkerung ungehemmt auf und ab, und viele Tausende, Männer, Weiber und Kinder, drängten sich zwischen dem Tuileriengarten und dem Triumphbogen der Sternbarriere, um die nordischen Barbaren mit eignen Augen zu sehen. Die von den Zeitungen ausgegebene Parole, die Fremden durch le silence du mépris zu strafen, kam nicht zur Ausführung; in letzter Stunde erwies sich hier die Neugierde doch stärker als der Haß. Preußische und bayrische Musikcorps spielten auf dem Eintrachtsplatz unter den umflorten und mit Immortellenkränzen geschmückten Statuen der französischen Städte, von neugierigen Pariser Gruppen umdrängt. Von den Höhen des Trocadero, auf welchem deutsche Geschütze aufgefahren waren, erblickte man auf dem andern Ufer der Seine das französische Zeltlager auf dem Marsfelde, in welchem es von roten Uniformen ameisenartig wimmelte. Ein eigenartiges und überraschendes Bild jagte das andre; so flogen drei bis vier Stunden dahin, ehe wir unsre Wagen wiederfanden. Auf diesen breiten großartigen Avenuen, welche den Arc de Triomphe mit dem Quartier der Tuilerien und des Louvre verbinden, hatte ich zehn Jahre früher den Kaiser Napoleon auf der Höhe seines Ruhmes und das glänzende Paris des zweiten Kaiserreichs gesehen — ein seltsamer aber lehrreicher Gegensatz, wie ihn die Wandlungen menschlicher Dinge nicht alle Tage improvisieren.

Frühmorgens am 5. März verließen wir Versailles, dem langersehnten Signal zur Rückkehr in die Heimat folgend. Dem Großherzog hatte sich der Fürst von Schaumburg-Lippe und der Herzog Eugen von Württemberg angeschlossen; unser Weg führte uns über St. Denis, Rheims, Sedan und Metz nach Deutschland zurück. Unterwegs ward neben dem Schlachtfelde von Sedan auch der von deutschen Belagerungsgeschützen arg mitgenommenen Citadelle von Mézières ein Besuch abgestattet, deren Namen uns Oldenburgern aus den Erlebnissen und Erinnerungen unsrer Landsleute aus der Zeit der Befreiungskriege geläufig ist.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Rechtswissenschaft.

Die konfessionelle Färbung der Justiz.

Die höchste menschliche Tugend ist die Gerechtigkeit. Schiller hat sie den „kunstreichen Bau des Weltgebäudes“, Oesterreichs Kaiser Franz I. die Grundlage der Staaten genannt. Ihr Wesen sehen wir mit Plato darin, daß jedem das zu teil wird, was ihm gebührt; auf dem Gebiete des Rechtes also dasjenige, was ihm gebührt kraft staatlichen Gesetzes. Solche Gerechtigkeit jedem widerfahren zu lassen, dazu erziehen wir in langen mühevollen Jahren unsre Juristen. Denn Gerechtigkeit zu üben ist eine schwere Kunst. Sie verlangt eine völlige Selbstverleugnung aus Liebe zum Recht und im Interesse des Rechts: jeder eigne Vorteil,

Digitized by Google

jede Neigung und Leidenschaft muß zurücktreten, muß bekämpft und überwunden werden, um das Recht in seiner ganzen Wahrheit zu erkennen, um es in seiner ganzen Reinheit zu wahren. Sie verlangt nicht minder auch Charakterstärke und Mannesmut, um dem Rechte treu zu bleiben auch da, wo die Vertretung des Rechtes Gefahr und Nachteil droht und mit sich bringt. Den Gipfelpunkt der Schwierigkeit jedoch erreicht die Handhabung der Gerechtigkeit in der Aufgabe des Richters. Denn von ihm verlangt sie überdies auch Unparteilichkeit, „die höchste Forderung," um Feuerbach reden zu lassen, „wodurch die Gerechtigkeit sich selbst ausspricht: jene Indifferenz, wodurch das Gemüt des Richtenden zwischen dem Interesse des einen und des andern, des Angreifers und des Angegriffenen, des Anklägers und des Angeklagten völlig gleich geteilt ist".

Um solch schwerem Beruf sie gewachsen zu machen, lehren wir schon auf der Universität die jungen Juristen unbedingte Achtung vor Gesetz und Recht, eine Achtung, die selbst durch die subjektive Ansicht von der Unzweckmäßigkeit oder Unvernunft des positiven Rechtes nicht erschüttert werden darf. Wir suchen sie zu „Priestern der Gerechtigkeit" zu machen, wie Ulpian die Juristen so schön bezeichnet hat. Die Praxis hat dann die Aufgabe, sie in diesem Priestertum zu üben und zu stärken. Und speziell seinen Richtern erleichtert der Staat ihre dornenvolle Aufgabe durch die bevorzugte Stellung, die er ihnen anweist: durch die Unabhängigkeit nach oben, die sie vor allen andern Staatsbeamten voraus haben, und durch die Garantien, mit denen er diese Unabhängigkeit umgiebt.

Auf solche Weise haben wir in Deutschland einen Richterstand erhalten, auf den wir stolz sein können und dem wir das unbedingteste Vertrauen schenken dürfen. Wir wissen nicht nur, daß unsre Richter unbestechlich sind. Wir wissen auch, daß sie furchtlos Recht und Gerechtigkeit vertreten, selbst den höchsten Gewalten gegenüber. Die Ueberzeugungstreue, mit der einst die Rechtsgelehrten den Ansprüchen des Papstes begegneten, und sich so den Ehrentitel verschafften: „Juristen, böse Christen"; der Mut, mit welchem das Kammergericht zu Berlin das Recht des Müllers von Sanssouci auch dem absolutistischen König gegenüber vertrat und so das Ehrenzeugnis „es giebt noch Richter in Berlin" sprichwörtlich machte: diese Eigenschaften sind auch heute noch unserm Richterstande unverloren geblieben. Und so dürfen wir denn auch vertrauen, daß unsre Richter unbeirrt von dem Zwiespalt philosophischer, politischer und religiöser Meinungen, der heute unser ganzes öffentliches und privates Leben durchzieht, das Recht objektiv und unparteiisch sprechen lediglich den Gesetzen gemäß. Zahlreiche deutsche Strafrichter sind Mitglieder der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, welche unser ganzes geltendes Strafrecht für verfehlt erklärt und es in seinen Grundlagen bekämpft: wir zweifeln dennoch nicht, daß sie unsre Strafgesetze, solange sie gelten, auf das gewissenhafteste ihrem ganzen Inhalt und ihrer ganzen Tendenz nach zur Anwendung bringen werden. Die Zerklüftung unsers politischen Lebens in schroff einander gegenüberstehende und erbittert sich bekämpfende Parteien konnte auch unsre deutschen Richter nicht unberührt lassen: trotzdem sind wir sicher, daß ihr Parteistandpunkt vergessen ist, wenn sie am Richtertisch sich niederlassen. Und endlich, wenn in den vielgenannten Thümmel-Prozessen oder in dem im Jahre 1891 bis ans Reichsgericht gelangten Prozeß wegen Schmähung der Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier die Gerichte darüber zu entscheiden hatten, ob eine Beschimpfung von Gebräuchen der katholischen Kirche vorliege, welcher Vernünftige hätte da danach gefragt, ob die erkennenden Gerichte mit Katholiken, mit Protestanten oder auch mit Israeliten besetzt seien? Wußte man doch, daß die Subsumierung des Vorgefallenen unter den § 166 des Strafgesetzbuches jeder wirkliche Jurist in gleicher Weise vornehmen werde, welcher Konfession er angehören möge.

Man verstehe mich nicht falsch. Ich halte unsre Richter nicht für Uebermenschen. Gewiß gilt auch von ihnen, daß nichts Menschliches ihnen fremd sei. Auch sie können unter Umständen diejenige Unparteilichkeit und Unbefangenheit einbüßen, ohne welche ein gerechtes Urteil undenkbar ist. Unsre Gesetze haben dem Rechnung getragen durch ihre Bestimmungen über die Unfähigkeit und die Ablehnung der Richter im einzelnen Prozeß. Aber eine ganz

andre Frage ist die Fähigkeit zum Richteramte überhaupt. Und diese dürfen wir nicht abhängig machen wollen von andern Faktoren, als sie nach jahrhundertelanger Entwicklung in unsrer heutigen Gesetzgebung allein noch übrig geblieben sind: von geistiger und körperlicher Gesundheit, von Integrität der Ehre und von genügend erwiesener Rechtskenntnis. Wollten wir daneben auch noch ein bestimmtes philosophisches, politisches oder religiöses Glaubensbekenntnis von unsern Richtern verlangen, so würde das unser ganzes Rechtsleben auf das schwerste gefährden, denn es würden da Gesichtspunkte hereingetragen, die mit Justiz und Gerechtigkeit absolut nichts zu schaffen haben. Nun, die Einschwörung auf eine bestimmte philosophische oder politische Richtung hat man auch bis jetzt noch nicht gefordert; wohl aber werden immer vernehmlicher Stimmen laut, die unsre Gesetzgebung zurückschrauben wollen auf den Standpunkt des 13. Jahrhunderts, da der Schwabenspiegel vom Richter verlangte: „er soll auch nit ein Jude sin, noch ein Ketzer sin, noch ein Heiden sin“. Man verlangt eine konfessionelle Färbung der Justiz. Allein vor allem ist das völlig inkonsequent. Muß man denn in unsrer heutigen aufgeklärten Zeit nicht annehmen, daß es vielen Richtern schwerer wird, ihren politischen, als ihren konfessionellen Standpunkt bei der Ausübung ihres Amtes zurücktreten zu lassen? Und müßte man also nicht konsequent jenen Erfordernissen noch hinzufügen, „er soll auch nit ein Sozialdemokrat sin, noch ein Deutschfreisinniger sin“? Sodann aber, wo soll innerhalb der konfessionellen Anforderungen ein Halt gemacht werden? Ist denn nicht, Gott sei es geklagt, der konfessionelle Haß und Hader zwischen Katholiken und Protestanten vielfach noch weit erbitterter, als zwischen Christen und Israeliten? Und müssen wir also nicht, wenn wir der Forderung, daß Christen nur vor Christen zu Recht zu stehen hätten, uns konnivent erweisen, in kürzester Frist die weitere Forderung gewärtigen, daß Protestanten nur von Protestanten und Katholiken nur von Katholiken abgeurteilt werden sollen? Dann aber wäre es nicht nur mit allem konfessionellen Frieden, sondern auch mit der Gerechtigkeit in Deutschland vorbei. Denn wenn der Staat einmal durch Aufstellung konfessioneller Voraussetzungen für das Richteramt offiziell die Meinung sanktioniert, daß das Glaubensbekenntnis des Urteilenden beteiligt sei bei der Entscheidung darüber, was Recht und Unrecht ist, beteiligt sei bei der Auslegung der Gesetze, dann raubt er selbst seinen Richtern die Objektivität ihres Urteils, dann öffnet er dem religiösen Fanatismus den Eingang in die Justiz, dann trägt er selbst die Schuld, wenn an Stelle ruhiger, streng rechtlicher Erwägung subjektive Gefühle die Gerichtsentscheidungen beherrschen. Mit dem Niedergange der Gerechtigkeit aber schwanken die Säulen des Staates.

Möge unserm deutschen Vaterland solches Unglück erspart bleiben! Möge aber auch jeder an seinem Teile dazu beitragen, es zu verhüten, und darum alles vermeiden, was den Angriffen auf die Integrität unsers Richterstandes den Boden ebnen kann! Ist es doch leider fast schon guter Ton in Deutschland geworden, sich als Skeptiker zu bekennen gegenüber der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit unsrer Judikatur, und aus jedem Urteil, welches den philosophischen, politischen oder konfessionellen Anschauungen und Erwartungen einzelner nicht entspricht, den Anlaß zu entnehmen, um unsre Rechtsprechung als dem Rechtsbewußtsein des Volkes entfremdet, als unrichtig und ungerecht zu brandmarken. Noch ist dazu in Wahrheit kein Anlaß gegeben. Noch müssen und können unsre Richter bei Antritt ihres Amtes schwören, daß sie „nirgends aus Haß, Gunst, Furcht, Rücksicht auf die Person oder aus ähnlichen Ursachen handeln, sondern bei allen Richteramtshandlungen nur Gott, die Gesetze, die Gerechtigkeit und Wahrheit vor Augen haben“ werden. Und solange das der Fall ist, können wir ruhig unser Haupt in den Schoß der Justiz legen. Zittern aber müssen wir davor, dies zu thun, wenn es wirklich, was Gott verhüten wolle, in Deutschland kommen sollte zu einer konfessionellen Färbung der Justiz. Prof. Dr. Birkmeyer.

München, März 1901.



Digitized by Google

Philosophie.

Ein Rätsellöser.

Bereits vor einem Jahre erhielt ich von dem Leiter dieser Zeitschrift ein Buch zur Besprechung übersandt, das sich betitelt: „Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Von Ernst Häckel, Dr. philos., Dr. med., Dr. jur., Dr. scient., Professor an der Universität Jena. Bonn, Verlag von Emil Strauß, 1899.“ Eine Kette von Zufälligkeiten hinderte mich lange Monate hindurch, das Werk zu lesen und meine Ansicht darüber hier auszusprechen. So unerwünscht das in vielen Beziehungen, insbesondere mit Rücksicht auf die inzwischen erschienenen neuen Auflagen, gekommen ist, so hat die Verzögerung doch auch ihren Vorteil. Denn wir wissen jetzt, welches außerordentliche Interesse das Buch gefunden hat: innerhalb Jahresfrist sind 10000 Exemplare verkauft und vielleicht hundert Kritiken, Flugschriften, Bücher für und wider geschrieben worden.

Dieser ungewöhnliche Erfolg ist zum Teil auf Rechnung des Ansehens zu setzen, das Häckel als Naturforscher genießt. Als solcher hat er weniger in Einzeluntersuchungen als in fruchtbaren Gesamtunternehmungen sich hervorgethan. Er war es, der die Spongienforschung aus der Systematik heraus in die Morphologie führte, der den abschließenden Nachweis erbrachte, daß Polyp und Meduse, zwei so verschieden aussehende Formen, Entwicklungsphasen eines und desselben Organismus sind, der überhaupt unsre Kenntnis der niedersten Tierformen ungemein vertiefte. Seine Gasträatheorie, obgleich zu Anfang verspottet und in der That unrichtig begründet, genießt gegenwärtig eine ziemlich weitreichende Anerkennung. Auch von den Stammbäumen der Typen und von dem biogenetischen Grundgesetz muß zugegeben werden, daß sie als heuristische Grundsätze mannigfaltigen Nutzen gestiftet haben. Dazu kommt, daß Häckels Absichten, immer auf letzte, große Ziele gerichtet, durch viele volkstümlich gehaltene Schriften den weitesten Kreisen bekannt geworden sind.

Zum größeren Teil indessen verdankt das Buch seinen Erfolg sich selber. Leider im übelsten Sinne des Wortes. Denn wodurch es sich dem Publikum offenbar empfiehlt: sein Anspruch, *wissenschaftliche* Aufklärung über Mensch, Seele, Welt, Gott zu geben, hält eben der wissenschaftlichen Betrachtung nicht Stich. Das Werk ist für Leute bestimmt, die wenig Zeit übrig haben und in ein paar Stunden der Lektüre sich eine sogenannte Weltanschauung zulegen wollen; wer es mit den Welträtseln eilig hat, sollte ja nicht versäumen, auf so ungemein bequeme und zufriedenstellende Weise zu ihrer Lösung zu gelangen. Wir andern aber sehen mit Kummer, wohin das Denken eines ehrlich strebenden und verdienstvollen Mannes geraten ist, und beklagen aufs lebhafteste, daß anscheinend viele sich mit dem begnügen, was er bietet. Ich will mich des näheren erklären, wenigstens soweit die Philosophie in Betracht kommt.

Häckels Darlegungen zerfallen in zwei Gruppen: die eine enthält zusammenfassende Uebersichten über mancherlei Gebiete, die andre besteht in kritischen Erörterungen und eignen Lehren. Jener Gruppe gehören etwa die ersten fünf Kapitel und das Schlußkapitel an; sie sprechen von dem gegenwärtigen Stande der Kultur und den Fortschritten der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert, namentlich der Anatomie und Physiologie, der Keimes- und Stammesgeschichte. Was diese Kapitel bieten, ist trotz dem vollklingenden Untertitel „Monistische *Studien*“ nicht viel mehr und nicht besser als das, was im Meyer und Brockhaus zu lesen ist; die zur Ergänzung bestimmten Litteraturangaben bestehen in beliebig herausgerupften Büchertiteln. Der Verfasser entschuldigt sich mehrfach, daß er bei solchen Ueberblicken auch über Dinge berichten müsse, die er nicht fachmäßig betrieben habe. Darauf kommt es doch gewiß nicht an. Nach der äußeren Berechtigung fragt niemand, sondern nur nach dem Wert des Mitgeteilten. Und dieser scheint mir nicht sonderlich hoch zu sein. Man darf sich nur nicht durch die vielen gelehrten Namen blenden lassen, die Häckel den Thatsachen und Theorien überwirft. Wie ein echter alexandrinischer oder scholastischer Gelehrter

Digitized by Google

glaubt er im Besitze einer Erkenntnis zu sein, sobald er einen schönen Kunstausdruck geprägt hat; die verzwicktesten Worte der wissenschaftlichen Sprache nimmt er so freudig und gedankenlos an, wie die Wilden europäische Kleidungsstücke annehmen; selbst dadurch glaubt er schon etwas zu sagen, daß er hinter den Namen „Gott" die lateinische und griechische Bezeichnung für Gott aufführt! Dieser Veräußerlichung und Vereinfachung der sachlichen Schwierigkeiten gesellt sich eine andre. Häckel besitzt die Fähigkeit, an allen Problemen, auch an den vieldeutigsten, nur eine Seite zu sehen. Eine solche Anlage erweist sich für das praktische Handeln, sowie für die Ruhe und Behaglichkeit des Lebens recht oft als nützlich; für theoretische Forschung und namentlich für philosophisches Denken ist sie das schlimmste Hemmnis. Ich kenne wenige angeblich philosophierende Menschen, die so wenig Sinn für das Problematische haben, so gänzlich unbekümmert an den tiefsten Abgründen vorbeispazieren, wie Ernst Häckel.

Diese Begrenztheit findet ihren drastischen Ausdruck darin, daß Häckel vielfach nicht zu begreifen vermag, wie andre über gewisse Grundfragen anders denken könnten als er selbst. Indem er annimmt, daß zum Bekennen religiöser und metaphysischer Ueberzeugungen unter keinen Umständen Mut vonnöten ist, rühmt er sich seines Mutes in der Aussprache atheistischer und antimetaphysischer Ansichten und wirft denen seiner Gegner, denen er Intelligenz nicht gut absprechen darf, Feigheit und Heuchelei vor. So sagt er von einer angeblichen Verwechslung du Bois-Reymonds: „Ich will dahin gestellt sein lassen, ob er diese Konfusion nur aus Versehen begeht" (Seite 206); in Bezug auf einen behaupteten Widerspruch bei Descartes bemerkt er: „Zur Erklärung desselben darf man wohl mit Recht annehmen, daß er seine wahre Ueberzeugung verschwieg und deren Erkenntnis den selbständigen Denkern überließ" (Seite 200); gewissen Bestrebungen moderner Naturforscher wird Unklarheit vorgeworfen, „falls sie überhaupt ehrlich und aufrichtig gemeint sind" (Seite 334). Wollten wir Gleiches mit Gleichem vergelten, so könnten wir Herrn Häckel etwa mit folgenden Verdächtigungen aufwarten. Du sagst (Seite 212), Flechsig habe nachgewiesen, „daß in der grauen Rindenzone des Hirnmantels vier Gebiete der zentralen Sinnesorgane ... liegen". Nun weißt du selbstverständlich aus der Geschichte der Hirnphysiologie, daß dieser Nachweis längst vor Flechsigs Eingreifen geführt worden ist; also verschweigst du absichtlich die Wahrheit. Du nennst die Geisteswissenschaft eine „transcendente Lehre von den psychischen Vorgängen" (Seite 268), du sprichst (auf Seite 231) von der noch heute in hohem Ansehen stehenden Anschauung, die der Seelensubstanz eine gasförmige Beschaffenheit zuschreibt, du schilderst als allgemein herrschende Auffassung des Seelenlebens diejenige, die Seele und Leib als zwei verschiedene, einer unabhängigen Existenz fähige Wesen betrachtet (Seite 104). Da dir sehr wohl bekannt ist, daß alles dies positiv unrichtig ist, so verdrehst du in böswilliger Weise und zu Gunsten deiner Zwecke den Sachverhalt.

So etwa müßte Herrn Häckel gedient werden, falls man seine Denkweise und seinen groben Ton sich zu eigen machen wollte. Im Ernste wird freilich niemand so verfahren. Denn an Häckels Ehrlichkeit ist nicht zu zweifeln. Er hätte es sich ersparen können, des öfteren mit Emphase seine „ehrliche Ueberzeugung" hervorzuheben. Auch der Geisteskranke hat die „ehrliche Ueberzeugung" von der Wirklichkeit seiner Sinnestäuschungen, ohne daß sie dadurch zur Wahrheit werden. An einer Stelle heißt es: „Die eigenartige Naturerscheinung des Bewußtseins ... ist, wie ich schon seit dreiunddreißig Jahren behauptet habe, ein physiologisches Problem." Als ob das nicht schon seit 33 mal 33 Jahren behauptet würde, und als ob durch die Berufung auf ein vieljähriges Festhalten an einer Behauptung diese selbst bewiesen würde! Die Nachahmer des heiligen Simeon waren Leute, die ihr Leben lang unbeweglich auf einer Säule standen und dies ihr Thun für höchst verdienstlich hielten: man nennt sie Styliten. Häckel ist ein geistiger Stylit. Zu einem Manne aber, der die Welträtsel der Lösung näher führen will, gehört eine verjüngungsfähige Seele. Unserm Autor fehlt das Verständnis dafür, daß jemand den materialistischen Monismus überwinden kann, und so verwundert er sich über den „totalen philosophischen Prinzipien-

Digitized by Google

wechsel", der bei Newton, Kant, Karl Ernst Bär, Virchow, du Bois-Reymond und Wundt von statten gegangen ist. Anstatt stutzig zu werden und zu ernster Selbstprüfung zu schreiten, wirft er jenen Männern senile Demenz vor oder verdächtigt sie in der angegebenen Weise. Wer weiß, ob er nicht seine Kritiker ebenso behandeln wird? Da der Zufall es gefügt hat, daß bereits zwei meiner Berliner Fachgenossen das vorliegende Buch zurückweisen mußten, so wird Häckel vermutlich sich einreden, daß wir durch die vorgesetzte Behörde bestochen worden sind, uns gegen die gefährliche Wahrheit zu wehren, die aus dem freien Jena in das verdummte und heuchlerische Preußen einzudringen droht.

Worin besteht diese erschütternde Wahrheit? Zunächst in der Anforderung: alles durch die Wissenschaft und für die Wissenschaft! Wir sollen keine Götter haben neben ihr. Alles hat sich der wissenschaftlichen Erklärung unterzuordnen: bedarf diese z. B. der Hypothese eines persönlichen Gottes nicht, so giebt es demnach auch keinen Gott. Seit Laplace sind die sämtlichen anorganischen Naturwissenschaften rein mechanisch „und damit zugleich rein atheistisch" geworden; die Biologie folgt jetzt nach, und der minderwertige Rest der Wissenschaften wird nicht lange auf sich warten lassen. — Nun ist es so selbstverständlich wie irgend etwas, daß der Chemiker bei seinen Analysen keines Gottesbegriffes und keiner Metaphysik bedarf; aber daraus die Unrichtigkeit des religiösen Glaubens und der Ueberzeugung von unvergänglichen sittlichen Zwecken kurzweg folgern, bedeutet doch eine Verengung und Verarmung des Lebens, gegen die die Kulturmenschheit zu allen Zeiten Einspruch erhoben hat. Häckel verwechselt überall Maxime der Naturforschung mit Weltanschauung. Die Stereometrie verfährt mit Erfolg so, als hätten die von ihr beschriebenen Raumkörper keinerlei Gewicht; folglich — würde Häckel denken — haben sie auch keins; die Physik kommt ohne die Annahme geistiger Kräfte aus, „also" existieren diese nicht. Da in die „vernünftig schließende Wissenschaft" die Werte des Lebens überhaupt nicht gehören, so sind sie eben einfach „Gegenstände der mystischen Dichtung". Ein Drittes giebt es nicht, d. h. für die grobsträhnigen Ueberlegungen unsers Autors; und daß diese flache Alternative schon hundertmal widerlegt worden ist, hindert den Verfasser nicht, sie mit dem vergnügtesten Lächeln als Blüte neuester Kultur uns vorzusetzen. Ja er schränkt seinen engen Gesichtskreis noch mehr ein. Vernünftig ist ihm dasselbe wie monistisch, und Dualismus fällt ihm zusammen mit Mystizismus. Daher preist er als größten Fortschritt zur endgültigen Lösung der Welträtsel „die feste Begründung des Substanzgesetzes und der mit ihm untrennbar verknüpften Entwicklungslehre", wobei unter Substanzgesetz eine Verbindung der Grundgesetze von der Erhaltung des Stoffes und der Erhaltung der Kraft verstanden wird. Dieser Fortschritt soll auch praktische Folgen haben; wenigstens wünscht der Wortführer einer wissenschaftlichen und monistischen Kultur „die Menschheit mittels der Vernunft auf jene höhere Stufe der Erkenntnis und damit zugleich auf jenen besseren Weg zum Glück erhoben zu sehen, welche wir unsrer hochentwickelten Naturwissenschaft verdanken" (S. 13).

Ob es möglich wäre, die Menschen, einen nach dem andern, zur monistischen Einseitigkeit und eben dadurch zum Glück zu bekehren, soll hier nicht weiter untersucht werden. Aber wir fragen den, der den Wert der Wissenschaft so maßlos übertreibt, mit Fug und Recht nach den Kennzeichen der echten Wissenschaft. Vielleicht könnte Häckel die Antwort verweigern, da ihm die hierüber entscheidende „Logik, die Lehre von der Begriffsbildung (!), selbst nur ein Teil der Psychologie ist" (S. 107). Doch weicht er thatsächlich der Frage nicht aus, sondern giebt die folgende Aufklärung: „Unser echtes und wertvolles Wissen ist realer Natur und besteht aus Vorstellungen, welche wirklich existierenden Dingen entsprechen" (S. 339). Wie, fragen wir erstaunt, entsprechen des Zoologen Vorstellungen von Tiergattungen und Tierarten irgendwelchen wirklich existierenden Dingen? Giebt es außer den Individuen objektiv auch irgendwo noch Arten und Gattungen? Oder ist in der Mathematik die $\sqrt{-1}$ realer Natur und an den Objekten aufzuzeigen? Häckel meint es aber ersichtlich nicht ernst mit jener Begriffsbestimmung, denn er tritt (S. 346) für Theorie und Hypothese ein. „Die Theorie," sagt er, „kann daher immer nur als eine Annäherung

an die Wahrheit betrachtet werden; es muß zugestanden werden, daß sie später durch eine andre, besser begründete Theorie verdrängt werden kann. Trotz dieser eingestandenen Unsicherheit bleibt die Theorie für jede wahre Wissenschaft unentbehrlich; denn sie erklärt erst die Thatsachen durch Annahme von Ursachen." Ja, auch der Phantasie wird Sitz und Stimme in der wissenschaftlichen Arbeit zugesprochen. Demnach scheint die wesentliche Funktion der Wissenschaft, das Erklären, kein „echtes und wertvolles Wissen" zu sein. Und aus dieser unheilbaren Konfusion ist um so schwerer herauszukommen, als Häckel außerdem noch von einem „Wesen" des Aethers, von einem innersten Wesen unsrer realen Welt als von etwas Unerkennbarem redet. Sieht man genauer zu, so entdeckt man in diesem Monismus ein geschüttelt und gerüttelt Maß von Metaphysik und zwar zum Teil von Schellingscher Art — Kenner Schellings seien auf die Seiten 253 und 296 verwiesen —, zum größeren Teil von Spinozas Art. Häckel bekennt sich (S. 23) geradezu als Spinozisten, obgleich es ihm doch schwer ankommen muß, einem Denker sich unterzuordnen, dem die vielgerühmte empirische Grundlage und der „ungeheure" Fortschritt des 19. Jahrhunderts fehlten. Mit Bezug auf jene antike Fabel, an die Raffaels kleines Bild erinnert, möchte ich sagen: Häckel hat die von Spinoza weggeworfene Flöte gefunden und sich mit der die Kithara spielenden Philosophie in einen Wettstreit eingelassen; fast glaube ich, daß die Musen auch diesmal zu Gunsten der apollinischen Philosophie entscheiden und der angemaßten Weisheit Häckels ein Marsyas-Schicksal bereiten werden.

Im Zusammenhang mit einer widerspruchsvollen Atomenlehre behauptet Häckel: „Alle Grade der Zuneigung, von der vollkommenen Gleichgültigkeit bis zur heftigsten Leidenschaft, finden sich in dem chemischen Verhalten der verschiedenen Elemente gegen einander ..." (S. 258). Dieser fanatischen Personifizierung entspricht, daß bereits jede Reizleitung im tierischen Organismus als Seelenthätigkeit aufgefaßt und dem die Organismen bauenden Plasma die Fähigkeit der Vorstellung beigelegt wird. Beide Geschlechtszellen, die Spermazelle und die Eizelle, sollen besondere Formen von Empfindung, verschiedene „Zellseelen" besitzen; beide empfinden im Vorgange der Zeugung gegenseitig ihre Nähe, beide werden durch einen sinnlichen (nach Häckel wahrscheinlich dem Geruch verwandten) Trieb zu einander hingezogen. Aus einer solchen Mythologie sollen wir nun die Entstehung der Individualseele und die Thatsachen der Vererbung wissenschaftlich begreifen! Ferner werden wir belehrt, „daß also auch das Seelenleben der vielzelligen Tiere und Pflanzen nichts andres ist, als das Resultat der psychischen Funktionen der ihren Leib zusammensetzenden Zellen" (S. 177), erfahren aber leider nicht, wie aus dieser Vielfältigkeit die Einheit des Bewußtseins entstehen kann. Schließlich heißt es: „Von diesen unentbehrlichen Grundlagen der Anthropologie haben nun die meisten sogenannten „Psychologen" gar keine oder nur höchst unvollkommene Kenntnis; sie sind daher nicht im stande, auch nur von ihrer eignen Seele eine genügende Vorstellung zu erwerben" (S. 111). Mag es sich mit dem Faktum verhalten, wie es wolle — ich glaube, daß Häckel maßlos übertreibt —, die Folgerung daraus ist jedenfalls von überwältigender Komik. Wenn ich nicht Anatomie studiert hätte, könnte ich von meiner eignen Seele keine genügende Vorstellung haben, geschweige denn von den Seelen andrer! Daß naturwissenschaftliche Kenntnisse dem Psychologen nützlich sind, kann gewiß nicht bestritten werden. Aber Häckel schießt hier wie anderwärts weit übers Ziel hinaus. So stellt er der Psychologie als Hauptaufgabe, was doch im günstigsten Fall nur eine ihrer Aufgaben ist, „die objektive und vergleichende Untersuchung der langen Stufenleiter, auf welcher sich der menschliche Geist allmählich aus einer langen Reihe von niederen tierischen Zuständen entwickelt hat" (S. 127). Er nimmt an, daß die menschliche Seele aus einer Anzahl von Elementen besteht, und verspricht sich daher viel von einem Rückgang auf die einfacheren Elementenverknüpfungen des zeitlich Früheren, kommt indessen nirgends über die physischen Grundlagen des Bewußtseins und ihre Gleichförmigkeit hinaus. Vor allem aber will er auch durch die Psychologie dem Menschen seine Verwandtschaft mit dem Tiere zum Bewußtsein bringen. Das ist gewiß ein erlaubter Standpunkt. Häckel mag auch,

Digitized by Google

wie er es beansprucht, als Zoologe die Theologie beurteilen, da sie seiner Meinung nach eine Gedankenverirrung und daher im Grunde ein physiologisches, vielleicht sogar pathologisches Problem ist. Aber was würde er dazu sagen, wenn nun umgekehrt die Theologen, für die jedes lebende Wesen ein Geschöpf Gottes ist, von ihrem Gesichtspunkt aus die Zoologie behandeln würden?

Häckels Weltanschauung ist ein einseitig naturwissenschaftlicher Materialismus und Mechanismus, in welchem Gott und Welt, Geist und Materie, Kraft und Stoff zu einer Worteinheit zusammengefaßt werden. Sie ist nicht, wie ihr Urheber wähnt, ein Ausdruck dafür, wie weit wir gegenwärtig in der Erkenntnis der Wahrheit gelangt sind, sondern ein Beweis dafür, daß man auch von der Morphologie aus zu eng begrenzten philosophischen Vorstellungen fortschreiten kann. Das Buch scheint mir weder „modern" noch „gefährlich" zu sein. Des gedanklich dürftigen Inhalts Ergebnis ist weder neu noch haltbar, aber es wird mit einem gewaltigen und für ferner Stehende imponierenden Zerstörungswerk erreicht. Häckel gleicht einem Menschen, der die Welt in Brand setzt, um nachher auf den Flammen Eierkuchen zu backen. Er besitzt einen philosophischen Trieb, der ihm bei der Erweiterung seiner Facharbeit manchen guten Dienst geleistet hat, indessen an den wahrhaft philosophischen Problemen gänzlich versagt; er hat eine allgemeine Neigung zum Rätsellösen, ohne doch die Natur der höchsten Rätsel zu ahnen. Er glaubt in einem Ozean zu schwimmen und plätschert im seichtesten Wasser. Wie schade, daß sein an sich lobenswertes Wahrheitsstreben nicht mit mehr Vorsicht und Einsicht verbunden ist; wie traurig, daß ein so dürftiges Philosophieren den Beifall vieler Tausender gefunden hat!

Max Dessoir, Dr. phil. et med.



Litterarische Berichte.

Was ich als Kind erlebt. Von Tony Schumacher. Mit 9 Bildnissen und 3 Faksimiles. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1901.

Die beliebte Erzählerin — eine Großnichte Justinus Kerners — veröffentlicht in dem vornehm und geschmackvoll ausgestatteten Bande ihre Kindheitserinnerungen, die durch das, was sie von Eltern und Großeltern erfuhr, ergänzt werden. Das Buch soll eine Fortsetzung von Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" sein und schildert das „stille, für manche Menschen langweilig erscheinende, aber doch so unsagbar poetische Ludwigsburg mit all seiner versunkenen Pracht und Herrlichkeit", wie Paul Heyse einst die Stadt charakterisierte, in anmutigster Weise. Wie einst Kerner betrachtet die Verfasserin ihr eignes Leben „nur als Faden, an dem sich Bilder aus dem merkwürdigeren Leben andrer anreihen sollen".

Das Buch zerfällt in zwei Teile; der erste umfaßt die Zeit vom Beginne des Jahrhunderts bis 1850, der zweite von da bis in den Anfang der sechziger Jahre. In beiden ist es außerordentlich fesselnd: im ersten überwiegt das geschichtliche und kulturgeschichtliche Interesse. Mit raschen, charakteristischen Zügen wird ein Bild der Zustände Württembergs in der angegebenen Zeit entrollt, von der napoleonischen Zeit an bis zur Niederwerfung der Revolution im Sommer 1849. Ein Brief des damaligen Prinzen von Preußen an den Vater der Verfasserin, General v. Baur-Breitenfeld ist im Faksimile beigegeben. — Wir können das Buch auf das wärmste allen Freunden anregender Lektüre empfehlen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Was ist Bildung? Von Prof. Dr. Wilhelm Schuppe. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung. 1900. 27 Seiten.

Der bekannte Greifswalder Gelehrte, ein außerordentlich scharfer Denker, knüpft in dieser kleinen Arbeit an die Petition um Zulassung der Realgymnasialabiturienten zum juristischen Studium an, die an das preußische Kultusministerium gerichtet worden ist. Es

kommt ihm aber offenbar viel weniger auf die Widerlegung dieser Petition als auf seine positiven Begriffsbestimmungen der Bildung an, auf die Darstellung der Art und Weise, wie, und des Fundamentes, aus dem er die Forderungen der „allgemeinen Bildung" gewinnt. Und hierin zeigt er sich als einen ungemein anregenden Geist; besonders wer sich der Volksbildung widmet, mag ruhig ausgehen von dieser Schuppeschen Schrift.
H. Z.

Ludwig Jacobowski. Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder. Minden i. W., Verlag von J. C. C. Bruns.

Von der vielseitigen litterarischen Thätigkeit des allzu früh geschiedenen Jacobowski haben seine Bemühungen, den Schöpfungen der deutschen Litteratur einen breiteren Weg zu den unteren Schichten zu bahnen, sich eines ungeteilten Beifalls zu erfreuen gehabt. Auch dem Zweck der vorliegenden Veröffentlichung ist vollauf beizupflichten: eine Auswahl des Besten aus der unübersehbaren Masse der deutschen Volksdichtung für das Volk. Mit Recht weist Jacobowski auf die Mängel hin, die Arnims und Brentanos „Des Knaben Wunderhorn" für die Gegenwart veraltet erscheinen lassen; als Volksbuch kann auch der „Deutsche Liederhort" von Erk und Böhme nicht in Betracht kommen; er ist zu umfänglich und zu teuer für die meisten Familien. Und auch die einzige Ausstellung, die wir an Jacobowskis Buch zu machen hätten, trotz seiner Verwahrung, eine „kritische" Ausgabe bieten zu wollen, geht auf den Liederhort zurück: nämlich die Mißhandlung und Vermengung der verschiedenen süddeutschen Mundarten. Wir möchten für die zweite Auflage dringend wünschen, daß für jede Mundart Sachverständige zur Korrektur herangezogen würden.
—ß.

Aus der Rumpelkiste. Roman von Ernst Muellenbach. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1901.

Der Vorzug und der eigne Reiz der Muellenbachschen Erzählungen beruht auf der poetischen Stimmung, welche über die meist in den einfachsten Zügen gehaltene Handlung und ihre Träger gebreitet ist. Wie wenig andre Dichter, versteht es Muellenbach vortrefflich, den Zauber stiller, verträumter Winkel, deren es auch zu Anfang des 20. Jahrhunderts im lieben deutschen Vaterlande noch genug giebt, liebevoll zu schildern und so dem Jagen und Hasten der Gegenwart das stille Glück friedlichen, von ernster Arbeit ausgefüllten Lebens entgegenzustellen. Dabei ergeben sich ungesucht Schlaglichter auf viele Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens, die eine ideale, aber durchaus gesunde Lebensauffassung bekunden. Auch der uns vorliegende Roman wird dem Verfasser zu seinen vielen Verehrern zahlreiche neue hinzugewinnen.
Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die Slowinzen und Lebakaschuben. Von Dr. F. Tetzner. Berlin. 1899. Verlag von Emil Felber.

Die Slowinzen und Lebakaschuben sind zwei kleine untergehende Volksstämme evangelischen Glaubens und slawischer Zunge in Hinterpommern, deren Verhältnisse der Verfasser auf Grund eigner örtlicher Studien, namentlich aber im Anschluß an die Berichte früherer Beobachter in sehr eingehender Weise schildert. Das Buch ist sehr fleißig und mit anscheinend großer Gewissenhaftigkeit gearbeitet, würde aber durch sorgsamere Redaktion (Anordnung des Stoffes, Gegenüberstellung der Texte und ihrer Uebersetzungen) wesentlich gewonnen haben.
K. F.

Psychogene Störungen der Schulkinder. Von Dr. Alfred Spitzner. Leipzig, E. Ungleich. 1899. 45 Seiten.

Es ist ein Kapitel der pädagogischen Pathologie, das Spitzner in seinem gründlichen Schriftchen behandelt, und seit Ludwig Strümpells Tode war vielleicht niemand berufener dazu als er. Es handelt sich für ihn darum, Eltern und Erzieher aufmerksam zu machen auf jene pathologischen Störungen des kindlichen Bewußtseins, die zu nachteiligen Folgen für den Körper führen — wir brauchen nicht zu sagen, von welch außerordentlicher Wichtigkeit dieses Thema für jedermann ist, dem Kinder anvertraut sind, eigne oder fremde!
H. Z.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein, Jena. 5. Band. 1898. Langensalza, Herm. Beyer u. Söhne.

Das treffliche Werk, dessen erste Bände wir in der „Deutschen Revue" 1898, Märzheft S. 377 f. und Aprilheft S. 126 f. angezeigt haben, will den Bedürfnissen der gelehrten Schulen nicht weniger als denen der Volksschulen dienen. Aus diesem Grunde hat auch der Herausgeber der Encyklopädie, Dr. W. Rein, Professor an der Universität Jena, seine Mitarbeiter unter den Lehrern der Universitäten, Gelehrten Schulen und Volksschulen ausgesucht. Unter ihnen ist eine stattliche Anzahl von Männern, die als Pädagogen und Gelehrte gleich bekannt sind. An dem fünften Band haben sich besonders beteiligt die Professoren Fr. Paulsen, Berlin, Th. Ziehen, Jena, W. Vietor, Marburg, O. Willmann, Prag, R. Menge, Oldenburg, K. Duden, Hersfeld, E. Sallwürk, Karlsruhe, die Volksschullehrer J. Tews, Berlin G. Siegert, Leipzig, E. Scheller, Eisenach u. a Der neue Band umfaßt die Artikel „Nach

Digitized by Google

giebig" bis „Römische Erziehung". Unter denselben sind besonders die acht Artikel hervorzuheben, die das Gebiet der Pädagogik in großer Ausführlichkeit behandeln. Ebenso sind dem großen Pädagogen Pestalozzi sechs eingehende Artikel gewidmet, dem bedeutenden Hallenser A. H. Niemeyer dagegen nur einer. Im Anschluß daran seien erwähnt die Artikel über Palmer, Natorp, Ratichius, Ramus, Jean Paul, A. Ritschl und seine Schule in ih er Bedeutung für die christlich-religiöse Erziehung. Auch der Robinson als Volkslektüre, Kinderbuch und wertvoller Unterrichtsstoff ist nicht vergessen. Sogar über orientalisches und römisches Erziehungswesen erhalten wir Auskunft. Daß die gewöhnlichen Untugenden der Schüler, mit denen Lehrer und Eltern zu kämpfen haben, in eignen Artikeln behandelt sind, versteht sich wohl von selbst. Doch sei auf folgende noch besonders hingewiesen: Nachlässig, Naseweis, Neckerei; Neid, Neugierde, Prahlerisch, Pünktlichkeit, Rachsüchtig, Reizbarkeit, Reue 2c. Der Raum verbietet uns, alle Artikel des Werks nur auch dem Namen nach aufzuzählen. Es sind nach unsrer Zählung nicht weniger als 136 auf 937 Seiten Lexikonformat! Wahrlich ein stattlicher Band, der sich den übrigen würdig anreiht. Das Werk verdient in allen Schulen angeschafft zu werden. Aber auch die Familie kann reiche Belehrung für die Jugenderziehung daraus schöpfen. Mr.

Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur. Von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1901. Gesammelte Werke von Alfred Graf Adelmann. Sechster Band.

Der Band enthält die Briefe, die der Verfasser als junger Offizier auf einer Urlaubsreise aus Italien in der Zeit vom 18. März bis zum 11. Oktober 1875 an die Seinigen zu Hause geschrieben hat. Obgleich sie sachlich natürlich nichts Neues bringen, fesseln sie doch ungemein durch die Frische und Unmittelbarkeit, mit welcher der für Kunst- und Naturschönheit gleich empfängliche Verfasser seine Eindrücke niedergeschrieben hat. Auch Form und Sprache fesseln, letztere erhebt sich oft zu wahrhaft dichterischem Schwunge.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Paris. Eine Geschichte seiner Kunstdenkmäler vom Altertum bis auf unsre Tage von Georges Riat. Mit 177 Abbildungen u. vielen Vignetten. Leipzig und Berlin. 1900. Verlag von E. A. Seemann.

Reich geschmückt mit ausgezeichneten Abbildungen, teils nach Photographien, teils nach alten Holzschnitten, bringt das geschmackvoll ausgestattete Werk zunächst in vier Kapiteln eine ausführliche, übersichtliche Geschichte der kirchlichen und profanen Baukunst, die sich nur selten in trockenen Aufzählungen verliert, und daran anschließend ein recht oberflächliches und flüchtiges Schlußkapitel über die französische Malerei und Skulptur, in dem der Verfasser und Uebersetzer sich nicht einmal die Mühe gemacht haben, auf die dazu gehörigen Abbildungen durch Angabe der Seitenzahl Bezug zu nehmen. Wenn das Werk trotzdem als ein sehr schätzbares bezeichnet werden muß, so beruht das auf den Vorzügen der vier ersten Kapitel und vor allem auf der Sammlung von Abbildungen. K. F.

Wilhelm III., Prinz von Oranien, Erbstatthalter von Holland, König von England (1650—1702). Von W. K. A. Nippold. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn. 1900. XII und 274 Seiten.

Oliver Cromwell — Wilhelm III. und ihre Feinde von heute. Litterarischer Anhang zu Wilhelm III. Von W. K. A. Nippold. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn. 1901. 85 Seiten.

Der Verfasser dieser zwei Schriften hat sich auf historischem Gebiete bereits durch eine kleine Studie über die Regierung der Königin Mary Stuart von England, Gemahlin Wilhelms III. bekannt gemacht. Es drängte ihn, diese durch eine kurzgefaßte Biographie Wilhelms III. selbst zu ergänzen und er wählte den Gedenktag des 14. November 1900, „das Vierteljahrtausendjubiläum von Wilhelms III. Geburt", um die Erinnerung an ihn für das deutsche Volk zu erneuern. Da Macaulay in Deutschland sogar in den Schulen gelesen wird, so ist Wilhelm III. hier wohl nicht so beinahe völlig unbekannt, wie der Verfasser annimmt. Immerhin war es ein verdienstliches Unternehmen, sein Leben einem weiteren Kreise in großen Zügen zu schildern. Man bemerkt sofort, daß eine schwärmerische Begeisterung dem Biographen die Feder geführt hat. „Der Held Europas, der größte Feldherr und Staatsmann, der größte Mann und der größte König nicht nur seiner Völker, sondern seiner Zeit und für lange Zeiten": so erscheint der Oranier dem bewundernden Urteil des Nachgeborenen. — Schon in dieser ersten Schrift wird Cromwell in gewissem Sinne als Vorläufer Wilhelms III. gewürdigt. Der Verteidigung seines Wesens und Wirkens gegen unberufene Ankläger ist der Hauptteil der an zweiter Stelle genannten polemischen Skizze gewidmet. Indessen wird darüber die Wertschätzung Wilhelms III. nicht vergessen, die sich bis auf eine Kritik von Putlitz' Drama: Wilhelm von Oranien in Whitehall erstreckt. Auch fehlt es nicht an der Einflechtung allgemeiner Betrachtungen, wie z. B. über das „mißbrauchte Gottesgnadenkönigtum" der Stuarts.

Digitized by Google

Noch verdient die Nachbildung eines bisher unveröffentlichten Original-Porträts Wilhelms III., die das erste Werkchen schmückt, besondere Erwähnung. A. St.

Die natürliche Heilweise. Ratgeber für gesunde u. kranke Menschen. Dargestellt und herausgegeben von Dr. med. C. Sturm, prakt. Arzt. Mit vielen Abbildungen und erklärenden Tafeln, sowie zerlegbaren Modellen des männlichen und weiblichen Körpers und einer Ergänzung: Die naturgemäßen Behandlungsmethoden der Krankheiten in systematischer Schilderung von Dr. G. Lehnert. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Unter den zahlreichen Werken, die über Naturheilkunde erschienen sind, ist das vorliegende offenbar geeignet, eine der allerersten Stellen einzunehmen. In durchaus volkstümlicher, allgemein verständlicher, oft humorgewürzter Darstellung erörtert der Verfasser all die tausend Fragen des täglichen Lebens, die oft unbedeutend erscheinen und doch für das Wohl und Wehe ganzer Familien von dem entscheidendsten Einfluß sind. Wer da weiß, wie von der Mehrzahl der Menschen durch unzweckmäßige Lebensweise auf ihre Gesundheit eingestürmt wird, wird nicht umhin können, die Lehren des Buches, die sich durchweg auf die neuesten Ergebnisse der Forschung stützen, selbst zu beherzigen und andern zur Beherzigung zu empfehlen. Das Buch zeichnet sich vor den meisten andern Werken über „Naturheilkunde" dadurch aus, daß es sich fast im ganzen ersten Bande mit der Pflege des gesunden Menschen beschäftigt und dadurch vielen Erkrankungen vorzubeugen lehrt. Hier wird nach allgemeinen Erörterungen über die Stellung des Menschen in der Natur u. s. w., der Bau des menschlichen Körpers, Stoffwechsel, Ernährung und was damit zusammenhängt, Luft, Klima, Wohnung u. s. w. besprochen. Daran schließen sich Belehrungen über Organübungen, Heilgymnastik u. s. w. In dem Abschnitt über die Pflege des kranken Menschen wird zuerst die Berechtigung der natürlichen, d. h. arzneilosen Heilweise nachgewiesen, worauf die einzelnen Krankheiten nach den befallenen Organen geordnet, abgehandelt werden. Den Schluß macht eine zusammenfassende Uebersicht der Behandlungsmethoden. Hier kommen nacheinander Wasser und Bäder, Massage und Gymnastik, Diät zur Sprache. Diese kurze Inhaltsangabe wird jeden überzeugen, daß er es hier mit einem streng wissenschaftlichen, dabei aber populär gehaltenen und alle praktischen Erfordernisse, die man an einen ärztlichen Ratgeber in gesunden und kranken Tagen stellen kann, erfüllenden Werke zu thun hat. Zahlreiche Abbildungen erhöhen noch den Wert des schönen Buches, das dazu, wie alle Werke der Deutschen Verlags-Anstalt, mustergültig ausgestattet ist.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Menschenleid. Skizzen und Dichtungen von Paul Quensel. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 1899.

Der Verfasser dieser Dichtungen hat helle Augen; was er schreibt zeugt von scharfer Beobachtung. Auch seine Darstellung ist trefflich, er hat entschieden Talent. Allein er steckt noch ganz im Naturalismus. Er schildert das wirkliche Leben mit all seinem Jammer und Elend; das versteht er vorzüglich. Aber das Thema „Menschenleid" hätte ihn anreizen sollen, irgend eine poetische Lösung dafür zu suchen. Der Leser vermißt in der Darstellung etwas; er erwartet mit Recht von dem Dichter die ausgleichende Gerechtigkeit, die in diesem Leben nicht immer zu treffen ist. Das plötzliche, jähe Abbrechen in seinen Dichtungen muß notwendig unbefriedigt lassen, so sehr es der Wirklichkeit entsprechen mag. Der Geist fühlt sich durch die naturalistische Poesie nur niedergedrückt, nicht erhoben. tm.

Indianer und Anglo-Amerikaner. Ein geschichtlicher Ueberblick von Georg Friederici, Oberleutnant im Infanterieregiment Graf Bose (1. Thür.) Nr. 31. Braunschweig 1900. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

Die Aufgabe der kleinen Schrift ist der Nachweis, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika nicht die Schützerin der Indianer gegen die Uebergriffe der weißen Ansiedler ist (wie thatsächlich vielfach, und erst jüngst in einem durch alle Blätter gegangenen Aufsatze behauptet ist), sondern daß sie selbst durch ständige Verletzung der mit den Indianern geschlossenen Verträge und auf andre Weise den Untergang und die Verminderung vieler Nationen, auch fortgeschrittener, herbeigeführt hat. Und die Belege für diese Behauptung werden in der fleißig bearbeiteten Schrift mit einer solchen Fülle, unter genauer Angabe der Gewährsmänner, beigebracht, daß an der Wahrheit leider nicht zu zweifeln sein wird. K. F.

Action socialiste. Première série: Le socialisme et l'enseignement; le socialisme et les peuples. Par Jean Jaurès. Paris, Georges Bellais, 1899. 558 S.

Freunde des Verfassers haben eine größere Sammlung seiner Parlamentsreden und Zeitungsartikel veranstaltet, deren erster Teil in vorliegendem Bande veröffentlicht wird. Ob es bei vielen dieser Aufsätze wirklich gerechtfertigt ist, sie in Buchform herauszugeben,

Digitized by Google

erscheint zweifelhaft. Das meiste ist für den Tag geschrieben, ohne Anspruch darauf machen zu können, für ein Werk von dauerndem litterarischem Wert zu gelten. Freilich scheint es dem Verfasser auch weniger hierauf anzukommen; sein Buch soll eine Propagandaschrift für den Sozialismus sein und dazu beitragen, „Menschen des Gedankens zu Menschen des Kampfes“ zu machen.

Br.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Afrika. Eine allgemeine Landeskunde. Zweite Auflage, nach der von Prof. Dr. W. Sievers verfaßten ersten Auflage völlig umgearbeitet von Prof. Dr. Friedr. Hahn. Erscheint in 15 Lieferungen zu je M. 1.—, mit 170 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Heft I. Monatlich ein Heft mit circa 24 Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Armee und Marine. Illustrierte Wochenschrift. Jahrgang I. Heft 24 (Bayern-Nummer). Berlin, Boll & Pickardt. M. 3.25 pro Quartal.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 25. Bändchen: Die moderne Heilwissenschaft, Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. Edmund Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Bardach, Hermann. Im Winkel. Wien, Carl Konegen. M. 1.—

Baumberg, A., Das Kind. Volksstück in vier Aufzügen. Wien, Carl Konegen. M. 2.—

Berger, Alfred und Wilhelm Freiherr v., Im Vaterhaus. Jugenderinnerungen. Wien, Carl Konegen. M. 4.—

Blumenthal, Oscar, Federkrieg. Berlin, Hugo Steinitz.

Bode, Dr. Wilhelm, Das Gothenburger System in Schweden. Mit 5 Illustrationen. Erstes Heft von „Studien zur Alkoholfrage“. Weimar, W. Bodes Verlag. 80 Pf.

Bode, Dr. Wilhelm, Das staatliche Verbot des Getränkehandels in Amerika. Zweites Heft von „Studien zur Alkoholfrage“. Weimar, W. Bodes Verlag. 80 Pf.

Brockhaus, Heinrich, Arnold Böcklin. Rede bei der Gedächtnisfeier zu Florenz im Palazzo Medici-Riccardi am 27. Januar 1901. Leipzig, F. A. Brockhaus. 60 Pf.

Classen, Prof. Dr. A., Ausgewählte Methoden der analytischen Chemie. Erster Band, unter Mitwirkung von H. Cloeren. Mit 78 Abbildungen und einer Spectraltafel. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. Gebunden M. 20.—

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. IV. Jahrgang. Heft 5, Februar 1901. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Durch ganz Italien. Sammlung von 2000 Photographien italienischer Ansichten, Kunstschätze und Volkstypen. Prachtalbum in Grossfolio Querformat. Lieferung 9 bis 18. Vollständig in 30 Lieferungen à M. 1.—. Berlin, Werner Verlag.

English World, The. A monthly Review. Herausgegeben von Dr. H. P. Junker. Nr. 1. January 1901. Leipzig, B. G. Teubner. Price for six months. M. 3.—

Finnländische Rundschau. Vierteljahrsschrift für das geistige, soziale und politische Leben Finnlands. 1. Heft 1901. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Leipzig, Duncker & Humblot. Jahrgang M. 6.—

France, La. Revue Mensuelle. Herausgegeben von Dr. H. P. Junker. Nr. 1. Janvier 1901. Leipzig, B. G. Teubner. Un Semestre. M. 3.—

Gimmerthal, Armin, Hinter der Maske. Sudermann und Hauptmann in den Dramen: Johannes, Die drei Reiherfedern, Schluck und Jau. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 3.—

Grabowsky, Dr. med. Norbert, Die Lösung der Welträtsel. Ein Reformbuch aller Religion, Wissenschaft und Kunst. Den Denkenden aller Stände gewidmet. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Max Spohr. M. 1.—

Grabowsky, Dr. med. Norbert, Enthaltsamkeit und die ausserordentliche Bedeutung des sittlich-enthaltsamen Lebens für unser eignes Wohl wie des der Allgemeinheit. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Max Spohr. M. 1.—

Haugwitz, Graf Eberhard, Der Palatin. Seine Geschichte und seine Ruinen. Mit 6 Tafeln, 4 Plänen und Textillustrationen. Rom, Loescher & Co. M. 6.—

Horneffer, Dr. Ernst, Vorträge über Nietzsche. Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken. Zweite, durchgesehene Auflage. Göttingen, Franz Wunder. M. 2.—

Kant, Schopenhauer und Dr. Grabowsky, oder Wie das deutsche Volk dem Philosophen dankt, der vollendet hat, was Kant und Schopenhauer vergebens erstrebten. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Max Spohr. 50 Pf.

Koller, Eduard, Klänge aus Bosnien. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Küßner, Pastor G., Zur Frauenfrage. Beitrag zu einer prinzipiellen Lösung derselben. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 2.—

Loforte-Randi, Andrea, Nelle letterature straniere (Terza Serie) „Umoristi“. Palermo, Alberto Reber. L. 2.50.

Digitized by Google

Lorenz, Dr. Hermann, Die Einführung der Brandenburg-Preußischen Landeshoheit in die Stadt Quedlinburg und die Feier des Krönungstages daselbst am 17. und 18. Januar 1701. Festschrift. Quedlinburg, Chr. Friedr. Viewegs Buchhandlung. 80 Pf.

Meyers Sprachführer. Italienisch. Konversations-Wörterbuch von Dr. Rud. Kleinpaul. Dritte Auflage, neu bearbeitet von Prof. Dr. B. Wiese. Leipzig, Bibliographisches Institut. M. 2.50.

Natorp, Paul, Was uns die Griechen sind. Akademische Festrede. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 60 Pf.

Nuestro Tiempo. Revista mensual ilustrada. Año I. Num. 2, Febrero 1901. Madrid, Salvator Canals. Un semestre 12 Pesetas.

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XV. (Nr. 1) January 1901. Chicago, The Open Court Publishing Company. Yearly $ 1.—

Osterloh, Adele, Das Märchen vom Glück. Schauspiel in vier Akten. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Pfizer, G., Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Gemeinfaßlich dargestellt in zwei Teilen: I. Das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches; II. Text des Bürgerlichen Gesetzbuches. Lieferung 11—14 (Schluß). Ravensburg, Otto Maier. à 50 Pf.

Pilz, Hermann, Ueber den Tabak und das Rauchen. Ernstes und Heiteres aus der Kulturgeschichte. Leipzig, Gustav Weigel. M. 2.20.

Rahmer, Dr. med. S., Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte. Eine kritische Studie. Berlin, Georg Reimer. M. 1.20.

Randolph, Carman F., The law and policy of annexation. With special reference to the Philippines together with observations on the status of Cuba. New York, Longmans, Green & Co.

Revue de Paris, La. 8e Année. Nr. 4, 15 Février. 1901. Paris, Bureaux de la Revue de Paris. Livraison Frs. 2.50.

Revue d'Histoire. Rédigée à l'Etat-Major de l'Armée. IIIe Année. Nr. 1. Janvier 1901. Avec figures, planches et tableaux ainsi que des cartes. Paraît tous les mois. Un an pour l'Etranger Fr. 26.—. Paris, R. Chapelot & Cie.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 355: Alphonse Daudet. Von Dr. Benno Diederich. (75 Pf.) Heft 356: Die Brotpflanzen, ihr Ursprung und ihre heutige Verbreitung. Von Dr. F. Höck. (75 Pf.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Schoof, Wilhelm, Hessisches Dichterbuch. Dritte, neubearbeitete Auflage. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 3.60.

Schüler, Gustav, Gedichte. Schmargendorf-Berlin, Verlag Renaissance. M. 2.—

Shakespeares Macbeth. Tragödie in 5 Akten, übersetzt von F. Th. Vischer. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Herm. Conrad. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 1.—

Stern, Dr. med Wilh., Die allgemeinen Prinzipien der Ethik auf naturwissenschaftlicher Basis. Vortrag. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Stern, L. William, Die psychologische Arbeit des 19. Jahrhunderts, insbesondere in Deutschland. Vortrag. Berlin, Herm. Walther (Friedr. Bechly).

Strindberg, August, Vor höherer Instanz. Zwei Dramen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 3.—

Trachtenbuch, Hessisches. Von Ferd. Justi. Zweite Lieferung mit 8 Blättern in Farbendruck. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 6.—

Türck, Hermann, Eine neue Faust-Erklärung. Berlin, Otto Elsner.

Weinstein, Prof. Dr. B., Thermodynamik und Kinetik der Körper. Erster Band: Allgemeine Thermodynamik und Kinetik und Theorie der idealen und wirklichen Gase und Dämpfe. Mit eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. M. 12.—

Weis-Liebersdorf, Dr. J. E., Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk. In zwei Teilen mit über 100 Abbildungen nach Originalphotographien. Erster Teil. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. M. 5.—

Witt, Dr. Otto N., Narthekion. Nachdenkliche Betrachtungen eines Naturforschers. Berlin, Rud. Mückenberger. M. 4.40.

Wittenbauer, Ferdinand, Schnabelwetze. Zeitmärchen. Wien, Carl Konegen. M. 2.50.

Wolff, Dr. Karl, Sozialer Geist. Sein Wesen und seine Entfaltung. Mannheim, Ernst Aletter. M. 2.40.

Xenologie. Wissenschaftliche Zeitschrift zur exakten Erforschung der sogenannten okkulten Thatsachen und der zurzeit noch fremden Energieformen im Menschen und in der Natur. Herausgegeben von Dr. med. Ferd. Maack. Heft 7, Januar 1901. Jährlich sechsmal; Jahresabonnement M. 6.—. Hamburg, im Verlag des Herausgebers.

Zehnder, Prof. Dr. Ludwig, Die Entstehung des Lebens aus mechanischen Grundlagen entwickelt. Dritter Teil (Schluss): Seelenleben, Völker und Staaten. Mit 9 Abbildungen. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 6.—

Zola, Emile, Der Zusammenbruch. Der Krieg von 1870—71. Illustrierte Ausgabe. Lfg. 25 (Schluß). Pro Lieferung 40 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Aus dem Leben Kurd v. Schlözers.

Von

Dr. Paul Curtius. [1]

Kurd v. Schlözer, oder wie sich der ehemalige preußische Gesandte beim Vatikan unter Weglassung von Vornamen und Adelsprädikat kurzweg zu nennen pflegte „Schlözer“, wurde am 5. Januar 1822 zu Lübeck als Sohn des dortigen Kaiserlich russischen Generalkonsuls Karl v. Schlözer geboren.

Schon in seiner Kindheit, wie auch später als Schüler des lübeckischen Katharineums, erwies er sich als ein äußerst begabter und origineller Junge.

Ostern 1841 verließ Schlözer das Gymnasium mit dem Zeugnis der Reife und bezog die Universität Göttingen, um dort, wie nachher in Bonn, vornehmlich orientalische Sprachen zu studieren. Ob derselbe aus freiem Antriebe zu diesem Entschlusse gekommen ist, oder ob er durch seinen Vater, welcher aus dem Enkel des berühmten Göttinger Professors einen Gelehrten machen wollte, zu jenem Studium sich hat bestimmen lassen, weiß ich nicht — es ist anzunehmen, daß das letztere der Fall gewesen ist, da Schlözer, nachdem er im April 1845 in Berlin sein Doktorexamen „ehrenvoll“ bestanden hatte, der eigentlichen Wissenschaft so plötzlich und für alle Zeiten Valet gesagt hat.

Auch der schriftstellerischen Thätigkeit, die Schlözer in den Jahren aufnahm, wo er, unentschlossen, welchen Lebensberuf er wählen solle, in Lübeck, Paris, Frankfurt a. M. und vor allem in Berlin lebte, hat er abgesehen von dem klingenden Erfolge nach Ausspruch seiner damaligen Freunde vorwiegend seinem Vater zuliebe sich gewidmet. Immerhin bleibt es auffallend, daß „Friedrich der Große und Katharina die Zweite“, welches Buch bald nach dem Tode des Vaters (1859) erschien, Schlözers letztes und Hauptwerk geblieben ist, was um so mehr zu bedauern ist, als er in seinen verschiedenen historischen Werken, die im allgemeinen durch frische, lebendige, zuversichtliche Darstellung sich auszeichnen, ein bemerkenswertes Talent für derartige Arbeiten gezeigt hat.

[1]) Ein Neffe des Verstorbenen.

Für Schlözers schriftstellerische Befähigung dürfte es jedenfalls auch sprechen, daß Männer wie Ernst Curtius, Hermann Grimm und andre ihn wiederholt — noch in späteren Jahren, unter Hinweis auf bestimmte Themata zum Schreiben ermuntert haben — leider ohne Erfolg.

Im Sommer 1845 begab sich der junge Dr. v. Schlözer für längere Zeit nach Paris; er benutzte seinen dortigen Aufenthalt in erster Linie dazu, sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen, auch beschäftigte er sich mit archivarischen Arbeiten — im allgemeinen beweisen aber seine begeisterten Briefe aus damaliger Zeit, daß Schlözer die vielfachen Reize und Freuden der Weltstadt mit vollen Zügen genossen hat.

Nach Berlin zurückgekehrt, konnte er trotz wiederholter Ermahnungen seiner Freunde absolut nicht für einen bestimmten Lebensberuf sich entscheiden; heute hatte er diese Pläne, morgen wieder andre Aussichten und Wünsche; den Gedanken an eine wissenschaftliche Carriere hatte er, wie bereits bemerkt, aufgegeben, zum großen Kummer seines Vaters, der wiederholt sich dahin aussprach, daß sein Sohn „zu seiner früheren Freundin, der Wissenschaft, in der er so glücklich prosperiert hatte", zurückkehren möchte.

Schlözers Streben schien Ende des Jahres 1847 offenbar auf eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen gerichtet gewesen zu sein; die Mitteilung aber, daß es hierzu der Ablegung eines juristischen Staatsexamens bedurfte, veranlaßte ihn, auch diesen Gedanken wiederum aufzugeben, und er beschloß, „an irgend einem Blatte im streng konstitutionellen Sinne sich zu beteiligen".

Aber auch hierzu sollte es nicht kommen; die politischen Wirren und Unruhen des „tollen" Jahres 1848 machten Schlözer einen Strich durch die Rechnung. Er mischte sich zunächst in Ermanglung einer anderweitigen bestimmten Beschäftigung — trotz seiner sechsundzwanzig Jahre — unter die studentische Jugend und wurde aktives Mitglied des Studentencorps, welches zum Wachdienst und sonstigen Offizien in Berlin verwandt wurde. Ende Juli begab er sich mit der Erlaubnis seines Vaters nach Frankfurt a. M., wo er mehrere Monate verblieb und dank seiner vielfachen Bekanntschaften und der besten Empfehlungen an die Männer des Tages an dem politischen Leben und Treiben den regsten Anteil nahm; auch dort hat er — freilich vergebens — sich wiederholt bemüht, eine ihm konvenierende Stellung zu erhalten.

Schlözer stand zu jener Zeit mit Ernst und auch mit Georg Curtius in einem regen brieflichen Verkehr über die politischen Tagesfragen. Abgesehen davon, daß verwandtschaftliche Beziehungen vorlagen, indem Theodor Curtius, der nachherige Bürgermeister von Lübeck, Schlözers jüngere Schwester Cäcilie geheiratet hatte, waren Ernst Curtius und Schlözer, wie letzterer im Herbst des Jahres 1843 nach Berlin übersiedelte, in ein sehr nahes freundschaftliches Verhältnis zu einander getreten.

Es dürfte außer Frage stehen, daß unter Ernst Curtius' Einfluß Schlözers wissenschaftliche Entwicklung sich gestaltet hat und er damals anfing, sich höhere

Digitized by Google

und festere Ziele zu stecken —, und was Schlözers äußeres Leben betrifft, so ist seine ganze durchaus außergewöhnliche Carriere nur dadurch veranlaßt, daß Curtius ihn der Prinzessin Augusta von Preußen vorstellte, und diese auf den damaligen Minister des Auswärtigen v. Schleinitz ihren Einfluß dahin geltend machte, daß Schlözer zu Anfang des Jahres 1850 ohne Ablegung des sonst üblichen Examens im Auswärtigen Ministerium als geheimer expedierender Sekretär eine Anstellung erhielt.

So hatte er endlich eine feste und bestimmte Thätigkeit gefunden, die ihm freilich wenig Freude und Befriedigung gewährt zu haben scheint; um so bedauerlicher war es für ihn, daß er in dieser, eben nicht beneidenswerten Stellung verhältnismäßig lange verbleiben sollte.

Erst im November 1856 wurde Schlözer unter Zulassung zur diplomatischen Laufbahn — merkwürdigerweise wiederum ohne Ablegung des diplomatischen Examens — der preußischen Gesandtschaft in St. Petersburg zugeteilt.

Während der ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes hatte Schlözer in der Person des Gesandten v. Werther einen sehr liebenswürdigen und wohlwollenden Vorgesetzten gehabt, dessen Versetzung nach Wien von dem gesamten Gesandtschaftspersonal um so mehr bedauert wurde, als mit dem 1. April 1859 Herr v. Bismarck die Geschäfte der preußischen Gesandtschaft übernahm, und dieser eine äußerst straffe Disciplin seinen Untergebenen gegenüber einführte.

Schlözer scheint hierunter ganz besonders gelitten zu haben, wie er das in seinen Briefen an einige vertraute Freunde aus damaliger Zeit wiederholt zum Ausdruck gebracht hat.

Das Verhältnis zwischen ihm und Bismarck war lange Zeit hindurch ein sehr schlechtes, gewiß aber nicht ohne Schlözers Schuld. Darauf deutet auch eine Bemerkung Bismarcks in einem Briefe, den er am 31. Mai 1861 an den damaligen Unterstaatssekretär v. Gruner gerichtet hatte. Dort heißt es:

> „Schlözer ist im Umgange mit Vorgesetzten schwierig, und ich habe anfangs üble Zeiten mit ihm durchgemacht; aber seine dienstliche Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit hat meine Verstimmung entwaffnet."

Bismarck sprach sich von St. Petersburg aus noch wiederholt über den Beamten und Menschen Schlözer günstig aus und berichtete auch, daß Fürst Gortschakow über ihn als Geschäftsträger ein lobendes und anerkennendes Urteil gefällt habe. — Ebenso erkannte trotz aller Reibereien Schlözer auch seinerseits in seinem neuen Chef den hervorragend tüchtigen und bedeutenden Vorgesetzten und Lehrmeister, von dessen Seite er offenbar nicht hat weichen wollen. Anders würde es sich schwer erklären lassen, daß Schlözer zwei Versetzungsanträge, die ihm während seiner Petersburger Zeit von Berlin und zwar auf Veranlassung seiner dortigen Freunde und Gönner aus leicht erklärlichen Gründen gemacht worden waren, rundweg ablehnte.

Ein ahnungsvoller Engel mag ihn bei seinen Entschlüssen geleitet haben; ich möchte behaupten, daß gerade in jenen Jahren, trotz der schroffen Gegensätze und der vielen harten Kämpfe, welche er mit Bismarck zu bestehen hatte, ganz

Digitized by Google

unbewußt der Grund zu dem nachherigen ausgezeichneten Verhältnis zwischen beiden gelegt wurde.

Wie Bismarck im Mai 1862 seinen Posten in Petersburg verließ und schließlich am 25. September desselben Jahres seine Ernennung zum Staatsminister und vorläufigen Ministerpräsidenten erfolgte, war Schlözer bereits auch inzwischen von Petersburg nach Berlin ins Ministerium einberufen worden.

Wie derselbe erst später erfahren sollte, war seine Versetzung auf Bismarcks Wunsch und Veranlassung geschehen, der alles daran setzte, seinen bewährten Legationssekretär an sich zu fesseln, denselben zu seinem „Adjutanten“ zu machen.

Daß Schlözer den Wünschen und wiederholten Anträgen Bismarcks sich nicht willfährig gezeigt hat, dürfte seinen guten Grund gehabt haben.

Schlözer besaß einen ausgeprägten Selbständigkeits- und Unabhängigkeitstrieb, der ihm eine dauernde tägliche Unterordnung unter die Gewohnheiten und Wünsche eines andern als eine unerträgliche Fessel würde haben erscheinen lassen, ebenso wie er seiner ungebundenen Natur nach ein Feind jedes konventionellen Zwanges und einer in starr-straffe Regeln eingespannten Arbeit war.

Alles, was nur von weitem nach Bureaukratismus schmeckte, war ihm verhaßt, jeder Schematismus ihm ein Greuel. Seine Besonderheit lag, wenn ich mich so ausdrücken darf, in der Gelehrtenarbeit im stillen Kämmerlein — eine Thätigkeit im Kollegium, ein Auftreten in der Oeffentlichkeit wäre gegen seine Natur gewesen.

Aus diesen und andern Gründen, die sich auf seine Persönlichkeit zurückführen lassen, wäre Schlözer zum Beispiel auch für den Posten eines Staatssekretärs, zu welcher Stellung er in späteren Jahren nach Hatzfelds Ausscheiden aus dem Auswärtigen Amte ausersehen gewesen sein soll, durchaus nicht geeignet gewesen.

Gerade das ihm eigne kritische Selbständigkeitsgefühl führte auch dazu, daß er während seiner Anstellung im Ministerium häufig scharfe und abfällige Bemerkungen über die Politik Bismarcks sich erlaubte, was den Unterstaatssekretär Thile eines Tages veranlaßte, ihn darauf aufmerksam zu machen, „daß er nicht Fremden gegenüber gegen Bismarcks Politik zu sprechen habe“.

Dabei aber verkannte er keinen Augenblick die gigantischen Fähigkeiten Bismarcks; er war aber in dem Glauben befangen, daß derartige Herkuleskräfte, wie sie Bismarck nach jeder Richtung hin gezeigt, für die an und für sich soliden, nüchternen preußischen beziehungsweise deutschen Verhältnisse und Zustände ungeeignet, gewissermaßen unverwertbar sein müßten.

Hätte Bismarck in Schlözer zu jener Zeit einen eingefleischten, oder sagen wir direkt gefährlichen Gegner seiner Politik erblickt oder erblicken müssen, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, denselben für alle Zeiten „kalt zu stellen“ — das that Bismarck nicht, er ließ seinen früheren Legationssekretär nicht „springen“, sondern maßregelte ihn, sozusagen, zu Anfang des Jahres 1864 durch eine „Verbannung“ nach Rom.

Die „ewige“ Stadt sollte ihm nicht nur eine zweite Heimat werden, wo

Digitized by Google

Schlözer, wie er es wiederholt ausgesprochen hat, die schönsten und inhaltreichsten Jahre seines Lebens zugebracht hat, sondern er hat hier in den sechziger Jahren vor allem den Grund für die Kenntnisse und Erfahrungen gelegt, die ihn, wie keinen andern, befähigen sollten, Anfang der achtziger Jahre die Anbahnung des kirchlichen Friedens zwischen dem preußischen Staate und der Kurie in die Wege zu leiten.

Unter der kundigen Führung von bewährten Kennern des alten Rom — in erster Linie Gregorovius — wurde der Historiker und Kunstfreund Schlözer allmählich mit den alten und neueren Kunstschätzen, sowie mit den Denkmälern und der Topographie Roms und seiner klassischen Umgegend derartig vertraut, daß er, ohne Fachgelehrter zu sein, zu den gründlichsten und gewiegtesten Kennern Roms gehört hat — und glücklich sind diejenigen zu preisen, welche unter seiner geschickten und liebenswürdigen Leitung die „ewige“ Stadt haben kennen lernen.

„Mit Schlözer Rom und die Campagna zu sehen,“ sagt Fanny Lewald, „ist allein schon ein Genuß, denn ich kenne keinen zweiten Menschen, der beide so liebt und genießt, wie dieser Sohn des deutschen Nordens.“

Während Schlözer, wie er solches in den Briefen an seinen Freund, dem nachherigen Senator Dr. Philipp Wilhelm Plessing in Lübeck wiederholt zum Ausdruck bringt, mit unverändert gespannter Aufmerksamkeit den Angelegenheiten im Vaterlande, speziell der Entwicklung der holsteinischen Frage, sowie dem Gange der Berliner Kammerverhandlungen gefolgt ist, so hat er sich in Rom vor allem angelegen sein lassen, nicht allein die klerikalen Verhältnisse mit Eifer zu studieren, sondern auch das politische Treiben in Rom an sich strenge zu beobachten.

Die Stellung Preußens zur Kurie war zu jener Zeit die denkbar günstigste; Schlözer erzählt, daß der Papst eines Tages mit Monsignor Allessandro Franchi, segretario della congregazione per gli affari ecclesiastici straordinarii, die europäischen Staaten habe Revue passieren lassen, und schließlich gefunden, daß er sich mit Preußen am besten stehe.

Dank dieser guten staatlichen Beziehungen, wie auch infolge der vielfachen Bekanntschaften unter den einflußreichsten Persönlichkeiten im damaligen Rom, war es Schlözer möglich geworden, die Triebfäden des Vatikans und gleichzeitig die Fortschritte der italienischen Einheitsbestrebungen gründlich kennen zu lernen.

Seinem scharfen Auge konnte es daher auch nicht entgehen, daß die weltliche Herrschaft des Papstes nicht noch lange aufrecht zu erhalten sei; er mußte sich sagen, daß eine Souveränität, welche die Bedingungen ihres Daseins nicht in sich selbst trägt, sondern nur durch eine fremde Macht gestützt werden konnte, auf die Dauer ein Unding sei. Die Demütigung freilich, bemerkt Schlözer, die für den Papst in der französischen Besatzung erblickt wurde, suchte man nach jeder Richtung hin zu mildern, wie auch Antonelli es that, indem er sagte:

„Ce ne sont pas des soldats de l'empereur Napoléon, mais les soldats de la France catholique.“

Zeuge des Zusammenbruchs der weltlichen Herrschaft des Papstes sollte

Schlözer nicht mehr sein; Ende des Jahres 1868 erhielt er seine offizielle Ernennung als Generalkonsul in Mexiko.

Bereits am 11. November hatte er seinem Schwager Curtius nach Lübeck geschrieben:

> „Bismarck hat mich von Varzin durch Keudell fragen lassen, ob ich Mexiko annehmen wolle; er läßt hinzufügen, daß er es mir nicht übelnehmen wolle, wenn ich ablehne; läßt mir aber sagen, daß er mich besonders geeignet hält, da politische Bedeutung des Postens steigt."

Die Trennung von Rom, von dem dortigen „zauberhaften" Leben, ist Schlözer nicht leicht geworden, die vielen Freunde und Freundinnen, welche er dort zurücklassen mußte, bereiteten ihm, dem Liebling in der römischen Gesellschaft, einen herzlichen Abschied — und trotz der gegenteiligen Aeußerungen in einzelnen Tagesblättern damaliger Zeit, hat die Zukunft gezeigt, daß er bei seinem Scheiden aus Rom, speziell auch in den vatikanischen Kreisen, die angenehmsten Erinnerungen zurückgelassen hatte.

Schlözers Hauptaufgabe an der neuen Stätte seines Wirkens sollte darin bestehen, für den norddeutschen Bund einen Handelsvertrag mit der Republik Mexiko abzuschließen, wo zu der Zeit Juarez Präsident war. Auch dieser an und für sich ihm ferner liegenden Aufgabe hat er sich in verhältnismäßig kurzer Zeit mit Geschick entledigt.

Die Abneigung gegen das Ausland hatte seit der habsburgischen Intervention in Mexiko eine fabelhafte Höhe erreicht; aber Schlözers joviale Art und Weise schaffte ihm bald manchen Freund, nicht allein unter seinen Landsleuten, sondern auch bei den mexikanischen Behörden; speziell zum Premier-Minister Lerdo trat er in ein fast freundschaftliches Verhältnis — Umstände, wodurch ihm seine Arbeit wesentlich erleichtert wurde. Es waren kaum sechs Monate vergangen, so erfolgte bereits die Genehmigung des Traktates von seiten des Kongresses in Mexiko.

Schlözers Wunsch, den Vertrag in Deutschland eventuell persönlich zu vertreten, sollte auch in Erfüllung gehen; der von ihm erbetene Urlaub in die Heimat wurde anstandslos bewilligt.

Zweifellos mußte er schon damals der ganz besonderen Gunst des Grafen Bismarck sich zu erfreuen haben, was auch daraus geschlossen werden darf, daß Schlözer bereits zu jener Zeit mehrere Tage in Varzin zu Gaste gewesen ist.

Anfang Juli 1870, nachdem der Handelsvertrag in Deutschland genehmigt worden war, schiffte sich Schlözer in Hamburg nach Amerika wieder ein, und am 19. Juli erhielt er auf der Reede von Newyork die überraschende Nachricht von der französischen Kriegserklärung. Es mag ihm schwer genug geworden sein, unter solchen Umständen sich noch weiter von der Heimat entfernen zu müssen; aber seine Anwesenheit in Mexiko war dringend erforderlich, da eine Bestimmung des Handelsvertrages ihm die Pflicht auferlegte, noch vor dem 28. August die Ratifikationen in Mexiko auszuwechseln.

Digitized by Google

Es läßt sich denken, wie Schlözer bei seinem regen Geiste unter dieser mexikanischen Abgeschiedenheit gelitten haben muß.

Es erschien ihm wie „Befreiung aus einem Bagno“, als er im März 1871 die Nachricht erhielt, daß er für den Gesandtschaftsposten in Washington designiert sei — und eine weitere Depesche des Inhalts: „Please come over for instructions without waiting any further communications“, begrüßte er mit Begeisterung.

Schon in den ersten Tagen des Monat Mai war Schlözer bereits in Berlin eingetroffen; er war glücklich, auf heimatlichem Boden zu weilen und teilnehmen zu können an dem Siegesjubel, der durch alle deutschen Gaue zog.

Mit seiner Wahl zum deutschen Gesandten war man in Amerika um so mehr einverstanden, als es dort nicht unbekannt geblieben war, wie sehr sich Schlözer auf seinem Posten in Mexiko in jeder Hinsicht bewährt hatte.

Unzweifelhaft ist es ihm auch gelungen, aufrichtig freundschaftliche Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche herzustellen durch Erwecken von Vertrauen, das sein offenes, einfaches Wesen bei dem privaten und offiziellen Amerikaner begründete.

Schlözer hat es verstanden, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, durch sein aller aristokratischer Ueberhebung fernes, schlichtes und liebenswürdiges Wesen nicht allein seine Landsleute, sondern auch die Deutsch-Amerikaner in kurzer Zeit für sich einzunehmen; in den deutschen Kreisen wurde es besonders freudig begrüßt, daß Schlözer auch im offiziellen Verkehr die deutsche Sprache zu Ehren brachte, seine Ansprache an den Präsidenten hatte er deutsch gehalten.

Ganz besonders hat er es sich angelegen sein lassen, die kirchlichen Verhältnisse, speziell die Ausdehnung und Machtstellung des Katholicismus in Nord-Amerika gründlich zu studieren; Schlözer hat auf ausdrücklichen Wunsch von Bismarck in seinen Berichten wiederholt dieses Thema eingehend behandelt.

Er hat in seinen Darstellungen den Nachweis erbracht, wie bereits in den siebziger Jahren der Katholicismus auch in Amerika in aller Stille an Macht und Reichtum gewonnen und speziell auch in politischen Fragen eine nicht unbedeutende Rolle mitzuspielen verstanden hatte.

Bei der Sondierung und Bearbeitung solcher und ähnlicher Fragen ist ihm die Freundschaft mit Karl Schurz von großem Nutzen gewesen, der gerade zu jener Zeit in den Vereinigten Staaten eine äußerst einflußreiche offizielle Persönlichkeit war.

Beide Männer hatten sich gefunden — und verstanden; kein Wunder, da auch bei Schlözer, dem Hanseaten, der aus einer kleinen Republik hervorgegangen war, Zeit seines Lebens eine liberale Grundrichtung seines politischen Denkens unverkennbar war.

Mit seiner Versetzung nach Washington sollte für Schlözer insofern ein ganz andres, neues Leben beginnen, als er in der amerikanischen Hauptstadt sein Gesandtschaftshotel vorfand und dementsprechend seinen eignen Hausstand führen mußte.

Seine Lebensweise war von jeher eine äußerst einfache, studentisch-jung-

Digitized by Google

gesellenhafte und blieb dies — sogar im gesteigerten Maße — bis an sein Ende. Aller äußere Glanz, jede formelle Etikette widersprach seinem innerlich gekehrten Wesen. Eine lärmende Geselligkeit war nicht nach seinem Geschmack, um so mehr aber liebte er es, im kleinen Kreise bei sich zu Hause den Wirt zu machen. Er that dies mit der vollendetsten Liebenswürdigkeit und suchte und verstand es immer, seine Gäste durch seine geistreiche, humorvolle Unterhaltung, sein verständnisvolles Eingehen auf die Natur und Liebhaberei jedes Einzelnen, durch seine kritischen, häufig satirisch angehauchten Bemerkungen vollkommen zu kaptivieren.

Schlözers Stärke als Diplomat lag in seiner völligen Vorurteilslosigkeit, die ihm im Verein mit seinem geschichtlich veranlagten und geschichtlich geschulten Geiste das Herausschälen des Kernes ermöglichte, in seiner Fähigkeit, die andern in ihnen nicht zum Bewußtsein kommender Weise auszuhorchen, ohne dabei selbst je mehr oder etwas andres sich abfragen zu lassen, als er wünschte — in seinen reichen Kenntnissen und in seiner jovialen, um nicht zu sagen, burschikosen Art, die den andern sicher machte und einlullte.

Aeußerlich freilich war bei Schlözer wenig von einem Diplomaten zu merken; das gilt sowohl von seiner Erscheinung, die mehr die eines Gelehrten war, als von seiner geradezu spartanischen Einrichtung, die kaum mehr als die erforderliche Zahl von Stühlen und Tischen aufwies, als schließlich von seiner jeder Eleganz baren Kleidung, die von der salopp gebundenen bindfadendicken schwarzen Krawatte bis zu den plumpen altmodischen Stiefeln alles andre eher vermuten ließ als einen königlich preußischen Gesandten.

Im Juli 1880 erfolgte Schlözers Ernennung zum Wirklichen Geheimrat; Bismarck hatte ihn persönlich hiervon mit folgenden Worten in Kenntnis gesetzt:

„Ich hoffe, daß Sie sich nicht in Ihrer Ehre verletzt fühlen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie zur Excellenz vorgeschlagen habe."

Diese mehr scherzhaft gehaltene Aeußerung beweist unzweifelhaft, daß zwischen Bismarck und Schlözer ein ausgezeichnetes Verhältnis bestand, wie es auch, abgesehen von vorübergehenden geschäftlichen Differenzen — denn Schlözer stand keineswegs im Geruche willfähriger Fügsamkeit — geblieben ist.

Bismarck, möchte ich behaupten, hat den Glauben an Schlözers Tüchtigkeit und Brauchbarkeit nie verloren und hat sich trotz der erwähnten Vorkommnisse im gegebenen Momente stets seines Legationssekretärs erinnert, wie auch Schlözer andrerseits seinem unvergleichlichen Lehrmeister und Vorgesetzten von dem Moment ab, wo ihm dessen Größe und zielbewußte Politik voll und ganz zur Erkenntnis gekommen war, Zeit seines Lebens in unbegrenzter, glühender Verehrung treu geblieben ist.

Es war daher auch Schlözers Hauptbestreben, kam er aus Amerika oder vom italischen Boden im Sommer auf Urlaub nach Deutschland, sobald als möglich sich bei Bismarck zu melden; die häufigen und längeren Besuche in Varzin und Friedrichsruh zeugen davon, daß Schlözer im Bismarckschen Hause ein gern gesehener Freund war.

Hiernach war es eigentlich auch nicht zu verwundern, daß der Reichskanzler,

Digitized by Google

als ihm zu Anfang der achtziger Jahre die Notwendigkeit eines Ausgleichs mit Rom sich immer mehr darstellte, in erster Linie an Schlözer dachte und gerade in ihm für die erfolgreiche Führung der einzuleitenden Verhandlungen die in jeder Beziehung geeignetste Persönlichkeit erblickte.

Bereits im Sommer 1881, als Schlözer auf Urlaub in Deutschland war, erhielt er von Bismarck den höchst ehrenvollen, aber sehr delikaten Auftrag, nach Rom zu reisen und dort ganz privatim in der angedeuteten Richtung Personen und Verhältnisse zu sondieren. Schlözers Eintreffen in Rom während der heißen Sommerszeit hatte an und für sich nichts Befremdliches, zumal er in den letzten Jahren ein wiederholter Sommergast in Rom gewesen war.

Die sogenannte Rekognoscierungsreise hatte unzweifelhaft den gewünschten Erfolg gehabt; aber Schlözer kehrte zunächst nach Amerika zurück. Erst zu Anfang des Jahres 1882 erfolgte seine Ernennung zum preußischen Gesandten beim heiligen Stuhl. Mit einem Schlage war sein Name über Nacht zu einem der viel genannten geworden, seine Person, die wenigstens in den einheimischen Blättern kaum Erwähnung gefunden hatte, war plötzlich in einer höchst bedeutsamen Weise vor die Oeffentlichkeit getreten.

„Wohin ich schauen mag im Blatt,
Ein Name steht an jeder Statt
v. Schlözer."

so lauteten die Anfangszeilen eines längeren Gedichtes im „Kladderadatsch" zu jener Zeit.

Schlözer selbst scheint gar nicht leichten Herzens die römische Mission übernommen zu haben, denn gerade er, der mit den römischen Verhältnissen, speziell noch aus der Zeit der weltlichen Herrschaft des Papsttums, so sehr vertraut war, verhehlte sich nicht, daß er vor einer äußerst schwierigen Aufgabe stand.

Diese Erkenntnis aber hielt ihn nicht ab, veranlaßte ihn vielmehr erst recht, sich mit unermüdlichem Eifer ihrer Lösung zu widmen. Zu statten kam ihm hierbei vor allem, daß er aus seiner früheren Thätigkeit in Rom gelernt hatte, daß die Kurie immer Zeit hat, und daß man ihr gegenüber, will man etwas erreichen, keine Eile zeigen darf, daß mit andern Worten bei Verhandlungen mit der Kurie vor allem dreierlei erforderlich ist: Geduld, Geduld, und nochmals Geduld!

In dieser Tugend zeichnete sich Schlözer — häufig genug in Ueberwindung seiner temperamentvollen Natur — in besonderem Grade aus. Daneben gelang es ihm, nicht nur unter den maßgebenden kirchlichen Würdenträgern sich dienstwillige Freunde zu verschaffen, wozu in erster Linie der Staatssekretär Jacobini gehörte, der auch schon im Sommer 1881 dem rekognoscierenden Schlözer in Rom die Wege geebnet hatte, sondern auch vor allem bei dem Papste Leo XIII selbst persona gratissima zu werden.

Auf diese Weise glückte es ihm, bei dem hochwichtigen politischen Akte der Wiederherstellung des „modus vivendi" zu der römisch-katholischen Kirche der bedeutendste und erfolgreichste Mitarbeiter des Fürsten Bismarck sein zu können.

Der Tod Jacobinis, wie besonders die Uebernahme des Staatssekretariats

Digitized by Google

durch den Kardinal Rampolla im Sommer 1887, scheinen eine Erschütterung der Stellung Schlözers zum Vatikan zur Folge gehabt zu haben. Rampolla war ein persönlicher Widersacher Schlözers und hat dessen Abberufung von Anfang an direkt und indirekt betrieben, zumal er in ihm dank seiner vorzüglichen Beziehungen zum heiligen Vater einen unbequemen Gegner erblickte.

Bismarck wollte jedoch von dem Mann seines Vertrauens nicht lassen.

Als unser jetziger Kaiser im Herbst 1888 bei Gelegenheit seiner Anwesenheit im Quirinal auch dem Papste einen Besuch abstatten wollte, hat Schlözer in sehr geschickter und bemerkenswerter Weise ein Zeremoniell festgestellt, welches den Ansprüchen und Wünschen beider Parteien genügte.

Wie vortrefflich das von Schlözer entworfene Programm bezüglich des Kaiserbesuches im Vatikan am 12. Oktober 1888 sich bewährt hatte, beweist die Thatsache, daß bei der Wiederholung des kaiserlichen Besuches im April 1893 fast dasselbe Zeremoniell beobachtet worden ist. Wenn trotzdem die Zusammenkunft in den Gemächern des Vatikans weder den Kaiser noch den Papst voll befriedigt hat, so liegen die Gründe hierfür auf einem Gebiete, das außerhalb des Rahmens unsrer Betrachtungen sich befindet.

Die Gegner, oder richtiger diejenigen Leute, welche Schlözer nicht wohl wollten, waren in Rom in der Nähe des Papstes zu treffen — vor allem aber im eignen Vaterlande!

Solange wie Bismarck das Staatsschiff lenkte, waren jene Herren aber nicht mächtig genug, ihre Pläne und Wünsche, die auf Schlözers Beseitigung abzielten, durchzusetzen.

Sobald aber im März 1890 der Sturz Bismarcks erfolgt war, was Schlözer im Interesse des Vaterlandes nicht genug beklagen konnte — und er unbeirrt in alter Treue fest und offen zu seinem „Helden" weiter zu stehen nicht abließ —, begannen die Angriffe gegen ihn mit erneuter Heftigkeit und zum Teil unter Anwendung recht eigentümlicher Mittel.

So wurde von gewisser Seite stets und ständig behauptet, daß Schlözers geistige und körperliche Kräfte in sichtbarem Abnehmen sich befänden. Demgegenüber darf ausdrücklich festgestellt werden, daß der Reichskanzler v. Caprivi, als Schlözer im Sommer 1890 demselben in Berlin sich vorstellte, über die mit Recht auffallende Frische und Rüstigkeit des preußischen Gesandten beim Vatikan erstaunt gewesen ist.

Als Pendant hierzu — gewissermaßen als Kuriosum — sei erwähnt, daß im Sommer 1891 das Gerücht in Umlauf gesetzt worden war, Schlözer sei ein Anhänger der Freimaurerei; man hoffte auf solche Weise seine Stellung zu erschüttern und ihn speziell beim Papst zu verdächtigen.

Es ist Thatsache, daß Schlözer eines Tages von einem seiner Bekannten eine Depesche mitgeteilt wurde, die aus Brüssel datiert war und folgenden Inhalt hatte:

„Rappel Schlözer ministre Prusse près Vatican parceque Francmaçon".

Digitized by Google

Selbstverständlich war alles erlogen, aber Schlözer sollte nun einmal beseitigt werden — und er wurde es.

Am 26. Juni 1892 erhielt er — mittels Depeschensack — einen vom 23. Juni datierten, vom Reichskanzler Grafen Caprivi unterzeichneten Erlaß, worin seine ehrenvolle Laufbahn mit Rücksicht auf sein vorgeschrittenes Alter als abgeschlossen bezeichnet und er zur Einreichung seines Abschiedsgesuchs aufgefordert wurde.

Noch am 13. Juni war ihm sein gewöhnlicher Sommerurlaub bewilligt worden.

Mit Recht äußerten sich seinerzeit die „Hamburger Nachrichten“ zur der Entlassung Schlözers wie folgt:

„Die Abberufung erfolgte unter Umständen, welche den hohen Verdiensten Schlözers und der Anerkennung, die er bei Kaiser Wilhelm I. und dem Fürsten Bismarck vielfach gefunden, nicht entsprachen.“

Wenn auch die allseitige Teilnahme an seinem unfreiwilligen, so plötzlichen Abgange Schlözer angenehm gewesen sein mag, so hat es ihn vor allem erfreut und tief gerührt, wie der heilige Vater, für den die Entlassung Schlözers ganz unerwartet gekommen ist, ihm mündlich, als auch durch Uebersendung seines Bildes mit der ehrenvollen, eigenhändigen Widmung:

„vir fidelis et prudens multum laudabitur“

seine hohe Wertschätzung zu erkennen gegeben hat.

Dieses Bild ist nach dem Tode Schlözers von den Erben der Stadt Lübeck geschenkt worden, und ist dasselbe auf Verfügung eines hohen Senates

„zur Erinnerung an einen der hervorragendsten Söhne Lübecks der Stadtbibliothek zur dauernden Aufbewahrung überwiesen worden“.

Wie der ehrwürdige Monsignor Giovanni de Montel in Rom, Schlözers langjähriger und treuer Freund, erzählte, hat der Papst nach Schlözers Entlassung und speziell nach dessen Fortzug von Rom wiederholt nach dessen Wohlergehen sich erkundigt, und wie der heilige Vater nach Bismarcks Sturz geklagt hat:

„Mi manca Bismarck“, so soll derselbe auch Schlözers Abgang aufrichtig bedauert haben.

Den Winter 1892/93 blieb er als Privatmann in Rom, in den ihm lieb gewordenen Räumen des Palazzo Capranica; einzelne Freunde standen ihm zur Seite. Unter andern sein langjähriger Legationssekretär, Legationsrat v. Reichenau, mit dem ihn im Gegensatz zu seinen früheren Legationssekretären aufrichtige Freundschaft bis an sein Lebensende verbunden hat; ein Beweis, daß Schlözer durchaus nicht die kalte Natur war, die er schien und scheinen wollte, wenn es nur gelang, bis zu seinem innersten Menschen durchzudringen.

Wie tief und warm Schlözer empfinden konnte, dafür ist auch ein unwiderlegliches Zeugnis sein ergreifendes Klavierspiel, in das er, unbeachtet und seinen Gedanken überlassen, seine ganze Seele legte.

Im Sommer 1893 siedelte er nach Berlin über; er war ein andrer ge-

Digitized by Google

worden; die Kränkung, die ihm widerfahren war, nagte an seinem Innern. Dazu packte ihn im Spätherbst eine heftige Influenza, welcher er trotz seiner äußerst zähen Natur erliegen sollte.

Noch wenige Monate vor seinem Ende war er mit den heftigsten Podagraschmerzen nach Friedrichsruh gefahren, da es sein Wunsch gewesen war, noch einmal in die Augen seines Lehrmeisters und Abgottes zu schauen. Das waren die letzten sonnigen Tage in Schlözers Leben.

Am 13. Mai 1894, am Pfingstsonntag, endete der Tod die Leiden eines Mannes, der seinem Vaterlande und vier Königen über 40 Jahre treu gedient, der schlicht und recht stets seine ganze Pflicht gethan hatte, unbeirrt um Lob und Anerkennung, um Schimpf und Tadel, der vom Glanze nicht geblendet, vom Sturme nicht gebeugt wurde.

Der „Reichsanzeiger" widmete dem Diplomaten Kurd v. Schlözer in einem längeren Nachrufe u. a. folgende anerkennende Worte:

> „Dr. v. Schlözer gehörte zu den hervorragendsten unsrer älteren Diplomaten; er hat auf seinen verschiedenen Posten, vor allem bei den Vereinigten Staaten und der Kurie die ihm anvertrauten wichtigen Interessen vermöge seiner hohen geistigen Befähigung, seiner geschichtlichen und allgemeinen wissenschaftlichen Kenntnisse mit Geschick und Erfolg wahrgenommen."

Berlin 1900.



Die Russin.

Erzählung

von

Mite Kremnitz.

Im Gebirgsdorf wußte keiner, wie sie hieß; man nannte sie nur: „die Russin".

Die Kinder wichen ihr scheu aus, weil sie das „Grüß Gott" nicht erwiderte — wahrscheinlich beachtete sie es nicht; die Männer gingen teilnahmlos, ohne die Mütze zu ziehen, an ihr vorüber; aber die Frauen konnten sich des Mitleids nicht erwehren, wenn sie, den weißen Filzhut auf dem feinen blonden Haar, mit weit geöffneten Augen an ihnen vorbeieilte, auf dem Wege zur Stadt.

Einen andern Weg schlug sie nicht mehr ein, und auch diesen nur gegen Abend, wenn sie dem Boten entgegenging, der „die Post" mitbrachte.

Lunt, der Bote, sah sie immer schon im Geiste, noch ehe sie wirklich vor ihm auftauchte, und hörte die bebende Frage: „Haben Sie heute etwas für

mich?" lange ehe sie gestellt wurde. Es war ihm schwer, immer nein sagen zu müssen, er fürchtete sich den ganzen Abend vor diesem Augenblicke; schon seit geraumer Zeit that er den Mund, in dem die Pfeife hing, nicht mehr zur Antwort auf, sondern schüttelte einfach den Kopf.

Sie ging dann scheinbar beruhigt und gleichgültig an ihm vorüber, weiter zu Thal, als habe sie ihn nur zufällig getroffen und nur aus Höflichkeit gefragt. Aber er war ihr einmal nachgeschlichen, während die Mulis ruhig weiterzogen, und hatte gesehen, was sie that, wenn sie ihn weit genug entfernt wähnte: sie bog von der großen Straße ab, warf sich auf die Erde und weinte und schluchzte.

Erst lange, nachdem Lunt im Dorfe angelangt war und alle seine Bestellungen abgeliefert hatte, kehrte auch sie nach der Pension Adler, in ihre kleine, niedrige Stube, zurück. Dort setzte sie sich an den wackligen Tannentisch und bereitete mit dem Samowar ihren Thee. Sie aß nur ein wenig Hausbrot dazu; es schmeckte ihr nicht, aber es roch säuerlich, wie das Leutebrot daheim, das den Kindern verboten gewesen war, und das sie darum heimlich so gern gegessen hatten.

Der Wirt wunderte sich oft über ihre Genügsamkeit, er hätte nie geglaubt, daß ein Mensch mit so wenig Nahrung bestehen könnte. Vielleicht steckte so viel Kraft in ihrem Thee!

Tagsüber schrieb sie viel, aber fortgeschickt hatte sie lange keine Briefe; seit dem Monat Juni nicht, wo sie ein Armband nach London an ihren Mann gesandt hatte; dem Wirte hatte sie damals erklärt, ihr Mann brauche eilig Geld, und in einer großen Stadt könne man Schmucksachen so leicht verkaufen.

Abends blieb sie im Dunkeln, wahrscheinlich, weil die Kerzen teuer und nicht im Pensionspreis einbegriffen waren, und legte sich früh zur Ruhe. Aber die Adlerwirtin hatte den Argwohn, daß die Russin keinen Schlaf fände, sondern die Nächte durch weinte. Ihr Gesicht zeigte ja die Spuren, es war abgezehrt und abgehärmt! Der Wirt meinte: Schön könne sie auch früher nicht gewesen sein! Doch seine Frau wies ihn zurecht: So viel Unglück zerstöre selbst das schönste Gesicht, die Russin habe etwas Vornehmes an sich; ob er die weißen Zähne und die wundervollen seidigen Haare nie bemerkt habe? Ihre Augen erinnerten sie immer an die der Mutter Gottes auf dem großen Kapellenbilde! —

An Mitgefühl ließ es die Adlerwirtin gewiß nicht fehlen, auch der Wirt hatte mehr, als er zeigte. Es kränkte ihn nur, wenn die Nachbarn seinen unheimlichen Gast eine Nihilistin nannten und der Landjäger ihm neckend andeutete, er würde die Russin wohl noch einmal ins Gewahrsam abführen müssen!

Trotz aller Teilnahme aber fiel den Wirtsleuten der Gedanke recht schwer, daß sie die Fremde vielleicht über den Winter würden bei sich behalten müssen; sie verzehrte zwar wenig, aber verursachte immerhin einige Auslagen. Augenscheinlich hatte sie ihr Geld aufgebraucht, und gezahlt hatte sie schon seit Wochen nicht mehr. Jetzt war September; das Kartoffelaufnehmen stand vor der Thür, man war auf Gäste nicht mehr eingerichtet, sondern pflegte um diese Zeit tags-

Digitized by Google

über das Haus abzuschließen und drüben, jenseits des Baches, auf dem Kartoffelacker zu arbeiten: wer sollte dann die Fremde besorgen?

Die Russin war schon seit Anfang April im Thale. Ihr Mann, ein schöner, stattlicher Herr mit großem Vollbart und eigentümlich grün-braunen Augen, hatte sie zum Wagen nach Palüd gebracht, war einige Tage mit ihr im Adler geblieben, hatte Luft und Aussicht gelobt und überall laut davon geredet, daß er in spätestens sechs Wochen wiederkommen werde, um sie abzuholen. Natürlich hatte man im Adler die Fremden mit Ehrfurcht aufgenommen, es schienen sehr vornehme Leute zu sein. Ein paar Leiterwagen voll Kisten und Kasten waren für die Frau seitdem eingetroffen — Lunt hatte den Fuhrlohn dafür noch nicht gesehen —, der Herr aber kam nicht zurück. Die Frau hatte die Kisten nicht geöffnet, sondern in eine leere Scheune stellen lassen, denn ihre kleine Stube konnte nicht viel bergen.

Anfangs liefen noch hin und wieder Nachrichten vom Herrn ein; die Russin erzählte der Adlerwirtin, er habe unerwartet Abhaltung bekommen; vor dem Hochsommer werde er aber da sein. Der Hochsommer kam, jedoch nicht der Herr! Sie erwartete ihn nun täglich, stündlich.

Bei schönem Wetter saß sie unter einer verkümmerten Buche, hoch oben am jenseitigen Ufer, wo der Rothorn-Tobel aus der Schlucht bricht; von dort aus konnte sie den Weg zur Stadt, wenigstens sein letztes Stück, wo er an der kleinen Kapelle aus dem Walde tritt, gut übersehen.

Es war an einem Montage gewesen, daß dies Warten anfing; die Russin hatte so lebhaft von ihrem Manne geträumt und war mit der Gewißheit aufgewacht, daß er drunten in der Stadt mit dem Nachtzuge eingetroffen sei und früh am Morgen nach Dorf Palüd hinaufsteigen werde. Die Jungfrau Maria hatte ihr im Schlafe seine Nähe verkündet! — Schnell hatte sie ihre Stube aufgeräumt und sich den Hut — zum erstenmal vorm Spiegel — aufgesetzt, um ihm entgegenzueilen. Die Fahrstraße war ihr aber zu belebt gewesen, darum hatte sie lieber diesen Wachtposten am Tobel bezogen; sowie sie ihn aus dem Walde treten sah, blieb ihr zum Entgegengehen noch Zeit genug; ein altes Fernglas, das sie mitgenommen hatte, würde sie vor jedem Irrtum bewahren...

Sie saß da und malte sich aus, wie seine hohe Gestalt sich von der weißgekalkten Kapellenwand abheben würde; ihr war dabei, als stünde einen Augenblick ihr Herz still, sie rieb sich die Brust, denn es that ihr so wehe drinnen, und alles tanzte ihr vor den Augen. Immer kam es ihr vor, als stünde er schon da! Aber es war die Tanne an der Kapelle, die Menschengestalt anzunehmen schien! Sie sah auf die Uhr — eigentlich war es thöricht, jetzt schon zu hoffen; er war ja Langschläfer!... Ihr zuliebe würde er schwerlich seine Gewohnheiten ändern... freilich, wissen konnte man es nicht! Vielleicht war die große Liebe wieder erwacht! Einmal, vor Jahren, hatte er ihretwegen sogar früh aufstehen können!

Wie außerordentlich belebt gerade heute die Landstraße war... Da tauchte ein Wagen aus dem Walde auf! Sie erhob sich, sie sprang förmlich bergab

Digitized by Google

im Tobelbett, von Stein zu Stein; natürlich war er es! Das hätte sie doch vorher wissen müssen, daß er zu Wagen käme!

Sie legte das Fernglas gar nicht erst an, suchte nur so schnell wie möglich die Brücke zu erreichen, um auf die Landstraße zu gelangen; sie, die Scheue, lief und lief, ohne daran zu denken, wie viele ihr nachsahen. Endlich erreichte sie den Wagen, er brachte drei Damen und einen älteren Herrn zum Adler!...

Die erste Enttäuschung war groß; aber die Russin besann sich: eigentlich hätte sie sich nicht einreden dürfen, daß Hermann so früh aufbrechen würde! Wenn man spät zur Ruhe gekommen ist, schläft man in den Tag hinein, und bei dem schönen Wetter war es doch wahrscheinlicher, daß er zu Fuß käme. Sie ging nun auf der Landstraße weiter bis zur Kapelle und setzte sich dort auf das lange Brett, das als Bank dient. — Wenn er nun gerade jetzt aus dem Walde träte! Ihr Herz klopfte laut, sie hörte Schritte, sie wollte sich aber nicht noch einmal vergeblich freuen, wenn sie auch diesmal eigentlich mehr Berechtigung dazu hatte...

Ein Trupp Wanderer zog die Straße entlang, einer von ihnen grüßte sie zum Scherz; sie fuhr zusammen; nein, diese unzähligen leichtherzigen Fußwanderer hier vorbeiziehen zu sehen, das war zu viel! Lieber kehrte sie an ihren Auslug im Tobelbette zurück.

Es war noch nicht einmal Mittag; warum wurde ihr nur das Herz so schwer? Vielleicht ging der Expreßzug Sonnabends gar nicht aus London ab, vielleicht hatte er gestern abend gar nicht in der Stadt eintreffen können, sondern erst in diesem Augenblicke, wo sie gerade verzweifeln wollte, stieg er unten aus dem Schnellzuge!

Sie durfte ruhig weiter hoffen. Das Plätzchen unter der Buche war ja außerdem so schön! Die Sonne schien, und ihre Augen ruhten träumerisch auf dem langen, weißen Wege, der sich drüben, hoch über dem Bache, hinschlängelt, und auf dem ihr Liebstes gleich erscheinen sollte...

War es die heiße Sonne oder der weiße Weg, der sie an die Heimat erinnerte? Wahrscheinlich die Sonne, denn dieser Weg war dem baumlosen, breiten Wege zur Mühle, auf dem sie ihn zuerst in der grünen Steppe gesehen, nicht zu vergleichen! Und doch war ihr, als säße sie nicht fern von dem träge unter Hängeweiden durchs Land streichenden Prut und wartete dort auf ihres Bruders Geheiß, um „den Neuen“ gleich zu begutachten! Ihr Bruder Gregor hatte bereits viele Hauslehrer gehabt; sie kamen und gingen, denn sie hatten sich nicht in das Landleben schicken, nicht mit Vater und Onkel sich stellen können. Nun erwartete man wieder einen, Dr. Hermann Blicks. Das war ein großer Tag in dem eintönigen Leben!

Gregor war zur Station gefahren, um ihn abzuholen, und hier sollte sie ihn in Augenschein nehmen. Die Geschwister hatten vereinbart, daß Gregor gleich seine Eindrücke mitteilen sollte: „Wie immer!“ hieß das Losungswort, wenn er ihm nicht gefiele; „wie nie!“ wenn er ihn leiden mochte.

Gregor kam und sagte: „Wie nie!“ — Da blickte sie zum erstenmal in

Digitized by Google

Hermanns verschleierte Augen. Er war müde von der langen Fahrt gewesen und hatte sich nicht sonderlich um sie gekümmert, aber sie war in seiner Nähe froh geworden, von der ersten Stunde an.

Ja, Hermann Blicks war „wie nie!“

Ob er Gregor gute Stunden gab, ob er viel Latein und Griechisch wußte, darüber hatte sie kein Urteil; aber alle, Vater, Onkel und Gregor, sogar die „taube“ Tante, wie er sie benannte, obgleich sie ganz gut hören konnte, stimmte darin überein, daß Blicks „ein famoser Kerl“ sei.

Er war viel klüger als alle Menschen, die sie je gesehen, und er verstand es herrlich, mit jedem fertig zu werden; überall wußte er Bescheid, und schon nach wenigen Wochen geschah nichts ohne ihn auf dem weiten Gute.

Schnell, wie er Herr des Hauses, war er auch Herr ihres Herzens geworden!

Beim Angeln am schläfrigen Prut hatte sie es ihm gestanden ... Wie heiß war der Tag gewesen! Die Ebene breitete sich weit vor ihnen aus; fern, kaum erkennbar fern, berührte sie den lichten Horizont, und alles um sie herum war weich und traumhaft.

Gregor und sie angelten jeden Sonntag, das war eine alte Gewohnheit; mit ihrem Bruder war sie wie ein Junge aufgewachsen und hatte seine Spiele geteilt, Hermann Blicks wurde nun der dritte im Bunde.

An jenem Morgen fing sie keinen einzigen Fisch, Hermann Blicks meinte verweisend, sie habe keine ruhige Hand, und sah sie dabei mit seinen verschleierten Augen, deren Farbe ihr immer ein Rätsel geblieben, so eigentümlich an. Und aus diesen Augen brach plötzlich ein gelber Strahl — so sandte oft die Sonne einen einzigen Strahl durch die dichten Prutnebel —, und unter diesem Strahl erzitterte sie. Gregor bemerkte es nicht; er hatte Stanleys Buch mitgenommen und durchquerte Afrika, während seine Angel im Prut den Karpfen fing. Da gab sie Hermann Blicks plötzlich einen Kuß, warum, wußte sie nicht, weil sie nicht anders konnte! Es war die Antwort auf den gelben Strahl aus seinen Augen!

Wie oft später hatte er das betont: Sie habe ihn zuerst geküßt! Als ob sie es bestreiten wollte! O nein, sie war stolz auf diesen mutigen Kuß! Warum sollte sie ihn nicht küssen, wenn sie ihn liebte? Hatte er sie doch mit seinen Augen längst geliebkost, sie durch Blicke in ungeahnten Gefühlen erbeben lassen, in atemloser Angst wie in süßen, unbeschreiblichen Schauern! Das hatte Hermann Blicks gethan, aber geküßt hatte sie ihn freilich zuerst!

Er gab ihr manche Stunden allein, Gregor war in vielen Fächern, in Philosophie und Logik, nicht so weit vorgeschritten, um daran teilzunehmen. In diesen Stunden lehrte er sie, daß es nicht Gut noch Böse gebe, nur machtvolle Natur, der man in Demut sich zu beugen habe. Und sie beugte sich ihr in glückseliger Demut; lange ehe er mit seinem unfaßbar weiten Wissen ihr alles erklärte, hatte sie es schon deutlich gefühlt, daß sie keinen eignen Willen mehr besitze, daß er dazu bestimmt sei, ihr Wille, ihr Ich zu sein. Aber es that ihr

wohl, wenn er klar deuten und erklären konnte, warum es so kommen mußte, warum Vater und Tante um ihr Geheimnis nicht zu wissen brauchten!

Trotz aller Philosophie ging sie nach wie vor in die kleine Dorfkirche, küßte das Heiligenbild und brachte der Mutter Gottes Blumen. Wie schön hatte sie das Bild immer an ihrem eignen Namenstage geschmückt — sie hieß Olga, und ihre Schutzpatrone waren Peter und Paul, deren Ehrentag mitten in die Rosenzeit fällt!

Wie sie jetzt unter der Buche saß und von der russischen Dorfkirche träumte, fiel ihr ein, daß Peter-Paulstag bald wiederkehren müsse. Sie rechnete an ihren schmalen kleinen Fingern dreizehn Tage zurück, — wenn sie nur wüßte, welche Monate dreißig, welche einunddreißig Tage zählten! Aber das hatte sie nie behalten können! Sie erinnerte sich aber plötzlich, daß Lunt gestern vom zwölften Juli gesprochen hatte. Erschrocken zählte sie noch einmal zurück; der russische Peter-Paulstag mußte ihr unbemerkt schon vorübergegangen sein! Zum erstenmal im Leben hatte sie ihn vergessen! Das mußte ihr Unglück bringen! Schon in der Kinderstube hatte Barbara gesagt: „Man stirbt keines natürlichen Todes, wenn man seine Schutzheiligen vergißt!"

Olga war so erschüttert, daß ihr die schöne Zeit, wo Hermann Blicks sie Weltweisheit gelehrt hatte, ganz entschwand. Erschrocken stand sie auf. Es war Mittagszeit, sie mußte zurück zum Adler. Langsam machte sie sich auf den Weg.

Viele neue Gäste waren eingetroffen und standen vor der Thüre oder im Flur; sie ging gesenkten Auges an ihnen vorüber in ihr Stübchen, wohin die Kellnerin auf einem Brette zwei einfache Gerichte brachte; mehr aß sie nie.

Die Suppe that ihr wohl, und sie fing an, sich über den Peter-Paulstag etwas zu beruhigen und wieder zu rechnen, wie lange es dauern müßte, bis Hermann im Dorf sein könnte, falls er mit dem Eilzug eingetroffen wäre und gleich einen Wagen genommen hätte. In der Mittagshitze war die Fußwanderung ausgeschlossen. Eigentlich konnte sie jetzt seiner Ankunft sicherer entgegensehen als am Morgen; da er ihr zum Namenstage nicht geschrieben hatte, mußte er unterwegs zu ihr sein!

So kehrte sie zu ihrem Versteck unter der Buche zurück; sie bemerkte wieder, wie schön die Aussicht von dort war: fern schloß das Thal durch steile blaue Berge ab, hinter denen Deutschland, Hermanns Heimat, lag. Die weiche Linie der gegenüberliegenden Höhen hob sich sanft vom lichten Blau des Sommerhimmels ab, nur vereinzelt strebten dunkle Tannen über sie hinaus. Der weiße Streif der Landstraße lag wieder vor; trotzdem wollte die wunderbare Stimmung des Morgens sich nicht einfinden, soviel auch die Gedanken von neuem zurückwanderten.

Hermann Blicks hatte damals wohl gedacht, es solle immer so fortgehen; aber alles wandelt sich unaufhörlich, nur sie und ihre Liebe nicht!

Die taube Tante wollte Olga standesgemäß verheiraten; sie war doch Fürst Kurdusows einzige Tochter! Dadurch kam das ganze Unglück über sie.

Hätte Hermann Blicks noch ein paar Jahre weiter auf dem Gute gelebt,

bis ihn keiner mehr hätte entbehren können, es wäre gewiß anders gekommen! Er wäre trotz seiner protestantischen Herkunft des Fürsten Schwiegersohn geworden, und noch heute würden sie alle zusammen leben in Freuden und Herrlichkeit.

Doch nun brach der Unfrieden los; Hermann Blicks war plötzlich nur noch ein hergelaufener Deutscher. Die Tante sprach von der Schmach, die er dem ganzen Geschlechte angethan, sie hetzte den Vater und den guten Onkel Feodor auf. Auch Hermann verlor die Fassung und hörte auf, alle zu meistern, indem er sich scheinbar alles gefallen ließ.

Da entfloh sie mit ihm heimlich aus ihrem Vaterhause!

Später, in einer bösen Stunde, hatte er ihr gesagt, er würde schon damals lieber ohne sie gegangen sein! Aber sie hatte an diese Lösung nie gedacht: sie gehörte zu ihm für Zeit und Ewigkeit! Vielleicht hatte er sich immer mehr lieben lassen, als daß er liebte; aber dafür war er ein Mann und ein Germane! Nur Frauen und Slawen können wirklich lieben!

Wahrscheinlich hatte er auch das bequeme Leben, das mit ihr verknüpft schien, geschätzt und geliebt; das merkte er, als sie beide mittellos in Odessa waren, nachdem der Konsul dort sie getraut hatte. Hermann Blicks mußte erst einen Prozeß anstrengen um die mütterliche Erbschaft seiner Frau; der alte Fürst glaubte in seinem verblendeten Zorn, er dürfe sie ihr zur Strafe zurückbehalten. Anfangs lebten sie nur von dem, was sie aus dem Verkauf ihrer Schmucksachen erlöste. Er hatte wohl nie daran gedacht, daß andre Männer ihre Frauen mit ihrer Arbeit zu ernähren suchen.

Zwar entschloß er sich schließlich, einige Stunden zu geben, aber das that ihr weh. Mit seiner Begabung, seinem Riesenwissen war er zu Besserem als zu Taglöhnerei bestimmt. Das Leben war nicht leicht gewesen; aber beim Zurückblicken schienen ihr jene Jahre doch noch schön, denn damals war sie ihm nötig und nützlich gewesen. Sie kannte die Sprache, die er nie fließend erlernte, und wenn sie auch Frau Blicks hieß, so blieb sie doch Fürst Kurdusows Tochter, und das öffnete ihm viele Thore. Auch lag noch die ganze Hoffnungsfreudigkeit der Jugend über ihnen. Er war immer guter Dinge, geistreich und voller Humor, wenn er nichts zu thun brauchte; eine gute Zigarre, gewählte Kost und ein amüsantes Buch genügten ihm. Sie war glückselig, wenn er nur lachte.

Aber wenn er kein Geld hatte, wurde er verstimmt und unfreundlich gegen sie. Daher versuchte sie mit Aufgebot aller Kräfte, ihm die Sorgen fern zu halten.

Der Prozeß hätte ewig dauern können, wenn Onkel Feodor nicht Mitleid gehabt und einen Ausgleich angebahnt hätte. Der Vater gab eine größere Summe, und sie erklärte sich für abgefunden.

Hermann war froh, das „verfluchte Land“ endlich verlassen zu können, und gedachte nun einen Wirkungskreis zu finden. Sie kannte nur noch eine Heimat: sein Herz. So schied sie ohne tiefen Schmerz vom Vaterlande.

Durch Bekannte wurde er nach Graz gezogen; dort kaufte er sich eine

Digitized by Google

Zeitung. Nun würde er zeigen, was er konnte. Sein Name sollte bis nach Odessa dringen und Fürst Kurdusow noch einmal stolz sein, daß solch ein Mann seine Tochter zur Frau gewählt hatte. — Anfangs brachte die Zeitung natürlich nicht viel Geld ein, aber da Olga ihren mütterlichen Hausrat mitgenommen hatte, konnte sie ein großes Haus einrichten und einen Teil davon an Sommergäste vermieten.

Die Russin schrak aus ihren Rückblicken auf: Drüben auf der Landstraße ward ein Wagen sichtbar, er hob sich scharf von der weißen Kapelle ab — ihr stieg das Blut in den Kopf, aber diesmal setzte sie doch das Fernglas ans Auge, ehe sie ihrem Impulse, hinüber zu eilen, nachgab. Zwei Personen saßen im Wagen — an und für sich war das nicht entmutigend —, aber es schien ein weibliches Wesen zu sein, und dabei brannte ihr etwas im Herzen; sie wußte nicht genau, war es die Dame dort im Wagen oder die Erinnerung an die Sommergäste in Graz?

Noch einmal sah sie durchs Glas; die Sonne beleuchtete jetzt grell den Wagen; zwei Frauen saßen darin und ein Kind zwischen ihnen.

Sie mußte sich die Augen wischen, das scharfe Glas brachte sie immer zum Thränen.

Wodurch hatte sie es damals bemerkt? Mißtrauisch war sie nicht, aber er sprach nur noch von den dicken, schwarzen Haaren des Mädchens, die einzeln sichtbar auf der weißen Kopfhaut angewachsen seien; sie verbiß den Schmerz und erklärte das Mädchen für schön und eigenartig. Nie sagte sie ihm, wie grausam es sei, daß er ihr immer wieder von diesen Haaren sprach — aber wenn sie allein in ihrem Zimmer, riß sie an ihren armen, weichen, lichtblonden Haaren, die er einst seidig und schön gefunden hatte und jetzt verachtete.

Ein Sommer verging und noch einer; sie war so mager geworden, daß er sich manchmal scherzend wunderte, warum die Haut ihrer Finger viel zu weit erscheine für die dünnen Knochen darin, aber es beunruhigte ihn nicht weiter.

Im Winter aber, als er ihr, was lange nicht geschehen, wieder russisch vorlas, um die Sprache nicht zu vergessen, aus der er Uebersetzungen machen wollte, fing er wieder an, wie in alten Zeiten, von seiner Weltauffassung zu reden, von der Unfreiheit des Willens, auch von Liebe und Ehe. Eine Ehe die kinderlos geblieben, so meinte er, sei weder vor der Natur noch vor dem Gesetze eine richtige Ehe, sie erfülle nicht ihren einzigen Zweck: Hervorbringung von Nachkommenschaft.

Als er zum erstenmal so redete, überlief Olga ein kalter Schauer. Sie suchte ihn zu überzeugen, daß die Ehe noch andere Zwecke habe, sie erinnerte ihn an Verwandte und Bekannte, deren Ehe auch kinderlos geblieben war, oder die ihre Kinder früh verloren hatten. Er aber beharrte auf seiner Theorie. Sie schwieg schließlich, denn sie wußte genau: es war keine bloße Theorie — es war das schwarzhaarige Mädchen.

Zehn Jahre waren seit ihrer Verheiratung vergangen, fünf seit der Ankunft in Graz, da war ihr Vermögen aufgezehrt, und die Zeitung machte Bankerott.

Digitized by Google

Nun sprach er ohne jede Rücksicht mit ihr: Sie müsse zurück zum Vater, der alte Groll würde sich gelegt haben, und jedenfalls gehe es so nicht weiter. Sie müsse längst gefühlt haben, daß sie ihm zur Last sei; seit Jahren hätten sie nur eine Scheinehe geführt, sein Herz habe ihr überhaupt nur vorübergehend in unreifer Jugendduselei gehört.

Schluchzend lag sie zu seinen Füßen, sie küßte den Boden, den er betreten, sie weinte und flehte um Erbarmen, denn ohne ihn könne sie nicht leben. Auch an seine Ritterlichkeit wandte sie sich; er verhöhnte sie: ein Bauernsohn, wie er, brauche bessere Eigenschaften als fade Ritterlichkeit, mit der man nicht vorwärts komme im Leben, das habe er erfahren. — Und dann kam das, was die Tante ihr vorhergesagt hatte: „Der, um den du es gethan, wird der erste sein, es dir vorzuwerfen!“ — Ja er warf ihr vor, daß sie sich ihm willenlos anvertraut, sowie er sie begehrt hatte. Und von neuem hielt er ihr vor, daß sie ihm keine Kinder geschenkt habe. Sie unterbrach ihn: „O Hermann, war es nicht ein Segen in unsern unsichern Verhältnissen, daß der Himmel sie uns versagte? Es ist doch nicht meine Schuld. Und vielleicht schenkt die Mutter Gottes sie uns später, ich habe täglich darum gebetet.“

Er lachte hart über ihr Beten und setzte hinzu: „Sieh dich an, du bist eine alte Frau geworden, während ich jung geblieben bin!“ — „Gab ich dir nicht meine Jugend?“ warf sie ein, „gab ich dir nicht alles, was ich hatte? Hab Erbarmen und verstoß mich nicht!“

O, die bösen Tage! Bei der Erinnerung konnte sie sich des Schluchzens nicht erwehren.

Er schien damals Mitleid zu haben, denn er sprach nicht mehr davon, daß sie nach Rußland zurückkehren sollte, sondern nur noch von einer Lebensstellung, die er sich schaffen müsse. Dazu brauche er einige Zeit völliger Freiheit und Ungebundenheit.

Und jetzt saß sie unter der Buche und wartete seiner Rückkehr und meinte wirklich, die alte Liebe könne wieder erwachen.

Ja, das glaubte sie. Was in ihr ewig grünte und blühte, konnte doch auch in ihm neue Sprossen treiben. So wie sie ihn liebte, konnte nie eine andre ihn lieben. Sie verstand ja nur dies eine: zu lieben; sie war nur dazu geboren, um ihn zu hegen und zu pflegen. Durch Liebe für ihn hatte sie Kraft und Klugheit, Wissen und Können entfaltet; für sich selbst allein war sie nichts. Verträumt hatte sie neunzehn Jahre, bis er gekommen war; dann hatte sie geliebt und aus dieser Liebe heraus alles ertragen und geduldet — er m u ß t e wiederkommen, sie m u ß t e sein süßes Antlitz mit dem Kinderlächeln noch einmal sehen —, ihre Sehnsucht würde ihn zurückholen, wo er auch sei. Sie stöhnte laut in wildem Weh.

Vielleicht war er schon da?

Plötzlich wurde ihr ganz zuversichtlich zu Mut: er saß gewiß längst in ihrem Stübchen in der Pension Adler. Wenn sie die Thüre öffnete, würde er ihr mit ausgebreiteten Armen entgegeneilen: „Mein Weib, meine Olga! Ich hatte mich verloren, verirrt, nun habe ich mich wiedergefunden und damit dich!“

Digitized by Google

Sie richtete sich auf; durch das lange Stillsitzen auf dem Steine waren ihr die Füße wie abgestorben. Dann ging sie wie getragen von ihren Gedanken dem Gasthof zu; ihr war, als hingen seine Blicke an ihr, das machte den Schritt elastisch, die Haltung stolz und sicher...

Die Stube war leer. Niemand erwartete sie...

Aber morgen würde er da sein. Vielleicht war er sogar schon mit dem Nachmittagszuge angelangt, er litt nur an seiner bösen Migräne, die er in der Stadt ausschlief, und kam erst in der Abendkühle den steilen Weg bergan! Er wußte ja, daß er zu jeder Tages- und Nachtzeit willkommen war. Sie hatte heimlich noch fünfzig Gulden für ihn aufgehoben, um ihm seine Lieblingsspeisen und guten Wein zu verschaffen. Ach, wenn er nur käme, sie hatte auch noch Silbergerät, das sie für ihn gern verkaufen würde; er sollte nicht Mangel leiden, wie sie. —

Jeden Tag des Sommers hatte sie so auf ihn gewartet; ihr armer Kopf erfand immer neue Gründe, warum er gerade zu dieser oder jener Stunde eintreffen sollte.

Wenn es regnete, konnte sie ihren Platz unter der verkümmerten Buche nicht einnehmen, sondern mußte in der niedrigen Stube bleiben; dann legten sich die Berge beklemmend auf ihre Brust, sie schloß die Augen, um sie nicht zu sehen, um von der weiten, grünen Steppe träumen zu können; daheim war alles weit, so viel Raum, auch im Gehöft und im Hause, das ganze Leben war so breit dort, und der Boden selbst lehmig und weich, nicht hart und felsig, wie hier. Sie fror Tag und Nacht, konnte sich nie erwärmen — ach, nur eine Stunde in der heißen Sonne Südrußlands auf dem schattenlosen Wege, der vom Herrensitz zur Mühle führt.

Manchmal an solchen Tagen schrieb sie endlos lange Briefe an ihren Mann, sie hatte ihm so viel zu sagen. Aber sie wagte die dicken Briefe nicht abzuschicken, sie kosteten zu viel Geld; auch war einmal einer aus London mit dem Stempel „unbestellbar" zurückgekommen. Damals hatte sie mit freudiger Sicherheit daraus ersehen, daß er unterwegs sei, um sie abzuholen — aber jetzt?

Es war nun September geworden, der Winter stand vor der Thüre. Während sie Abend für Abend Lunt entgegenging, setzte sich ein neuer Gedanke in ihr fest: Hermann könne irgendwo krank liegen und nach ihr verlangen, ihre Liebe, ihre weiche Hand vermissen, und in die Angst um ihn mischte sich ein wunderbares Glücksgefühl. Doch es hielt nicht lange vor, die Angst wuchs, und neues Grauen erwachte. Was sollte aus ihr werden, wenn er nie käme?... Noch wagte sie nicht auszudenken, daß er sie verlassen haben könnte; aber wie ein schwerer Stein lastete dies Entsetzliche auf ihrem Gehirn. Manchmal ging ihr durch den Sinn, ob sie nicht an ihren Bruder schreiben sollte. Aber wie der Wind Wolken vor dem Monde vorbeipeitscht, jagte dieser Gedanke nur an ihrem Bewußtsein vorüber. Sie durfte diesen Ort nicht verlassen, es wäre zu furchtbar, wenn er käme und sie nicht fände. Er hatte versprochen, sie wieder abzuholen, sie wollte auf ihn warten, treu bis in den Tod. Zweimal wiederholte sie: „Bis

Digitized by Google

in den Tod!" Würde er kommen, wenn ihn die Nachricht ihres Todes erreichte? Gewiß! Vielleicht würde er sie im Sarge noch küssen und dann wieder so lieb haben, wie an jenem heißen Sommertage am Prut ... Sie sehnte sich so nach ihm...

Aber so lange sie noch hoffen konnte, mit ihm zu leben, wollte sie nicht sterben. Vielleicht war er gerade in diesem Augenblicke abgereist, um sie abzuholen. Aus falschem Stolze hatte er kein Wort geschrieben, ehe er sein Ziel, die feste Lebensstellung, erreicht hatte. Wie oft las man derartiges in Büchern. Und er war ja ein Romanheld, schön und klug wie kein andrer. Einst würden ihr diese Wochen und Monate im Hochgebirgsdorf nur wie ein dunkles Thor vorm Paradiese erscheinen. Daß die Hoffnung so stark in ihr lebte, schien ihr ein Beweis für eine glückliche Zukunft; die Stimme Gottes in ihr konnte sie doch nicht täuschen.

Am letzten September war's, als sie wieder Lunt entgegeneilte, und er, der gute Lunt, hielt ihr schon von fern einen großen Brief mit rotem Siegel entgegen. Aber es war dämmerig, sie sah ihn nicht, sie hörte nur das Knarren der Räder. Erst als sie vor ihm stand, erfaßte sie es, daß wirklich ein Brief für sie da sei. Sie stieß einen Laut aus, ein wunderbares Schluchzen, wie unterdrücktes Jubeln. Lunt hatte nie etwas so Erschütterndes gehört; aber er stellte sich teilnahmlos und zündete seine Laterne an.

Beim fahlen Schein des entschwindenden Tages hatte sie aber bereits gesehen, daß der Brief nicht von ihrem Manne war — und da er nicht von ihm kam, konnte er nur etwas Schreckliches enthalten. Eine namenlose Angst packte sie, der Uebergang von Hoffnung zu Qual war zu plötzlich; ihr wurde schwindelig, sie mußte sich am Wagen festhalten. Die Laterne erhellte jetzt die nächste Umgebung, sie öffnete den Brief mit zitternder Hand — es war ein Schreiben vom Gericht! Dr. Blicks war wegen einer Schuld an einen Buchhändler in Graz verklagt worden, und da sein Domizil in der Schweiz unbekannt, das ihrige aber ermittelt worden war, und sie in Gütergemeinschaft miteinander lebten, sollte sie am 3. Oktober gepfändet werden. Sie wußte nicht genau, was das bedeutete: gepfändet!

An den Leiterwagen gelehnt, fragte sie Lunt danach und erzählte ihm gleich, die Summe sei nicht hoch, sie habe Teppiche in ihren Kisten, die viel mehr wert seien, auch ein großes silbernes Theebrett mit dem Kurdusowschen Wappen, die letzte Erinnerung an den Vater.

Lunt verstand nicht recht, was sie sagte, er hörte nur auf den schönen Klang der Worte; ihre Stimme schien ihm so süß und weich, wie die der singenden Kinder in der Frühlingsprozession.

Ihr war heute so bange zu Mut, sie mochte nicht allein bleiben, sondern kehrte zum ersten Male mit dem Boten ins Dorf zurück. Er trieb seine Mulis immer an den Rand des schmalen Weges, worüber diese sich nicht genug wundern konnten, damit die Frau eine bessere Straße hätte. Sie merkte nichts davon; Lunt sprach kein Wort, er hoffte, daß sie noch einmal reden würde, wie in dem

Digitized by Google

ersten Schreck über den Gerichtsbrief, doch ihr Mund blieb fest verschlossen. Sein „Domizil in der Schweiz“ war „unbekannt“. Also in der Schweiz war er, ihr so nahe, und trotzdem nicht gekommen.

Nicht der Gedanke an die Pfändung hatte sie so erschüttert, sondern das Wort „Schweiz“ —, das schwarzhaarige Mädchen lebte in der Schweiz.

Nun saß sie in der Stube und sann und sann. — Es war dunkel, sie fürchtete sich heute sogar im Hause vor der Dunkelheit. — Darum zündete sie den Lichtstummel an und suchte in ihrem Koffer die alte gelbe Wachskerze, die sie seit dem letzten Osterfest daheim aufbewahrte. Sie hatte sie immer bei sich geführt, um im Falle eines plötzlichen Todes nicht ohne Licht zu sterben. Von Kindheit an hatte man ihr eingeprägt, ohne Licht zu sterben, wäre das größte Unglück. Sie hatte seitdem freilich andres Unglück kennen gelernt, die geweihte Osterkerze war aber doch mit ihr durch die Welt gezogen.

Sie zündete sie an und steckte sie in den Leuchter, aus dem sie den Stearinstummel entfernte. Es sah gleich ganz feierlich aus, wie das gelbe Licht seinen Schein auf den alten Samowar warf — er stammte vom Urgroßvater; um ihn herum hatte oft eine glückliche Familie in trautem Heim gesessen ... In drei Tagen würde das Gericht ihr vielleicht den Samowar fortnehmen ... Aber das brauchte sie nicht mehr mit anzusehen ... Nun war alles vorbei; Pfändung und er in der Schweiz bei dem schwarzhaarigen Mädchen.

Zunächst zog das Licht aber ihre Aufmerksamkeit wieder auf sich; es war so schön, es brannte wie in der Dorfkirche daheim; sie spürte den Weihrauchduft und dachte an die frischen Osterstollen, die zu Hause der Kirchgänger warteten, an die roten Eier ... Ach wenn sie doch noch ein einziges Mal im schmalen Chorstuhl an der bemalten Wand sitzen könnte! Der Kantor sang näselnd, und der Vater schnarchte — bei den langen Festgottesdiensten schlief er immer ein, sowie er nicht mehr zu stehen brauchte. Jetzt schlief er gewiß längst den ewigen Schlaf. Ach sie sehnte sich auch nach ihm. Ob sie ihn drüben wohl gleich finden würde? Auf Erden war jede Hoffnung erloschen, sie mußte auch im Tode noch hier bleiben und auf Hermann Blicks warten.

Wie die Gerichtsleute es wohl anstellen, wenn sie bei jemand eine Pfändung vornehmen? Ob sie Hand an die Betreffenden legen? Sie erinnerte sich, einmal gelesen zu haben, daß man die Kleidung von Leuten durchsucht habe, weil man meinte, sie hätten Kostbarkeiten in ihren Taschen versteckt. Wie gut, daß man es ihr drei Tage vorher gesagt, nun konnte sie dieser Schmach noch entgehen.

Jetzt löschte sie die Kerze, sie brauchte sie ja noch für den folgenden Tag, und legte sich ermattet nieder. Sie schlief nicht, aber sie weinte auch nicht, eine furchtbare Spannung hielt sie aufrecht; klar denken konnte sie nicht mehr, vielleicht weil sie so lange gehungert hatte; aber jetzt hätte sie nichts mehr schlucken können, ihr Hals war wie zugeschnürt.

Die Spannung hielt an bis zum nächsten Morgen. Sowie der Tag dämmerte, zog sie sich an und machte sich auf den Weg zur Stadt. Es regnete, aber sie beachtete es nicht. Der Bote sah sie vor sich hergehen und dachte sich,

daß sie wohl zum Gericht wolle, um Aufschub zu erlangen. Hoffentlich hatte sie Erfolg, denn es wäre doch eine böse Sache fürs ganze Dorf, wenn ein Gerichtsvollzieher dorthin käme. Was so ein Mann zu thun pflegte, wußte Lunt auch nicht, was Gutes konnte es jedenfalls nicht sein.

Die Russin ging unterdessen eilends bergab zur Stadt; an den abschüssigen Stellen des Weges sprang sie förmlich hinunter, in der raschen Bewegung lag ein Genuß, den sie lange nicht verspürt hatte. Sie fühlte sich überhaupt so wohl, die Angst schien fort, die sie so lange umklammert gehalten.

Den Weg zur Apotheke kannte sie genau, und sie trat ohne Besinnen dort ein und forderte Mäusegift; errötend setzte sie hinzu, daß sie gar nicht mehr schlafen könne, die Feldmäuse wären oben in Palüd in die Häuser gezogen, und für eine, die man finge, kämen gleich sechs andre.

Sie sagte das wie ein Kind, dessen Kopf voll von kleinen Aeußerlichkeiten ist, es klang so, als ob die Feldmäuse die größte Sorge ihres Lebens seien. Der Apotheker fragte, ob sie vergifteten Weizen wünsche oder die großen Pillen, welche die Bauern für das „Ungeziefer“ herzustellen pflegen? Ihr schauderte, es lief ihr etwas Eisiges über den Körper, und ihr war, als ersticke sie an den großen Pillen für „das Ungeziefer“. Aber sie sagte ruhig, sie möchte sowohl Weizen wie Pillen nehmen, „hilft nicht das eine, so hilft das andre, aber für sehr viele.“

Er gab ihr zwei Schachteln voll, sie dankte, zahlte und ging davon. Vor der Thüre stand eine kleine, braungestrichene Bank, dort nahm sie Platz, um aus den zwei Schachteln ein einziges Päckchen zu machen. Nun sie sich einmal gesetzt hatte, fühlte sie erst, daß der Weg doch lang und ermüdend gewesen; aber sie mußte ihn noch einmal machen; hätte sie das Licht bei sich gehabt, so hätte sie unterwegs bleiben können ... Vor der engen Stube im Adler schauderte ihr ... Lieber unter freiem Himmel. —

Die großen Pillen würden am Ende gar nicht durch ihren engen Hals rutschen; sie ekelte sich vor ihnen; der Weizen aber war ihr sympathisch, er erinnerte sie an die Scheuern daheim. Sie konnte nicht umhin, sie nahm gleich ein paar Körner in den Mund, schaute sich dann ängstlich um, ob es auch niemand gesehen hätte, dann trat sie den Rückweg an.

Die Straße ist anfangs steil, aber sie führt durch herbstlich bunten Laubwald. Der Regen hatte nachgelassen, aber es tropfte noch von den farbigen Blättern, die schon so sonnenmüde, nur noch leicht am Geäst hingen; manche fielen schon durch die Last eines einzigen Tropfens zu Boden.

Sie fühlte sich so furchtbar müde, ihr war, als könne sie nicht weiter; wäre es nicht so naß gewesen und der Oktoberwind so kalt, sie hätte sich an den Wegrand gesetzt, um nie mehr aufzustehen. Aber sie mußte hinauf, ihr Licht lag oben im Adlerstübchen; sie nahm alle Kraft zusammen, schon sah sie die Wolfgangskapelle vor sich, die den vierten Teil des Weges bezeichnet, nun hatte sie das steilste Stück erklommen. Plötzlich wurde ihr so schwindelig und übel, sie bekam heftiges Erbrechen und ein Brennen im Magen, das ihr fast das Bewußtsein raubte. Dabei verspürte sie quälenden Durst, und die Quelle war noch so

Digitized by Google

weit. Sie schleppte sich jedoch bis zu ihr hin, trank und trank von dem eisigen Wasser, dann sank sie ins nasse Gras ... O hätte sie nur die Kerze gehabt, so wären die Schmerzen nicht so schrecklich gewesen, sie hätte ja nicht weiter gebraucht ... nur schnell mehr Weizenkörner — sie schluckte alle, alle, damit es nicht so weh thäte, sie nichts mehr zu fühlen brauchte. — Die Pillen konnte sie nicht nehmen, der Geruch war so scharf, die Farbe so widerlich. Nun mußte sie aber weiter, so gut es ging ... Doch es ging nicht mehr ... War es schon Abend? War das Lunt, der sie auf seinen Leiterwagen legte? ... Jetzt war sie dennoch in der niedrigen Stube, deren Decke sich erdrückend auf sie legte, sie wollte bitten, daß man ihr die geweihte Kerze in die Hand gäbe und sie unter freiem Himmel sterben ließe, aber kein Ton konnte mehr aus ihrer Kehle, keiner verstand sie.

Der Adlerwirt hatte im ersten Schreck selbst einen Arzt aus der Stadt geholt. Dieser erklärte, der Schlag habe sie unterwegs getroffen, die eine Seite sei ganz gelähmt und wenig Hoffnung.

Am 3. Oktober, als die Leute vom Gericht zur Pfändung kamen, war sie erlöst. Man öffnete alle ihre Kisten und Kasten; wie viele schöne Sachen hatte sie doch gehabt! Das Theebrett mit dem großen Wappen genügte schon, um die Forderung aus Graz zu decken.

Das ganze Dorf konnte sich nicht genug über den Zufall wundern, daß sie gerade in diesem Augenblick vom Schlag gerührt worden sei. Keiner hatte gewußt, daß sie so reich gewesen und so schöne Sachen besessen habe — da hätte sie ja gut zu leben gehabt, auch wenn dieser Betrüger, ihr Mann, sie ganz im Stich gelassen hätte.

Lunt hatte an der Quelle, wo er sie bewußtlos angetroffen, die zwei Apothekerschachteln, die eine leer, die andre voll, gefunden. Die gefüllte hatte er tief ins weiche Erdreich gedrückt und lose Blätter darüber gestreut; aber ein kleines Taschentuch, verwaschen und gestopft, mit einer Krone über dem Namenszuge, das hatte er in sein Wams gesteckt, nachdem er ihr einmal leise damit über das bleiche Gesicht gefahren war — das wollte er behalten, als Entgelt für den schuldigen Fahrlohn.

„O, du armes Frauli," sagte er dabei ein paarmal vor sich hin.

Der Adlerwirt war Gemeindevorstand und ging als solcher wegen der Beerdigung der Russin zum Herrn Pfarrer. Es war kein leichter Gang, denn Pfarrer Natz war sehr streng und hatte die Russin schon öfters eine Ketzerin genannt. Der Adlerwirt wußte nicht recht, womit er den Herrn Pfarrer überzeugen sollte, daß sie hier beerdigt werden müßte. Es würde ihn kaum erweichen, wenn er ihm erzählte, daß die Tote noch am letzten Abende vor ihrer Erkrankung bei einer Kirchenkerze gebetet hatte, wie alle durchs Fenster hätten beobachten können! Vielleicht würde er eher einsehen, daß so eine Leichenüberführung zur Stadt Kosten mache, und wer sollte die bezahlen?

Pfarrer Natz sah vollständig ein, daß der Gemeinde aus dem Todesfalle keine Unkosten erwachsen dürften; so gestattete er schließlich, daß die Russin auf geweihtem Boden, wenn auch möglichst entfernt von der Kirche, begraben werden

Digitized by Google

sollte. Das Läuten der Glocken und das Singen am Grabe verbot er jedoch, auch die Messe wollte er für sie nicht lesen...

Die Adlerwirtin fand dies ein bißchen hart; die Frau wäre doch auch eine Christin gewesen und solle nun ohne Glockengeläut in die Erde versenkt werden! — Doch gegen des Pfarrers Machtwort lehnte sich niemand auf.

So wurde die Russin in der Morgenfrühe am äußersten Rande des kleinen Gottesackers still beerdigt.

Zwei Tage später lieferte Lunt dem Adlerwirt als Gemeindevorstand einen Brief aus dem Auslande ab, der an die Tote adressiert war. Der Wirt öffnete ihn ohne Bedenken...

Wer hätte das gedacht! Sie war gar nicht so verlassen gewesen, wie es den Anschein gehabt! Ihr Vater lebte noch, und ihr Bruder schrieb, daß er erst jetzt und rein zufällig von ihrem Unglück erfahren habe: nie würde er das von seinem Ideal, Hermann Blicks, geglaubt haben! — Sie sollte nun zurückkommen, alle, auch Vater und Tante erwarteten sie mit Ungeduld... Der Prut habe letztes Frühjahr große Verheerungen im Park angerichtet — sonst sei alles beim alten, alles unverändert!

Der Adlerwirt setzte sich am folgenden Sonntag an den großen Tisch und schrieb mit seiner besten Feder einen langen Brief mit Wohl- und Hochgeboren in der Anrede an den Fürstensohn in Rußland: Seine gottselige Schwester habe die letzten sechs Monate im Adler gewohnt, und alle ihre Habe — bis auf das Theebrett, das vom Gericht beschlagnahmt sei — sei bei ihm wohl aufgehoben. Er bitte um Anweisung, was damit geschehen solle.

Ehe aber noch eine Anweisung eintreffen konnte, kehrte Lunt eines Abends verstört mit der Nachricht aus der Stadt zurück: er habe den Doktor Blicks auf dem Bahnhofe gesehen. Zuerst wollte es niemand glauben. Aber er erzählte, als er auf der Station das große Faß abgeliefert habe, sei gerade der Eilzug aus Wien eingefahren, und aus Neugier habe er sich die Reisenden angesehen. Da sei dieser Blicks aus dem Schlafwagen gestiegen, augenscheinlich, weil die fesche Dame, die sich an seinen Arm gehängt, am Büffett Obst kaufen wollte! — Lunt hatte sich an sie herangedrängt, um zu hören, was sie redeten. Der Mann habe einen scheuen Blick auf die Berge, in der Richtung nach Palüd geworfen; als aber die Dame gefragt, ob dort nicht das berühmte Hochthal läge, und ob sie nicht einen Abstecher dahin machen könnten, da hätte er ganz ruhig erwidert: „Nächsten Sommer, nicht jetzt, wo alles schon verschneit ist!“

Lunt dachte bitter bei sich: ‚der Gottfried Käferle kriegte drei Jahre Zuchthaus, weil er im Trunk seine Frau so geschlagen hatte, daß sie einen Schaden davon behielt. Aber Doktor Blicks fährt mit einer feschen Dame im Expreßzug durch die Welt, während seine verlassene Frau aus Herzeleid und Hunger an der Straße starb — soll einen das nicht irre machen an des Herrgotts Gerechtigkeit?‘ ...



Digitized by Google

Der Hof Ludwigs XIV.

Von

Prof. Dr. Funck-Brentano in Paris.

Um ein volles Verständnis für die Entstehungsbedingungen einer so außergewöhnlichen sozialen Erscheinung, wie es der Hof Ludwigs XIV. war, zu gewinnen, müßte man bis zu dem Ursprung der kapetingischen Monarchie zurückgehen. Man müßte die Stellung des Königs seit den ersten Jahrhunderten der französischen Geschichte ins Auge fassen, der von dieser Zeit an den Mittelpunkt des nationalen Lebens und dessen einziges Einigungsband ausmachte. Man müßte sich daran erinnern, daß der König gleichsam der Schiedsrichter in den sozialen Kämpfen war, in den Kämpfen der Lehnsträger untereinander, der Lehnsträger gegen die Städte, der Städte, der Provinzen untereinander und innerhalb jedes Lehens, jeder Stadt, jeder Provinz der Klassen untereinander, der Bauern gegen die Grundherren, der Zünfte gegen die Patrizier.

Man müßte die Stellung des Königtums verfolgen, das von Geschlecht zu Geschlecht lediglich durch die in ihm selbst liegenden Kräfte mächtiger wurde, wobei die persönliche Bedeutung seines jeweiligen Trägers gar nicht in Betracht kam. In demselben Maße, wie die örtlichen Ueberlieferungen und Gewalten dahinschwanden, wie das Gefühl der Ergebenheit der Vasallen gegen den Oberherrn, der Handwerker gegen das Patriziat dahinschwand, wie man das Gefühl schwinden sieht, das den Stadt-, den Provinzpatriotismus nährte — übertrugen sich all diese Gefühle einmütig auf den König.

Das Königtum war in den Zeiten der Unruhe, in den blutigen Stürmen des hundertjährigen Krieges und der Religionskriege das Heil des Landes, nicht infolge der Bedeutung der einzelnen Herrscher, ebensowenig selbst infolge der Bedeutung der monarchischen Institution, sondern weil das Land so zusammengesetzt war, daß die sozialen Schwierigkeiten nur durch das Königtum gelöst werden konnten. So bildete sich die großartige, allmächtige Monarchie des 17. Jahrhunderts, vor der die Nachwelt noch heute geblendet steht. Nehmen wir an, Ludwig XIV. sei nicht der gewesen, der er war, die Monarchie, die er verkörperte, wäre dieselbe gewesen. Es ist wahr, daß, wie man oft in der Geschichte beobachtet, die Institution in jener Zeit der Reife den Mann fand, der am geeignetsten erschien, sie zu vertreten. Seit Jahrhunderten fügten sich die Elemente zusammen, die das Königtum Ludwigs XIV. bildeten. Es war ein einzigartiges Schauspiel in der Vergangenheit und für uns von ihm so größerem Interesse, als es auf die Litteratur und die bildenden Künste — in einer Zeit, wo die Litteratur und die bildenden Künste Meisterwerke hervorbrachten — den mächtigsten Einfluß besaß.

Der Hof ist eine ganze Stadt: Versailles, eine Stadt von 80000 Einwohnern,

Digitized by Google

damals eine der größten Städte des Königreiches, erfüllt, bevölkert, in Anspruch genommen durch das Leben eines einzigen Mannes. Im Mittelpunkt erhebt sich das Schloß in wunderbarer Herrlichkeit, in verschwenderischer Fülle des Glanzes und der Größe. In der ganzen Umgebung erblickt man nur herrschaftliche Paläste und Bauten, mit Bildwerken geschmückte Fassaden, Karniese und Geländer, monumentale Treppen, fürstliche Gebäude, gegliedert und geordnet wie ein prächtiger Aufzug, der sich auf die königliche Residenz, auf die sich alles bezieht, hin bewegt. Hier drängt sich glänzend und geschäftig der ganze Adel und der ganze Reichtum des Landes, sein ganzer Ruhm und seine ganze Pracht zusammen. Dann erhebt sich rings herum, zehn Meilen in der Runde, in Sceaux, in Gennevilliers, in Brunoy, in Île-Adam, in Saint-Germain, in Marly, in Bellevue, an hundert Orten ein Kranz von Schlössern, Blüten der Architektur, von denen sich jeden Morgen Tausende von goldnen Wespen erheben, um nach Versailles, dem Mittelpunkt alles Reichtums, allen Flors, allen Glanzes zu flattern, hier hin und her zu summen und ihren Honig einzuheimsen.

Ein Gewimmel von Livreen, Uniformen, kostbaren Kleidern, Equipagen in tausend und abertausend Abschattungen, glänzend, bunt, wie ein mächtiges Stück schottischen Gewebes, funkelnd, immer in Bewegung. Der gesamte Adel befindet sich in Versailles. Saint-Simon sagt: „Ganz Frankreich erfüllte in der Person dieser Leute die große Kammer.“ Hier ist die Quelle seines Fortkommens und seiner Vergnügungen. Für die ersten Persönlichkeiten des Königreichs, Männer und Frauen, Geistliche und Laien besteht das große Ereignis, die Hauptbeschäftigung des Lebens, die wahre Aufgabe darin, sich zu jeder Stunde, an jedem Orte unter den Augen des Königs, in Hör- und Sehweite von ihm zu befinden. „Wer bedenkt,“ sagt La Bruyère, „daß das Antlitz des Herrschers die ganze Glückseligkeit des Hofmanns ausmacht, daß sein ganzes Sinnen und Trachten Zeit seines Lebens darauf gerichtet ist, ihn zu sehen, wird ungefähr verstehen, wie der Anblick Gottes den ganzen Ruhm und die ganze Glückseligkeit der Heiligen ausmacht.“ Sich dem Könige zu nähern, Bedienter in seinem Hause, Thürsteher, Mantelträger, Kammerdiener zu sein, sind Aemter vom höchsten Range, die man noch unmittelbar vor der Revolution mit vierzig-, fünfzig-, hunderttausend Livres bezahlt. In die Umgebung des Königs aufgenommen zu werden, gilt als Ahnenprobe und sichere Verheißung einer glänzenden Laufbahn. Keine der großen Familien rührt sich von Versailles weg, jedes Winkes gewärtig. Der Kammerdiener des Marschalls de Noailles fragte ihn abends, als er die Vorhänge schloß: „Wann wünschen gnädiger Herr morgen früh geweckt zu werden?“ „Um zehn Uhr, wenn niemand diese Nacht stirbt.“ Man erzählt von alten Höflingen, die von ihren achtzig Jahren fünfundvierzig auf ihren Füßen im Vorzimmer des Königs zugebracht haben. Einer von ihnen sagte zu einem Neueintretenden: „Sie haben nur dreierlei zu thun: von jedermann Gutes zu sprechen, sich um jede offene Stelle zu bewerben und sich zu setzen, wann Sie können.“

In den so zahlreichen, so riesigen Salons von Versailles ist das Gedränge

Digitized by Google

derartig, daß man nur mit den zwei oder drei Personen sprechen kann, in deren Nähe man seinen Platz gefunden hat.

„Von der mit Bildwerken geschmückten, goldschimmernden Decke,“ schreibt Taine, „hängen in Blumen- und Laubgewinden die brennenden Kronleuchter herab, deren Glanz sich in den hohen Spiegelscheiben vervielfacht. Ströme von Licht brechen sich auf den Vergoldungen, auf den Diamanten, auf den geistvollen und fröhlichen Gesichtern, auf den zierlichen Gestalten, auf den mächtigen blumengestickten, schillernden Kleidern. Die Reifröcke der im Kreise oder auf Wandbänken stehenden Damen bilden ein reiches, mit Perlen, Gold, Silber, Edelsteinen, Schmelz, Früchten mit ihren Blüten, künstlichen Johannisbeeren, Kirschen, Erdbeeren bedecktes Spalier: es ist ein lebender Riesenstrauß, dessen Glanz das Auge kaum verträgt. Keine schwarzen Kleider wie heute, um einen unpassenden Eindruck hervorzurufen. Frisiert und gepudert, mit Locken und Knoten, mit Halskrausen und Manschetten aus Spitzen, mit Röcken und Kleidern aus gelbbrauner, zartrosa, himmelblauer Seide, die mit Stickereien verziert und mit Gold besetzt sind, erscheinen die Männer ebenso geputzt wie die Frauen. Männer und Frauen hat man paarweise ausgewählt; es sind alles vollendete Weltleute, geschmückt mit allen Reizen, die Geburt, Erziehung, Vermögen, Muße und Gewöhnung verleihen kann: in ihrer Art sind sie vollkommen. Es giebt keine einzige Toilette, keine einzige Miene des Gesichts, keinen Tonfall, keine Redewendung, die nicht das Meisterwerk der weltlichen Kultur, der feinste Extrakt von allem wäre, was die gesellschaftliche Kunst Auserlesenes schaffen kann. So fein auch die Pariser Gesellschaft war, hieran reichte sie nicht; im Vergleich mit dem Hofe erschien sie kleinstädtisch.

Man braucht hunderttausend Rosen, sagt man, zur Herstellung einer Unze jenes köstlichen Oels, das die Könige von Persien benutzen. Derart ist dieser Salon, ein winziges Fläschchen aus Gold und Krystall: es birgt den Gehalt einer ganzen Vegetation von Menschen. Um es zu füllen, war es an erster Stelle erforderlich, daß eine große, in ein Treibhaus verpflanzte und hinfort an Früchten leere Aristokratie nur Blüten trieb, und sodann, daß sein ganzer gereinigter Saft sich in der königlichen Retorte zu einigen Tropfen Aroma verdichtete. Der Preis übersteigt alle Begriffe, aber nur um diesen Preis stellt man die herrlichsten Parfums dar.“

„Man hat nichts gesehen,“ sagt Châteaubriand, „wenn man nicht die Pracht Versailles' selbst nach der Verabschiedung des früheren königlichen Hofstaates gesehen hat; Ludwig XIV. blieb stets dort.“

Man glaubt allgemein, daß diese Aristokratie von Versailles, an deren Glanz und Pracht wir erinnern, eine verwöhnte und verzärtelte Gesellschaft war, von einer auserlesenen Anmut — Treibhausblumen mit wenig widerstandsfähigen Blättern, die einen feinen Duft aushauchen.

Betrachtet man nun diese Menschen näher, so entdeckt man in ihnen nicht ohne Ueberraschung unter den pomphaften und glänzenden Formen einen lebenskräftigen und gesunden Kern. Sie waren von einer Kraft und Abhärtung, die

Digitized by Google

wir heute nicht zu fassen vermögen. Wer ist nicht erstaunt, wenn er die Briefe der Herzogin von Orleans, Elisabeth Charlotte, der Schwägerin Ludwigs XIV., liest, ihre Klagen zu hören, daß im Winter Wasser und Wein auf der königlichen Tafel in den Gläsern gefroren? Trotzdem plauderten die Damen lachend mit entblößten Schultern in Hofkleidern. Ein andres Mal schreibt die Herzogin an ihre Eltern in Deutschland: „Ich friere so, daß ich meine Feder nicht halten kann." Die großen Salons des Königs wurden durch ein einfaches Kaminfeuer geheizt. Dieses Feuer war nur zur Zierde da, in der That waren sie überhaupt nicht geheizt. Dieser einzige Zug dürfte genügen, um die physische Kraft dieser bebänderten Aristokratie zu beweisen.

Die Feldzüge, die die Edelleute des Hofes von Versailles führten, hießen „der Spitzenkrieg". Sie hielten ganz Europa stand. „Man erblickt in ihnen die Edelleute von Steenkerken," [1]) schreibt Taine, „die im gestickten, vergoldeten, mit Bändern und Spitzen besetzten Staatskleid im Feuer standen, tapfer wie Wahnsinnige, sanft wie junge Mädchen, die liebenswürdigsten, die ritterlichsten, die besterzogenen und bestgekleideten aller Männer, reizende Puppen der Avantgarde, des Salons und des Hofes." Als die Polen und Ungarn sie ankommen sahen, um ihnen bewaffnete Hilfe in ihren Kämpfen gegen die Türken zu leisten, hatten sie zuerst nur ein Lächeln für sie; als sie dann diese eleganten jungen Männer, geputzt wie Kotillontänzerinnen, sich auf den Feind stürzen, die Geschwader niederwerfen sahen, zum Siege wie zum Kontretanz schreitend, so waren es Ausrufe des Staunens.

Sie waren stark von Körper, die Höflinge von Versailles, und hatten eine starke Seele. Die Frauen waren wie die Männer. Giebt es heutzutage eine Bürgersfrau, auch des niedrigsten Standes, die darein willigen würde, ihr Kind unter den Verhältnissen zur Welt zu bringen, in die sich Louise de la Vallière, die Herzogin de Vaujours, versetzt sah? Das Zimmer, das die Geliebte des Königs bewohnte, diente als Durchgang zu den großen Gemächern. Hier mußte sie sich zu Bett legen, den Arzt rufen, ihren Schmerz bemeistern, um nicht ihre Schande offenkundig zu machen. Plötzlich öffnet sich die Thür. Jemand nähert sich. Die la Vallière erkennt Madame Henriette, einst ihre Gebieterin und ihre Nebenbuhlerin, Madame,[2]) die vergessen gekonnt hat, deren weiblicher Blick sich aber nicht von der Kranken abwendet. „Ach, Madame, ich habe Kolik, ich sterbe!" Und als Henriette gegangen war, sagte sie zu Boucher, ihrem Arzte: „Beeilen Sie sich, ich will entbunden sein, bevor sie zurückkommt." Da sie der Königin die Schmach, die sie ihr in ihrem eignen Schlosse anthat, verbergen wollte, befahl Louise de la Vallière ihr Zimmer mit Pflanzen und Blumen anzufüllen, ohne sich an ihre für eine Frau in ihrem Zustand tödlichen Düfte

[1]) In der Schlacht bei Steenkerken (3. 8. 1692) schlug der Marschall von Luxemburg Wilhelm von Oranien.

[2]) Hier die Schwägerin des Königs, Henriette von Orleans, die erste Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans; die oben erwähnte Elisabeth Charlotte von der Pfalz war seine zweite Gemahlin.

zu kehren; sie schmückte sich, empfing Besuche, ließ spielen und veranstaltete am Abend ein Gastmahl.

Giebt es heutzutage eine Frau, die sich in das fügen würde, was man sich nicht scheute, einer Königin von Frankreich zuzumuten? Es war mitten im flandrischen Feldzuge, zu dem der König nach seiner Gewohnheit die Königin und die hübschesten Frauen des Hofes mitgenommen hatte. Bei Landrecies zwang die Ueberschwemmung eines Flusses den Hof, in einem kleinen, elenden Hause Halt zu machen. Ein einziges Bett. Man warf einige Wagenkissen auf die Erde. Die Königin legte sich auf das Bett, aber so, daß sie das ganze Zimmer übersehen konnte. „Sie brauchen nur Ihre Gardine offen zu lassen," sagte der König, nicht ohne einigen Aerger, „Sie können uns alle sehen." Es war allerdings eine sonderbare Gesellschaft, fügt Herr Lair, dem wir diese Episode entnehmen, hinzu. Auf einigen Kissen ausgestreckt Monsieur,[1]) Madame, der König, Mademoiselle,[2]) Louise de la Vallière und Frau de Montespan.

Wir dürfen den Hof Ludwigs XIV. nicht nach dem Glanz der Oberfläche beurteilen, der den Schalen des Töpfers gleicht, deren Reflexe wunderschön sind; unter dem königsblauen, mit goldenen Lilien geschmückten Email war der Grund von einer harten, unebenen Masse. Hier ein Zug aus dem Familienleben. Der Sohn des großen Condé hatte eine fromme und sanfte, aber häßliche und etwas verwachsene Frau. „All das hinderte ihn nicht, bis zum Wahnsinn und auf den Tod eifersüchtig zu sein. Die Frömmigkeit, die unermüdliche Aufmerksamkeit der Prinzessin, ihre Sanftmut, ihre Unterwürfigkeit wie die einer Novize konnten sie weder vor zahlreichen Beleidigungen noch vor Fußstößen und Faustschlägen, die nicht selten waren, schützen." Wir lesen in dem Briefwechsel der Herzogin Elisabeth Charlotte: „Was Fanchon (eine sehr bekannte Kokotte der damaligen Zeit) betrifft, so ist ihr Preis bekannt; sie kostet mehr als 1000 Pistolen, denn der Großprior von Vendôme unterhält sie, und er ist sehr eifersüchtig; man sagt, er schlage sie braun und blau, wenn er etwas erfährt; man muß ihr daher die Schläge gut bezahlen." Der Prinz von Conti war soeben zum König von Polen gewählt worden; wir finden in dem gleichen Briefwechsel den folgenden Zug: „Ueber den Prinzen von Conti werden sich die Polen gut amüsieren, wenn sie ihn betrunken sehen, denn er ist sehr komisch, wenn er etwas getrunken hat. Er bildet sich dann ein, nicht er sei blau, sondern ein andrer. Im vergangenen Jahre war einmal große Gesellschaft in den Gemächern des Königs. Ich traf ihn schon stark angeheitert. Er kam auf mich zu und sagte mir: ‚Ich habe mich soeben mit dem Nuntius unterhalten, er riecht nach Wein und ist vollständig betrunken, und ich fürchte stark, daß er all das Schöne, das ich ihm gesagt habe, nicht für sich behalten kann, denn er ist zu sehr betrunken‘; und dabei sang er, lachte und machte Verbeugungen, alles in einem Atem. Ich mußte über ihn aus vollem Herzen lachen. ‚Aber Herr Vetter‘, sagte ich zu

---

[1]) Bruder des Königs.

[2]) Leibliche Base des Königs, hier Mademoiselle de Montpensier.

Digitized by Google

ihm, ‚könnte es nicht zufällig sein, daß Sie getrunken haben? denn Sie sind sehr aufgeräumt.‘ Er antwortete mir lachend: ‚Ach, Sie sind in demselben Irrtum, wie Monseigneur,[1]) wie Herr von Chartres und wie die Frau Prinzessin von Conti, denn sie glauben alle, daß ich betrunken bin, und wollen nicht begreifen, daß der Nuntius es ist.‘ Und wenn mein Sohn und ich ihn nicht zurückgehalten hätten, so hätte er den Nuntius gefragt, wo er sich denn betrunken habe.“

Wein und Tabak standen in hohen Ehren, nicht allein bei den Prinzen, sondern auch bei den königlichen Prinzessinnen. Die Memoiren von Saint-Simon und der Briefwechsel der Herzogin von Orleans enthalten dafür mehr als ein Zeugnis. „Monseigneur (der Dauphin) fand, als er nach Hause kam, die Frau Herzogin von Chartres und die Frau Herzogin (von Bourbon), die aus Pfeifen rauchten, die sie sich von der Schweizergarde hatten holen lassen.“ — „Ich kann es nicht leiden, daß die Frauen Tabak rauchen,“ schrieb die Herzogin, „aber nichts ist jetzt gewöhnlicher. Frau von Orleans und die Frau Herzogin schnupfen, daß es ekelhaft ist. Was den Ratafia betrifft, so trinkt man ihn, weil man viel Fisch ißt, der einem Uebelkeit verursacht.“ Wir lesen bei Saint-Simon: „Die Frau Herzogin von Bourgogne speiste in Saint-Cloud mit der Frau Herzogin von Berry, der Frau Herzogin von Orleans, dem Herrn Herzog von Orleans, aber sie betranken sich, sie weit mehr als er, bis zu dem Grade, daß die Frau Herzogin von Bourgogne, die Frau Herzogin von Orleans und alle Anwesenden nicht wußten, was daraus werden sollte. Die Wirkung des Weines von oben und von unten war derartig, daß man in Verlegenheit geriet; und sie ernüchterte sich auch nicht, so daß man sie in diesem Zustande nach Versailles zurückbringen mußte.“ — „Die Frau meines Sohnes“ (Frau von Chartres), schreibt die Herzogin von Orleans, „macht einem Spaß; drei- oder viermal in der Woche betrinkt sie sich wie ein Lohgerber.“ — „Sich betrinken,“ sagt sie weiterhin, „ist bei den französischen Frauen sehr gewöhnlich, und Frau de Mazarin hat eine Tochter, Frau de Richelieu, hinterlassen, die es in bewundernswürdiger Weise thut.“ Diese Beispiele könnten vermehrt werden.

Der Hof war in Marly, sagt Saint-Simon, es traf sich, daß die Großprinzessin von Conti vor einer zahlreichen Gesellschaft die Herzoginnen von Chartres und von Bourbon „Weinsäcke“ nannte; diese antworteten „Lumpensäcke“; Herzogin Elisabeth Charlotte, die denselben Zwischenfall erzählt, spricht von „Schmutzsäcken“. Zum Schluß einen Streit beim Spiele zwischen dem Prinzen de Conti und dem Großprior de Vendôme. Sie schrieen, als ob sie taub wären, und schimpften sich wie Stallknechte. Der Herr Herzog[2]) hatte den Grafen von Fiesko an seiner Tafel. Man verwickelte sich in eine historische Streitfrage. Die Diskussion wurde lebhaft, und der Herr Herzog warf seinem Partner eine Schüssel mitten ins Gesicht und ließ ihn von seinen Bedienten hinausjagen. Die feingebildete Frau de Caylus erzählt, daß Ludwig XIV. eines Tages durch

[1]) Sohn des Königs, Thronerbe.

[2]) Herzog von Condé.

Digitized by Google

lautes Geschrei aus seinem Kabinett gelockt worden sei. Er fand in dem anstoßenden Zimmer die Marquise de Maintenon und die Marquise de Montespan, die wie Kampfshähne voreinander standen, sie waren rot vor Zorn und schrieen wie die Elstern. Eines Abends hatte Herr de Roquelaure bei Frau de Grancey einen kleinen Zwist mit Frau de Lionne, der Gattin des berühmten Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten. Es kam zu Thätlichkeiten. Frau de Lionne riß Herrn de Roquelaure seine Perücke vom Kopf, und dieser packte sie bei den Haaren. Man mußte sie trennen.

Wir würden kein Ende mit der Aufzählung solcher Züge finden, wie wir sie den gleichzeitigen Memoiren entnehmen. Es genügt, den Briefwechsel der anmutigen Marquise de Sévigné zu durchblättern, um von der Roheit dieses Hofadels betroffen zu sein. Es giebt heutzutage keine etwas Zartgefühl besitzende Frau, die ihrer Tochter die mehr als lustigen Geschichten schreiben könnte, die Frau de Sévigné Frau de Grignan mit der größten Ruhe und allen erdenklichen Einzelheiten auf eine Weise, die sonst die anmutigste von der Welt ist, erzählt. „Der Marschall de la Ferté," schreibt der Abbé de Choisy, „lag in den letzten Zügen; seine Frau, seine Schwiegertochter, seine Schwägerin waren um ihn und riefen: ‚Herr Marschall, Herr Marschall, erkennen Sie uns wohl? Reichen Sie uns die Hand! Sagen Sie uns, wer wir sind!' Der gute Mann, von ihrem Geschrei ermüdet, sammelte seine Geisteskräfte und sagte: ‚Ihr seid . . .' Man erzählte Frau Cornuel diese Geschichte und sie sagte: ‚Da kann man sehen, daß der Marschall noch voll bei Sinnen war.'"

Aber halten wir inne, das Thema würde uns durch die Zahl und den Ton der Anekdoten zu weit ablenken.

„Die Königin Maria Theresia, die eine Frau, nicht nur von unantastbarem Rufe, sondern auch von hoher Tugend war, unterhielt sich bei Tisch," bemerkt Herr Depping, „öffentlich mit allen Leuten über gewisse Dinge, die die Frauen heutzutage für sich behalten." Die Herzogin von Orleans schreibt an eine ihrer Freundinnen: „Man würde es hier nicht auffallend finden können, was Sie mir über die Wirkung des Mineralwassers schreiben; diese Art zu schreiben ist ganz und gar Mode."

Im übrigen kennt man die bedeutende Rolle, die die Lavements und die Nachtstühle am Hofe des großen Königs spielten. Ein Klystier wurde ohne Bedenken im menschengefüllten Salon vor fünfzig Personen vom höchsten Range verabreicht. Das war der Fall bei der Dauphine und der Herzogin von Bourgogne. Der Nachtstuhl war ein Geselligkeitsort, ein Unterhaltungssessel. Die Frau Pfalzgräfin las hier die neuen Romane. „Diese Art macht mir Spaß," sagt sie, „ist für mich weder ermüdend, noch langweilig." Der Marschall de Vendôme — der Zug ist bekannt — empfing hier die Gesandten und nahm seine Mahlzeiten ein. Ludwig XIV. ging in Gesellschaft von Frau de Montespan auf den Nachtstuhl. War er fertig, so setzte sie sich darauf. Unterdessen plauderten die Liebenden auf die artigste Weise von der Welt miteinander. Es war ein reizendes Idyll.

Digitized by Google

An diesen Zügen können wir keinen Geschmack finden. Die Menschen des 17. Jahrhunderts erblickten darin nichts Anstößiges. Sie waren im Vergleich zu uns rohe und ursprüngliche, einfache und starke Naturen. Wir sind im Vergleich zu ihnen verwöhnte und verzärtelte Naturen, von einer Empfindsamkeit, die sie sicher als krankhaft bezeichnet hätten. Wer von uns erinnert sich nicht, ein solch altes Hotel gesehen zu haben, dessen Anlage vor Zeiten berühmt und in den Kreisen der eleganten Welt und der Feinschmecker viel genannt war, und wo die Klosetts lobenswerterweise in der Küche eingerichtet waren?

Die Aristokratie von Versailles war roh, und sie war von außerordentlich jugendlichem Wesen, von einem überströmenden Jugendmute, reich an Munterkeit und Fröhlichkeit. Im Alter von fünfzig Jahren erscheinen uns Ludwig XIV., seine Minister, seine Generale als wahrhaftige Studenten, mit dreißig Jahren erscheinen uns die Damen wie Pensionärinnen in den Ferien. Fräulein de la Mothe hat den Marquis de la Vieuville geheiratet. Nach der Sitte der Zeit war alle Welt beim Zubettgehen der Eheleute zugegen. „Die Thränen von Fräulein de la Mothe, als sie sich zu Bett legte,“ schreibt Frau de Scudéry, „brachten alle Welt zum Lachen.“ Bussy antwortet: „Die Thränen der la Mothe an ihrem Hochzeitstage sind in der That lächerlich, denn sie ist ein altes Mädchen, das einen jungen Mann heiratet.“ Die Ehe der Mademoiselle de Montpensier, der leiblichen Base Ludwigs XIV., wurde getrennt. „Mademoiselle legte sich ins Bett,“ schreibt Frau de Caylus, „und empfing Besuche, wie eine trostlose Witwe, und ich habe von Frau de Maintenon gehört, daß sie in ihrer Verzweiflung rief: ‚Er sollte hier sein! er sollte hier sein!‘, das heißt in meinem Bett, denn sie zeigte auf den leeren Platz.“

Als Ludwig XIV. mehrere Jahre verheiratet war, belustigte er sich mit seinen Günstlingen damit, nächtlicherweile das von den Ehrenfräulein der Königin bewohnte Zimmer zu stürmen. Es war ein Schülerstreich. Frau de Navailles, „Hofmeisterin der Fräulein“, mußte die Fenster vergittern lassen.

Man hätte den König sehen müssen, wie er vor den Augen des ganzen Hofes in Kostümballetten tanzte und seinen Geliebten die Hand reichte. Am 2. Januar 1667 wurde in Paris das Ballett der Musen getanzt. Ludwig XIV. trat auf und machte seine graziösen Bewegungen, während man ein von Benserade zu diesem Zwecke komponiertes Lied sang. Können wir uns heute das Staatsoberhaupt vorstellen, wie es den Präsidenten beider Kammern, den Ministern, den kommandierenden Generalen und ihren Familien ein solches Schauspiel giebt?

Wenn bei den Hofbällen ein Tänzer einen falschen Schritt machte, aus dem Takte kam oder die Figuren in Unordnung brachte, so erhob sich Lärm, und Spottrufe wurden laut. Die Anwesenden stiegen auf die Bänke, um den Ungeschickten zu verhöhnen.

Die Jugendlichkeit der Empfindung und des Charakters gab sich durch eine außerordentliche Empfindsamkeit kund. Bei der Hochzeit der Herzogin von Lothringen, der Tochter von Madame, die Paris verlassen sollte, um nach einer

Digitized by Google

fremden Residenz zu übersiedeln, ist man natürlich in Sorge für ihr Glück, und der ganze Hof weint heiße Thränen.

Endlich äußerte sich diese Jugendlichkeit in mutwilligen Streichen und kindischem, lärmendem Wesen. In Marly feiert man das Bohnenfest. Ludwig XIV. begnügt sich nicht damit, zu rufen: „Die Königin trinkt!“, sondern schlägt mit Löffel und Gabel auf den Tisch und seinen Teller. Jedermann macht es ihm nach, es ist ein Lärm, der das ganze Souper überdauert. Eines andern Tags wirft der König mit Brotkügelchen nach den Damen, die ihm antworten. Von Brotkügelchen gelangt man zu Aepfeln und Orangen, endlich wirft Fräulein de Viantais, dem der König mit einem seiner Geschosse weh gethan hatte, ihm eine Schüssel mit gewürztem Salat ins Gesicht. Frau de Montespan und ihre Schwester, Frau de Thianges, aßen sehr sauber — man weiß, daß dies damals eine seltene Eigenschaft war —, der König fand Vergnügen daran, ihnen Haare und andern Unrat in die Speisen zu thun. Sie schrieen, erbrachen sich, und jedermann lachte aus vollem Munde. „Frau Panache“, schreibt Saint-Simon, „war ein kleines, sehr altes Geschöpf mit wulstigen Lippen und schielenden Augen, die denen Böses anthat, die sie ansahen, eine Art Bettlerin, die sich bei Hof unter der Maske einer Verrückten eingeschlichen hatte, die bald beim Souper des Königs, bald bei dem von Monseigneur und der Frau Dauphine war, wo sich jedermann damit unterhielt, sie in Zorn zu versetzen, und die bei diesen Diners auf die Leute schimpfte, um Lachen zu erregen, bisweilen aber in vollem Ernste und mit Beleidigungen, die die Prinzen und Prinzessinnen in Verlegenheit brachten und bei ihnen noch viel mehr Heiterkeit erregten; sie füllten ihr die Taschen mit Fleischstücken und Ragouts, so daß ihr die Sauce an den Röcken entlang lief; die andern gaben ihr eine Pistole oder einen Thaler, andre Nasenstüber oder Kopfstücke, über die sie in Wut geriet, weil sie mit ihren triefenden Augen nicht bis an das Ende ihrer Nase sah, noch wer sie geschlagen hatte; und das war der Zeitvertreib des Hofes.“ Eine andre Belustigung Ludwigs XIV. bestand darin, daß er in der Nacht durch seine Nichten in den Gängen und auf den Treppen Petarden legen ließ, um seinen Bruder, seine Minister, seine Höflinge zu „erschrecken“. Zum Vergnügen des Königs zündete die Herzogin von Chartres vor der Thüre des Herzogs von Orleans ein großes Feuer an, der Rauch war so dick, daß dieser beinahe erstickt wäre.

Aber man muß auch die großen Seiten dieser geist- und charaktervollen Jugend ins Auge fassen: die frischen und bestimmten Eindrücke, der konkrete und lebensvolle Gedanke, der sich unmittelbar an die Wirklichkeit der Thatsachen anlehnte. Das Gehirn war nicht mit jener Welt vollständig fertiger, veralteter, abgenutzter Ideen, abstrakter Theorien, überlieferter Formeln, feststehender Begriffe vollgestopft, in die wir heute verstrickt sind. Und die Litteratur ist damals eine Litteratur der jungen Leute, in der die Gedanken und Empfindungen mit Maß und Einfachheit ausgedrückt werden, denn die Schriftsteller schreiben für Geister, die allen Eindrücken offen stehen.

Der Adel des Hofes Ludwigs XIV. war also sehr roh. Die Giftmischerei

Digitized by Google

läßt uns außerdem erkennen, wie leidenschaftlich er war. Vergiftungen, die schwarze Magie, mit all ihren Schrecken, Abtreibungen der Leibesfrucht, die Richter der Chambre ardente haben die scheußlichsten Verbrechen an sich vorüberziehen sehen, die größten Namen Frankreichs waren hinein verwickelt, nicht allein Frau de Montespan, die größte und furchtbarste, sondern Henriette von England, Frau d'Argentan, Frau de Polignac, Frau de Gramont, Frau du Roure, Frau de Lusignan, die Gräfin de Soissons, die Marquise d'Alluye, Frau de Vitry, die Herzogin d'Angoulême, Antoinette de Mesmes, die Herzogin de Vivonne und andre.

Stellen wir uns jetzt diese Gesellschaft vor, wie wir sie eben kennen gelernt haben, roh und gewaltthätig einerseits, andrerseits feurig und leidenschaftlich. Alle diese Edelleute leben zusammen am Hofe von Versailles, aneinandergedrängt, in beständiger Berührung, an diesem Hofe, an dem sich aller Ehrgeiz, alle Leidenschaften, alle Ränke entfesseln; hier werden Stellen und Ehren in haßerfüllten Rivalitäten umworben, hier entzünden sich in der täglichen Berührung mit den begehrenswertesten Frauen die wildesten Begierden. Was wird aus dieser Gesellschaft werden, wenn die Menschen sich der Glut ihres Temperaments hingeben? Bald werden hier nur Unordnung und Gewaltthätigkeiten herrschen, Scenen, die an die kleinen Feudalhöfe im Beginn des Mittelalters erinnern, wo die Herren sich mit Schachbrettern die Köpfe einschlugen, wenn sie beim Spiel in Streit gerieten. Fünfzig Jahre früher hatte der Adel das Duell gehabt, um ein gemeinsames Leben möglich zu machen. Dies ist kein Widerspruch. Für ein etwas lebhaftes Wort, wegen einer Gebärde, die unschicklich erschien, wurden die Degen gezogen, und das Blut floß in Strömen. Zu Hunderten und zu Tausenden zählen die zumeist wegen Formfragen im Duell gefallenen Edelleute. Man weiß, in welch energischer Art Richelieu diesem Treiben ein Ende machte, das jährlich die glänzendsten Blüten des Adels hinsinken ließ. Die Duelle wurden durch das ersetzt, was wir heute gute Erziehung nennen würden. Wenn man einen Augenblick darüber nachdenken will, so wird man bemerken, daß auch das kein Widerspruch ist. Lediglich infolge ihrer Umgangsformen von vollendeter Vornehmheit und Höflichkeit, bei denen die Rücksichten, die die Menschen einander schulden, auf die vollkommenste Art ausgeprägt waren, konnte der Adel des 17. Jahrhunderts zusammen am Hofe von Versailles leben. So bildet sich jene zarte Höflichkeit aus, die um so bezaubernder war, als sie nicht aus einer Verflachung der Charaktere und Sitten entsprang, sondern in starken und kräftigen Naturen aus der klaren Einsicht in die notwendigen Bedingungen des Zusammenlebens. „Der Hof Ludwigs XIV.", sagt Hippolyte Taine sehr gut, „ist der Ort der Welt, wo die Menschen am besten die Kunst des Zusammenlebens verstanden haben. Man hat sie hier auf Maximen gebracht und in Vorschriften niedergelegt, man hat sie zum Gegenstand des Nachdenkens, zum Unterhaltungsstoff, zum Erziehungszweck, zum Zeichen des Verdienstes, zum Lebensberufe gemacht. Die Leute haben ihr all ihre Zeit, all ihren Geist, all ihre Achtung und all ihr Studium gewidmet." Taine fügt hinzu: „Das große

Digitized by Google

Talent Racines bestand darin, sich dieser öffentlichen Hinneigung zu fügen und auf sein Theater die Wohlanständigkeiten des Lebens zu bringen."

Die Kunst des Zusammenlebens auf Grund wechselseitiger Rücksichtnahme und die Höflichkeit wurden in der That durch die Aristokratie von Versailles auf den Höhepunkt ihrer Vollendung gebracht. Sie pflegte diese Kunst mit um so größerer Sorgfalt, als sie, wie wir eben ausgeführt haben, für sie eine Existenzbedingung war; sie pflegte sie mit um so größerer Sorgfalt, je furchtbarer die Ausbrüche ihres rohen und gewaltthätigen Temperaments waren.

„Am Hofe von Versailles", sagt ferner Taine, „grüßt eine große Dame zehn Personen, indem sie sich ein einziges Mal verbeugt und mit Kopfhaltung und Blick jedem das gewährt, was ihm zukommt, d. h. die Abstufung der Achtung, die jedem Unterschiede in Stellung, Rang und Geburt gerecht wird. Niemals täuscht sie sich oder zögert in diesen feinen Unterscheidungen, mit unvergleichlichem Takt, unvergleichlicher Geschicklichkeit und Anpassungsfähigkeit im Tone weiß sie die Stufenfolge in ihrer Haltung zu beobachten." Unter den Edelleuten seines Hofes war Ludwig XIV. in dieser Hinsicht vielleicht der ausgezeichnetste und vielleicht hierdurch imponierte er hauptsächlich seinen Zeitgenossen. „Niemals war jemand so von Natur aus höflich", sagt Saint-Simon, „noch von einer so abgemessenen, die Abstufungen beachtenden Höflichkeit, die besser das Alter, das Verdienst, die Stellung sowohl in seinen Antworten als in seiner Haltung berücksichtigt hätte. Seine mehr oder weniger ausgeprägten, aber immer leichten Verbeugungen besaßen eine unvergleichliche Anmut und Erhabenheit. Es war bewundernswürdig, wie verschieden er die Grüße an der Spitze der Heeressäulen und bei Revuen entgegennahm. Aber hauptsächlich in Bezug auf die Frauen hatte er nicht seinesgleichen. Nie ging er vor der geringsten Frau vorüber, ohne den Hut zu ziehen, ich spreche von Kammerfrauen und solchen, deren Schönheit er anerkannte. Niemals begegnete es ihm, daß er jemand etwas Unverbindliches gesagt hätte. Niemals that er vor der Welt etwas Unangebrachtes, Unberechnetes, sondern bis zur geringsten Bewegung, sein Gang, seine Haltung, sein ganzes Gebaren, alles war maßvoll, alles voll Anstand, Adel, Größe, Majestät und in allen Fällen ganz Natur, wobei ihm die unvergleichliche und einzig dastehende Anmut seiner ganzen Gestalt sehr zu statten kam."

Das Zusammenleben von rohen und leidenschaftlichen Menschen, die genötigt sind, einander unausgesetzt zu beobachten, brachte in der Litteratur eine der interessantesten Erscheinungen hervor, die man, glaube ich, in ähnlichem Maße bei keinem andern Volke oder zu einer andern Zeit in der Geschichte finden kann. Wir wollen von jenem wunderbaren psychologischen Scharfblick sprechen, von dem die damaligen Schriften erfüllt sind. Und wir denken bei diesen Worten nicht nur an die Meisterwerke der großen Schriftsteller wie La Rochefoucaulds, Saint-Simons, La Bruyères, wir denken an alle jene unbedeutenden Memoiren der Frau de Caylus, der Frau de la Fayette, des Marquis de la Fare, des Abbés de Choisy, an die „Verliebte Geschichte" Bussy-Rabutins, an so viele andre Schriften, in denen man auf jeder Seite über die Genauigkeit,

Digitized by Google

den Scharfblick, die Sicherheit erstaunt ist, mit denen der Charakter eines jeden gezeichnet ist, und über die Sorgfalt, die der Verfasser hierauf verwendet. Welcher Gegensatz zu der realistischen Natur unsrer Tage, in der die Menschen geschildert werden, nicht auf Grund ihres Charakters und ihrer Seele, sondern nach den äußern Seiten des Lebens und der Umgebung, eine wahrhafte Litteratur von Leuten, die einander fremd dahinleben! Ein letzter Zug, der sich aus den erwähnten Umständen ergiebt, ist die Zurückhaltung, die Gemessenheit und die Vornehmheit der Sprache, die der Aristokratie von Versailles eigen waren, nicht weniger als die Zurückhaltung und Vornehmheit der Umgangsformen. In Bezug auf Frau de la Fayette, die eine der anmutigsten Zierden des Hofes von Versailles war, und die ein getreues Abbild davon in ihrem bewunderswürdigen Roman „Die Prinzessin de Clèves“ bietet, schreibt Taine: „Frau de la Fayette läßt sich nicht wie eine Künstlerin oder Schauspielerin gehen, sie bewahrt die Haltung der großen Dame und Frau von Welt. Uebrigens verstehen ihre Gäste selbst ein halbes Wort, ja, namentlich ein halbes Wort von ihr. Es sind plumpe Nerven oder abgestumpfte Geister (wir würden lieber von schwachen Nerven und blasierten Geistern sprechen), die ein Erheben der Stimme wünschen; ein Lächeln, ein Beben in der Betonung eines Wortes, ein langsam ausgesprochenes Wort, ein flüchtiger Blick genügen für die andern. Diese erraten, was man andeutet. Ihr Feingefühl und ihr rasches Verständnis fassen im Fluge und ohne Mühe das auf, was man verhüllen oder nicht aussprechen will. Sie verstehen oder ahnen das Entzücken oder die Stürme, die sich unter den regelmäßigen und ruhigen Redewendungen verbergen. Sie wollen sie nicht sehen, sie sehen sie durch einen Schleier hindurch, in demselben Augenblick wenden sie die Augen ab; sie wollen Herren ihrer selbst bleiben. Sie fühlen sich im Schauspiel, sie fürchten, durch zu lebhafte Gemälde beunruhigt zu werden. Ihr Feingefühl bedarf ihrer nicht, ihre Würde scheut vor ihnen zurück, ihr guter Geschmack wendet sich von ihnen ab. Als Frau de Chartres (in dem Roman der Frau de la Fayette) sterbend ihre Tochter zu sich ruft, um von ihr Abschied zu nehmen, spricht sie zu ihr von dem Kummer, den sie empfindet, sie zu verlassen. Als Frau de Clèves endlich Herrn de Nemours gesteht, was sie für ihn empfindet, deutet kaum ein halbes Wort die so rührende und tiefe Bewegung an, die beide erfüllt. Sie gab zum erstenmal der Neigung nach, die sie für Herrn de Nemours empfand, und mit einem Blick voll Sanftmut und Liebreiz sagte sie: ‚Ich will Ihnen nicht sagen, daß ich die Neigung, die Sie zu mir haben, nicht bemerkt habe; vielleicht würden Sie mir nicht glauben, wenn ich es Ihnen sagte; ich will Ihnen daher gestehen, nicht allein, daß ich sie bemerkt habe, sondern daß ich sie in einer Gestalt bemerkt habe, wie Sie wünschen können, daß sie mir erschiene.‘ Kein Wort weiter,“ fügt Taine hinzu; „im Vergleich zu dieser Zurückhaltung und dieser Keuschheit des Stils findet man die ‚Lilie im Thal‘ von Balzac plump und aufdringlich.“

Aber unter allen Schriftstellern, von allen Kunstwerken, die der Hof Ludwigs XIV. wie Treibhausblüten hat aufsprießen lassen, nimmt der große

Digitized by Google

Dramatiker Jean Racine den ersten Rang ein. Er hat die vollendetste, vollkommenste Schilderung dieses Hofes gegeben. Es bedurfte zweier Jahrhunderte der eindringenden Analysen Hippolyte Taines, um sich Rechenschaft darüber zu geben, daß die Helden Racines weder Griechen noch Türken noch Römer waren, sondern Franzosen des 17. Jahrhunderts. Sie sind es mit überraschender Treue des Ausdrucks, von Frau de Montespan, die die Anregung zu der Gestalt der Phèdre gegeben zu haben scheint, an, bis zu Ludwig XIV., der in Alexandre und Pyrrhus wieder auflebte. In den Tragödien Racines ziehen die Marquisen und Vicomtes, der Diener und der Edelmann an unsern Blicken vorüber. Wir finden sie mit ihren bezaubernden, feinen, vornehmen Formen wieder, die gewaltthätige und glühende Leidenschaften und Empfindungen von einer Roheit, die uns heut in Erstaunen setzen würde, verdecken.

Und der Grund, warum uns die Tragödien Racines immer fremder werden, warum wir nicht mehr die Lebensfülle und Kraft des Ausdrucks erfassen, liegt eben darin, daß die Gesellschaft selbst, deren Ausdruck sie waren, uns immer fremder und unverständlicher wird. Aber für den Geschichtsforscher werden seine Tragödien immer das wertvollste Zeugnis bleiben und für den Litteraturkundigen, der es versteht, durch sein Studium die Zeit, in der sie entstanden, wieder aufleben zu lassen, Werke von thatsächlicher und lebenstreuer Schönheit.



Wird die englische Armee umgeformt werden?

Von einem früheren Kriegsminister.

Es war vorauszusehen, daß die Erfahrungen, die England im Feldzuge gegen die Buren gemacht hatte, im Parlament zur Erörterung der Frage führen würden, ob die bestehenden Heereseinrichtungen den Forderungen der Gegenwart entsprächen.

Im Oberhause eröffnete Lord Wolseley Anfang März den Reigen, indem er freimütig aber maßvoll auf die Mängel des herrschenden Systems hinwies, nach welchem das Kommando über das Heer thatsächlich in den Händen eines Nichtmilitärs, des Staatssekretärs des Kriegswesens, läge, wodurch der nominelle Höchstkommandierende aller Verantwortung für Disciplin und Schlagfertigkeit der Truppen beraubt sei. Wolseley knüpfte daran die Bemerkung, daß, so lange diese Anomalie bestände, England eine wirkliche Armee, wie sie die Nation wünsche und zu bezahlen bereit sei, nicht besitzen würde; er fragte zum Schluß, ob man ein System verewigen wolle, das unlogisch, unmilitärisch und ungenügend wäre.

Der Marquis of Lansdowne, der sich als früherer Staatssekretär hierdurch getroffen fühlte, erklärte alsbald in ziemlich unwirscher Weise, Wolseleys Kritik sei unbegründet, und drehte dann den Spieß um, indem er nachzuweisen suchte,

daß die in Südafrika gemachten Fehler auf Wolseley selbst zurückzuführen seien, der seine Pflichten und Befugnisse zur Vorbereitung des Krieges nicht so erfüllt und wahrgenommen hätte, wie es hätte geschehen können.

Welche Wirkung diese pro domo gemachten Ausführungen Lansdownes im Oberhaus erzielt haben, ist mit Sicherheit aus den Zeitungen nicht zu entnehmen. Aus der Thatsache, daß eine weitere Debatte über den Gegenstand unterblieb, darf vielleicht geschlossen werden, daß zur Zeit eine parlamentarische Besprechung der im Heerwesen zu Tage getretenen Mängel nicht für opportum angesehen, aber doch erkannt worden ist, wie Wolseleys Bedenken durch den heftigen Widerspruch Lansdownes nicht entkräftet wären.

Dafür spricht einmal die am folgenden Tage vom Premierminister Lord Salisbury abgegebene Erklärung, Marquis of Lansdowne habe einen Angriff auf Lord Wolseley nicht beabsichtigt, und zweitens die damit verbundene weitere Bemerkung, die britische Armee unterstehe der parlamentarischen Kontrolle, wodurch das herrschende System von dem der andern Länder abweiche; das möge dem Armeechef nicht gefallen, aber es sei nicht anders. Wolseley sah die Sache damit indes nicht als erledigt an, er bedauerte nur die ungerechten Anklagen seines Gegners und behielt sich vor, bei späterer Gelegenheit die Aufmerksamkeit des Oberhauses von neuem auf den Gegenstand zu lenken.

Inzwischen hat der neue Staatssekretär des Kriegswesens, Brodrick, dem Unterhause das Heeresbudget vorgelegt und sich dabei auch über die geplante Armeereorganisation verbreitet.

Der Kern seiner Aeußerungen war die Anerkennung des Bedürfnisses einer Heeresverstärkung. Er meinte, England müsse eine leistungsfähigere Gliederung der Landesverteidigung haben und die Ausbildung seiner Truppen verbessern. Was die Konskription (allgemeine Wehrpflicht?) anlange, die bei Aufbringung des zu schaffenden Mehrersatzes in Betracht kommen könne, so werde die Regierung erst alle andern Mittel erschöpfen, bevor sie in jener Hinsicht mit einem Vorschlage hervortrete; er (Brodrick) sei der Meinung, daß kein Schritt nach dieser Richtung unternommen werden dürfe, welcher der seitherigen Politik Englands zuwiderliefe, wofern derselbe nicht unterstützt werde von der überwiegenden Mehrheit des englischen Volkes.

Hieraus erhellt, daß in Bezug auf die Ergänzung des Heeres vorläufig alles beim alten bleiben soll. Brodrick schlägt als Neuerung zwar vor, daß das Land in Corpsbezirke eingeteilt werden solle, die kommandierenden Generalen zu unterstellen sind, denen die Aufgabe zufallen würde, die in ihrem Bezirke dislozierten Truppen auch im Kriege zu führen. Doch das sind äußere Einrichtungen, die an sich zweckmäßig erscheinen, auch Ausbildung und Verwaltung erleichtern mögen, aber keine Gewähr dafür bieten, daß der Apparat des Heeresmechanismus regelrecht funktioniert.

Selbst die weitere Erklärung Brodricks, das Ziel der Regierung sei, die Verantwortlichkeiten zu zentralisieren und die Verwaltung zu dezentralisieren, bleibt eine Phrase, da sie die Frage unbeantwortet läßt,

Digitized by Google

ob die „zentralisierten Verantwortlichkeiten“ dem Parlament oder einer obersten Kommandogewalt gegenüber gedacht seien.

Die Schwierigkeit, diese Frage nach militärisch richtigen Gesichtspunkten zu lösen, liegt, wie aus den Erklärungen Lord Salisburys zu erkennen ist, in der englischen Verfassung, an der zu rütteln ihm, so lange er am Ruder zu bleiben wünscht, nicht geraten erscheinen dürfte, und das ist erklärlich, wenn man einen Rückblick auf die historische Entwicklung des englischen Heeres wirft.

a) Die Miliz. Nach dem Gesetze besteht als bewaffnete Macht für die Landesverteidigung eigentlich nur die Miliz. Unter Heinrich II. auf dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht errichtet, wurde sie später als Reallast auf das Grundeigentum abgewälzt, womit das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht wieder durchbrochen und der Verfall der Institution besiegelt war. Entscheidend mag dabei der große Haß mitgewirkt haben, der sich gegen die nach der Revolution aus den Milizen geschaffenen und von der Verfassung losgelösten stehenden Truppen gerichtet und deren fast völlige Beseitigung nach der Restauration dann auch zur Folge gehabt hatte.

Man wollte eben von einem dauernd stehenden Heere nichts wissen, das im gegebenen Fall von der Krone zur Unterdrückung der Volksfreiheiten benutzt werden könnte, und beschränkte daher anfänglich die dem Herrscher bewilligten Mittel zur Aufstellung und Erhaltung einiger Regimenter &c. auf ein Minimum und mit solchen Kautelen, daß diese stehende Truppe als eine auf Kündigung geschaffene provisorische Einrichtung zu betrachten war.

Zur Zeit der napoleonischen Kriege ließ man, angesichts der das Land bedrohenden Gefahren, das Milizinstitut in andrer Form wiederaufleben, indem geworbene Lokaltruppen aufgestellt wurden, die im Lande Verwendung finden, aber im Notfall auch außerhalb desselben kämpfen sollten.

Im Krimkriege hatte England 114000 Milizen im Lande unter den Waffen, von denen viele allerdings noch nie mit scharfer Munition geschossen hatten, aber sie waren doch zur Stelle. Uebrigens durfte nach dem Gesetz die Zahl der anzuwerbenden Milizen bis auf 120000 Mann vermehrt werden. Reichte die Zahl der Geworbenen nicht aus, konnte Auslosung unter den Männern bis zum Alter von 35 Jahren stattfinden. Doch war die Zahl der gesetzlich Befreiten sehr beträchtlich, und stand es jedem zum Eintritt in die Miliz Ausgelosten frei, sich durch einen bezahlten Ersatzmann vertreten zu lassen. Soviel bekannt ist, hat bisher indes Auslosung nie stattgefunden.

Während des gegenwärtigen Krieges sind wiederum Milizen in großer Menge angeworben, und ist ein Teil derselben inklusive der berittenen Miliz (Yeomanry) auch in Südafrika verwandt worden.

Der Staatssekretär Brodrick will nach seinem neuen Organisationsplan die Miliz auf 150000 Mann, die Yeomanry auf 30000 Mann erhöhen, so daß mit den Volunteers gegen 200000 Mann zur Verteidigung des Landes verfügbar sein werden. Ob oder inwieweit es möglich sein wird, diese Miliztruppen

Digitized by Google

inklusive Volunteers so zu organisieren, daß sie etwa mit unsern Reserve- und Landwehrformationen verglichen werden könnten, mag dahingestellt bleiben.

Wie in Amerika ist auch in England die große Masse der Bevölkerung jeder Beschränkung der persönlichen Freiheit abhold. Ohne solche Beschränkung ist aber die militärisch brauchbare Organisation — selbst einer Miliz — die der geordneten Kontrolle und periodischer Uebungen bedarf, nicht denkbar.

b) Das stehende Heer. Im Gegensatz zur Miliz ist das stehende Heer trotz seiner ansehnlichen Stärke im englischen Staatsleben theoretisch als eine gesetzlich festbegründete Einrichtung nicht zu betrachten. Karl II. errichtete nach der Restauration aus eigenen Mitteln einige Regimenter, die im Jahre 1662 etwa 5000 Mann betragen haben sollen. Die Disciplin in dieser Truppe war aber mangelhaft, da bei Vergehen nur das gemeine Recht in Anwendung kommen und kein Soldat disciplinarisch bestraft werden durfte.

Unter diesen Umständen konnte es nicht wundernehmen, daß das Instrument versagte, als Jakob II. sich desselben zur Durchführung seiner auf Stärkung der königlichen Macht gerichteten Pläne bedienen wollte.

Schon 1688 wurde im Parlament ein Gesetz verabschiedet, welches bestimmte, daß der König ohne Bewilligung der Landesvertretung keine stehenden Truppen anwerben dürfe. Ein Jahr später ist diese Vorschrift zwar wieder suspendiert, aber die Haltung stehender Truppen doch dadurch als eine Ausnahmemaßregel gekennzeichnet worden, daß die Bestrafung von Soldaten im Disciplinarwege oder durch ad hoc berufene Kriegsgerichte der Krone nur auf die Dauer von sechs Monaten bewilligt wurde. Seitdem ist dieses Gesetz (Mutiny-Bill) zwar alljährlich erneuert worden, aber jeder Versuch, es dauernd in Geltung zu bringen, gescheitert.

Man sieht daraus, daß sich das traditionelle Mißtrauen gegen die königliche Gewalt bis in die neueste Zeit erhalten hat, indem eine Maßnahme, die jedem Nichtmilitär heute ganz selbstverständlich erscheint, immer nur auf Zeit zugestanden wird, um der Krone gelegentlich Schach bieten zu können, was dem Parlament wichtiger erscheint, als die Konsolidierung der heimischen Wehrkraft. Hieraus erklären sich auch die im 18. Jahrhundert mehrmals gemachten Versuche, die stehenden Truppen wieder ganz abzuschaffen, weil der König durch die alljährlich bewilligte Mutiny-Bill schon das zu weit gehende Recht besäße, Kriegsartikel aufzustellen und damit eine gesetzgebende Gewalt auszuüben und die Offiziere und Mannschaften des Heeres ihrer Rechte als freier Engländer zu berauben. Eine Majorität erhielten solche Anträge natürlich nie, denn die Armee war schon zu groß und das politische Bedürfnis des Landes zu bedeutend, um die Wohlfahrt desselben durch ein gewagtes Experiment in Frage zu stellen.

Die parlamentarische Verlockung dazu bekämpfte der ältere Pitt wirksam durch den Hinweis auf die Tugenden des Heeres und auf die Thatsache, daß Lords, Gemeine und das ganze englische Volk sich bis an die Zähne hinter Pergamenten verschanzen und doch nie verhindern könnten, daß das Schwert seinen Weg zu den Lebensfäden der Verfassung fände. (Fischel, Englische Ver-

Digitized by Google

fassung.) Das ist gewiß zutreffend. Im übrigen muß man in Betracht ziehen, daß, so lange hoher Adel und Gentry das Parlament und Kabinett beherrschten und die obern wie untern Führer im Heer lieferten, ein Konflikt zwischen diesen und dem Parlament kaum zu erwarten stand.

Dies Verhältnis hat sich auch später wenig geändert. Die seiner Zeit gehegte Befürchtung, daß mit Abschaffung der Käuflichkeit von Offizierspatenten die Gentry ihren Einfluß auf die Armee verlieren würde, hat sich als nicht zutreffend erwiesen. Die Tugend der Armee ist davon unberührt geblieben.

Daran wurde aber bis zur Stunde festgehalten, daß die bewaffnete Macht der Parlaments-Kontrolle unterstellt blieb.

Bis 1846 war ihr Oberbefehlshaber Mitglied des Kabinetts. Jetzt ist er letzterm unterstellt, demselben verantwortlich und damit vom Staatssekretär des Kriegswesens abhängig; er gilt in diesem Verhältnis als ein durch die Verfassung geschaffenes Mittelglied zwischen Krone und Parlament. Von ihm werden Ordres 2c. im Namen des Königs erlassen, die höhern Stellen nach Benehmen mit dem Staatssekretär besetzt, und im Fall des Krieges führt er den Oberbefehl im Felde.

Auf Ausbildung, Bewaffnung 2c., Verwaltung, Kriegsvorbereitung und Mobilmachung scheint nach den Aeußerungen Lord Wolseleys der Einfluß des Oberbefehlshabers aber nur gering zu sein. Nach allem, was der Marquis of Lansdowne darauf erwidert hat, erhält man jedenfalls den Eindruck, daß die Ressortverhältnisse an den betreffenden Stellen, inklusive des General-Adjutanten, nicht scharf begrenzt sind.

Das kann wohl auch kaum anders sein, wo eine feste Gliederung der Armee überhaupt nicht besteht, wo größere Verbände immer nur nach Bedarf geschaffen werden, und wo der Träger der obersten Kommandogewalt einem vom Parlament abhängigen Ministerkollegium unterstellt und genötigt ist, bei allen seinen Maßnahmen immer mit einem variablen Faktor zu rechnen, dem das Sachverständnis meist fehlt.

*

Eine gedeihliche Entwicklung der militärischen Einrichtungen wird unter solchen Umständen stets auf Hindernisse stoßen. Das in der Armee pulsierende Leben muß dabei verkümmern, auch wenn es durch Aeußerlichkeiten zu glänzen und den Laien zu blenden vermag. Ebensowenig kann der als ornamentaler Schmuck an die Spitze des Heeres gestellte Generalissimus, selbst wenn er ein kriegserfahrener und charaktervoller Mann ist, ihm frische Blutzirkulation schaffen.

Was veraltet ist und sich überlebt hat, bricht — auf eine ernste Probe gestellt — allemal zusammen. Das hat sich in Südafrika gezeigt. Soll das englische Heer zur Durchführung einer kraftvollen Politik geeignet sein, muß es radikal umgestaltet werden.

Ob das glatt von statten geht, wird die Zukunft lehren. Und dabei ist nicht das Entscheidende, ob die allgemeine Wehrpflicht mit oder ohne Stell-

vertretung einzuführen, oder das Werbesystem beizubehalten sei, sondern ob die gebotene Loslösung der obersten Kommandogewalt aus der Abhängigkeit von der Parlaments-Kontrolle sich durchführen läßt.

Hierin liegt der Kernpunkt der ganzen Sache. Die oberste Kommandogewalt gebührt der Krone ohne jede Einschränkung. Die verfassungsmäßigen Rechte der Volksvertretung werden dadurch auch nicht geschmälert, denn dieselbe besitzt gegenüber dem im Ressort des Kriegswesens für die Verwaltung und Befolgung der Gesetze verantwortlichen Kriegsminister eine hinlänglich scharfe Waffe durch die Handhabung des Budgetrechts.

Die von parlamentarischen Einwirkungen unberührte Kommandogewalt sichert wie das Gewicht an der Uhr den regelmäßigen Pendelschlag im Mechanismus des Heeres und schützt ihn vor Einrostung und Verrottung. Ein von wechselnden Majoritäten beherrschtes Parlament kann das Geschäft nie und nimmer besorgen.

Der weisen Einrichtung, daß in Preußen der Kriegsminister keine Kommandogewalt besitzt und nur der oberste Verwaltungsbeamte der Armee ist, verdanken wir die Klarheit unsrer Ressortverhältnisse und das straff geregelte Zusammenwirken der für die fortschreitende Entwicklung des Heeres so wichtigen Organe der höchsten Kommandogewalt. Diese Organe sind der Chef des Generalstabs, der Chef des Militärkabinetts, die kommandierenden Generale, die verschiedenen Generalinspekteure und last not least der Kriegsminister als höchster Verwaltungschef.

Von einer Reform der englischen Wehrkraft ist in diesem Sinne aber bis jetzt noch nicht die Rede gewesen. Die Erklärungen des Staatssekretärs Brodrick haben daher, so interessant sie auch sind, keine weittragende Bedeutung.

Die geplante Vermehrung des stehenden Heeres um etwa 120000 Mann, dessen Einteilung in Corpsbezirke, Divisionen u. s. w., sowie die Beibehaltung des Werbesystems sind einfache Geldfragen, die in England erfahrungsmäßig leichter als anderswo und bei den jetzigen auswärtigen Verlegenheiten des Landes ohne weiteres bejahende Beantwortung finden werden. Herr Brodrick steht eben ganz auf dem Standpunkt Lord Salisburys, der grundsätzliche Aenderungen im Verhältnis der Armee zum Parlament nicht will und wohl auch deshalb gar nicht versuchen darf, weil sie zum Sturz des Kabinetts führen würden.

Nun hat zwar Lord Wolseley, wie es von ihm angekündigt war, im Oberhause kürzlich wiederum zur Sache das Wort ergriffen, aber auf die Formulierung positiver Vorschläge offenbar verzichtet, vielmehr beschränkte er sich nur darauf, die Anklagen des Marquis of Lansdowne auf Grund bestimmter Belege zurückzuweisen.

Damit ist die sachliche Erörterung der angeschnittenen Frage, wie der zu Tage getretenen Unzulänglichkeit der militärischen Einrichtungen abzuhelfen wäre, auf das persönliche Gebiet gespielt und der Oeffentlichkeit ein wenig anmutendes Schauspiel geboten, das man in England aber für das kleinere Uebel zu halten scheint gegenüber einer ernsthaften Debatte über die Reorganisation der Armee zur Zeit wenigstens.

Digitized by Google

Von allen einsichtigen Staatsmännern und Militärs dürfte aber zu erwarten sein, daß sie eine Reform früher oder später doch für unabweisbar halten werden, auch mit Rücksicht auf die sehr unerfreuliche Thatsache, daß, während die Armee noch vor dem Feinde steht, ihre bis vor kurzem höchsten Autoritäten sich im Parlament gegenseitig der Unfähigkeit bezichtigen dürften. Ein solcher Vorgang kann nicht ohne empfindliche Rückwirkung auf das Vertrauen des Landes zur Heeresleitung bleiben.

Dies hat wohl auch die Regierung gefühlt, als sie die von Lord Wolseley gestellte Forderung der Veröffentlichung der von ihm vor Ausbruch des Krieges verfaßten Noten und Denkschriften rundweg ablehnte, wobei mitbestimmend die Besorgnis gewesen sein mag, daß durch diese Publikationen ein Widerspruch der offiziellen Kabinetts-erklärungen mit den wirklichen Thatsachen konstatiert und damit auch das Vertrauen in die politische Leitung der Aktion in Südafrika ins Wanken gebracht werden könnte.

Sollte nun, wie Herr Brodrick im Unterhause angedeutet hat, Lord Roberts als gegenwärtiger Oberbefehlshaber der Armee nach Beendigung des Feldzuges, mit dem Lord Kitchener noch beschäftigt ist, sich bewogen finden, eine Aenderung des bestehenden Systems anzustreben, wird er darauf gefaßt sein müssen, daß dabei zunächst parteipolitische und nicht militärische Erwägungen in die Wagschale der Entscheidung fallen.



Die Humanitätsfrage im Südafrikanischen Kriege

wird, wie nachstehender Brief von Earl Roberts ankündigt, in einer offiziellen Geschichte dieses Feldzuges behandelt werden. Wir behalten uns vor, auf dieses Werk nach seinem Erscheinen näher einzugehen.

War Office, London 10th April 1901.

Dear Sir,

I beg to thank you for your courteous letter in which you are good enough to suggest that some official steps should be taken to contradict the charges which have appeared in the press in connection with the conduct of the war in South Africa.

I am glad to inform you that an official history of the Campaign has been entrusted to one of our ablest military writers, which will I feel sure make clear to the civilised world how earnestly the British Government have endeavoured to promote humanity during the operations of this terrible war.

Believe me

Yours very truly

Roberts, F. M.



Die mangelnde Herzensbildung in unsrer modernen Erziehung.

Von

Geh. Oberschulrat Professor Dr. H. Schiller in Leipzig.

Die Fragen der Schulreform wollen nicht zur Ruhe kommen; aber bis jetzt sind ihre Ergebnisse gering, und voraussichtlich wird die neueste, an der gerade jetzt in Berlin gearbeitet wird, das Schicksal ihrer Vorgängerinnen haben; nur wird sie vielleicht noch kurzlebiger sein. Die Ursachen liegen zu Tage; es handelt sich um unausgleichbare Forderungen der alten und der neuen Zeit, die in gleicher Weise auf anderen Gebieten, zum Beispiel auf kirchlichem und wirtschaftlichem, bestehen und dort dasselbe Schicksal haben. Infolge der relativen Erfolglosigkeit und nach dem Gesetze der Aktion und Reaktion erlahmen stets wieder die Angriffe der Neuerer, und die im Besitze Befindlichen befestigen sich stets wieder von neuem darin, bis sie wieder ein neuer Ansturm aus ihrer Ruhe aufscheucht. Jedesmal bröckelt einiges vom alten Baue ab; aber dieser selbst hält noch.

Indessen hiebei handelt es sich wesentlich nur um Fragen des Unterrichts, und man mag sagen, was man will, das Zentrum des Unterrichts liegt notwendig in der Entwicklung und Bildung des Verstandes. Freilich strebt die Schule auch die Bildung des Gemüts und des Willens an; aber dieses Ziel steht, wenn es hoch kommt, in zweiter, oft in viel hinterer Linie. Weit mehr arbeitet daran das Leben außerhalb der Schule, und zwar schon, ehe das Kind diese kennen lernt, dann während der ganzen Zeit, in der es sie besucht, und auch noch, nachdem diese an ihm ihre Arbeit gethan hat. Damit soll gegen die Schule keine Anklage erhoben werden; sie thut eben, was sie thun zu können meint, in der Theorie recht viel, in der Praxis recht wenig; jene stellt ein Ideal auf, diese sucht sich ihm, so weit sie vermag, zu nähern, aber die Verhältnisse bedingen es, daß diese Annäherung nur in bescheidenem Maße erfolgen kann. Das ist nun äußerst verhängnisvoll. Denn man hat sich heute so gewöhnt, alles der Schule zu überlassen und von ihr zu erwarten, daß man nur ungern zugesteht, daß hier etwas nicht richtig sei. Und die Vertreter der Schule tragen ihr redliches Teil dazu bei, diesen Wahn nicht nur zu erhalten, sondern sogar zu steigern. Denn was soll nicht alles unsre Jugend der Schule verdanken? Ohne diese würde jene überhaupt nicht erzogen. Es genüge, an den „Schulmeister von Sadowa“ zu erinnern, die naivste Aeußerung dieses Schulselbstgefühls. Man könnte nun auf gar manchem Gebiete nachweisen, wie irrig diese Auffassung ist, aber mein Thema ist nicht eine Anklage gegen die moderne Schule, sondern ein Mahnruf an die moderne Gesellschaft. Wenn irgendwo, hat hier die Schule das Recht, den größten Teil der Verantwortung eben dieser Gesellschaft, in erster Linie den Eltern zuzuschieben.

Digitized by Google

Irre ich nicht, so ist, mit früheren Zeiten verglichen, ein äußerst charakteristischer Zug der heutigen Gesellschaft der Mangel der Herzensbildung. Herzensbildung — welch vager Begriff! Braucht man überhaupt im 20. Jahrhundert ein Herz? Ist dies nicht eher weit mehr ein Nachteil in dem Kampfe aller gegen alle um die Existenz und um den Genuß? Es giebt eine nette kleine Satire Otto v. Leixners auf Bellamys Zukunftsmusik vom Jahre 2000, da findet sich eine Scene in einem Anatomiekursus, wobei nur an Lebenden experimentiert wird. Einem solchen Versuchsobjekte wird das Herz — natürlich ohne Schaden — herausgenommen, und der Professor erklärt seinen Zuhörern an Präparaten aus alten Zeiten, daß dieser Muskel nun völlig verkümmert sei, da er nicht mehr in Anspruch genommen werde, dafür sind die Köpfe, beziehungsweise die Hirnmassen auf den doppelten Umfang hypertrophiert, die Körper klein und schwach, die Beine dünn und elend. Wenn man heute nach der Herzensbildung Umschau hält, so könnte man glauben, wir seien schon stark in der geschilderten Entwicklung begriffen.

Und doch ist, wenn etwas, das gewiß, daß die soziale Frage nicht mit dem Verstande allein gelöst werden kann, sondern daß die Gemüts- oder Herzensbildung daran einen sehr großen Anteil haben wird. Heben wir einen der bekanntesten Notstände heraus, die Wohlthätigkeit. Sicherlich wird in unsrer Zeit für die Linderung der Not und des Elends viel gethan und noch viel mehr darüber geredet und geschrieben. Eine Menge organisierter Vereine, Gemeinden und Staat sind in dieser Richtung thätig, man sucht die Armen und Elenden in ihren Behausungen auf, man sammelt für sie Geld und Geldeswert, und man giebt sich die größte Mühe, alles auszudenken, was die beste Verwendung dieser Gaben sichern kann. Ebenso wird auch hier manches Gute gewirkt, aber freilich nur, wenn die mit dieser Thätigkeit betrauten und sich befassenden Persönlichkeiten wirkliche Herzensbildung besitzen. Wer aber je einen Blick in diese dunkle Seite des Lebens gethan hat, kann sich darüber leider keiner Täuschung hingeben, daß oft genug diese Wohlthätigkeit keine Dankbarkeit erweckt, sondern häufig nur Heuchelei und nicht selten Verbitterung. Fragt man nach der Ursache, so ist die Antwort ziemlich sicher: es ist „undankbares Volk“ oder „Pack“, mit dem man es zu thun hat; dies erklärt alles. Diese Erklärung geht zwar nicht in die Tiefe, aber sie mag öfter zutreffen; doch ebenso zweifellos liegt der Grund jener wenig erfreulichen Haltung der Empfänger noch öfter ganz wo anders, nämlich in der Art, wie ihnen die Wohlthat erwiesen wird. Sie sind meist feinfühliger, als man ihnen zutrauen möchte, und sie empfinden bei dem, was für sie gethan wird, die rein technische, bisweilen amtliche, aber stets kalte, teilnahmlose Behandlung, der jeder warme Hauch echter Menschenliebe fehlt; diese Art der Wohlthätigkeit wirkt aber weder auf den Gebenden noch auf den Nehmenden veredelnd. Nicht selten macht sich auch die kirchliche Färbung in aufdringlicher Weise geltend und verlangt äußere Werkheiligkeit und Lippengeplapper als Entgelt für die gereichte Wohlthat. Dadurch werden die der Kirche Entfremdeten sicher nicht zurückgeführt. Erst wenn ihre Diener wieder

Digitized by Google

das christliche Grundgebot, die Liebe, in allererste Linie stellen und die äußere Kirchlichkeit und andre Rücksichten in eine hintere, werden sie wieder die Herzen gewinnen, die ihnen und der Kirche oft genug verloren gegangen sind. Nicht der Herrschsucht, dem Ehrgeiz, dem Großthun und andern verwandten Motiven darf die Liebesthätigkeit entspringen, sondern lediglich der Liebe des Nächsten um ihrer selbst willen, wie sie Christus als das vornehmste und erste Gebot bezeichnet hat.

Der Grundzug, der auf dem erwähnten Gebiete hervortritt, beschränkt sich aber durchaus nicht auf es. Man bringt der demokratischen Zeitstimmung da und dort ein Opfer, zum Teil aus Angst vor der Sozialdemokratie, aber dem Herzen, der gemütlichen Teilnahme, die ihnen allein ihre Wirkung sichert, bleiben die dadurch veranlaßten Handlungen fremd; ja man kann ruhig sagen, daß gar nicht selten Widerwille bei der scheinbar der gemütlichen Teilnahme entsprungenen Thätigkeit herrscht. Nicht ganz selten wird er überwunden oder zurückgedrängt durch das Vergnügen, das daraus entspringt. Man denke an die Bazare, Dilettantenaufführungen und dergleichen, wo sehr häufig nicht an gemütliche Teilnahme zu denken ist, sondern lediglich der Wunsch, das eigene liebe Ich irgendwie geltend zu machen und zu fördern, die Triebfeder ist. Es mag ja dabei pekuniär etwas herauskommen. Indessen, wenn die bürgerliche und höhere Gesellschaft glaubt, dadurch wirksam die Sozialdemokratie zu bekämpfen, so ist sie in verhängisvollem Irrtum befangen. Denn so weit sind auch heute die Armen und Elenden orientiert, daß es in erster Linie der Egoismus der besser situierten Stände ist, dem einzelne von ihnen eine Wohlthat verdanken. Sollte das aber die Stimmung sein, die Dankbarkeit erzeugt?

Sehen wir uns ein wenig auf einem andern Felde um, das der Schule nähersteht, und auf dem sie selbst empfindlich getroffen wird, auf dem der Kindererziehung im Elternhause. Man klagt heute stets über die Dienstboten, und namentlich die Frauenwelt ist darüber einig, daß sie durch die Bank nichts mehr taugen. Auch daran wird wohl manches Wahre sein, aber sollte nicht der Grund der unerfreulichen Veränderung zum Teil auch bei den Dienstherrschaften zu suchen sein? Noch vor dreißig Jahren rechnete man die Dienstboten, insbesondere in kleineren und mittleren Städten, zur Familie, und namentlich ältere Diener und Dienerinnen nahmen eine Vertrauensstellung bei den Eltern und eine Achtungsstellung bei den Kindern ein. Man hatte auch solche langjährige Dienstboten in großer Zahl, ohne daß ihnen goldene Kreuze verliehen wurden; heute fehlt es an ihnen, trotz der Prämien, Kreuze und Diplome. Vielleicht erklärt sich aber diese Erscheinung, wenn man sich erinnert, daß früher die Herrschaften und die Dienstboten füreinander gemütliche Teilnahme hatten, daß die Dienstboten wußten, ihre Herrschaften seien ihre natürlichen Stützen, Helfer und Freunde, und daß die Dienstherrschaften dieses Vertrauen rechtfertigten. Heute vertieft sich die trennende Kluft immer mehr, und während früher die Dienstboten gemütlich von „unserer Frau“ sprechen, erinnert sie heute die geforderte Bezeichnung „gnädige Frau“ stündlich daran, daß zwischen

Digitized by Google

„ihren Frauen“ und ihnen nichts Gemeinschaftliches bestehen soll. Man bezahlt ja den Krankenkassenbeitrag und für Invaliditäts- und Altersrente; damit hat man seine soziale Pflicht erfüllt; nicht ganz selten wird aber sogar der Versuch gemacht, diese „Last“ unter irgend einem schönklingenden Titel auch noch teilweise auf die Dienstboten abzuladen, und die Erheber der Beiträge wissen davon hübsche Geschichten zu erzählen.

Und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Früher erzog die ältere Magd die Kinder mit der Mutter, und sie hatte für sie wirklich ein Herz. Heute wissen die Kinder schon mit drei Jahren, daß ihnen „die Mädchen“ nichts zu sagen haben, und sie wissen es nicht nur, sondern sie erklären es „den Mädchen“ geradezu. Sie nehmen sich die größten Ungezogenheiten, ja Frechheiten gegen sie heraus, und diese müssen stillhalten, wenn sie nicht die Ungnade der „gnädigen Frau“ auf sich laden wollen. Und woher wissen dies die Kinder von heute? Nun, aus sich gewiß nicht, sondern viele Eltern sind thöricht genug, geradezu den Kindern zu erklären, daß ihnen „die Mädchen“ nichts zu sagen hätten; andere sprechen in einem Tone von den Dienstboten in Gegenwart der Kinder, daß diese den Eindruck erhalten müssen, sie dürften sich diesen minderwertigen Wesen gegenüber alles gestatten. In dieser Atmosphäre wachsen die Kinder auf, und hier werden sie zur künftigen Mitlösung der sozialen Frage erzogen. Nebenbei bemerkt teilen die Lehrer nicht selten das Geschick der Dienstboten; auch von ihnen wird oft genug im Hause so gesprochen, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Kinder bald auch im Lehrer jemand erblicken, der nicht auf Parität in der Gesellschaft Anspruch machen kann. Man kann sich denken, in welchem Geiste die jüngeren Generationen sich an der sozialen Frage beteiligen, und so lange diese persönliche und gemütliche Fernhaltung der Gebildeteren besteht, muß und wird sich diese nur immer mehr verschärfen.

Giebt es kein Heilmittel? Treiben wir rettungslos dem Kriege der Besitzlosen gegen die Besitzenden zu? Wozu ist die Schule da, wird man sofort fragen, wenn sie nicht auch hier helfen kann? Man giebt immer mehr Geld für sie aus, und trotzdem? Nein, die Schule kann nicht helfen, das kann nur die Gesellschaft, und die „Gebildeten“ müssen vor allen andern Hand anlegen. Sie sind von der Schule gewöhnt, und das heutige Leben bestärkt sie darin, sich mit der Verstandesbildung zu begnügen. Doch nein, sie suchen auch das Gefühlsleben zu bilden, durch Zeichnen, Musik und Gesang; aber auch dies geschieht meist nur einseitig und konventionell. An eine Unterweisung kann die Herzens- und Gemütsbildung überhaupt nicht geknüpft, und durch eine solche kann sie nicht erworben werden. Hier ist die Gewöhnung der heranwachsenden Jugend durch das eigne Beispiel wirksam; sie muß in einem Milieu aufwachsen, dessen belebender Hauch die Nächstenliebe ist. Das ist viel verlangt, und ich höre den Einwand, daß das rauhe Leben die Durchführung dieser Forderung nicht gestatte. Wozu hat man die so reich entwickelte Jugendlitteratur, die in so anziehender Form die Pflege des Gemüts schaffen kann? Wir wollen gewiß ihren Wert nicht unterschätzen; aber dieser kann sich doch nur geltend machen,

wenn nachdenklich gelesen, und von den Eltern dieses Lesen nicht etwa überwacht, sondern mit fruchtbaren Erläuterungen verbunden wird, die die Kinder zum Durchdenken des Gelesenen zwingen oder veranlassen. Aber in wie vielen Häusern besteht noch dieser Brauch? Noch vor 40—50 Jahren hatte man wenige klassische oder sonst gute Schriften im Hause; man las sie an den Abenden, sprach darüber, und wenn etwa das bekannte Wort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" begegnete, so fragten Vater oder Mutter die Kinder, ob sie und wie sie dieser Vorschrift entsprächen. Heute ist das Theater vielfach an die Stelle jener Leseabende getreten. Aber wie selten werden nachher in den Familien gesellschaftliche und sittliche Probleme, die in manchen Stücken gestellt sind, auch nur einer Bemerkung gewürdigt, während die äußere Darstellung, die Persönlichkeiten der Darsteller und noch viel wertlosere Gespräche die einzigen Ergebnisse des Theaterbesuchs sind. Wäre es wirklich unmöglich, hier Wandel zu schaffen und wieder zu der tieferen Art unsrer Vorfahren zurückzukehren? Könnten in Gesellschaften nicht statt der nichtigen Tagesgespräche ernstere Themen erörtert werden, die in unser Gebiet einschlagen? Die Zeitungen liefern täglich Stoff genug zu geistiger Verarbeitung; sollen wir uns wirklich, wie es leider ja meist der Fall ist, mit der begnügen, die uns „unsre Zeitung" bietet? Wie unendlich höher standen die Salons des 18. und auch noch der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts! Da nahm man Anregungen mit nach Hause, die man durchdachte, bis man sich darüber klar war; daraus erklärt sich die Höhe des geistigen Niveaus jener Zeiten.

Aber, so wertvoll dies war, es genügte nicht, und gerade dadurch werden jene Verhältnisse für uns lehrreich. Man dachte zu viel, man handelte zu wenig, und man verlor sich in denkende Abstraktion, während man die Wirklichkeit aus dem Auge verlor. Die moralische Erziehung der Kinder liegt auch heute nicht jenseits der menschlichen Kräfte, da sie ihre starken Stützen in der kindlichen Natur selbst findet, und diese werden, wenn die Mütter insbesondere mit Liebe, Folgerichtigkeit und Einsicht ihre Aufgabe wahrnehmen, den Erfolg sichern. Dazu gehört kein Schulwissen, sondern vor allem Interesse und Takt, der bei Frauen viel seltener mangelt als bei Männern. Aber das Leben muß durch das Leben selbst befruchtet und innerviert werden, und so muß auch das Handeln, das Beispiel nicht bloß ergänzend eintreten, sondern es wird allein sichere Gewöhnung schaffen, eine zweite Natur. Auch hier fehlt es nicht gänzlich an Anfängen, und die Volkshochschulen und Volksbildungsvereine, die Versuche, Angehörige der verschiedensten Stände zu gemeinsamer Arbeit zu vereinen, und dergleichen sind dahin zu rechnen. Die Verkehrseinrichtungen der Großstädte wirken durch ihre niederen Fahrpreise in dieser Beziehung sozial förderlich; wo jeder das gleiche Recht hat und sich dies so unmittelbar jedem fühlbar macht, muß der unberechtigte und hinderliche Standesdünkel allmählich erschüttert werden und bei dem weitaus größten Teile der Bevölkerung gesunderen Anschauungen weichen.

Aber alle diese Anfänge und Versuche sind zu vereinzelt, und eine unmittelbare Beeinflussung des Gemütes erfolgt durch sie nicht. Diese kann allein in der

Digitized by Google

Familie eintreten, und die Familie ist unsre einzige Hoffnung einer besseren Zukunft. Als Pestalozzi die Lebensverhältnisse für die unteren Schichten verbessern wollte, rief er nicht die Schule zu Hilfe, sondern die Mutter, die Frau; die reale Grundlage zur Herzensbildung war für ihn in den Verhältnissen des Vaterhauses gegeben, in der Innigkeit, der Sorgfalt, der die Kinder umgebenden Liebe. Und für die Thätigkeit der Mutter und Frau kann man auch heute keine besseren und richtigeren Gedanken entwickeln, als das von Pestalozzi in „Lienhard und Gertrud" geschehen ist. Dieses Buch müßte in unsern weiblichen Fortbildungsschulen die ständige Lektüre bilden; hieran ließen sich sozial und sittlich fruchtbarere Gespräche und Erörterungen anknüpfen, als dies jetzt der Fall ist. Die Frau pflegt, namentlich in einfachsten Lebensverhältnissen, wo die Arbeit des Mannes fast ganz in dem Kampf des Lebens aufgeht, und wo der Zusammenhang mit dem geistigen Gesellschaftsleben oft allein durch die Religion gewahrt wird, vorzugsweise die geistige Seite des Lebens und überliefert diese als wertvollsten Besitz der künftigen Generation. Wie wird sie durch die Schule dazu vorbereitet? Es wäre blinder Optimismus, wenn man annähme, diese Vorbereitung sei ausreichend und zweckmäßig. Keine Strafe 'und kein Zuchtmittel gleicht an Wirkung im Familienleben der Liebe; sie zwingt auch die verstocktesten Kindergemüter nieder, sie ist der Sonnenstrahl, der den verschlossenen Kelch öffnet, und in ihrer Wärme gedeihen alle liebenswürdigen Seiten der kindlichen Natur. Sie braucht nicht schwach zu sein, und sie soll es nicht; denn sonst würde aus Segen Unsegen. Sie braucht auch keine besonderen Veranstaltungen, sie verlangt nur, daß der Eltern höchste Interessen die Kinder sind, daß sie selbst ihnen überall Muster und Vorbild sind, daß Wärme und Teilnahme sich in den einfachsten und kleinsten Thätigkeiten aussprechen. Wäre es wirklich ein Unglück, wenn dadurch die übertriebene Geselligkeit und die gefährliche Genußsucht unsrer Zeit etwas beschränkt würde?

Aber auch wenn es sich um andre Menschen handelt, müssen die Kinder in den Gesprächen und Handlungen der Eltern eine Förderung ihrer Menschenliebe und ihrer Teilnahme an fremdem Schicksale erhalten. Der Nachahmungstrieb des Kindes nimmt seine erwachsenen Angehörigen zur Richtschnur dessen, was erlaubt und geziemend ist, und Kinder besitzen eine natürliche Achtung vor dem, was gebräuchlich ist und das Aussehen einer Lebensregel trägt. Also nie herzlose, verächtliche Worte und Gebärden über Dienstboten, Handwerker, die im Hause arbeiten, Lehrer! Wo das Kind selbst solche von andern oder aus eigner Thätigkeit zu Tage bringt, ernste Zurück- und Zurechtweisung, und im Umgang mit allen Menschen jene Höflichkeit des Herzens, die, ohne sich etwas zu vergeben, den erfreut und erwärmt, der ihr begegnet. Sind erst unsre Eltern und Kinder auf dem richtigen Wege, so wird von ihnen eine veredelnde und erziehende Wirkung nach allen Seiten ausgehen, und die unteren Schichten werden durch diese Atmosphäre ebenfalls gehoben, gestützt und veredelt werden. Es ist ganz falsch, sie allgemein der Roheit zu zeihen, die Form ist oft roh und rauh, der Kern ebenso oft besser und gesünder als bei den sogenannten Gebildeten, die bei

Digitized by Google

aller Uebertünchtheit nicht selten herzensroh, gemüt- und teilnahmlos sind. Jene lechzen nach hebender und stützender Liebe, die ihnen ja so oft im häuslichen Kreise unbekannt bleibt. Vergessen wir nie, daß mehr als alle äußere Kultur für Bekämpfung von Roheit und egoistischer Genußsucht das Verhältnis des hilflosen Kindes zu seinen Eltern, namentlich zu seiner Mutter geleistet hat. Es vermag ihnen für alles, was es empfängt, nichts zu bieten als den erfreuenden Anblick seines Gedeihens. Aber die daraus entspringenden Glücksempfindungen sind so mächtig und so tief, daß selbst völlig sittlich verwilderte Mütter dadurch auf Augenblicke zu rein selbstloser Hingabe fortgerissen werden. Wecken wir durch richtige Unterstützung diese Keime, wo sie in der Not des Lebens sich nicht entfalten konnten, pflegen wir sie sorgfältig mit Liebe, wo sie aus dem gleichen Grunde zu verkümmern oder unterzugehen drohen! Hier liegt die Zukunft der Gesellschaft.

Ich weiß, daß ich viel fordre; aber ich weiß auch, daß kein noch so verhärtetes Gemüt auf die Dauer wirklich liebevoller Teilnahme widersteht. Geld und sonstige Veranstaltungen der Vereine, der Gemeinden, des Staates sind einstweilen nicht zu entbehren und werden nach einer Seite hin stets wertvoll sein; aber wenn wir uns allein auf sie verlassen, werden wir verlassen sein; denn die wirklich veredelnden Kräfte der Wohlthätigkeit und der Hilfeleistung, die Wärme des Herzens und die gemütliche Teilnahme der Persönlichkeit, werden ihnen stets mehr oder weniger fehlen.



Rückblick auf mein Leben.

Vom

Wirklichen Geheimen Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner.**

V.

Opposition und Preußisches Wochenblatt.

Seit dem Sommer 1851 hatte auch im Innern, wie bereits früher bemerkt, das Werk der Reaktion gegen die Ueberschwenglichkeiten der Jahre 1848 und 1849 begonnen. Bald zeigte es sich jedoch, daß die neue Verwaltung zwar im stande war, übereilt beschlossene und unreife Gesetze der beiden letzten Jahre zu beseitigen, daß ihr aber die schöpferische Kraft fehlte, nun dauernde Kreationen an deren Stelle zu setzen. Das Alpha und Omega ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit bestand der Hauptsache nach nur darin, daß sie in den wichtigsten Fragen das Alte mit unwesentlichen Modifikationen wiederherstellte. Auf der andern

Digitized by Google

Seite war das Mißtrauen der liberalen Partei so stark, daß man allgemein in den Reihen derselben dem Ministerium Manteuffel die geheime Absicht zuschrieb, die Verfassung allmählich ganz zu beseitigen. Wie weit in der That auf seiten der äußersten Rechten in jener Zeit die Verblendung und der Fanatismus gingen, mag der nachfolgende Vorgang beweisen.

Bei der Wahl zum Abgeordnetenhause, welche damals in Ostpreußen vor sich ging, fand sich auch im Herbst 1851 in dem Wahlkreise Gumbinnen einer meiner liberalen Freunde, Herr v. Saucken-Julienfelde, als Wahlmann ein. Unter den übrigen Wahlmännern befand sich auch der Präsident des Regierungsbezirkes Gumbinnen, Herr v. Byren. Als dieser den ihm bekannten Herrn v. Saucken bemerkte, eilte er auf ihn zu und stellte ihm vor, er würde sich doch gewiß nicht wollen wählen lassen, denn mit dem Konstitutionalismus sei es zu Ende, und der erste Akt der neu zu wählenden Kammer würde voraussichtlich in einer Adresse bestehen, in welcher die Kammer den König beschwöre, die eben erst angenommene und beschworene Verfassung im Interesse der Krone und des Landes zu beseitigen. Herr v. Saucken erwiderte darauf, er könne an solche Umkehr der Dinge nicht glauben und werde seinerseits, wenn die Wahl auf ihn falle, dieselbe annehmen. In der That wurde er mit großer Majorität gewählt.

Leugnen läßt sich nicht, daß die liberale Partei sowohl in der Paulskirche in Frankfurt, als auch im Schauspielhause und am Dönhoffplatz zu Berlin schwere Fehler begangen und arge Niederlagen erlitten hatte. Sie war infolgedessen stark kompromittiert und wurde von dem Gros der Nation als nicht regierungsfähig angesehen. Dagegen erregten der ideenlose Gang und die schweren Mißgriffe, welche das Manteuffelsche Ministerium nach außen und nach innen beging, auch unter einem Teil der Konservativen große Bedenken, und es löste sich ein numerisch allerdings kleiner Teil der Konservativen von der Regierungspartei ab, um, wie die „Kreuzzeitung“ — damals das mächtigste Organ der strengen Rechten — sofort vor der Oeffentlichkeit denunzierte, „von schönen Händen gepflegt“, eine „dynastische Opposition“ zu bilden. Es trat nämlich im Herbst des Jahres 1851 unter wenigstens nomineller Führung des späteren Ministers v. Bethmann-Hollweg ein kleiner Kreis von konservativen Männern zusammen, welcher zu dem herrschenden System und dessen Träger in offene Opposition trat.

So klein die Zahl dieses Kreises war, so schwer wogen durch ihre Vergangenheit und ihre gesellschaftliche Stellung die Männer, welche denselben bildeten. Der Geheimrat v. Bethmann-Hollweg, durch bedeutenden Grundbesitz hervorragend und anerkannter Führer der Protestanten in der Rheinprovinz, hatte im Jahre 1848 in der ersten Kammer des Landtages die äußerste Rechte geführt, und unter dieser seiner Führung hatte er als Fraktionsgenossen Männer wie Stahl und Gerlach gehabt. Der Geheimrat Matthies hatte stets für einen unerschütterlichen Anhänger der Dynastie und für einen Mann gegolten, welcher niemals der Autorität der Staatsregierung etwas zu vergeben geneigt war. Hintereinander war er in der Zeit von 1840—1848 im Ministerium des Innern

der vertraute Ratgeber der Minister v. Rochow und v. Bodelschwingh in ständischen, Polizei- und Preßsachen gewesen und befand sich seit den Märztagen zur Disposition gestellt. Graf Robert Goltz war während der Jahre 1848 und 1849 einer der thätigsten Konservativen gewesen und hatte mit Herrn v. Bismarck-Schönhausen aufs kräftigste zur Organisation der konservativen Partei mitgewirkt. Er war bis Olmütz im Staatsdienste gewesen, hatte aber nach der Punktation sein Amt niedergelegt. Der Professor Klemens Perthes, den strengsten Grundsätzen in den Fragen des Staates und der Kirche huldigend, hatte während der Studienzeit des jetzigen Kronprinzen in Bonn sich des besonderen Vertrauens der Familie des Prinzen von Preußen zu erfreuen gehabt. Endlich war Graf Albert Pourtales, Sohn des Vize-Oberzeremonienmeisters und bis dahin Gesandter bei der Pforte, ein Mann von einer Persönlichkeit und gesellschaftlichen Stellung, wie man ihn in den oppositionellen Reihen bis dahin noch nicht gesehen hatte. Diese fünf Männer bildeten den Stamm einer neuen Partei, welche sich zum Ziele gesetzt hatte, die Grundsätze eines gesunden Konservativismus zur Geltung zu bringen und sich der Politik des Mannes von Olmütz, wie man damals sagte, fern zu halten.

Zunächst entschloß sich dieser Kreis von Männern, seine Anschauungen in einem Organ niederzulegen, welches unter dem Titel des „Preußischen Wochenblattes“ wöchentlich erscheinen sollte. Dieses Organ trat mit dem 1. Januar 1852 ins Leben.[1]) Es hatte einige Mühe gekostet, einen Redakteur für diese Unternehmung zu gewinnen, welcher einerseits mit den nötigen Kenntnissen versehen, andrerseits durch seine politische Vergangenheit in keiner Weise kompromittiert war. Herr v. Bethmann-Hollweg hatte dafür schließlich einen jungen Historiker aus der Rankeschen Schule, den Dr. v. Jasmund,[2]) gewonnen. Im Spätherbst 1851 fing man an, sich mit den Vorbereitungen für dieses Unternehmen zu beschäftigen, und Graf Goltz, welcher das thätigste Mitglied in jenem Kreise war, suchte mich, der ich eben aus dem Staatsdienste ausgeschieden war, auf, um mich zum Beitritt zu bewegen. Ich lehnte für den Augenblick ab, da es mir nicht passend erschien, nachdem ich mich eben erst in Unfrieden von dem Minister v. Manteuffel getrennt hatte', schon in die Reihen der Opposition zu treten.

In den Fragen der inneren Politik unterschied sich die Wochenblattspartei von der liberalen Doktrin, wie sie damals die gothaner Richtung beherrschte, hauptsächlich dadurch, daß sie den Gedanken einer parlamentarischen Regierung in Preußen als unzulässig und verderblich zurückwies, während sie auf der andern Seite den Konservativen gegenüber die Notwendigkeit angemessener Verfassungszustände unter Mitwirkung einer mit ernsten Rechten ausgestatteten Landes-

---

[1]) Diese Angabe ist nicht richtig. Das mir vorliegende Exemplar des „Preußischen Wochenblattes“ beginnt am 6. Dezember 1851 mit Nr. 1, und diese trägt an der Seite die Bezeichnung: „Probenummer“. Die folgende Nr. 2 ist gleichfalls vom Dezember.

[2]) Herr v. Jasmund war später bis zu seinem Tode — er starb in Berlin am 23. Dezember 1879 als kaiserlicher Geheimer Legationsrat — eng mit meinem Vater befreundet.

Digitized by Google

vertretung betonte und verfocht. In der That bestand damals das Gros der konservativen Partei aus Absolutisten, wobei man allerdings die Führer, wie Stahl und Gerlach ausnehmen muß, während die liberale Partei vorwiegend in der belgischen Verfassung das zu erstrebende Ideal eines konstitutionellen Zustandes erblickte. Man hätte denken sollen, ein solcher Versuch, wie ihn jetzt Herr v. Bethmann und seine Freunde machten, eine liberal-konservative Mittelpartei zu bilden, würde eine zahlreiche Unterstützung in den gemäßigten Reihen der Nation gefunden haben; dem war aber nicht so. Die leidenschaftlichen Kämpfe der letzten Jahre hatten die Nation in zwei scharf geschiedene Lager getrennt, und es gehörte, so wie die Dinge lagen, ein starkes Maß von Mut dazu, sich aus seinen bisherigen Parteiverhältnissen loszulösen und nach der Mitte hin eine von beiden unterschiedene selbständige Stellung einzunehmen. Unter diesen Umständen mißlang der anfängliche Versuch, die Führer der neuen Partei in das Abgeordnetenhaus zu bringen, und man mußte sich damit begnügen, in der ersten Kammer eine Fraktion zu bilden, welche, wenn ich nicht ganz irre, die Zahl von zehn Mitgliedern nicht überstieg.

Nachdem etwa vier Monate seit meinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste verflossen waren, beschloß ich, mich nach einem Sitze in der ersten Kammer umzuthun, und teilte dies meinen näheren Bekannten unter der konstitutionellen Partei mit. Gleich darauf wurde ich in Paderborn einstimmig sowohl von Liberalen als auch von Konservativen in die erste Kammer gewählt. Mein erster Schritt bestand darin, Herrn v. Bethmann-Hollweg, mit dem ich bis dahin persönlich gar nicht bekannt gewesen war, aufzusuchen und mich zum Eintritt in seine Fraktion zu melden. Dieser Schritt war für mich und mein späteres Leben von großen Folgen. Die bedeutenden Persönlichkeiten, welche den kleinen Wochenblattkreis bildeten, waren Männer, von denen jeder sich in seinem Fache praktisch nicht ohne Erfolg versucht hatte. Ich habe dieselben bereits oben kurz charakterisiert, muß hier aber auf diese Charakteristik noch ausführlich zurückkommen.

Herr von Bethmann-Hollweg war lange Professor der Rechtswissenschaft gewesen und galt für einen der ausgezeichnetsten Schüler Savignys. Sein Hauptinteresse hatte sich früh schon den kirchlichen Angelegenheiten zugewendet, und in der Rheinprovinz, wo er angesessen war, betrachtete man ihn als den Vorkämpfer des Protestantismus gegenüber den Uebergriffen der römischen Kirche. Er war im Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens, einflußreicher gesellschaftlicher Verbindungen und war vom König Friedrich Wilhelm IV. gekannt und geschätzt. Sein Uebertritt in die Reihen der Opposition wog um so schwerer, als er gerade in der schlimmsten Zeit der Märzbewegung einer der Führer der konservativen Partei und in der ersten Kammer, wie bereits oben erwähnt, der Chef derjenigen Fraktion der strengen Rechten gewesen war, welche Stahl und Gerlach zu ihren Mitgliedern zählte.

Der Geheime Rat Matthies galt für einen ungewöhnlich befähigten Geschäftsmann. Man hatte ihn in dieser Eigenschaft aus seiner Stellung als Rat des Kammergerichtes in der Mitte der dreißiger Jahre in die sogenannte schwarze

Kommission versetzt, welche in den dreißiger Jahren aus juristischen Mitgliedern der einzelnen deutschen Staaten in Frankfurt a. M. gebildet worden war, um die Resultate der in den Einzelstaaten geführten Untersuchungen gegen die demagogischen Umtriebe zusammenzufassen und über ein gleichmäßiges Verfahren in betreff derselben zu wachen. In dieser Zeit war er ein eifriger Mitarbeiter an dem bekannten „Politischen Wochenblatt", welches nach der Julirevolution in Berlin unter Leitung des Professor Jarcke, eines Konvertiten, erschien und sich zur Aufgabe gemacht hatte, den Lehren des modernen Konstitutionalismus gegenüber die bekannte Hallersche Theorie zur Geltung zu bringen, und zwar geschah dies in der Regel mit Geist. Später war Matthies in das Ministerium des Innern zunächst als vortragender Rat und dann als Direktor eingetreten und hatte nacheinander unter den Ministern von Rochow und von Bodelschwingh für den vertrauten Ratgeber in den ständischen Angelegenheiten, sowie in Sachen der Polizei und der Presse gegolten. Während der Periode, in welcher (1849—1850) Herr von Radowitz den Versuch machte, mittels der Unionsverfassung einen Teil des Verfassungswerkes der Paulskirche im Interesse Preußens zu retten, hatte Matthies, von Frankfurt her mit Radowitz innig befreundet, diesem mit Rat und That treulich zur Seite gestanden. Nach dem Sturze des Generals von Radowitz aber hatte er sich wiederum von der Politik zurückgezogen. Jetzt, wo die kleine liberal-konservative Partei unter der Führung des Herrn von Bethmann-Hollweg ihr Banner erhob, schloß er sich derselben mit großem Eifer an und ward zu einem ihrer Führer in der Kammer und zum thätigen Mitarbeiter am Wochenblatt.

Graf Robert Goltz, welcher bis zum Jahre 1848 im Ressort des Ministeriums des Innern thätig gewesen war und im Jahre 1848 bei der Organisierung der konservativen Partei wesentlich mitgewirkt hatte, hatte während des in Frankfurt seit dem Frühjahr 1849 von Oesterreich und Preußen eingesetzten Interimistikums als Protokollführer fungiert, wegen des Abschlusses der Olmützer Konvention aber mit Herrn von Manteuffel gebrochen und sich jedenfalls vorläufig von der Politik zurückgezogen —, er hatte es auf der hierarchischen Stufenleiter noch nicht weiter als zum Assessor gebracht[1]) — bis mit dem Entschlusse Bethmann-Hollwegs, eine liberal-konservative Mittelpartei zu bilden, er den Zeitpunkt gekommen glaubte, sich wieder aktiv am politischen Leben beteiligen zu können. Graf Goltz war ein Mann von raschem Verstande, war im Besitz tüchtiger Kenntnisse und besaß als schneller und guter Arbeiter in nicht gewöhnlichem Maße die Gabe der Rede in Wort und Schrift. Graf Goltz hatte im Jahre 1848 durch den Bankrott seines Bankiers sein Vermögen verloren und entbehrte daher jener äußeren Unabhängigkeit, welche im Treiben des politischen Parteilebens von so großer Wichtigkeit ist. Graf Goltz gehörte zu den jüngeren Mitgliedern des Wochenblattkreises; während Bethmann-Hollweg und Matthies bereits

---

[1]) Graf Goltz war nicht mehr Assessor, sondern, wie die Unterschrift unter der Ankündigung des Wochenblatts besagt, bereits Legationsrat.

in den Fünfzigern standen, befanden er und Graf Pourtales sich noch in den Dreißigern, ich aber mit dem uns noch befreundeten Baron Schleinitz und Grafen Usedom in der Mitte der Vierziger. Der Jüngste aber in unserm Kreise war der jugendliche Redakteur, Herr von Jasmund, welcher eben erst das Alter der Majorennität — 24 Jahre — erreicht hatte.

Graf Albert Pourtales gehörte der bekannten Familie dieses Namens in der französischen Schweiz an. Er hatte sich die für die diplomatische Laufbahn erforderliche wissenschaftliche Bildung erworben und sich darin durch den Umstand außerordentlich gefördert, daß er das Französische als seine Muttersprache sprach und schrieb, während er auch des Deutschen vollkommen mächtig war. Geistvoll und reich an Gedanken, wurde es ihm schwer, sich in den einmal vorgeschriebenen Bahnen mit Ruhe zu bewegen. Seine Jugend war eine stürmische gewesen. Endlich hatte er sich, beeinflußt durch die erste Gattin des Grafen Egloffstein, ich glaube einer geborenen Demidoff, den kirchlich gesinnten Kreisen genähert, war auf diese Weise mit der Familie Bethmann-Hollweg bekannt geworden und hatte sich schließlich mit der ältesten Tochter derselben verheiratet. Während der Jahre 1848 und 1849 war er wiederholt zu Spezialkommissionen gebraucht worden und ging endlich als Gesandter nach Konstantinopel, was seinen Wünschen um so mehr entsprach, als er den Orient bereits kannte und liebte. Von Konstantinopel aus verfolgte er mit tiefer Bestürzung den Weg, welchen, immer mehr heruntersinkend, die preußische Politik seit Olmütz nahm. Als er im Sommer 1851 mit einem längeren Urlaub in die Heimat zurückkehrte, drängte sich ihm, ebenso wie es bei seinem Schwiegervater der Fall war, die Ueberzeugung auf, daß mit dieser Politik nicht länger zu gehen sei, und daß es eine Sache der Pflicht sei, mit ihr zu brechen und sie zu bekämpfen.

Die erste Anregung zu dem Versuche der neuen Parteibildung hatte bei einem Besuche auf Schloß Rheineck der Bonner Professor Klemens Perthes gegeben, welcher schon seit Jahren der vertrauteste Freund des Bethmann-Hollwegschen Hauses war. Perthes war Professor der Staatswissenschaften in Bonn und huldigte in Staat und Kirche den konservativsten Ansichten. Er hatte mit Fleiß und Einsicht mehrere Schriften verfaßt, welche sich auf die Zustände und Geschichte der neueren Zeit in Deutschland bezogen, und die mit Recht die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise auf ihn gezogen hatten. Während der jetzige Kronprinz in Bonn studierte, war derselbe in lebhaften Verkehr mit Perthes getreten. Auf diese Weise hatte sich für ihn ein näheres Verhältnis zu der Familie des Prinzen von Preußen entwickelt, welche bekanntlich damals den größten Teil des Jahres in Koblenz residierte.

Diese fünf Männer nun waren es, welche, sämtlich bis dahin der streng konservativen Partei angehörig, sich für den Versuch einer neuen Parteibildung vereinigten.

Als das Ministerium Manteuffel den tief in alle inneren Verhältnisse einschneidenden Schritt that, die neue Gemeinde-, Kreis- und Provinzialordnung, welche eben erst zum Gesetze geworden waren, durch Verordnung zu suspendieren

Digitized by Google

und zunächst provisorisch das bis zum Jahre 1848 bestandene Alte wiederherzustellen, erschien, wie zu vermuten steht, von Koblenz aus angeregt, Perthes auf Schloß Rheineck und erklärte seinem alten Freunde Bethmann-Hollweg, daß er (Bethmann-Hollweg) solchen Vorgängen gegenüber nicht länger in der politischen Zurückgezogenheit verbleiben dürfe, für welche er sich vor einiger Zeit entschieden hätte, sondern daß es seine Pflicht sei, nunmehr mit seinem Zeugnis vor das Land zu treten und mit dem ganzen Gewichte, welches sein Name in konservativen und kirchlichen Kreisen besäße, gegen den Weg zu protestieren, welchen man mit diesem Beschlusse eingeschlagen hätte. Zwei Tage lang beratschlagten nun die beiden Freunde, und nicht ohne Widerstreben und gleichzeitig gedrängt von seinem Schwiegersohn Pourtales, faßte Bethmann-Hollweg den Entschluß, den Rat seines Freundes Perthes zu befolgen. In einer kleinen Schrift, welche sofort erschien und großes Aufsehen machte, erklärte er sich gegen die Reaktivierung der alten Kreis- und Provinzialstände und gegen den Weg, welchen damit das Ministerium beschritten hatte. Auch der Graf Fürstenberg-Stammheim, einer der größten Grundbesitzer unter dem rheinischen katholischen Adel, trat jetzt mit einer im gleichen Sinne geschriebenen Broschüre auf.

Von seiten der Regierung und der herrschenden Partei wandte man jetzt alles auf, um diesen Versuch einer liberal-konservativen Parteibildung im Keime zu ersticken. Als der König Friedrich Wilhelm IV. nach dem Zusammentritt der Kammern sich die Mitglieder derselben vorstellen ließ, unter denen sich auch die ihm seit langen Jahren bekannten Herren von Bethmann-Hollweg und Matthies befanden, machte er diesen beiden wegen ihres neuesten Auftretens absichtlich in Gegenwart ihrer Kollegen eine heftige Scene, welche offenbar nur den Zweck hatte, alle diejenigen, welche Wert auf die Gnade des Königs legten, vom Beitritt zu einem solchergestalt in Ungnade gefallenen Kreise abzuhalten. Dieser Zweck wurde denn auch erreicht, und der Wochenblattkreis war und blieb auf eine kleine Zahl von Männern beschränkt, erhielt aber eine relativ sehr große Bedeutung dadurch, daß er nicht nur sachlich eine sehr starke Position einnahm, sondern auch für den Vertreter der Ansichten des Koblenzer Hofes und des künftigen Thronerben angesehen wurde.

Nach innen blieb die Thätigkeit des Wochenblattkreises darauf gerichtet, dem Uebermaße der reaktionären Strömungen entgegenzutreten und die Grundlagen der Verfassung, welche in der That nicht selten in ihrer Existenz gefährdet erschienen, im wesentlichen intakt zu erhalten. Nach außen, wo für den Augenblick große Fragen nicht vorlagen, galt es in Deutschland denjenigen Uebergriffen energisch entgegenzutreten, welche durch das Organ des Bundestages den mittleren und kleinen Staaten gegenüber versucht wurden. Jeder von uns hatte seine spezielle Branche zu bearbeiten: Herr v. Bethmann-Hollweg die kirchlichen Fragen und die sogenannten Entrüstungsartikel, Herr Geheimrat Matthies die Fragen der inneren Organisation, der Presse und der Polizei, Graf Robert Goltz vorzugsweise die Polemik gegen die Ultrakonservativen und ihr Organ, die „Kreuzzeitung“, ich selbst hatte die Artikel über die Thätigkeit des restaurierten

Digitized by Google

Bundestages, über die versuchten und unberechtigten Eingriffe desselben in das Verfassungsleben der einzelnen Staaten und über die schleswig-holsteinsche Sache übernommen. Unserm jungen Redakteur verblieben anfangs nur die Wochenübersichten und allgemeine Situationsartikel. Erst später dehnte er seine Thätigkeit auf Leitartikel in der orientalischen und schleswig-holsteinschen Frage aus.

Jeden Montag versammelten wir uns in der Wohnung des Grafen Albert Pourtales am Leipziger Platz, um die nötigen Vorbereitungen für das nächste, jeden Sonnabend erscheinende Blatt zu verabreden. Schon fertige Artikel wurden gelesen und zensiert, andre verabredet und besprochen. Diese Vereinigungen waren von hohem Interesse. Ein besonders belebendes Element war Graf Albert Pourtales, welcher selten oder nie Artikel schrieb, aber mit geistvoller Lebendigkeit sich an der Abfassung oder Verbesserung solcher von andern entworfenen Artikel beteiligte, welche sich entweder mit Fragen der allgemeinen Politik oder mit Polemik gegen die „Kreuzzeitung“ befaßten, und denen er nicht selten durch seinen oft wahrhaft genialen Humor einen besonderen Reiz verlieh. Namentlich erinnere ich mich einiger Artikel, die gegen die „Kreuzzeitung“ und speziell gegen Herrn v. Bismarck-Schönhausen gerichtet, vom Grafen Goltz entworfen und von Goltz und Pourtales gemeinsam nochmals durchgearbeitet waren; ich erinnere mich, sage ich, noch sehr lebhaft, welche außerordentliche Sensation und welch ungewöhnliches Aufsehen diese Artikel auch in konservativen Kreisen machten. Unsre wöchentlichen Besprechungen, welche nach acht Uhr abends anfingen und sich gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein ausdehnten, waren ebenso interessant als lehrreich; da man an den auf die Entwicklung der deutschen Verhältnisse besonders aufmerksamen Brennpunkten der politischen Thätigkeit, in Koburg, in Frankfurt und in Hannover, die ganze Bedeutung dieses numerisch so schwachen Kreises für Preußen und Deutschland zu würdigen wußte, so erhielten wir, besonders von diesen Punkten aus, vielfach Mitteilungen. Da wir ferner die Herren v. Schleinitz und v. Usedom zu unsern „korrespondierenden Mitgliedern“ zählen durften, so konnten wir ohne Ueberhebung sagen, daß unser Kreis, so wenig zahlreich er war, doch die Elite der guten Köpfe in sich schloß, welche sich damals in Preußen praktisch mit Diplomatie und Politik beschäftigten, — natürlich mit Ausnahme Bismarcks, der unser entschiedenster Gegner war, und dessen persönliche Bedeutung sich noch lange nicht hatte geltend machen können. Wenn danach unser kleiner Kreis vorwiegend für die Behandlung der auswärtigen Fragen mit tüchtigen Kräften ausgerüstet war, so trat in unserm Organ die Behandlung dieser Fragen ganz überwiegend in den Vordergrund, als im Orient diejenige Verwicklung begann, welche späterhin zum Krimkriege führte (1853).

Angesichts dieser Verwicklungen teilte die deutsche Presse sich sofort in zwei Lager. Während sich die liberale Presse mit geringfügigen Ausnahmen auf die Seite der beiden Westmächte stellte, ergriffen die Konservativen und ihr Organ, die „Kreuzzeitung“, leidenschaftlich Partei für Rußland. Das Wochenblatt nahm eine mehr mittlere Stellung in der Art ein, daß es den Streit im antirussischen Interesse europäisch behandelt und geschlichtet wissen wollte. Da am

Digitized by Google

Hofe die russische Richtung namentlich seit dem Frühsommer 1854 mehr und mehr die Oberhand gewann, so wurde unser Gegensatz zu der auswärtigen Politik der Regierung auch immer schärfer, und der gesellschaftliche Bann, welcher gleich bei der Bildung des Wochenblattkreises durch den König persönlich über uns verhängt war, wurde immer strenger. Dazu kam, daß der damalige preußische Gesandte in London, Herr v. Bunsen, welchen man als einen Wahlverwandten unsres Kreises ansah, sich in dieser wichtigen und außerordentlich schwierigen Periode im höchsten Maße unbesonnen und verkehrt benahm. Geleitet von dem Wunsche, Preußen in das Lager der Westmächte überzuführen, suchte Herr v. Bunsen den König nicht nur im allgemeinen in diese Richtung zu drängen, sondern trat endlich sogar mit dem phantastischen Projekt der Wiederherstellung Polens hervor. Damit war natürlich sein Sturz besiegelt. Auch Usedom ging in den Bemühungen, den König zum Anschluß an die Westmächte zu bewegen, sehr weit.

So klein unser Kreis war, so schloß er mithin doch in diesen Fragen zwei in ihren Ansichten verschiedene Gruppen in sich. Pourtales und Usedom näherten sich mehr der Bunsenschen Auffassung, während Robert Goltz und ich eine weit vorsichtigere und allen solchen Experimenten abgeneigte Tendenz vertraten. Diese Gegensätze steigerten sich mehr und mehr, und endlich verstand sich Graf Albert Pourtales auf Wunsch des Ministers Manteuffel dazu, im Auswärtigen Amte an der Bearbeitung der orientalischen Sachen teilzunehmen, während Graf Usedom fast noch weiter ging und sich ziemlich unverblümt Herrn v. Manteuffel zum Unterstaatssekretär anbot. Beide wohl in der Hoffnung und der Absicht, Manteuffel mehr und mehr ins westmächtliche Lager hinüberzuführen. Selbst in unserm kleinen Organ spiegelte sich dieser im Innern des leitenden Komitees bestehende Zwiespalt ab, und in einem Artikel vom Sommer, dessen Aufnahme während meiner Abwesenheit beschlossen war, trat das Wochenblatt gegen Oesterreich in der leidenschaftlichsten Weise auf. So gespannt war innerhalb unsers Kreises die Situation geworden, daß ich einem meiner konservativen Freunde, dem Professor Helwig, zu dessen Beruhigung im Vertrauen erklärte, ich würde, wenn nicht in den nächsten acht Tagen eine Wendung einträte, aus dem Wochenblattkomitee ausscheiden und mich über die Gründe, welche mich zu diesem Schritte bewogen, öffentlich näher erklären. Indessen trat die Wendung in der That bald ein und zwar unter der Beihilfe des Herrn v. Bismarck, welchen man zu diesem Zwecke von Frankfurt herbeigerufen hatte, in der Art, daß der russenfreundliche Einfluß einen entschiedenen Sieg davontrug. Die Folge davon war, daß Graf Pourtales auf die Beschäftigung im Auswärtigen Amte verzichtete, Usedom Berlin verließ und Bunsen von dem Londoner Posten entfernt wurde.[1])

Diese Krisis brachte eine schwere Erschütterung in den Wochenblattkreis. Graf Albert Pourtales, ohnehin vermöge seiner französischen Natur nicht sehr

---

[1]) Die Darstellung Bernhardis (Aus dem Leben Theodor Bernhardis III S. 30) weicht von der hier gegebenen vielfach ab.

Digitized by Google

ausharrend und geduldig, verlor, da offenbar rasche Erfolge über das herrschende System nicht zu erwarten standen, die Lust an der ganzen Unternehmung und lebte von jetzt ab vorzugsweise nicht mehr in Berlin, sondern abwechselnd in Venedig und auf seinem Schlosse Oberhofen am Thuner See, indem er sich mit der Rolle eines Beobachters begnügte. Robert Goltz dagegen fühlte sich durch die Extravaganzen unsrer nur zu sehr zur Ueberstürzung geneigten Freunde Pourtales und Usedom aufs unangenehmste berührt. Er ergriff die erste günstige Gelegenheit, um sich vom Wochenblatte zurückzuziehen, und nahm die Stelle eines Gesandten am griechischen Hofe an, welche ihm der König nach diesem seinem Ausscheiden anbieten ließ.

Der Rücktritt von Goltz und die Abwesenheit von Pourtales erweckten in den Kreisen des Hofes und der Minister die Hoffnung, daß man jetzt auf ein baldiges Ende des Wochenblattes und der Kammerfraktion, welche damit zusammenhing, rechnen dürfte. Dieser Hoffnung fehlte in der That keineswegs eine gewisse Berechtigung, denn als ein Jahr später bei Gelegenheit der Wahlen für die Zweite Kammer im Sommer 1855 der Führer unsrer kleinen Partei, Herr v. Bethmann-Hollweg, nicht wiedergewählt wurde und dies zum Vorwande nahm, sich fürs erste ganz vom politischen Leben zurückzuziehen, wirkte dieser Vorgang so deprimierend auf eine andre für uns höchstwichtige Kraft, den Geheimen Rat Matthies, daß derselbe von diesem Zeitpunkte an sich an den Arbeiten für das Wochenblatt nur selten und mit Unlust beteiligte. So kam es, daß die Last, welche mit der Aufrechterhaltung eines solchen Unternehmens verknüpft ist, von jetzt ab fast ausschließlich auf meinen Schultern ruhte.

Sogar formell übertrug mir Herr von Bethmann-Hollweg, welcher nach seiner mißglückten Wahl den Winter in Italien zuzubringen beschlossen hatte, das Eigentum des Blattes. Unser jugendlicher Redakteur und ein paar andre jüngere Federn, unter welchen ich den späteren Professor der Geschichte und Geographie in Breslau, meinen jetzt (1880) verstorbenen treuen und wahrhaft ausgezeichneten Freund, Karl Neumann, und den mir auch noch bis zur Stunde nahe befreundeten Richard von Bardeleben vor allen nennen muß, bildeten die Hilfe, auf welche ich mich verlassen konnte.

In Koblenz legte man nach wie vor den höchsten Wert darauf, daß das Blatt erhalten bleibe. Man betrachtete es als die Fahne, um welche sich die speziellen Anhänger des Thronfolgers zu sammeln hatten. Die Thätigkeit des Blattes ging aber namentlich während des Krimkrieges Hand in Hand mit derjenigen der von uns geleiteten Kammerfraktion. Als das Ministerium im Frühjahr 1854 mit einer Kreditforderung von 30 Millionen Thaler vor die Kammer trat, war es unsere Fraktion und deren Führer, welche in dieser Frage vorzugsweise die Opposition führten. Es gelang uns, den weitaus größeren Teil der Opposition für die Bewilligung des Kredits geneigt zu machen, wir unterlagen aber mit der gleichzeitig vorgeschlagenen Resolution, in welcher wir in antirussischem Sinne entschieden zu fernerem Verbleiben im europäischen Konzerte rieten. Wir unterlagen hauptsächlich deshalb, weil ein Teil der damaligen Linken unter Führung

von Georg von Vincke nicht nur gegen die Bewilligung des Kredits, sondern auch gegen Annahme der Resolution, also gegen alles gestimmt hatte, weil diese aus etwa zwanzig Köpfen bestehende Gruppe durch den Mund ihres Führers nur dann ein bejahendes Votum abgeben zu wollen erklärte, wenn die Regierung vorher positive Garantien dafür gegeben haben würde, daß sie unter allen Umständen nicht mit Rußland gehen wolle.

Ich muß bei dieser Gelegenheit eines Vorganges erwähnen, welcher charakteristisch für unsere Kammerzustände und noch charakteristischer für die Eigentümlichkeiten des damals mächtigsten Redners der Kammer, des Abgeordneten Georg von Vincke, war. Um übereinstimmend handeln zu können, hatten die Führer der Linken und der Bethmann-Hollwegschen Fraktion beschlossen, sich zu vorbereitenden Besprechungen zusammenzufinden. Da ich in beiden Fraktionen genaue Bekannte hatte und Vertrauen genoß, so fanden diese Konferenzen in meiner Wohnung statt. Die Stimmung war in der ersten Konferenz eine sehr aufgeregte. Georg von Vincke sprach sich mit größter Entschiedenheit gegen die Bewilligung des Kredits aus, wenn nicht Garantien gegeben würden, daß man sich nicht mit Rußland alliieren würde. Alle übrigen Anwesendenden traten dieser Ansicht bei. Ich allein widersprach aufs entschiedenste, ich suchte zu beweisen, daß man nur die Wahl zwischen Bewilligung und Ablehnung hätte, daß aber Ablehnen unmöglich wäre, weil dadurch der Staat gegenüber einer außerordentlich gefährlichen europäischen Krisis waffenlos gemacht würde. Ich endigte meine Auseinandersetzung mit den Worten: „Und wenn Hassenpflug an der Spitze der Geschäfte stünde, wir dürften und könnten den Kredit doch nicht verweigern.“ Diese Bestimmtheit meines Auftretens reizte Georg von Vincke aufs äußerste; er griff mich mit äußerster Lebhaftigkeit an und suchte mich mit sich fortzureißen, aber vergeblich. Als wir 14 Tage später wieder zusammentraten, hatten sich zwar die äußeren Verhältnisse nicht geändert, die Strömung aber war umgeschlagen, und alle Anwesenden traten jetzt meiner Meinung bei, so daß Georg von Vincke, welcher allein an der seinigen festhielt, völlig isoliert blieb. Dieser Zwischenfall hatte die überraschende Folge, daß von dieser Zeit ab mein Verhältnis zu Georg von Vincke ein viel genaueres und herzlicheres wurde.

In der Kommission des Abgeordnetenhauses, welche zur Prüfung der Kreditforderung niedergesetzt war, fungierte Graf Goltz als Referent und ich selbst als Protokollführer, während der frühere sächsische Minister, Herr von Karlowitz, auch ein Mitglied unserer Fraktion, welcher aber nicht zu gleicher Zeit Mitglied unsers speziellen Wochenblattkreises war, Vorsitzender der Kommission wurde. Wie schon oben erwähnt, wurde im Plenum der Kredit unserm Antrage gemäß bewilligt, die von uns gleichzeitig vorgeschlagene Resolution dagegen von der Majorität abgelehnt, da eine verhältnismäßig kleine Gruppe der Linken dieser Resolution gegenüber unter Führung Vinckes mit der Rechten im Sinne der Ablehnung zusammenging. Graf Goltz machte bald darauf seinen Frieden mit der Regierung und ging als Gesandter nach Athen. Der König und die Re-

gierung neigten inzwischen immer mehr und mehr auf die Seite Rußlands, während sich Oesterreich gleichmäßig immer mehr und mehr den Westmächten zuwendete.

Da durch das Gesetz über die Bewilligung des Kredits von 30 Millionen bestimmt war, daß beim Wiederzusammentritt des Landtages diesem Rechenschaft über den bis dahin verausgabten Teil des Kredits abgelegt werden sollte, so kam im Frühjahr 1855 die orientalische Frage in dieser Form nochmals vor den Landtag. Auch dieses Mal berücksichtigte man in der Kommission vorzugsweise unsre Fraktion. Der Minister von Karlowitz ward wieder Vorsitzender und ich Referent. Ich vertrat, unterstützt von der oppositionellen Majorität der Kommission, den Standpunkt, daß unser Kabinett sich hätte innerhalb des europäischen Konzertes bewegen und nicht außerhalb desselben sich hätte in unverkennbarer Weise Rußland zuneigen sollen, wodurch dieses wesentlich in seiner Neigung bestärkt worden wäre, die Sache zum europäischen Kriege zu treiben. Der Bericht, welchen ich namens der Kommission für das Plenum erstattete, fand vielen Beifall, und der alte Oberpräsident von Schön schrieb an seinen alten Freund, den Oberburggrafen Brünneck, welcher der Zweiten Kammer als Mitglied angehörte: „Wer ist dieser Gruner? Seine Arbeit ist die beste, die bisher noch in den Kammern geliefert worden ist.“ Als die Sache im Plenum zur Verhandlung kam, erhob sich vor Eröffnung der Debatte der Ministerpräsident von Manteuffel und versuchte durch Verlesung einer langen Gegenerklärung den Eindruck meines Berichtes zu entkräften. Ich hatte bis dahin noch nie in der Kammer gesprochen und wurde etwas ängstlich, ob es mir gelingen werde, den Chef der Verwaltung gehörig und sachlich zu widerlegen. Nach der damaligen Einrichtung saß ich als Referent neben dem Präsidenten, damals dem Grafen Schwerin. Dieser suchte mich zu ermutigen: „Immer frisch von der Leber weg,“ sagte er zu mir, „so wie es einem ums Herz ist, dann wird es immer gut.“ So that ich denn auch, und in der That gelang es mir, unter dem Beifall meiner Freunde und dem tiefen Schweigen der rechten Seite des Hauses die Angriffe des Ministerpräsidenten siegreich zurückzuweisen. Der Jubel des Wochenblattkreises und der gesamten Opposition war groß. Als ich dem Minister von Schleinitz, meinem alten Bekannten, ein Exemplar meines Berichtes nach Gebesee übersendete, gratulierte er mir zu dieser „Musterarbeit“. Unser Führer, Herr von Bethmann-Hollweg, endlich hatte sich bewogen gefunden, ein Exemplar meines Berichtes nach Koblenz an die Prinzessin von Preußen zu senden, welche dann in ihrer Antwort sich auf das anerkennendste aussprach.

Schon einige Zeit vorher hatte der Minister von Schleinitz, welcher gewöhnlich in Gebesee bei Erfurt wohnte, auf Wunsch des Prinzen, so lange derselbe in Berlin war, es so arrangiert, daß Herrn von Bethmann-Hollweg, Matthies und mir anheimgestellt wurde, wenn sich irgend etwas Politisches, sei es in der Kammer oder sonstwo ereigne, von dem wir glaubten, daß es des besonderen Interesses des Prinzen würdig wäre, ihn darauf aufmerksam zu

Digitized by Google

machen, und daß wir jederzeit des Morgens um neun Uhr bei ihm erscheinen könnten. Im Herbst des Jahres 1855, als die Prinzessin von Preußen aus Koblenz nach Berlin zurückkehrte, ließ der Prinz mir durch seinen Adjutanten, den Grafen Goltz, sagen, ich möchte tags darauf mich in dem Palais einfinden, die Prinzessin wünsche mich kennen zu lernen, und er würde mich ihr vorstellen. Dies geschah, und ich wurde von da ab in die intimen Kreise der prinzlichen Familie gezogen.

Nach dem Pariser Frieden (Frühjahr 1856) trat eine entschiedene politische Ruhe ein. Trotz seiner schwachen und schwankenden Politik hatte das Ministerium Manteuffel es schließlich doch wenigstens dahin gebracht, daß Preußen in der letzten Stunde zu den Beratungen des Pariser Kongresses zugelassen wurde und den Friedenstraktat mit unterzeichnete. Im Auge des Landes war dies schon ein Erfolg; da zugleich die Wahlen, welche im Herbst 1855 stattfanden, die sogenannte „Landratskammer“ nach Berlin geschickt hatten, so erschien das Ministerium jetzt als sehr stark. Unter diesen Umständen war es um so schwerer, die Opposition und unser kleines Organ in frischem Gange zu erhalten, als bei den Wahlen von 1855 sowohl die konstitutionelle Partei, als auch die Bethmann-Hollwegsche die Hälfte ihrer Sitze eingebüßt hatten. So erschien zu Anfang 1856 der Bestand der Herrschaft des Manteuffelschen Ministeriums und der damaligen konservativen Majorität auf lange Zeit hinaus gesichert.

Was meine persönliche Stellung in der Kammer anlangt, so war ich Anfang des Jahres 1852 auf Empfehlung unsers Fraktionschefs, des Herrn v. Bethmann-Hollweg, in Duisburg am Rhein zum Mitglied der zweiten Kammer gewählt worden. Auch bei der Neuwahl im Herbst 1855 stimmten die Bewohner der Stadt Duisburg Mann für Mann für mich. Ebenso die katholischen Wahlmänner, denen mich die Führer der katholischen Partei aufs wärmste empfohlen hatten. Gleichwohl unterlag ich bei der Wahl selbst, weil ein katholischer Pfarrer bei der Wahl der Wahlmänner in seinem Kirchspiel sich der Sache nicht angenommen und dadurch dem Gutsbesitzer desselben Kirchspiels die Gelegenheit gewährt hatte, statt der bisherigen achtzehn katholischen Wahlmänner achtzehn evangelisch-konservative Wahlmänner durchzubringen. Hatte am Rhein mich das Glück verlassen, so zeigte es sich mir an der Elbe um so günstiger. In Magdeburg war Bunsen 'gewählt worden, hatte aber abgelehnt. Der dortige Oberbürgermeister Hasselbach, ein alter Bekannter, bot mir namens der Magdeburger Wahlmänner das erledigte Mandat an, und, nachdem ich dort vor einigen hundert Wahlmännern meine Kandidatenrede zur Zufriedenheit der Versammlung gehalten hatte, ward ich mit großer Stimmenmehrheit gewählt.

Die Stellung der Opposition in der neuen Kammer war numerisch eine recht schwache; die gesamte Opposition belief sich auf nicht mehr als ein Drittel der Gesamtheit der Kammermitglieder. Die Hälfte dieser oppositionellen Stimmen gehörte der katholischen Fraktion, während sich in den Rest ziemlich gleichmäßig die konstitutionelle und die Bethmann-Hollwegsche Partei teilten. Um so entschiedener traten wir sachlich in der Debatte auf, wo das Talent

Digitized by Google

offenbar überwiegend auf unsrer Seite war. Allerdings zählte die Rechte unter ihren Führern einen Ludwig v. Gerlach und einen talentvollen, aber in der Wahl der Mittel rücksichtslosen Mann wie Wagner, den früheren Redakteur der „Kreuzzeitung". Sonst aber waren auf dieser Seite des Hauses die Talente sehr dürftig vorhanden, während dagegen die Opposition Männer wie Vincke, Schwerin Wenzel, Matthies und die beiden Brüder Reichensperger zu den ihrigen zählte.

Da die Regierungspartei die entschiedene Mehrheit besaß und diese Majorität zum guten Teile aus Landräten bestand, welche sie in großer Zahl in ihrer Mitte hatte, weshalb die Kammer auch „die Landratskammer" hieß, so ging die Regierung mit dem Gedanken um, die Verfassung des Jahres 1850, welche ja auch unleugbar viele Gebrechen an sich trug, nach den Grundsätzen der damaligen konservativen Partei gründlich zu reformieren. Die dahinzielenden Versuche blieben in der Hauptsache jedoch resultatlos. Der Minister des Innern, Herr v. Westfalen, zu dessen Kompetenz die reformatorische Arbeit vorzugsweise gehören sollte, war für eine solche Aufgabe gänzlich unfähig, und so blieben die Anläufe, welche das Ministerium Manteuffel in dieser Richtung hin unternahm, ohne Erfolg.

So standen die Sachen, als im Herbst des Jahres 1857 die Krankheit des Königs Friedrich Wilhelm IV., eine Gehirnerweichung, immer mehr an den Tag trat. Ich erhielt eine Tages aus Gebesee bei Erfurt, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort, einen Brief von Herrn v. Schleinitz, worin er mir in aufgeregten Worten mitteilte, daß er soeben nach Koblenz berufen sei, und den er ganz gegen seine gewöhnliche ruhige Art mit den Worten schloß: „Gott schütze das Vaterland, es stehen wichtige Entscheidungen bevor." Inzwischen gelang es der herrschenden Partei, die Entscheidung noch herauszuschieben, und es trat statt einer Regentschaft die Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen ein. Diese Stellvertretung hatte zum ausgesprochenen Zwecke, daß die Geschäfte in dem bisherigen Sinne weiter fortgeführt würden.

Während sich so in der Regierung des preußischen Staates schwerwiegende Veränderungen vorzubereiten anfingen, war in unserm häuslichen Leben bereits ein solches eingetreten. Am 29. Juni 1857 war uns nämlich ein Kind, ein Sohn, geboren worden, welcher nach meinem Vater den Namen Justus erhielt.

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google

Probleme der modernen Astronomie.

Von

Dr. Bruhns.

II. Kosmische und Fixsternastronomie.

Während Kopernikus mit den Worten: „Ob die Welt endlich sei oder unendlich sei, wollen wir dem Streit der Physiologen überlassen", die Beantwortung der Frage nach dem Bau des Weltalls abgelehnt hatte, wurde die erste bedeutende kosmische Theorie von Descartes aufgestellt. Jedoch mußte sie, als rein philosophische Theorie aufgebaut, ohne daß ihr die hinreichende Summe von Erfahrungen zur Seite gestanden hätte, durch eben neuere Erfahrungen umgeworfen werden und besitzt heute nur mehr historisches Interesse. Insofern dagegen solche Ansichten noch für die Gegenwart Bedeutung haben, ist in erster Linie die Kosmogonie zu nennen, die Kant 1755 in einer anonymen Schrift: „Naturgeschichte des Himmels" veröffentlichte. Sie ist auch heute noch in vieler Beziehung grundlegend.

Es handelt sich bei der kosmischen Astronomie um die Frage, woraus denn die Welt und ihre Einzelkörper, das heißt die Körper des gestirnten Himmels, entstanden sind, und welchen Grundeigenschaften und Kräften sie ihre Bewegung verdanken. Derartige Fragen zu beantworten, ist eine über alle Maßen schwere Aufgabe, vorzüglich deshalb, weil wir, die Beobachter und die darüber Nachforschenden, auf einem im ganzen Weltall verschwindend kleinen Körper stehen, von dem aus wir nur einen sehr kleinen Raum zu umfassen vermögen, und, weil unsre Erfahrungen erst auf einer im Vergleich zu den großen Entwicklungszeiten sehr kurzen Beobachtungsreihe fußen. Was wollen die paar Jahrhunderte astronomischer Forschung sagen im Vergleich zu den Jahrmillionen des Bestehens der Gestirne, was die kleinen Maße im Sonnensystem im Vergleich zu den Entfernungen der Fixsterne, die nur nach Lichtjahren gerechnet werden können? Und wie armselig sind unsre Kenntnisse zu einer Zeit, wo uns beinahe jedes Jahrzehnt neue große Entdeckungen bringt, und wo wir in dem ganzen Gebiet der physikalischen, chemischen, psychischen und auch spiritistischen Kräfte nur wissen, daß noch ungeheuer viel unklar ist, und daß uns hier noch größte Entdeckungen vorbehalten sind! Daher ist es dringend notwendig, bei aller Kosmogonie die äußerste Skepsis voranzustellen und durchaus alles Hypothetische als hypothetisch aufzufassen. Wir tappen hier noch völlig im Dunkeln und wissen sehr wenig wirkliche Thatsachen. Von vornherein sind alle Hypothesen über den Ursprung der Materie, über die Entstehung des Sonnensystems, über sein vermutliches Ende und ähnliches als unreife Ergebnisse einer mehr oder weniger geistvollen Spekulation aufzufassen.

Digitized by Google

Von diesem Standpunkte müssen wir es als ein besonders günstiges Zeichen für die in unsrer Wissenschaft liegende frische Lebenskraft auffassen, wenn bald nach der Aufstellung der sogenannten Kant-Laplaceschen Hypothese über die Abscheidung einzelner Körper aus einer sich drehenden und gleichzeitig zusammenziehenden großen Masse, mit Herschel und W. Struve am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Periode begann, in der ein möglichst ausgedehntes Material exaktester Beobachtungen zusammengetragen wurde, an die wohl im einzelnen der Theoretiker anknüpfte, ohne daß bis heute das hypothetische Beiwerk die exakte Thatsachenforschung eingeengt hätte.

In Berücksichtigung unsers Beobachtungsstandpunktes auf der dem Sonnensystem angehörigen Erde, muß sich das Problem notwendig in zwei teilen, insofern einerseits die Körper des Sonnensystems zu untersuchen sind, andrerseits die außerhalb desselben liegenden Fixsterne. Um mit den letzteren zu beginnen, so haben uns hier die letzten hundert Jahre eine große Fülle neuer Thatsachen gebracht. Seit 1796 hatte Herschel begonnen, in seinen „Sternaichungen“ die Verteilung der Fixsterne nach Lage, Zahl und Größe zu untersuchen und hatte schon daraus die eigentümliche Thatsache kennen gelernt, daß die Zahl der schwächeren Sterne nach der Milchstraße zu sehr stark zunimmt. Wenn auch die von ihm daraufhin aufgestellte Hypothese mancherlei Umwandlungen erfahren hat, so hatte er doch hiermit den Grund zu jener systematischen Durchforschung des Himmels gelegt, die für die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts vorzüglich charakteristisch ist. Sein Werk wurde fortgesetzt von Bessel, Argelander, W. Struve und hat schließlich zu dem großen Werk der „Bonner Durchmusterung“, dem noch größern des Sternkatalogs der astronomischen Gesellschaft und dem größten, des photographischen Sternkatalogs und der photographischen Sternkarte, geführt.

Während für Herschel das Hauptinteresse in der Verteilung der Sterne am Himmel gelegen hatte, hatte sich Struve, namentlich in der ersten Hälfte seiner Thätigkeit, das spezielle Gebiet der Doppelsterne als seine Domäne ausgewählt und 1827, 1837 und 1852 drei große Doppelsternkataloge veröffentlicht, denen noch zahlreiche weitere beschränktere Veröffentlichungen folgten. Dagegen hatte Argelander seit 1827 zunächst in Abo in Finnland, später in Helsingfors, sich viel mit dem Studium der Fixsterne beschäftigt und 1835 eine sehr bedeutsame Arbeit über 560 Sterne mit starker Eigenbewegung zu Ende geführt. 1836 nach Bonn berufen, begann er zunächst mit epochemachenden Beobachtungen über veränderliche Sterne und führte schließlich, von Schönfeld und Krüger unterstützt, während der Jahre 1852 bis 1862 die sogenannte Bonner Durchmusterung durch, einen Katalog, der, nach einheitlicher Art beobachtet, sämtliche Sterne von -2° bis $+90^{\circ}$ in Deklination bis zur 9. Größe auf 1′ in Rektascension und 0,5′ in Deklination genau enthielt. Welche ungeheure Arbeit hierin liegt, ist daraus ersichtlich, daß zur Beobachtung der circa 300 000 Sterne im ganzen 987 000 einzelne Beobachtungen nötig waren. Als Fortsetzung und Ergänzung dient die von Schönfeld ausgeführte „südliche Durchmusterung“ (von -2° bis -23° in Deklination) und der von Gould in Cordoba in Argentinien 1875 heraus-

gegebene Katalog der Sterne von 0° bis —90° Deklination. Eine große Anzahl kleinerer Sternkataloge, die nur bestimmte Zonen am Himmel, zum Teil aber mit größerer Genauigkeit umfassen, sind während dessen und seitdem zusammengestellt worden.

Das bedeutendste derartige Werk ist aber das im Jahre 1869 noch auf Argelanders Antrag beschlossene Werk des Astronomischen Gesellschafts-Katalogs (A. G.-C.). In dem Programm heißt es: „Die Astronomische Gesellschaft übernimmt die Konstruktion eines für den nördlichen Himmel vollständigen Verzeichnisses der Sterne der ersten 9 Größenklassen auf Grund der Bonner Durchmusterung und vermittelst neuer und sorgfältiger Ortsbestimmungen. Die auszuführende Arbeit erstreckt sich auf die Gegend von —2° bis 80° der Deklination." Die ganze enorme Aufgabe wurde ursprünglich in 14 Zonen von fast durchgängig je 5° Breite geteilt und von den 12 Sternwarten Kasan, Dorpat, Christiania, Helsingfors, Bonn, Chicago, Leipzig, Cambridge in England, Berlin, Mannheim, Neuchatel und Palermo begonnen. Vollendet sind zurzeit die zehn Zonen von +1° bis +5°, von +5° bis +10°, von +15° bis +20°, von +20° bis +25°, von +25° bis +30°, von +40° bis +50°, von +50° bis +55°, von +55° bis +65°, von +65° bis +70°, von +75° bis +80°. Es fehlen noch die 5 Zonen von —2° bis +1°, (Nikolajew), von +10° bis +15° (Leipzig), von +30° bis +35° (Leiden), von +35° bis +40° (Lund), von +70° bis +75° (Jurjew), deren Vollendung in naher Aussicht ist. Wie die Differenzen zwischen diesen Angaben schon erkennen lassen, hat das ursprüngliche Programm einige Veränderungen erfahren, die sich aus dem Wechsel der Direktoren der beteiligten Sternwarten und aus Zufälligkeiten erklären, die ein Zeitraum von dreißig Jahren notwendig mit sich bringt.

Nachdem dies Werk soweit fortgeschritten ist, ist seine Fortsetzung bis zu —23° von den Sternwarten Straßburg, Wien-Ottakring, Cambridge in Nordamerika, Washington, Algier begonnen worden. Noch weiter nach Süden wird seit 1891 in Cordoba in Argentinien an einer Neubestimmung der Gouldschen Durchmusterung gearbeitet, und es ist davon zurzeit der Gürtel von —22° bis —34° vollendet.

Ist schon dieser Astronomische Gesellschafts-Katalog ein Werk, das uns mit der größten Bewunderung vor dem wissenschaftlichen Geist der modernen Astronomie erfüllen muß, so ist auf eine von französischen Astronomen ausgegangene Anregung gegenwärtig ein andres Unternehmen im Werk, das noch weit umfangreichere Aussichten eröffnet: der photographische Katalog sämtlicher Sterne bis zur 11. Größe und der photographische Atlas sämtlicher Sterne bis zur 14. Größe. Seit dem Jahre 1886 begann der Admiral Mouchez mit Aufbietung all seiner Energie, den Plan, eine photographische Karte des gesamten Himmels zu konstruieren, die allen äußersten Anforderungen an die denkbar größte Genauigkeit genügen solle, zu verwirklichen. Mit der ganzen Kraft seines großen Ansehens gelang es ihm, 1887 eine konstituierende Versammlung zusammen-

Digitized by Google

zurufen, an die sich zwei weitere Versammlungen 1889 und 1891 unter seiner Leitung anschlossen. Nach seinem 1892 erfolgten Tode trat eine Pause ein, so daß erst 1896 die vierte Versammlung stattfand. Inzwischen aber war das große Werk soweit gefördert worden, daß in der Begrüßungsrede der Vorsitzende Tisserand sagen konnte: „In der That, die photographische Arbeit des Kataloges ist an einigen Sternwarten vollendet; sie ist weit vorgeschritten an mehreren andern; sie ist in rüstigem Fortschreiten fast überall."

Gleichzeitig von achtzehn Sternwarten begonnen, wurde ein doppeltes Ziel erstrebt: 1. Ein Katalog der Sterne bis zur 11. Größe auf Grund photographischer Aufnahmen und genauer Ausmessung der erhaltenen Platten. Der wahrscheinliche Fehler der einzelnen Ortsbestimmung soll 0",20 nicht überschreiten. Die präparierten Platten werden hierbei erst drei Minuten exponiert und dann nach einer ganz geringen Verschiebung sechs Minuten lang. Dadurch wird erreicht, daß man von jedem Stern zwei Bilder erhält und dadurch gesichert ist vor sogenannten falschen Sternen, das heißt Flecken auf der Platte, die nicht zu vermeiden sind und leicht fälschlich für Sterne angesehen werden können. 2. Ein Atlas der Sterne bis zur 14. Größe in Gestalt von photographischen Aufnahmen, die über den ganzen Himmel sich erstrecken. Hierzu ist eine dreimalige Exposition von je einer halben Stunde notwendig, zwischen denen auch jedesmal eine kleine Verschiebung ausgeführt wird. Dadurch erscheint dem bloßen Auge zwar jeder Stern einfach, unter dem Mikroskop zerfällt er aber in drei ein kleines Dreieck bildende Einzelpunkte und kann somit leicht von falschen Sternen unterschieden werden. Die Platten werden, zweifach vergrößert, durch Photogravüre auf Kupfer vervielfältigt.

Für die Großartigkeit des Unternehmens mögen folgende Zahlen ein Bild geben: Die Bonner Durchmusterung enthält im ganzen circa 450000 Sterne, der Astronomische Gesellschafts-Katalog circa 144500 viel genauer bestimmte (der wahrscheinliche Fehler beträgt circa 0",3 bis 0",4). Der photographische Katalog dagegen wird circa 2000000 Sterne, der photographische Atlas circa 30000000 Sterne enthalten. Für jedes der beiden Werke hat jeder der achtzehn Teilnehmer durchschnittlich 1200 Platten herzustellen, auf denen jeder Ort des Himmels zweimal aufgenommen ist. Noch klarer tritt dieser Umfang durch einige den Berichten des Potsdamer astrophysikalischen Observatoriums in der Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft entnommene Zahlen hervor:

Es betrug die Zahl zu Ende	1894	1895	1896	1897	1898
der aufgenommenen Platten . .	380	625	781	873	903
der ausgemessenen Platten . .	46	66	117	149	179
der ausgemessenen Sterne . .	11750	25000	41000	63000	81000

Hiervon sind die rechtwinkligen Koordinaten von circa 20000 Sternen im Jahre 1899 in einem ersten Bande gedruckt worden. Ein zweiter Band ist soweit fertiggestellt, daß sein Druck vermutlich im nächsten Jahre beginnen wird. Der dritte Band ist bereits begonnen.

Wenn sonach auch der erste Teil des Pariser Programms rüstig fort-

schreitet und sich seine Vollendung in nicht zu ferner Zeit erwarten läßt, so wird allerdings der zweite Teil, der für jedes Observatorium 1200 anderthalbstündige Expositionen verlangt, erst nach Verlauf einer Reihe von Jahren zur Vollendung gelangen können. Aber nachdem in einem Zeitraum von dreißig Jahren der Astronomische Gesellschafts-Katalog beendigt worden ist, dürfen wir wohl darauf rechnen, daß auch der photographische Katalog und Atlas fertiggestellt werden. Und damit wird die Astronomie schon über eine derartige Fülle exaktesten Beobachtungsmaterials verfügen, daß bedeutende Resultate für unser Wissen von der Beschaffenheit des Kosmos und seinen Gesetzen mit großer Wahrscheinlichkeit erhofft werden dürfen.

In diesen Katalogen ist der Hauptwert auf eine genaue Ortsbestimmung gelegt, daneben jedoch auch der Beobachtung der Lichtstärke und der Doppelsterne eine hohe Bedeutung zugemessen. Durch eine genaue Vergleichung der erhaltenen Sternpositionen mit den Resultaten älterer in andern Sternverzeichnissen gesammelten Beobachtungen ist schon jetzt für eine große Zahl der Sterne eine mehr oder weniger bedeutende Eigenbewegung festgestellt worden.

Für die Bestimmung der Helligkeitsschwankungen sind jedoch in den letzten dreißig Jahren zahlreiche Sonderreihen von Beobachtungen angestellt worden. Das Problem der veränderlichen Sterne ist in der Form, wie es heute behandelt wird, ziemlich jung. Es ist bekannt, daß Tycho de Brahe Gelegenheit hatte, einen in der Kassiopeia neu aufleuchtenden Stern vom 11. November 1572 bis März 1574 zu beobachten, und daß ebenso Kepler vom 10. Oktober 1604 bis Anfang 1606 einen sehr hellen Stern im Schlangenträger verfolgte, die beide seither nicht wieder erschienen sind. Andre Sterne wurden gesehen, die zeitweilig verschwanden, wie ein Stern im Schwan, der 1602 von der 3. Größe war, 1621 verschwand, 1655 wieder bis zur 3. Größe anwuchs und 1660 wieder verschwand. Seit 1665 tauchte er wieder auf, blieb aber von da an unverändert 5. Größe. Die erste genaue Verfolgung solcher Helligkeitsänderungen wurde von 1638 an ausgeführt bei dem unter dem Namen Mira Ceti bekannten Stern im Walfisch, dessen Helligkeit im Laufe eines Jahres schwankt zwischen einem Minimum von der 9. Größe und einem Maximum von der 2. bis 3. Größe, das aber auch mitunter bis nahe zur 1. Größe ansteigt.

In systematischer Weise wurde ihr Studium erst um die Mitte unsers Jahrhunderts in Angriff genommen, vorzüglich seitdem Zöllner 1861 sein Photometer konstruiert hatte, das in ausgezeichneter Weise zur Vergleichung verschiedener Helligkeiten geeignet ist. Mit einem solchen Instrument führte Pierce 1872 bis 1875 Beobachtungen an 494 Sternen, Pickering bis 1884 an 4260 Sternen, Pritchard bis 1885 an 2784 Sternen aus. Gegenwärtig ist es neben einigen amerikanischen Sternwarten, von denen Cambridge (Vereinigte Staaten) unter Pickering obenan steht, besonders das astrophysikalische Observatorium in Potsdam, das auf diesem Gebiete eine rege Thätigkeit entfaltet. Seit einigen Jahren ist hier eine „Photometrische Durchmusterung des nördlichen Himmels, enthaltend die Sterne der Bonner Durchmusterung bis zur Größe 7,5“ begonnen und nach dem letzten

Digitized by Google

Jahresbericht für die Zone 0° bis + 20°, + 20° bis + 40° in Deklination beendet worden. Um die eventuellen kurzen Veränderungen in der Leuchtkraft einzelner Sterne kennen zu lernen, ist in Cambridge (Vereinigte Staaten) ein besonderes Verfahren angewandt worden, indem jede Platte stündlich einmal kurze Zeit exponiert wird, nachdem sie ein klein wenig verschoben ist. An den verschiedenen so entstehenden Bildern jeden Sternes kann man dann leicht eine etwaige Veränderung erkennen.

In diesen zwei Gruppen von Arbeiten, den Sternkatalogen zur Bestimmung der Sternörter und der Sternhelligkeiten, spricht sich mehr als in allem andern der ganze ideale Forschergeist aus, der unsre moderne exakte Astronomie beherrscht. Ist doch erst durch Vergleichung dieser Kataloge mit denjenigen, die nach vielen Jahren von neuem hergestellt werden, ein wesentliches Resultat zu erwarten. Daß trotzdem neben dieser streng exakten Richtung die Versuche nicht aufhören, schon jetzt kosmische Theorien aufzustellen, liegt in dem großen Reiz, den das rein philosophische Denken und das Forschen nach den Ursachen vorhandener Erscheinungen auf den Menschen ausübt. Sind auch viele dieser Theorien noch recht zweifelhaft, so haben wir heute doch schon eine Reihe von Erfahrungen kennen gelernt, die einige Hypothesen als wohl plausibel erscheinen lassen.

Von der größten Bedeutung für diese Hypothesen ist die Anwendung der Spektroskopie auf die Fixsterne gewesen. Es ist bekannt, daß das von einem glühenden Körper ausgesandte Licht durch ein Prisma in ein sogenanntes Spektrum zerlegt werden kann, das heißt in ein leuchtendes Band, dessen Farbe von Violett bis zum dunkelsten Rot alle Regenbogenfarben durchläuft und das sich sogar noch jenseits des Violett und des Rot fortsetzt. Wenn es auch hier nicht mehr durch das Auge direkt wahrgenommen werden kann, so ist es durch seine chemische beziehungsweise Wärmewirkung merkbar. Je nachdem nun das Licht von einem festen oder gasförmigen Körper ausgesandt wird, ist das Spektrum ein zusammenhängendes Band oder aus einigen leuchtenden Linien zusammengesetzt, die durch dunkle Streifen getrennt sind. Wenn ferner das Licht eines leuchtenden festen Körpers erst ein nicht leuchtendes Gas zu passieren hat, so wird ein Teil des Lichtes von dem Gase absorbiert, so daß in dem kontinuierlichen Spektrum dunkle Linien erscheinen entsprechend dem absorbierenden Gase. Hierauf gründet sich die Einteilung der Fixsterne, soweit sie spektroskopisch beobachtet sind, in verschiedene Gruppen. Unter den Methoden der Einteilung ist die, welche die meisten Erfolge verspricht, die von Vogel in Potsdam gegebene in drei Spektraltypen.

Der erste Typus enthält Sterne, deren Spektrum nahezu kontinuierlich ist und nur durch sehr schwache Metalllinien unterbrochen ist. Ein derartiges Spektrum läßt Körper vermuten, die in so großer Glühhitze sich befinden, daß die in ihrer Atmosphäre enthaltenen Metalldämpfe keine oder eine nur sehr geringe Absorption ausüben können. Es sind dies die durch ihr weißes Licht auffallenden Sterne. Hierher gehören auch Sterne, in denen die Gaslinien hell erscheinen, auf denen also glühende Gase vorhanden sind. Von solchen Sternen sind

Digitized by Google

bisher nur β Lyrae und γ Kassiopeiae bekannt, bei denen die Wasserstofflinien leuchtend sind.

Der zweite Typus wird von jenen Sternen gebildet, bei denen, wie bei unsrer Sonne, die in der umgebenden Atmosphäre enthaltenen Metallgase durch kräftige schwarze Linien hervortreten, die sonach schon weniger intensiv glühend sind. Auch hier sind einige wenige Sterne bekannt, die zugleich helle Linien von gewissen Gasen zeigen, bei denen in der Atmosphäre also noch glühende Gase vorhanden sind.

Dem dritten Typus gehören die Sterne an, deren Temperatur so niedrig ist, daß sich Teile ihrer Atmosphäre verdichten können, wodurch breite Banden sich im Spektrum zeigen. Hierher gehören die roten und vielfach schwächeren Sterne.

Während man durch die genauen Ortsbestimmungen bei einer großen Reihe von Fixsternen gewisse Eigenbewegungen feststellen konnte, ja bei einigen wenigen schon ihre Entfernung zu bestimmen vermochte, so hat die Spektralanalyse die Möglichkeit gegeben, gewisse Vermutungen über ihre physische Beschaffenheit aufzustellen. Ja mehr noch! Bekanntlich besitzt jedes Element bestimmte ihm charakteristische Spektrallinien, und damit ist uns ein Mittel gegeben, die auf den Sternen in besonderem Maße enthaltenen chemischen Substanzen nachzuweisen. Ferner: auf Grund einer genialen Hypothese Christian Dopplers lassen gewisse Verschiebungen der Linien im Spektrum darauf schließen, daß sich das beobachtete Objekt vom Beobachter entfernt oder ihm nähert, je nachdem die Verschiebung nach rot oder nach violett erfolgt. Auf diese Art ist zum Beispiel für α Bootis nachgewiesen worden, daß er sich mit einer Geschwindigkeit von 7 Kilometer in der Sekunde der Erde nähert und ähnlich, daß sich α Tauri von ihr mit einer Geschwindigkeit von 50 Kilometer in der Sekunde entfernt.

Sind schon diese Annahmen recht bedeutungsvoll und doch sehr wohl begründet, so ist für die veränderlichen Sterne noch mehr erreicht worden. Pickering unterscheidet vier Klassen veränderlicher Sterne: 1. den Algoltypus, zu dem außer dem Stern Algol im Bilde des Perseus alle mit kurzer regelmäßiger Periode ihr Licht ändernden Sterne gehören, die aber nur ein Maximum und ein Minimum besitzen, während 2. dem Lyratypus jene Sterne zugerechnet werden, die zwei gleich helle Maxima getrennt durch ein Haupt- und ein Nebenminimum besitzen. 3. Der Miratypus und 4. der Oriontypus enthält die Sterne, deren Lichtschwankungen entweder innerhalb weiter Grenzen noch eine geringe Regelmäßigkeit erkennen lassen, oder bei denen irgend welche Regelmäßigkeit nicht nachweisbar ist.

Hier hat nun die Spektralanalyse einige höchst merkwürdige Resultate ergeben. Schon früher hatte man die Vermutung ausgesprochen, daß die Lichtänderung des Algol dadurch herbeigeführt werde, daß ein dunklerer Begleiter ihn zeitweilig bedecke. Unter Zuhilfenahme des oben erwähnten Dopplerschen Prinzips ist es nunmehr in den letzten zehn Jahren gelungen, bei mehreren Sternen durch die Verschiebung der Linien nachzuweisen, daß sie sich vor der Licht-

Digitized by Google

abnahme von der Erde entfernen, danach ihr nähern, daß sie aber um einen Begleiter herumkreisen, der sie zeitweilig verdeckt. Ja Vogel hat für das Algolsystem sogar folgende Elemente berechnet, die natürlich nur als rohe Annäherungen betrachtet werden können:

Durchmesser des Hauptsternes	2 510 000	Kilometer.	
„ „ dunkeln Begleiters . . .	1 960 000	„	
Abstand ihrer Mittelpunkte	5 190 000	„	
Geschwindigkeit des Hauptsterns in der Bahn	42	„	in 1 Sekunde.
„ „ Begleiters „ „ „	89	„	„ 1 „
Masse des Hauptsternes	$^4/_9$	der Sonnenmasse.	
„ „ Begleiters	$^2/_9$	der Sonnenmasse.	

Außerdem haben Chandlers Beobachtungen an 121 veränderlichen Sternen gezeigt, daß im allgemeinen die Dauer der Perioden um so größer ist, je dunkler rot, um so kürzer, je weißer ein Stern ist; und daß die Sterne vom Algoltypus durchweg zur ersten Spektralklasse, die vom zweiten Typus zur zweiten Spektralklasse, die übrigen zur dritten gehören. Ob sich auf diese Erscheinungen eine wirklich annehmbare Hypothese wird aufbauen lassen, muß erst die Zukunft zeigen. Es ist jedoch hier nicht der Ort, auf weitere Einzelheiten einzugehen, da aus dem bisher Gesagten zur Genüge zu ersehen ist, in welchen wesentlichen Richtungen sich die auf eine Katalogisierung der Fixsterne, auf systematische Beobachtung der veränderlichen Sterne und auf die Anwendung der Spektralanalyse in der Fixsternastronomie gerichteten Bestrebungen bewegen.

Mehrfach ist schon der Doppelsterne Erwähnung gethan worden, die nächst den Sternhaufen gegenwärtig von mehreren Seiten eingehend beobachtet werden. Obgleich die ersten Doppelsternbeobachtungen erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Mayer und W. Herschel ausgeführt wurden, so war doch bald ein sehr beträchtliches Material zusammengetragen, da W. Struve seit 1813 ihr Studium zu seiner Spezialaufgabe gewählt hatte, und gleichzeitig John Herschel, der Sohn W. Herschels, sie aufs eifrigste beobachtete. Es ist gewiß ein Ungeheures, was hier W. Struve unternahm, indem er 1824 den Plan faßte: 1. möglichst alle vielfachen Sterne zwischen dem Nordpol und — 15° Deklination, deren Distanz kleiner als 32" und deren schwächster Stern nicht schwächer als von der 9. Größe ist, aufzusuchen und zu katalogisieren. 2. Die gefundenen Systeme mikrometrisch so genau und so oft als möglich auszumessen und hierbei Notierungen über das Aussehen der Sterne, namentlich ihre Farbe zu machen. 3. Die mittleren Oerter aller dieser vielfachen Sterne mit dem Meridiankreis zu bestimmen. 1837 konnte er denn auch in den Mensurae micrometricae nahezu 11 000 Messungen von 2641 Systemen vielfacher Sterne veröffentlichen. Seitdem ist durch eine große Anzahl der hervorragendsten Forscher dies Werk fortgesetzt worden, und nachdem im letzten Jahrzehnt Burnham am sechsunddreißigzölligen Refraktor des Lick-Observatoriums noch eine große Menge bis dahin unbekannter Doppelsterne entdeckt hatte, ist ihre Zahl gegenwärtig auf mehr als 12 000 gestiegen. Was diesen Beobachtungen nun ihren

Digitized by Google

besondern Wert verleiht, ist der Umstand, daß es durch die genauen Messungen schon für eine recht beträchtliche Zahl gelungen ist, ihre Bewegungen umeinander zu berechnen. Wenn auch unter den 12 000 Objekten einige Paare sein werden, die zufällig so nahe nebeneinander erscheinen, ohne es in Wirklichkeit zu sein, so ist doch ihre Zahl den Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung zufolge sehr gering. Wir können heute die Bahnelemente von 86 Doppelsternen als genau berechnet ansehen. Darunter sind 3 besonders merkwürdig dadurch, daß sie bisher nur als einfach gesehen worden sind. Allein aus den Unregelmäßigkeiten ihrer Eigenbewegung konnte das Vorhandensein eines unmittelbaren Begleiters geahnt und dieser berechnet werden. Das erste derartige Beispiel ist der Sirius, aus dessen Eigenbewegung Auwers schon 1861 die Elemente des Doppelsternpaares feststellte, während erst am 23. Januar 1862 der zweite Stern gefunden wurde. Insofern auch einige der veränderlichen Sterne vom Algol- und Lyratypus zu den Doppelsternen gezählt werden müssen, ist schon oben davon die Rede gewesen.

Aehnlich wie die Doppelsterne und die mehrfachen Sterne als Systeme zusammengehöriger Objekte aufzufassen sind, ist dies auch der Fall mit den sogenannten Sternhaufen und Nebelflecken, deren eingehendes Studium auch erst mit W. Herschel beginnt. Nachdem es neuerdings durch photographische Aufnahmen mit langer Expositionsdauer gelungen ist, sehr viele Nebelflecke in sehr dichte Sternhaufen aufzulösen, ist die Zahl der eigentlichen Nebel nur noch eine sehr geringe. Sowohl die genaue Triangulation der Sternhaufen, als auch die Untersuchung der Nebel auf dem Wege direkter Bearbeitung, der photographischen und der spektrographischen Aufnahme, macht gegenwärtig sehr große Fortschritte. Gerade an die Nebel schließen sich eine ganze Reihe von Hypothesen an, die aber, dem Prinzip gemäß, daß jede irgendwie zweifelhafte Hypothese von dem vorliegenden Aufsatze auszuschließen ist, hier nicht erwähnt werden sollen.

(Schluß folgt.)



Fürst Bismarck und Viktor v. Scheffel.

Von

Heinrich v. Poschinger.

Scheffel stand von Haus aus der Politik Bismarcks keineswegs sympathisch gegenüber, er war mit Herz und Seele Großdeutscher, hatte seinen Schwur der Reichsverfassung von 1849 geleistet und sah, wie viele mit ihm, den Krieg von 1866 als ein Verbrechen und als einen preußischen Raubzug an. Seiner großdeutschen Anschauungsweise ist Scheffel konsequent bis zum Jahre 1870/71

Digitized by Google

und auch vielleicht noch darüber hinaus treu geblieben. Und wenn er auch später seinen Frieden mit dem neuen Deutschen Reich geschlossen hat und seinem ehrwürdigen Kaiser und dem gewaltigen eisernen Kanzler Dank und Bewunderung darbrachte, es klang bei ihm immer ein Schmerzgefühl mit durch, daß es nicht das „ganze Deutschland“ sein konnte.

Ein deutlicher Beweis für diese Auffassung ist Scheffels wenig bekannte Erwiderung an Felix Dahn auf die Zusendung von Dahns Gedicht:

Macte senex imperator
Barba blanca triumphator!

Dahn schrieb dabei an Scheffel: „Und deine Leyer, Joseph Viktor Scheffel schweigt!!!“ Scheffel antwortete darauf in gleichem Versmaße, wie Dahns Gedicht, diesem:

Felix lyram tetigisti
Ipse Sedan qui vidisti
Et Gulielmum Caesarem!

Post pugnarum gravitatem
Si vidissem libertatem
Jubilans concinerem!

Anton v. Werner, welcher Scheffel bereits seit dem Jahre 1862 lieben und schätzen gelernt hatte, war es, welcher die Annäherung zwischen dem Dichter und dem Begründer des Deutschen Reiches vermittelte. Bereits im Jahre 1876 hatte Anton v. Werner dem Fürsten Bismarck, der Scheffel am 15. Februar dieses Jahres zum 50. Geburtstag gratuliert hatte, im Auftrag des letztern ein Exemplar des von Anton v. Werner illustrierten „Gaudeamus“ überreicht, welches der Fürst mit freundlichem Wohlwollen entgegennahm. Der Dichter, darüber hocherfreut, schrieb am 1. Januar 1877 aus Karlsruhe an Anton v. Werner:

„Daß Bismarck sich am „Gaudeamus“ freut, ist eine stattliche Anerkennung. Bei Stephan, dem Oberpostmeister, bitte ich gelegentlich meinen Gruß zu vermelden, da ich ihn persönlich hier bei Stößer kennen lernte und als Musterbild eines nicht hinkenden Boten[1]) sehr verehre.“

Zur Entstehungsgeschichte des bekannten Anton v. Wernerschen Bildes, welches Bismarck die lange Pfeife rauchend, in die Lektüre von Scheffels „Gaudeamus“ vertieft darstellt, lasse ich das Tagebuch Anton v. Werners sprechen, welches besagt:

„Am 15. Januar 1877 war ich zum Fürsten Bismarck zum Diner eingeladen. Ich war mit Geheimrat v. Obernitz, welcher immer da zu sein scheint, der einzige Gast und saß bei Tisch zwischen dem Fürsten und der Fürstin Bismarck, welche ich zu Tisch geführt hatte. Das Leben im Hause des Fürsten macht einen unglaublich behaglichen, familiären Eindruck, dem jedes Spürchen zeremoniellen Beschränktseins benommen ist. Die Unterhaltung verbreitet sich leicht und fließend über

[1]) Anspielung auf den „Lahrer hinkenden Boten“.

alle Gebiete: Politik, Litteratur, Tagesneuigkeiten, Geschichte und so weiter. Bismarck interessierte sich für Scheffels Persönlichkeit und bedauerte, daß er ihn nicht seinen Lauenburgern als Reichstagskandidaten empfohlen habe ... Nach Tisch und nachdem er seine lange Pfeife angezündet hatte, holte er „Gaudeamus“ (v. Scheffel) vor und las oder deklamierte mit sichtlichem Vergnügen die Gedichte vom „Guano“, „schwarzen Walfisch von Askalon“, „die Rodensteiner“ und andre; die Fürstin hatte inzwischen Papier und die langen Bismarck-Bleistifte geholt, und ich zeichnete ihn zweimal, was ihm und seiner Frau und den Kindern, Gräfin Marie und ihren Brüdern, viel Spaß machte.“

Die Einführung Scheffels bei dem Reichskanzler erfolgte durch den Kissinger Badearzt des Fürsten Bismarck, den Geheimen Hofrat Dr. Oskar Diruf sen. Der letztere war mit dem Dichter seit den Universitätsjahren eng befreundet, indem Diruf und Scheffel im Verein mit den Landsleuten des ersteren aus Franken und mehreren norddeutschen Studenten im Jahre 1846 in Heidelberg die noch bestehende burschenschaftliche Studentenverbindung „Frankonia“ gründeten. Vom Jahre 1847 bis 1853 waren Diruf und Scheffel, da ersterer von 1851 bis 1858 als praktischer Arzt in Neapel thätig war, persönlich getrennt. Im Jahre 1853, dem Geburtsjahr von Scheffels erster Publikation (Trompeter von Säckingen), trafen die Studienfreunde wieder in Neapel zusammen und blieben fortab in lebhaftem Briefwechsel. Im Jahre 1858 nach Deutschland zurückgekehrt und seitdem in Kissingen ansässig, wurde Diruf häufig von Scheffel brieflich wegen seiner Gesundheit konsultiert, woran sich dann ein wiederholter Kurgebrauch des Dichters in Kissingen schloß. Scheffel folgte dabei noch etwa drei- bis viermal Dirufs freundschaftlicher Einladung in sein Haus, das er dann etwa vier Wochen lang in seinem gewohnten Zimmer, das noch heute den Namen „Scheffelzimmer“ führt, bewohnte, Dirufs einfachen Tisch teilend und durch seine reizenden Erzählungen und Schilderungen würzend. Im Laufe der Jahre 1877 bis 1885, da Fürst Bismarck in Kissingen weilte und Diruf denselben während seines Aufenthaltes daselbst täglich besuchte, gab Scheffel dem Jugendfreunde den Auftrag, bei dem Reichskanzler anzufragen, ob ihm seine Aufwartung genehm sei, was der Fürst auch bejahte, worauf Scheffel von dem Kanzler und seiner Gemahlin sehr freundlich empfangen und mehrmals zu Tisch geladen wurde.

Am 22. Juni 1877 schrieb Scheffel von Kissingen aus an Anton v. Werner:

„Fürst Bismarck war mir mehr als freundlich, ich war zweimal bei dem Gewaltigen zu Tisch und liebe ihn und die Seinigen in ihrer Eigenart.“

Man kann sich denken, daß Bismarck an dem Dichter Gefallen fand, welcher uns durch Lust und Laune, schalkhaften Humor und tiefen Ernst und immer aus vollem Herzen so viel Köstliches geschenkt hat; und wohlthuend berührten den Kanzler jedenfalls die kraftvolle Gestalt mit den hinter der Brille so freundlich blickenden Augen, die Wärme und der Ton seiner breiten süddeutschen Aussprache und die mit Bescheidenheit gepaarte Offenheit seines Wesens.

Seiner Verehrung für den Fürsten Bismarck gab Scheffel am 1. April 1885, dem siebzigsten Geburtstag des Reichskanzlers, in folgenden Versen Ausdruck:

„Viel Feind', viel Ehr'!
Ein Held hat's schwer,
Doch Sieg nach Krieg
Und Ruhm, der blüht –
In Nord wie Süd,
Freut um so mehr!"

Ein letzter Besuch Scheffels bei Bismarck in Berlin erfolgte ungefähr am 20. September 1885. Zum erstenmal seit seiner Studentenzeit sah Scheffel jetzt Berlin wieder, um seinen Sohn Viktor als Avantageur bei den Garde-Ulanen daselbst einzuführen. Scheffel war damals bereits kränkelnd, und wenig freudig klangen die Worte, mit denen er den alten Freund Anton v. Werner begrüßte: „Du, weischt — i merk' — das Alter kommt."

Noch am Tage seiner Ankunft in der Reichshauptstadt erhielt der Dichter im Hotel du Nord auf den Abend eine Einladung in das Reichskanzlerpalais.

Fürst Herbert v. Bismarck war im August 1877 einige Tage bei Viktor v. Scheffel in Radolfszell zu Besuch, die mit Baden und Ausflügen in der Umgebung ausgefüllt wurden. Die Politik wurde nur flüchtig gestreift, um so mehr wurden Erinnerungen aus dem Kriege von 1870/71 ausgetauscht; waren doch beide über den Rhein gezogen, der Fürst als Kombattant, und Scheffel unmittelbar nach Weißenburg und Wörth zum Besuch der Schlachtfelder. Noch ehe sich die Sonne über dieselben gesenkt hatte, erkannte das prophetische Auge des Dichters bereits die welthistorische Bedeutung der deutschen Siege, das Morgenrot der auch von ihm ersehnten deutschen Einheit ahnend.



Ueber den Schutz vor Infektion.

Von

Professor Dr. P. **Baumgarten** in Tübingen.

Von der Redaktion dieser Zeitschrift aufgefordert, den Lesern derselben einen allgemein verständlichen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand unsers Wissens in betreff „des Schutzes vor Infektion" zu geben, will ich es in folgendem versuchen, dieser Aufgabe zu entsprechen.

Unter Infektion verstehen wir das Eindringen kleinster Lebewesen, Bakterien und ähnlicher Mikroorganismen, in das Innere des lebenden Körpers höher

Digitized by Google

organisierter Geschöpfe. Wenn sich die eingedrungenen Mikroorganismen in der Substanz des lebenden Menschen- oder Tierkörpers — von den Pflanzen, die ebenfalls von Mikrobien befallen werden, sehen wir hier ab — fortschreitend vermehren, so entstehen die sogenannten Infektionskrankheiten. Der Schutz vor Infektion fällt also mit der Verhütung der Infektionskrankheiten zusammen; die Infektionskrankheit kann aber trotz vollzogener Infektion ausbleiben, wenn die in den Körper eingedrungenen Bakterien sich in demselben nicht fortschreitend vermehren. Die Infektion ist in letzterem Falle schadlos für den betreffenden Körper. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch, auch dem der Aerzte, wird jedoch der Begriff der Infektion auch auf den „Infekt" (Naunyn), d. h. auf den durch die Infektion hervorgerufenen krankhaften Zustand des infizierten Körpers ausgedehnt, und wenn man von Infektion schlechtweg spricht, so meint man gewöhnlich die wirksame, die für die Bakterien erfolgreiche Infektion. Auch ich werde in den folgenden Betrachtungen das Wort Infektion oft in jenem weiteren Sinne gebrauchen.

Eines Schutzes vor Infektion werden wir uns dem Gesagten zufolge zu erfreuen haben, wenn entweder keine Mikroorganismen in unsern Körper eindringen oder wenn die eingedrungenen Mikrobien nicht zur Vermehrung gelangen.

In beiderlei Hinsicht sind einerseits gewisse natürliche Schutzmittel vorhanden, andrerseits sind wir im stande, in beiderlei Richtungen künstliche Schutzmittel anzuwenden.

Wir müssen davon ausgehen, daß die gefährlichen Erreger der Infektionskrankheiten stets oder zeitweise in größerer oder geringerer Zahl in der Außenwelt, also in Luft, Wasser und Erde verbreitet sind. Wir sind also der Gefahr ausgesetzt, teils durch die Luft, die wir atmen, teils mit dem Trinkwasser und den verschiedenen Nahrungsmitteln krankheitserregende Mikroorganismen in unsern Körper aufzunehmen. Außerdem haben wir uns zu vergegenwärtigen, daß sich mit dem Staub der Atmosphäre kleinere oder größere Mengen solcher Mikroparasiten auf unsrer Hautoberfläche ablagern. Trotzdem ist die Gefahr der Infektion nicht so groß, als es hiernach auf den ersten Blick scheinen könnte. Pasteur hat seiner Zeit den lebenden, gesunden und unverletzten Körper in Bezug auf die ihm von seiten der in der Außenwelt vorhandenen Bakterien drohende Infektionsgefahr mit einer gut verstöpselten Flasche verglichen, in welcher sich eine zuvor keimfrei gemachte Bakteriennährlösung befinde. Wie diese Lösung, so lange man den Stöpsel der Flasche nicht lüftet, keimfrei bleibt, so bleibe auch das Innere des lebenden Organismus bakterienfrei, so lange nicht eine Verletzung oder pathologische Zerstörung der schützenden Decken des Körpers einträte. Dieser Vergleich des berühmten Forschers ist allerdings keineswegs ganz zutreffend, aber bis zu einem gewissen Grade hat er doch seine Richtigkeit. So setzt die unverletzte und gesunde äußere Haut teils aus mechanischen Gründen, teils wegen ihres unzureichenden Wärmegehaltes dem Durchdringen der krankheitserregenden Bakterien einen sehr großen Widerstand entgegen. Ferner sind die an sich für Bakterien leicht durchgängigen Stellen der inneren

Digitized by Google

Körperoberfläche, also der innere Ueberzug der Lunge sowie die Darmschleimhaut, durch gewisse Schutzvorrichtungen gedeckt, welche dahin wirken, einen großen Teil der gegen diese Stellen vordringenden Bakterien zurückzuhalten oder unschädlich zu machen. In der Nase, dem Rachen, durch das Flimmerepithel der Luftwege wird ein erheblicher Teil der eingeatmeten Bakterien abgefangen respektive wieder herausbefördert, und gegen das Eindringen der Bakterien in den Darm übt der saure Magensaft, welcher alle nicht mit besonderen Dauerformen ausgestatteten Bakterien zerstört, einen weitreichenden Schutz aus. Aber alle diese äußeren Schutzvorrichtungen, namentlich die beiden letztgenannten, haben, so wirksam sie sein mögen, doch nur einen relativen, keinen absoluten Wert, und so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß stetig von der inneren Körperoberfläche, speziell von der Lunge und vom Darm aus, Bakterien in den lebenden Körper eindringen. Trotzdem erleiden wir von dieser normalen Bakterieneinwanderung keinen Schaden — wir spüren nichts davon, und dies beruht nicht etwa darauf, daß der gesunde Organismus eine gewisse, nicht zu große, Menge von Bakterien schadlos ertragen könnte, oder darauf, daß die aufgenommenen Bakterien schleunigst durch die Nieren wieder ausgeschieden würden, sondern ist einzig und allein darin begründet, daß die im gewöhnlichen Verlauf der Dinge von der Lunge und vom Darm in den Körper eindringenden Bakterien äußerst rasch in demselben zu Grunde gehen und verschwinden. Es ist durch zahlreiche exakte Versuche festgestellt, daß nicht nur das Blut und die entfernt von jenen Eingangspforten gelegenen Organe, sondern sogar die Lungen und die tieferen Schichten der Darmwand keine Spur von entwicklungsfähigen Bakterien enthalten. Somit ist der gesunde lebende Organismus, wenn wir an den Pasteurschen Vergleich anknüpfen wollen, weniger einer mit einer Bakteriennährlösung gefüllten verstöpselten Flasche, als vielmehr einer nicht verstöpselten, mit einer antibakteriellen Flüssigkeit gefüllten Flasche zu vergleichen.

Wie soll man sich aber vorstellen, daß die Substanz des lebenden Körpers, die doch ihrer chemischen Zusammensetzung nach einer sehr guten Bakteriennährlösung zu entsprechen scheint, bakterienfeindlich und bakterienvernichtend wirke?

Bevor wir in die Erörterung dieser Frage eintreten, müssen wir hervorheben, daß der gesunde und lebende Organismus keineswegs gegen alle Bakterien gefeit ist. Es erscheint dies selbstverständlich angesichts der Existenz so vieler spezifischer Infektionskrankheiten; dennoch glauben noch heute einige hervorragende Gelehrte, daß in einem wirklich ganz gesunden und normalen Körper keinerlei Bakterienwucherungen aufkommen könnten, daß dazu vielmehr immer eine gewisse krankhafte Schwäche oder Empfindlichkeit des Gesamtorganismus oder einzelner Teile desselben, eine krankhafte allgemeine oder örtliche „Disposition" gehöre. In dieser Form und Allgemeinheit ausgesprochen, ist diese Vorstellung sicher unrichtig, wenn auch durchaus nicht geleugnet werden soll, daß gewisse krankhafte Veränderungen oder anormale Beschaffenheit der Gewebe, gewisse Störungen der normalen Sekretion ꝛc. das Zustandekommen einer Infektion wesentlich begünstigen können. Thatsächlich liegt die Sache so, daß es be-

Digitized by Google

stimmte Mikroorganismen giebt, welche ohne irgendwelche krankhafte Disposition des Organismus diesen infizieren können und ihn in der Regel auch im Zustand vollster Gesundheit infizieren, und wiederum andre, welchen die Fähigkeit, den lebenden gesunden Körper anzugreifen, vollständig abgeht. Wir kommen daher zu der Aufstellung zweier großer Gruppen von Mikroorganismen. Die eine Gruppe nennen wir saprophytische oder saprogene, die andre parasitäre oder spezifisch-pathogene Mikroorganismen. In diesen Bezeichnungen ist die Lebensweise und Lebensaufgabe der beiden Mikroorganismengruppen treffend zum Ausdruck gebracht: erstere vermögen nur auf toter organischer Substanz zu leben und rufen durch ihr Wachstum und ihre Vermehrung in diesen Substanzen die Fäulnis derselben hervor, die letzteren vermögen auch oder nur in der Substanz lebender Menschen- und Tierkörper zu leben und rufen durch ihr Wachstum und ihre Vermehrung in diesen Körpern spezifische Krankheiten derselben hervor. Bei der letztgenannten Gruppe ist aber eine wichtige Einschränkung zu machen. Die spezifisch-pathogenen Mikroorganismen können keineswegs jeden beliebigen lebenden Tierkörper befallen und krank machen, sondern sie sind behufs ihres parasitischen Angriffes auf ganz bestimmte Tierspezies angewiesen. Es besteht also ein bestimmtes Anpassungsverhältnis zwischen der Parasitenspezies und der Spezies des Wirtskörpers, wie wir dies ja auch bei den höheren Parasiten, zum Beispiel den Eingeweidewürmern und Milben zu sehen gewohnt sind. Wie zum Beispiel gewisse Bandwurmarten entweder nur beim Menschen oder nur bei bestimmten Tierarten vorkommen, so ist zum Beispiel der gefürchtete Milzbrandbazillus, der besonders die Wiederkäuer befällt, aber auch dem Menschen feindlich ist und bei ihm die gefährliche Milzbrandkrankheit erzeugt, für gewisse andre Tiere, zum Beispiel Hühner, ganz unschädlich. Die Bakterien des Rückfallfiebers, des Wechselfiebers und vieler andrer menschlicher Infektionskrankheiten gehen nie auf Tiere über, während die Bakterien der Rinder- und Schweineseuche und vieler andern für Tiere höchst verderblichen Seuchen wiederum niemals auf den Menschen übergehen.

Ueberblicken wir demnach die Lage, in welcher sich das Menschengeschlecht gegenüber der unermeßlichen Schar der Bakterien und ähnlicher niedriger Organismen befindet, so steht fest, daß der lebende gesunde Menschenkörper gegen die überwältigende Mehrzahl der überhaupt vorhandenen Mikroorganismen von Haus aus absolut unempfänglich (immun), für eine Anzahl Arten dagegen spezifisch empfänglich (disponiert) ist.

Worauf beruht nun im ersten Fall die Immunität, dieser mächtige natürliche Schutz, in letzterem die Empfänglichkeit, das Ausbleiben desselben?

Die verbreitetste, man kann sagen, die herrschende Ansicht ist die, daß im Blute und in den Gewebssäften normaler Menschen und Tiere bakterientötende Substanzen vorhanden seien, sogenannte „Alexine“ (Buchner) (von *ἀλέξειν*, abwehren, also Abwehrstoffe), durch welche die überwiegende Mehrzahl der in den lebenden Körper eingedrungenen Bakterienarten vernichtet würde; nur einigen Bakterienarten gegenüber seien diese Alexine nicht immer stark genug,

Digitized by Google

um jene zu töten oder an der Entwicklung zu verhindern. Dann könne trotz der Alexine der Mensch oder das Tier durch die Infektion zu Grunde gehen, um so mehr, als die siegreiche Bakterienwucherung die Alexine zu zerstören befähigt sei. Doch erfolge auch in diesen Fällen häufig noch ein Umschwung zu Gunsten des bedrohten Organismus, indem der letztere, durch die Bakterienwucherung gereizt, eine verstärkte Produktion von Alexinen herbeiführe, wodurch der Bakterienwucherung der Lebensfaden abgeschnitten und damit die Heilung der Krankheit ermöglicht werde.

Diese „Alexintheorie“ ist offenbar sehr ansprechend; aber es läßt sich bei näherer Betrachtung und Prüfung derselben nicht verkennen, daß sie nur sehr mangelhaft begründet ist. Es würde mich zu weit führen, hier in eine nähere Kritik dieser Theorie einzutreten; ich möchte daher nur bemerken, daß die Existenz solcher Alexine nirgends direkt dargethan ist, sondern daß sich die Annahme derselben auf gewisse Experimente stützt, welche ein Zugrundegehen von in Aderlaßblut übertragenen Bakterien zeigen, daß sich aber dieses Zugrundegehen leicht auf einfache physikalisch-chemische Ursachen zurückführen läßt, und mithin die Anwesenheit besonderer baktericider Stoffe im lebenden Blute nicht beweisen kann.

Nächst der „Alexintheorie“ erhebt die sogenannte Phagocytentheorie den Anspruch, den natürlichen Schutz, dessen sich der lebende Organismus gegenüber so zahlreichen Bakterieninvasionen erfreut, zu erklären.

Als Phagocyten, Freßzellen (von *φάγειν*, fressen, *κύτος*, Zelle), werden die mit Eigenbewegung ausgestatteten Zellen des lebenden Körpers bezeichnet, weil sie im stande sind, durch das Aussenden und Wiedereinziehen von Protoplasmafortsätzen kleine Körperchen, die sich in ihrer Nähe befinden, in ihren Leib aufzunehmen — zu fressen. Daß diese Zellen Abkömmlinge der freien Amöben des Protistenreiches und als solche in die Entwicklung der höheren Tiere und des Menschen herübergenommen seien, um diese höheren Wesen in der Eigenschaft einer stets kampfbereiten zelligen Schutztruppe vor den Angriffen der niedersten Organismen zu schützen, ist eine Annahme, die sich schwer beweisen lassen dürfte; jedenfalls weichen die beweglichen Zellen des tierischen und menschlichen Organismus in ihren Form- und Lebenseigenschaften nicht unerheblich von den freien Amöben ab, und es lassen sich daher etwaige, bei letzteren gemachte Erfahrungen nicht ohne weiteres auf erstere übertragen. Sollten daher die wirklichen Amöben lebende Bakterien fressen und verdauen können, was meines Wissens noch nicht genügend beobachtet ist, so wäre damit noch nicht wahrscheinlich gemacht, daß die amöboiden Zellen des tierischen Körpers der gleichen Leistung fähig sein könnten. Ziehen wir die direkte Beobachtung am infizierten Tierkörper zu Rate, so finden wir nichts, was eine Verdauung lebender Bakterien durch die Phagocyten beweisen könnte. Wir sehen zwar vielfach Bakterien innerhalb von Zellen liegen, und wir sehen auch sehr häufig, daß Bakterien, die in Zellen liegen, darin zu Grunde gehen, ob aber diese letzteren Bakterien lebend waren, als sie in die Zellen gelangten, dürfte sich doch schwer beweisen lassen; aber selbst wenn wir dies für einzelne Fälle zugestehen wollten, so fragt sich doch, ob die betreffenden

Digitized by Google

Bakterien nicht bereits den Keim des Todes in sich trugen, als sie von den Zellen verschluckt wurden, so daß sie zwar in den Zellen starben, aber nicht durch sie getötet wurden. Wenn eine Maus oder Ratte, die zuvor eine tödliche Dosis von Rattengift verschlungen, nachträglich in eine Falle gerät, so wird sie in der Falle an der Vergiftung sterben können, ohne daß der Einschluß in die Falle ihren Tod bewirkt hat. Während sonach überzeugende Beweise, daß Zellen durch ihre Freßthätigkeit Bakterien vernichten, sich nicht erbringen lassen, giebt es zahlreiche unverwerfliche Zeugnisse dafür, daß Bakterien Zellen angreifen und zu Grunde richten. Alles in allem läßt sich die Phagocytentheorie ebensowenig, wie die Alexintheorie als zureichende Erklärung der angeborenen natürlichen Immunität gegen Bakterien anerkennen.

Die Unzulänglichkeit der genannten beiden Erklärungsversuche ist Veranlassung gewesen, noch eine andre Theorie der natürlichen Immunität aufzustellen, die sogenannte Assimilationstheorie. Diese nimmt an, daß eine große Zahl, ja die überwiegende Mehrzahl aller Bakterienarten in der Substanz der lebenden Gewebe und Gewebssäfte nicht die für sie geeignete Nahrung findet, die vorhandenen Nährstoffe nicht assimilieren kann, deshalb darin bald abstirbt und in den Gewebssäften sich wie andre tote organische Körperchen auflöst, während eine gewisse kleinere Zahl bestimmter Arten, die deswegen eben die krankheitserregenden (parasitischen) sind, in der Substanz des lebenden Körpers aller oder bestimmter Tierspezies den geeigneten Nährboden findet, und mithin darin zu fortschreitender Wucherung gelangt. Ich halte dafür, daß dies die einfachste und nächstliegende Erklärung der angeborenen Immunität gegen Bakterien ist, ich muß es mir jedoch versagen, hier eine nähere Begründung dieser Theorie zu geben.

Außer der angeborenen oder natürlichen Immunität giebt es aber auch eine erworbene oder künstliche Immunität gegen Bakterien.

Die Erfahrung hat nämlich gelehrt, daß das einmalige Ueberstehen bestimmter Infektionskrankheiten vor einem erneuten Befallenwerden seitens derselben Infektionskrankheit schützt. Masern, Scharlach, Syphilis, Pocken sind Beispiele solcher Ansteckungskrankheiten, und von den Pocken weiß man außerdem seit Jenners segensreicher Entdeckung, daß durch künstliche Erzeugung der milde verlaufenden Kuhpocken der menschliche Organismus auf viele Jahre hinaus vor dem Ergriffenwerden von der meist schwer und deletär einwirkenden menschlichen Pockenseuche geschützt werden kann.

Von dem Gedanken der Jennerschen Entdeckung ausgehend, hat Pasteur zuerst das Problem der Schutzimpfung in ausgedehntem Maße experimentell in Angriff genommen und großartige, auch praktisch wichtige Erfolge damit erzielt. So gelang es ihm, gegen verschiedene verheerende Tierseuchen, wie Milzbrand, Schweinerotlauf, Geflügelcholera, sowie gegen die furchtbare Hundswut Impfstoffe (vaccins) herzustellen, deren einmalige oder wiederholte Applikation die betreffenden Tiere gegen die Einverleibung der stärksten Milzbrand-, Tollwut- rc. Gifte unempfänglich machte. Durch diese Erfolge am Versuchstier ermutigt,

Digitized by Google

wagte es Pasteur, seine Hundswutschutzimpfung auch bei Menschen, die von tollen Hunden gebissen worden waren, anzuwenden, und wenn es auch anfangs schwierig war, ein ganz sicheres Urteil über den Wert dieser Pasteurschen Hundswutschutzimpfungen beim Menschen zu gewinnen, so ist doch jetzt fast allgemein anerkannt, daß durch rechtzeitige Anwendung des Verfahrens der Ausbruch der Tollwut bei den durch den Biß toller Hunde Infizierten verhütet werden kann.

Es sind bereits in vielen größeren Städten des Auslandes besondere Institute errichtet worden, welche sich mit der praktischen Ausübung der Pasteurschen Hundswutschutzimpfung befassen.

Das Prinzip der Pasteurschen Methoden zur Herstellung der Vaccins gegen die genannten Krankheiten bestand in der Abschwächung der virulenten Bakterien, sei es durch Züchtung derselben bei 42—43°, sei es durch Eintrocknung oder durch Einwirkung antibakterieller chemischer Mittel.

In neuerer Zeit hat man nun die experimentellen Forschungen über Schutzimpfung mit unermüdlichem Eifer fortgesetzt und ist dabei zu hochwichtigen theoretischen und praktischen Resultaten gelangt, welch letztere in der modernen Serumtherapie gipfeln. Es war Behring vorbehalten, festzustellen, daß sich die erworbene Immunität gegen Infektionskrankheiten mittels des Blutserums der immunisierten Tiere auf andre für die betreffende Infektionskrankheit empfängliche Tiere übertragen läßt. Und zwar tritt dieser Erfolg bei den verschiedenen experimentellen Infektionskrankheiten so regelmäßig ein, daß man geradezu von einem Gesetz — dem Behringschen Gesetz — gesprochen hat. Die erwähnte Thatsache beweist ohne weiteres, daß im Blute der künstlich immunisierten Tiere Agentien sich bilden und enthalten sein müssen, welche die infizierenden Substanzen, also die Infektionsbakterien oder deren Gifte oder beide zugleich, unschädlich zu machen im stande sind. Daß sich dies wirklich so verhält, läßt sich wenigstens bezüglich bestimmter Bakteriengifte durch einen einfachen Versuch im Reagenzglas nachweisen. Man nimmt eine bestimmte Quantität Tetanus- oder Diphtheriegift, welche genügt, ein Tier von bestimmtem Körpergewicht mit absoluter Sicherheit zu töten; setzt man zu dieser Giftmenge eine bestimmte Quantität des Blutserums eines gegen Tetanus oder Diphtherie immunisierten Tieres hinzu und injiziert diese Mischung einem empfänglichen Tier, so wird dieses von der Injektion nicht den geringsten Schaden davontragen. Das Gift war also in dem Reagenzglas durch das Immunserum unschädlich gemacht, gebunden, neutralisiert.

Wie entstehen nun aber diese heilkräftigen Agentien, diese „Antikörper", „Antitoxine", „Bakteriolysine", wie man sie genannt hat, und welcher Art sind sie? Das ist die große Frage! In der Beantwortung derselben hat man sich jetzt allgemein der Ansicht zugewandt, daß die Antikörper aus den Körpersubstanzen gebildet werden, daß sie als Produkte einer Reaktion des lebenden Körpers gegen die Bakterienwirkung aufzufassen sind, wobei man von der Voraussetzung ausgeht, daß die Bakterienwirkung in der Hauptsache als eine Giftwirkung zu denken ist, eine Vergiftung teils mit den gelösten giftigen Absonderungs-

Digitized by Google

produkten der Bakterien (den Toxinen) teils mit der giftigen Leibessubstanz der Bazillen selbst (den Bakterioproteinen). Eine der scharfsinnigsten Theorien der neueren Zeit hat diese Ansicht näher zu begründen und die Frage nach dem Mechanismus der Antikörperbildung klarzulegen gesucht — die sog. „Seitenkettentheorie" P. Ehrlichs. Der genannte hervorragende Forscher ist durch eingehende Studien über das Zellleben und den Zellchemismus zu der Anschauung gelangt, daß die Zellen, jene kleinsten Strukturelemente, aus welchen der tierische Organismus zusamengesetzt ist, zwei biologisch verschiedenwertige Stoffgruppen in sich schließen: erstens den sog. Leistungskern oder die Zentralgruppe und zweitens die sog. Seitenketten. Während die Zentralgruppe ein unbedingt notwendiger Bestandteil der Zelle ist, mit dessen Integrität oder Zerstörung das Leben der Zelle steht und fällt, sind die Seitenketten mehr locker mit der Zelle verknüpfte Nebenbestandteile, die gelegentlich aus der Zelle ausscheiden können, ohne daß das Leben derselben dadurch unbedingt gefährdet wird. Diese Vorstellung und besonders der Name der „Seitenketten" ist der organischen Chemie entlehnt. Die Chemiker nehmen an, daß z. B. das Benzol aus einem relativ stabilen Kern, dem sog. Benzolring besteht, an welchen sich die verschiedensten Atomgruppen als Seitenketten ansetzen können, so die Gruppe NH_2 beim Anilin, die Gruppe OH beim Phenol ꝛc. Diese Seitenketten können durch chemische Eingriffe verändert werden, ohne daß der Benzolkern dabei alteriert wird. So entsteht z. B. aus dem Anilin durch Einwirkung von Salzsäure das salzsaure Anilin, indem die Salzsäure sich mit der Amidogruppe verbindet. Aehnlich wie diese Benzoldevirate denkt sich nun Ehrlich die chemische Zusammensetzung des Zellprotoplasmas, nur, entsprechend dem komplizierten Chemismus des Protoplasmas, komplizierter, d. h. mit noch weit mannigfaltigeren Seitenketten ausgestattet. Im normalen Verlauf des Lebens sind die Seitenketten der Zellen dazu bestimmt, die im Blute in schwacher Konzentration zirkulierenden Nährsubstanzen mittels chemischer Affinität (zu denselben) an sich zu ziehen und sie damit der Zentralgruppe dienstbar zu machen. Kreisen nun aber giftige Bakterien oder deren isolierte Toxine im Blute, Dinge, die beide ja auch nichts andres als chemische Körper mit bestimmten chemischen Verwandtschaften zu andern chemischen Körpern sind, und besitzen gewisse Seitenketten des Zellprotoplasmas chemische Affinität zu diesen Giftkörpern, so werden letztere von den betreffenden Seitenketten angezogen, gebunden, in ihnen, wie man sich auszudrücken pflegt, „verankert". Damit sind nun zwar die an die Zelle herantretenden Giftkörper gefesselt und unschädlich gemacht, aber andrerseits ist die Zelle doch durch die Außerdienstsetzung ihrer

Beispiel: Anilin.

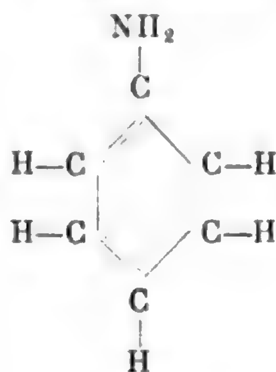


Fig. 1.[1])

---

[1]) Die aus sechs C zusammengesetzte Figur repräsentiert den sogenannten Benzolring; die mit den C verbundenen H die Seitenketten. Ein H ist in der vorstehenden Figur durch NH_2 ersetzt; hierdurch entsteht das Benzolderivat Anilin.

Digitized by Google

Seitenketten mehr oder minder schwer geschädigt, und die Zentralgruppe muß darunter leiden. War die Schädigung für die Zentralgruppe zu stark, so geht die Zelle zu Grunde. Im andern Falle wird sie das thun, was sie in ihrem physiologischen Leben zu üben gewohnt ist: die für ihren Bestand unbrauchbar gewordenen Ketten — hier die durch Verankerung des Bakteriengiftes unbrauchbar gewordenen — abzustoßen und durch neue zu ersetzen. Dieser Regenerationsvorgang gelangt nun, wie dies ja auch sonst von Regenerationen bekannt ist (C. Weigert), erst durch das Stadium einer Luxuswucherung zum definitiven Abschluß. Auf diese Weise vollzieht sich die Immunisierung des mit giftigen Bakterien oder isolierten Bakteriengiften methodisch behandelten Tierkörpers. Die in allmählich gesteigerter Dosis eingeführten Bakteriengifte nehmen immer größere Mengen von geeigneten Seitenketten in Beschlag, die hierdurch unbrauchbar gewordenen Seitenketten werden abgestoßen, durch neue im Ueberschuß ersetzt, die überschüssig produzierten Seitenketten gelangen ins Blut und stellen nun die Antikörper dar, mittels deren sich der Organismus erfolgreich gegen eine etwaige erneute Einführung der betreffenden Bakteriengifte verteidigen kann. Nach Vollendung des erwähnten künstlichen Immunisierungsverfahrens ist also der lebende Tierkörper unempfänglich gegen selbst sehr große Mengen der betreffenden Bakterien oder deren Toxine geworden. Die nunmehr eingeführten giftigen Bakterien werden, wie die Beobachtung lehrt, im Blute und in den Gewebssäften schleunigst aufgelöst (Bakteriolyse), die frei eingeführten Toxine in eine unschädliche Verbindung übergeführt. Der Körper verdankt dieses Resultat nicht einer angeborenen Bakterien- oder Giftfestigkeit, wie bei der angeborenen Immunität, auch nicht der Hilfe des Experimentators, welcher ihm für das zugeführte Gift sogleich auch das geeignete Gegengift verabreicht hätte, sondern er hat sich das Gegengift selbst präpariert, durch eigene Kraft, durch machtvolle Anspannung und Inbetriebsetzung einer seiner natürlichen Abwehrvorrichtungen. In der Stunde der Gefahr hat der Organismus, dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, durch Aufbietung seiner natürlichen Verteidigungsmittel die Selbsterhaltung vollzogen und sich durch überreichliche Produktion dieser Waffen nicht nur gegen den augenblicklichen Angriff, sondern auch auf längere Zeit hin gegen einen etwaigen erneuten Angriff desselben Feindes zu schützen gewußt. Er hat sich selbst geheilt und selbst immunisiert durch seine Aktivität, und es ist daher gewiß zutreffend, wenn Ehrlich diesen ganzen Vorgang als „aktive Immunisation“ bezeichnet. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß sich auch die natürliche Heilung der durch natürliche Ansteckung entstandenen Infektionskrankheiten nach dem Modus der aktiven Immunisation vollzieht. Hierfür spricht, daß sich im Blute von Menschen, welche eine der in Rede stehenden Krankheiten, z. B. Diphtherie, ohne spezifische Behandlung überstanden haben, ebenfalls die entsprechenden Antikörper finden. Da der aktiv immunisierte Organismus eine weit über seinen augenblicklichen Bedarf hinausgehende Menge von Antikörpern in seinem Blute aufgespeichert hat, so ist nun auch leicht begreiflich, daß man mittels der Blutflüssigkeit eines aktiv immunisierten Tieres ein andres gesundes

Digitized by Google

Tier „passiv" immunisieren kann, d. h. dasselbe ohne jede Inanspruchnahme seiner Zellkräfte in den Zustand der Unempfindlichkeit gegen das betreffende Bakterium oder dessen Toxine versetzen kann, wenn man ihm bestimmte Portionen der dem aktiv immunisierten Tiere entnommenen Blutflüssigkeit, welche ja die fertigen bezüglichen Antikörper enthält, einspritzt. Ja sogar nach bereits erfolgter Einverleibung der Bakteriengifte in tödlicher Dosis kann man durch die passive Immunisierung, wie Experimente gelehrt haben, erfolgreich eingreifen und die Krankheit heilen, woraus zu schließen ist, daß es gelingt, durch die passive Immunisierung nicht nur die frei im Blute zirkulierenden Giftkörper zu lösen und zu binden, sondern auch die bereits in den Körperzellen verankerten Giftmengen diesen zu entreißen, was durch eine sogenannte Massenwirkung der eingeführten Antikörper chemisch wohl denkbar ist. Da die Antikörper nach der hier in kurzen Zügen dargelegten Anschauung Ehrlichs ganz normale Zellbestandteile repräsentieren, so kann ihre Einverleibung kaum mit besonderen Gefahren für den lebenden Organismus verbunden sein. In der That erleiden die Versuchstiere durch die passive Immunisierung nicht den geringsten Schaden, und auch die Anwendung beim Menschen kann nach den darüber vorliegenden Erfahrungen im ganzen als gefahrlos bezeichnet werden. Aber nicht nur in Bezug auf das Nil nocere, sondern auch hinsichtlich der Heilwirkung hat die auf die passive Immunisierung gestützte neue Therapie, die Serumtherapie, wenigstens bei einer der in Rede stehenden Infektionskrankheiten, der mörderischen Diphtherie, den in sie nach den experimentellen Erfolgen gesetzten Erwartungen nicht nur entsprochen, sondern sie sogar übertroffen. Man darf aber angesichts der unbestreitbaren glänzenden Heilerfolge der Serumtherapie bei der Diphtherie nicht vergessen, daß dieselben gewiß nicht allein dem künstlich eingeführten Antitoxin, sondern zum Teil auch denjenigen Antitoxinmengen zu danken sind, welche die durch die Diphtherietoxine in ihrer Existenz bedrohten Körperzellen auf dem Wege der besprochenen Selbsthilfe von sich aus auf den Kampfplatz senden, so daß es sich hier gewissermaßen um eine Kombination von passiver und aktiver Immunisierung handelt. Die ärztliche Kunst vermag also auch in diesem Falle wie in so vielen andern nur dadurch heilend zu wirken, daß sie einem Heilungsvorgang der Natur entgegenkommt und ihn unterstützt, allerdings in sehr wirksamer, den glücklichen Ausgang der Krankheit häufig entscheidender Weise.

Im Gegensatz zu den glücklichen Heilerfolgen bei Diphtherie, denen sich noch — wenn auch in erheblichem Abstande — die Erfolge bei menschlichem Tetanus (Wundstarrkrampf) anschließen, hat die moderne Serumtherapie bei andern Infektionskrankheiten bisher praktisch entweder versagt oder doch nur sehr zweifelhafte Resultate ergeben. Es dürfte dies darauf beruhen, daß bei andern Infektionskrankheiten nicht so wie bei Diphtherie und Wundstarrkrampf die Giftwirkung der Bakterien das wesentliche krankmachende Agens ist, vielmehr die schrankenlose Vermehrung der Bakterien selbst als schädliche Potenz in den Vordergrund tritt. Nun fällt es aber offenbar dem Körper viel schwerer, die infektionstüchtigen Bakterien zu bewältigen, als deren giftige Absonderungsprodukte zu binden. Nach

Digitized by Google

Ehrlich sind zur Bakteriolyse zwei Substanzen nötig, erstens wiederum bestimmte Seitenketten des Zellprotoplasmas, „Immunkörper“ oder „Zwischenkörper“ geheißen, die mittels chemischer Affinität zu der Bazillensubstanz in dieser verankert werden. Das genügt aber zur Auflösung nicht; es muß vielmehr noch ein zweiter Faktor, ein sogenanntes Addiment oder Endkörper hinzukommen. Dieser Endkörper besteht aus einem fermentartigen, eiweißlösenden Stoff, der im normalen lebenden Blute stets vorhanden ist. Derselbe wird nun seinerseits von der mit der Bazillensubstanz verankerten Seitenkette, dem Immunkörper (Zwischenkörper), angezogen und in ihm verankert. Jetzt erst tritt die Lösung des Bazillus ein. Während nun die Immunkörper, als Seitenketten, bei der aktiven Immunisierung stets in überreichlicher Menge reproduziert werden, ist das Gleiche nicht der Fall bei den Endkörpern, die nicht die Stellung von

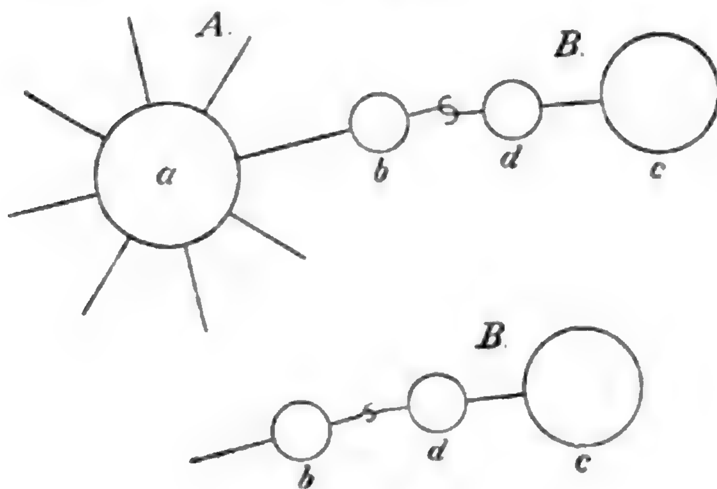


Fig. 2.[1])

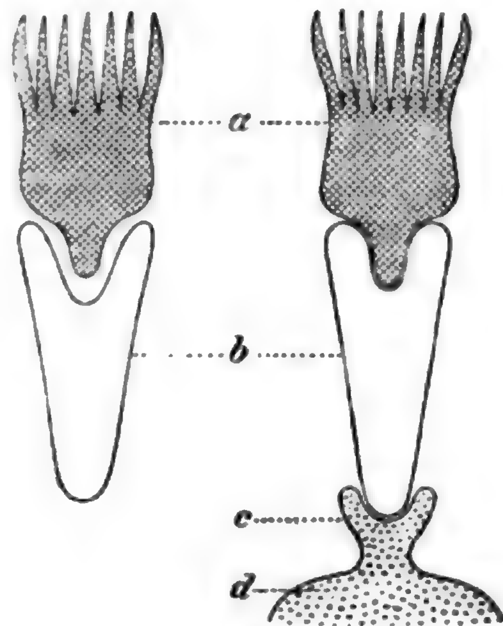


Fig. 3.[2])

Darstellung der Toxinbindung (Fig. 2) und des bakteriolytischen Vorganges (Fig. 3) im grobbildlichen Schema nach Ehrlich.

---

[1]) A. Protoplasmamolekül; a Zentralgruppe („Leistungskern“), b Seitenkette.
B. Toxin; c toxophore, d haptophore Gruppe. Das Toxin besteht nämlich nach Ehrlich aus zwei Komponenten, dem eigentlichen Giftkörper (toxophore Gruppe) und einem an sich unschädlichen Bindemittel (haptophore Gruppe, von ἅπτειν, heften).

In der oberen Figur sieht man die Fesselung des Toxins durch die noch im Protoplasmamolekül befindliche Seitenkette; in der unteren Figur die Fesselung des Toxins durch eine freie (abgestoßene) Seitenkette.

[2]) a Addiment (Endkörper),
b Zwischenkörper (Immunkörper),
c Rezeptor } eines Bakteriums.
d Protoplasmamolekül }
d repräsentiert ein Protoplasmamolekül des Bakteriums mit seinem Rezeptor c; letzterer dient zur Aufnahme des Immunkörpers (Zwischenkörpers) — einer abgestoßenen Seitenkette. Der Zwischenkörper besitzt wieder einen Rezeptor für einen passenden Endkörper (Addiment) — eines im Blute vorhandenen eiweißlösenden Fermentes.

Digitized by Google

Seitenketten haben und daher auch nicht bei der aktiven Immunisation in entsprechendem Maße wiederersetzt werden. In den Immunseris solcher Tiere, welche gegen Infektionskrankheiten mit starker Bazillenvermehrung aktiv immunisiert worden sind, fehlt es also nach Ehrlich an der genügenden Menge von passenden Endkörpern, wodurch sich ihre bisherige Unwirksamkeit erklären ließe. Ehrlichs Erklärung der Baktericidie und Bakteriolyse durch die Seitenkettentheorie ist allerdings ziemlich kompliziert, und es fragt sich, ob die zu beobachtenden Erscheinungen nicht auf einfachere Weise, z. B. durch osmotische Vorgänge (Plasmolyse, Plasmoptyse, A. Fischer) zu erklären sind. Hierüber muß die Zukunft entscheiden. Um den Lesern eine Anschauung zu geben, wie sich Ehrlich die Toxinbindung und die Bakteriolyse vorstellt, erlaube ich mir die Aufmerksamkeit auf umstehende Zeichnungen Fig. 2 und Fig. 3 zu richten, welche natürlich nur ein grobes bildliches Schema der angenommenen Vorgänge bedeuten sollen.

Das wäre also der Schutz vor Infektion, soweit hierbei die natürlichen Schutzkräfte des lebenden Körpers und ihre prophylaktische, bezw. therapeutische Verwertung durch die wissenschaftliche Heilkunst in Betracht kommen. Hierin ist offenbar der sicherste und wirksamste Weg im Kampfe gegen die Infektionserreger zu erblicken, denn was wir sonst noch zum Schutze gegen Infektion thun können, ist nicht in gleichem Maße sicher, wenn auch keineswegs wirkungslos. Von vornherein muß freilich zugestanden werden, daß es vorzuziehen wäre, statt den eingedrungenen Feind zu bekämpfen und unschädlich zu machen, ihn am Eindringen zu verhindern und daher am besten, ihn in seinen Ansiedlungsstätten und Schlupfwinkeln aufzusuchen und mit Stumpf und Stiel auszurotten. Aber eine derartige radikale Vorbeugungsmaßregel ist unausführbar. Mit den Bakterienkeimen draußen in der Natur würden wir ja zugleich auch das keimende Leben in der Natur überhaupt vernichten, die gesamte den Erdball schmückende und für den Bestand des Menschen- und Tiergeschlechts unentbehrliche Pflanzenwelt würde dadurch dem Untergang geweiht werden, ganz abgesehen davon, daß die Bakterien neben ihren verderblichen doch auch hochnützliche Eigenschaften besitzen, indem sie, um nur das Wichtigste hervorzuheben, den Kreislauf des Stickstoffs und der Kohlensäure, ohne welchen die Fortdauer des Lebens auf der Erde unmöglich wäre, vermitteln und unterhalten. Also von einer radikalen Vertilgung der Bakterien in der Außenwelt würden wir Abstand nehmen müssen, selbst wenn es in unsrer Macht läge, die ungeheuren technischen Schwierigkeiten dieser Aufgabe zu bewältigen. Hierzu kommt aber noch, daß viele gerade der gefährlichsten Infektionserreger ihre Brutstätte gar nicht in der Außenwelt, sondern innerhalb des lebenden Menschen- und Tierkörpers haben. Wir müßten also in strenger Konsequenz dieses direkten Vernichtungsfeldzugs gegen die Bakterien nicht nur die Bakterien in der Außenwelt, sondern auch alle von den letztgenannten Infektionserregern heimgesuchten Menschen- und Tierkörper rücksichtslos vernichten. Erst dann wäre die übrig bleibende Generation vor jeder Infektion sicher geschützt. Des mit solchen Opfern erkauften Gewinns würde sie sich indessen nicht lange zu erfreuen haben. Denn dann müßte in ihr selbst ein Vernichtungskampf zum

Digitized by Google

Zwecke der Lebenserhaltung entbrennen, falls sie es nicht vorzöge, eines friedlichen gemeinsamen Hungertodes zu sterben. Wir müssen uns daher, um nicht ins Ziellose zu geraten, damit begnügen, die Verbreitung der Bakterien in der Außenwelt möglichst zu beschränken durch Beseitigung von Morästen, Sümpfen und ähnlichen bakteriellen Brutstellen, durch sorgfältige Desinfektion menschlicher und tierischer Abfalls- und Auswurfsstoffe, durch möglichste Reinigung und Reinhaltung menschlicher Wohn- und Verkehrsstätten, und ferner alles zu thun, um uns persönlich den unaustilgbaren Rest der gefährlichen Gäste möglichst vom Leibe zu halten. In ersterer Hinsicht ist in der neueren Zeit seitens der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege namentlich in den großen Städten viel geschehen, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht, namentlich in den kleinen Städten, noch mehr geschehen könnte. Mit den erwähnten Tilgungsmaßregeln hängt die Fürsorge für Herstellung möglichst bakterienfreier Genuß- und Nahrungsmittel aufs engste zusammen. Obenan steht hier die Versorgung der Bevölkerung mit einem möglichst bakterienfreien Trinkwasser, wie ein solches ja jetzt in dem Wasserleitungswasser dargeboten wird. Aber als völlig bakterienfrei ist auch das beste Wasserleitungswasser nicht zu bezeichnen, und es wird daher, namentlich in Zeiten besonderer Gefahr, wie beim Herrschen von Epidemien (Typhus, Cholera), dringend zu empfehlen sein, nur abgekochtes Wasser oder gar keines zu trinken. (Durch ein etwas längeres Kochen werden ja thatsächlich selbst die widerstandsfähigsten Bakterienkeime vernichtet.) Auf die kohlensäurehaltigen Wässer soll man sich, obwohl sie aus destilliertem Wasser hergestellt sind, nicht verlassen — sie enthalten oft zahlreiche lebende Bakterienkeime. Alkoholische Getränke sind dagegen durch ihren Alkoholgehalt vor einer Ansiedlung infektiöser Bakterien geschützt; sie können zwar durch Mikroorganismen sauer werden und schimmeln und sind in diesem Zustande gesundheitlich gewiß nichts weniger als empfehlenswert, aber eine durch alkoholische Getränke vermittelte Infektion hat man bisher nicht beobachtet. Ein noch gefährlicheres Vehikel für Bakterien als das Wasser ist die Milch; es ist dies einesteils darin begründet, daß Milch ein ungleich besserer Nährboden für Bakterien ist als Wasser, andernteils darin, daß die Kühe an Krankheiten leiden können, welche auf den Menschen übertragbar sind. Es kommt hier vor allem in Betracht die Tuberkulose. Die Möglichkeit einer Uebertragung dieser Krankheit durch den Genuß tuberkelbazillenhaltiger Milch steht außer Frage. Man wird auch hier jede Gefahr für die eigene Person mit Sicherheit ausschalten können, wenn man die Milch kurz vor dem Genuß gehörig abkocht. Unbequemer steht die Sache mit der Butter. Wie vorauszusehen war, enthält auch die käufliche Butter bisweilen ansteckungsfähige Tuberkelbazillen, wenn auch diese Verunreinigung bei weitem nicht so häufig ist, als man in der ersten Aufregung gefürchtet hat. Im hiesigen Institute sind über 120 Butterproben aus den verschiedensten Verkaufsstellen Württembergs und auch andrer deutscher Staaten genau auf Tuberkelbazillen untersucht worden, ohne daß auch nur ein einziges Mal diese Parasiten darin gefunden werden konnten. Immerhin ist die Gefahr einer tuberkulösen Infektion durch den Genuß roher Butter vorhanden,

Digitized by Google

und wenn wir uns nicht entschließen wollen, auf diesen Genuß zu verzichten, und nur gesottene Butter zu genießen, so müssen wir dieses Risiko übernehmen, welches glücklicherweise nicht groß ist, wie aus der außerordentlichen Seltenheit einer primären Darmtuberkulose beim Menschen hervorgeht. Wie die Butter, kann natürlich auch der Käse krankheiterregende Bakterien, speziell Tuberkelbazillen enthalten. Sieden oder braten kann man den Käse nicht; es darf aber den Käseliebhabern zur Beruhigung dienen, daß sich die krankheiterregenden Bakterien nicht allzulange in ihm lebensfähig erhalten; sogar die ziemlich widerstandsfähigen Tuberkelbazillen sterben nach etwa 14 Tagen im Käse ab. Je älter der Käse, desto gefahrloser ist er also, wenigstens in Bezug auf eine tuberkulöse oder sonstige Infektion durch denselben.

Mit dem Fleisch verhält es sich ähnlich wie mit der Milch. Gut gekochtes Fleisch wird niemals eine Infektion vermitteln können. Rohes Fleisch dagegen zu genießen ist immer bedenklich; abgesehen von Finnen und Trichinen, kann uns rohes Fleisch auch Tuberkel- und Milzbrandbazillen sowie andre bakterielle Erreger gefährlicher Seuchen, welche vom kranken Tier auf den Menschen übertragbar sind, zuführen. Gering ist auch der Schutz, welchen das Räuchern oder Pöckeln des Fleisches gegenüber Infektion mit etwa im Fleisch vorhandenen Bakterien gewährt. Hierzu kommt noch die Gefahr der sogenannten Fleischvergiftungen. Dieselben werden höchstwahrscheinlich nicht durch bereits im Fleische des geschlachteten Tieres vorhandene, sondern durch erst nachträglich in das Fleisch hineingelangte Bakterien vermittelt. Es handelt sich dabei namentlich um einen Bazillus, den sogenannten Bacillus botulinus, der an und für sich für den Menschen ganz unschädlich ist, aber durch seine Wucherung in dem Fleische ein höchst verderbliches, schon in geringen Mengen den Tod unter lähmungsartigen Erscheinungen herbeiführendes Gift erzeugt. Da das Gift der Siedehitze nicht widersteht und bereits gekochtes Fleisch für Bakterienwucherung ein weit weniger günstiger Boden ist als rohes, so sind auch diese „Fleischvergiftungen“ in der Regel nicht von gekochtem Fleische, sondern von Schinken, Wurst, Spickgans, Büchsenfleisch und ähnlichen Fleischwaren, zuweilen auch von Fischfleisch ausgegangen. Das giftige Fleisch braucht keineswegs faulig zu sein, die Fäulnis scheint vielmehr der Bildung dieses spezifischen Fleischgiftes entgegenzuwirken, aber das betreffende Fleisch ist doch niemals mehr frisch und pflegt seine spezifische Verderbnis durch einen unangenehmen, faden Geschmack anzuzeigen, welcher als Warnungssignal dienen kann. — Auch im Käse kann sich unter dem Einfluß gewisser darin wuchernder Bakterien ein spezifisches Gift bilden, das sogenannte „Käsegift“ (Tyrotoxin), welches jedoch bei weitem nicht so bösartig ist als das erwähnte Fleischgift.

Was das Brot betrifft, so sind die in dem Teig vorhanden gewesenen, übrigens meist vollkommen harmlosen Mikroorganismen durch die Hitze des Backofens zerstört; die etwa nachträglich auf das Brot gelangenden und darin fortwuchernden Keime sind wohl ausnahmslos dem Menschen gleichfalls unschädlich. Bakterielle Infektionen oder Vergiftungen sind daher, wenn wir von den jetzt nur noch

Digitized by Google

selten vorkommenden Vergiftungen durch Secale cornutum (Claviceps purpurea, Tulasne) eines gelegentlich im Roggen und andern Getreidearten wachsenden parasitären Schimmelpilzes, welcher ein schweres Gift, das Ergotin, produziert, absehen, nicht beobachtet. — Auf Gemüse und Früchte können natürlich zufällig die Keime verschiedener Infektionsbakterien aus der Luft oder mit dem Wasser oder durch direkte Verunreinigung gelangen; so hat man zum Beispiel an der Oberfläche von auf den Markt gebrachten Weintrauben lebende Tuberkelbazillen nachgewiesen. Eine sorgfältige Reinigung der Oberfläche roh zu genießender Früchte, womöglich Schälen derselben, ein gründliches Kochen der Gemüse wird demnach zu empfehlen sein.

Wenn wir nun auch das Wasser sowie unsre Genuß- und Nahrungsmittel größtenteils, freilich vielfach auf Kosten der Schmackhaftigkeit derselben, von allen lebenden Keimen befreien, und damit den Genuß dieser Substanzen trotz etwaiger hineingeratener schädlicher Bakterien für uns unschädlich machen können, so sind wir gegenüber der Luft, diesem wichtigen und nirgends auszuschließenden Träger von Bakterien, nicht in derselben günstigen Lage. Denn eine Desinfektion der Luft läßt sich nur in abgeschlossenen Räumen, und auch da nur mangelhaft und vorübergehend ausführen. Die Bakterien der Luft stammen natürlich aus bakterienhaltigen festen oder flüssigen Substraten, von denen aus sie durch Verstäubung in die Luft gelangen. Hieraus ergiebt sich, daß die Luft um so bakterienärmer oder -reicher sein wird, je mehr oder je weniger im großen und kleinen für Beseitigung oder Desinfektion bakterienhaltiger Materialien einerseits, für Verhütung einer Verstäubung derselben anderseits Sorge getragen wird. In Flüssigkeiten kann nur ausnahmsweise eine Verstäubung stattfinden; erst nach dem Eintrocknen ist eine solche in der Regel möglich. Feuchte Sputa eines Schwindsüchtigen zum Beispiel involvieren daher keine Gefahr einer Infektion der Luft mit Tuberkelbazillen, eingetrocknete dagegen eine möglicherweise ziemlich große. Ob durch die Hustenstöße der Schwindsüchtigen die mit Tuberkelbazillen versehenen Sputumteilchen in der Weise verstäubt werden können, daß sie von andern eingeatmet und damit Quelle einer tuberkulösen Inhalationsinfektion werden, dürfte trotz der autoritativen Vertretung dieser Ansicht (C. Flügge) doch noch nicht einwurfsfrei erwiesen sein.

Auch die Gefahr, durch Einatmung trockener tuberkelbazillenhaltiger Luftstäubchen tuberkulös zu werden, ist bei weitem keine so große, als gewöhnlich angenommen wird. Erstens ist ein großer Teil der im tuberkulösen Sputum enthaltenen Tuberkelbazillen bereits abgestorben; zweitens büßen die Tuberkelbazillen durch Eintrocknung allmählich ihre Lebensfähigkeit ein, und es ist daher sehr zweifelhaft, ob sie, wenn das sie enthaltende Menstruum derart pulvertrocken geworden ist, daß eine natürliche Verstäubung eintreten kann, noch am Leben sich befinden. Ein sicherer Beweis dafür, daß auf natürlichem Wege zur Verstäubung gelangtes tuberkulöses Material durch Einatmung desselben Tuberkulose hervorrufen könne, ist bis jetzt nicht erbracht, womit natürlich nicht die Möglichkeit einer Entstehung der Lungentuberkulose durch Einatmung verstäubter Sputa geleugnet sein soll.

Digitized by Google

Noch weit rascher als die Tuberkelbazillen verlieren andre Bakterien, zum Beispiel vor allen die Cholerabakterien, durch Eintrocknung ihre Ansteckungsfähigkeit, so daß von seltenen Ausnahmefällen abgesehen, bei diesen Bakterien noch weniger eine Ansteckung durch die Luft zu befürchten ist, als von seiten der Tuberkelbazillen. Anders liegen die Dinge aber zum Beispiel bei Masern, Scharlach, Pocken, Flecktyphus, Rückfallfieber, deren uns leider, mit Ausnahme der Spirillen des Rückfallfiebers, bisher unbekannt gebliebene Erreger entschieden durch die Luft, wenigstens die Luft in der nächsten Umgebung der Kranken, übertragen werden können und daher zu den im höchsten Maße ansteckungsfähigen Krankheiten gehören. Wer sich vor der Ansteckung mit diesen Krankheiten schützen will, wird sich vor allen Dingen von den betreffenden Kranken fernhalten müssen; für Aerzte, Pfleger und Pflegerinnen kämen besonders konstruierte Gesichtsmasken in Betracht; aber selbst bei Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln ist es sehr schwierig, den Erregern der genannten Krankheiten mit Sicherheit aus dem Wege zu gehen, weil sie offenbar eine sehr große Dauerhaftigkeit (Tenacität) besitzen und daher durch allerhand Effekten, an welchen sie anhaften, durch dritte Personen, ja sogar durch die Luft außerhalb der Krankenwohnräume, wenn auch wohl nur auf geringe Entfernung, übertragen werden können. So erklärt sich die große Verbreitung und Häufigkeit von Masern und Scharlach; daß bei den Pocken, nächst der Pest wohl der schrecklichsten aller Infektionskrankheiten, das Gleiche jetzt nicht mehr der Fall ist, haben wir einzig und allein Jenners' segensreicher Schutzpockenimpfung und ihrer zwangsweisen staatlichen Durchführung zu danken.

Ein wichtiges äußeres Vorbeugungsmittel gegen Infektionen ist, wie schließlich noch hervorgehoben werden soll, in einer sorgfältigen Hautpflege und Reinhaltung der Mundhöhle gegeben. Wenn es auch nicht möglich ist, durch gründliche Reinigung der Hautoberfläche und der Mundhöhle, selbst unter Zuhilfenahme desinfizierender Flüssigkeiten, alle auf respektive in ihr befindlichen Bakterienkeime mit Sicherheit zu entfernen, so wird man doch um so mehr von ihnen entfernen, je nachdrücklicher und häufiger man sich wäscht. Und glücklicherweise sind die gefährlichen Keime leichter von der Haut zu entfernen als die ungefährlichen, weil sie gemeinhin nicht so tief eindringen wie letztere.

Besondere Aufmerksamkeit ist der Reinigung der Nagelfalze und der Unternagelräume zu widmen, weil hier der Schmutz und mit ihm die Bakterien sich am reichlichsten aufstapeln. Viele Furunkel, Karbunkel und Panaritien, von denen nicht selten eine schwere Allgemeininfektion ausgeht, könnten auf diese Weise vermieden werden. Auch die nicht seltenen Selbstinfektionen durch Kratzwunden der Haut wären zu beschränken, wenn man noch mehr darauf achten wollte, die Finger rein zu halten und sich nicht zu kratzen. Ueberhaupt ist jeder, auch der kleinsten und oberflächlichsten Verletzung der Haut die sorglichste Beachtung zu schenken: sofortiges gründliches Ausspülen der Wunde mit reinem Wasser oder einer schwachen Karbolsäure oder Sublimatlösung und sodann Verschluß mit einem reinen Heftpflaster (am besten mit Unnas Salbenmull-Zinkpflaster; das sogenannte

englische Pflaster ist zu verwerfen). Gerade ganz kleine unbeachtete frische Hautwunden bilden häufig die Eingangspforten von gefährlichen Infektionen; so machen sich namentlich die Bakterien der septischen Blutvergiftung, sowie die Pestbakterien derartige kleinste Hautverletzungen mit Vorliebe für ihren verderblichen Angriff auf den menschlichen Körper zu nutze. Bei Verletzungen mit infizierten oder infektionsverdächtigen Gegenständen (Instrumenten und dergleichen) muß natürlich sofort der Rat und die Hilfe eines Arztes in Anspruch genommen werden.

Aber von fast noch größerer praktischer Bedeutung als die Abwehr der Bakterien von der Haut ist der Kampf gegen die Bakterien der Mundhöhle. Der Mundschleim und namentlich die in den verschiedenen Schlupfwinkeln der Mundhöhle stecken bleibenden Speisereste sind ein überaus günstiges Futter für Bakterien, und ohne die genügende Reinhaltung wird demzufolge die Mundhöhle bald zu einem wahren bakteriellen Augiasstall. Die Mehrzahl der angesammelten Mundbakterien sind allerdings harmlose Saprophyten; aber es befinden sich darunter auch zahlreiche schädliche Arten. Zu den letzteren gehört zunächst die ganz konstant in der Mundhöhle in üppiger Vegetation schmarotzende Leptothrix buccalis, die zu der bekannten Zahnfäule oder Zahnkaries in ursächlicher Beziehung steht. Ganz gesunden und unverletzten Zähnen vermag sie zwar nichts anzuhaben, wohl aber solchen, welche durch kleine Risse im Schmelz schadhaft geworden sind. Durch diese Risse eindringend, greifen die genannten Bakterien die eigentliche Zahnsubstanz, das Dentin, an und zerstören es langsam, wobei ihnen allerdings eine Erweichung der Zahnsubstanz durch in die Lücken im Schmelz eindringende Mundsäure zu Hilfe kommt. Die auf diese Weise „kariös" gewordenen Zähne sind nun aber wiederum ganz besonders geeignet, allerhand andern Bakterien, so auch gefährlichen Infektionserregern, als Nist- und Brutstätte zu dienen, wonach das rechtzeitige Plombieren der Zähne nicht bloß aus zahnärztlichen Gründen, sondern auch im Interesse der Erhaltung der Gesundheit und des Lebens zu empfehlen ist. Aber auch abgesehen von kariösen Zähnen ist die Mundhöhle ein Lieblingsaufenthalt verschiedener krankheiterregender Bakterien, so der „Pneumokokken" (der Erreger der typischen Lungenentzündung), der Strepto- und Staphylokokken (der Erreger der typischen Eiterungen und verwandter Entzündungsprozesse) und auch die so bösartigen Diphtheriebazillen hat man wiederholt als Bewohner der normalen Mundhöhle gesunder Menschen angetroffen. Während die Eiterkokken und die Diphtheriebazillen ohne weiteres oder unter bestimmten noch nicht für alle Fälle festgestellten Bedingungen in die Schleimhaut der Mund- und Rachenhöhle eindringen und daselbst ihre spezifisch krankmachende Thätigkeit entfalten, sind die Pneumokokken zwar für die Mund- und Rachenschleimhaut unter allen Umständen schadlos, aber sie lauern gewissermaßen nur auf die Gelegenheit, um auf Schleichwegen von der Mundhöhle aus in die Lungen einzudringen, deren Gewebe ihrer Wucherung offenbar einen besonders günstigen Boden darbietet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Erreger der typischen Lungenentzündung, meist nicht direkt durch Einatmung in die Lunge

Digitized by Google

gelangen, sondern erst auf dem genannten Umwege, nach Vorzüchtung in der Mundhöhle, die Lunge angreifen. Das Gesagte dürfte wohl genügen, um die Bedeutung, welche der Mundhöhle als Arsenal jener kleinsten, unser Leben bedrohenden Feinde zukommt, zu kennzeichnen und eine peinliche Reinhaltung und eventuell Desinfektion der Mundhöhle als eine wichtige Schutzmaßregel gegen Infektion zu betonen. Wenn es auch kaum möglich und als Regel auch kaum angebracht sein dürfte, eine völlige Desinfektion der Mund- und Rachenhöhle zu erzielen, so könnte doch wohl schon in gesunden Tagen mehr in dieser Hinsicht geschehen als üblich. Die gebräuchlichen Mundwässer (übermangansaures Kali, Salicylwasser, Thymolwasser, Eau dentifrice, Eucalyptolwasser, Eau de Minthe etc.), die ihre Anwendung zum Teil dem Vertrauen auf eine ihnen zukommende antibakterielle Wirkung verdanken, haben so gut wie keine desinfizierende Kraft; dagegen ist das von Salkowski zu diesem Zwecke empfohlene Chloroformwasser in der That geeignet, alle in der Mundhöhle gewöhnlich vorkommenden bakteriellen Wuchsformen in kurzer Zeit abzutöten, und es wäre demnach mit diesem Mundwasser, namentlich in Zeiten von Epidemien, die durch mittels der Luft übertragbare Bakterien bedingt sind, eine allgemeinere Anwendung zu versuchen.

Ueberblicken wir alles, was gegenwärtig zum Schutz gegen Infektion geleistet werden kann und geleistet wird, so können wir sagen, daß nicht nur dem Arzt und den Organen der öffentlichen Gesundheitspflege, sondern auch jedem Einzelnen jetzt in viel größerem Umfange als früher Mittel und Wege zu Gebote stehen, um sich gegen Infektion zu schützen. Diesen Fortschritt verdanken wir der Bakteriologie. Je tiefer diese Wissenschaft in die Geheimnisse des Lebens und Wirkens der krankheiterregenden Mikroorganismen eindringt, und je breitere Schichten des Publikums den gesicherten Errungenschaften der Bakteriologie und den daraus für die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens gezogenen Schlußfolgerungen Beachtung schenken, um so mehr werden die Infektionskrankheiten verschwinden oder von ihrem Schrecken verlieren.



Bekenntnisse und Erlebnisse von Anastasius Grün.

Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns an Albert Knapp.

Mitgeteilt von

Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart.

Es ist eine vielleicht einzig dastehende litterarische Erscheinung — die Wechselbeziehung zwischen der österreichischen und schwäbischen Dichterschule in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Was in Schwaben gesungen wurde, fand hellen Wiederklang in Wien, und in Schwaben war es, daß

Digitized by Google

Lenaus Dichterstern aufstieg. Er, der ruhelose Wandervogel, hatte die Brücke geschlagen, und ihm folgten die andern Wiener, zumeist das gastfreie Haus Justinus Kerners, des Dichterpropheten, zuerst begrüßend. Dann fuhr Uhland,[1]) der sonst Reisescheue nach Wien, Schwab sandte seinen Sohn, wir sehen Auersperg als Gast im Hause Uhlands, Karl Egon Ebert in Stuttgart, und Bande der Freundschaft und geistigen Gemeinschaft wurden fürs Leben geknüpft.

Zu der schwäbischen Schule zählt der patriotische und religiöse Dichter Albert Knapp,[2]) der als Hofprediger in Stuttgart starb. Persönlich kannte er die Oesterreicher nicht, wohl aber ihr Wirken. Nur mit Lenau, der im Jahre 1837 in Stuttgart weilte und zu jener Zeit unter den Einflüssen Martensens und Baader sich in den theologischen Gedankenkreis versenkte, und Pyrker war er flüchtig zusammengetroffen.

Im Sommer 1837, schreibt Knapp, erhielt ich einen interessanten Besuch von dem berühmten, persönlich liebenswürdigen Dichter Nikolaus Lenau, der mir große Freude bereitete. Einen ganzen Nachmittag saßen wir im trauten Gespräche zusammen, und so gehalten sich Lenau benahm, so ging doch ein Strom der interessantesten Gedanken und Mitteilungen auf mich aus, was ich ihm mit aller Herzlichkeit erwiderte. Zuletzt beim Abschiede bat ich ihn um einige Beiträge zu meinem christlichen Tagebuch, der Christoterpe. Er faßte liebevoll meine Hände, küßte mich und sprach: „Das habe ich von Ihrem Herzen erwartet!" Darauf gab er mir seine Adresse nach Wien, und ich versprach ihm, später zu schreiben. Leider versäumte ich dies ... und der nächste Jahrgang wurde ohne Beiträge von ihm gedruckt. Diese Unterlassung hat er mir nie vergeben, und als ich ihn später einmal besuchte, war er so zurückhaltend und frostig, daß ich ihn nie wieder gewinnen konnte; denn es schien mir seine Eitelkeit beleidigt, auch war er mit seinem Werk „Die Albigenser" beschäftigt und wohl bereits ganz andern Sinnes geworden.

An andrer Stelle teilt Knapp mit: In eine innige, mein Herz erfreuende Berührung kam ich mit dem edeln hochbegabten Grafen Anton Alexander v. Auersperg. Die glänzende, von dem reinsten Humor durchzogene und mit einem tiefen, seelenvollen Gemüt gepaarte Phantasie dieses Dichters hat mich, obwohl ich ihn noch niemals von Person gesehen, um so inniger zu ihm hingezogen, als er in seinen geistvollen Briefen, die ich von Zeit zu Zeit von seiner freundlichen Hand empfange, es nicht verschmäht, mich je zuweilen mit der liebenswürdigen Offenheit in sein getreues Herz und in den stillen Kreis seiner Familie hineinblicken zu lassen und in einer höheren Harmonie der Gegensätze als Katholik mit mir zu verkehren. Wie frühlingsheiter ist das Kolorit seiner inneren und äußeren Lebensanschauungen und wie sicher trifft er auch auf politischem Gebiete, in seinen herrlichen „Spaziergängen eines Wiener Poeten" den rechten Punkt gerade da, wo das dichterische Postulat so zwanglos mit dem Ge-

[1]) „Uhland in Wien" von Ludwig August Frankl in der „Presse" 1863.

[2]) „Lebensbild von Albert Knapp", Stuttgart 1867.

Digitized by Google

wissen, dem gesunden Menschenverstand und auch mit der Prophetenstimme des göttlichen Wortes zusammenstimmt. Dabei bekennt niemand williger als er selbst, daß in seinen eigentlichen „Gedichten“ sich noch allerlei befinde, das einer größeren Aufklärung und Feile bedarf. Wenn ich jedoch ihn mit seinem längst in schwerer Trübsal dahingeschiedenen Freunde N. Lenau vergleiche, so mag letzterem wohl ein größeres Maß von Tiefsinn und glühender Reflexionskraft verliehen sein; aber man spürt aus vielen seiner Produktionen den Brandgeruch des selbstverschuldeten Weltschmerzes und den verhaltenen Groll gegen das Regiment Gottes doch allzu stark heraus, als daß man nicht viel lieber mit seinem im Naturgefühl und in der Naturanschauung weit gesünderen Freunde sich vereinigen möchte, der bei allem Ernste, womit er die Schäden und Gebrechen seiner Zeit beklagt, doch hinwiederum auch kindlich der Welt Gottes sich zu freuen weiß, weil sein Gemüt vor dem Schlamme der Zeit bewahrt worden ist.

Die Briefe Auerspergs an Knapp sollen im folgenden mitgeteilt werden. Sie sind dadurch besonders interessant, daß sich Anastasius Grün darin unsers Wissens das einzige Mal ausführlich über seine Stellung zur religiösen Frage ausgesprochen hat, sie berühren Poetisches und das politische Leben Oesterreichs und eröffnen uns einen tiefen Blick in das Innenleben des sonst so verschlossenen Menschen. Halb scherzhaft spricht er von einer „Beichte“, die er dem fremden Seelenarzte in Stuttgart ablegt. Es redet der Dichter zum Dichter — und Knapp ergreift freudig und teilnehmend die Freundeshand —, der Dichter grüßt wieder, und mag sich in seinen Briefen entschieden gegen den ihm nicht selten gemachten Vorwurf der Unduldsamkeit verwahrt haben. Das war er wohl nicht, gewiß aber ein streitbarer Diener der Kirche, der David Strauß stürmisch befehdete, jedoch ebenso energisch seinen geliebten Schiller gegen die Angriffe der Zeloten verteidigte. Rührend ist's, wie Knapp in Beziehungen zu Rückert trat. Rückert hatte ihn wegen seiner „Bilder aus Scheol“ in einem Gedichte heftig angegriffen. Knapp hatte mit wahrer Begeisterung die „Weisheit des Brahmanen“ gelesen und sandte dem Verfasser als Zeichen der Bewunderung einen Gruß in fünf Sonetten. Zum Ruhme beider Dichter möge Rückerts Antwort hier Platz finden.

Du hast mich überrascht, ich konnte es nicht ahnen,
In dir solch einen Freund zu finden des Brahmanen.

Ich traut' im Eifer dir für deines Gottes Ruhm
Nicht Duldung zu für mein verschleiert Christentum.

Doch du hast durch den Flor mit Liebesblick gesehn,
Daß zu dem Ziel empor verschiedne Wege gehn.

Soll ich an Einsicht mich von dir beschämen lassen,
Mit Liebe nicht die Hand, die dargebotne, fassen?

Mit Liebe fass' ich sie, und wie ich sie dir drücke,
Nehm' ich den Vorwurf, der mich selber drückt, zurücke.

Im Namen dessen, der den Bund der Liebe fügt,
Vergiß, was einst an dir mein scharfer Zorn gerügt!

Digitized by Google

Was mir anmaßende Verdammungssucht erschien,
Weiht' ich dem Zorne, nun der Liebe opfr' ich ihn.

Der Streit ist abgethan, in Eintracht geht fortan,
Weil Liebe geht voran, der Christ und der Brahman.

So ein Mann war Knapp, der nach einer Aeußerung seines Freundes, des Professors Kopp in Erlangen, wenn er einmal auch aus Eifer einen in die Hölle würfe, gewiß aus Liebe hinterdrein spränge, ihn wieder herauszuholen.

Und von jenem höheren Gesichtspunkte, daß verschiedene Wege zum Ziele führen, daß geistig hochgestellte Menschen gleiche in ihrer Art zu würdigen und zu verstehen suchen, haben sich Anastasius Grün und Knapp gefunden.

Man wird in einer Zeit, in der die großen Hasser mehr gelten als die Männer der Liebe, den Tönen aus einer verklungenen Auffassung vielleicht nicht ungerne lauschen. Der Josephiner und der hochgebildete, dichterisch begabte protestantische Hofprediger sind in Eintracht gegangen.

*

Zur Erläuterung der unmittelbar folgenden zwei Briefe aus dem Jahre 1857 sei erwähnt, daß im Jahre 1845 Knapp die geistlichen Lieder des Grafen Nikolaus Ludwig Zinzendorf, gesammelt, gesichtet und mit einer Biographie des Dichters eingeleitet, herausgab (Stuttgart bei Cotta). Die Zinzendorfgasse in Graz führt wohl ihren Namen nach dem Neffen des Dichters, dem österreichischen Staatsmanne Karl Graf v. Zinzendorf; der letztere hatte vier österreichischen Herrschern gedient, und seine von ihm selbst verfaßte Grabschrift endet mit den echten josephinischen Geist kündenden Worten: „Sein stetes Bestreben war Liebe und Achtung zu verdienen."

Knapp hat nebst religiösen mit Vorliebe heimatlich-patriotische Stoffe bearbeitet, so in seinen „Hohenstaufen" (Stuttgart bei Cotta, 1839). Am bekanntesten ist Knapp durch seinen „Evangelischen Liederschatz" geworden, eine Sammlung und Bearbeitung der kirchlichen Lieder des deutschen evangelischen Volkes, welcher er einen großen Teil seines arbeitsreichen Lebens gewidmet hatte. Die erste Auflage erschien in 10000 Exemplaren, an der dritten arbeitete er noch als fast Sterbender.

Die Selbstanklage Grüns bezieht sich wohl hauptsächlich auf seine „Nibelungen im Frack".

I.

Graz, den 4. März 1857.

Hochwürdiger, hochverehrter Herr!

Ihre freundlichen und für mich so überaus schmeichelhaften Zeilen vom 23. vorigen Monats haben mir in gleich großem Maße Freude, Ueberraschung und Stärkung bereitet; Freude, weil jedes Zeichen des Wohlwollens unser Herz erquickt; Ueberraschung, weil ich von den ehrwürdigen und geweihten Zionshöhen, auf denen Ihr edler Standpunkt, kaum eine so nachsichtige Stimme gewärtigen durfte; Stärkung und Erhebung aber, weil auch mich bisweilen Stimmungen überkommen, in denen ich, wie einst mein verewigter Freund Lenau, mich fragen

Digitized by Google

muß, wozu hast du gelebt? was hast du geleistet? höchstens ein paar erträgliche Gedichte gemacht — Stimmungen, denen ein ermunternder Zuruf, wie der Ihrige, viel von ihrer Herbheit und niederbeugenden Wucht benimmt. Empfangen Sie daher meinen warmen und herzlichen Dank für das schöne und milde Wort der Liebe, das Sie jüngst an mich gerichtet! Wenn sich zu der Freude, nunmehr mit einem so würdigen Manne, dessen christlich humanes Streben ich längst schon mit Ehrfurcht begleitete, in nähere Berührung zu treten, ein Tröpflein Wermut gesellt, so quillt dieses aus dem Gedanken und Bedauern, daß ich mich, was doch so nahe lag! nicht schon seit Jahren dieser Verbindung erfreuen durfte und somit so manchen edeln Gewinn entbehren mußte, den ein solcher Verkehr mir gewiß reichlich zugewendet hätte. Aber darum sei nicht mit minderer Wärme die mir dargebotene Hand auch jetzt ergriffen und dauernd festgehalten! Es versteht sich wohl auch ungesagt, daß jederzeit alles, was Sie mir zusenden wollen, bei mir die dankbarste und freudigste Aufnahme und Erwiderung finden soll und wird. Ganz besonders habe ich Ihnen für die ernste, echt priesterliche Mahnung und Aufforderung zu danken, mit welcher Sie wirklich eine tönende Saite meiner Seele berührt haben; ich meine Ihre Mahnung, mich solange es noch Zeit, „historischen, großartig edeln, heiligen Stoffen zuzuwenden“, eine Mahnung, die ich mir oft schon selbst zugerufen, aber wohl eben so oft überhört habe. Jedes Talent — Sie ermutigen mich, das Bestehen eines solchen auch bei mir anzunehmen — hat gewisse, ihm ganz eigentümliche Abwege und Klippen zu vermeiden. Eine in mir regsame Ader von Humor scheint für mein Talent jene heimliche Kraft, welche mich am ehesten auf Irrpfade locken kann und die ich darum sorgsam zu bewachen und in Schranken zu halten habe. Sie hat mich aber, leider schon öfter als mir lieb, aus den ernsten Tempelhallen der Muse auf die Spielplätze ihrer mutwilligeren Kinder verlockt und mitunter zu halsbrecherischen Sprüngen verleitet. Das sei nun abgethan, und ich hoffe, früher oder später mit würdigeren, Ihrem Sinne zusagenderen Leistungen vor Sie treten zu können. Interessant wäre es mir, zu erfahren, ob Sie bei jener Hinweisung auf würdigere, namentlich historische Gegenstände nur im allgemeinen gesprochen, oder ob Sie dabei speziell gewisse bestimmte Stoffe vor Augen gehabt haben? Im letzteren Falle würde ich um nähere Bezeichnung derselben bitten, da es für mich nur von Gewinn sein kann, Ihre Andeutungen entweder weiter zu verfolgen oder mich darüber zu rechtfertigen, wenn und warum ich vielleicht andre Pfade einschlagen wollte. Unser verschiedener konfessioneller Standpunkt wird die Einigung nicht beirren; wir finden diese im höheren Christen- und Menschentum. In diesem liegt ohnedies jene Milde und Duldung, welche die Gegensätze ausgleicht und zu gegenseitig wohlthuenden Ergänzungen umgestaltet. Und in diesem Sinne werden Sie es nicht verargen, daß ich heute fast unwillkürlich in das Bereich meiner Konfession herüberlenkte, indem ich eine Beichte ablegte und nun die Absolution erwarte. Ihr gütiges Schreiben ist länger, als es sollte, unbeantwortet geblieben, weil es mir wegen unrichtiger Adresse verspätet zukam.

Digitized by Google

Diese ist — für die Wintermonate: Graz in Steiermark, Zinzendorfgasse Nr. 922.

Mit dem wiederholten herzlichsten Ausdrucke des Dankes, der Hochachtung und Verehrung

Euer Hochwürden aufrichtigst ergebener

A. Auersperg.

II.

Graz, den 16. März 1857.

... Empfangen Sie ... ohne Verzug meinen tiefgefühlten und warmen Dank für Ihren Brief voll Wohlwollen, Güte und christlicher Weisheit, als auch für die so reiche Spende poetischer Gaben! Ich habe die edeln Anschauungen und Gesinnungen, die ich aus Ihren Briefen kenne, das gediegene Gold der Ueberzeugungs- und Glaubenstreue auch dort wiedergefunden, nur gehoben und verklärt durch den lebenswarmen Hauch der Poesie, und habe mich daran erfreut und erbaut, gestärkt und belehrt. Auch habe ich zu danken für Ihr gütiges Anerbieten, mir Ihre Ausgabe der Zinzendorfschen Lieder zusenden zu wollen. Wohl ahnte ich bei der Nennung der Straße, die ich hier bewohne, etwas von dem Eindrucke, den dieser Name auf Sie üben mußte; doch fand ich auf dem Briefblatte keinen Raum mehr, etwas darüber zu äußern. So trage ich nunmehr nach, daß ich nicht nur Ihre Ausgabe Zinzendorfs, sondern auch Ihren „Evangelischen Liederschatz“ als Zierden meiner kleinen Handbibliothek längst schon besitze. Der „Wetzstein für das Schwert“ gefällt mir besser als der „Wetzstein für die Flöten“; diesen würde mit dem Oel besser geholfen als mit dem Steine, der sie zertrümmern könnte. Ich hoffe, das Schwert, das Sie meinen, ist noch nicht so eingerostet, daß solch edler Beistand es nicht blank und scharf machen sollte. Freilich liegt manches in und außer mir, was mich niederpreßt; aber da kommt bisweilen unversehens solch eine liebe und sichere Hand, wie die Ihrige, die mich wieder emporhebt. Nun, ich fühle manches, das Sie angeregt, schon in mir keimen und sprossen; möchte es, wenn es einst zu Tage tritt, auch Ihr Auge befriedigen! Gelegentlich Ihres schönen Wortes von höheren historischen Stoffen habe ich mich hauptsächlich deshalb um ein bestimmtes Süjet erkundigt, weil der konkrete Fall, das Beispiel, die Verständigung und Orientierung so wesentlich zu erleichtern vermag. Drum bitte ich auch, mir vorkommenden Falls die zugesagte Hinweisung auf Stoffe nach Ihrem Sinne nicht vorzuenthalten ...

Es kamen trübe Jahre für die beiden Männer. Knapp verlor seinen ältesten Sohn, der sich nach dem Beispiele des Vaters theologischen Studien gewidmet hatte. Er setzte ihm ein Denkmal in dem kleinen Schriftchen „Lebensbild eines Jünglings. Zum Andenken an Paul Stephan Knapp, theol. stud.“ Ueber seine Leiden berichtet uns Grün selbst, aber auch über den großen Jubel, als ihm nach zwanzigjähriger kinderloser Ehe ein Sohn geboren wurde, welchen er, „als kaum mehr erwartete Gottesgabe“, Theodor nannte. Diese Ereignisse gaben Auersperg Anlaß, über Kraft und Einfluß des Glaubens auf ihn zu sprechen und so seine „Bekenntnisse“ niederzulegen. Mit rührender Anhänglichkeit war Theodor seinem Vater zugethan, seiner Mutter in schwerem Leiden und Sterben Stütze und

Digitized by Google

Pflege. Musikalisch hochbegabt, voll geistigen Interesses, von gewinnender äußerer Erscheinung und Liebenswürdigkeit, unabhängig, der Erbe eines großen Namens — eine Welt stand ihm offen. Er fand ein frühes tragisches Ende, indem er bei einem Sprunge vom Pferde stürzte und im 23. Jahre einer Gehirnerschütterung erlag.

III.

Graz, den 27. März 1858.

Ihre ebenso gütige als bedeutungsvolle Sendung ist mir richtig zugekommen, und ich habe das „Lebensbild eines Jünglings“ mit der innigsten Teilnahme, mit dem tiefsten Mitgefühl und wahrer Erbauung gelesen; ich wußte es im innersten Herzen zu würdigen, daß Sie in einem so schmerzlich-feierlichen Augenblicke aus den Trauerschleiern, die Sie umhüllten, Ihre befreundete Hand auch mir darzureichen nicht vergessen wollten. Wenn ich diesen Händedruck nicht sogleich erwiderte, nicht sogleich meinen warmen Dank für die schmerzenteure Gabe abstattete, so geschah es nur darum nicht, weil ich in jenem Augenblicke und auch noch seither unter wiederholten schweren Keulenschlägen des Geschickes selbst ganz betäubt und in einer Stimmung ächzte, die mich wenig mitteilsam machte, indem jeder große Schmerz mich immer der Vereinsamung und Abgeschlossenheit zuführt. Eine Reihe von Todesfällen mir durch Verwandtschaft oder Befreundung nahe stehender Personen, darunter die geliebteste meiner Schwestern, haben mich in so erschreckend rascher Folge Schlag auf Schlag getroffen, daß ich auch jetzt noch kaum aufzuatmen und zu hoffen wage, der fürchterliche Zug dieser Trauerbotschaften sei zu Ende gekommen. Ich habe vergeblich versucht, mich an dem Beispiele aufzurichten, das Sie, den ich darum bei allem Unglücke einen vergleichweise Glücklichen nennen mußte, mir gegeben und durch Ihre Schrift unabsichtlich vors Auge gestellt haben. Sie trinken Trost aus einer Quelle, die mir leider nur spärlich fließt; Sie haben in Ihrem unerschütterlichen Glauben einen Stab zum Geschenke erhalten, an dem Sie aufrecht schreiten können, während andre gebeugt und von der Last erdrückt zu Boden sinken. Ja, er ist ein Geschenk, das man empfängt, aber das man sich nicht nach Belieben selbst beilegen, das man nicht erzwingen oder erkämpfen kann, so sehr man sich auch nach dessen Besitz sehnen möge. Und darum werden Sie, indem ich dankbar Ihren Händedruck erwidere, es deutlich fühlen, daß eine schmerzhaft zuckende Hand sich in die Ihrige legt, die ihr zwar nicht wärmer, aber doch ruhiger entgegenkommt.

IV.

Graz, den 24. April 1858.

Empfangen Sie zuerst meinen innigen Dank für Ihren lieben Brief voll echt christlicher Milde, schmerzenberuhigender Teilnahme und herzgewinnenden Vertrauens! Wahrlich, könnte man durch menschliche Führung zu jenem heiligen Gnadenschatze gelangen, so wäre es gewiß nur an der Hand solcher Liebe und Milde. Berechnend angelegte Versuche zu ähnlichen Zwecken, wie derlei jetzt bei uns in geistlichen Missionen, Exerzitien u. s. w. an der Tagesordnung sind, machen mich eher stutzig und widerhaarig, obschon ich, oder vielmehr weil ich

Digitized by Google

gerade darin ein gewisses Virtuosentum auf der Kanzel anerkennen und bewundern muß, das aber gar vieles mit dem andern Virtuosentum auf den Brettern gemein hat. Bei aller meiner wahrhaften Sehnsucht nach dem Glauben möchte ich doch noch bei gesundem Leibe und ungestörtem Geiste seiner froh werden können, denn ich gestehe es offen, jede Bekehrung in extremis ist und bleibt mir im vornhinein verdächtig und wenig erbaulich; der Glaube soll mir über die Hinfälligkeit hinüber helfen, nicht aber die Hinfälligkeit mich zum Glauben schleppen. Doch das Wort Bekehrung ist vielleicht nicht ganz richtig angewendet auf jene, bei denen nur die dogmatischen, keineswegs aber die ethischen Satzungen des Christentums noch in Frage stehen; letztere sind mir immer eine unantastbare, wenngleich nicht immer befolgte Richtschnur gewesen und geblieben; gegen erstere aber sträubt sich denn doch allzustark jenes Licht oder Lichtlein, das wir eben auch als Gnadengeschenk im Haupte tragen, selbst wenn es unangeblasen vom Hochmutswinde als allerbescheidenstes Flämmchen glimmt. Vorläufig möchte man fast dafür halten, es bestehe, wie etwa die bosse der Phrenologen, ein eignes Organ für den Glauben, das sich bei dem einen vorfinde, während es bei dem andern mangle. So meint wenigstens der ungläubige Gentz gegen den gläubigen, ihm scharf zusetzenden Adam Müller. Die brieflichen Kontroversen[1]) dieser beiden Herren über den berührten Gegenstand waren mir von großem Interesse, obgleich auch sie resultatlos geblieben sind, da man es doch ein Resultat nicht nennen kann, daß Gentz, beängstigt von gewissen unliebsamen Zeittendenzen, schließlich der Religion einen Ehrenplatz in der offiziellen Pharmakopöe, im Schatzkästlein der Volksheilmittel eingeräumt wissen möchte, ohne jedoch selbst von dieser Medizin einnehmen zu wollen. Es ist erhebend und tief demütigend zugleich, daß es eine Linie unsrer Erkenntnis giebt, vor welcher angelangt der Weiseste und der Einfältigste unisono bekennen müssen, wie gleich unwissend sie sind! Kann man sich den Glauben nicht selber geben, so gelingt es vielleicht doch besser mit der ruhigen Ergebung in eine Macht, die stärker ist als unser Wollen und Können. Möge sie uns gnädig sein und bleiben! Meinen herzlichsten Dank für die Mitteilung Ihrer beiden Musenkinder; es sind wahre Perlen der Gelegenheitspoesie, edel in Form und Gehalt. Auch ich fühle mich hingezogen zu dem vielgeschmähten, aber nur das Gute anstrebenden Preußenkönig; ob aber die von ihm eingeschlagenen Wege die richtigen, möchte ich schier bezweifeln. Sein Herz ist zu sehr ein künstlerisch weiches und empfängliches, um zugleich ein echtes Königsherz sein zu können, er besitzt zwar eine große Königstugend: Gewissenhaftigkeit, aber diese kann den Mangel so mancher andern nicht genügend ersetzen. Sie fühlen, daß ich hier Mangel nenne, was eigentlich nur allzu großer Reichtum ist; aber in seiner Wirkung kommt der Ueberfluß öfters dem Mangel ganz gleich. — Ihre für mich sehr ehrenvolle Teilnahme an meinen dichterischen Arbeiten kann ich leider nicht durch Vorweisung nennenswerter Schöpfungen beantworten, ich war von jeher nicht sehr produktiv; gesellige und

[1]) Briefwechsel, Stuttgart 1857.

Digitized by Google

geschäftliche (landwirtschaftliche u. s. w.) Allotria nehmen mich zu häufig in Anspruch, was ich übrigens in gewissem Sinne als Wohlthat, als heilsames Gegengewicht gegen die schrankenlosen Flüge der Phantasie ansehen muß. Was ich an neueren Arbeiten gefördert habe, ist teils noch unfertig, teils noch der Feile bedürftig, daher noch nicht mitteilbar . . .

V.

Thurn am Hart, 12. Juli 1858.

Mein hochwürdiger Freund und Gönner!

Abermals hat die Hand des Todes den freundlichen Faden unsrer Korrespondenz — nicht zerrissen zwar — aber doch auf eine längere Zeit unterbrochen. Meiner geliebten Schwester, deren Tod ich Ihnen in den Wintermonaten zu melden hatte, ist unerwartet bald und plötzlich der Gatte, mein teurer Schwager, gefolgt, hingerafft von einer heftigen Entzündungskrankheit in seinen besten Jahren. In seinen letzten Augenblicken hat er mich ersuchen lassen, Vormund seiner zurückbleibenden — acht Kinder zu sein, ein Auftrag, den ich mit allem Eifer und voller Liebe übernommen habe, der mir aber eine Masse von Sorgen und Geschäften auferlegt hat, welche die wenigen Stunden freier Muße vollends aus meiner Tagesordnung gestrichen haben. Jetzt, nachdem das Dringendste abgethan ist und mir seit Anfang Mai einige ruhigere Momente gegönnt sind, will ich diese zu meiner Erholung und für meine Gesundheit nutzbringend verwenden, indem ich mein gewohntes Seebad Helgoland auf 14 Tage besuche, von wo ich jedoch in den ersten Augusttagen, von neuen Geschäften gerufen, wieder zurück sein soll. Mein Leben ist durch die Sorge für diese lieben teuren Kinder einer unvergeßlichen Schwester zwar um eine Last, aber auch um eine schöne Aufgabe reicher geworden, der ich mich mit aller Liebe widmen will. Unter diesen Umständen entschuldigen Sie mich, wenn ich, schon mit einem Fuße im Steigbügel, eben nur wenige Zeilen als Antwort auf Ihr so liebes, inhalt- und umfangreiches Schreiben zu bringen habe, und ohne Beschämung darf ich an Ihre Nachsicht appellieren. Aber selbst in diesen flüchtigen Zeilen darf ich die Versicherung nicht zurückhalten, daß ich bei Betretung jenes ehrwürdigen Terrains, auf welches uns die Ereignisse ohne unsre Absicht geführt haben, in Ihnen nur den gottbegeisterten und gottbeseligten Mann, der warm und treu für seine Ueberzeugung ficht, verehrt und bewundert, nie aber den leisesten Zug, der nach Zelotismus und Proselytenmacherei schmeckte, wahrgenommen habe. Dies in offener, ehrlicher Antwort auf Ihre diesfällige Andeutung. Und in der That, das Reich des reinen Christentums ist ein so großes und herrliches, daß man sich auf seinem Boden in unverkümmerter Gottesfreude die Hände reichen kann, ohne von den kleinen Abzeichen und willkürlichen Grenzpflöcken der Konfessionen gestört oder beirrt zu werden.

Und so nehme der über allen diesen kleinen Dingen erhaben thronende Geist uns beide fortan in seinen mächtigen Schutz! . . .

Digitized by Google

VI.

Thurn am Hart, 3. Oktober 1858.

... — „und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen". So schließt die bedeutungsvolle Stelle, auf die Sie mich in Ihrem Schreiben hingewiesen haben. Sie ist auch mir eine trostreiche, mir, dem der Thränenquell heuer so traurig-reich geflossen ist. Aber Sie haben recht, wenn Sie die reinigende, verklärende und erhebende Kraft der Leidenskreuze besonders betonen, und in der That fühle ich nach den großen Schmerzen, die durch meine Brust gezogen sind, bereits etwas wie eine milde Läuterung ...

Ich kann von Helgoland leider diesmal weder Gutes noch Schlimmes sagen, da ich meine Reise dorthin auf halbem Wege aufgeben mußte. Nachdem ich bis Wien gekommen war, wurde ich dort von der Flut meiner Vormundschaftsgeschäfte eingeholt und wieder in die Heimat zurückgespült. Und so habe ich den ganzen Sommer und Herbst bisher in Sorgen und Kümmernissen und Mühen verschiedenster Art durchgebracht, freilich auch erhellt durch manche Sonnenblicke aus den dankbaren Augen meiner lieben Pfleglinge, wovon vier ihre Ferienzeit in unserm Hause zubrachten. Aber acht teure Häupter, für deren Wohl und Heil man vor Gott und Menschen und vor sich selbst verantwortlich ist, sind denn doch eine schwerere Sorgenlast, als ich geahnt hatte, da ich in hingebender Bereitwilligkeit die verwaisten Kinder einer geliebten Schwester an mein Herz schloß, das ihnen fortan ein zweites Vaterherz zu sein versprach; doch es reut mich nicht und soll mich nicht reuen, und wenn meine Aufgabe bisweilen etwas schwer wird, giebt der Gedanke an die Verewigte mir wieder neue Kraft und Liebe dazu, als ob ihre Arme mich unterstützten. Freilich schweigt die Harfe, aber es klingt dafür das Herz, und vielleicht wird hie und da einer seiner Töne den Hörern oben nicht ganz mißfallen. Ich habe in der Beantwortung eines Ihrer früheren Briefe Ihre Erkundigungen nach meiner lieben guten Frau zufällig übersehen und halte es für eine Gewissenspflicht, Ihnen bei diesem nächsten Anlasse zu sagen, daß sie, seit ich mit ihr verbunden bin, das Glück meines Lebens, der Inbegriff meiner Gedanken ist. Mit einem gebildeten und klaren und ruhigen Geiste verbindet sie die größte Herzensgüte und eine Fülle von Talenten, welche das Dasein veredeln und verschönen. Sie ist in allen Dingen ein Herz und ein Sinn mit mir und teilt sonach auch meine Liebe zu unsern teuren Pflegekindern, denen sie eine zärtliche, fürsorgende, liebreiche Mutter und unermüdliche und einsichtsvolle Lehrerin und Leiterin ist. Gott segne und beschirme sie, die mir alles Glück gewährt hat, das in unsrer Ehe von ihrem Willen abhing und nur jenes eine nicht gewähren konnte, welches der Beschluß des Herrn uns versagt hat. (Schluß folgt.)



Digitized by Google

Die letzte Karawane des Malteserordens (1784).

Zu den merkwürdigsten und bedeutendsten Schöpfungen des Zeitalters der Kreuzzüge haben die im zwölften Jahrhundert entstandenen geistlichen Ritterorden gehört. Drei derselben, die Orden der Johanniter, der Templer und der Deutscher Herren, ragen aus der Zahl dieser damals zahlreich entstandenen Bruderschaften hervor, weil sie jahrhundertelang ausgedehnte Gebiete beherrscht — zwei von ihnen, diejenigen der Johanniter und der Deutscher Herren, weil sie ihr Dasein trotz allmählichen inneren Verfalls bis in das Zeitalter der französischen Revolution zu fristen gewußt haben. Heute zu Vereinigungen ohne politische Bedeutung herabgesunken, zählten die Deutschen Herren und die Johanniter bis zur Wende des achtzehnten Jahrhunderts unter die souveränen Mächte Europas. Der Kampf gegen die „Ungläubigen“, der ursprünglich die Hauptaufgabe der Ritterorden gebildet hatte, war von den Deutschen Herren längst aufgegeben worden, während die Johanniter oder — wie man sie gewöhnlich nannte — die Malteser denselben innerhalb gewisser Grenzen bis zum Vorabende der französischen Revolution fortsetzten. Länger als zweihundert Jahre nach ihrer Niederlassung auf Malta (1530) und nach der ruhmreichen Verteidigung dieses Felseneilands gegen die Türken sandten die Erben der Isle d'Adam und La Valetta sogenannte Karawanen gegen die Barbareskenstaaten der nordafrikanischen Küste aus. Ihre frühere Bedeutung hatten diese Kreuzfahrten längst eingebüßt. Von den tunesischen und algerischen Korsaren, welche die Sicherheit des Mittelländischen Meeres bedrohten, wurden die Flotten Englands und Frankreichs ungleich mehr gefürchtet als die schwerfälligen Galeeren und Tartanen, die der Orden gegen sie aussandte. Immerhin spielte die ritterliche Brüderschaft von Malta noch immer eine so sichtbare Rolle, daß es in den katholischen Ländern Europas und namentlich in Frankreich Brauch blieb, die jungen Söhne vornehmer Familien schon als Kinder in den Orden einzukaufen. Ihre Laufbahn begannen diese jungen Herren in der Regel als „Pagen des Großmeisters“, indem sie in ein Professhaus (vornehmlich in die zu Lyon bestehende Anstalt der Langue d'Auvergne) traten und daselbst Schulunterricht erhielten, um im siebzehnten Lebensjahre ihr Noviziat zu beginnen und im folgenden Jahre das Gelübde abzulegen. Nach diesem formellen Eintritt in den Ritterorden erfolgte die Uebersiedelung in den Hauptsitz desselben, die Stadt La Valetta auf Malta, wo einige Jahre lang Ritterdienste geleistet wurden. Bindende Vorschriften über die Dauer derselben bestanden mindestens zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr. Ritter, die es nicht etwa auf die höheren Aemter der Baillis (Komture), Großbaillis, Großpriore und so weiter abgesehen hatten, kehrten in der Regel nach fünf Jahren, zuweilen auch früher, in die respektive Heimat zurück, um nach anderweiten mit ihren Gelübden vereinbaren Lebensstellungen auszuschauen

Digitized by Google

und als Diplomaten, Offiziere, Seeleute und dergl. das Einrücken in eine erledigte Kommende abzuwarten.

Der in diesen Blättern bereits wiederholt genannte bayrische Staatsmann Ritter (später Graf) de Bray (geboren 1765, gestorben 1832) hat eine Anzahl Aufzeichnungen über seine auf Malta verbrachte Jugend hinterlassen, die die damaligen Zustände des Ordens und die letzte von demselben unternommene „Karawane" in anschaulicher Weise schildern. Daß es sich dabei um nicht mehr als um würde- und bedeutungslos gewordene Trümmer der alten Größe und Herrlichkeit, um ein dem Untergange entgegengehendes Stück Mittelalter handelte, geht aus diesen Schilderungen ebenso unwidersprechlich hervor, wie aus den bekannten Berichten über die jämmerlichen Umstände, unter denen die stärkste Feste Europas wenige Jahre später an die von Napoleon geführte ägyptische Expedition des revolutionären Frankreich ausgeliefert wurde. — Brays Bericht über die „letzte Karawane" nimmt schon mit Rücksicht darauf Interesse in Anspruch, daß er der einzige seiner Art ist.

Achtzehnjährig hatte der junge Page seine Heimat im Jahre 1783 verlassen, um nach Malta zu gehen und während der folgenden fünf Jahre auf diesem Hauptsitz des berühmten Ordens „St. Johannes zum Hospital von Jerusalem" seiner Ritterpflicht zu genügen. Ueber die dort empfangenen Eindrücke läßt er sich in einem erhalten gebliebenen Briefe folgendermaßen aus: „Malta," so heißt es in diesem (undatierten) Schreiben, „hat ein Klima, das zugleich vortrefflich und abscheulich ist. Auf einen harten, unfruchtbaren, von Stürmen zerrissenen Boden sehen ein immer wolkenloser Himmel und eine immer strahlende Sonne herab. Malta ist ein Felsen ohne Bäume und ohne Grün, ohne Schatten und ohne Wasser, auf welchem man nichts als Steine und Orangenbäume sieht, die von Mauern eingeschlossen werden, welche jeden freien Ausblick auf das Land unmöglich machen. Dazu kommen eine große wohlgebaute Stadt, ein mächtiger Hafen und großartige Befestigungen. Aus dem Pflaster, das ebenso weich wie eben ist, erheben sich goldstrotzende Kirchen und weitläufige, schlechtdisponierte, langweilige und unbequeme Wohngebäude. So viel von der äußeren Erscheinung! Die Gesellschaft ist verabscheuungswürdig! Liederliche Frauenzimmer, nirgends Bildung und Anmut, grobe Laster, die frech und hochmütig auftreten, Ungerechtigkeit, schlechte Manieren und nichts von Religion. Danach mögen Sie sich von der Beschaffenheit der Einwohner eine Vorstellung machen! In übeln Gewohnheiten eingerostete Menschen mögen hier eine gewisse Ruhe und ein Behagen finden, dessen Trägheit niemals gestört wird! Man steht spät auf, frühstückt, macht einen Gang durch die Stadt, speist gut und ergiebt sich dem Spiel, schläft dann abermals, um sodann zu Nacht zu essen, zu spielen und zu Bett zu gehen. Darin besteht für diese Art von Leuten der Gipfel aller Glückseligkeit. Keine Rücksicht geniert sie innerhalb dieser groben, trägen und unwissenden Umgebung; kein Tadel wird gegen sie erhoben und kann gegen sie erhoben werden, wo alle andern ebenso sind. In Frankreich würde man einen Menschen, der nur in Bezug auf sich selbst existiert

Digitized by Google

nicht dulden, weil man dort die schimpfliche Freiheit, öffentlich und vor aller Welt erbärmlich zu sein, nicht kennt. Innerhalb dieser allgemeinen Verkommenheit stachelt allein das Interesse der Selbstsucht zuweilen zur Thätigkeit an. Kein andres Land ist so fruchtbar an Intriguen, Verleumdungen, Privat- und Parteifeindschaften wie dieses! Man zerfleischt einander ohne Schonen, man verrät einander ohne auch nur darüber nachzudenken, ja man versteht sich nicht einmal auf die bedenkliche, sonst weitverbreitete Kunst, das Schlechte mit einem gewissen Anstande zu thun. Alle Tugend ist freilich auch hier nicht verbannt, es giebt einzelne Leute, die um so achtenswerter erscheinen, als die übrigen durchaus verächtlich sind. Sie gleichen den reinen und frischen Quellen, die der ermüdete Wanderer zuweilen auch im Sande der lybischen Wüste findet."

Dauernder Aufenthalt in „dieser lybischen Wüste" sollte dem jungen Ritter wenigstens zunächst nicht beschieden sein. Bereits zu Beginn des Sommers 1784 wurde eine sogenannte Karawane, das heißt eine Expedition, an die Barbaresken-Küste ausgerüstet, welche den statutarisch vorgeschriebenen Krieg gegen die „Ungläubigen" aufnehmen und mit Unterstützung von spanischen, neapolitanischen und portugiesischen Kriegsfahrzeugen Algier beschießen und den dort gefangen gehaltenen Christen Befreiung bringen sollte. Am 4. Mai 1784 von La Valetta abgesegelt, traf das aus vier Galeeren und einer Tartane bestehende Geschwader, dem Bray angehörte, am 4. Juni in Alicante ein, wo es von andern, einige Zeit vorher abgesendeten maltesischen Flottenabteilungen empfangen wurde, in deren Geleit es weiter nach Cartagena ging, dem Punkte, der für die Vereinigung der sämtlichen für die Expedition bestimmten Geschwader bestimmt worden war. Obgleich Spanien die Führung der Expedition übernommen hatte, war es mit der Ausrüstung seiner Fahrzeuge und Mannschaften so tief im Rückstande geblieben, daß über der Nachholung dieser Versäumnisse drei Wochen vergingen, während welcher dem jugendlichen Beobachter mannigfache Gelegenheit zu Beobachtungen über träge Lässigkeit geboten wurde, in welche das Land, seine Bewohner und seine Regierung (zwei Jahre zuvor hatte der unglückliche Karl IV. den berüchtigten „Friedensfürsten" Herzog von Alcudia an die Spitze der Geschäfte gestellt) versunken waren. Ohne Rücksicht darauf, daß man in Erfahrung gebracht hatte, daß die eingetretene Verzögerung von dem Bey von Algier zu umfassenden Rüstungen benutzt worden sei, dauerte der Aufenthalt in Cartagena bis zum 28. Juni fort, und gingen die hundert großen und kleinen Fahrzeuge, aus denen das vereinigte maltesisch-, spanisch-neapolitanische Geschwader bestand (die erwarteten portugiesischen Schiffe ließen auf sich warten), sich zusammensetzte, erst nach Abhaltung einer endlosen kirchlichen Zeremonie in See. Den Oberbefehl führte ein Spanier Baruto, dem es an Eifer für die Förderung der Sache nicht fehlte, der aber nicht hatte verhindern können, daß seine Feinde und Neider vielfach unbrauchbare Munitionen zur Ausrüstung benutzt hatten.

Diesem wenig erbaulichen Anfang entsprach der fernere Verlauf der Sache. Als man am 8. Juli in der wegen ihrer Untiefen gefürchteten Bucht von Algier angelangt war, ließen Aufstellung und Ordnung des Geschwaders so viel zu

Digitized by Google

wünschen übrig, daß man die folgende Nacht in beständiger Besorgnis vor einem feindlichen Angriff verbrachte, und dem Himmel dankte, als derselbe unterblieb. Folgenden Tages waren Wind und Wetter so ungünstig, daß an eine Angriffsbewegung nicht zu denken war. „Und doch wäre," wie es in einer Aufzeichnung Brays heißt, „ein Gefecht minder gefährlich gewesen als der Verbleib auf der Reede." Spät abends vernahm man Kanonenschüsse, es waren aber nicht die Algerier, sondern die vergeblich in Cartagena erwarteten vier portugiesischen Schiffe, die endlich eintrafen. Da der ungünstige Wind fortdauerte, vergingen zwei weitere Tage, „die wir mit Versuchen zur Verbesserung unsrer außerordentlich ungünstigen Aufstellung und mit stetem Gerede darüber ausfüllten, was gethan und was nicht gethan werden solle ... Erst als der dritte in vollendeter Unthätigkeit verbrachte Tag vorüber war, am Morgen des 12. Juli bereiteten wir uns endlich auf einen Angriff vor. Da das Meer ruhig und der Landwind schwach war, rückten unsre Barken aus der bisher eingenommenen Linie vor, indem sie sich, dem Angriffsplane gemäß, dicht bei einander haltend, um die großen Fahrzeuge formierten. Die Algerier ließen das ruhig geschehen und gaben erst Feuer, als wir uns auf Bombennähe der Stadt genähert hatten .... ihre Geschosse erreichten uns indessen nicht und schlugen — wie von unsichtbarer Hand gelenkt — vor uns ins Wasser. Die Wirkung unsrer Bomben konnten wir nicht beobachten, da der Rauch die Stadt einhüllte und den Feind unsichtbar machte." Zwischen den leichten Fahrzeugen beider Parteien wurden noch Schüsse gewechselt; dann aber richteten die algerischen Boote ihr Feuer auf die großen neapolitanischen Schiffe, und da diese nicht antworten konnten, „weil ihre Geschütze von zu schwachem Kaliber waren, um das Ziel erreichen zu können", zogen die maltesischen Barken sich unter fortwährendem Feuern allmählich zurück. — Nachmittags, als man zu einem neuen „Angriff" schreiten wollte, flog ein mit zweiunddreißig Matrosen bemanntes neapolitanisches Kanonenboot auf, weil die Pulvervorräte desselben durch die Tabakspfeife eines unvorsichtigen Matrosen in Brand gesteckt worden waren. — Da der Wind umschlug, mußte der geplante Angriff abermals vertagt werden, und vergingen zwei fernere Tage mit einem Nichtsthun, das wiederum von einem Unfall begleitet wurde. Eines der portugiesischen Kriegsschiffe brachte durch ungeschickte Bewegung beim Manövrieren eine maltesische Galeere zum Scheitern. Am Morgen des 15. Juli wurde endlich von dem spanischen General das Zeichen zum Angriff gegeben; bevor die darauf bezüglichen Ordres ausgeführt waren, eröffneten die Algerier aber bereits ein Feuer, das zufolge einer glücklich genommenen Aufstellung der „Ungläubigen" „uns außerordentlich inkommodierte, während unsre Bomben in zu großer Entfernung abgefeuert wurden, als daß sie hätten treffen können". Ein paar wohlgezielte Schüsse, welche die Galeere des Tagebuchschreibers trafen und auf derselben einigen Schaden anrichteten, sowie der unglückliche Umstand, „daß uns das Pulver auszugehen drohte", reichten dazu aus, daß man sich just in dem Augenblick zurückzog, wo der Befehl zum Vorrücken gegeben worden war. Nach Empfang neuer Pulvervorräte kehrte die Galeere wieder in das Gefecht zurück, das in-

Digitized by Google

zwischen von den Spaniern fortgesetzt worden war; der richtige Augenblick war indessen verpaßt, und da die spanischen Bomben dem Feinde keinen Schaden zufügen konnten, dieser wiederum die Möglichkeit eines Erfolges gegen das große spanische Schiff nicht abzusehen vermochte, zogen beide Parteien sich zurück, ohne Wesentliches erreicht zu haben. Unser Berichterstatter, dessen nicht eben durchsichtige Darstellung des Vorganges an dieser Stelle abbricht, schließt mit dem Bekenntnis, daß der Verlust des Feindes nicht näher angegeben werden könne, daß die Türken aber zum mindesten „den Anschein des Erfolges“ auf ihrer Seite gehabt hätten.

Noch kläglicher verlief der dritte und letzte Angriffsversuch, der am 21. Juli unternommen wurde. Wir übergehen die Einzelheiten der nicht eben lichtvollen Beschreibung, die der achtzehnjährige, an seine Galeere gebannte Tagebuchschreiber von demselben entwirft, um es bei einem Bericht über das schließliche Ergebnis bewenden zu lassen. Gedeckt durch einen undurchdringbaren Nebel fuhren die algerischen Fahrzeuge dicht an das christliche Geschwader heran, bevor dasselbe seine Aufstellung genommen hatte. Obgleich das von den Algeriern eröffnete Feuer wenig wirksam war, verhinderte dasselbe doch das geplante rasche Vorrücken der Angreifer auf die Stadt, und als der Wind zu Ungunsten derselben umschlug und die Zahl der algerischen kleinen wohlbemannten Fahrzeuge sich fortwährend vermehrte, gab der spanische Oberbefehlshaber just in dem Augenblick das Zeichen zum Rückzuge, in dem die Sache ernsthaft zu werden begann. Man war einander so nahe gekommen, daß man Flintenschüsse wechselte, die auf beiden Seiten zahlreiche Opfer forderten, und daß die Algerier bereits Miene zum Entern machten! Darauf wollte Baruto es um so weniger ankommen lassen, als der Wind abermals umschlug und als seine Befehle mindestens von einem Teil der ihm unterstellten Schiffsführer nur unvollkommen ausgeführt worden waren, — er zog sich zurück, ohne zu dem beabsichtigten abermaligen Bombardement auch nur Miene gemacht zu haben.

Wie sich in der Folge zeigte, war das gesamte, so zuversichtlich begonnene Unternehmen damit aufgegeben. Ueber die Umstände, die zu diesem Verzicht führten, berichtet das Braysche Tagebuch unter wiederholter Berufung auf den Mut und die Kampfeslust des kommandierenden spanischen Generals das Folgende:

„Der üble Ausgang des an diesem Morgen versuchten Angriffs öffnete uns über die Schwierigkeiten des Unternehmens die Augen und ließ uns daran verzweifeln, die Algerier zu einer Bitte um Frieden zu nötigen. Immer wieder trafen überraschende Nachrichten über die Geschicklichkeit ihrer Manöver und über die Vermehrung ihrer Streitkräfte ein, ja es verbreitete sich sogar ein Gerücht, nach welchem eine von vier Kanonenbooten begleitete französische Fregatte im Hafen von Algier angelangt sein sollte. Als der Himmel sich aufklärte, überzeugten wir uns, daß die Stadt nur wenig Schaden gelitten hatte. Gleichzeitig nahm ein neapolitanischer Major einen spanischen Renegaten gefangen, der Freund des Beys sein sollte, und den man über die Lage in der Stadt

Digitized by Google

ausfragte. Dieser Mensch bestätigte unsre Befürchtungen, indem er über die große, durch neue Zuzüge verstärkten Mittel und die Entschlossenheit der Algerier, sowie über die Geringfügigkeit des von uns angerichteten Schadens berichtete. Eine unsrer Bomben hatte im Palais, eine zweite im Garten des Bey eingeschlagen, eine dritte das Haus des schwedischen Konsuls getroffen. Weiter bestätigte der Renegat, daß ausländische Offiziere die von den Algeriern ausgeführten Manöver geleitet hätten. Unter denselben (so erzählte er) befinde sich ein außerordentlich tüchtiger französischer Offizier de Tournon, der einer unsauberen Heirat wegen zur Zeit des englisch-amerikanischen Krieges nach Amerika gegangen war, und den seine Abenteuerlust just in dem Augenblicke nach Konstantinopel geführt hatte, in welchem man den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei fürchtete. Dieser Monsieur de Tournon sei nach Algier gesendet worden, um diese Stadt gegen die Spanier zu verteidigen. Mit seiner Hilfe sei den Algeriern gelungen, allen Schaden von sich fern zu halten und uns beträchtliche Verluste zuzufügen."

Diese Erzählung machte auf den spanischen Befehlshaber so großen Eindruck, daß derselbe für nötig hielt, einen Kriegsrat einzuberufen, zu welchem sich sämtliche Führer der Schiffe des Geschwaders und zahlreiche „von der Neugier angelockte Offiziere" an Bord des von Baruto kommandierten Fahrzeuges einfanden. Was über diesen Kriegsrat berichtet wird, macht einen so possenhaften Eindruck, daß Brays bezügliche Aufzeichnung dem Hauptinhalt nach wiedergegeben werden darf.

„Nachdem Baruto die Sachlage geschildert und jedermann zu rückhaltsloser Meinungsäußerung aufgefordert hatte, ergriff zunächst der General der (maltesischen) Galeeren, als Rangältester, das Wort. Der günstige Eindruck, den seine Jugend und Bescheidenheit machten, wurde durch die Weisheit seiner Auseinandersetzungen gerechtfertigt. „Ihnen allen, meine Herren," sagte er, „wird nicht unbekannt sein, daß unsre Verfassung von den zum Kommando der Galeeren berufenen Offizieren keine fachmäßige Ausbildung verlangt, durch welche sie zur direkten Führung von Schiffen und zu militärischen Operationen befähigt würden. Bezügliche Studien zu treiben, verlohnt sich für uns nicht der Mühe, da wir auf Malta nahezu wie Privatleute leben, da jeder von uns ein Kommando verlangen kann und da unsre Dienstzeit in der Regel nur zwei Jahre dauert und wir nach Ablauf gewöhnlich in unsre Heimatländer zurückkehren, um dieser Dienste der verschiedensten Art zu widmen. Ich, den allein die Güte des Großmeisters und die Zustimmung meiner Ordensbrüder in diese ehrenvolle Stellung gebracht haben, — ich darf mir auf meinen Rang und die mit demselben verbundenen Rechte nichts zu gute thun. Ich muß die Entscheidung über eine Angelegenheit von solcher Bedeutung Männern von Ihrer Erfahrung und Urteilsfähigkeit überlassen .... und ein bescheidenes Schweigen beobachten."

„Er schwieg, es schwiegen, die das Wort gehört,
Noch eine Weile staunend, — dann erscholl
Des Beifalls Jubelnachklang ungestört."

Digitized by Google

Zunächst ergriff der Kommandeur der (maltesischen) Schiffe Herr de Thomann das Wort, ein Mann, der wegen seines Alters und seiner Erfahrung besondere Aufmerksamkeit erregte. „Niemals," so begann er, „hätte ich erwartet, daß so beträchtliche Streitkräfte, wie die unsrigen, und ein so ausgezeichneter Führer, wie der, unter dem wir stehen, bei einem Feinde, der allein an das Plündern gewöhnt ist, und den ein länger andauernder Krieg erschrecken muß, auf so hartnäckigen Widerstand stoßen werde. Der Himmel, der unsre Waffen nicht segnen wollte, hat diesen Feinden unzweifelhaft die Hilfe mächtiger Nationen des Auslandes zugeführt, wie das durch ihre geschickten und wohlausgeführten Manöver bezeugt wird. Ihre Kräfte sind im Zunehmen begriffen, und die ihnen zugefügten Verluste werden alsbald wieder ersetzt. Die über allen Zweifel erhabene Tapferkeit unsrer Seeleute und unsers berühmten Generals richtet sich somit gegen Leute, welche jeden Verlust durch ihre Ueberzahl ausgleichen und deren Kühnheit durch erneuerte Angriffe nicht gemindert, sondern vermehrt werden würde. Treiben wir sie darum nicht zu einem verzweifelten Streich! Um die Ehre unsrer Flaggen zu retten, müssen wir uns davon machen, bevor der Feind sich rühmen kann, entscheidende Vorteile über uns errungen zu haben."

Baruto, dem daran gelegen war, auch die Aeußerung einer entgegengesetzten Meinung zu vernehmen, und der eine solche von dem neapolitanischen General de Bolonio zu vernehmen hoffte, erteilte diesem das Wort zu der nachstehenden, pathetisch vorgetragenen Rede. „Meine Herren, der König, mein Herr, hat niemals aufgehört, mich mit Wohlthaten zu überhäufen, mich zu seinen Vergnügungen zuzuziehen und mich seiner Gunstbezeigungen teilhaftig zu machen; ihm habe ich alles, was ich bin, zu danken. Er hat mich zu der Stellung befördert, in welcher Sie mich sehen. Das kostbarste Geschenk aber, das er mir gemacht hat, ist die Uebertragung des Kommandos über ein Geschwader gewesen, das die Flotten Spaniens und der hochachtbaren übrigen Alliierten nach Algier zu begleiten bestimmt war. Ich bewundere das große Verdienst, das die Offiziere dieser Flotte charakterisiert und das Verhalten ihres ausgezeichneten Generals, der ein Muster für jeden ist, der sein Vaterland, seinen König und die ihm durch die Religion auferlegten Pflichten liebt. Alles Lob, das ich seinem Mut und seiner Thätigkeit zollen könnte, wäre zu schwach! Da er aber wünscht, daß ich ihm meine Meinung über diese Expedition sage, so will ich dieselbe ohne Hehl aussprechen. In der Thatsache, daß er uns zusammengerufen hat, um den geringen Erfolg unsrer Waffen zu besprechen, sehe ich einen deutlichen Beweis dafür, daß er die Absicht hegt, weitere nutzlose Anstrengungen zu sparen und entscheidende Schläge einem späteren Zeitpunkt vorzubehalten. Die Lage, in welcher wir uns befinden, will ich Ihnen ebensowenig verhehlen wie diejenige des Feindes, da Sie dieselbe besser kennen als ich. Ich schließe mich darum der Meinung unsers verehrten Generals und jedermanns, sowie dem Vorschlage des Herrn Kommandeurs der maltesischen Schiffe an, indem ich für die Abfahrt stimme. Ein verlängerter Aufenthalt könnte lediglich dazu führen, unsre Ehre und die Gesundheit unsrer Soldaten zu schädigen."

Digitized by Google

Mit dem nämlichen Wortschwall und mit gehäuften Komplimenten gegen den Mut und die unvergleichliche Haltung des Generals und der übrigen Kombattanten sprachen sich der portugiesische Befehlshaber und die übrigen Führer aus. Einer derselben, der Spanier Herr de Probinat, verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß es ein schweres Unrecht wäre, der Meinung so zahlreicher, weiser, erfahrener, im Kriege bewährter und mit Ehren gekrönter Männer zu widersprechen, und daß allein „niedriger Neid“ bestreiten könne, daß für den Ruhm genug geschehen sei. Das einzige abweichende Votum wurde von einem neapolitanischen Major Fortiguerri abgegeben, von den Anwesenden indessen mit so eisigem Schweigen aufgenommen, daß die Sache für entschieden angesehen werden mußte. Vergebens erklärte der greise Baruto mit von Thränen erstickter Stimme, er wünsche wenigstens einen ferneren Angriff zu versuchen und an Bord eines an die Spitze gestellten Kanonenboots „sein Blut für die Religion und den König zu verspritzen“. Man beschwor ihn von allen Seiten, sein kostbares Leben zu schonen — und er war großmütig genug, nachzugeben. Er erteilte den Befehl zur Abfahrt, der von der gesammten Flotte „mit mehr Freude als Trauer aufgenommen wurde“. Den durch den Aufbruch eines zahlreichen Geschwaders bedingten Aufschub empfanden einzelne Schiffsführer so peinlich, daß sie unter den verschiedensten Vorwänden um die Erlaubnis zu sofortigem Absegeln nachsuchten; einer derselben, der Malteser de Village, suchte nicht einmal die Genehmigung Barutos nach, sondern entfernte sich nach eingeholter Erlaubnis des Generals der Galeeren unter dem Vorgeben, daß sein Fahrzeug sich in zu üblem Zustande befinde, um länger verweilen zu können!

Wir übergehen die Einzelheiten dieser „großen Retirade“. Die malteser Fahrzeuge nahmen ihren Weg über Cartagena und Mahon, um nach längeren Aufenthalten in diesen wenig anziehenden Orten den Weg in ihre Heimat einzuschlagen. Nach einer mühseligen, durch Ungunst des Wetters, Ungeschick der Seeleute und Rücksichten auf die allenthalben spukende Paßgefahr verzögerten Seefahrt trafen die „Karawanenfahrer“ am 9. September im Hafen von La Valetta ein.



Aus der Physik des täglichen Lebens.

Von

Prof. Dr. R. Börnstein, Berlin.

Der Gegenstand dieses Aufsatzes ist gewählt auf Grund der folgenden Erwägung. Wer in der Unterhaltung erkennen läßt, daß er nicht weiß, wann Schiller geboren ist, der erregt bedenkliche Zweifel an seiner Bildung. Wer aber nicht angeben kann, wann und durch wen die Pendelgesetze entdeckt

wurden, vermag sich inmitten gebildeter Leute ohne sonderliche Anfechtung zu behaupten. Und doch pflegen wir leider keineswegs täglich uns an Schillers Dichtungen zu erfreuen, während wir die in unsern Uhren befindliche Pendeleinrichtung täglich und stündlich zu Rate ziehen. Es herrscht eben immer noch eine gewisse Einseitigkeit im Wissen und in den Interessen der sogenannten „gebildeten" Gesellschaft unsrer Zeit, eine Bevorzugung derjenigen Bestrebungen, welche auf künstlerische, geschichtliche und sprachliche Dinge gerichtet sind, vor den Ergebnissen und Studien der naturwissenschaftlichen Richtung. Wenn auch die Vorgeschichte unsers Unterrichts und der heutigen Bildung ausreicht, um jene Einseitigkeit zu verstehen und darum zu verzeihen, so mahnt doch das Leben und nicht zum mindesten auch die mächtig fortschreitende Technik unsrer Tage zu erhöhter Beachtung der Wirklichkeit und der auf Erkenntnis wirklicher Vorgänge gerichteten Bestrebungen. In diesem Sinne möchte ich ein wenig werben für die Würdigung derjenigen physikalischen Dinge, welche wir täglich vor uns sehen, und stelle einige Bilder physikalischer Art aus unsrer gewohnten Umgebung zusammen.

Das erste solche Bild sei dem gewöhnlichen Anfang unsers Tageslebens entnommen, dem Frühstück. Zur Bereitung des Morgengetränkes pflegen wir heißes Wasser zu benutzen und dies in einem über der Spiritus- oder Gasflamme erwärmten Metallgefäß zu bereiten. An diesen Theekessel lassen sich mancherlei physikalische Betrachtungen anknüpfen. Daß er blank geputzt auf den Tisch kommt, erscheint der sorglichen Hausfrau selbstverständlich. Der Grund hierfür ist aber nicht bloß in dem schönen Aussehen zu suchen, sondern auch noch auf einem andern Gebiete. Die von der Flamme dem Kessel zugeführte Wärme erhöht dessen Temperatur, er ist nach und nach erheblich wärmer geworden als die Umgebung und verliert darum an die Umgebung Wärme. Die der warmen Außenseite des Kessels benachbarte Luft entzieht ihm beständig einen Teil seiner Wärme auf dem Wege der Leitung, und die Wände des Zimmers, sowie die rund um den Theekessel stehenden Gegenstände des Frühstückstisches sind sämtlich kühler als er und empfangen von ihm Strahlungswärme. Der Verlust, welcher aus solcher Strahlung entsteht, hängt von der Beschaffenheit der ausstrahlenden Oberfläche, also vom Zustande der Außenseite des Kessels ab. Denken wir uns nun auf dieser Außenseite mit Bleistift ein Quadrat von 1 Centimeter Seitenlänge gezeichnet, so beträgt, falls die Metallfläche blank geputzt ist, die von den Strichen eingeschlossene Fläche genau einen Quadratcentimeter. Ist aber der Theekessel lange nicht geputzt und durch vielen Gebrauch matt und rauh geworden, so befinden sich auf seiner Oberfläche lauter feine Unebenheiten, Erhöhungen und Vertiefungen, die zwar sämtlich sehr klein, aber auch sehr zahlreich sind und die Folge haben, daß jenes Quadrat nun eine Fläche umschließt, welche wesentlich größer als ein Quadratcentimeter geworden ist. Weil aber von der Größe der wirksamen Oberfläche auch der Betrag der ausgestrahlten Wärme abhängt, und weil die Flamme nicht bloß die Temperatur des Kessels erhöhen, sondern zugleich auch den durch Ausstrahlung entstandenen Wärmeverlust ersetzen soll, so wird

Digitized by Google

umsomehr Heizkraft, d. h. umsomehr Brennmaterial verbraucht, je größer jener Verlust ist. Der blank geputzte Theekessel sieht also nicht bloß hübscher aus als der trüb gewordene, sondern er führt auch zur Ersparnis.

Daß man den Theekessel nicht ohne Wasserfüllung der Flamme aussetzen soll, ist ein bekannter Erfahrungssatz. Das Wasser erhitzt sich lediglich bis zu seinem Siedepunkt, welcher bei gewöhnlichem Barometerstand 100 Grad Celsius beträgt. Ohne Wasser würde der Kessel sich stärker erhitzen und geschädigt werden. Wohin gelangt aber die Wärme, welche dem auf 100 Grad erhitzten Wasser noch weiter zugeführt wird? Die Physik sagt, diese Wärme wird gebunden (latent), und drückt damit aus, daß keine Temperaturerhöhung durch die dem siedenden Wasser noch zugehende Wärme erzeugt wird. Sie dient nur dazu, das Kochen des Wassers zu unterhalten, und geht an den Dampf über, welcher aus dem Wasser aufsteigt. Der Dampf ist gewissermaßen mit derjenigen Wärme beladen, welche bei seiner Erzeugung gebunden wurde, und giebt sie wieder ab, wenn er in Wasser zurückverwandelt wird. Ein andrer Vorgang, der dies deutlich macht, spielt sich bei der in vielen Häusern befindlichen Dampfheizung ab. Im Keller befindet sich ein mit Wasser teilweise gefüllter Dampfkessel und die zugehörige Feuerung. Indem das Wasser im Kessel siedet, sendet es Dampf durch Röhren in die zur Erwärmung der Zimmer dienenden Heizkörper. Der Dampf kommt, beladen mit gebundener Wärme, hier an, giebt durch Vermittlung der Heizkörper diese seine Wärme an die Zimmer ab und verwandelt sich dabei in Wasser, welches wieder zum Dampfkessel herabfließt, um neue Wärmemengen von dort zu holen.

Dabei haben wir mehrfach den Ausdruck „Dampf“ gebraucht und müssen uns nun klar machen, daß darunter der gewöhnliche Sprachgebrauch etwas anderes versteht, als die physikalische Bezeichnungsweise. Im täglichen Leben pflegt man jenes Wort auf die weißlichen Wolken anzuwenden, die aus heißem Wasser aufsteigen. Der Physiker nennt dagegen Dampf nur einen solchen Körper, der sich in gasförmigem Aggregatzustand befindet; Wasserdampf im physikalischen Sinne ist also ein Gas und ebenso durchsichtig und unsichtbar wie atmosphärische Luft, Leuchtgas, Kohlensäure u. dergl. Ueber dem siedenden Wasser des Theekessels erblickt man einen völlig durchsichtigen Raum von einem oder einigen Centimetern Höhe und darüber erst die weißen Dampfwolken; ebenso ist, wenn eine Lokomotive Dampf ausstößt, über dem Schornsteinrande zunächst eine durchsichtige Schicht und erst über dieser die weiße Dampfwolke sichtbar. Jene Zwischenschicht enthält den gasförmigen und unsichtbaren Dampf, welcher beim weiteren Emporsteigen sich abkühlt und teilweise zu Wasser wird; er verwandelt sich dabei in feine Tröpfchen, und diese bilden die weißlichen Wolken. Ganz Aehnliches geschieht in der Atmosphäre. Von der Oberfläche der Gewässer und und der Pflanzen verdampft beständig Wasser; als durchsichtiger, luftförmiger Dampf steigt die Feuchtigkeit empor, bis durch Abkühlung ein Teil derselben wieder zu flüssigem Wasser wird und in Gestalt zahlreicher feiner Tröpfchen die Wolken bildet.

Nun bedarf es freilich der Aufklärung, daß die Wolken, welche nach unserer Anschauung zu schweben scheinen, aus flüssigen Wassertropfen bestehen, und daß diese Tröpfchen nicht herabfallen, denn Wasser ist schwerer als Luft und kann natürlich nicht schweben. Aber die Schwierigkeit liegt nur in der Deutung dessen, was wir sehen. Die Wassertröpfchen fallen in der That herab, langsam zwar, weil so kleine Teilchen erheblichen Widerstand in der Luft finden, aber doch stetig sinkend. Wenn sie dabei in wärmere Schichten kommen, so verdampfen sie und werden dadurch unsichtbar. Deshalb scheint uns die untere Grenze der Wolken in jener Höhe zu liegen, wo das Verdampfen der herabsinkenden Wassertröpfchen stattfindet. Ein besonders anschaulicher Fall dieser Art findet sich in der Nebelkappe vieler Berge, des Brocken z. B. Auf der Windseite wird die Luft samt der darin befindlichen Feuchtigkeit emporgehoben und dabei abgekühlt. In einer gewissen Höhe beginnt die Verwandlung des Dampfes in Wassertropfen und also die Wolkenbildung. Auf der andern Seite treibt der Wind die mit Wolkenmasse erfüllte Luft herab und erwärmt sie dabei. Sobald hier diejenige Höhe erreicht ist, in welcher die Wassertröpfchen zu verdampfen anfangen, bildet sich auch die untere Wolkengrenze heraus. Die ganze Nebelkappe haftet dabei unablässig und ohne merkliche Bewegung am Berggipfel, und es liegt nahe genug, zu fragen, wie es zugeht, daß der Wind diese Wolke nicht mit sich fortführt. Auch hier kann die Frage leicht beantwortet werden durch richtige Deutung des Gesehenen. Während die Wolke scheinbar ruht, sind die Wassertröpfchen, aus welchen sie besteht, in beständiger und lebhafter Bewegung, sie sinken nicht bloß langsam herab, sondern werden außerdem vom Winde mitgeführt. Sobald aber ein Tröpfchen die untere Wolkengrenze erreicht, verdampft es und hört auf, sichtbar zu sein. Auf der Windseite werden die Feuchtigkeitsmassen als unsichtbarer Dampf heran- und emporgeführt, verwandeln sich durch Abkühlung beim Eintritt in die untere Wolkengrenze in Wassertropfen, wobei sie dem Auge bemerkbar werden, und gehen nach Ueberschreitung des Gipfels an der andern Seite herab, um mit ihrem Austritt aus der Wolkengrenze wieder zu verdampfen. Die Wolke ist also nicht ein aus bestimmten Teilen bestehender Körper, sondern eine Luftregion, innerhalb welcher die vom Winde vorbeigeführte Feuchtigkeit die sichtbare Form der Wassertropfen hat, während sie vor- und nachher in Dampfform auftritt und nicht sichtbar ist.

Ein anderer Vorgang aus dem täglichen Leben, der zu physikalischen Betrachtungen Anlaß bietet, ist das Radfahren. Neben der Freude am schnellen Dahingleiten auf selbstgewählter Bahn vermag uns das Rad wesentliche Ersparnis an Zeit wie an Kraft zu gewähren, denn ein geübter Radler braucht für die Zurücklegung eines Weges nicht nur viel geringere Zeit, sondern leistet dabei auch nur halb so viel Arbeit wie ein gleichfalls geübter Fußgänger. Da der Radfahrer außer der Last des eigenen Körpers noch das Rad fortbewegen muß, so verwendet er offenbar seine Kraft viel zweckmäßiger als der Fußgänger, und es dürfte nicht ohne Interesse sein, hier den Zusammenhang zu ergründen. Wenn wir eine Last, z. B. eine große und schwere Holzkiste, fortschaffen wollen,

so giebt es dafür verschiedene Wege. Wir können die Kiste wälzen, indem wir sie aufrichten und auf eine Seitenfläche niedersenken, dann wieder aufheben und auf die nächste Fläche senken u. s. f. Hierbei muß zum jedesmaligen Aufrichten eine Arbeit geleistet werden, welche durch die gehobene Last und die Höhe, um welche sie gehoben wurde, gemessen wird, und die sich ebenso oft wiederholt wie das Aufrichten. Wollen wir diese Hebearbeit vermeiden, so können wir auch die Kiste über den Boden schieben, freilich ohne dabei sonderlich an Arbeitskraft zu sparen, denn es muß hierbei so viel Arbeit geleistet werden, als zur Ueberwindung der Reibung nötig ist, und das ist in dem erwähnten Fall nicht wenig, weil das Gleiten über den Fußboden oder die sogenannte gleitende Reibung zwischen harten Körpern ein beträchtliches Bewegungshindernis bildet. Um dies zu verringern, kann man ferner Rollen unter die Kiste legen und auf ihnen die Last fortschieben, wobei die hinten frei werdenden Rollen vorn wieder hinzulegen sind, oder man kann statt der beweglichen Rollen mit der Kiste verbundene Räder anbringen und sie auf diese Art fortrollen. Alsdann findet nicht mehr gleitende, sondern rollende Reibung am Boden statt, und diese ist bei harten Körpern bedeutend geringer als die gleitende. Auf weicher Unterlage ist umgekehrt die gleitende Reibung geringer als die rollende; darum pflegen wir zum Fortschaffen von Lasten auf hartem Boden den Wagen mit rollender Reibung, auf weichem Boden (Schnee, Sand) aber den Schlitten mit gleitender Reibung vorzuziehen. Haben wir nun die Last auf Rollen oder Räder gesetzt, so wird also auf hartem Boden die Fortschaffung eine möglichst leichte sein, denn man braucht nun bloß die Kiste, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt ist, darin zu erhalten. Die hierbei zu leistende Arbeit beschränkt sich auf Ersatz derjenigen Bewegungsmenge, welche durch die Reibung vernichtet wird. Wäre keine Reibung vorhanden, so müßte die Last nach dem Gesetz der Trägheit mit der einmal erlangten Geschwindigkeit unbegrenzt lange sich fortbewegen; in Wirklichkeit sehen wir aber, wenn kein neuer Antrieb erfolgt, die Geschwindigkeit in dem Maße abnehmen, wie die anfängliche Bewegungsmenge durch Reibung allmählich aufgezehrt wird. Und um die Geschwindigkeit gleichmäßig zu erhalten, muß also beständig die von der Reibung vernichtete Bewegungsmenge durch entsprechende Arbeitsleistung ersetzt, oder, wie man es wohl auch nennt, so viel Arbeit geleistet werden, als zur Ueberwindung der Reibung nötig ist. Daraus folgt die bekannte Thatsache, daß die Erhaltung einer Bewegung umso weniger Arbeit erfordert, je geringer die zu überwindende Reibung ist.

Kehren wir nun zur Fortbewegung des Radfahrers und Fußgängers zurück. Beim Gehen heben wir uns auf die Zehen des einen Fußes, um auf den vorgestreckten zweiten Fuß den Körper fallen zu lassen. Die ganze Körperlast muß dabei um mehrere Centimeter gehoben werden, und diese Arbeit ist bei jedem Schritt von neuem zu leisten, so daß beim Durchschreiten einer einigermaßen erheblichen Strecke eine beträchtliche Gesamtarbeit sich ergiebt und diese Fortschaffung unserer Körperlast fast mit dem Wälzen einer Kiste zu vergleichen ist. Benutzen wir dagegen zum Fortschaffen das Zweirad, so beschränkt sich die zu

Digitized by Google

leistende Hebearbeit auf die geringe Bewegung der Beine beim Treten der Kurbeln, wobei das aufwärts bewegte Bein auch noch durch das andere, herabsinkende zum Teil gehoben wird. Im übrigen bewegen sich Mensch und Rad in gleichbleibender Höhe, und um dabei die einmal erlangte Geschwindigkeit zu erhalten, ist nur die zum Ueberwinden der Reibung erforderliche Arbeit zu leisten. Es kommt zunächst die Reibung am Boden in Betracht, eine rollende Reibung zwischen harten Körpern und also von geringem Betrage. Ferner findet auch an der Achse jedes Rades eine Reibung statt, und um diese möglichst klein werden zu lassen, hat man die gleitende Reibung, wie sie an einem festen Achsenlager stattfinden würde, vermieden und durch Einführung der bekannten Kugellager eine rollende Reibung auch hier erzeugt. Die Achse ist von einem Kranz harter Stahlkugeln umgeben, welche ihrerseits in einer kreisförmigen Höhlung der Nabe sich befinden und beim Drehen des Rades selbst gleichfalls sich drehen. Solche Kugellager bilden die einzige Verbindung zwischen Radachse und Nabe; auf ihnen ruht die Last des Radfahrers, und durch sie wird statt der gleitenden Achsenreibung des festen Lagers eine rollende Reibung bewirkt. Bei Fahrrädern pflegt man sich mit dieser Verringerung der Achsenreibung zu begnügen. Wo aber die Kugeln eines Lagers sich unter starkem Druck bewegen, kommt auch noch diejenige gleitende Reibung in Betracht, welche zwischen benachbarten Kugeln stattfindet, wenn diese bei gleichförmiger Drehung die gegen einander gekehrten Flächen entgegengesetzt bewegen. Auch diese Reibung kann in eine rollende umgewandelt werden, indem man zwischen die benachbarten Kugeln je ein kleineres Kügelchen einschaltet, welches ohne alle sonstige Wirkung die größern Kugeln auseinanderhält und sich zwischen ihnen in umgekehrter Richtung bewegt.

Ging aus den erwähnten Einzelnheiten hervor, daß der Radfahrer mit überaus geringer Reibung und fast ohne Hebungsarbeit die Geschwindigkeit seiner Bewegung unterhalten kann, so ist er in einer Hinsicht gegen den Fußgänger im Nachteil, denn er muß vermöge seines rascheren Fortschreitens auch erheblich mehr Kraft als jener zur Ueberwindung des Luftwiderstandes aufwenden. Eingehende Versuche haben gezeigt, daß die Arbeitsleistung des Radfahrers bei schneller Fahrt beinahe vollständig durch den Luftwiderstand beansprucht und nur zu einem sehr kleinen Teil auf die Ueberwindung der Boden- und Achsenreibung verwendet wird. Daraus erklärt sich die häßliche, gebückte Haltung so vieler Radler, welche allerdings einen geringeren Luftwiderstand als bei aufrechter Stellung herbeiführt. Und ebenso erklärt sich auch die Benutzung der Schrittmacher beim Wettfahren, sofern nämlich dem Einzelfahrer das Durchschneiden der Luft wesentlich erleichtert wird, wenn unmittelbar vor ihm das Schrittmacherfahrzeug einen Teil des Luftwiderstandes überwindet.

Wenn aber trotz dieses Nachteils der Radfahrer beim Zurücklegen der gleichen Kilometerzahl nur halb so viel Arbeit aufwendet, als der Fußgänger, so nutzt er offenbar seine Kraft sehr viel besser als dieser aus.

Ein andre Sportübung sei endlich noch der physikalischen Betrachtung unterzogen: das Schlittschuhlaufen. Wie kommt es, so liegt es nahe zu

Digitized by Google

fragen, daß gerade nur auf dem Eis diese gesunde und schöne Körperbewegung möglich ist? Welche Eigenschaft ist es, die das Eis und dies allein tauglich macht, um auf flüchtigem Stahlschuh leicht und sicher darüber hinzugleiten? Flächen, die so hart oder so glatt oder so kalt wie Eis sind, vermag man auch aus anderen Stoffen herzustellen, aber daß man auf solcher Fläche, die etwa aus Metall oder Glas oder Asphalt hergestellt wäre, wirklich schlittschuhlaufen kann, wird wohl niemand im Ernst behaupten, und ein etwaiger Versuch würde gewiß recht betrübend für den mutigen Experimentator ausfallen. In der That hat das Eis eine besondere Eigenschaft vor allen jenen andern Stoffen voraus, die man als „Plasticität“ zu bezeichnen pflegt, und welche darin besteht, unter starkem Druck auch bei Temperaturen, die unter 0° liegen, zu schmelzen. Ein Beispiel mag diese Eigenschaft des Eises erläutern. Legt man auf einen schmalen Tisch ein großes Stück Eis, darüber einen dünnen Draht, und belastet die herabhängenden Drahtenden durch Gewichte, so sieht man den Draht langsam in das Eis eindringen und nach Verlauf einiger Stunden oder Tage unten heraustreten. Der Draht hat die ganze Dicke des Eises von oben nach unten durchlaufen, jedoch ohne es zu durchschneiden, denn der Eisklotz hängt nachher ganz ebenso fest zusammen, wie vor dem Versuch. Dieser verlief nämlich in der angegebenen Weise, weil an den vom Draht gedrückten Stellen das Eis schmolz, als Wasser dem Draht Platz machte und dann über den einsinkenden Draht stieg, um hierauf, da es nicht mehr dem Druck ausgesetzt war, wieder zu gefrieren. Also unter dem Draht und vermöge des Druckes, welchen er ausübte, schmolz das Eis, über ihm wurde das Schmelzwasser alsbald wieder fest. Dieser Vorgang des Schmelzens und Wiedergefrierens wird „Regelation“ genannt. In ähnlicher Weise kann man auch Schnee, der ja aus kleinen Eiskrystallen besteht, unter starkem Druck in eine Form pressen und findet diese nachher mit festem Eis ausgefüllt, weil der Schnee unter dem Druck schmilzt und nachher zu einem einzigen Stück gefriert.

Wenn nun der Schlittschuhläufer in bekannter Weise die Last seines Körpers auf der Kante des einen Schlittschuhes ruhen läßt, erleidet darunter ein ganz schmaler Streif des Eises den entsprechend starken Druck und schmilzt an der Oberfläche. Indem diese Erscheinung den Schlittschuh auf seiner Bewegung begleitet, läuft er thatsächlich nicht auf Eis, sondern auf einer dünnen Wasserschicht, welche sogleich nach seinem Vorübergang wieder gefriert. Danach ist es zu verstehen, wenn die Bewegung so weich und glatt verläuft, wie es nicht dem harten Eise, sondern der schmiegsamen Wasserschicht entspricht.

Eine Bestätigung für die Richtigkeit dieser Erklärung findet sich im Ausbleiben der Erscheinung bei sehr starker Kälte. Wer bei recht tiefer Temperatur den Eislauf versucht, findet das Eis hart und das Gleiten weniger sanft als sonst, denn der Druck des Schlittschuhs genügt an solchen Tagen nicht, um das stark abgekühlte Eis zu schmelzen.

Aehnliches führt in größerem Maßstabe die Natur uns bei der Gletscherbildung vor. Die Ursprungsstätte der Gletscher gehört der Gegend des ewigen

Digitized by Google

Schnees an, denjenigen Höhenregionen nämlich, in welchen der Winter mehr Schnee erzeugt, als der Sommer zu schmelzen vermag. So bleibt ein Rest vorjährigen Schnees liegen, dem der nächste Winter eine neue Schicht hinzufügt, und es müßte danach die Schneemasse des Hochgebirges von Jahr zu Jahr unbegrenzt wachsen. Die Erfahrung lehrt indessen das Gegenteil und zeigt nur geringe Schwankungen in der Masse des vorhandenen Schnees. Auch hier findet Regelation statt und zwar in den untersten Schichten der angehäuften Schneemasse. Ist nämlich diese mächtig genug geworden, um durch ihren Druck die untersten und am stärksten gepreßten Schneeschichten zu schmelzen, so fließt das hierbei entstehende Wasser hervor, wird aber, sobald es dem Druck entwichen ist, sogleich wieder fest und bildet nun als Eis einen nach unten hin die Schneemasse verlängernden Saum. Fällt oben neuer Schnee und erzeugt wiederum Druck, Schmelzen und Herausfließen des Schmelzwassers, so drückt dies gegen den früher gebildeten Eissaum und schmilzt vermöge des Drucks diejenigen Eismassen, welche der Bewegung hinderlich sind. Als Wasser fließt die Masse dann aus den Druckstellen heraus und erstarrt sogleich von neuem, sobald es dem Druck entzogen ist.

Diese Fähigkeit des Eises, dem Druck überall nachzugeben, hat dazu geführt, von seiner „Plasticität“ zu reden, gerade als wäre es ein weicher, knetbarer Körper. Und man kann sich den ganzen Vorgang ja in der That auch so vorstellen, wie wenn das Eis vermöge seiner Plasticität sich, sobald es unter Einwirkung eines genügend starken Druckes steht, der Umgebung anpaßt und diejenige Form annimmt, welche der vorhandene Druck ihm zu erteilen strebt.

So schiebt sich die Eismasse immer weiter hervor und reicht als Gletscher weit über die eigentliche Grenze des ewigen Schnees hinab. Wo sich ein Fels als Hindernis entgegenstellt, wird er entweder fortgeschoben oder durch die Plasticität des Eises umgangen, und nur das von Sonnenstrahlung und Sommerwärme bewirkte Abschmelzen setzt dem Vorrücken des Gletschers ein Ziel. Darum schwankt seine Mächtigkeit mit der Jahreszeit, und seine untere Grenze wandert je nach der Wärmezuführung, im Winter weiter hinabreichend, im Sommer höher verlaufend. Die Last der Eismasse ruht dabei auf einer dünnen Wasserschicht und gleitet auf ihr herab mit einer Geschwindigkeit, welche von ganz geringen Werten bis zu mehreren Metern täglich betragen kann. In polaren Gegenden, wo der ewige Schnee bis zur Küste hinabreicht, wird der in das Meer geschobene unterste Gletschersaum vom Wasser getragen. Bei bewegter See brechen davon einzelne Stücke ab und schwimmen als Eisberge mit der Strömung davon. Das Gleiten auf flüssiger Unterlage finden wir, wie beim Schlittschuhlaufen, so auch bei der Gletscherbewegung, und vielleicht darf man in der Bewegung des Schlittschuhläufers eine unbewußte Nachahmung des Naturvorganges sehen, den uns die Gletscher erkennen lassen.



Digitized by Google

Abwehr.

In dem von befreundeter Seite mir zugesandten Märzheft der „Marine-Rundschau" finde ich nicht eine Besprechung, sondern eine nur mit v. D. gezeichnete „Entgegnung" auf meinen kurzen Aufsatz im Februarheft der „Deutschen Revue": Ein deutsches Marine-Kadettencorps", worin der Verfasser gar streng mit mir ins Gericht geht; er schlägt so kategorisch auf fast jeden Satz meines Vorschlages ein, daß ich mich völlig vernichtet fühlte. Zum Glück erinnerte ich mich — was ich erst nach dem Erscheinen meines Aufsatzes erfahren habe —, daß mehr als ein älterer Admiral unsrer Flotte den von mir behandelten Gedanken amtlich mit Nachdruck vertreten hat, daß ich also in meiner Verkehrtheit wenigstens nicht ganz allein stehe.

Wenn v. D. mir ferner auf Grund meiner lobenden Aeußerung über die Erziehung der Kadetten in einer Voranstalt das Verständnis für den Einfluß der Eltern auf die Erziehung ihrer Söhne abspricht, so muß ich mich damit trösten, daß mehrere der ältesten und angesehensten Admirale unsrer Flotte ihre Söhne solchen Anstalten zur Erziehung übergeben, also meine Auffassung geteilt haben.

Danach kam mir ein Zweifel, ob ich mich wirklich all der Ungereimtheiten schuldig gemacht habe, deren v. D. mich zeiht. Der von ihm ganz durch Sperrdruck hervorgehobene Satz, daß junge, auch sonst tüchtige Realgymnasial-Abiturienten die geeignetsten Aspiranten seien, spricht nicht gegen, sondern für meinen Vorschlag, denn danach sollen die aus dem Marine-Kadettencorps hervorgehenden Aspiranten sämtlich durchaus geeignete Realgymnasial-Abiturienten sein.

Von dem Marine-Kadettencorps nach seiner Einrichtung entwirft v. D. ein abschreckendes Zerrbild, wonach der Lehrplan bald ein ganz überwiegendes Marinegepräge annehmen würde; die bedauernswerten Zöglinge, aus den engen Mauern der Anstalt kaum herausgelassen und mit übermäßigen Anforderungen über die normale Stundenzahl hinaus bei elektrischem Licht überlastet, würden in ihrer körperlichen und Charakter-Entwicklung benachteiligt, bei einer erstaunlich großen Zahl würde das Augenlicht bis zur Dienstunbrauchbarkeit geschwächt werden — kurz, das Ergebnis der kostspieligen Einrichtung würde eine weitverbreitete Abneigung gegen den Dienst in der Marine sein.

Ich bin entgegengesetzter Ansicht und habe ein besseres Zutrauen zu den hohen Seeoffizieren und Marinebehörden, denen die Anstalt unterstellt sein würde. Unter deren umsichtiger und wohlwollender Leitung würde bei der von mir (S. 234) angedeuteten bescheidenen Anpassung des Lehrplans an die Anforderungen des Marinedienstes das Pensum des Realgymnasiums ohne Ueberstunden vollständig gewahrt bleiben, die körperliche Ausbildung der Zöglinge würde bei den zahlreichen praktischen Uebungen am Lande und an Bord besser und nachhaltiger gefördert werden als in irgend einer Anstalt am Lande, und die Charaktere, wie auch die Sehschärfe würden aufs vorteilhafteste entwickelt werden, denn ein besseres Mittel dafür, als das Fahren zur See, giebt es nicht.

Zu der von v. D. „ein Verbrechen" genannten Entziehung des „sauer verdienten" Urlaubs bemerke ich: Die Organisation der Anstalt und damit die Regelung des Urlaubs würde natürlich allgemein und somit auch den Eltern der Aspiranten und diesen selbst vor ihrem Eintritt bekannt sein. Von einer Urlaubsentziehung könnte mithin keine Rede sein, und „verdienten Urlaub" kenne ich nicht, solchen gab es zu meiner Zeit im militärischen Verhältnis nicht.

Wenn v. D. in Verbindung hiermit das Schlafen in Hängematten erwähnt, als ob darin ein unglaubliche Härte für die Zöglinge liegen würde, so ist das ein recht schlagender Beweis für die in den letzten Jahrzehnten stattgehabte Steigerung der Anforderungen an

das Wohlleben. In allen Marinen schlafen nicht bloß Aspiranten, sondern auch Fähnriche und vielfach Leutnants zur See in Hängematten, alle Admirale unsrer Flotte haben das geübt, und es hat meines Wissens noch niemand geschadet. Gerade die einfache Lebenshaltung ist ein Hauptvorzug unsrer Land-Kadettenanstalten, und sie würde auch für die Marine ein Segen sein.

Daß in den großen Ferien je 200 Zöglinge auf den zwei kleinen Seglern wie „Mosquito" und „Rover" eingeschifft werden, und daß die Zöglinge eine artilleristische Ausbildung gleich derjenigen der Fähnriche zur See auf dem Artillerie-Schulschiff erhalten sollen, davon steht in meinem Aufsatz nichts. Auf einem Artillerieschiff und zwei Briggs dagegen können 400 Zöglinge anstandslos untergebracht und zweckdienlich ausgebildet werden.

Die vortrefflichen Ergebnisse des ähnlichen Erziehungssystems in der U. S.-Flotte läßt v. D. außer Betracht. Wenn er beanstandet, daß der Seekadett aus dem Corps im Dienst gleich als Unteroffizier oder Offizierdiensitthuer würde verwendet werden können, so ließe sich entgegenhalten, daß der Landkadett nach Absolvierung der Sekunda als Fähnrich, der aus der Selekta gleich als Offizier in die Armee eingestellt wird; aber für v. D. sind die Erfahrungen der Armee an ihrem Kadettencorps ohne Bedeutung (S. 331), er erklärt die Marine für alt und groß genug, um die Lehren und Erfahrungen, deren sie bedarf, aus sich selbst zu schöpfen. Hoffentlich sind die leitenden Stellen der Marine nicht dieser Ansicht, denn das würde sehr viel Lehrgeld und — was noch schwerer ins Gewicht fallen kann — Zeit kosten.

Der beschränkte Raum gestattet mir kein Weiteres, das in aller Knappheit Gesagte genügt zur Beurteilung der von v. D. geübten Kritik. Ich bin mit meinem Vorschlage frei und offen hervorgetreten, in durchaus sachlicher Form und ohne irgend jemand einen Vorwurf zu machen, nur um auf Grund einer mehr als 50jährigen Erfahrung im Seewesen der Marine zu dienen; daß v. D. mich in der Weise, wie er es thut, in dem halbamtlichen Organ des Reichsmarineamts mit geschlossenem Visier anfällt, galt früher als nicht zulässig.

Schließlich erwähne ich, daß ich auf die „Entgegnung" nur deshalb antworte, weil dieselbe in der „Marine-Rundschau" von Amts wegen in der ganzen Marine im In- und Auslande verbreitet wird, während mein Aufsatz in der „Deutschen Revue" wohl nur wenigen meiner früheren Kameraden zur Kenntnis gelangt.

Göttingen, den 23. März 1901.

Stenzel,
Kapitän zur See a. D.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Kunstgeschichte.

„Wer ist Rembrandt?"

Das unter obigem Titel erschienene Buch von Max Lautner (Breslau 1891) machte zunächst großes Aufsehen. Der darin bekanntlich begonnene Nachweis, daß der große Künstler, der die unsterblichen Werke schuf, nicht Rembrandt war, sondern Ferdinand Bol, stützt sich zum ersten auf Namensinschriften und Monogramme, die er (Lautner) mittels der Photographie auf den Bildern „Rembrandts" entdeckt hatte. Sodann suchte er durch

Digitized by Google

die „Biographen“ nachzuweisen, daß Rembrandt unmöglich die ihm zugeschriebenen Bilder gemalt haben könne. Er schildert Rembrandt als niedrigen Charakter, der (da man doch aus dem Auftreten und der Gesinnung eines Künstlers auf seine Werke Schlüsse zu ziehen berechtigt sei) niemals in das tiefe Geistesleben des Schöpfers der sogenannten „Rembrandtschen“ Bilder, einzudringen vermocht habe. „Zwei Seelen“ hätten dann in Rembrandts Brust wohnen müssen. — Schließlich exemplifiziert Lautner auf den Vermögensverfall Rembrandts und weist nach, daß ein Künstler, der, nach den ihm zugeschriebenen Werken zu urteilen, sehr viele Einnahmen gehabt haben muß, unmöglich so in Verfall geraten konnte, als es thatsächlich bei Rembrandt der Fall war.

Wie es Lautner mit seiner doch unter allen Umständen ernsten und verdienstvollen Arbeit erging, ist bekannt. Ein Sturm der Entrüstung fuhr über ihn hin, weil er sich erdreistete, den großen Künstler so zu verunglimpfen. Lautners Freunde selbst wagten es schließlich nicht mehr, auf seiner Seite zu bleiben und zogen sich nach und nach zurück, so daß er allein stand — ein Spott der „Kunstgelehrten“ — und doch hat er Recht.

Wenn man sich bei kunstgelehrten Verteidigern Rembrandts erlaubt, auf die Namenszüge hinzuweisen, die man auf den „Rembrandt“schen Bildern, nachdem sie einmal entdeckt sind, auch mit dem bloßen Auge sehen kann, dann werden dieselben einfach mit „Unsinn“ bezeichnet. Man erklärt die Schriftzeichen aus Zufälligkeiten entstanden und dadurch, daß eine willige Phantasie leicht aus Rissen und Sprüngen der Bilder Namenszüge zu bilden vermöge, besonders da man dies stets an vielen Stellen der Bilder könne. Man ging sogar so weit, daß man auf die Möglichkeit hinwies, der Leinwandfabrikant habe seinen Namen auf die Leinwand geschrieben, und dieser scheine durch die Oelfarbe hindurch. — Bol sollte also der Leinwandlieferant Rembrandts gewesen sein. — Den „unumstößlichsten Beweis“ für Rembrandt aber erblicken seine Verteidiger in den „unzweifelhaft ihm gehörenden Radierungen“, aus denen die Zusammengehörigkeit mit dem Maler der Bilder ebenso unzweifelhaft zu konstruieren sei.

Auch dieser Beweis ist hinfällig: Vor mir liegt „L'oeuvre de Rembrandt“ von M. Charles Blanc (Paris 1880). — Bei Besichtigung der Blätter dieses prächtigen Werkes entdeckte ich auf Nr. 230 „Rembrandt en buste“ das Spiegelbild des Namenszuges Rembrandts. Er hat also hier seinen Namen richtig (d. h. nicht als Spiegelbild) in die Kupferplatte eingeschrieben. Dies veranlaßte mich auch die andern Blätter des Werkes im Spiegel zu untersuchen und da — zum Staunen — entdeckte ich auf fast allen Radierungen (ganz genau wie Lautner auf den Bildern) an vielen Stellen klar und deutlich den Namen F. Bol. Da giebt es keinen Zweifel mehr! Diese Thatsache läßt sich nicht abstreiten.

Es kommt mir so vor, als wenn Bol, nachdem er eine Platte vollendet hatte, mit einem stumpfen Gegenstande, etwa einem zugespitzten Holzstift oder auch einem Pinsel, den er in das Aetzwasser tauchte, seinen Namen überall dort, wo es ohne die Platte zu verderben angängig war, eintrug. Es kam ihm selbst nicht darauf an, ihn quer in die Gesichter einzuschreiben. Hierin scheint er sogar einen Sport gefunden zu haben. So ist groß und klein der Name „Bol“ in fast allen Radierungen zu lesen.

Die längst erkannte frappante Gleichheit der Technik in den paar Bol heute noch zuerkannten Blättern und den (sogenannten) Rembrandtschen Radierungen ist hiermit erklärt. Letztere sind eben Werke Bols.

Bei der Untersuchung der Blätter empfiehlt es sich, dieselben, statt sie im Spiegel zu betrachten, vor ein helles Licht (die Druckseite natürlich dem Lichte zugewendet) zu halten.

Nunmehr wird es leicht, Bilder und Radierungen (sogenannt) Rembrandts auf ihre Echtheit zu untersuchen. Aufgabe der Kunstgelehrten vom Fach ist es nun, in den Archiven namentlich Hollands, nach Bol und seinen Werken, sowie nach seiner Stellung zu Rembrandt zu forschen. Namentlich ist auch wichtig die Zeit der Anwesenheit Bols in Italien, die ich

Digitized by Google

in die Jahre 1642 bis 1648 setzen möchte, festzustellen und seine Werke aus dieser Zeit zu ermitteln. Ebenso, wie die italienische Kunst Bol beeinflußt hat.

Ein ganz neues Licht wird sich bei derartigen gründlichen Studien über die noch so vielfach dunkle holländische Kunstgeschichte verbreiten.

Münster i. W. Prof. Aug. Rincklake, Architekt.



Chemie.

Die Bedeutung der chemischen Laboratoriumsarbeit für die Technik.

Als Hexenmeister verrufen, und gemieden von allen Menschen, saß in früheren Zeiten der Alchimist über seinen Töpfen und arbeitete hauptsächlich an dem aussichtslosen Problem der Goldmacherkunst. Nur selten drang die Kunde von seinen Versuchen in die Oeffentlichkeit, und wenn damals der Chemiker auch wichtige und interessante Entdeckungen machte, so fehlte es doch an der technischen Verwertung derselben. Das Gewerbe, die Technik, wollte von den Errungenschaften dieser Zauberer — war ja doch die Ausübung ihrer Kunst oft bei Todesstrafe verboten — nichts wissen und entwickelte sich lange Zeit unabhängig von der wissenschaftlichen Forschung. Erst in unsrer Zeit tritt mehr denn je die Errungenschaft gelehrter Forschung in den Dienst des gewerblichen Lebens, und es erobert die Chemie in glücklicher Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnis auf praktische Probleme stets neue Gebiete. Kaum ein Zweig der Technik kann heutzutage der Arbeit des Chemikers, der wissenschaftlichen Untersuchung im Laboratorium entbehren und inwieweit die wissenschaftliche Forschung diesen Forderungen bis jetzt gerecht geworden ist, das zeigt sich am besten an den Errungenschaften der anorganischen Technik, der Teerfarbenindustrie, der Bedeutung der chemischen Arbeit für die Heilkunde, kurz, eben am ganzen Stand der heutigen Technik und Industrie.

Aus dem Gebiet der anorganischen Chemie will ich nur die Technik der Kalisalze, die Sodafabrikation und die Schwefelsäureindustrie herausgreifen.

In der Kaliindustrie sind sämtliche Betriebe, staatliche wie private, zu einem großen „Verkaufssyndikat der Kaliwerke Staßfurt" vereinigt, dem zurzeit 21 Firmen angehören. Das Personal stellt sich zusammen auf 818 Beamte und 15 570 Arbeiter. Die Jahresförderung der Kaliwerke betrug im Jahre 1898 circa 3 000 000 Meterzentner Steinsalz und 22 000 000 Meterzentner Kalisalze. Der Gesamtwert der Kalisalze, die zu künstlichem Dünger verwendet wurden, beläuft sich bis zum Jahre 1890 auf circa 230 000 000 Mark. Dieser gewaltige Industriezweig verdankt seine Blüte hauptsächlich den Arbeiten Liebigs, der zuerst auf die hohe Bedeutung der Kalisalze für die Landwirtschaft hingewiesen hat. Den Gewinn, den diese aus der Einführung der Kalisalze als Düngmittel gezogen hat, ersieht man am besten daraus, daß es ohne die Kenntnis und Verbreitung der von Liebig begründeten Lehre nicht möglich gewesen wäre, den Bau der Zuckerrübe Jahrzehnte hindurch mit bekanntem Erfolge fortzusetzen.

Den Arbeiten von Leblanc und Solvay verdankt die Sodaindustrie ihre Blüte. Die Wichtigkeit dieses Verfahrens beweist wohl am besten der Umstand, daß der Preis der Tonne Soda von 200 Mark im Jahre 1878 auf 80 Mark im Jahre 1886 fiel, und es beträgt die Darstellung von künstlicher Soda in Deutschland circa 300 000 Tonnen im Jahre.

Außer den Alkalien sind dann auch die Säuren allgemeine Hilfsmittel großer gewerblicher Betriebe und ist es da besonders die technische Darstellung der Schwefelsäure, die unser Interesse erregt. Es wurden in Deutschland im Jahre 1897 insgesamt in 73 Fabriken an Schwefelsäure 845 582 Tonnen im Werte von über 15 000 000 Mark dargestellt — gewiß ein beachtenswerter Posten! Früher geschah die Darstellung allgemein nach dem sogenannten

Digitized by Google

Kammerverfahren in Bleikammern, während jetzt dieses System immer mehr durch das von der badischen Anilin- und Sodafabrik eingeführte Kontaktverfahren verdrängt wird, nach dem Schwefeldioxyd direkt mit Sauerstoff und Schwefelsäureanhydrid vereinigt wird.

Wenden wir uns nun nach diesem kurzen Streifzuge durch die anorganische Technik zur organischen Chemie, so ist die Zahl der Industrien, die ihr Dasein der chemischen Laboratoriumsforschung verdanken, Legion. In erster Linie ist da wohl die Farbstoffindustrie zu nennen, in der Deutschland den ersten Rang der Welt einnimmt. Es seien, um einen Begriff vom Umfange derselben zu geben, hier einige Zahlen aus der badischen Anilin- und Sodafabrik zu Ludwigshafen angegeben. Diese Fabrik beschäftigt 148 wissenschaftlich gebildete Chemiker, 75 Ingenieure, 305 kaufmännische Beamte und 6207 Arbeiter. Ihr Kohlenverbrauch betrug im Jahre 1899 circa 243000 Tonnen. — Gegenwärtig wird mehr wie die Hälfte alles auf der ganzen Welt gewonnenen Steinkohlenteers lediglich verarbeitet, um in Farbstoffe verwandelt zu werden. Der Wert der Gesamterzeugung an Teerfarben in Deutschland betrug im Jahre 1890 65000000 Mark und ist inzwischen kolossal gestiegen, wenn auch im einzelnen sich ein bedeutender Rückgang im Preis gezeigt hat. So zum Beispiel kostete 1860 ein Kilogramm Fuchsin noch 1200 Mark, während es jetzt um 8 bis 10 Mark zu haben ist.

Als Beispiel für die Wichtigkeit der künstlichen Darstellung von Farbstoffen, will ich nur als erste, technisch durchgeführte Synthese eines in der Natur vorkommenden Farbstoffes die des Alizarins erwähnen. Sie führte zur Vernichtung des Krappbaues in den Mittelmeerländern und hatte dadurch auch große Umwälzungen in der Volkswirtschaft zur Folge, als große Bodenflächen, — in Frankreich allein wird deren Ertrag auf jährlich 34000000 Mark geschätzt — die durch den Krappbau der landwirtschaftlichen Ausnützung entzogen waren, wieder in den Rahmen der allgemeinen landwirtschaftlichen Benutzung eintreten konnten. Und erst vor nicht langer Zeit hatte die deutsche Wissenschaft den Triumph, auch die Synthese des Indigos technisch verwertbar zu machen, so daß in absehbarer Zeit auch der Bau der Indigopflanze eingehen wird. Als weitere Folge dieser gewaltigen Entwicklung der künstlischen Farbstoffbereitung verdient hervorgehoben zu werden, daß überseeische Länder, welche früher die Welt mit natürlichen Farbstoffen versorgten, jetzt ihren Bedarf in diesem Artikel zum größten Teil mit künstlich dargestellten Teerfarbstoffen decken.

Und wie aus der schwarzen Kohle nicht nur die Farbstoffe gleichsam rekonstruiert wurden, die aus einer früheren Epoche des Werdeganges unsrer Erde in ihr aufgespeichert sind, so hat die Chemie auch die Riechstoffe, welche bisher die Natur allein in ihrem Laboratorium herstellte, aus dem schwarzen Teer herausgeholt. Auf diesem Gebiet war zuerst die künstliche Darstellung des Vanillins durch Tiemann im Jahre 1874 epochemachend. Bald darauf folgte dann das Heliotropin, Cumarin, Iron (das riechende Prinzip der Iriswurzel), das Terpineol (Flieder) und als Haupterfolg der künstliche Veilchenduft, das Jonon. Eine der hervorragendsten Fabriken dieser Branche ist Heine & Co. in Leipzig. Diese Firma unterwarf im Jahre 1899 200000 Kilogramm Florentiner Veilchenwurzel der Destillation. Die Gewinnung von 1 Kilogramm Rosenöl erfordert 6000 Kilogramm Rosen, und aus 1000 Kilogramm Jasminblüten wurden 25 Gramm der beiden wichtigsten Riechstoffe des Jasmins erhalten, die übrigens in jüngster Zeit ebenfalls synthetisch dargestellt wurden. Dafür, daß außer den in der Natur vorkommenden Riechstoffen auch solche dargestellt werden, für deren riechendes Prinzip es keine Analoga in der Natur giebt, dient als Beweis das künstlich hergestellte Nerolin.

Damit ist jedoch die Vielseitigkeit des Steinkohlenteers noch lange nicht erschöpft. Es werden aus seinen Bestandteilen die verschiedensten Sprengmittel hergestellt, dann das Fahlbergsche Saccharin als Versüßungsmittel, wenn auch nicht als Ersatzmittel für die Nährstoffe des Zuckers, der Bauersche künstliche Moschus und nicht zuletzt die vielen Heil- und Hilfsmittel, welche die Medizin der chemischen Forschung zu verdanken hat. Jedes Feld ärztlicher Thätigkeit, das dem Einfluß der Chemie zugänglich ist, trägt auch die Spuren chemischer Arbeit. Wenn es

Digitized by Google

auch schon in früheren Zeiten ohne den Einfluß der Chemie eine arzneiliche Behandlung mit Heilmitteln gab, die aus dem Pflanzen- oder Mineralreich genommen waren, so ist es doch das Verdienst der Chemie, daß sie die Reindarstellung der in den verschiedenen Pflanzensäften ꝛc. enthaltenen physiologisch wirksamen Substanzen ermöglicht hat. So wurden die Bestandteile der Chinarinde, das Chinin und Cinchonin, die des Opiums, das Morphin und Codeïn, isoliert. Die größte Bedeutung der Chemie für die Medizin liegt jedoch darin, daß es ihr gelang, bisher unbekannte Substanzen künstlich herzustellen, welche eine Einwirkung auf den Organismus und seine Krankheiten zeigen. Wer nennt all die unzähligen Heilmittel, welche man aus dem Ergebnis chemischer Forschung hat erstehen sehen, welche die Schmerzen lindern und Schlaf bringen, wie Sulfonal, Chloral, Paraldehyd, Wunden heilen wie Jodoform, Airol, anästhetisieren, wie Nirvanin, Orthoform, Chloroform, Fieber vertreiben wie Antifebrin, Phenacetin und so weiter. Hervorragend sind auch die Verdienste der Chemie um die diätetische Therapie. Bahnbrechend auf diesem Gebiete sind vor allem die Arbeiten von Liebig und Voit, mit dem gewiß jedermann bekannten Fleischextrakt, dem viele andre künstliche Nährpräparate folgten, wie Tropon, Pepton, Nutrose. Auch die Serumtherapie, die Verhütung septischer Wundinfektion, die großen Fortschritte in der öffentlichen Hygiene sind Errungenschaften der Chemie.

Und noch viele andre Industrien fußen auf Entdeckungen, die im chemischen Laboratorium gemacht wurden. Ich erinnere da nur an die Darstellung des Aluminiums auf elektrischem Wege, wozu Bunsens Entdeckungen grundlegend waren, wenn auch das technische Verfahren etwas abzweigend davon durchgeführt wird; oder an die Versuche von Moissan, die Darstellung künstlicher Diamanten, die allerdings technisch noch nicht verwertbar ist, die verschiedenen Metallkarbide, deren wichtigstes das Calciumkarbid ist, welches die Acetylengasindustrie ins Leben gerufen hat. Dabei verdient Erwähnung, daß bei diesen Industriezweigen die Elektricität nicht zur Hervorrufung chemischer Reaktionen benutzt wird, sondern lediglich zur Erlangung möglichst hoher Temperaturen (3 bis 4000°). Es kann also in diesen Fällen die Elektricität durch andre Mittel ersetzt werden, mit denen man den gleichen Effekt erzielen kann. Und in der That ist es der jüngsten Zeit gelungen, diese Resultate auf andre Art zu erreichen, indem man diese hohen Temperaturen durch chemische Reaktionen hervorzubringen sucht. Es thut sich so ein ganz neues Gebiet der Thermochemie auf, durch welches die Metallurgie sicher noch große Förderung erfahren wird.

Wenn so die Erreichung hoher Temperaturen für die Technik nutzbar gemacht wird, so hat auch das Bestreben, möglichst niedere Temperaturen zu erreichen, schon zu großen Fortschritten geführt. Ich erinnere nur an die Darstellnng der flüssigen Luft, deren Bedeutung für die Technik zunächst allerdings überschätzt wurde; außer als Sprengmittel und zur Herstellung billigen Sauerstoffes findet sie technisch noch keine weitere Verwendung. Desto größer ist auf diesem Gebiete die wissenschaftliche Bedeutung, indem Lord Ramsay durch die Verflüssigung der Luft neue Elemente, das Krypton, Neon, Metargon und so weiter entdeckte. Ferner gelang es Dewar, den Wasserstoff zu verflüssigen und Sauerstoff, Wasserstoff und Luft in festem Zustande zu erhalten. Er beschäftigt sich gegenwärtig damit, durch unter geringem Druck siedenden Wasserstoff die Temperatur noch weiter zu erniedrigen, um so möglichst nahe dem absoluten Nullpunkt zu kommen. (— 273 °C).

Zum Schlusse möchte ich auch noch die Gasglühlichtindustrie erwähnen, welche zum größten Teil auf der zuerst im Laboratorium durchgeführten Trennung und Reinigung der seltenen Erden beruht. Gegenwärtig verarbeitet zum Beispiel die Fabrik von Schuchardt in Görlitz täglich 5 bis 800 Kilogramm aus Brasilien und Nordkarolina stammenden Monazitsand auf die Nitrate der seltenen Erden zum Zwecke der Glühstrumpffabrikation.

Außer diesen hauptsächlichen, oben beschriebenen Industrien und Großbetrieben beruhen noch unzählige kleinere Betriebe auf den Ergebnissen der chemischen Forschung und hat dieselbe heutzutage ihren Einfluß auf alle Gebiete, welche demselben überhaupt zugänglich sind, erstreckt. Gerade Deutschland war es ja hauptsächlich, welches im Laufe des verflossenen

Digitized by Google

Jahrhunderts zeigte, zu welcher Blüte es die Industrie bringen kann, wenn sie es versteht, sich die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung zu nutze zu machen. Und so wollen wir hoffen, daß auch fernerhin die freie wissenschaftliche Forschung, fortschreitend auf diesem Wege, die schönsten Ergebnisse für die Bedürfnisse des praktischen Lebens zeitigen wird.

München. Walther v. Sicherer.



Litterarische Berichte.

Die rumänischen Juden unter dem Fürsten und König Karl. Von Julius Plotke in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. Reinhold Malau. 1901.

Die nicht allzu umfangreiche Schrift bringt eine wertvolle Bereicherung unsrer Kenntnis der auch in der „Deutschen Revue", besonders im Anschluß an die Briefe des Königs Karl, mehrfach behandelten neueren rumänischen Geschichte, wenn auch nur in Bezug auf ein spezielles, aber, wie der Verfasser mit Recht annimmt, für die ganze Entwicklung des Landes überaus wichtiges Gebiet. Leider ist dieses Gebiet ein überaus trauriges. Die kaum glaublichen Verfolgungen, welche die Juden in Rumänien seit der Neugründung des Staates haben ausstehen müssen, werden von dem Verfasser in leidenschaftsloser, aber deshalb in um so eindrucksvollerer Weise geschildert. Er enthält sich aller ausschmückenden oder polemisierenden Zusätze und läßt ausschließlich diplomatische und sonstige Aktenstücke sprechen. Dem Verfasser kann die Anerkennung nicht versagt werden, daß er dieses zum Teil sehr entlegene und schwer zugängliche Material erschöpfend und übersichtlich verwandt und sich damit den Dank des Historikers verdient hat. Derjenige, der besonderes Interesse für Völkerpsychologie hat, wird aus dem eröffneten Material mit Bedauern ersehen, wie in den sechziger und siebziger Jahren das diplomatische Corps, die Parlamente, die Regierungen, einschließlich sogar der türkischen, beständig auf das allerlebhafteste für die Juden in Rumänien nicht nur theoretisch, sondern praktisch auf Abhilfe gesonnen haben, während heute ihre in nichts geringer gewordenen Leiden kaum das private Mitleid zu erregen vermögen. An der Hand der diplomatischen Verhandlungen, welche sich an den Berliner Kongreß anschließen, weist der Verfasser nach, daß diese Wandlung zeitlich und ursächlich mit dem Auftreten der antisemitischen Bewegung in Deutschland zusammenfällt. Wer die Geschichte dieser Bewegung in Deutschland schreiben will, wird ebenfalls an der besprochenen Schrift nicht vorübergehen dürfen.

A. L.

Die deutsche Bagdad-Bahn und die Ueberbrückung des Bosporus in ihrer Bedeutung für Weltwirtschaft und Weltverkehr. Von Sigmund Schneider. Wien und Leipzig. Verlag von Leopold Weiß. 1900.

Das Buch erschien zu der Zeit, als das Projekt der Bahnverbindung zwischen Konstantinopel und Bagdad die öffentliche Meinung lebhaft erregte; auch der Verfasser, ein Oesterreicher, ist von einer Woge des hochgehenden Optimismus getragen. Inzwischen ist es wieder recht stille geworden, die Vollendung der Bahn scheint in die Ferne gerückt und auf die deutschen Zukunftsträume ist von zunächst beteiligter Seite ein starker Dämpfer gesetzt worden. Aber trotz alledem läßt sich die Tragweite einer Aufschließung Kleinasiens und Mesopotamiens durch eine Eisenbahn kaum hoch genug anschlagen. Das von dem Verfasser zusammengebrachte Material zur Beurteilung dieser Frage ist überaus lehrreich, wenn auch verschiedene Irrtümer und Versehen mit unterlaufen. -l-.

Heinrich Schurtz, Urgeschichte der Kultur. Mit 424 Abbildungen im Text, 8 Tafeln in Farbendruck, 15 Tafeln in Holzschnitt, 1 Kartenbeilage. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1900.

Der Inhalt des Buches läßt sich bezeichnen als eine vergleichende Darstellung des Kulturbesitzes der Menschheit auf Grund ethnographischer Forschung, als litterarisches Gegenstück eines Museums für Völkerkunde. Daß der gewählte Titel etwas anderes oder doch Umfassenderes verspricht, empfindet der Verfasser in voller Deutlichkeit, er bescheidet sich zum Schluß, eine Vorstudie zu der wahren Urgeschichte der Kultur geliefert zu haben. Der Zustand der heutigen Naturvölker, den

Digitized by Google

das Buch uns in erster Reihe vorführt, bildet den unerläßlichen Schlüssel zur Erforschung der Verhältnisse, die bei den Vorfahren der heutigen Kulturvölker geherrscht haben müssen, so bezeichnet Schurtz treffend das Verhältnis der vergleichenden Völkerkunde zur eigentlichen Urgeschichte der Kultur, und ebenso treffend fügt er die Einschränkung hinzu, daß die heutigen Naturvölker eine eben so lange Vergangenheit wie die Kulturvölker hinter sich haben, also von den Vorfahren der Kulturvölker sich insofern unterscheiden, als sie demnach von Haus aus nicht die Anlage und Kraft zu höherer Entwicklung wie diese besessen haben. Auf diese und sonstige weitreichende Probleme geht der erste Abschnitt „Grundlage der Kultur“ mehrfach ein. Die weiteren tragen die Ueberschriften „Die Gesellschaft“, „Die Wirtschaft“, „Die materielle Kultur“ und zuletzt „Die geistige Kultur“, bei deren Unterabteilungen (Sprache, Kunst, Religion, Rechtspflege, Anfänge der Wissenschaft) der Gesichtspunkt der Entwicklung neben dem der Beschreibung ausgiebig berücksichtigt wird. Die Fülle des Materials und die selbständige Verarbeitung bedarf keiner besonderen Hervorhebung; als Direktor des ethnographischen Museums in Bremen hat der Verfasser zu der theoretischen Beherrschung der Völkerkunde die Praxis der Sammlung und Ordnung hinzu erworben, so daß sein Werk in den zahllosen Einzelheiten einen vortrefflichen Einblick in die Kulturzustände der Naturvölker gewährt. Die Ausstattung ist durchaus gediegen, wie man das von dem Verlage gewohnt ist. S.

Deutschlands Kolonien. Erwerbungs- und Entwicklungsgeschichte, Landes- und Volkskunde und wirtschaftliche Bedeutung unsrer Schutzgebiete von Dr. Kurt Hassert, Privatdozenten an der Universität Leipzig. Mit 8 Tafeln, 31 Abbildungen im Text und 6 Karten. Leipzig, 1899, Verlag von Dr. Seele & Co.

Das Werk ist aus einem Kursus von Volkshochschulvorträgen entstanden und läßt diesen Ursprung auch in seiner jetzigen Gestalt erkennen: frisch und flott geschrieben, in warmem, eindringlichem Tone gehalten, zeigt es doch manche Lücken und Widersprüche, die dem nüchternen Leser leichter auffallen, als dem durch die Stimme des Vortragenden gefesselten Hörer. So ist es bei all dem Für und Wider und trotz der unermüdlichen Angriffe auf die Politik des Grafen v. Caprivi nicht möglich, sich aus den Worten des Verfassers eine klare Vorstellung davon zu machen, ob unsre Schutzgebiete im stande sind, das zu bieten, was dem Deutschen Reiche und Volke zweifellos not thut; bei der Beurteilung des Wertes der Schutzgebiete wird der sittliche und intellektuelle Charakter der Bewohner gar nicht gewürdigt, gerade, als ob die Besitzer des Landes nicht das Objekt, sondern ein Hindernis unsrer Politik wären. Ebenso wird bei der Besprechung der Deportationsfrage und des Problems der Heranziehung der Buren gar nicht beachtet, daß dadurch die Eingeborenen aufgerieben werden würden. Auch im Einzelnen werden die Verhältnisse der Eingeborenen zu wenig eingehend behandelt, ebenso wie die Topographie. Zu loben ist dagegen die reichhaltige Litteraturnachweisung, deren Inhalt sehr fleißig benutzt zu sein scheint, und die Beigabe und außerordentlich geschickte Anbringung von sechs ausgezeichneten Karten. Von den neuesten Kolonien ist Kiautschou bereits berücksichtigt, Samoa und die Karolinen noch nicht. K. F.

Machiavelli. Von Richard Fester. Stuttgart, Fr. Frommans Verlag (E. Hauff) 1900. 204 Seiten. Preis geh. M. 2.50.

Neben der dreibändigen Biographie des großen Staatsmanns von Pasquale Villari, ins Deutsche übersetzt von Mangold und Heusler, verdient Festers Buch Beachtung und Anerkennung. Einem größeren Leserkreise bietet es jedenfalls eine Fülle neuer Belehrungen und anregender Gedanken. Der Verfasser schildert das Leben Machiavellis, indem er zugleich die gesamten Zeitverhältnisse in ausgiebiger Weise berücksichtigt. In einem zweiten Abschnitte werden seine staats- und kriegswissenschaftlichen Werke gewürdigt. Auch wem der machiavellistische Absolutismus verhaßt ist, kann die über die Jahrhunderte hinausragende Größe des Mannes nicht leugnen. Fester schließt mit einem Hinweis auf die neuere deutsche Geschichte: Machiavelli verkündete zum ersten Male als nationales Postulat, was uns zur Einigung verhelfen sollte: „ich meine den Fürsten, der einen genialen Staatsmann zu entdecken und auf die Dauer in ruhmvoller Bescheidenheit zu ertragen weiß; ein Volk, das dem Rufe dieser Führer zu den Waffen mit Freuden folgt.“ Das Buch erscheint als erster Band einer von G. Schmoller und O. Hintze herausgegebenen „Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen“, die den Titel „Politiker und Nationalökonomen“ führt.

Br.

Admiral Karpfanger. Eine Erzählung aus Hamburgs Vorzeit. Von Vize-Admiral a. D. Reinhold Werner. Mit 29 Abbildungen von Maler A. Hoffmann. (Band 8 von Lohmeyers Vaterländischer Jugendbücherei). München, J. F. Lohmann, 1900.

Was Reinhold Werner schreibt, wird stets fesselnd, anschaulich und lebendig sein, hier aber tritt die belehrende Tendenz doch gelegentlich allzu deutlich zu Tage. Theodor

Storm sagte in tiefer pädagogischer Weisheit: „Willst du für die Jugend schreiben, so darfst du nicht für die Jugend schreiben.“ Berechtigt ist es indessen, daß Werner auch mit diesem Werkchen die Jugend hinführt zu Flottenenthusiasmus und Weltmeerpolitik — sind doch beide gegenwärtig so hochaktuell!

H. Z.

Deutsche Arbeit in Böhmen. Kulturbilder von Dr. Friedrich Adler, Prof. Dr. Ad. Bachmann, Dr. Richard Batka, Joseph Bendel, Dr. Rudolf Fürst, Prof. Dr. Joseph Grunzel, Prof. Dr. Adolf Hauffen, Prof. Dr. E. Heinrich Kisch, Prof. Dr. Alfred Klaar, Prof. Dr. Philipp Knoll, Karl Kostka, Prof. Dr. Viktor v. Kraus, Prof. Dr. Gustav C. Laube, Prof. Dr. Joseph Neuwirth, Dr. G. E. Pazaurek, Dr. Ludwig Schlesinger, Heinrich Teweles und Dr. W. Trischer. Herausgegeben von Hermann Bachmann mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Berlin. Konkordia, deutsche Verlags-Anstalt. 1900.

Der schwere Kampf, den das Deutschtum gegenwärtig um sein Dasein zu führen hat, legte den Gedanken nahe, in volkstümlicher Schilderung all die Verdienste klarzulegen, die sich die Deutschen um die geistige, politische, soziale, künstlerische Hebung Böhmens erworben haben, und die oft geleugnete Thatsache zu erhärten, daß die zu stattlicher Höhe gediehene Kultur der Tschechen in allem und jedem auf deutschen Ursprung, deutsche Vorbilder, deutsche Lehrmeister hinweist. Das gegegenwärtige Buch will diesem Bedürfnis entgegenkommen und entrollt ein Bild, „welche Fülle von Tüchtigkeit, unablässigem Arbeitsfleiß, unerschütterlichem Mut und redlichem Idealismus das Deutschtum aufgewendet hat, um aus der von Wäldern und Sümpfen erfüllten Wildnis zwischen den Hängen des Riesengebirges und den Quellen der Moldau das reiche, blühende Land zu schaffen, das heute die kostbarste Perle in dem Kaiserdiadem der Habsburger darstellt. Durch die Erinnerung an die seit langen Jahrhunderten geleistete Kulturarbeit will es auf die Vertiefung und immer festere Verankerung des deutsch-böhmischen Stammesgefühls hinwirken, von der für die Zukunft des Deutschtums in Böhmen alles abhängt. Den Anfang machen landeskundliche, geschichtliche und staatsrechtliche Abhandlungen, dann werden alle Zweige der geistigen und materiellen Kultur untersucht, wie deutsche Litteratur, deutsche Kunst, deutsche Tonkunst, deutsche Wissenschaft, deutsche Industrie u. s. w.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch.)



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Achelis, Dr. Thomas, Die Wandlungen der Pädagogik. Berlin, Siegfried Cronbach. M. 2.50.

Bierbaum, Otto Julius, Die Schlangendame. Mit 38 Zeichnungen von Felix Valloton. Dritte Auflage. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 2.—

Blumenthal, Dr. Max, Die Konvention von Tauroggen. Heft 1 von „Bausteine zur Preußischen Geschichte“. Berlin, Richard Schröder. M. 1.75.

Bott, C., Vor dreißig Jahren. Erinnerungen eines evangelischen Feld- und Lazarett-Pfarrers aus seiner Thätigkeit in Frankreich im Jahre 1870. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 80 Pf.

Dauthendey, Elisabeth, Hunger. Novelle. Berlin, Schuster & Loeffler.

Eisler, Dr. Rudolf, Das Bewusstsein der Aussenwelt. Grundlegung zu einer Erkenntnistheorie. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. M. 2.—

Gerhard, Adele und Simon, Helene, Mutterschaft und geistige Arbeit. Eine psychologische und soziologische Studie. Auf Grundlage einer internationalen Erhebung mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung. Berlin, Georg Reimer.

Gerschmann, Hans, Kunst und Moral. Vortrag. Königsberg i. Pr., Wilh. Koch. 40 Pf.

Gersdorff, K. v., Unser gnäd'ger Herr! Roman. Zweite Auflage. Band 98 von Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Berlin, Alb. Goldschmidt. M. 1.—

Ginzkey, Franz Carl, Ergebnisse. Ein Buch Lyrik. Wien, Verlag neuer Lyrik (Carl Stetter).

Goethes Werke. Mit Goethes Leben, Bildnis und Faksimiles, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. 1. Band. Erscheint in zwei Abteilungen, je 15 Bände à M. 2.— gebunden. (Meyers Klassiker-Ausgaben) Bibliographisches Institut, Leipzig.

Gorki, Maxim, Verlorene Leute. Erzählungen. Deutsch von A. Scholz. Berlin, B. & P. Cassirer.

Herzog, Albert, Das Wesen der Kunst im Spiegel

Digitized by Google

deutscher Kunstanschauung. Auf Grund einer Rundfrage zum Fest der Karlsruher Künstlerschaft zusammengestellt. Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei. M. 1.60.

Hörth, Otto, Der Kampf um die Kongregationen in der französischen Deputiertenkammer. Reden nach dem stenographischen Berichte des Journal officiel. Heft 5 der „Flugschriften des neuen Frankfurter Verlags". Frankfurt a. M. 75 Pf.

Hofmannsthal, Hugo v., Der Tod des Tizian. Ein dramatisches Fragment. Aufgeführt als Totenfeier für Arnold Boecklin im Künstlerhause zu München. Berlin, im Verlag der Insel bei Schuster & Loeffler. M. 1.—

Insel, Die. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 2. Jahrgang. II. Quartal, Nr. 5 und 6; Februar und März 1901. Vierteljährlich M. 6.— inkl. Einbanddecke. Einzelpreis der Monatsnummer M. 2.—. Berlin, Insel-Verlag bei Schuster & Loeffler.

Kantkritik oder Kantstudium? Für Immanuel Kant. Von Dr. L. Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann. M. 5.—

Korvin, Heyso, Heerwesen und Kriegführung im 19. Jahrhundert. Berlin, Siegfried Cronbach. M. 2.50.

Kurz und Bündig. Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. med. Bruno Beheim-Schwarzbach. Nr. 1. Erscheint wöchentlich. Vierteljährlich M. 2.60. Berlin, Haasenstein & Vogler.

Liliencron, Detlev v., Gesammelte Gedichte. Zweite, veränderte Auflage. 1. Band: Kampf und Spiele. 2. Band: Kämpfe und Ziele. Berlin, Schuster & Loeffler.

Lippmann, J., Ein verbotenes Schauspiel. Novelle. Band 93 von „Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise". Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Mayer, Dr. med. Adolf, Forschung. Medizinisch-naturwissenschaftliche Abhandlung, Völlig neue Theorien. Zwei Teile. Augsburg, im Selbstverlag des Verfassers.

Mayer, Dr. med. Adolf, Gedanken über systematische Hungerkuren. Augsburg, im Selbstverlag des Verfassers.

Meinecke, Gustav, Aus drei Weltteilen. Gesammelte Novellen, Skizzen und Erzählungen. Band II. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag. M. 2.—

Minnigerode, v., Ueber chinesisches Theater. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 80 Pf.

Moltke als Feldherr. Eine Studie von C. v. B.-K. Berlin, Militärverlag R. Felix.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II. (Deutsch-Englisch). Lieferung 21. Vollständig in 24 Lieferungen à M. 1.50. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XV. (Nr. 3) March 1901. Chicago, The Open Court Publishing Company. Yearly $ 1.—

Poschinger, Heinrich v., Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn v. Manteuffel. Zweiter Band: 1851—1854. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 10.—

Protestantismus, Der, am Ende des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Pastor C. Werckshagen unter Mitarbeitung von 80 der angesehensten Kirchenmänner, Gelehrten und Künstler. Mit circa 2000 bis 2500 Illustrationen. Lieferung 4 bis 8. Vollständig in 50 Lieferungen à M. 1.—. Monatlich 2 bis 3 Lieferungen. Berlin, Verlag Wartburg (Werner Verlag).

Revue de Paris, La. 8e Année. Nr. 5 und 6, 1er et 15 Mars 1901. Paris, Bureaux de la Revue de Paris. Livraison Frs. 2.50.

Rompel, Frederik, Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkriegs. Bilder und Skizzen nach eignen Erlebnissen. Mit einer Einleitung von Generalmajor z. D. Dr. Albert Pfister. Mit 22 Porträts, 24 ganzseitigen und 73 Textbildern, einer Kriegschronik und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag (Ant. Hoffmann) M. 2.50.

Ruß, Dr. Karl, Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler. Vierte umgearbeitete Auflage mit 6 Farbendruck- und 32 Schwarzdrucktafeln. 1. Band: Fremdländische Stubenvögel. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung. M. 6.50.

Steiner, Dr. R., Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert. 2. Band. Berlin, Siegfried Cronbach. M. 2.50.

Szczepański, Paul v., Spartanerjünglinge. Eine Kadettengeschichte in Briefen. Leipzig, Georg Wigand. M. 2.—

Tantzscher, Georg, Friedrich Nietzsche und die Neuromantik. Eine Zeitstudie. Dorpat, J. G. Krügers Buchhandlung.

Tovote, Heinz, Frau Agna. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. M. 3.50.

Wasserstraßen, Die Frage der, für Preußen und das Deutsche Reich. Von Vox Populi. Briefe eines alten Politikers an einen Freund. Berlin, Schreitersche Verlagsbuchhandlung. 30 Pf.

Wirth, Dr. Albrecht, Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. M. 4.50.

Wohlfeil, Dr. Paul, Der Kampf um die neusprachliche Unterrichtsmethode. Heft 4 der „Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags". Frankfurt a. M. 60 Pf.

Zola, Emile, Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71). Roman. Mit Abbildungen von Ad. Wald, Fritz Bergen und Chr. Speyer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Originaleinband M. 12.—

== Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ==

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

== Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ==

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Die Lehren des Transvaalkriegs für Deutschland.[1]

Von

Johann v. Bloch.

In den letzten zehn Jahren haben die technischen Bedingungen des modernen Kriegs eingreifende Umwandlungen erfahren, namentlich in Bezug auf die Bewaffnung, auf die Möglichkeit, rasch Befestigungen aufzuwerfen, und in Bezug auf die Unmöglichkeit, infolge des rauchlosen Pulvers die feindliche Stellung zu erkennen. Ich machte in meinem Werk: „Der Krieg“ den Versuch, die Folgen dieser Umwandlungen darzustellen, und kam zu dem Schlusse, daß sich die Dauer der Schlachten Tage oder ganze Wochen lang ohne entscheidendes Ergebnis wird hinziehen können, so daß General von der Goltz mit Recht sagen konnte: „Die künftige Schlacht ist eine Sphinx, deren Rätsel noch niemand zu lösen vermochte.“ Eine Hauptschwierigkeit wird ferner darin bestehen, die vor den Festungen und Verschanzungen festgelegten Millionen Mann zu ernähren.

Die größten militärischen Autoritäten haben sich nach der Herausgabe meines Werkes denselben Ansichten angeschlossen. So sagte unter anderm General von der Goltz: „Die wirtschaftlichen Hilfsquellen werden versiegen, ehe die bewaffnete Macht erschöpft und ehe irgend ein Ergebnis erreicht sein wird. Die Kriege werden nur infolge der völligen Vernichtung des einen der beiden Kriegführenden oder infolge der völligen Erschöpfung aller beider endigen.“ [2])

Leider hat sich die Haager Konferenz über die ökonomischen Unmöglichkeiten des Krieges völlig ausgeschwiegen, und über den seit achtzehn Monaten währenden Transvaalkrieg sind die Akten noch immer nicht geschlossen. Doch haben die leitenden Kreise infolge dieses Krieges eingesehen, wie sehr sich die

---

[1]) Im nächsten Heft der „Deutschen Revue“ wird ein Generalstabsoffizier auch unter Bezugnahme auf den vorstehenden Artikel die Frage behandeln, ob die Fortschritte in der Waffentechnik die Kriege verschwinden lassen oder seltener machen werden.

[2]) Das Volk in Waffen. 5. Auflage.

Digitized by Google

Bedingungen des neuen Krieges gegen früher geändert haben. Der englische Unterstaatssekretär des Kriegs, Mr. Brodrick, erklärte feierlich im englischen Parlamente, daß „die Ergebnisse des Transvaalkriegs geeignet seien, den europäischen Frieden zu befestigen; denn sie beweisen, daß eine kleine Anzahl mit modernen Waffen ausgerüsteter Truppen, die sich in der Defensive hält, lange Zeit hindurch einem an Zahl überlegenen Gegner Widerstand zu leisten und ihm vernichtende Verluste beizubringen vermag."

Der Vizekönig von Indien, Lord Curzon, sagte in einem öffentlichen Vortrage: „Dieser Krieg hat unsre Ideen umgestürzt, und nicht nur die unsrigen, sondern die Ideen der ganzen Welt über die Rüstungen, die Taktik und die gesamte Kriegswissenschaft."

Der Krieg hat auch ein andres, speziell für Deutschland sehr wichtiges Moment ergeben, nämlich daß die Hoffnungen auf die Tüchtigkeit und bessere Schulung der Armee hinfällig werden. Die englischen Freiwilligen und die Buren hielten sich besser als disciplinierte, lange Zeit vorher unter den Fahnen eingeübte Truppen und zeigten sich fähiger als solche, in Kriegszeiten gute Dienste zu leisten. Diese Ueberzeugung ist in England derartig eingewurzelt, daß der englische Unterstaatssekretär des Kriegs bei einem großen öffentlichen Bankett erklärte, daß „die durch den gegenwärtigen Krieg erbrachten hauptsächlichen Erfahrungen in der ungeheuren Defensivkraft undisciplinierter, mit modernen Waffen ausgerüsteter Mannschaften liegen". [1])

Die Worte des deutschen Reichskanzlers, Generals Graf v. Caprivi, der im deutschen Reichstage sagte: „Wir leiden in Bezug auf die Rüstungen am Zahlenwahn," finden damit eine eklatante Bestätigung. Thatsächlich haben die Erfahrungen des Transvaalkriegs in schlagender Weise bewiesen, daß es bei der gegenwärtigen Bewaffnung nicht mehr möglich ist, weder die Kräfte des Feindes noch die Stellungen der Verteidiger zu präzisieren, und zwar infolge der den neuen Erfindungen anhaftenden Bedingungen, und weil es ferner unmöglich ist, daß die nach Millionen zählenden Armeen einheitlich zusammenwirken können.

Diese Armeen werden ihren Zweck niemals erfüllen können, denn ehe sie irgend ein Resultat erreicht haben werden, werden die wirtschaftlichen und politischen Kräfte des Landes verbraucht und erschöpft sein. Angenommen jedoch, daß die deutschen Armeen siegreich sein werden, müssen die Lehren des Transvaalkriegs für Deutschland dennoch klarlegen, daß jeder Krieg gegen Frankreich oder Rußland nunmehr den Charakter eines Nationalkriegs annehmen wird, weil alle, Franzosen wie Russen, heute sicher sind, daß der Angreifer schließlich kein Ergebnis erreichen kann und gezwungen sein wird, einen Frieden um jeden Preis herbeizuführen. Der Transvaalkrieg beweist auch ferner, daß, nachdem Franzosen und Russen zurückgedrängt sein würden, die Deutschen dennoch keinerlei Vorteil aus ihrem Siege ziehen könnten, da sie nicht in der Lage sein werden, den Feind

---

[1]) National Review, March, Colonel Maude, Mr. Bloch as Prophet.

Digitized by Google

zu verfolgen. Der Krieg stellt sich also unter allen Umständen als eine Absurdität heraus.

I.

Bevor wir uns jedoch in das Studium der Lehren vertiefen, die der südafrikanische Krieg uns giebt, müssen wir zunächst prüfen, bis zu welchem Grade dieser Krieg uns solche Lehren liefert, die auf einen europäischen Krieg anwendbar wären. In der That wollen die Anhänger des gegenwärtigen Standes der Dinge, die die ganze Wichtigkeit, die die Lehren dieses Kriegs für ihre Absichten bedeuten, herausfühlen, um jeden Preis die erreichten Ergebnisse nicht aus den Umwandlungen der Kriegsbedingungen, sondern aus lokalen Gründen zu erklären. Man hebt die durch die Bodenbeschaffenheit und das Klima sich ergebenden Schwierigkeiten hervor. In Wirklichkeit ist aber das Klima Südafrikas eines der gesundesten der Welt. Es ist viel mäßiger als die Mehrzahl der europäischen Länderstriche, die das künftige Kriegstheater bilden werden.

In zweiter Linie erklärt man die lange Dauer des Kriegs und die den Angreifern sich entgegenstellenden Schwierigkeiten aus Ursachen topographischer Natur. Dieser Einwand ist aber keineswegs begründet. Denn wenn auch das nördliche Natal, das teilweise den Kriegsschauplatz bildete, ein unebenes Land ist, so ist der größte Teil Südafrikas völlig eben. Im übrigen wurden die ernstesten Niederlagen, die die Engländer erlitten, ihnen in der Ebene zugefügt. So zum Beispiel bei Maggersfontein.

Eine dritte Erklärung, die diejenigen über die englischen Niederlagen liefern, welche sich weigern, anzuerkennen, daß die Bedingungen des Kriegs völlig umgewandelt sind, liegt in der Entfernung Englands vom Kriegsschauplatz. England, die Beherrscherin der Meere, fand keine Schwierigkeiten, Truppen nach Afrika zu senden. Für England war dies hauptsächlich eine Geldfrage und eine Verlängerung der Transportfristen um einige Wochen. Ebenso unbegründet sind die Einwände, daß die großen Landdistanzen, die zur Erreichung des Kriegsschauplatzes zurückgelegt werden mußten, große Schwierigkeiten verursachten. Der größte Teil der Kapkolonie und alle Eisenbahnen befanden sich unter Kontrolle der Engländer, die darüber frei verfügten, und nachdem sie einmal im feindlichen Lande waren, besaßen sie die Eisenbahnen im selben Maße, wie dies bei den Deutschen im Falle eines Einfalls in Frankreich oder in Rußland eintreffen würde.

Obgleich die Länge der englischen Verbindungen vom Meere nach Pretoria sehr beträchtlich war, so war sie noch lange nicht so groß, als es die deutschen Verbindungen bei einem Marsch nach Moskau, die Verbindungen einer französischen Armee, die nach Berlin marschiert oder einer deutschen Armee, die das Zentrum Frankreichs besetzen wollte, sein würden.

Uebrigens fanden die ernstesten englischen Niederlagen damals statt, als die englischen Verbindungslinien sehr kurz waren, wie die von Durban nach dem Tugela und vom Kap Town nach Modderriver.

Noch ein Einwand wird gemacht. Die Militärs, Anhänger der Routine, wollen

uns überzeugen, daß, wenn an Stelle der Engländer eine andre europäische Nation, die die allgemeine Dienstpflicht besitzt, die Buren zu bekämpfen gehabt hätte, die Ergebnisse andre gewesen wären.

Leicht ist es, den Beweis des Gegenteils aufzustellen. Nehmen wir an, daß die englischen Soldaten und Offiziere zu Beginn des Krieges weniger ausgebildet gewesen wären, als die Truppen der Kontinentalmächte und nicht gewußt hätten, wie es anzufangen, um die Buren zu vernichten, obgleich die Engländer sicherlich ebenso ausgebildet, praktisch, intelligent sind wie die Mannschaften, die das Kontingent der andern Länder liefern. Dabei muß man, wenn man das Gegenteil annimmt, in Betracht ziehen, daß sie im Laufe von $1^1/_2$ Jahren Zeit gehabt hätten, dasjenige zu lernen, was ihnen abging, und sich für ihren Beruf auszubilden. $1^1/_2$ Jahre im Felde ist eine ganz andre Schule, die eine ganz andre Ausbildung liefert als alles, was man in der Kaserne und auf den Exerzierfeldern zu lernen vermag; und dennoch unterscheiden sich ihre Aktionsmittel von den frühern gar nicht, sie sind fast noch dieselben wie zu Beginn des Feldzugs.

Ich möchte übrigens einen Augenzeugen des Kriegs, den österreichischen Militärattaché Hauptmann Trimmel, sprechen lassen. Derselbe hat in einem Vortrage, dem die höchsten militärischen Autoritäten beiwohnten, folgendes gesagt:

Alle die hervorragenden Tugenden, die dem Buren als Natursoldaten zukommen, hat der Vortragende vollauf bestätigt und namentlich das ganz besondere Geschick in der Wahl von Aufstellungen im großen, sowie der Postierung des einzelnen Schützen, die ganz hervorragende Treffsicherheit, sowie deren unglaubliche Beweglichkeit zu Pferd hervorgehoben. Gegenüber diesem Natursoldaten hat natürlich der im Solde stehende englische Soldat einen schweren Stand. Ruhig, die Gefahr nicht achtend, kaltblütig und stark im Unglücke, trotz der Gewöhnung an eine bessere Lebensweise, mutig im Ertragen von Entbehrungen und blind im Gehorsam gegen seinen Offizier — so lautet das Zeugnis, das der Vortragende dem englischen Soldaten ausstellt. Die hohen moralischen Tugenden des englischen Offiziercorps sind wohl kaum je, auch nicht von den schärfsten Gegnern Englands, angezweifelt worden, der Vortrag des Hauptmanns Trimmel hat sie nur bestätigt.

Den englischen Offizieren ist ein hoher Grad von Männlichkeit und praktischem Sinn zu eigen. Die moralische Stärke zeigte sich bei den englischen Offizieren hauptsächlich in den Tagen der Mißerfolge. In Offizierskreisen wurde damals weniger Kritik laut als in den Zeiten des Erfolges.

Man wendet ferner ein, daß die Ueberlegenheit der Buren, die geborene ausnahmsweise gute Soldaten sein sollen, über die regulären Truppen eine Erscheinung ist, die in Europa nicht möglich wäre. Daß die Buren geborene Soldaten sind, ist eine Phrase und weiter nichts. Sicherlich sind die Buren tapfer und gute Schützen. Aber sie sind nur für die Jagd, zum Schießen auf kurze Distanzen, und nicht auf Kriegsentfernungen eingeübt. Auch sind sie nicht mit Hilfsmitteln versehen, welche zur Verfügung der europäischen Armeen

Digitized by Google

stehen. Die Lehren der Befestigungskunst sind den Buren fremd, und dennoch erwiesen sie sich in den Verschanzungsarbeiten als sehr geschickt. Daß aber die europäischen Armeen sich in dieser Hinsicht minderwertig zeigen sollten, ist doch nicht anzunehmen. Der Krieg hat uns zwar gelehrt, daß die Kriegs- und Ingenieurakademien, die Kriegsschulen, Kadetten- und alle andern Militärerziehungsanstalten für England geradezu schädlich wirkten, indem sowohl die Leiter, wie auch die Truppen zu sehr dem Formalismus sich hingaben, so daß sich die Frage aufwirft, ob dies nicht für die andern Länder ebenso der Fall sein sollte Aber dadurch allein die Mißerfolge der Engländer zu erklären, wäre zu gewagt.

Den Buren fehlte jede Disciplin und jeder Zusammenhang. Sie hatten keinerlei praktische Kriegserfahrung. Ihre Generale und Offiziere waren fast alle Amateursoldaten. Die Leitung ihrer Armeen lag in der Hand der Kriegsratsversammlungen, und diese Ratsversammlungen waren ohnmächtig, die angeblich unter ihren Befehlen stehenden Soldaten, die sehr häufig ihren Gehorsam verweigerten, zur Befolgung ihrer Anordnungen zu veranlassen. Wenn die Buren überhaupt in gewisser Hinsicht den europäischen Truppen überlegen waren, wie an Mobilität, Ausdauer, Genügsamkeit, so hatten sie doch große Mängel aufzuweisen und zwar in den wichtigsten Punkten, wie im Oberbefehl und in der Disciplin, welche jeden Gegenstoß lähmen mußten und die Ausnützung der englischen Niederlagen unmöglich machten. Und noch ein andrer, viel wichtigerer Umstand lähmte die Buren: Es war und ist ihnen klar, daß ein Beisammenleben mit Engländern für sie unausbleiblich ist. Infolgedessen mußten die Buren gewisse Rücksichten in der Kriegführung beobachten. Diese Rücksichten wurden beobachtet, wenn das Feuern sich zu mörderisch gestaltete; es wurden Gefangene gemacht, wenn auch dieselben sofort entlassen werden mußten, und es wurden nur die notwendigsten Zerstörungen vollzogen. Die englischen Niederlagen können demnach nicht den besonderen Eigenschaften der Buren mehr zugeschrieben werden, ebensowenig wie dem Klima, der Bodenbeschaffenheit und der Länge der Verbindungslinie.

Es muß außerdem erwähnt werden, daß, wenn die englischen Schwierigkeiten bei dem Einfall in Transvaal wirklich durch den Einfluß des ungewohnten Klimas oder durch die große Ueberlegenheit der Burentaktik hervorgerufen wurden, daß jene, die in ihrem gewohnten Klima auf ihrer eignen Scholle kämpften, siegen hätten müssen, wenn sie die Engländer mit numerischer Ueberlegenheit angegriffen hätten. Dies ist durchaus nicht der Fall; denn als zu Beginn des Krieges die Buren zahlreicher als die Engländer waren, mißlang ihnen ihr Angriff ebenso wie diesen. Dies genügt, um zu beweisen, daß innerhalb der modernen Bedingungen des Krieges dem Angriffe eine Schwierigkeit innewohnt, und diese wiederholten Niederlagen auf beiden Seiten sich nicht durch ausnahmsweise Umstände erklären lassen.

II.

In den exakten Wissenschaften hält man eine Thatsache nur dann als wissenschaftlich festgestellt, wenn man sie durch Experimente beweisen kann. Diese über-

Digitized by Google

zeugende Probe ist für den Krieg nicht zu liefern, doch kann man annähernd zu demselben Ergebnis gelangen, wenn man die vor dem Kriege gemachten Voraussagungen mit den Ergebnissen desselben vergleicht.

Im zweiten Bande meines Werkes: ‚Der künftige Krieg', der von den verschiedenen Operationsgebieten handelt, habe ich die verschiedenen Bedingungen zusammengefaßt, unter welchen gegenwärtig ein Krieg, sei es ein Offensiv- oder ein Defensivkrieg, stattfinden kann, und ich komme zu dem Schlusse, daß der Offensivkrieg mit so großen Schwierigkeiten und Verlusten verbunden ist, daß er beinahe zur Unmöglichkeit wird.

Ich möchte nun prüfen, inwieweit die Thatsachen meinen Voraussagungen entsprochen haben.

Männer der Wissenschaft, die sich viele Jahre, bevor der Transvaalkrieg ausbrach, mit militärischen Dingen beschäftigt hatten, haben vorausgesehen, daß sich die Kriegsbedingungen völlig umgewandelt haben, und daß das rauchlose Pulver, die weittragenden Geschütze, die kleinkalibrigen Gewehre und die Verschanzungen der Verteidigung ein materielles Uebergewicht verleihen, daß die moralische Ueberlegenheit, die man früher der Attacke zuschrieb, völlig ausgeglichen wird. Von militärischen Schriftstellern wurde im voraus gesagt, daß der Ueberfallversuch eines Landes oder der Versuch eines Angriffs auf dem Schlachtfelde, wenn er nicht von einer erdrückenden numerischen Uebermacht geführt wird, fehlschlagen müsse.

Und was sehen wir nun in Wirklichkeit?

Als im Oktober 1899 der Transvaalkrieg ausbrach, zählten die englischen Streitkräfte in Südafrika kaum mehr als 22000 Mann, und diese Truppenzahl war obendrein auf dem Gebiete eines ungeheuren Halbkreises verstreut, der sich von Nordnatal über die Grenze der Kapkolonie bis nach Mafeking, an der Westgrenze Transvaals, erstreckte. Strategisch waren die Buren im Vorteil, denn sie behaupteten die innere Linie und konnten ihre Leute konzentrieren, um irgend einen Punkt der englischen Linie anzugreifen. Sie überragten die Engländer auch an Zahl. Die Zahl der Burenstreitkräfte ist niemals ganz genau festgestellt worden; doch erreichte dieselbe wahrscheinlich einschließlich der fremden Eingeborenen und der Ausländer kaum 35000 Mann, das wären 60 Prozent mehr, als die Engländer zu Beginn des Krieges aufzuweisen hatten. Andre behaupten, daß es 45000 Mann waren, was dann gerade 100 Prozent numerischer Ueberlegenheit bedeuten würde.

Dennoch mißglückte den Buren ihr Einfall in die englischen Kolonien vollständig. Wohl erreichten sie einige taktische Vorteile, doch handelte es sich dabei meist um isolierte Kämpfe, bei welchen die Engländer die Offensive ergriffen hatten. Der Bureneinfall wurde jedesmal strategisch aufgehalten, sobald sich die Buren einer an Zahl niedrigeren, aber verschanzten englischen Truppe gegenüber befanden. Ihr Einfall in Natal wurde durch eine sehr schwache englische Armee bei Ladysmith aufgehalten. Dieser Einfall im Westen wurde durch die Verschanzungen von Kimberley und Mafeking zum Stehen gebracht, und ihr Einfall in die Kap-

Digitized by Google

kolonie endigte vor Colesberg; und dennoch waren die Buren auf jedem dieser Kriegsschauplätze zunächst an Zahl überlegen, ihr Vormarsch wurde immer durch eine geringere Zahl von in der Defensive befindlichen Engländern aufgehalten. Dieser Mißerfolg der Buren muß demnach entweder ihrer soldatischen Minderwertigkeit oder der dem Angriff innewohnenden Schwierigkeit zugeschrieben werden. Daß nun die Buren, wenn auch wie oben gesagt, keine ausnahmsweise guten Soldaten waren, so standen sie dennoch keiner disciplinierten Armee nach. Dies wird nicht nur von den Engländern selbst bestätigt, sondern auch dadurch, daß sie den Engländern, als diese sie anzugreifen versuchten, bedeutende Niederlagen zufügten. Wir werden demnach zu dem Schlusse veranlaßt, daß die erste Periode des Krieges die Behauptung bestätigt, daß die modernen Waffen den Angriff viel schwieriger gemacht haben, als dies früher der Fall war.

Wenn aber das Scheitern des Bureneinfalles diese Schwierigkeit der Offensive ersichtlich macht, so bietet die zweite Periode des Krieges einen noch viel eklatanteren Beweis dafür. Diese Periode beginnt, als die Engländer den Buren an Zahl überlegen waren. Während der Bureneinfall von schwächeren englischen Streitkräften aufgehalten wurde, kamen beträchtliche Verstärkungen aus England, und einige Wochen nach Beginn des Krieges waren die Buren an Zahl weit überflügelt. Da sie von der Unmöglichkeit überzeugt waren, die englischen Kolonien weiter angreifen zu können, nahmen sie im Süden der umzingelten Festungen befestigte Stellungen ein. In diesen Stellungen wurden sie unaufhörlich von an Zahl bedeutend überlegeneren englischen Truppen angegriffen, und dennoch behaupteten sie sich nicht nur darin, sondern sie brachten die Engländer zum Rückzuge, indem sie ihnen derartige Verluste zufügten, daß die Ueberzeugung der Unmöglichkeit eines Sieges die Oberhand gewann. In der Kapkolonie schlugen sie den General Gatacre und brachten den englischen Vormarsch ungefähr drei Monate zum Stillstand. Bei Maggersfontein widerstanden sie einer englischen, bedeutend überlegenen Streitkraft derart, daß man auf diesem Gebiete keinerlei neue Operationen unternahm, bis die Ankunft von Verstärkungen die Engländer zu den Buren in ein Verhältnis von 10 : 1 brachte. In Natal trieben sie wiederholt den General Buller über den Tugela. In der Schlacht von Colenso hatten die Engländer mehr als 20000 Mann, und die gesamten Streitkräfte der Buren überschritten in Natal nicht 15000, von denen obendrein noch ein großer Teil bei der Belagerung von Ladysmith festgelegt war. Die Engländer standen den Buren zweifellos wie 3 : 1 gegenüber, und dennoch trieben die Buren dreimal bedeutend überlegene englische Truppenkörper über den Tugela und zwar zu einer Zeit, wo eine große Zahl von Buren sich zur Hilfeleistung für General Cronje zurückgezogen hatte. Dennoch unternahmen die Buren am 6. Januar einen verzweifelten und wohl vorbereiteten Angriff auf Ladysmith, der, wie alle während dieses Krieges vorgenommenen Frontangriffe, mißlang. Von allen Seiten aber widerstanden sie den Bemühungen der überlegenen englischen Streitkräfte, die sie aus ihren Positionen verdrängen wollten.

Die zwei ersten Perioden des Krieges bieten also alle beide dieselbe Lehre.

Digitized by Google

In der ersten Periode griffen die zahlreicheren Buren die Engländer an, und dieser Angriff scheiterte vollständig. In der zweiten Periode versuchten die Engländer, die mittlerweile eine beträchtliche numerische Ueberlegenheit erhalten haben, Gegenangriffe, ohne ein besseres Ergebnis zu erzielen.

Aus dieser Gesamtheit von Thatsachen kann man nur den einen Schluß ziehen, daß die der Attacke innewohnenden Schwierigkeiten, die durch die Vervollkommnung des Kriegsmechanismus sich ergeben, den Angriff selbst bei einer großen Ueberlegenheit der Streitkräfte fast völlig unmöglich gemacht haben.

III.

Diese Kräfteüberlegenheit der Engländer wurde aber unter Bedingungen erreicht, die sich in Europa in einem Kriege zwischen Großmächten niemals bieten können.

Während nämlich die Buren alle ihre Mannschaften auf das Schlachtfeld stellten und deren Zahl sich nach jedem Kampfe verminderte, konnten sich die Engländer auf die großen Hilfsquellen ihres Reiches stützen und ihre Streitkräfte derart vermehren, bis sie eine numerische Ueberlegenheit erreichten, die viel größer war, als wenn sich alle europäischen Großmächte zu einem Angriff gegen einen unter ihnen verbinden würden. Um die Mitte Februar 1900 waren die Burenstreitkräfte auf 30000 Mann vermindert, und die Engländer hatten in Südafrika eine Armee von mehr als 200000 Mann; das bedeutet ein Verhältnis von 7 : 1. So unglaublich dies aber jemand, der die vergangenen Kriege studiert hat, erscheinen mag, ist es dennoch wahr, daß die Engländer, trotz ihrer verzweifelten Anstrengungen, nicht eine Zollbreite des Burengebietes besetzen konnten, ehe sie dieses Verhältnis von 7 : 1 erreicht hatten. Erst dann konnten sie mit Erfolg vorwärts gehen, aber sie brauchten noch 60000 Mann, um die Besitznahme zu vollenden.

Damit beginnt die dritte Periode des Transvaalkriegs, die darin bestand, die Buren aus den Verteidigungsstellungen, die sie auf englischem Gebiete innehatten, zu vertreiben, ferner in der Besetzung des Oranjefreistaates und des Transvaal. Diese dritte Periode ist in Bezug auf die Vorteile der Defensive nicht minder lehrreich als die beiden andern. Während dieser Periode hatten die Engländer einen scheinbaren Erfolg, obwohl sie einige isolierte Detachements verloren hatten. Einer Armee von 60000 Mann gelang es, Kimberley zu entsetzen und 4000 Mann Buren unter dem Kommando des General Cronje gefangen zu nehmen, der, nebenbei bemerkt, unglaubliche Fehler begangen hatte. Von Kimberley aus wurde der Marsch auf Bloemfontein, hierauf nach Pretoria, das im Juni, acht Monate nach Beginn der Feindseligkeiten, besetzt wurde, fortgesetzt. Während dieses Marsches waren die Buren wegen der großen Uebermacht der ihnen gegenüberstehenden Streitkräfte in stetiger Gefahr, umzingelt und abgeschnitten zu werden, und sie mußten sich nach und nach aus ihren Stellungen zurückziehen. Aber es gelang ihnen fast ohne Verlust, ihre Kanonen in Sicherheit zu bringen, und nach der Uebergabe Cronjes konnten die Engländer

Digitized by Google

nicht mehr eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen machen und den Buren ernste Verluste beibringen.

Der Krieg ist demnach niemals in jene entscheidende Phase gekommen, die die militärischen Autoritäten erwarteten, die einfach nach den Thatsachen der vergangenen Kriege urteilten, wo eine große Niederlage oder die Einnahme einer Hauptstadt die Lage der Dinge veränderte, so daß der Sieger unbehindert mitten in des Feindes Land vorwärtsschreiten konnte. In vier oder fünf Fällen, besonders nach der Gefangennahme Cronjes, nach der Besetzung von Bloemfontein, nach dem Einmarsch in Pretoria und schließlich nach dem glücklichen Marsch der Engländer auf Kumatipoort kündigten die englischen militärischen Kreise vertrauensvoll das Ende des Krieges an. Diese Fachmänner vernachlässigten indessen zwei militärische und psychologische Faktoren. Der militärische Irrtum war der entschuldbarere; denn dieselben Kritiker dachten nach dem Vorbilde der Vergangenheit, daß eine geschlagene Armee und besetzte Hauptstadt die Unterwerfung des Feindes bedeute und vernachlässigten völlig den von andern, Weitsichtigeren, vorausgesehenen Fall, daß die Vervollkommnung der Waffen, die die Verteidigung von Positionen erleichtern, als weiteres Ergebnis den Guerillakrieg und das jetzt tausendmal furchtbarere Massenaufgebot möglich macht. So geschah es, daß die Buren, die wahrscheinlich niemals 30000 Mann überschritten hatten und gegen Ende kaum mehr als 15000 Mann zählten, sieben Monate nach der Einnahme von Pretoria das Feld gegen mehr als 250000 Soldaten behaupten und die Engländer außerhalb der befestigten Städte auf den angeblich eroberten Gebieten nicht festen Fuß fassen konnten, und es mißlang, alle seitens der Buren auf die Herstellung einer geordneten Verwaltung in ihrem Lande hinzielenden Versuche zu verhindern.

Zwischen den psychologischen und den militärischen Irrtümern ist thatsächlich eine vollkommene Analogie vorhanden; denn da, wo die militärischen Fachleute die Thatsache verkannten, daß das rauchlose Pulver und die Vervollkommnung der Waffen die Verteidigung leichter als früher mache, erklärten die politischen Fachleute, daß die Buren besiegt seien, nicht wissend, daß die Entwicklung des Nationalitätenprinzips und die neu geoffenbarte Kraft der Verteidigung der Unabhängigkeit des Burenvolkes einen viel größeren Eifer, als dies früher der Fall war, zeitigen müsse.

Die Folge dieses Fehlschlages, die darin bestand, daß man mit den Buren nicht mehr verhandeln wollte, was man nach der Einnahme von Pretoria hätte thun sollen, veränderte den Charakter des Krieges, und damit beginnt eine neue, vierte Periode. Der Nationalkrieg und diese Beweise der Verteidigungskraft eines mit modernen Waffen ausgerüsteten Volkes sind innerhalb dieser Periode noch viel fühlbarer als in den vorhergehenden.

IV.

Die wichtigste Erscheinung, die den ganzen Feldzug beherrscht, ist die eklatante Bestätigung der Wahrheit, daß es unmöglich geworden ist, die Stellungen des

Digitized by Google

anzugreifenden Feindes zu erkennen. Diese Erscheinung ergiebt sich hauptsächlich aus der Unsichtbarkeit, die das rauchlose Pulver erzeugt.

Nachstehende Beschreibung eines Unfalles bei dem Kampf von Rietfontein am 24. Oktober 1899, die der Militärkorrespondent des „Daily Chronicle" übermittelt, kann in dieser Beziehung als sehr lehrreich gelten:

„Man konnte nicht genau sagen, woher die Schüsse kamen. Ich bemerkte jedoch in der Nähe des Gipfels von Tinta-Hill einen Mann, der offenbar ein altes Martinigewehr hatte. Sobald er schoß, folgte eine kleine graue Rauchwolke dem Schusse." Diese Stelle giebt uns also die Gelegenheit, die beiden Pulverarten zu vergleichen, und wir sehen, daß, während Hunderte von Buren, die das rauchlose Pulver verwendeten, völlig unsichtbar blieben, die Stellung eines einzigen, der sich alten Pulvers bediente, leicht festzustellen war. Es bietet uns der ganze Krieg dieselben Beispiele. Ueber die Schlacht von Nicholson Neck sagt ein Berichterstatter: „Es war sehr schwer, auf der Linken der Buren die Stellung der Kanonen festzustellen, die rauchloses Pulver verwendeten." Vom Modderriver berichtet derselbe Korrespondent: „Der größte Teil der Offiziere und Mannschaften der Engländer sah nicht einen Buren und war nicht einmal sicher, auf welcher Seite des Ufers sich die Buren aufhielten." Von Maggersfontein wird berichtet: „Die Buren waren fast unsichtbar." Bei Colenso sah man die Buren den ganzen Tag nicht, außer wenn sie sich näherten, um englische Truppen in Empfang zu nehmen, die sich ergaben. Sie waren so ausgezeichnet versteckt, daß die englischen Aufklärer, die der Attacke voranritten, auf ihren Pferden zwischen den Burenverschanzungen herumritten, ohne die Anwesenheit des Feindes zu entdecken. Am Spionkop und am Baalkranz „war es unmöglich, die Burenkanonen zu entdecken". Ueber die Schlacht von Monte Christo schreibt der Berichterstatter der „Manchester Guardian": „Die Engländer sahen kaum die Buren, als ihre Geschütze bereits nach allen Richtungen knatterten." Der Berichterstatter des „Daily Mail" sagt, daß die Buren während des Angriffs Kitcheners bei Paardeberg absolut unsichtbar waren. Während des Hinterhalts des Postens von Sanna waren die Buren vollständig verborgen. In der Schlacht bei Stormberg avancierten die Engländer bis auf einige hundert Meter von den Buren, ohne sie zu sehen, und lösten sich infolgedessen auf, dabei ein Drittel ihrer Streitkräfte in den Händen der Buren zurücklassend. Der Berichterstatter erzählt, daß, selbst nachdem die Buren das Feuer eröffnet hatten, die Engländer nicht im stande waren, festzustellen, wo sich diese befänden. Bei Maggersfontein avancierte die Hochländerbrigade auf 200 Meter von den Burenverschanzungen, ohne diese gesehen zu haben, und verlor dabei nach einigen Salven ein Viertel ihrer Streitkräfte.

Nachstehende Beschreibung der Burenstellung, wie sie der Korrespondent des „Daily Mail" übermittelte, ist sehr interessant:

„Die Buren hielten ein großes Kopje besetzt; aber unterhalb dieses Kopje hatten sie in der Höhe des Wiesenbodens Verschanzungen gegraben, und von da aus griffen sie uns aufs heftigste an. Die Verschanzungen erstreckten sich in

Digitized by Google

der Ebene weit über das Kopje und waren durch Buschwerk verborgen, während die Verschanzungen neben dem Kopje durch doppelten Eisendraht geschützt waren. Während nun die Hochländer zur Linken kämpften, avancierten die Garden links über die durch die andern Verschanzungen gedeckte Ebene und kämpften so fünfzehn Stunden lang gegen einen unsichtbaren Feind."

In der Schlacht von Colenso näherte sich der Kommandant der englischen Artillerie mit seinen Kanonen auf 300 Meter dem Ufer, ohne gesehen zu haben, daß dieses von den Buren besetzt war, die ein so furchtbares Feuer eröffneten, daß zwei Batterien verloren gingen.

V.

Der Transvaalkrieg, der uns eine Anzahl Bestätigungen über die Unsichtbarkeit der feindlichen Stellungen geliefert hat, hat uns gleichzeitig einige neue Ideen über die Anwendung des Spatens gegeben. Zu allererst hat dieser Krieg endgültig bewiesen, daß es möglich ist, äußerst schnell hinreichende Verschanzungen zu errichten, um Truppen gegen das heftigste Geschützfeuer und das lebhafteste Gewehrfeuer wirksam zu schützen.

Ueberall, wo man Verschanzungen errichtete, waren die Verluste fast lächerlich schwach. Wo man dieselben aber zu errichten unterließ, waren die Verluste stark, und sehr häufig mußten sich die Truppen ergeben.

Die Buren bedienten sich verschiedener Mittel, um Deckung hinter ihren Verschanzungen zu finden.

1. Sie konstruierten sie in Flaschenform, indem sie nur eine enge, den Geschossen zugängliche Oeffnung ließen.

2. Sie errichteten in nahen Zwischenräumen Uebergänge, um jedem Bombardement in der Diagonale vorzubeugen und die zerstörende Wirkung der Geschosse zu beschränken.

3. Sie errichteten zuweilen ihre Verschanzungen nach einer mehr gewundenen als geraden Linie. Ein Geschoß, das in einer solchen Verschanzung explodierte, konnte höchstens zwei oder drei Mann verwunden, die sich gerade im Halbkreis, wo sie niederfiel, befanden.

4. Sie gruben in den Seitenwänden der Verschanzungen tiefe Löcher. Diese Löcher wurden vollständig bedeckt und völlig bombenfest gemacht.

5. Sie errichteten ihre Verschanzungen auf ebenem Terrain am Fuße von Hügeln, wodurch dieselben auf einige Entfernung unsichtbar gemacht wurden, da sie am Horizonte keinerlei Profil hinterließen und mit Masken verdeckt waren.

Die angewandten Konstruktionsmethoden boten tausend Chancen gegen eine, daß niemals ein Geschoß in die Verschanzungen fiel, und wenn selbst zufällig ein solches hineinfiel, wurden seine Wirkungen auf die Stelle beschränkt, wo es niederging.

Man begreift nun, daß die Burenschützen nach dem entsetzlichen Bombardement, das den Schlachten von Colenso und Maggersfontein voranging, entschlossen ihre Stellungen halten konnten. Nicht die Mängel der englischen Geschütze

Digitized by Google

waren es, sondern die Vervollkommnung der Methoden, um deren Wirkungen unwirksam zu machen; denn jedesmal, wenn man die Errichtungen von Verschanzungen unterließ, waren die von der Artillerie verursachten Verluste ungeheure.

Diese Thatsache wird durch einen Vergleich zwischen der Situation der Buren bei Paardeberg und der Situation der Engländer am Spionkop festgestellt. In dem einen wie im andern Fall hatten 4000 Mann, die auf einem engen und exponierten Terrain zusammengehäuft waren, Artilleriefeuer auszuhalten. Am Spionkop hatten die Buren mit 7 Kanonen die Engländer 18 Stunden lang beschossen. Nach dieser Zeit hatten die Engländer 1500 Mann verloren, wovon der größte Teil durch die Artillerie verwundet wurde. Sie mußten den Hügel räumen, weil es ihnen nicht möglich war, Verschanzungen zu errichten, da der zu steinige Boden dies nicht gestattete.

Bei Paardeberg war das Ergebnis ein ganz andres. 4000 Buren waren auf einer noch ungünstigeren Stellung wie die bei Spionkop zusammengedrängt. Aber der Boden war nicht steinig, und die in der Handhabung des Spatens geübten Buren hatten bombensichere Schanzen und Deckungen in einer einzigen Nacht errichtet. Die Buren erhielten das Feuer nicht von 7, sondern zunächst von 50, und schließlich von 120 Kanonen. Die Beschießung dauerte nicht 18 Stunden, sondern 10 Tage. Dennoch sah man nach dieser Zeit, als der Hunger die Buren zwang, sich zu ergeben, zum größten Erstaunen aller, daß ihr Lager nur 179 Verwundete enthielt, und nur 30 Mann sind während der ganzen Belagerung getötet worden.

Um den Kontrast noch mehr hervorzuheben, muß man noch in Erinnerung bringen, daß die Buren am Spionkop nur 200 Mann, während die Engländer bei Paardeberg 1400 Mann verloren hatten.

So haben die Buren, die sich in beiden Fällen hinter Verschanzungen schlugen, die jedoch in Bezug auf die Artillerie und die Anzahl der Kämpfenden den Engländern nachstanden, in beiden Kämpfen 400 Mann verloren, während die Engländer, die zwar keine geeigneten Verschanzungen hatten, jedoch in allen andern Punkten überlegen waren, fast 3000 Mann einbüßten.

VI.

Gehen wir zu den weiteren Lehren des Transvaalkriegs über. Die Kavallerieangriffe sind nicht mehr ausführbar. Sie wären eine Thorheit, sagt Lord Methuen, und da im Zukunftskriege die Infanterie niemals verfehlen wird, sich zu verschanzen, wird die Kavallerie nur noch zur Verfolgung des Feindes dienen können.

Obgleich aber die Operationen der Kavallerie im alten Sinne kein Ergebnis gezeitigt haben, ist sie dennoch in einem neuen Sinne die wichtigste Waffe der englischen Armee geworden. Hauptsächlich kam sie zur Geltung für rasche Bewegungen, wenn die Engländer selbst angegriffen wurden, oder wenn man den Feind durch Umgehung zum Rückzug zwingen wollte. In Wirklichkeit schlug man

Digitized by Google

sich niemals anders als zu Fuß. Einzig und allein also im Hinblick auf die außergewöhnlichen lokalen Bedingungen des Landes und auf die Inferiorität der Buren an Zahl hat die Kavallerie große Dienste geleistet.

Was die Artillerie anbelangt, werden die Kanonen der Verteidigung eine derartige Ueberlegenheit über die Kanonen der Angreifer haben, daß die Zerstörung dieser durch jene fast sicher ist. Hingegen wird die Artillerie der Angreifer den verschanzten Verteidigern nur unbedeutende Verluste zufügen, so daß ihre Bedeutung aller Wahrscheinlichkeit nach fast Null sein wird.

Am Modderriver fielen 3000 Geschosse auf die Burenstellungen, und dennoch behauptete die Burenarmee das Feld, fügte den Engländern große Verluste zu und zog sich erst zurück, als sie Gefahr lief, umzingelt zu werden.

Bei Maggersfontein bombardierten die Engländer die Buren mit 31 Kanonen und Mörsern, und dennoch wurden die Buren allein durch Infanteriefeuer zum Rückzuge gezwungen.

In der Schlacht bei Colenso hatten die Engländer 48 Kanonen und die Buren nur 12, und dennoch war das Resultat für die Engländer ein fatales.

Die Stellung der Buren bei Fort Willy glich infolge unaufhörlichen Werfens der mit Lyddit geladenen englischen Geschosse einem feuerspeienden Vulkan, und dennoch fochten die Buren in ihren Stellungen bis zu Ende.

Bei Paardeberg waren 4000 Mann auf einen kleinen Raum eingeschlossene Buren 10 Tage lang dem Feuer von 50 bis 100 Feld- und Marinegeschützen sowie Mörsern ausgesetzt, von denen einige Gattungen Geschosse mit 40 Kilogramm Lyddit geladen waren. Man glaubte, daß die Streitkräfte Cronjes vernichtet sein müßten. Im Momente der Uebergabe waren jedoch, wie wir soeben gezeigt haben, nur 179 Mann getötet und verwundet, wovon ein großer Teil auf Infanterieangriffe fiel.

Bei Ladysmith wurden 13000 Engländer fast 4 Monate lang von der Burenartillerie beschossen, und sie hatten nur 34 Tote und 232 Verwundete, das heißt pro Woche 3 Tote und 10 Verwundete.

Das einzige Beispiel größerer durch die Artillerie verursachter Verluste finden wir am Spionkop, wo die Engländer nicht verschanzt waren. In allen Fällen, wo die Artillerie gegen Verschanzungen angewendet wurde, war sie wirkungslos. Sie verursachten keine großen Verluste und veranlaßte den Feind nicht, seine Positionen zu verraten; sie erschütterte auch nicht die Moralität seiner Truppen.

In all diesen Schlachten hatte die Artillerie der Angreifer 4- bis 25 mal mehr Kanonen als die der Verteidiger, was sich in Europa kaum wird wiederholen können.

Die Gesamtwirksamkeit der Lehren fällt demnach wieder auf die Unsichtbarkeit des Feindes.

Der österreichisch-ungarische Militärattaché, Hauptmann Trimmel, sagt in seinem Vortrage:

„Am Gefechtstage von Waterwaaldrift zum Beispiel, als der Vortragende

Digitized by Google

mit dem amerikanischen Attaché als ‚vermißt‘ gemeldet wurde, waren beide Offiziere vom englischen linken Flügel zwischen die beiden Gefechtsfronten hineingeraten, vermochten jedoch weder von den Buren, noch von den Engländern etwas zu sehen. Nur aus dem Aufschlagen der Geschosse trachteten die beiden Offiziere über die Situation ins klare zu kommen.“

Der Vortragende besprach sodann die einzelnen Geschoßgattungen und deren Wirkungen. Die Schrapnells waren zumeist unwirksam, hauptsächlich wegen der Schwierigkeit der Distanzschätzung und des Tempierens, weil man eben niemals ein feindliches Geschütz zu sehen bekam (außer bei Nacht, wenn das Aufblitzen des Schusses beobachtet werden konnte), dann aber auch wegen der zu hohen Sprenghöhe, weil die Füllkugeln, wenn die Schrapnells — wie es oft vorkam — 80 bis 100 Meter über dem Boden platzten, nur die Wirkung von Kieselsteinen erzielten. Die Lydditgeschosse wirkten wohl bei Beschießung fester Objekte, erzielten jedoch bei Anwendung gegen Truppen in offener Ordnung wenig Effekt. Der behauptete tödliche Shock, welcher infolge des Luftdruckes entstehen sollte, blieb bei der Explosion der Geschosse aus. Das Artilleriefeuer wurde zumeist von den Marinegeschützen auf 9000 bis 11000 Schritte begonnen, von den Feldgeschützen sodann bis auf ca. 4000 Schritte herangetragen und dort erhalten, ohne aber daß es eine entscheidende Wirkung hervorgebracht hätte. Im zukünftigen Kriege wird noch eine andre Gefahr den Geschützen des Angreifers drohen.

Die Artillerie des Angreifers, der sich den gedeckten Stellungen nähern wird, wird seine Bedienungsmannschaften durch die Pom-Pomst, die Maschinengewehre und die Infanterie dezimiert sehen. Die Aktion der Artillerie des Angreifers wird thatsächlich gelähmt werden, und die Infanterie wird allein handeln müssen. Daraus ergiebt sich für die Verteidigung eine unberechenbare Ueberlegenheit über den Angriff, vorausgesetzt, daß die Verteidiger der europäischen Armeen immer wenigstens so verschanzt sein werden, als es die Buren waren.

VII.

Der Spaten im Transvaalkrieg hat außerdem der Hoffnung der deutschen Armee, wie im Jahre 1870 auch dem zukünftigen Kriege den Charakter eines Bewegungskrieges mit geplanten Schlachten zu geben, beinahe jede Aussicht auf Erfolg genommen.

Am Modderriver schlug ein von 7000 Engländern gegen 4500 Buren vollführter Frontalangriff unter großen Verlusten fehl. Bei Maggersfontein griffen 12000 Engländer 5500 Buren an und wurden schließlich mit großen Verlusten zurückgeworfen. Bei Colenso versuchten 20000 Engländer einen Frontalangriff gegen kaum 5000 Buren; sie wurden geschlagen und verloren ihre Kanonen. Am Spionkop waren die Engländer der Zahl nach noch überlegener, und dennoch wurden sie nach dem Tugela zurückgeworfen und verloren mehr als 2000 Mann. Schließlich machten 20000 Engländer mit einer ungeheuer überlegenen Artillerie bei Paardeberg einen Angriff gegen 4000 Buren, und das Ergebnis war, daß

Digitized by Google

die Buren nur 80 Tote und 160 Verwundete und die Engländer vom 16. bis 27. Februar 1598 Tote, Verwundete und Verschollene hatten, unter welchen sich 104 Offiziere befanden. Das bedeutet, daß die Verluste des Angreifers siebenmal stärker als die des Verteidigers gewesen waren. Wenn sich Cronje ergeben mußte, so waren es nicht seine Verluste, die ihn dazu zwangen, sondern die Hungersnot.

Bei sehr vielen ist der Glaube verbreitet, daß zur Erzielung dieser Resultate die Gebirge vieles beigetragen haben.

Jedoch erklärt General Schlichting, daß im Gegenteil die Ebene die stärkste Stellung darbietet. Die Transvaalgebirge hatten nur für die Buren eine große Bedeutung, weil sie die Umzingelung erschwerten. Die Achse, um welche sich die Operationen drehen werden, wird der Kampf um befestigte Positionen sein.

Ein paar Zahlen werden uns davon leicht überzeugen, daß in diesem Falle die Verteidigung caeteris paribus den Sieg davontragen muß. Schützenlinien, deren einzelne Figuren mit 1 Schritt Abstand von Mitte zu Mitte aufgestellt sind, werden von 100 Schüssen getroffen, auf 800 Meter stehende Schützen 10 mal, Kopfscheiben 1,4 mal.

Was die Schrapnellschüsse betrifft, so sind nach General Rohne als Durchschnittsleistung Treffer pro Schuß zu erwarten auf 2000 Meter stehende Schützen 6,9, Kopfscheiben 1.

Eine große Anzahl von militärischen Autoritäten geht aber noch viel weiter und sagt, daß der Frontalangriff unmöglich sei, und die Erddeckungen haben eine solche Kraft geschaffen, daß die ganze Kriegführung mit allen ihren taktischen und strategischen Vorschriften und Künstlereien auf den Kopf gestellt worden ist.

In Bezug auf die sich ergebenden Resultate für einen europäischen Krieg citieren wir noch die Worte des Oberst Sir Howard Vincent, der als Kommandant der Westminsterfreiwilligen den Feldzug mitgemacht hat und alle Schlachtfelder besuchte und mit Erlaubnis des Lord Roberts alle Dokumente studierte. In einem Vortrage, den er in der Royal United Institution hielt, sagte er: „Herr Bloch mag wohl nur ein Theoretiker sein, aber ein großer Teil dessen, was er sagt, ist vollkommen wahr. Ich glaube nicht, daß er zu weit geht, wenn er sagt, daß 100 Mann, die sich in einer Deckung befinden, im stande wären, 336—400 der Angreifer kampfunfähig zu machen, indem sie dieselben von einer Entfernung von 300 Meter beschießen, ehe dieselben 270 Meter durchgelaufen haben. Das ist vielleicht zu weit gegriffen, und er sollte diese Anschauung nicht festhalten. Das ist eine ziemlich gewagte Behauptung; dennoch kann kein Zweifel darüber sein, — — wie dies auch dieser Feldzug zeigt, — — wie wenige Mann ausreichen, wenn sie gute Schützen sind und mit ihrem Feuer sparsam umgehen und geschickt ‚Verstecken‘ spielen, um einem Angreifer wirksam begegnen zu können, der ohne genügende Feuerdisciplin und ohne genügende Schanzen operiert und offen angreift.“

Nach einer Diskussion über denselben Gegenstand faßte General Maurice, der den Vorsitz führte, das Gesagte in folgendem zusammen: „Wellington

Digitized by Google

hatte 69000 Mann auf zwei Meilen (3,6 Kilometer); während des Feldzugs von 1870 waren ungefähr 5000 Mann vollkommen im stande, das Gebiet auf eine englische Meile (1,8 Kilometer) zu verteidigen. Es leuchtet vollkommen ein, daß in Anbetracht der in Bezug auf Schußweite und Feuerkraft verbesserten Gewehre eine kleinere Anzahl Menschen heute im stande sein wird, einem Frontangriff zu widerstehen. Nach allen Erfahrungen des Transvaalkrieges müssen wir diesen Schluß ziehen, daß, wie Bloch in seinem Buche in erschöpfendster und richtigster Weise ausgeführt hat, ein Frontalangriff gegen mit modernen Waffen ausgerüstete Truppen eine der schwierigsten Unternehmungen ist. Deshalb bezweifle ich sehr, daß zu der Zeit, wo Ladysmith gänzlich von in gut verschanzten Stellungen befindlichen Buren eingeschlossen war, ein Durchbruch hätte möglich sein können."

Ein Kampf, an dem nur 250000 Mann teilnehmen sollten, würde sich also über solche Flächen verbreiten, daß eine Uebersicht und Leitung zur Unmöglichkeit wird, und da die Verluste beim Angriff jedenfalls enorm sein müßten, falls derselbe mit genügender Hartnäckigkeit und nicht wie in Transvaal durchgeführ r werden soll, so entsteht die Frage: inwiefern die europäischen Soldaten mehr Zähigkeit beweisen würden als die englischen Truppen, welche seit uralter Zeit nie der Feigheit geziehen wurden.

Und General Goltz ist also im vollständigen Recht, wenn er sagt: „Die zukünftige Schlacht ist ein Rätsel."

VIII.

Das einzige Mittel für die Engländer, im Transvaalkrieg Erfolge zu erringen, lag in den Umgehungsbewegungen, die ihnen ihre erdrückende numerische Ueberlegenheit gestattete. Nachdem eine zehnfache Streitkraft einmal vereinigt war, begegnete sie kaum mehr andern Schwierigkeiten als denen des Transports und der Verpflegung.

Bevor Lord Roberts eine Bewegung unternahm, vereinigte er immer eine Armee, welche so den Buren überlegen war, daß ein längerer Widerstand unmöglich wurde. Alle auf dem Wege von Bloemfontein nach Pretoria gelieferten Kämpfe waren von dieser Art. Die Ueberlegenheit des Angreifers verhält sich immer wie 4—6 : 1.

Ueberall wurden die Buren beschossen von der Infanterie und von der Front angegriffen, während überlegene Kavalleriestreitkräfte oder besser gesagt, berittene Infanterie, diesen in die Flanken gesandt wurden, um ihre Rückzugslinie zu bedrohen oder sie zu umzingeln, wie dies mit Cronje bei Paardeberg der Fall war.

Auf diese Weise wurden die Buren veranlaßt, sofort nach schwachen Verlusten ihre Stellungen zu räumen. Sie konnten sich jedoch immer in guter Ordnung zurückziehen, ihre Lebensmittel und ihre Kanonen, obwohl die letzteren schwerer waren als die englischen Kanonen, mit sich nehmen.

Es ist jedoch klar, daß derartge taktische Methoden in einem großen europäischen Kontinentalkrieg nicht angewendet werden könnten.

Digitized by Google

Zunächst würde niemals die ungeheure numerische Ueberlegenheit, die sie erfordern, vorhanden sein, und wenn selbst die deutsche Armee, dank der größeren Schnelligkeit ihrer Mobilisierung, einige Tage und sogar Wochen lang eine solche beträchtliche numerische Ueberlegenheit besäße, wenn sie selbst die Flanken der Gegner umgehen könnte, wäre es ihr unmöglich, den Gegner einzuschließen und auszuhungern, um ihn genügend rasch zu vernichten. Nach einigen Tagen würden die deutschen Truppen sich in der Lage der Buren vor Ladysmith befinden, die die Belagerung aufheben mußten und in Anbetracht der Drohung der beträchtlichen englischen Streitkräfte, die den Belagerten zu Hilfe kamen, abzogen. Nur würde diese Aenderung der Situation in Europa nicht wie bei Ladysmith erst nach einigen Monaten, sondern schon nach einigen Tagen eintreten.

Aber noch eine andre Schwierigkeit würde sich den Umgehungsbewegungen in Europa entgegensetzen.

Lord Roberts konnte seine große numerische Ueberlegenheit zur Umzingelung der Burenstellungen ausnutzen, weil er auf einem öden Gebiete operierte, wo die Defensive keinerlei Schutz außer den Kopjen für ihre Flanken vorfand. In Europa wird die Situation eine ganz andre sein. Die an allen Grenzen errichteten Festungen und die natürlichen Hindernisse, die sich davor finden, werden einer numerisch schwächeren Armee gestatten, Positionen einzunehmen, die unmöglich umgangen werden können.

Der südafrikanische Krieg liefert uns einige Beispiele dieser Situation. General Buller hatte in Natal eine große numerische Ueberlegenheit. Dennoch scheiterten seine Versuche, die darauf ausgingen, die Flanken der Buren zu umgehen, infolge des Vorhandenseins sehr starker natürlicher Hindernisse an ihren Flanken, auch infolge der Schnelligkeit, mit welcher die Buren, die sich auf ihre inneren Linien stützten, die Front wechseln konnten und so das, was eine Umgehungsbewegung sein sollte, in einen Frontangriff verwandelten.

IX.

Wenn wir nun unsern Blick über die Endergebnisse des südafrikanischen Krieges werfen, erblicken wir folgendes:

Die Gesamtzahl der nach Südafrika gesandten Truppen betrug einschließlich der südafrikanischen Freiwilligen am 1. Dezember 1900 278 000 Mann. Die genaue Stärke der Buren, die zu Beginn des Kampfes die Waffen ergriffen hatten, entzieht sich der Berechnung. Die offiziellen englischen Berichte schätzten sie auf 50 000 Mann.

Die in den Reihen der Buren befindlichen Korrespondenten und Freiwilligen erklären jedoch, daß dieselben niemals mehr als 35 000 Mann im Felde hatten.

Am 1. Dezember waren die englischen Streitkräfte auf nachstehende Zahlen herabgegangen:

Getötet, an Krankheit verstorben, invalid heimgesandt, verschollen oder gefangen	50 000
aus andern Gründen Heimgesandte	10 500
in Summa	60 500

Die großbritannischen Streitkräfte betrugen demnach am

1. Dezember 1900	. . . .	278000
	—	60500
	=	217500

Die gesamte Verminderung der englischen Streitkräfte infolge Verwundung, Krankheit, Gefangennahme (ungefähr 1000 Gefangene) beträgt demnach 50000 Mann. Man muß jedoch noch eine zeitweise Verminderung von 10000 Mann hinzufügen, die gefangen genommen und nach kurzer Zeit wieder freigegeben wurden. In jedem andern Kriege würden diese Gefangenen bis zur Beendigung der Feindseligkeiten in Gefangenschaft geblieben sein. Die Verluste würden demnach auf 60000 Mann zu berechnen sein.

Ebenso sind ungefähr 10000 Mann verwundet worden, die nach der Heilung wieder ihren Regimentern zugeteilt wurden.

Die gesamte Summe der getöteten, verwundeten, an Krankheiten verstorbenen oder invalid heimgesandten und gefangenen englischen Soldaten erhebt sich demnach auf 70000 Mann, das heißt, es kommen zwei Engländer auf jeden unter Waffen stehenden Buren.

Ueber die Verluste der Buren erfahren wir folgendes:

Angenommen, die Buren hätten ursprünglich 40000 Mann unter Waffen gehabt. Ziehen wir von dieser Zahl 17000 Gefangene und die noch im Felde stehenden 15000 Buren, insgesamt also 32000 Mann ab, so erhält man für die Getöteten, an Krankheit Verstorbenen oder dauernd kriegsunfähig gewordenen Buren die Zahl 8000.

Es wäre wenig angebracht, diese geringe Zahl mit der Zahl der 50000 Engländer zu vergleichen, denn wenn auch ein großer Teil dieser, die nach Hause geschickt wurden, sich wieder erholte, so wurde er jedoch nicht mehr der Armee zugeteilt.

Aber dennoch sehen wir, daß der moderne Krieg, wenn er auch bei den einzelnen Zusammenstößen unendlich kleine Verluste hervorbringt, diese Verluste durch andre Ursachen viel bedeutender erscheinen läßt als in der Vergangenheit.

Noch trauriger gestalten sich die finanziellen Ergebnisse. Im Oktober 1899 berechnete man offiziell, daß der Krieg 255 Millionen Franken kosten wird. Bis jetzt hat er bereits 2500 Millionen gekostet, und die englischen Autoritäten sehen voraus, daß er noch viel mehr kosten wird. In Wirklichkeit wird er wahrscheinlich 5 Milliarden absorbieren.

Dabei ist nun nichts Erstaunliches. Der englische Generalstab erklärte im Juni 1899, daß 10000 Mann für die Eroberung des Transvaal genügen würden. Er hat diese Zahl auf 70000 erhoben und erklärte einstimmig, daß diese Streitkraft nicht nur genügen würde, die beiden Republiken zu erobern, sondern auch, um sie die Thorheit jedes Widerstandes erkennen zu lassen.

Dennoch haben die 250000 nach dem Transvaal expedierten Mannschaften die Buren noch nicht unterwerfen können. Weitere 50000 Mann sind teilweise

Digitized by Google

schon angekommen, teilweise unterwegs und vorbereitet. Zusammen also 300000 Mann gegen 35000 — und nach dem Maximum der Angaben, gegen 50000 Buren.

X.

Wie wäre nun in einem großen europäischen Kriege die Situation? Man darf nicht vergessen, daß der Transvaalkrieg in unwiderlegbarer Weise erhärtet, daß die Kämpfe weder in Frankreich, noch in Deutschland, in Italien oder in Oesterreich zu entscheidenden Ergebnissen führen können. Wenn aber auch Siege erfochten werden könnten, so werden sie nur den Charakter des Krieges ändern und werden zu Nationalkriegen werden, die alle Ereignisse, denen wir in Südafrika beiwohnen, zur Schau tragen werden.

Die augenblicklichen Sieger, wie es die Engländer jetzt sind, werden ohnmächtig sein, sich zu Herren des Landes, mit Ausnahme der isolierten Punkte, die sie effektiv besetzt halten werden, zu machen, und die durch den Krieg hervorgerufenen wirtschaftlichen Störungen und Verluste werden dessen Verlängerung schließlich unmöglich machen, wenn auch die von den Angreifern erreichten Ergebnisse noch so bemerkenswert sein sollten.

Der kleine Krieg kann mit den neuen Waffen und dem rauchlosen Pulver derartig geführt werden, daß er dem Angreifer nicht die geringste Chance, seinen Willen dem Feinde zu diktieren, überläßt.

Rußland hat im Jahre 1812 bewiesen, welche Folgen der Nationalkrieg nach sich zu ziehen vermag. Mit den heutigen Waffen und Vorbereitungen würde die Katastrophe aber noch viel schlimmer sein. Ich habe dies in meinem Werke ausführlich dargelegt und muß mich, da es mich hier zu weit führen würde, auf dasselbe beziehen. Bei Frankreich wird der Einwand gemacht, daß der Krieg von 1870 kein nationaler wurde und der Angreifer mit den vorhandenen Franctireurs ein leichtes Spiel hatte. Aber zwischen dem Frankreich von heute und dem von vor dreißig Jahren bestehen große Unterschiede. Eine dreißigjährige Vorbereitung auf den Krieg hat die Verhältnisse völlig gewandelt. Damals ging die Tendenz „à Berlin“, während heute alles auf die Verteidigung eingerichtet ist, was, wie erwähnt, bei der Umwandlung der Waffen große Vorteile bietet. Damals war von vornherein die Hoffnung geschwunden, durch einen Nationalkrieg zu siegen; heute ist das Gegenteil der Fall, wie es das Beispiel des Transvaalkriegs erhärtet. Frankreich besaß damals keine Cadres und zählt heute Millionen Reservisten. Auch bei Deutschland haben sich die Verhältnisse ungeheuer verändert. Im Jahre 1870 war Deutschland noch vorwiegend Agrikulturstaat und brauchte gar keine Einfuhr von Lebensmitteln. Heute ist Deutschland vorwiegend Industriestaat und auf ausländische Zufuhr für die Ernährung seiner Bevölkerung angewiesen. Der Krieg wird diese Zufuhr selbstverständlich unterbrechen. Bei den heutigen Mitteln zur Zerstörung von Schiffen zur See und Eisenbahnen zu Lande wird es unmöglich sein, die Zufuhr zur See und den Betrieb im Feindesland aufrecht zu erhalten. Hierzu kommt noch, daß das deutsche Heer 1870 gleich zu Anfang Erfolge hatte, denn

Digitized by Google

es befand sich dem französischen Heere gegenüber in großer Uebermacht, was heute nicht mehr zutreffen könnte.

Der Transvaalkrieg hat zur Genüge die Unmöglichkeit rascher Entscheidungen bewiesen. Daß solche im Zukunftskriege nicht durchzuführen sein werden, darüber sind die Meinungen der Fachleute einig. Der Gang des Krieges wird vielmehr so schleppend sein, wie treffend General von der Goltz sagt, daß die Armeen auf der Karte wie unbeweglich erscheinen werden. Der Einfluß der Möglichkeit einer raschen Mobilisierung, auf die Deutschland besonders pocht, ist nur auf dem Papier vorhanden. Der Transvaalkrieg hat gezeigt, daß sich die Erfolge als irrig erweisen müssen. Rasche Entscheidungen, wie sie 1870 noch möglich waren, können heute nicht mehr in Betracht kommen. Wenn jedoch ein Durchbrechen der französischen Linie möglich sein sollte, so würde dies zunächst nur mit großen Opfern durchzuführen sein, und außerdem würde sich die durchbrechende Armee den Millionen Reservisten gegenüber befinden, die Frankreich zur Verfügung hat. Unter diesen wird sich gewiß ein Teil befinden, der den Buren an Wert gleichkommt, und wir sehen in Transvaal, wie ganz kleine Burenscharen isolierte englische Detachements gefangen nehmen, Proviantzüge erobern, die Eisenbahnen und Telegraphenlinien unterbrechen und die Lebensmittelversorgung der englischen Truppen so schwierig machen, daß dieselben dauernd auf halbe Ration gestellt sind.

Noch am 27. März veröffentlichte die „Times“ eine Depesche ihres Korrespondenten folgenden Inhalts: „Die Buren wagen keine offene Schlacht. Entschlossen, sich nicht zu ergeben, setzen sie ihren Rückzug fort, wobei ihnen die ausgezeichnete Kenntnis des Landes zu statten kommt.“

Es kam vor, daß eine im Marsch befindliche Kolonne zwanzig Tage lang dem feindlichen Feuer ausgesetzt war, ohne jemals einen einzigen Buren gesehen zu haben. Ungeheuer sind die Anstrengungen, die ein solcher Feldzug den Offizieren und Soldaten auferlegt, und je mehr sich die Feindseligkeiten in die Länge ziehen, müssen Maßregeln ergriffen werden, um fortwährend neue Truppennachschübe zu sichern.

XI.

Aus allem Gesagten könnten folgende Schlußfolgerungen gezogen werden: Der Transvaalkrieg hat bewiesen, daß ein offener Krieg Deutschland nur den wirtschaftlichen Ruin ohne jede Entschädigung bringen würde. Zur Defensive braucht aber Deutschland die angehäuften und mit jedem Tage steigenden, kostspieligen Vorbereitungen nicht.

Der Einwand, daß die örtlichen Bedingungen in Südafrika den Buren ganz besonders günstig waren, so daß ihr Erfolg für einen großen europäischen Kontinentalkrieg keinen Anhaltspunkt bietet, ist nicht stichhaltig.

Ich habe es bereits bewiesen. Doch möchte ich nicht unterlassen, noch ein Moment anzuführen, das eine noch bessere Gelegenheit bietet. Die Illusionen, die man sich in Deutschland macht, daß die in Wirklichkeit vorhandene bessere Schulung und Disciplin, sowie die Leitung des Heeres eine rasche Entscheidung

Digitized by Google

herbeiführen könnten, sind wertlos. Die wenig ausgebildeten Buren, deren Intelligenz jedoch nicht durch den bei den heutigen Waffen im größten Teile der Fälle unnützen Formalismus und Drill in gewisse Rahmen hineingepaßt worden ist, haben sich den regulären und bestens geschulten Truppen überlegen gezeigt. Die englischen Kräfte umfaßten nämlich eine große Zahl Streiter, die zu beiden Kategorien gehörten. Einerseits fand man darunter die einer strengen Disciplin unterworfenen und sogar Kriegserfahrung besitzenden regulären Truppen; andrerseits auch eine heterogene Masse von Kolonialtruppen und Yeomanry, von denen neunzehn Zwanzigstel noch niemals einen Flintenschuß auf dem Schlachtfelde abgegeben haben. Das einstimmige Urteil aller kompetenten Personen, der Generale sowohl wie der Zeitungskorrespondenten und der Soldaten selbst, lautete dahin, daß diese Truppen unendlich nützlicher wären als die regulären Truppen. Die Kolonialtruppen widersetzten sich, durch gelehrte, fachmännisch geschulte Offiziere befehligt zu werden. Diese Thatsache wurde so markant, daß die englische Regierung, anstatt für die südafrikanischen Heere neue Verstärkungen aus gedienten Mannschaften zusammenzusetzen, absolut nur nicht gediente englische und Kolonialmannschaften hinsandte.

Die englische Regierung suchte nur noch Leute, welche gut schießen und reiten konnten. Die letztere Eigenschaft wurde aus spezifisch örtlichen Gründen, um eine reitende Infanterie zu bilden, gefordert.

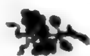
Im Kampfe waren die ungeübten Soldaten den regulären Truppen überlegen. Sie schossen besser, konnten sich geschickter decken, bezeugten eine größere individuelle Intelligenz, waren unabhängiger von den Offizieren und kannten keine Paniken, die die Regulären, wie bei Stormberg, Maggersfontein und an andern Orten, befielen. Kimberley und Mafeking sind fast ausschließlich von ungeübten Truppen verteidigt worden, die der Besatzung, welche Ladysmith verteidigte und aus regulären Truppen bestand, überlegen waren. Die durch ungeübte Truppen improvisierte Verteidigung bei Wepener war eine der hervorragendsten Thaten des Krieges. Reguläre Truppen hätten sich in ähnlichem Falle sofort ergeben.

Als bei Paardeberg die regulären Truppen sich weigerten, der Beschießung aus den Verschanzungen Cronjes sich auszusetzen, so waren es die kanadischen Kolonialfreiwilligen, die den Endangriff unternahmen. Mit einem Worte, die Ungeübten haben vollständig bewiesen, daß sie alle Eigenschaften der besten regulären Truppen, Disciplin ebensogut, viel mehr Intelligenz, Initiative und Ausdauer besitzen. Man erklärt sich in England die Ueberlegenheit der improvisierten Truppen über die lange dienenden Soldaten in folgender Weise. Es ist in den modernen Schlachten infolge der Zerstreuung der Truppen unmöglich, den Drill, den man am Exerzierfeld und in den Manövern lehrt, aufrecht zu erhalten. Die Offiziere können ihre Mannschaften nicht erfolgreich leiten, und da diese nicht gewöhnt sind, nach eignem Urteil zu handeln, haben sie keinen größeren Wert als Hammel; kurz, die Fähigkeit, sich selbst zu helfen, selbständig zu handeln, schwächt die Ausbildung, die dem regulären Soldaten zu teil wird, bedeutend ab.

Digitized by Google

Der reguläre Soldat hat in der modernen Schlacht niemand, der ihm sagen würde, was er thun soll, da die Offiziere zu fern sind, er weiß sich also nicht zu benehmen. Aber der intelligente, improvisierte Soldat, dessen Fähigkeit zur Aktion durch sportliche Uebungen oder durch seinen Beruf als Handwerker entwickelt ist, ist gewöhnt, sich frei seiner Intelligenz zu bedienen und schlägt sich, ohne Befehl zu erhalten, mit einem Wort, er bildet ein besseres Material, und da auf dem Schlachtfelde infolge der zerstreuten Kampfordnung die mechanische Disciplin sich lockert und ihre ganze Nützlichkeit verloren geht, wird die Ueberlegenheit durch die Fähigkeit der Initiative bezeugt. Diese Fähigkeit bildet auch die Ueberlegenheit der Buren über die Engländer. Hiernach wird die große Zuversicht und das Pochen auf den Drill, wie er in der deutschen Armee üblich ist, hinfällig.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß sowohl die Franzosen wie die Deutschen und die Russen zur Verteidigung ihres Vaterlandes gleiche Kräfte entfalten werden, so daß ein Angriffskrieg nicht die mindeste Aussicht auf einen Erfolg bietet. Weder Frankreich noch Deutschland könnten an einen Eroberungskrieg denken. Trotz ihrer schnellen Mobilisierung würden die Deutschen unweigerlich durch die Verteidigungseinrichtungen der französischen Grenze aufgehalten werden. Der Transvaalkrieg hat es zur Genüge bewiesen, daß selbst geringe Streitkräfte die Streitkräfte des Angreifers genügend lange im Schach zu halten vermögen, bis die zu ihrer Unterstützung bestimmten Verstärkungen angekommen sind. Ein Angriff gegen Deutschland ist ebenso unausführbar als ein deutscher Angriff gegen seine Nachbarn, und wenn selbst die verwendeten Soldaten die undenkbarsten Tugenden besäßen. Wir kommen also zu dem notwendigen Schlusse, daß ein entscheidender Erfolg zwischen Großstaaten durch die Waffen unter den gegenwärtigen Bedingungen des Krieges einfach nicht mehr möglich ist.



Der Reiher.

Von

F. v. Delft.

Frau Elisabeth erwachte; sie wußte nicht mehr, was sie geträumt hatte, sie wußte nur noch, daß es unendlich traurig gewesen war, wie alle Nächte vorher. Sie sah an der andern Wand ihres Mannes verwühltes leeres Bett, dessen Decke an der Erde lag, und wandte sich geekelt ab. Die Sonne stand schon hoch, ihr flutendes Licht warf den Schatten des Fensterkreuzes auf den Fußboden. Der Blick der jungen Frau fiel gegenüber auf die Weinberge, in

Digitized by Google

welchen die Bauern zwischen den üppig grünen Weinstöcken arbeiteten, so daß kaum die Schultern zu sehen waren. Die Emsigkeit der Leute that ihr weh.

Mit dieser Traurigkeit wachte auch der Gedanke wieder auf, der schon seit einigen Tagen in ihr gewachsen war und sie in ängstliche Unsicherheit versetzte; sie wußte seit einigen Tagen, daß sie Mutter werden würde. Und nun fielen ihr auch mit erschreckender Deutlichkeit die Träume von heute nacht wieder ein. Sie hatte bei ihren längst verstorbenen Eltern gesessen und ihnen voll Freude erzählt, daß sie nun Mutter werden würde. Da waren beide mit verstörten Gesichtern aufgestanden und weinend weggeschlichen.

Sie überflog die vergangene Zeit, um etwas Fröhliches zu finden und sich daran zu klammern. Ihre Mädchenjahre als Volksschullehrerin in Essen beim Onkel Heinrich und der dicken, guten Tante Milla, die schweren Monate, als Onkel Peter krank und in die Anstalt gebracht wurde und da starb. Und wie endlich der reiche Rechtsanwalt Taschenmacher um sie geworben. Sogar der Onkel Heinrich hatte ihr abgeraten, die Tante hatte gesagt: „Nur den nicht, der hat nun fünfzehn Jahre lang mit seinem Vater und der alten Ursula zusammen gehaust, keiner von den dreien hat sich um die andern gekümmert, nun sind die beiden tot, jetzt will er eine Haushälterin haben; das ist ein ganz Eingefleischter, wirst du mal sehen, der nergelt den ganzen Tag, thu es nicht!“ Sie hatte es doch gethan, schlimmer als wie als Schullehrerin konnte es ihr doch nicht ergehen. Und es war doch schlimmer, Langeweile, öde Einsamkeit und traurige Angst schon nach den ersten acht Tagen. Immer sagte Taschenmacher: „Mein Vater that das so und so, Ursula wärmte mir morgens die Stiefel, Ursulas Napfkuchen schmeckte besser.“ Immer der Vater, besonders aber Ursula hier, Ursula dort; sie selbst, seine Frau, machte ihm alles nicht recht, immer mußte sie sich von Taschenmachers dicker Oberlippe belächeln lassen. Wie wütend sie diese spöttische Nachsicht machte.

Sie hatte sich so sehr auf diese Ferientage an der Ahr gefreut, die ersten in ihrer jungen Ehe; sie hatte gehofft, daß es hier anders sein würde als in Essen an der Ruhr. Daß hier nicht die furchtbaren Gesprächspausen zwischen ihr und ihrem Manne sein würden, die ganze traurige Oede ihres Zusammenlebens plötzlich gewichen sein würde; und nun war es genau wie in Essen. Daß sie hier nicht von ihm immer wie ein dummes Kind behandelt werden würde; und doch blieb es dabei. Daß sie hier mit ihrem Manne auf die Jagd gehen würde, mit ihm fischen dürfte, Fußwanderungen machen; und nun ging er jeden Morgen um vier Uhr weg auf die Jagd, um dann um acht Uhr wiederzukommen und bis zwölf Uhr zu schlafen. Er schien gar nicht daran zu denken, daß es ihr schrecklich sei, allein zu sein; er sagte ihr einfach, sie störe ihn auf der Jagd. Und des Nachmittags, wenn sie mit ihm ausgehen wollte, blieb er zu Hause, arbeitete an seinen Akten oder trank mit den andern Jägern Wein; und sie konnte allein gehen.

Aber das Schlimmste war das von gestern morgen. Sie hatte ihm das gesagt, was sie schon seit drei Tagen in fortwährender Aufregung gehalten hatte:

Digitized by Google

daß sie Mutter werden würde. Sie hatte lange überlegt, wie sie es ihm am eindringlichsten beibringen würde; sie stellte sich die Scene vor, sie dachte sich ihren Verlauf schön und rührend. Sie war befangen wie ein Schulkind, als sie, neben ihm stehend, ihren schmalen Arm um seine Schultern legte und ihm ins Ohr flüsterte: „Du, ich glaube, daß ich Mutter werde!“ Sie wollte noch etwas sagen, aber sie mußte auf die drei borstigen Härchen starren, die aus seinem Ohr herauswuchsen, da hatte sie ihn schnell wieder losgelassen. „So, das ist ja nett,“ hatte er geantwortet und dazu sein verflixtes Lächeln aufgesetzt, „nun ja, das konnt' ich mir ja denken, ... aber weshalb thust du denn so ...?“ Er wollte weiter an seiner Flinte putzen, aber er hatte wohl ihren verstörten Blick aufgefangen und fuhr fort: Nun ja, es ist ja nett, — ich freu' mich doch auch — aber wart doch mal erst — es ist doch ganz natürlich — es wird ja ganz gut werden — reg dich doch nicht so auf!“ Dann hatte er ihr einen Kuß auf die Stirn gegeben, Flinte und Putzzeug aufgenommen und war aus dem Zimmer gegangen. Der Kuß der dicken Lippen brannte sie wie eine Schande. Wie anders hatte sie sich das alles gedacht, wie anders aber auch ihre eigne Stimmung. Ihre Bitterkeit gegen ihren Mann war gewachsen. Aber sie quälte sich auch mit sich selbst, statt daß sie glücklich wurde durch ihre Mutterhoffnung, regte sie der Gedanke unendlich auf.

Unterdessen hatte sie sich aufgerichtet, noch einmal den müden Kopf ins kühle Kissen gedrückt und sich langsam die Strümpfe angezogen. Er mußte bald kommen; sie sehnte sich fast danach, seine Stimme zu hören, in Essen hatte sie wenigstens ein paar Freundinnen, hier war sie ganz allein unter all den Männern. Wie hatte er ihr gestern abend weh gethan! Es war ihr selbstverständlich gewesen, daß er nach ihrem Geständnis anders mit ihr sein würde; und nun gestern abend. Als er wie sonst auch um sechs Uhr mit der Flinte weggegangen war, hatte sie bei den andern Jägern herumgefragt, bis sie ungefähr die Stelle wußte, wo er stehen würde, und war ihm nachgezogen oben auf die Heide nach Kesseling zu. Sie irrte an den Hängen umher, und die schwermütigen Eifelthäler mit der grellen, großen Wolke darüber hatten ihr ins Herz gegriffen. Ihren Mann fand sie nicht und mußte mit bitteren Gedanken in der trüben Dämmerung wieder ins Ahrthal herunter. Und als er nach Hause kam, hatte er sie angefahren: „Was läufst du mir da oben immer vor der Nase herum, daß dann der Bock nicht herauskommt, kannst du dir nun auch denken, überhaupt, du solltest doch jetzt nicht so viel herumlaufen — denk doch dran!“ Als wenn sie nicht dran dächte! Aber er: der Bock, der Bock, sie kam erst an zweiter Stelle. Er hatte sie gesehen, als sie nach ihm suchte, und hatte sie nicht gerufen. Sie haßte ihn.

Sie zog ihren Frisiermantel an und setzte sich wieder aufs Bett. Sie geriet immer tiefer ins traurige Grübeln, wie es erst später werden würde. Die ganze Zeit hier hatte er sie vernachlässigt. Sie dachte nach und erinnerte sich nicht, daß er sie auch nur einmal auf den Mund geküßt hätte. Sie war ihm ganz gleichgültig. Das würde ihres Kindes Vater sein, ihr Kind würde dieselbe hungrige Angst leiden wie sie. Sie war unglücklich.

Digitized by Google

Da hörte sie den Tritt seiner Nagelschuhe draußen im Gange des Wirtshauses. Sie sprang erregt auf, zog die Hälfte ihres losen, dünnen Haares nach vorn über die Schulter, hob die mageren Arme und kreuzte die beiden Hände im Nacken. Ein schmerzliches Lächeln formte sich um ihren Mund. So erwartete sie ihn.

Er kam herein. Sein nichtssagendes, weinrotes Gesicht war erschlafft, sein grauer Bart stand struppig. Zugleich mit dem Heideduft, den er ins Zimmer brachte, strömte ein beizender Schweißgeruch hinein, vermischt mit dem dumpfen Dunst des eingetrockneten Blutes, welches am Rucksack klebte.

„Morgen! Was sitzt du so da, wie auf dem Theater?“ Er warf den Rucksack ans Fenster auf die Erde.

Sie ließ blitzschnell die erhobenen Arme fallen, wie ein gescholtenes Kind; ihr Haß glimmte. „Morgen, war oben was los?“ Sie fuhr in ihre Hausschuhe und ging zum Spiegel, um sich zu frisieren.

„Nix, gar nix!“ Er setzte sich schwerfällig und arbeitete mit den prallen, roten Fingern am Schuhband. „Sieh doch mal, ob du den Knoten aufbekommst!“ Er hielt ihr den rechten Schuh hin. Sie kam heran und bückte sich. An den blanken Nägeln der Sohle klebten ein paar Blätter, der Thrangeruch der Jagdstiefel quälte sie. Es gelang ihr auch nicht, den Schnürriemen zu lösen. In ihrer Wut zerrte sie mit einem heftigen Ruck an dem dünnen Lederstreifen, bis er zerriß.

„Da hast du's, besser kann ich's nicht!“

„Nu, das hätt' ich auch gekonnt, der schöne Riemen! Was hast du denn, du siehst ja so böse aus?“ Er klopfte ihr mit der schmutzigen Hand auf die Wange. Sie zog seine Hand weg und ging wieder zum Spiegel.

Rechtsanwalt Taschenmacher warf den Rock auf den Stuhl und legte sich ins Bett. Zwischen den müden Lidern blinzelte er noch einmal zu seiner Frau herüber.

„Siehst so blaß aus in der letzten Zeit, Lisbeth, iß doch Fleisch zum Frühstück. Laß dir Schinken bringen, aber gekochten. Sieh mal, wie dünn dein Hals ist . . .!“

„Ach, wirklich?“ sagte sie, es sollte höhnisch klingen, es klang traurig. Nach einer Weile spähte sie noch einmal herüber. Herr Rechtsanwalt Dr. Taschenmacher schlief schon: der halb geöffnete Mund, die vorstehende Oberlippe, die breiten braunen Zähne; er schnarchte und blies die Backen.

‚Wie ein Pferdeknecht, wie ein Klotz!‘ dachte die junge Frau, sah nicht mehr hin, zog sich hastig die Bluse an und ging zum Frühstück auf die Veranda.

Alles war ihr schmerzlich. Die hübsche Köchin mit den blanken Armen, die ihr den Kaffee brachte und freundlich „Guten Morgen, Frau Doktor!“ sagte, die Radfahrer und Wagen mit lustigen Leuten, die drüben auf der Landstraße nach Altenahr fuhren, die Bauern im Feld, das Hämmern unten in der Böttcherei des Winzervereins, der blaue Sommerduft gegenüber in den Bergschluchten.

Digitized by Google

Immer und immer wieder redete sie sich vor: „Du bist unglücklich, du wirst Mutter werden, dein Kind wird unglücklich, unglücklich ... unglücklich!“

Hektor, der große, braune Jagdhund, kam und legte seinen schweren Kopf auf ihre Kniee. Sie drückte ihn so heftig an sich, daß der Hund ein paar Schritte wegsprang, sie einmal scheu ansah und dann in den Garten lief.

‚Der Hund flieht dich,‘ dachte sie.

Sie konnte fast nichts essen, setzte ihren kleinen Strohhut auf und ging hinaus. Ihr Weg bog bald von der Straße ab, führte unter dem Bahndamm her, am Fluß vorbei und zwängte sich zwischen Felswand und Wasser. Mit jedem Schritt wurde die Landschaft finsterer und einsamer, glich immer mehr ihrer alten Heimat Münstereifel an der Erft. Die Schlucht öffnete sich wieder ein wenig, hier zweigte sich ein Arm von der Ahr ab, um in einer kleinen, buschbestandenen Sauerwiese zu versumpfen. Je näher Elisabeth dieser Stelle kam, desto leiser und vorsichtiger schlich sie durchs Gebüsch, ängstlich sich deckend. Sie fand nämlich in diesem Gebiet fast jeden Tag ihren stummen Freund, den Reiher. Aus diesmal. Mehr noch als an den Tagen vorher empfand sie heute, daß es wohl derselbe Reiher sein müsse, den sie als Kind im Erftthal so oft belauscht, von dem sie geglaubt hatte, daß er heimlich etwas ganz andres sei als ein Reiher.

Sie duckte sich hinter einen Erlenbusch, jede Bewegung abmessend, und schaute dem Reiher zu. Er watete langsam im mulmigen Sumpfe auf und ab und fischte sich die kleinen Gründlinge heraus. Er sah ernst und streng aus, der Kopfbusch nickte. Manchmal begann er plötzlich erregt hin und her zu stelzen und mit den Flügeln zu klappen. Eine Bachamsel saß am Ufer auf einem Stein und machte ihm ihre Knicse. Das Läuten des Eisenbahnzuges tönte über den niedrigen Berg, sonst war nur das Geräusch des fischenden Reihers und das Quillen der Ahr über die Schnellen zu hören.

Die Nähe des Tieres that der jungen Frau wohl; sie hatte die Empfindung, als hätte sie etwas Süßschmerzliches von dem Reiher geträumt; sie konnte sich nicht mehr besinnen, was es gewesen war. Es war ihr, als ob er zu ihr gehöre, als ob sie eins seien. Deshalb ging sie immer hierhin, um ihn zu beschützen. Denn sie wußte, daß ihr Mann schon acht Tage darauf lauerte, den Reiher zu schießen, um ihn mit ausgebreiteten Flügeln ausstopfen zu lassen für sein Jagdzimmer in Essen. Am Wirtstische hatte er es gleich den ersten Tag erzählt. Sie aber hatte ihm nie verraten, daß sie entdeckt, wo der Reiher fischte. Er suchte täglich die Ahr hinauf und hinab, in die Schlucht war er aber noch nie gekommen; sie hatte sich vorgenommen, den Reiher zu beschützen.

Wie sie so eine Weile gesessen hatte, sah sie drüben ihren Mann, die Flinte in Händen, den Weinberg herunterschleichen. Er deckte sich schon hinter den Nußbäumen; nun sprang er näher von Baum zu Baum. Sie merkte, wie er den Hahn spannte. Er hatte den Reiher gesehen. Er war noch nicht in Schußweite, aber er drängte sich geduckt immer näher heran. Daß es ihr selbst gefährlich werden konnte, wenn er schoß, daran dachte sie nicht. Sie dachte nur an den Reiher. Jetzt war ihr Mann so nahe, daß er bald schießen mußte.

Digitized by Google

Das schlanke Tier im Wasser watete langsam und achtete nicht auf das andre Ufer.

Da fuhr Elisabeth auf und schrie und klatschte in die Hände. Sie erschrak vor ihrer eignen grellen Stimme. Ihr Mann ließ die Flinte sinken. Der Reiher erhob sich mit gewaltigen Schwingen, schon ging er hoch in der Luft und segelte über die Felskante ins andre Thal.

Die junge Frau war so schnell als sie konnte von dem Platze weggeflohen. Brombeerranken hingen sich in ihr Kleid, die Büsche schlugen um sie, sie fiel in ein Fuchsloch, sie hörte, wie drüben die schweren Jagdstiefel ihres Mannes vom hohen Ufer in den Kies prallten, sie sah ihn, wie er bis ans Knie durch den Fluß watete. Sie war wie gelähmt, sie blieb am Fuchsbau sitzen. Er bog die Zweige auseinander und fand seine Frau.

Roh schüttelte er ihr den Arm.

„Du warst das? Himmelkreuz, bist du denn reineweg übergeschnappt ... was geht dich ...“

Da brach sie los: „Uebergeschnappt, verrückt, ja, bin ich auch, verrückt wie Onkel Peter ... sperr mich nur ein in eine Anstalt, dann bin ich bald weg wie Onkel Peter ... dann kannst du ... ich hasse dich ... gekniffen hast du mich ... geschlagen!“

Sie riß ihre blaue Sommerbluse aus und hielt ihm den mageren Arm hin. Der sah ein klein wenig rot aus an der Stelle, wo Taschenmacher zugegriffen hatte. Dann brach Frau Elisabeth zusammen, saß auf dem Boden und starrte vor sich hin.

Taschenmachers wässerige, blaue Augen nahmen einen blöden Ausdruck an. „Laß doch den Onkel Peter ... Anstalt, Unsinn ... grade du sollst dich doch etwas zusammennehmen ... wie kommst du mir vor ... Nun komm und zieh deine Bluse wieder an ... sich so auszuziehen mir nichts, dir nichts! ... Ich meinte es doch nicht so ... es ist doch nun eigentlich nicht so schlimm mit dem Arm ... Gott, was hast du nur mit dem Reiher vorgehabt ... ich hätt' ihn doch so gern gehabt ... Komm, wir wollen nach Haus gehen ... Wenn ich nun schon geschossen hätte ... hätt' ich dich ja treffen können ... Siehst du, es ist gut, daß ich dich nie mitnehme auf die Jagd ... ihr Weiber habt all einen ... seid all unvorsichtig ... So, nun biste wieder in Ordnung, nicht wahr ... regst dich auch immer so auf ... sollst du doch nicht ... grade jetzt nicht!“

Sie gab keine Antwort, ihr Gesicht war steinern und blaß. Er führte sie vorsichtig nach dem Wirtshaus zurück. Ihre Gedanken kreisten rund wie eine Wendeltreppe, die in die Tiefe führt: ‚Du bist unglücklich, du wirst Mutter werden, dein Kind wird unglücklich ... unglücklich ... unglücklich ...‘

Als die beiden an ihr Zimmer kamen, hatte Frau Elisabeth, ehe sich's der Rechtsanwalt versah, die Thüre zugeschlagen und sich eingeschlossen.

Taschenmacher stand draußen und war ratlos; er ging fort. So war seine Frau doch noch nie gewesen. Sie mußte sich doch wohl heftig geärgert haben. Aber es war doch ganz richtig gewesen, daß er sie tüchtig angefahren hatte.

Digitized by Google

Was kümmerte sie sich um seine Sachen und versalzte ihm gerade die Sache mit dem Reiher; sie war doch schrecklich kindisch. Er schüttelte den Kopf, ging noch ein Glas Wein vor dem Mittagessen trinken und arbeitete in den Akten, die ihm sein Vertreter aus Essen geschickt hatte. Jetzt dachte er nicht mehr daran, daß er die Kleider wechseln wollte, auch an seine Frau dachte er nicht weiter, die Akten waren sehr wichtig.

Alle Gäste saßen schon bei Tisch, Herr Taschenmacher wollte gerade nachsehen gehen, wo seine Frau bliebe, da kam sie. Ihr Mund lachte, ihre Augen waren ruhelos und betrübt; über ihren Mann sah sie weg. Der Rechtsanwalt betrachtete sie von der Seite, dann löffelte er seine Suppe weiter. Er versuchte mehrmals etwas mit Elisabeth zu sprechen, aber er bekam keine Antwort; seine Frau schien ihn nicht zu hören und nicht zu beachten, sie lachte an ihm vorbei mit dem Studenten. Dem schmeichelte die plötzliche Aufmerksamkeit der jungen Frau, die sonst mit niemand länger gesprochen hatte; er war so liebenswürdig gegen sie, als es ihm möglich war.

Frau Elisabeth wollte ihren Mann durch dies Benehmen ärgern und Reue in ihm erwecken. Herr Taschenmacher ärgerte sich aber durchaus nicht darüber; wie sollte er auch, er war froh, daß die Laune seiner Frau sich zu bessern schien. Als Elisabeth sah, daß sie machtlos war, stand sie plötzlich auf und ging mit einem knappen „Mahlzeit!" hinaus.

„Sie war schon diesen Morgen nicht recht wohl!" sagte der Rechtsanwalt wie entschuldigend. Das erklärte alles. Die Gäste wunderten sich nicht mehr und schnitten das letzte Fleisch vom Knochen ihrer Kalbskoteletts ab.

Der Student hörte kaum noch zu, er lehnte sich zurück und erfreute sich am Anblick der runden Arme der hübschen Köchin, welche eigenhändig einen schönen, selbstgebackenen Kuchen auf die Tafel trug.

Nach Tisch ging Herr Taschenmacher herüber, um nach seiner Frau zu sehen. Er fand auf dem Tisch einen Zettel: „Ich bin ausgegangen!"

„Was braucht sie mir das hinzuschreiben, das kann ich mir auch so denken!" sprach er zu sich selbst. Dann ging er auf die Veranda, um in der Waldluft unter dem Sonnenzelt weiter zu arbeiten.

Eine bleierne Angst trieb Elisabeth, rastlos, ziellos zu wandern; es zog sie zuerst zu der Schlucht, wo des Morgens der Reiher gefischt hatte. Als sie ihn nicht fand, kletterte sie ohne Weg den felsigen Hang hinauf. Ihr Atem versagte, die Fußknöchel schmerzten sie, sie mußte weiter. Sie kreuzte Bergpfade, kam immer höher in die Heide, weite Durchblicke ins Gebirge thaten sich auf. Sie sah es nicht, sie quälte sich mit einem neuen Schrecken, der immer schmerzhafter in ihr bohrte. Wie scheu ihr Mann vom Onkel Peter gesprochen hatte. Ihr Onkel in der Anstalt gestorben; wie sie seine Schwermut mitempfand; wie sie ihn liebte, den Armen; die Anstalt, wie er immer darüber gejammert hatte; die Anstalt, jetzt drohte sie ihr selbst, sie fühlte es. Ihr Zimmer war schon bereit; die Eisenstäbe am Fenster neu verkittet, man sah die großen, weißen Flecken des Zements, wie damals, als sie Onkel Peter zuletzt besuchte in der Anstalt. Sie

Digitized by Google

hatte sich damals wohl auch davor gefürchtet, aber solche drückende, herzkrampfende Angst hatte sie noch nie gehabt, nie wie jetzt, das war die Krankheit, so hatte es beim armen Onkel auch angefangen.

„Du kommst in die Anstalt, in die Anstalt!“ flüsterte es in ihr.

Die Augen ins Ungewisse gerichtet, nur mit ihrer Not ringend, lief sie bergauf bergab über die hohen Kämme, bis sie sich auf der Sassenburg wiederfand. Sie setzte sich an den Rand des runden Turmstumpfes und warf ein Schieferscheibchen in den Abgrund. Lange dauerte es, bis es aufschlug, lange prasselte es im Geröll von Zacke zu Zacke. Sie erhob sich und schob eine schwere Platte herunter; die wühlte sich den Fels hinab, vorgebeugt sah Elisabeth, wie sie einen Ahornstrauch an der Wurzel glatt abschnitt. Hier wollte sie diesen Abend, wenn es dunkler geworden, hinkommen ... es würde nur ein Augenblick sein ... aber zuerst noch einmal ins Wirtshaus ... ihn sehen ...

Es begann zu dämmern, über den Wiesen und der Ahr standen dünne Nebelbänke. Auf der Landstraße glitt schwankend das Licht eines Radfahrers. Im Dorf brüllten die Kühe, aus den Schornsteinen stieg blauer Rauch gerade auf. Ueber dem Hochforst erhellten sich schon die Wölkchen vom Mond, der noch hinter dem Berge hielt.

Ein grausiger Schrecken überfiel die junge Frau; sie war allein mit ihrem furchtbaren Vorhaben. Wie ein aufgescheuchtes Wild jagte sie den steilen Bergweg ins Dorf hinunter. Sie wußte nicht mehr, was sie that. Steine prasselten hinter ihr her, sie war schneller; aber sie fiel nicht.

Atemlos kam sie in der Wirtschaft an und hastete nach oben in ihr Zimmer. Sie setzte sich im Dunkeln auf einen Stuhl und horchte. Sie hörte, wie ihr Mann von der Gaststube her nach dem Wirt rief. Da zündete sie Licht an und schrieb bei hüpfender Kerzenflamme den Brief. Den Bleistift zerbrach sie in zwei Stücke und legte diese über Kreuz zu dem Brief. Dann aber warf sie die Stücke in die Ecke.

Einen Augenblick drückte sie den Kopf in den aufgestützten Arm; in ihr hämmerte es: ‚Du bist unglücklich, du wirst Mutter werden, dein Kind wird unglücklich, du kommst in die Anstalt, unglücklich, unglücklich ...‘

Sie wollte nach draußen; die Thür der Wirtsstube stand ein wenig offen. Der Wirt saß mit ihrem Manne und den beiden andern Jägern zusammen. Die Männer lachten, eine Flasche wurde entkorkt. Elisabeth hörte zu, während ihre Hände am kühlen Thürpfosten auf und ab tasteten. Ihr Mann erzählte die Geschichte vom Hasen, den er lebendig bei den Ohren gefangen. Sie hatte sie als Braut wohl zehnmal gehört. Sie lugte durch die Spalte, sie sah ihren Mann, auf seiner dicken Oberlippe lag das spöttische Lächeln. Da sprang sie fort, über die Veranda ins Freie, die Treppe herunter in die Mondnacht. Der Weg auf die Sassenburg war ihr zu weit und zu dunkel, sie hätte fallen können, den Fuß brechen, ihr Mann würde sie in die Anstalt bringen — der Brief — sie lief an der Ahr vorbei nach dem tiefen Wasser.

Der Rechtsanwalt ging in sein Zimmer, eine Zigarre holen; der Student

Digitized by Google

sollte sie versuchen. Er fand den Brief. Er sprang ins Wirtszimmer. Der Wirt und die drei andern zündeten Windlichter an und folgten dem Rechtsanwalt. Der stürmte schon voraus, den jähen Bergweg die Sassenburg hinauf. Neben ihm Hektor, keuchend, die Haare gesträubt, mit riesigen Sätzen. Oben wurde es unruhig, die Windlichter tauchten im Gebüsch auf und verschwanden wieder, der Hund brach durchs Holz, Taschenmachers Stimme klang hart und verirrt aus den Tannen.

Aber unten, wo die abgerundeten Klippen in die schwarze Flut tauchen, geschah ein dumpfer Aufschlag ins Wasser, aus den quirlenden Wellen funkelte eine schmale Frauenhand greifend ins Mondlicht und versank leer wieder in die Tiefe.

Zugleich entstand ein Knacken und Brechen im Röhricht und ein Flügelsausen. Der Reiher, von seinem Lager gescheucht, hob sich in die Höhe, schon hingen seine Fittiche über den krausen Uferästen, schon fiel der vollere Mond auf seine Federn, hoch und höher stieg er, über den Kamm des Berges in das stille Land.

Wie eine unruhige Seele, die den Frieden sucht.



Jugendbriefe Kaiser Wilhelms des Großen.

Mitgeteilt von

Heinrich v. Poschinger.

Das große Interesse, welches sich an die in den „Denkwürdigkeiten des Ministers Freiherrn v. Manteuffel“ abgedruckten Briefe des Prinzen von Preußen knüpfte, hat den Gedanken nahegelegt, auch eine Sammlung noch viel älterer Briefe dieses hohen Herrn weiteren Kreisen zugänglich zu machen.[1]) Die Briefe datieren aus den Jahren 1811 bis 1815, also aus einer Epoche stürmischer Bewegung und der frühesten Jugend des am 22. März 1797

---

[1]) Die Briefe wurden 1897 von Herrn Alexander Cohn in Berlin nur in 200 Exemplaren gedruckt; in den Buchhandel gelangte die Briefsammlung nicht; nur dessen Freunde wurden mit der litterarischen Gabe erfreut. In der mir vorliegenden und weiterhin benutzten dritten Auflage des Werkes: „Kaiser Wilhelm I.“ von Erich Marcks, Leipzig 1899, ist die Sammlung nicht erwähnt.

in Berlin geborenen zweiten Sohnes des Thronfolgers, nachmaligen (Nov. 1797) Königs Friedrich Wilhelm III.

Die Jahre 1806 bis 1810 hatte der Knabe im Zwange offenkundiger Verbannung in Königsberg und Memel zugebracht; in die Armee war derselbe allerdings bereits 1807 eingetreten, doch mußte er wegen seiner Jugend dem Befreiungskriege lange fern bleiben, vollendete er im März 1813 doch erst sein 16. Lebensjahr; den Beginn der Erhebung machte er in Breslau mit, dort mußte er den Sommer und Herbst hindurch als müßiger Zuschauer ausharren; erst im November erlaubte der König dem Capitain Prinzen Wilhelm, ihn in den französischen Winterfeldzug zu begleiten. Am 1. Januar 1814 sah er beim Rheinübergang bei Mannheim sein erstes Gefecht; am 27. Februar erhielt er bei Bar-sur-Aube die Feuertaufe; am 30. März sah er vor Paris die letzte Schlacht, und am 31. März ritt er beim Einzug dicht hinter den drei Monarchen her.

Nach dem Siege begleitete er den Vater im Sommer 1814 erst nach England, dann in die Schweiz; im August nahm er daheim am Siegeseinzug teil. Der neue Kampf von 1815 rief ihn noch einmal nach Frankreich und in die feindliche Hauptstadt.

Die demnächst mitgeteilten Briefe des Prinzen sind durchweg an seinen Bruder, den Prinzen Karl von Preußen gerichtet. Die Mehrzahl sind Feldbriefe, auf französischem Boden geschrieben; heller Jugendmut, Thatenlustigkeit und Harmlosigkeit bilden in den Tagebüchern, die er den Feldzug hindurch geführt hat, den Grundton;[1]) derselbe verleugnet sich auch in seiner Korrespondenz mit dem Bruder nicht.

Lieber Carl

Ich zeige Dir hiermit an daß Du weiße Leinewandten Hosen zur Parade mit nach Potsdam nehmen mußt, weil die Parade wahrscheinlich in weißen Hosen seyn wird. Fritz soll Dir seine Scherpe leihen, hat Papa befohlen. Auch weiße lange tuchen Hosen mußt Du mit nehmen, weil Du sie der Kälte wegen wohl unter der andern ziehen wirst, wie wir es thun. Es wird gepudert. Du auch hat Papa befohlen. Du hast Dich also hier nach zu richten.

Dein Bruder

Berlin
den 21ten Dezember 1811.
An meinen Bruder Carl hierselbst.

Wilhelm

*

Lützen den 9 November 1813

Wir sind glücklich bis hier her gekommen, wie auch gestern nach Aken; unser gestriger Weg ging über Brandenburg Ziesar, Zerbst nach Aken, wo Gel:

[1]) Erich Marcks a. a. O. S. 11: „Die Feldbriefe zwar, die er im Augenblicke schrieb, sind, soweit wir sie kennen, frisch, wenig reflektiert, von einer noch fast kindlichen Jugendlichkeit.“

Digitized by Google

Hirschfeld sich befand; unterwegs hörten wir eine Canonade; es war Bennigsen welcher einen avancirten Posten vor Magdeburg angriff u. warf. In Aken war der Herzog von Dessau angekommen um Papa zu sehen; ein sehr guter alter Mann. Wir dinirten um 5 Uhr u. um 1/2 9 Uhr tranken wir Thee u. aßen dicke sauere Milch. Heute früh um 6 Uhr reisten wir ab, u. über Cöthen, Radegast, Zörbig, Leipzig hier her. In Leipzig hielten wir uns eine Stunde auf. Gl: Tauenzien war dort und sehr wohl; auch Thielemann, Minister Stein, Prz: Repnin, u. Jomini waren dort. Letzterer ist Rußischer Genl: Adj: — Die Schlachtfelder sind zwar von Todten gänzlich gereinigt, indeß Pferde Zcakos, Patrontaschen ꝛc. siehet man noch in großer Anzahl. Leipzig ist eine recht hübsche Stadt; in den Vorstädten sind die Häuser wie besäet mit viel Kugellöchern; mehrere sind ganz verwüstet. Ich habe die Stelle gesehen, wo Poniatowsky ertrunken ist. Hier in Lützen sind wir denn wieder auf einem classischen Boden.

Den Gustaphs Stein habe ich gesehen, ein ganz gewöhnlicher 3 Fuß hoher flacher spitzer Feld-Stein; das Schlachtfeld von Görschen sah ich nur von Weiten. Morgen gehen wir bis vor Erfurth, welches sich dieser Tage ergeben wird.

In Weimar werden wir anhalten; die beiden Groß Fürstinnen sind dort. Den 11 nach Eisnach, den 12 nach Fulda den 13 nach Frankfurt am Mayn. Also wenn Du diesen Brief erhältst sind wir schon dort. Ich werde auch allen etwas schiken; Kayser Franz ist den 5 angekommen — Alexander gestern. Da werden recht viele große Herren zusammen kommen.

Prz Louis von Homburg ist General Lt. geworden; Onkel Carl, den ich mehrere mahl sah, hat für Warteburg den Orden Pour le mérite mit Eichenlaub erhalten.

— Wie stehts in Breslau; noch immer beim alten?

Viele Empfehlungen an Herr von Menü [1]), u. alle Uebrigen

Dein

Bruder

Wilhelm

Couvert: Sr. Königl. Hoheit
dem Prinzen Carl von Preußen
dritten Sohn Sr. Maj. des Königs
zu
Breslau.

*

Frankfurt a/M den 21 November 1813

Gestern Abend hat mir Papa gesagt, daß Du Deiner Krankheit wegen die R: Reserve Garden nicht hast sehen können, welches er heute früh dem K: Alex: erzählte, dem es unangenehm war nicht Deinen erwarteten Raport zu hören. — Die 2 R: Garde Division erhält andere Uniformen; nehmlich in Ueberein-

---

[1]) Menu Abkürzung für Minutoli.

Digitized by Google

stimmung mit der 1ten Division nur mit Rabatten. Das Littausche behält seine Uniform rothe Kragen u rothe Rabatten das Leib Grenadier Regt: bis jetzt rothe Kragen bekommt hellblaue Kragen u. rothe Rabatten; das Pawlowsche (spitze Mützen) bekommt statt rother Kragen, grüne und rothe Rabatten; das Finländische behält seine grünen Kragen und Rabatten. Ich habe die Bekanntschaft von Baron Freedericks gemacht.

Heute ist großes Diner beim Kayser Franz II zu Ehren des Königs von Würtemberg. Eben kommen wir zurück von dem Diner. Der K: Alex: ist unten bei Papa mit dem Staatskanzler zur Conferenz. Man spricht von sehr wichtigen Dingen. Nächstens hoff' ich werd ich etwas Näheres darüber sagen können. Wir werden bald von dannen ziehen. Wittgenstein marschirt schon runter, indeß über alles herrscht eine große Geheimnißvolligkeit. — Ich habe heute unsern Cousin Weilburg kennen gelernt der die Cousine Louise von Hilburgshausen zur Frau hat; er ist sehr hübsch; ein halb Jahr jünger als Wilhelm v. O. — Gestern Abend bei Tante Taxis sind wir sehr munter gewesen. Zweimahl sind wir übers Pappwasser hergefallen u. einmahl hat uns die Tante obendrein noch damit begoßen. Heute füllt sie unsere Flacons. Hier haben wir das aechte noch nicht gefunden. Außerdem haben wir gestern noch mehrere kleine Spiele gespielt. Besekneк war sehr munter.

Der Kayser A: gehet heute Abend u. Kays. Franz morgen früh nach Hanau um die Großfürstinnen zu sehen; mir ists als ginge Papa auch hin.

Nun adieu. Viele Empfehlungen an Herr von Menü, wie auch an Charlotte, Alexandrine, Louise, Abatte, Filsis, Fr: v. Kameke, Mutter u. Tochter, Frl: Wildermut, Jule, Bold, Frl: Bischofswerder, Mlle Calvé u. Mad: Bock, Grf: v. Tauenzien. Da ist doch wohl keiner vergessen?

Dein

Bruder

Wilhelm

Pirſ u. Cousin
empfehlen sich Dir.

*

Frankfurt a./M. den 24 Novbr 1813

Herzlichen Dank liebes Karlchen für Deinen Brief vom 15t.; er hat mir um so mehr Freude gemacht, da ich sah, daß Du Dich nicht mit Abschreiben gequält hast. — Ich befinde mich recht wohl. Damals als Du den Brief schriebst, reiste ich nicht mehr mit Papa, denn wir waren schon den 13t. hier. Die näheren Details der Uebergabe von Dresden wirst Du wohl schon wissen; eine recht hessliche Geschichte. N.: thut scheinbar in Friedensverhandlungen einzugehen, um Zeit zu gewinnen. Fritz O. kommt her, und gehet zum Genl: Bülow welches Corps zur Eroberung Hollands bestimmt ist. — Frl Kamke statte ich meinen Glückwunsch zu Dresden ab. Ich glaube Dir gern daß Du auch möchtest alles gesehen haben wie ich sah; die Zeit wird schon kommen.

War der Ball hübsch? Hast Du mit Isabelle getanzt? Also hast Du mein Cabinet bezogen. — Baschkiren siehet man hier so viel daß man sie satt hat wie die Cosacken. Der Kayser A: läßt sich Dir empfehlen. Viele Empfehlungen an Menü, die Lehrer, Kökritz u. Dierke, u. Gaudi.

Ich muß schließen; heute giebt Ismailof die Wache wo wir hin müssen.

Dein

Wilhelm

*

Freiburg den 8 Januar 1814[1])

Heute Morgen sind unsere Garden hier durch marschiert. Sie sahen schöner aus als ich sie lange nicht gesehen habe. Ein Bataillon Badenscher Garden, aus 6 Comp: bestehend ist jetzt zu unsrer Garde gestoßen. Sie haben fast dieselbe Uniform wie wir; blaue Röcke; rothen Kragen mit 2 breiten Silbernen Litzen. Aufgeschnittene Aufschläge mit 3 Litzen, lange weiße Beinkleider, auf dem Czako den Badenschen Stern. Sie sehen recht gut aus. Alle Bat.: waren en colonne hintereinander aufmarschirt, auf einem Platz vor der Stadt, u. empfingen uns, nehmlich den K: Franz, Papa u. den Grßherz: von Baden (K: Alexander ist gestern nach Schaffhausen) mit dem gewöhnlichen Hurrah. Erst das 1 Regt: dann das 2t. Regt: das Badensche, das Garde Jäger Bat, alle Volontairs der Garde in 1 Bat, die Garde Fuß Batterie 1 Badensche reitende Batt:. So folgten sie. Gestern maschirten die Russischen Garden en parade durch; ganz wunderschön, unsere würden, außer den Anzug, in Hinsicht der Haltung heute nur wenig nachgestanden haben.

In fünf Tagen ziehen wir in Basel ein, mit allen Ruß: u. Prß: Garden zu Fuß u. zu Pferde. Das wird ein schöner Anblick sein. Unsere Garden haben gegen die Ruß: den Vorzug, daß sie weit leichter aussehen; die R.: sind ein wenig steif. — Barnekow u. Luccadu sind Majors geworden. Thiele I, Wrangel, Ob Lt. Knobelsdorff, Ob. La Roche Schütz u. Alvensleben haben den Schwerdt Orden erhalten.

Man hat hier die Nachricht (nicht officiell) daß Sacken den Marmont bei Kaiserslautern geschlagen hat; 16 Kanonen genommen.

Maj: Reiche ist gestern als Courier von Bülow gekommen. Er brachte uns Briefe von Fritz O. mit, welcher sich euch allen empfielt u. zur Rückkehr nach Berlin gratulirt. Nun, wie kommt es Dir denn in Berlin vor; bist Du schon wieder ganz eingewohnt? Schreib mir doch einmahl wieder; dies ist der dritte Brief den ich schreibe ohne Antwort erhalten zu haben; freilich die Abreise hat eine kleine Störung gemacht.

Nun Adieu, liebes Karlchen. Viele Empfehlungen an Herrn von Menü. Noch eins — beim Rhein Uebergang von Mannheim hab ich unsern Vorsänger Baladkof wiedergesehen. Heute Mittag waren die Sänger hier; sie haben schon die Neue Uniform. Seid Ihr alle recht wohl? Ich bin immer seit den Zahn-

[1]) irrthümlich bez. 1813.

schmerzen noch nicht recht hergestellt. Das Zahnfleisch ist noch etwas dick, auch bin ich seit zwei Tagen sehr heiser u. habe etwas Fieber, ich gehe aber dabei bei allem Wetter aus, u. es muß sich so curiren.

Dein

Bruder

Boku de compliman Guillaume
o soter

Wilhelm

A son Altesse Royale Monsieur le Prince Charles de Prüsse, mon Frère.

Nebst vielen Empfehlungen an den Hof incl. Grf Voß, meine zu Fuß Werfung an den übrig gebliebenen u. Radziwill.

A Revoir.

*

Langres den 28 Januar 1814.

Obgleich Du mir viele Antwortn schuldig bist, so will ich Dir doch zeigen, daß ich Dich nicht vergessen habe.

Aus meinen Briefen an die Uebrigen wirst Du gesehen haben, wie unsere Reise von Frankfurt bis hierher gegangen ist.

Unsere Truppen rücken täglich weiter vor; vor einigen Tagen ist Bar sur Aube jenseits Chaumont genommen worden, u. Blücher ist gestern in gleicher Höhe in Brienne angekommen. Alles concentrirt sich. — Eben erhalte ich einen Brief von Charlotte vom 18t. Armes Luischen ist so krank. Gott wird sie wohl schützen!!! Gestern war große Bewegung unter den Monarchen u. ersten Staatsdienern. Papa sagte an Hardenberg beim Weggehen, nun ist der wichtigste Augenblick eingetreten. Wir stehen wie auf Kohlen, da wir nichts bestimmtes wissen.

Fritz v. O: ist zum Grand Maitre d'Artillerie der Holländer ernannt, bleibt aber Stabs-Capt: in unsern Diensten. Ich fiel wie aus Wolken als es mir Papa gestern erzählte. Ich habe ihm gleich einen großen Lese Brief geschrieben, mit unterschiedlichen Canonen ausstafirt.

Hast Du eine große Rede auswendig gelernt für Friedrichsfelde? Hast Du viel mit der Kayserin gesprochen? Der Kaiser war gestern während dem Frühstück in Geschäften beim König u. dann den ganzen Abend vom Thee bis zum Souper.

Gestern hat er mir die Hand so geschüttelt, daß ich glaubte er wollte sie mir abreißen. Er meint die Campagne bekäme mir sehr gut, denn ich bekäme dicke Backen. Bis jetzt habe ich eben noch keine große Strapazen ausgestanden.

Fürst Schwarzenberg ist gestern nach Chaumont abgegangen.

Vielleicht kommt es nun bald zu etwas Ernsthaften.

Die Kayserin Marie Louise ist nach Orléans oder Tours gegangen.

Der Erzieher des Kaysers Alex: La Harpe ist vor einigen Tagen aus Paris gekommen.

Digitized by Google

Eben kommen wir Ordre morgen nach Chaumont zu marschieren. Die Littausche Garde giebt heute Wache beim Kayser. Tambour Major. Fast alle R. Garde Regmt. haben jetzt Tambours Majors —. Sei so gut u. sage an Charlotte, ich würde ihr morgen aus Chaumont antworten, weil ich dann etwas Neues erfahren haben würde; heute habe ich Dir alles geschrieben. Empfiehl mich H: v. Menü; hat er meinen Brief erhalten? Danke Dierken recht herzlich für seinen lieben Brief; ich erhielt ihn vorgestern.

Empfehlungen an alle Uebrigen

Dein

Bruder

Wilhelm

1/2 11 Uhr Mittags

*

Chaumont den 2 Maerz 1814.

Vielen Dank für Deine beiden Briefe vom 1 u. 12 Februar. Ich habe sie unmöglich früher beantworten können. Die Rechnung von Henoch für die Achselbänder habe ich nicht gefunden, da ich doch alle Quittungen gesammelt habe. Mithin kann ich nicht sagen, ob sie quittirt ist. Mein Tagebuch setz ich noch fort aber nur sehr kurz. Anliegende kleine Relation von dem letzten Gefecht bei Bar sur Aube gehört in das Tagebuch; ich bitte also sehr, nachdem Du sie den übrigen mitgeteilt hast, sie mir zurückzuschicken. Es ist das Format meines Tagebuchs. In den letzten Tagen haben wir ziemlich starke Fatiguen gehabt. Den 27 waren wir von 8 Uhr morgen, bis 1/2 8 Uhr Abends im Freien u. fast beständig zu Pferde. Um 1/2 7 Uhr Ab. tranken wir Caffee in Bar sur Aube. Den ganzen Tag hatte ich nichts als 2 Butterbrote gegessen, mich hungerte aber auch fast garnicht. Denn in der Spannung in welcher man wehrend des Gefechts ist, vergißt man alles übrige. Papa war von den drei Regenten der Einzige bei der Affaire; die beiden andern waren schon am 25 hierher abgegangen. Papa wollte es aber abwarten. Bei dieser Affaire habe ich zum Erstenmahl die Bekanntschaft der kleinen Kugeln gemacht. Wir erhielten eine Ladung voll auf 80 Schritt. Nachher waren wir wieder sehr exponirt als die Cavallerie geworfen wurde; wir waren sehr nahe dabei. Der schönste Moment des Gefechts war, als der Feind auf einem Punkt 8 Bat: stark reis aus nahm. Den 28 beritten wir das Schlachtfeld; es war sehr belegt mit Todten. Einige waren fürchterlich zerschossen. Auch lag ein einzelner Fuß da. Von dort ritten wir über die Brüke bei Arconvall gegen Vaudoeuvre wo wir dem Flanquiren zusahen. Auch hier pfiffen uns die kleinen Herren einzeln um die Ohren.

Morgen oder Uebermorgen gehen wir wieder vor. Gestern ist Wittgenstein in Vaudoeuvre eingerückt. Blücher stand am 28 in Meaux; heute oder morgen vor Paris. Vor sich hat er Marmont u. Mortier 8000 M. Er ist selbst ganz concentrirt mit York, Kleist u. Sacken. Bülow geht von Soissons grade auf den großen Sünden-Pfuhl. Blücher will, wenn er hinkommt nicht in die Stadt, weil er voraussiehet gleich raus zu müssen, da N: ihm mit angeblich

Digitized by Google

40/M folgt (wahrscheinlich mehr) u. er ihm Bataille geben wird. Gen: Jagow mit dem Blokade Corps von Erfurt 12/M. vereinigt sich mit St. Priest 6000 M: und folgt N; Wenn wir hier rasch nachgehen, so kann das sehr gut werden.

Nun adieu. Empfehlungen an Menü u. die Uebrigen. Wie gefallen Dir die beiden Grß: fürst:?

Dein

Wilhelm.

*

Troyes den 16 März 1814.

Da wären wir ja einmahl seit gestern wieder in Troyes. Vor allem meinen herzlichen Dank für Deinen Brief vom 27 Frb. Das Messer von einem Fuß Länge bin ich neugierig zu sehen. Vorgestern kam dann endlich in Bar sur Aube, Maj. Brunneck mit der bestätigenden Nachricht des Sieges von Laon an. Blüchers Armee hatte in der Nacht vom 8—9 die Position von Laon bezogen. Des Morgens am 9 griff N. begünstigt durch einen starken Nebel, der unsere Position ihm verbarg, leicht an, hoffend, daß wir unsern Rückzug fort setzen würden. Der Nebel fällt; N. siehet die Armee kann aber das Gefecht nicht mehr abbrechen. Es kommt die Meldung, daß sich der Feind in starken Colonnen auf der Straße von Rheims in unserer linken Flanque zeigt. York & Kleist, die beiden Helden marschieren dorthin ab; Sacken und Langeron zum Soutient. (Winzingrode und Bülow hielten die Stadt u. die Position) York kam mit dem 2 Corps erst spät Abends gegen den Feind, er gab sogleich den Befehl zum Angriff. Onkel Wilhelm (den man nicht aufhört zu loben) griff mit seiner Brigade zuerst an. General Jürgas greift den Feind mit den Neumärkschen Drgr. u. Brandenbg. Hus. an, u. sogleich ist alles über den Haufen.

Blücher kann York nicht genug loben, dieser Kleist nicht genug u. s. w. Wer eine solche Armee commandirt unter solchen Generalen, der ist wahrlich glücklich zu preisen. Unser Verlust besteht in 6 Off. u. 100 Mann und ist kein Schuß geschehen, alles mit dem Bajonett. Es soll wunderschön gewesen sein in der Mondhellen Nacht, das Schreien, Trommeln, Blasen des Hornisten, die alle Signal wie auf dem Exercier-Platz gaben, u. die Musiken. Schade, daß wir nicht dort waren!

Lauter Preußen haben es gemacht. Wir nahmen 45 Canonen und mehrere 1000 Gef: Winzingerode nahm 8 Canonen außerdem Einige Tage vorher hat Thümen durch Capitulation (durch Mertens) die Festung la Fère genommen, bei Laon, mit 100 Canonen, außerdenen, die auf dem Wall standen, 3 Millionen Flintensteine, 1000 Säbel 1000 Gewehre, ein Ponton Trains, wollen Decken, ꝛc. ꝛc. alles in allen wird auf 5—6 Millionen Thaler angeschlagen. Ein schöner Fang. Mertens wird beständig gelobt. (Winzingerode hat bei Laon ungefähr 1000 M. verlohren).

Nun etwas angenehmes. Der F. hat Rheims wieder genommen und marschiert auf Chalons; wenn man sich hier ordentlich nimmt, so kann ihm daß übel zu

Digitized by Google

stehen kommen. Nun Adieu, Verzeih dies rasende Geschmiere, ich habe aber nicht viel Zeit.

Empfehlungen an H: v. Menu u. alle andern

Dein

Wilhelm.

*

Paris den 4. Aprill 1814.

Da wären wir ja in dem großen Sündenpfuhl wo ich unter solchen Umständen nie her zu kommen glaubte. Ich lege hierbei die Journale in welchen alles viel detaillirter ist, als ich es auch schreiben könnte, um so mehr da der Courier in diesem Augenblick abgehet. Die Journale sind sehr wahrhaft. Von dem Jubel bei unserem Einzug macht man sich keinen Begriff; ich verweise auf Grf: Schwerin. Besehen haben wir die Hauptsachen schon alle, wie die Tuillerien mit einer orientalischen Pracht, den Louvre, die 1400 lange wunderschöne Bildergallerie, das antiken Cabinet (Apollo u. Laokoon waren verpackt) die Invaliden Anstallt, le Jardin des Plantes mit dem Naturalien-Cabinet u. wilden lebendigen Thieren. Ein Elephant unter anderm. Das Schloß Luxemburg, Petits Augustins, eine Sammlung von Monumenten und Statuen seit dem 14 Jahrhundert sehr interessant, das Panteon, das Attellier von Gerard das Corps Legislatif, Palais Royal in welchem **alles alles** zu haben ist. Ein andermal mehr, heute keine Zeit mehr. Nein eine solche Stadt!!! Man kann sich keinen Begriff von machen, Berlin ist mir indeß doch lieber. Napoleon Bonaparte ist abgedankt. Welch eine merkwürdige Zeit!!!!!!!

Empfehlung an alles

Dein

treuer Bruder

Wilhelm.

Cousin ist immer bei uns; wir wohnen in einem Hause. Die Armee stehet gegen Melun, wo N. noch mit einem Theil verirrter Schaafe rum irrt. Marmont gehet heute mit 18/M. über.

Nein die himmlischen Ballets der großen Oper!!! göttlich!!! Die Vestalin wurde gegeben —.

*

Paris den 12 Aprill 1814.

Lieber Carl,

Nimm meinen innigen Dank, für Deine theuren Wünsche zum Geburtstage und den Kreuzen. Dein Brief hat mich sehr erfreut, auch dank ich sehr für die Zurücksendung des Tagebuchs.

Die Urkette ist sehr hübsch, und besonders eine schöne Idee, auch gefällt sie allgemein. — Wie sehr richtig bemerkst Du, wie sich seit einem Thaten vollen Jahr, alles geändert hat. Aber Gottlob, daß wir endlich so weit sind. — Es war Zeit! Dies Menschliche Unglück so in der Nähe zu sehen ist schrecklich,

Digitized by Google

nicht blos das Elend welches die Menschen zu erdulden haben, sondern auch so auf den Schlachtfeldern. Besonders war es mir fürchterlich bei Fere Champenoise, wo wir so ganz mitten drin waren, u. alles recht früh sahen!!!!!

Dies war überhaupt ein merkwürdiger Tag; es war der erste Marsch welchen wir nach Paris machten, indem wir N. seinem Schicksal überließen und laufen ließen. Daß grade dieser erste Tag so glücklich war, mochte wohl keine üble Vorbedeutung sein. Wir marschierten von Vitry ab, um 11 Uhr. Das Wetter war abwechselnd regnigt, bis wir auf eine Anhöhe kamen, wo es sich aufklärte und wir etwas von dem Gefecht sahen obgleich sehr weit. Als wir von der Anhöhe fort ritten, schien gleichsam das schöne Wetter bestellt zu sein; denn es blieb von nun an so, u. alle 10 Minuten kamen Meldungen, daß 2, 4, 5, 6 und 10 Canonen genommen waren. Dies dauerte bis Fere Champenoise. Vor uns her und schon weit über diesen Ort hinaus, warf der Kr: Pr: v. Wtbg den Feind. Rechts von Epernay her warf ihn Sacken u. Langeron. Wir glaubten, daß diese den Feind bereits weit geworfen hätten, als mit einem mahl große Maßen sich zeigen, die nachdem man hingeschickt hatte, für feindliche erkannt wurden. Eine Menge von R. Artillerie wurde unter Rauchs Leitung sogleich placirt, u. so bald der Feind à portée war, bedient. Dieser Feind war durchaus umstellt. Von hinten drängten ihn Sacken u. Langeron, von vorne Rajefsky.

(Kr: Pr.: v. Wtbg: wurde gar nicht gebraucht, sondern er verfolgte seinen Feind für sich.) Thiele wurde rübergeschickt, um den F: aufzufordern. Leider wurde aber grade angefangen zu schießen. Der F: General hält Thiele fest, u. erst als die Truppen durchs gute Schießen kirre gemacht an zu wanken fangen u. die Officiere alles mögliche anwenden müssen um die Soldaten zu halten, findet Thiele einen glücklichen Augenblick zum Entkommen. Unsere Artiellerie sollte näher fahren um wirksamer noch zu schießen. Niemand war da zum commandiren. Der Kaiser ritt also selbst vor und commandirte, u. nun ging es immer weiter vor, bis wir neben der Cavallerie waren, pêle mêle mit den Kosacken, die ein paar mahl abgeschlagen waren, und grade auf ein Quarré los. Dies warf die Gewehre fort. Alles rief also gleich stoy, stoy, dies half auf einen Augenblick, aber als der Kay: u. König nun vor ritten u. auch stoy riefen, glaubte die Cavallerie die Herren riefen Hurrah! Hatten sie also noch nicht geschrien, so gings nun noch viel doller los. Indeß wir brachten sie doch zum Stehen. — Nun gings auf die noch übrige große Masse los. Diese schlug sich mit ungeheurer Bravur. Schritt vor Schritt lagen Todte oder Bleßirte. Unsere Cavallerie konnte nicht recht rein, rußische nehmlich. Der Kayser befahl Natzmer Hand ans Werk zu legen. Dies ließ er sich nicht zwei mal sagen, und also rein.

Was nicht niedergemacht wurde warf im letzten Augenblick endlich die Gewehre fort. Von diesem Specktakle hat man keine Idee. Die Sieger also mit den Besiegten durch einander. Das Ausziehen u. Austauschen der Kleider dauerte nicht 5 Minuten. Und da waren die beiden Herren mitten drunter!

Digitized by Google

Es war fürchterlich!!! Man unterhielt sich eine Weile mit dem commandirenden General Pacto.

Als wir zu Hause ritten kamen alle Augenblicke von allen Seiten gefangene Generale. Die Nacht blieben wir in Fére Champenoise, wo wir recht sehr schlecht mit Natzmer, Fritz u. Luck lagen, immer auf Streuen, was man zuletzt gewohnt wird, denn wir haben es gar sehr oft gethan. Was mir sehr angenehm war war, daß ich mitten in diesem Gewühl Krusemrk nach so langer Zeit zum Erstenmahl wiedersah, wie auch das übrige Blüchersche H: Q:. Den anderen Tag marschierten wir, natürlich immer zu Pferde, über Sezanne nach Trettau. Gegen hier war es die vorige Nacht gülden gewesen. Wir mußten zu 9 in einer kleinen Bauerstube liegen. Längs den Fenstern lagen auf einer Streu 6, nehmlich Fritz, Luck, Brauchitsch, Rauch, Natzmer und ich. In einer Nische lag Jagow in einem alten Bette, zu seinen Füßen auf Streue Thiele u. Stollberg. Nun konnte auch kein Mensch mehr rein, u. wir mußten immer zu 2 u. 2 aufstehen, um Platz im Zimmer zur Toilette zu haben. Den andern Tag (17) marschierten wir (nach?) Coulommier, einer Stadt, wo wir denn mahl wieder ordentlich wohnten. Bis dahin war in ganz Frankreich die Gegend egal häßlich. Den 28 marschierten wir nach Quinzy; der ganze Weg war wunderschön, Quinzy ist ein Dorf mit einem großen Schloß, wo wir wohnten, mit einem englischen Park; die Aussicht aus meinem Eckzimmer in der 3ten Etage, war wunderschön! Den 29 marschierten wir über Meaux nach Claye; hier sahen wir Cousin u. überhaupt die ganze Prß: Armee wieder, bis auf Bülow. Das Wiedersehen von allen Bekannten war unbezahlbar, besonders so nahe, von unserm Ziel! Wir blieben die Nacht in Boudy. Am anderen Tag 30t. begann die entscheidende Affaire. Ein ungeheurer Jubel war, als die Truppen bis an die Mauern des Sündenpfuhls gedrungen waren. Nichts als Hurrah hörte man die ganze Nacht u. den anderen Tag. Hier schließ ich, denn von nun an wißt ihr alles. Ich habe ohne zu wollen, den ganzen Marsch von Vitry hierher erzählt, indes dies ist die wichtigste Epoche der ganzen Campagne, da sie uns von Tag zu Tag mit Riesenschritten der Entscheidung und dem Ende näher brachte. Wir sind entsetzlich marschiert immer 4—7 Meilen. Indes die Truppen waren immer guter Dinge, denn es ging vorwerts.

Und so stehen wir denn nun am Ziele!!!

Die Großfürsten sind noch nicht angekommen. Sie wurden durch den Marsch Bonapartens damals von uns abgeschnitten, unter dessen ist alles vollbracht, u. von der Campagne werden sie wohl nichts mehr sehen.

Danke dem Herrn von Menü recht herzlich für seine Wünsche, ich werde ihm nächstens schreiben. Er hat doch schon eine Antwort von mir?

Nun Adieu. In kurzem denk ich sehen wir uns wieder. Welch eine Wonne!

Auf ewig

Dein

Wilhelm

Paris den 13 Aprill
1814
Morgens 1/2 10.

*

Paris den 30 Juny 1814.

Theuerster Carl,

Empfange meine innigsten herzlichsten Wünsche zu Deinem gestrigen Festtage. Gott erhalte Dich uns allen lange, und sei glücklich. — Die Messer aus London mögen die vorläufigen Geschenke sein. Cousin und ich bringen Dir aber noch eins mit, welches Du Dir einmahl bei uns bestellt hast. Sagen will ich es Dir nicht, erräths Du es, desto bester.

Leider konnte ich Dir am gestrigen Tage nicht selbst schreiben weil wir auf der Reise hierher waren. Auf Dein Wohl hat Papa u. ich aber hier getrunken. — Eine kurze Beschreibung der letzten Tage, wird Dir vielleicht nicht unangenehm sein. Den 22 verließen wir London und gingen nach Portsmuth nachdem wir unterwegs beim Lord Liverpool dejeunirt hatten. Den Abend als wir ankamen gingen wir nicht mehr aus. Den 23 embarquirte man sich u. fuhr auf die Rhede um die Flotte zu betrachten. Es lagen 15 Linienschiffe 2 u 3 Decker, und einige 20 Fregatten auf der Rhede. Auf dem Linien Schiff Impregnable mit welchem wir nach England gekommen waren, debarquirten wir, um zu Dejeuniren. Die Schiffe thaten mehrere Salven, die sich außerordentlich schön machten. Papa erhielt von einem Admiral ein kleines Boot geschenkt welches wie eine Fregatte ausgerüstet ist, ganz allerliebst, mit 3 Masten, Canonen etc. Es kommt nach der Pfauen Insel. — Als man dejeunirt hatte, embarquirte man sich wieder in die kleinen Boote und fuhr ans Land. Die Garnison, welche auf dem Wall aufmarschirt war, gab 6 schöne Salven mit Geschütz u klein Gewehr. Um 7 Uhr war Diner beim Pz Regent. Den Abend die Stadt sehr schön erleuchtet.

Den 24. des Morgens wurden die herrlichen Fabriquen besehen. Die Maschinen welche angewandt werden um alles was zum Schiffe gehört zu verfertigen, sind einzig. Ancillon sagte sehr gut: Die Maschinen sind die Menschen, und die Menschen die Maschinen. Dann sahen wir die ungeheuren Ankerschmieder, welches ein fürchterliches Geschäft ist. Man glaubt man käme in die Hölle. Ich habe einen ganz kleinen geschenkt erhalten. Dann fuhren wir wieder auf Boten nach einer Königl Jagd, die außerordentlich schön eingerichtet ist.

Auf derselben fuhren wir bei allen Linienschiffen vorbei, die en Parade aufmarschirt standen. Dan gings wieder auf dem Inpregnable, u. das manövriren begann. Man stellte sich nehmlich in Ordre de Bataille, fuhr vorwärts, rückwärts, seitwärts u. s. w. Es war sehr amüsant. Natürlich wurde wieder geschossen und Hurrah gerufen. Diner war wieder beim Pz Regenten.

Wellington war angekommen, und da hab ich ihn dann ordentlich kennen gelernt. —

Den 25 war Manöver von den Truppen. Sie sind recht schön. Einzig sehen die Bergschotten mit den Dudelsäcken aus. Nach dem Manöver nahm ich Abschied von Fritz u. Cousin die auf 2 Tage nach London gehen; wir alle sehen uns an einem Tage wieder. — Welcher Tag wird das sein! —! Dann

Digitized by Google

fuhren wir zum Lord Egermond, der ein herrliches Landgut hat. Wir besahen den schönen Park, seine herrlichen Pferde, dinirten um 9 Uhr, schlummerten alsdann etwas, und fuhren um 2 Uhr Nachts munter nach Douvre, denn wir hatten 120 Meilen (Engl) bis hin.

Um 5 Uhr kamen wir den 26 an u großen Freudensbezeugungen Den 27 gingen wir zum Kayser u. Großfürsten, wo wir dejeunirten u. Abschied nahmen. Es wurde viel über das schöne England gesprochen; ein jeder von uns verläßt es gewiß ungern. Um 11 Uhr embarquirten wir uns, und verließen das himmlische Land. Ich war ordentlich traurig! Schreiben will ich nichts weiter von England, weil sich das alles viel besser erzählt. — Die Ueberfahrt nach Calais war sehr glücklich. Wir waren nur 2 Stunden unter Seegel, dinirten aber auf dem Schiff was uns lange aufhielt, ich nahm indes an dem selben nicht theil denn ich wurde krank. Leider. Alle übrige mahle war es gut gegangen, u. das Letztemahl nicht. Die See ging ziemlich hoch. Das kleine Boot auf welchem wir debarquirten, wurde tüchtig von den Kipp Wellen, geschaukelt u. da zum 2 Mahl unwohl. Der Unterschied zwischen Allem in England u. Frankreich ist nicht zu glauben und zu beschreiben. Als wären es zwei verschiedene Welttheile; ich ziehe London, Paris vor. England ist fast ein Garten. Alle Gemählde die man siehet, sind nicht übertrieben. In den Parks läuft Pferde, Vieh, Hirsche, Caninchen u. s. w. alles durcheinander. Und der englische Rasen! Man sinkt immer ein, so weich. Nun nur still, ich bekomme sonst Heimweh nach England.

Den 28 kamen wir nach Amiens, u. gestern im tiefen Incognito hier an. Wir haben heute der Königl Familie im Frack unsere Aufwartung gemacht —.

Nun Adieu. Zwischen den 20—27 sehen wir uns wieder.

Auf ewig

Dein

treuer Bruder

Wilhelm

Oberst Wachtmeister

Hahahahaha

Viele viele Empfehlungen an H. Menu u. allen Uebrigen.

*

Speier den 28 Juni 1815.

Bester Carl,

Den ersten müßigen Augenblick benutze ich, um Dir zu Deinem morgenden Feste meine herzlichsten und innigsten Glückwünsche darzubringen. Da ich nicht weiß, ob ich grade morgen am Tage selbst Zeit haben werde Dir diese Zeilen zu schreiben, so habe ich diese freie Stunde benutzt, an einem Tage wie an andern sind meine Wünsche immer auf Dein Bestes gerichtet. Unter wie herrlichen Umständen wirst du diesen Tag begehen. Viel hätte ich drum gegeben, wenn ich Euch bei empfang der Siegesnachricht hätte sehen können. Wie höchst

Digitized by Google

unerwartet kam dieser große, so überaus bedeutende Schlag. Es ist möglich, daß er den Anfang u. das Ende macht u. gemacht hat.

H: Q: Rheinzabern den 28 Juni 15 N. M. 1/2 4 Uhr.

Als ich eben die Seite beendigt hatte ließ mich Papa rufen um mit ihm zum Kronprinz von Oestreich zu gehen; ich habe alles angetroffen was uns der König u. so viele von ihm erzählt haben; eine einzige kleine Figur mit einem sehr großen Kopf. (physisch, man sagt auch geistig groß)

Es ist Dir und auch allen vielleicht nicht unangenehm unsere ferneren Ereignisse der Reise zu erfahren. Ich fahre also fort wo ich in Charlottens Brief stehen blieb. Den 26t. blieben wir in Hanau; des morgens sehen wir das Twersche Dragoner R: durchmarschiren; es ist sehr schön u. stark. Zum Dej: u. Diner waren wir in Wilhelmsbad bei der Tante. Von Fritz v. H. u. den Cousinen soll ich euch allen sehr sehr viele Empfehlungen machen. Nach dem Diner kamen F: u. F: L: große Freude, dann fuhren wir alle nach Philippsruh am Rhein nicht weit von Wbad. Dann wurde Thee getrunken u. Abschied genommen. In Hanau sahen wir die Brillanten welche das 15 Inf: Regt: genommen hat; ◯ so ist der größte und wohl noch größer. Auch wurden die beiden neuen Obersten creirt Fritz u. F: L: welches sie wohl schon geschrieben haben; sie kommen heute hierher; bleiben einige Tage, u. Fr. gehet dann zu Bülow u. Fr: L: zu Roeder. Gestern früh um 1/2 6 Uhr reisten wir ab nach Speier. Rittmstr. Blücher kam als Courier von seinem Vater und brachte einige Nachrichten; er wird heute in Laon sein. Daß N. zu Gunsten seines Sohnes die Regierung niedergelegt hat wird euch bekannt sein, man wird aber nicht eingehen. Zwischen Ney u. Davoust sind große Streitigkeiten gewesen, wegen Auffstellung einer neuen Armee. Die Frz: Blätter geben ihre Stärke am Tage der Schlacht auf 165000 Mann an, u. ihren Verlust an Hundert Tausend Mann an; überhaupt schildern uns diese Blätter den Zustand der Armee viel schrecklicher als wir selbst geglaubt haben. Ein werthes Pendant zum 29 Bülletin. Nun weiter mit der Reise. In F a/M. sahen wir den Landgrafen von Homburg; bei Oppenheim gingen wir über den Rhein — ein wichtiger Augenblick, wie auch Papa bemerkte. — Die Ruß: 13 Division ging auch grade daselbst über. Um 4 Uhr kamen wir in Speier an und machten gleich unsere Visite beim K: Alexander, welcher sich euch allen sehr empfiehlt, wie auch die beiden Grß Frst: die noch immer von ihrem angenehmen Aufenthalt in Berlin sprechen und aeußerst dankbar für alles Erwiesene sind —. Diner — Nach demselben war der K: Franz angekommen, u. Visite nun bei ihm

Ueberall sah ich alte Bekannte wieder. (Der Elegant Tolstoy ist hier im H: Q: Colonne Führer, ich sah in alle Tage) des Abends machte ich mit den Gß Fst: eine Promenade nach der Kirche, die ganz zerstört ist, aber sehr hoch ist. Wehrend der Revolution haben die Menschen mit der rafinirtesten Geschicklichkeit alles raus gerißen, was raus zu reißen war. Papa kam auch hin.

Digitized by Google

Heute früh fing ich den Brief als eben die Gß Fst: von mir fort gegangen waren, sie haben mich beim Frühstück überrascht. Sie sind desperat weil es scheint daß wir nicht mehr vor den Feind kommen werden.

Um 1 Uhr kamen wir hier an; ein miserables Nest. K: Alex: wohnt mir grade gegnüber und liegt im Fenster, er hat eben abgespeist. Uwaroff, Kanowniţin, Walchonsky sind bei ihm u. auch die übrigen Adj: u. die Gß Fst:

Nicola gab mir durch Zeichen zu verstehen er wolle zu mir kommen; ich gab ihm zu verstehen, daß meine Wohnung ganz erschrecklich schlecht sei.

Morgen gehe ich nach Weißenburg dann nach Hagenau, den 6t sind wir in Nancy wenn nicht früher. Wrede ist schon heute dort.

Nun lebe wohl bester Carl. Viele Empfehlungen an Gl: Menu u. die Lehrer

Dein

treuer Bruder

Wilhelm

Die beiden Gß: Fst: wünschen, daß ich Dir in ihren Namen, ihre Glückwünsche abstatte. F u F. L: sind angekommen.

*

Den 29

Guten Morgen bester Carl; ich wiederhole an dem heutigen Tage nochmals meine herzlichen Wünsche.

Gestern Abend beim Souper kam K. Alex: zur Visite und blieb noch Nach Tisch. Dann gingen die Fritzens zu den Gß. Frst. u ich auch. Nicola war schon ganz ausgezogen und lag im Bett, stand aber auf u. warf den Mantel um. Wir machten einen unbändigen Lärm. Michael der noch angezogen war brachte uns zu Haus.

Wir drei schliefen zusammen in einer Stube. Eben waren wir wieder bei den Gß Frst: die gerade Frühstückten. Adieu

Wl.

*

Paris den 2 August 1815 im Bett.

Recht böse bin ich auf euch alle, den kein Mensch schreibt mir; wenn ich es auch nicht so viel gethan habe, so wißt ihr den Grund; — Fatiguen u. aufgefangene Couriere. Heute sind viele Briefe vom 24 angekommen; hattet ihr damals meine Geschenke noch nicht? Jetzt schreib ich mit jedem Courier, ohne von euch auch nur eine Zeile seit langer Zeit zu haben.

Ich schreibe Dir aus meinem Bett, denn ich bin zur Veränderung wieder unwohl. Ich war vorgestern ausgegangen, hatte mich zu sehr angegriffen und bekam gestern einen Rückfall, der mich den ganzen (?) im Bett hielt, jetzt ist es 11 Uhr, gegen Mittag hoffe ich aufzustehen. Wegen morgen den 3ten will mir Winkel keine tröstlichen Aussichten geben, er meint ich würde nicht ausgehen können, überdem will Papa glaube ich nicht hierbleiben, sehr unangenehm für mich.

Digitized by Google

Neulich schrieb ich Dir von den abgeänderten Knöpf-Beinkleidern; sie haben noch eine Veränderung erlitten, die neuen nämlich sollen die Farbe wie die der Gemeinen haben und wie die russischen besetzt sein, also ein Vorstoß in der Mitte; doch die Streifen nicht zu breit.

Brause kommt eben vom König, der einen Brief von Charlotte erhalten hat und abermals klagt daß ich nicht schreibe; ich sehe mich aber gerechtfertigt durch meinen 10 Seiten langen Brief vom 14—17 und die Geschenke. Fritz ist auch etwas unwohl, er gehet aber aus, ist jetzt zur Parole. Morgen früh versammelt sich das ganze Garde Corps auf dem Champs de Mars, en parade, zum Gebet. Schreibe mir doch, wie ihr den morgenden Tag feiern werdet.

Die Groß Fürsten haben mir Aufgetragen Dir und allen recht viele Empfehlungen zu machen. Sie denken mit vielem Vergnügen noch immer an Berlin. Wir sehen alle Tage u. sie werden mir imer lieber; ich mache jetzt zwischen keinem mehr einen Unterschied, denn Michael den ich sonst wegen seines lustigen Humeurs vorzog, ist stiller geworden, und dagegen Nicola munterer. Wir waren neulich mit Nicola (er fuhr Fritz u. mich in seinem Cabriolet und machten rasenden Lärm beim Platz rufen) in einem Laden le petit Dukerque, wo ganz charmante Sache zu haben sind, fast alles Englisch. Im habe manches gekauft. Die Gß. Fst. kaufen sehr viel; Nicola hat schon für 50000 Frs gekauft; er hat aber auch zu dieser Campagne extra 60,000 Frs geschenkt bekommen außer seinen gewöhnlichen 120,000 Frs. So viel kann ich (nicht) daran wenden. Nun lebe wohl. Viele Empfehlungen an H. Menu und die Lehrer.

Dein

treuer Bruder

Wilhelm



Die Reform in China und die Mächte.

Von

Sir Robert Hart.

Es war treffend, aber schwer zu beantworten: „Wird die Reform für China von innen oder von außen kommen?“ fragte das Visavis unsers Gastgebers. Doch damit war das Thema abgethan.

Der Yamenminister Tschang Yin Huan, dessen letzte Mission ins Ausland der Repräsentation Chinas bei dem diamantenen Jubiläum der Königin Viktoria gegolten hatte, war eben verhaftet und Ende September 1898 in die Zellen des Tribunals gebracht worden. Eine Woche vorher lag eine Reform in der Luft, und fortschrittliche Beamte sahen nichts als ein günstiges Zeichen in dem

Digitized by Google

Eifer des Kaisers; jetzt hatte sich alles geändert, und eine rückläufige Bewegung lähmte jede Zunge. Die einzigen, die zufrieden waren oder wenigstens so aussahen, waren der undurchdringliche Schwätzer Tschung Li und sein Tischnachbar, der stets die Augen offen haltende Schlaukopf Li Hung Tschang; aber die Frage entlockte keinem von ihnen eine Antwort, und ihre Kollegen, von denen mehrere anwesend waren, zeigten sich noch weniger geneigt, sich auf ihre Besprechung einzulassen — sie waren schweigsam und auf ihrer Hut, sie spielten mit dem Dessert, beobachteten aber einander bedächtig, wobei der kalte, gelassene Konfucianismus ihrer Gesichtszüge es für den Fremden unmöglich machte, zu sagen, ob es Schrecken oder Triumph war, was das Antireformdekret des Hofes bei ihnen hervorgerufen hatte. Das Essen war vorzüglich, aber das Gesandtschaftsdiner war kein Erfolg. Nichts konnte kläglicher sein. Hatten kommende Ereignisse ihre Schatten vorausgeworfen?

Eine Fabel erzählt, wie ein alter Mann und ein kleiner Knabe auf ihrem Wege zum Markt einem volkswirtschaftlichen Reformprediger begegneten. Er tadelte sie wegen ihrer Verschwendung, weil sie den Esel, den sie bei sich hatten, fütterten und nicht ausnützten. Darauf setzte sich der alte Mann auf das Tier. Weiterhin begegneten sie einem andern Weltverbesserer, einem Anwalt des Kinderschutzes. Er warf dem Mann Grausamkeit vor, weil er das arme Kind nebenher laufen lasse, und dieses ward darauf in den Sattel gesetzt. Nicht lange danach stießen sie auf einen einer andern Schule angehörigen Schwärmer, der den gesunden Knaben auszankte, daß er reite, während sein rheumatischer Großvater zu Fuß nebenher humple: wenn er reiten müsse, könne da nicht der Esel beide tragen? Die Aenderung war bald vollzogen, als ein Mitglied des Tierschutzvereins erschien und, nachdem es die beiden weidlich ausgescholten hatte, sagte, es sei viel geziemender für sie, ihrerseits den Esel zu tragen, worauf beide abstiegen und daran gingen, diesen neuen Rat zu befolgen; darauf fielen alle drei in den Graben, wo die Reformatoren nichts für sie thun konnten, und nahmen ein klägliches Ende. Die Parabel ist instruktiv und illustrativ; sie giebt der Reformthätigkeit freie Hand, deutet aber an, daß die Leute vielleicht ihre eignen Bedürfnisse am besten kennen.

Wenden wir uns wieder zu China, so finden wir, daß es Kritiker in Ueberfluß giebt, und daß kein Mangel an Ratgebern herrscht. Die Kritik ist zweifellos ehrlich gemeint, — aber verstehen die Kritiker das Ding auch ganz, worüber sie schreiben? Die Ratschläge sind vielleicht sehr gut gemeint, — wem fällt der Nutzen davon zu, den Beratern oder den Beratenen? Jeder von Wohlwollen Beseelte hat natürlich sein eignes Rezept — welchem soll man folgen? Die Katholiken weisen nach Rom; die Protestanten geben ganz andre Segelordres; die Dissidenten sind wieder für etwas andres; die Agnostiker möchten China sich selber überlassen: — wer von ihnen hat die Wahrheit, und warum sollten die Chinesen einen fremden Glauben annehmen, solange die Fremden selbst so verschiedener Meinung sind? Wendet man sich vom Missionar zum Kaufmann, so sagt der eine: wenn ihr den Handel von seinen Bedrückungen frei macht, wird alles wohl werden — aber was sind das

Digitized by Google

für Bedrückungen, und ist eine geregelte Verwaltung möglich ohne sie? Ein andrer verlangt für seine Schiffe Zutritt zu allen Binnengewässern — erlauben das andre Länder? Ein dritter will Gewerbe-, Minen- oder Eisenbahnbetriebsrechte haben — wird es ihm passen, die Bedingungen zu acceptieren, welche die chinesischen Anschauungen für die Verleihung solcher Konzessionen zu stellen zwingen? Außerdem sind mit jedem solchen Verlangen eine Menge von Nebeneinwänden in Bezug auf Kapital, Anteile, Rechte, Schutz, Streitigkeiten verknüpft, die alle mehr oder weniger Konflikte mit der feststehenden Praxis, lokalem Brauch, den Gefühlen des Volkes und der offiziellen Handlungsweise involvieren, während über allem dem die Möglichkeit schwebt, daß der beste Rat angezweifelt und beiseite geschoben und der schlechteste acceptiert und danach gehandelt werden kann. Gehen wir zu den offiziellen Kreisen über: hier hat einer Hinneigung zum Parlamentarismus, der andre verlangt republikanische Formen, und ein dritter giebt Ratschläge vom Standpunkt des Autokraten. Kurz, die Ratschläge sind so vielseitig, wie die Ratgeber zahlreich sind, und Einmischung bedeutet fast sicher Verwirrung. Wäre es nicht besser, behutsam vorzugehen und eine gesunde Entwicklung ihren eignen natürlichen Prozeß vollenden zu lassen? Es ist das empfundene Bedürfnis, und dieses allein, das die Bahn frei machen wird für das, was wirklich hinzugefügt oder geändert oder beseitigt werden muß, und es sind die Chinesen selbst, die dieses Bedürfnis empfinden müssen, nicht der Ausländer, wenn der Versuch, es zu erfüllen, willkommen geheißen werden und nicht auf Widerstand stoßen, wenn er einen Erfolg und nicht einen Fehlschlag bedeuten soll.

Auf der andern Seite ist es ein Irrtum, zu glauben, daß Stagnation in China die Regel ist — wiewohl eine solche nicht überraschen würde in einem Lande, das eher einem Teich als einem Ozean gleicht. Das Zensorenkollegium lenkt unablässig die Aufmerksamkeit auf Abweichungen vom Rechten in der administrativen Praxis und in der offiziellen Geschäftsführung, und die dem Kaiser unterbreiteten Denkschriften sind nie ohne Anregungen für das Wohl des Volkes. Doch giebt es hier zwei verschiedene Schulen. Die eine — und ihr gehört die Majorität an — ist streng konservativ, ihre Anhänger blicken fortwährend auf die Vergangenheit, die Weisheit der Gelehrten und das Herkommen der alten Zeit zurück und glauben ehrlich, daß die Abkehr davon schädlich wirkt, die Rückkehr dazu — das ist die Reform, wie sie sie verstehen — eine Regeneration herbeiführt. Die andre Schule zählt eine sehr kleine Minorität, aber sie ist im Wachsen; sie acceptiert Thatsachen, erkennt an, was für eine Aenderung spricht, hält die Augen offen für das Leben andrer Länder, fragt, was von außen eingeführt und auf chinesische Stämme gepfropft werden kann, und hütet sich, Neuerungen einfach deswegen zu verdammen, weil sie neu sind, oder etwas Unbekanntes rein deswegen zu meiden, weil es fremden Ursprungs ist. Diese zweite Schule ist ohne Zweifel die der Zukunft; sie wird alles versuchen und an allem festhalten, was sie als gut kennt, aber auch sie hat ihre zwei Unterabteilungen: die eine empfiehlt die Annahme von allem, was China stark genug machen wird, den

Digitized by Google

Ausländer mit seinen eignen Waffen zu bekämpfen, die andre acceptiert den Verkehr mit dem Ausland und seine Begleitumstände als etwas, was sich nicht umgehen läßt, allen möglichen Vorteil bringen kann und nicht unbedingt schädlich zu wirken braucht. Der Kaiser Kuangsü gehört vermutlich zu der zweiten Gruppe der zweiten Schule; unglücklicherweise nahm das, was man die bilderstürmerischen Neigungen seiner Koterie nennen kann, die Fährte mit Eifer auf — es ist so sehr viel leichter zu zerstören als aufzubauen —, und als der Wagen radikaler Reform auf der Bahn des Fortschritts engleiste, brachte diese Wendung der Dinge einen intoleranten Konservatismus an die Oberfläche, — auch Reformer, wohlgemerkt, aber solche von der alten Schule.

Aber was heißt Reform, und wo ist sie in China nötig — manche würden vielleicht sagen: wo ist sie nicht nötig? — und wie ist sie einzuführen?

Alles was darauf hinzielt, die Lage eines Volkes zu verbessern, wird, kann man sagen, in gewöhnlicher Sprache unter dem Wort Reform zusammengefaßt, mag es nun die Gestalt nationaler Gesetzgebung, administrativer Thätigkeit, gemeinschaftlichen Zusammenwirkens oder individueller Initiative annehmen, oder mag das Ziel sein, jeder Klasse das notwendige Maß von Bildung erreichbar zu machen, allen in Bezug auf Beruf, Wohnung, Kleidung und Nahrung größere Wohlfahrt zu verschaffen, Verkehr und Bewegung zu erleichtern, die unanfechtbaren Rechte der Persönlichkeit und des Eigentums zu gewährleisten, oder den Staat so weit zu stärken, wie er als Staat unter Staaten gestärkt zu werden Anspruch hat.

Die Vergrößerung der Macht hat ihre Schranken. Ebenso wie die Rechte eines Individuums in jedem Staat durch die Rechte seiner Genossen in diesem Staat beschränkt werden müssen, so müssen die Rechte eines unabhängigen Staates die der andern Staaten als Schranke gelten lassen, und ein Ausfluß aus diesen Rechten stellt sich in der Gestalt eines Interventionsrechtes dar. Während zum Beispiel alle Staaten einem von ihrer Zahl stillschweigend erlauben oder ihn sogar ermutigen können, Reformen einzuführen, die geeignet sind, die Macht dieses Staates qualitativ zu heben oder quantitativ zu erweitern, so daß die Ordnung aufrecht erhalten bleibt und Ausschreitungen eingedämmt werden, können benachbarte Staaten die Pflicht haben und haben das Recht, sich zusammen zu thun und einzuschreiten, um eine ungebührliche Machtvergrößerung in einem Staat zu verhindern, der sich aggressiv verhält und hinsichtlich seiner Zivilisation so weit unter ihnen steht, daß er im stande scheint, solche neuerworbene Macht zu mißbrauchen und so allen andern unzuträglich, wenn nicht gefährlich zu werden droht.

Wenn wir versuchen, dem chinesischen Reich die Diagnose zu stellen, so finden wir, daß es ein Staat ist, der dem Militarismus entgegenwirkt und die Vernünftigkeit auf den Thron erhebt und der nicht von aggressiver Natur ist. Seine Bewohner beobachten die Gesetze und sind leicht zu regieren, aber sie bedecken ein so ausgedehntes Gebiet und sind so zahlreich, daß, einerlei wie wohlgesittet sie im ganzen genannt werden können, immer irgendwo eine lokale Störung von der einen oder andern Art vorkommt, die die offizielle Sorge in Anspruch nimmt,

und darum hat jede Provinz ihre eignen militärischen Streitkräfte zur Erhaltung der Autorität und zur Verhinderung und Unterdrückung von Unruhen; aber die dabei zu entfaltende Thätigkeit ist eine polizeiliche, und die Provinzialsoldaten sind, obwohl ausgebildet und bewaffnet, mehr dazu geeignet, sich mit aufrührerischen Zivilisten herumzuschlagen als Heere zu bekämpfen. Ein Ausländer würde sich bedenken, sie Soldaten zu nennen, aber wenn man sie so nennt, würde er zugleich empfehlen, den Waffen, die sie tragen, mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, in ihrem Drillsystem Aenderungen vorzunehmen und den Offizieren eine gute Ausbildung zu teil werden zu lassen. Bei der geographischen Lage Chinas indessen, dem allgemeinen Charakter des chinesischen Volkes und der thatsächlichen Arbeit, die solche Provinzialtruppen zu leisten haben, ist es die Frage, ob die einheimischen Einrichtungen — das natürliche Ergebnis des Charakters und der Bedürfnisse der Regierung und der Bevölkerung — nicht die passendsten gewesen sein mögen. Unglücklicherweise drängt der Gang der Ereignisse und die Macht der Umstände jetzt China zu der Erkenntnis, daß außer der Aufrechterhaltung der Ordnung innerhalb seiner Grenzen und unter seiner eignen Bevölkerung nicht nur die Fremden in Betracht zu ziehen sind, sondern daß es sich auch auf eine militärische Aktion andrer Staaten gefaßt machen und sich dafür rüsten muß; und so kommt es, daß China gegen seinen Wunsch und Willen in Zukunft eine Militärmacht werden muß. Es wird viel Plackerei und manche Mißgriffe und Katastrophen geben, aber früher oder später wird der Staat gesund, kräftig und erprobt daraus hervorgehen, im Besitz dessen, was die Welt ihm aufzwingt — militärischer Kraft, und sobald er die haben muß, wird er sie schließlich von der besten Art haben: die besten Waffen, den vortrefflichsten Drill, die höchste Ausbildung, und Soldaten in solcher Zahl, wie die Bevölkerung erlaubt und die Umstände erfordern, und von einer Qualität, wie sie die Körperbeschaffenheit, die moralische Kraft und die Schulung im Laufe von Generationen schaffen wird. Gegenwärtig, wo es sich darum handelt, China für die Thaten der Boxer vom vorigen Jahre zu bestrafen, verbietet der Westen unter anderm die Einfuhr von Waffen; im Hinblick darauf sagte ein Sprößling einer vornehmen Familie zu mir: „Sehr gut; das zwingt uns, Selbstproduzenten zu werden. Jetzt — denken Sie an mich! — werden wir selbst in angemessener Zeit Exporteure sein, und nicht nur das, sondern wir werden die gegenwärtigen Fabrikanten unterbieten."

Was eine legislative Reform betrifft, so darf man nicht denken, daß China keine Gesetze habe. Vor langer Zeit schon hat Sir George Staunton das Strafgesetzbuch übersetzt, und für jedes andre Gebiet in den verschiedenen Richtungen der Staatsgewalt existieren ähnliche Gesetzbücher. Das Land ist ein wohlbesiedeltes, und die Bevölkerung ist nicht unzivilisiert: jeder Zoll des Bodens hat seinen Herrn und wird ausgenutzt, wiewohl die Ehrfurcht vor den Toten mehr Grund und Boden für Begräbnisstätten in Anspruch genommen hat, als die Nationalökonomen gutheißen, deren Gefühle keinen Anstoß an der Sitte nehmen, die es zuläßt, daß viele Schichten von irdischen Ueberresten in derselben Bodenvertiefung durch-

Digitized by Google

einander geraten; die Besitzer haben ihre Eigentumsurkunden, Besitzveränderungen werden registriert und zu Protokoll genommen, und die Personen- und Eigentumsrechte sind genau umschrieben und werden geschützt, soweit es die chinesische Zivilisation für ein Volk erfordert, dessen Glieder eine Familie unter einem Oberhaupt bilden. Indessen hat sich die Aufmerksamkeit der chinesischen Minister auf die Thatsache gerichtet, daß der Handel mit dem Ausland und seine Entwicklung gesetzgeberische Maßregeln hinsichtlich mancher neuen Punkte erheischt, so in Bezug auf Handelsgesellschaften, Kontrakte, Versicherung und so weiter und so weiter, und daß es ferner, um den Alp der den Ausländern in China zugestandenen Extraterritorialität loszuwerden, notwendig sein wird, es ebenso zu machen, wie die Japaner es gemacht haben — Spezialgesetze zu erlassen, Spezialgerichtshöfe zu schaffen, Rechtsspezialisten heranzubilden und ein neues Gerichtsverfahren einzuführen. Die allerletzte Denkschrift, die dem Thron von einem sehr hohen Mandschubeamten Namens Tseng Ho vorgelegt worden ist, hat eine Gesetzgebung von der angedeuteten Art empfohlen und befürwortet. Er war eben zum Futai oder Gouverneur einer der achtzehn Provinzen Chinas ernannt worden, und obwohl das, was er damals vorschlug, ad acta gelegt und er selbst von der Kaiserin-Witwe im September 1898 entlassen worden ist, wird er doch, wenn er noch lebt, wieder in die Front treten, und des einen oder andern Tages, früher oder später, wird das, was er vorgeschlagen hat, zur Ausführung kommen. Das empfundene Bedürfnis wird das zu Wege bringen, und die Umgestaltung mit allen Verzweigungen und dem Fortschritt, die in ihrer Entwicklung folgen müssen, wird willkommen geheißen werden und gesund wirken, weil sie vom Mittelpunkt ausgegangen ist, nach Chinas eignem Willen und nicht auf fremdes Geheiß.

Was die Reform auf dem Gebiete des Verkehrs betrifft, so kann man sagen, daß sie bereits begonnen hat. Der elektrische Telegraph funktioniert heute in jeder Provinz, ein Kaiserlicher Postdienst ist organisiert worden und in der Erweiterung begriffen, und Eisenbahnen sind in Bau und projektiert; alle drei Einrichtungen haben sich bewährt, entwickeln sich und werden dem Staat und der Bevölkerung alle die Annehmlichkeiten schaffen, die ihr Vorhandensein in sich schließt. Der Telegraph ist in chinesischen Händen und wird, da er so naturalisiert worden ist, allmählich populär als eine einheimische Einrichtung. Die Kaiserliche Post hat mit zwei Schwierigkeiten zu kämpfen: im Binnenlande giebt es überall private Postanstalten, und die Regierung kann nur behutsam vorwärts schreiten, damit nicht ihr offizieller Wettbewerb betriebsame Leute um ihren Lebensunterhalt bringt, während in den Häfen verschiedene ausländische Mächte fremde Postanstalten auf chinesischem Boden errichtet haben und ihre Anwesenheit Reibungen verursacht, — wiewohl sie für den Augenblick ihre Vorteile haben. Eisenbahnen werden in kurzer Zeit zu finden sein, wo sie nötig sind; solange sie in den Händen von Ausländern sind oder unter ausländischem Schutz stehen, werden sie den Beschränkungen unterworfen sein, welche fremde Unternehmungen notwendig begleiten, aber natürlich werden sie, wenn sie von erfahrenen Ausländern

Digitized by Google

betrieben werden, in Hinsicht auf Schnelligkeit, Regelmäßigkeit, Unabhängigkeit und allgemeinen Nutzen solchen Linien vorzuziehen sein, die von unerfahrenen und offizieller Einmischung zugänglichen Einheimischen betrieben werden.

Was Nahrung, Kleidung, Wohnung und Berufsarten betrifft, so besitzen die Chinesen in Bezug auf die drei ersten, was erforderlich ist, und werden die Zahl und die Mannigfaltigkeit der vierten Klasse steigern, wenn neue Industrien eingeführt und entwickelt werden und andre Reformen neue Wirkungskreise und andre Erfordernisse schaffen. Bis zu welchem Grade die Geldwährung berührt werden muß, ist die Frage; was für Umstände auch oder welche Gesetzgebung den Kupferkäsch zum Umlaufsmittel in China und eines der geringsten Metalle zum Wertregulator gemacht haben, so ist es doch wahrscheinlich, daß es nicht ohne hinreichenden Grund geschehen ist, und daher möglich, daß ein Eingriff da mehr Schaden als Nutzen stiften könnte. Der Zinsfuß ist in China hoch, ein Prozent monatlich wird als sehr wenig angesehen, aber mit jedem Käsch (ein Farthing ist ungefähr = 10 Käsch) kann man etwas auf dem Markt erstehen. Die Regierung wird daher an eine Währungsreform nur sehr behutsam herantreten und darf nicht übereilt vorgehen.

Auch auf dem Gebiet der Erziehung ist es das lebhaft empfundene Bedürfnis, das den mächtigsten Einfluß ausüben wird. Die Chinesen stehen in ihrem Respekt vor der Bildung niemand nach, aber sie haben über diesen Gegenstand ihre eignen Ideen, ebenso wie ihre eignen Bücher, ihre eigenen Schulen, ihre eignen Systeme, und alle diese entsprechen thatsächlich vorhandenen Forderungen und erfüllen Bedürfnisse, an die die Leute sich gewöhnt haben und die das nationale Leben ausgebildet hat. Abgesehen von einigen wenigen staatlichen Schulen und Akademien machen die mit verschiedenen Missionsorganisationen verbundenen Bildungsanstalten allmählich gewisse Teile des chinesischen Volkes mit Studienzweigen vertraut, die bisher keinen Platz in dem gewöhnlichen einheimischen Bildungsgang gefunden haben, und es wird sich nicht nur eine Neigung dafür ausbreiten, sondern es werden auch Kenntnisse von einer Art, die das Land noch nicht besitzt, Wurzel fassen und fruchtbar werden. Die Massen indessen sind praktische Leute, und man darf nicht von ihnen erwarten, daß sie sich von irgend einem Lehrgegenstand angezogen fühlen, dessen Nutzen sie nicht vor sich sehen, aber selbstverständlich werden außergewöhnliche Intellekte von Zeit zu Zeit davon eingenommen, gefesselt und angeregt werden, und diese werden ihrerseits einen umgestaltenden Einfluß ausüben und die fremde Lehre in einheimisches Wissen umwandeln. Zudem wird der fortgesetzte Verkehr und die beständige Einführung von fremden Neuerungen neue Bedürfnisse, neue Industrien und neue Neigungen hervorrufen, und mit deren Beistand werden sich Wirkungskreise bilden für das, was die neue Wissenschaft lehrt, und für die Männer, die sie hervorbringt; dann wird sich die Erwerbung neuer Kenntnisse bezahlt machen, und Praktiker werden popularisieren, was Enthusiasten eingeführt haben. In diesem Zusammenhang sind zwei Reformen wichtig; erstens muß der Staat die Wissenschaft des Westens in allen ihren Zweigen unter die Gegenstände

Digitized by Google

aufnehmen, in denen die Bewerber um ein Amt zu prüfen sind; und zweitens müssen offizielle und professionelle Wirkungskreise für erfolgreiche Studierende geschaffen werden, indem man Spezialisten für den Dienst in und unter den verschiedenen Departements der Staatsverwaltung verlangt und anstellt. Das Streben des Kaisers Kuangsü ging in dieser Richtung, und die Zeit der Flut wird wiederkommen. Indessen ist das Ziel der chinesischen Erziehung mehr die Charakterbildung als das, was wir die Erwerbung von Kenntnissen nennen, und daß dieses Streben von Erfolg begleitet gewesen ist, hat man an dem unermüdlichen Gewerbsfleiß, dem unveränderlichen Frohsinn, dem einsichtsvollen Fortschreiten, dem allgemeinen Wohlverhalten und der gesetzestreuen Natur der Bevölkerung jeder Provinz gesehen. Zugleich darf man nicht annehmen, daß die chinesische Wissenschaft gehaltlos oder daß das Land ohne eine Litteratur ist: im Gegenteil, der Umfang der litterarischen Thätigkeit und die Quantität des veröffentlichten Lesestoffes sind enorm, und der gebildete Chinese ist eine wahre Mine von intellektuellen Schätzen. Geschichte, Biographie, Philosophie, Poesie, Romandichtung, Reisebeschreibung, Kritik, Essay- und Memoirenlitteratur und so weiter haben das Land mit Veröffentlichungen überschwemmt; voluminöse Encyklopädien sind vorhanden, und erschöpfende Wörterbücher sind herausgegeben und neugedruckt worden, lange ehe Johnston erschien oder Webster an der Arbeit war oder von der Französischen Akademie die Rede war. Ausländer, die die Sprache studieren, werden von ihr bezaubert und wünschen sich manchmal die biblischen siebzig Jahre des Menschen, um in den Millionen von Büchern zu schwelgen und zu lesen, was sie über jeden erdenklichen Gegenstand zu sagen haben. Im Jahr 1858 erzählte der Gouverneur von Kuangtung, Pih-Kuei, mir, dem ungläubig Zuhörenden, daß irgend ein zwei Jahrtausende altes Buch berichtet, wie ein Jahrtausend zuvor der Fürst eines der chinesischen Staaten jener Zeit einem Bruderfürsten Botschaften in einer seltsam gestalteten, aus einem besonderen Holz gefertigten Büchse sandte, wie er seine Botschaft in die Büchse hineinsprach, sie verschloß und versiegelte und sie durch einen zuverlässigen Boten übersandte, und wie der Empfänger beim Oeffnen mit eignen Ohren die wirklichen Worte und die Stimme des Absenders hörte; 1898 brachte mir der erste Phonograph, der nach Peking kam, eine Botschaft von Lo Feng Lu, der jetzt chinesischer Gesandter in London ist, und als die Walze gedreht wurde und ich seine Worte hörte und seine Stimme erkannte, hörte ich — aber nicht mehr als Ungläubiger — auch Pih-Kuei mir noch einmal die Geschichte von der wunderbaren Büchse des Fürsten erzählen. Bei meinen Gesprächen mit Huen-siang in den sechziger Jahren interessierte sich dieser für die Elektricität, war aber nicht darüber erstaunt, denn welcher Chinese ist jemals erstaunt? Und eines Tages sagte er: „Das ist zauberhaft, aber ihr seid dem Dinge noch nicht auf den Grund gekommen; da ist noch mehr zu thun, und wenn die Umstände einmal uns Chinesen erlauben, die Sache aufzugreifen, so werden wir etwas dazu beitragen, was ihr Ausländer nicht entdeckt habt." Und in diesem Zusammenhang mag bemerkt werden, daß ein chinesischer Uhrmacher in Futschau selbständig eine Verbesserung an Spinnmaschinen kon-

Digitized by Google

struiert hat, die originell genug ist, um eine Erfindung genannt zu werden, und aussichtsreich und nützlich genug, um patentiert zu werden. Wohlmeinende Leute brauchen keine Sorge um die Verbreitung und die vollste Entwicklung der Bildung in China zu haben; sie wird Zelle auf Zelle ansetzen, und ein vollkommener Körper, mit anderen, die folgen, wird in angemessener Zeit das Ergebnis sein. Was andre Fragen betrifft, soziale und politische, legislative und administrative, lokale und nationale, so mögen sie ruhig der Zeit und den Umständen überlassen werden: Entdeckungen und Erfindungen werden neue Instrumente schaffen, die Regierung wird alte Verbote zurücknehmen, die Gesellschaft wird ihre abergläubische Opposition gegen Veränderungen aufgeben, Bedürfnisse werden empfunden werden, und die Reform wird ihr Werk thun.

Jedes Volk hat seine speziellen Charaktereigentümlichkeiten: die Umgebung härtet sie zu bleibenden Eigenschaften und wandelt sie zu durchdringenden Einflüssen um. Auf dem wahren Grunde der chinesischen Denkweise ruht der Ausspruch: „Der Mensch ist ursprünglich gut“ — „Jin pun shen“ ist die erste Lehre, die das Kind auswendig lernt, und damit verbunden und in der ganzen verständigen Lebensauffassung der Chinesen erkennbar ist die Idee, daß das, was natürlich ist, notwendig, erlaubt ist, und man sich dessen nicht zu schämen braucht. Beide Ideen haben ihre Wirkung auf die Entwicklung des Charakters und der Einrichtungen der Chinesen gehabt. Der konfucianische Kult ist bewunderungswürdig als Richtschnur für das Verhalten des Menschen; als Mensch unter Menschen wird der Chinese ermahnt: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue andern auch nicht,“ und als ein Mensch unter dem Auge der Vorsehung wird er ermahnt, sich zu verhalten, als ob eine Gottheit gegenwärtig wäre, die wirklich existiert — „als ob du wüßtest, wiewohl du nicht wissen kannst“. Er soll recht thun, einfach weil es recht ist, und nicht, weil es eine Hölle giebt, der man entgehen, oder einen Himmel, den man gewinnen soll. Das Resultat ist ein intelligentes und verständiges Volk, eine besonders entwickelte Beamtenschaft und eine tolerante, väterliche Regierung. Aber das Naturgesetz wirkt durch alles hindurch, und jede Klasse hat die Fehler ihrer Eigenart.

Auf die Frage, was der Fehler des Chinesen als Individuums ist, könnte man antworten, daß vor seinem Bewußtsein die Wahrhaftigkeit keinen anerkannten Platz unter den Tugenden hat. Nicht daß die Chinesen nicht ganz so wahrheitsliebend sind wie andre Völker — wenn es heiß ist, werden sie nicht sagen, daß es kalt ist, und wenn sie reiten, werden sie einem nicht sagen, daß sie gehen; aber wenn eine Frage an sie gerichtet wird, von der sie meinen, daß sie nicht an sie gerichtet oder nicht beantwortet werden sollte, so werden sie sich nicht bedenken, in ihrer Antwort von der Wahrheit abzugehen, denn sie argumentieren, daß, wenn die Wahrheit gesagt ist, man die Schiffe hinter sich verbrannt hat, wohingegen, solange man sie zurückhält, jeder Nachteil, den ihre Kenntnis verursachen könnte, vermieden werden kann. Und so ist es gekommen, daß, wenn sie mit Fremden über Geschäfte sprechen, man sie beständig sagen hört, daß das, was der Fremde hochschätzt, die Rechtschaffenheit — hsin — ist und daß des-

Digitized by Google

wegen der Unredlichkeit kein Raum gegeben werden darf. Der Verkehr mit dem Ausland hat diesen Sauerteig, wenn er ihn nicht eingeführt hat, doch wenigstens zur Wirkung gebracht, und früher oder später wird es in China ebenso schimpflich sein, eine Unwahrheit zu sagen, wie es in den Ländern ist, die den Lügner in Acht und Bann thun.

Wenden wir uns zu der Beamtenschaft, so finden wir, daß von jedem Beamten — einem Sieger in den einheimischen Prüfungen für die Beamtenlaufbahn — ein solches Vertrautsein mit der Weisheit der alten Zeit und den Lehren der Weisen verlangt wird, daß er nicht nur für jede Stellung geeignet ist, sondern auch nichts thun wird, was ihr Schande machen könnte: er wird seinem Fürsten treu ergeben und dem Volke ein Vater sein. Ist er demgemäß als Beamter im Yamen — als Fu Mu Kuan — angestellt, so gewährt ihm seine Regierung einen Gehalt, der kaum ausreicht, ihn zu ernähren, erwartet aber trotzdem von ihm, daß er damit auskommt und daß er die vielfachen Pflichten seiner Stellung erfüllt; die Folge ist, daß er gezwungen ist, Geld vom Volk zu nehmen, um das Personal, das er anstellen muß, und die Arbeit, die sie zu leisten haben, zu bezahlen, und obwohl dieses Verfahren, sich auf Ehrenhaftigkeit und Bildung zu verlassen, in abstrakter Hinsicht bewundernswert ist, in konkreter die Mühe erspart, Rechnungen zu führen und zu prüfen, und in der Praxis durch eine öffentliche Meinung kontrolliert wird, die sowohl das Recht des Beamten, für alles Nötige zu sorgen, wie das Recht des Volkes, das Gegenteil zu verweigern, anerkennt, — so öffnet es doch endlosen Mißbräuchen die Thür, die sowohl auf das Volk, das Vergünstigungen erkauft, wie auf die Beamten, die sie verkaufen, demoralisierend wirken. Um in diesen Zuständen — die in dem Glauben an die ursprüngliche Güte des Menschen wurzeln — Remedur zu schaffen, verlangt eine Reform die Aussetzung ausreichender Gehälter und die Einführung von Budgets, begleitet von den nachdrücklichsten Verboten, die einerseits den Beamten die Annahme von Geschenken oder die Ansammlung nicht genehmigter Fonds verbieten, andrerseits das Volk davor warnen, Geschenke anzubieten oder Gelder ohne Genehmigung der Regierung zu erlegen. Der einzige angemessen bezahlte Dienst im Lande ist der bei der Kaiserlichen Seezollbehörde — und dieser ist wiederum ein neuer Sauerteig, der erst zu wirken im Begriffe ist. In kurzer Zeit wird jedes Amt seine angemessene Bezahlung haben, und die Unregelmäßigkeiten werden verschwinden.

Was die Staatsverwaltung selbst betrifft, so sind ihre Einrichtungen im ganzen von einer merkwürdig symmetrischen Art; aber natürlich hat der Lauf der Zeit gewisse Gesetze und Aemter nutzlos gemacht — diese sollten beseitigt werden; andre hat die Zeit notwendig gemacht — diese sollten eingeführt werden; und dank den Veränderungen der Umstände und der steigenden Entfaltung erfordert sie entsprechende Aenderungen im Rechtsgang und Gerichtsverfahren — diese sollten eingeführt werden. Die wichtigste Thatsache indessen, der die Regierung voll und rückhaltlos ins Gesicht sehen muß, ist, daß China nur einer von vielen unabhängigen Staaten ist und daß ein Verkehr mit dem Ausland

Digitized by Google

auf dem Fuße der Gleichberechtigung nicht vermieden werden kann, und in Anerkennung dieser Thatsache sollte sie dem Hauptgedanken eines von der Kaiserin Witwe selbst vor Jahren erlassenen Reformedikts, das besagte, daß Wirklichkeit Wirklichkeit sei und daß die Anerkennung der thatsächlichen Verhältnisse das leitende Motto der offiziellen Kreise sein müsse — schih schi tschiu schih —, die vollste Geltung verschaffen. Wenn dies jemals irgend welchen praktischen Wert bekommen soll, so ist es eine unerläßliche Vorbedingung jeder Reform, daß in den internationalen Beziehungen und Geschäften das Mißtrauen entwaffnet und freundschaftliche Gesinnung gepflegt wird. Dieser Gedanke führt von selber zu einer andern Seite der Frage: „Woher wird die Reform kommen, von innen oder von außen?“ — und es mag jetzt einiges über jene charakteristischen Erscheinungen und Thatsachen im Verkehr mit dem Ausland gesagt werden, zu deren Beurteilung es für fremde Befürworter einer Reform nützlich sein könnte, sie einmal durch chinesische Augen zu betrachten, mit chinesischen Nerven zu befühlen und nach chinesischen Erfordernissen zu behandeln.

Der Verkehr mit dem Ausland hat nicht erst gestern begonnen, aber obwohl Aufzeichnungen von mancherlei individuellen, weit in die Vergangenheit zurückreichenden Versuchen berichten, so ist die Anerkennung eines Vertrages doch ein Produkt moderner Zeiten. Schritt für Schritt haben Entdeckungsreisen, Handelsgeist und propagandistischer Eifer Stein auf Stein gelegt und neue Verhältnisse geschaffen, bis zuletzt sowohl die Interessen des Volkes wie die Berichte der Beamten eine gouvernementale Aktion notwendig machten: daraus entsprangen Verträge, welche Rechte festsetzten, Privilegien verliehen und Staaten verbanden. Wie notwendig sie auch waren und wie angemessen sie auch gewesen sind, so muß doch jeder, der die Wirkung von Verträgen auf China studiert, gewisse Züge als von Anfang an für sie charakteristisch anerkennen: sie waren das Ergebnis eines Verkehrs, der mehr dem freien Willen als dem Verlangen seine Entstehung verdankte; sie wurden mehr nach einer Niederlage acceptiert, als auf dem Wege der Verhandlung zu stande gebracht; sie erlangten von China mehr das, was der Ausländer zu fordern für gut fand, als was China zuzugestehen wünschte; und sie beruhten nicht auf Gegenseitigkeit, denn sie stipulierten nur, was China den Angehörigen andrer Länder gewährleisten sollte, und verpflichteten in keiner Weise andre Länder, den Chinesen etwas zu gewährleisten. Befehle machten die Verträge — selbst Freundschaftsverträge — nicht schmackhaft; die Reflexion hat das Mißvergnügen nicht zerstreut; die Erfahrung erkennt an, daß, wenn etwas gewonnen worden ist, vom chinesischen Standpunkt viel eingebüßt worden ist.

Nur wenige Chinesen wissen etwas von Verträgen und noch wenigere verstehen ihren Einfluß. Eine große Anzahl hat von dem Verkehr mit dem Ausland Nutzen gezogen: den Produzenten haben sich neue Absatzgebiete für ihre Produkte eröffnet, den Konsumenten ist die Befriedigung alter und neuer Bedürfnisse ermöglicht worden, Reisende sind in den Stand gesetzt worden, rasch und bequem vorwärts zu kommen, die Handelsleute haben Geschäfte gemacht,

Digitized by Google

Forscher haben Wahrheit gefunden, Gelehrten sind die Augen für Kenntnisse geöffnet worden, von denen sie vorher nicht geträumt hatten, und Kranken ist eine richtige ärztliche Behandlung zu teil geworden. Doch neben diesen unfraglichen und von denen, welche sie genießen, vollauf geschätzten Vorteilen hat man auch andre Erfahrungen gemacht: der Wettbewerb des Auslandes hat den Betrieb mancher einheimischer Unternehmungen schwer geschädigt; Vertragsbestimmungen haben provinziale Einrichtungen gestört; der extraterritoriale Zustand der Ausländer ist, indem er die chinesischen Beamten der Mühe überhebt, ihre Aufmerkkeit auf rechtliche Fragen zu richten, allmählich immer mehr als eine bedenkenerregende Beschränkung der nationalen Rechte auf nationalem Boden anerkannt worden, und Mitglied einer christlichen Kirche zu werden, gilt bereits eher als ein Deckmantel für illegale Handlungen und weniger als eine Garantie für Wohlverhalten. In Verbindung mit diesen Fragen ist Raum für Maßregeln von einer Art, durch die Mißbräuche verhindert und doch die Rechte aufrecht erhalten werden — Raum für eine Reform.

Die Extraterritorialität — um damit zu beginnen — ist ein unschätzbares Privileg, aber wenn sie einerseits ein vertragsmäßiges Recht ist, das, einmal erlangt — und in China ist es erlangt worden —, nicht ohne guten triftigen Grund aufgegeben werden sollte, stellt es eine solche Beeinträchtigung der Souveränität dar, daß es nicht einen Augenblick länger aufrecht erhalten werden sollte, als die Umstände es rechtfertigen, und solange es wirksam ist, hat die Regierung, die es gewährt, einerseits Anspruch auf Zusicherungen, daß die Einführung geeigneter Maßnahmen eventuell seine Aufhebung veranlassen wird, und andrerseits auf den umfassendsten Schutz gegen jeden Mißbrauch, so lange es besteht. China kann dieses Privilegium in weitherziger und liberaler Weise auslegen und thut dies in der Praxis auch; auf der andern Seite können diejenigen, welche sich seines Besitzes erfreuen, entschieden dazu angehalten werden, zu beachten, daß eine ähnlich liberale Auslegung ihrerseits nicht in Widerstreit mit der Geltendmachung irgend eines chinesischen Rechtes geraten darf, das nicht von ihm beeinträchtigt wird, wenn es einfach und buchstäblich wie jedes Recht ausgelegt wird. Aufmerksamkeit auf diesen Punkt und in diesem Sinne würde viel dazu beitragen, jedwede Abneigung der chinesischen Regierung gegen Einmischungen des Auslands zu neutralisieren und würde in demselben Maß die Regierung ihrem eigenen Volke gegenüber in ihrer Pflicht, die Fremden zu schützen, stärken, wiewohl deren Fernhalten von der chinesischen Jurisdiktion in mancher Hinsicht den Gedanken nahelegt, daß Fremde nicht von einer Regierung Schutz erwarten sollten, mit deren Jurisdiktion ihre eigne Auslegung der Extraterritorialität gelegentlich in Widerspruch zu stehen scheint.

Die chinesische Regierung mag manche Schwierigkeit gehabt haben, aus der Grube herauszukommen, in die sie auf lange Zeit gefallen war, und Vertragsmächte als in jeder Weise verschieden von tributpflichtigen Staaten anzusehen; aber ihre Rechte haben nichtsdestoweniger Anspruch auf Anerkennung, und solche Anerkennung ist eine praktische Pflicht und bedeutet in keiner Weise eine Unter-

ordnung. Der Stachel einer so abgepreßten Konzession, wie es die Extraterritorialität ist, gehört nicht zu denen, die die Zeit abstumpfen wird; im Gegenteil, jedes weitere Jahr seines Vorhandenseins, jeder Fortschritt an Macht und Wissen verschärft ihn. Die Extraterritorialität ist eine Gabe, die früher oder später zurückgegeben oder zurückgenommen werden muß. Sollte es, bis es so weit ist, sich nicht für die chinesische Regierung empfehlen, in Vertragshäfen Gerichtsgebäude zur Benützung für die Konsuln zu bauen und mit der Sprache des Gerichtshofs vertrauten chinesischen Richtern zu erlauben, mit den Konsuln in gerichtlichen Fällen Sitzungen zu halten, ferner entsprechend qualifizierte Rechtsgelehrte von chinesischer Abkunft zu veranlassen, dort zu praktizieren, so daß Material für die Abfassung eines Gesetzbuchs gesammelt und geeignete Männer herangebildet würden für die gesetzgeberische Arbeit, der sich China unterziehen muß, wenn die Extraterritorialität aufhört und China die Jurisdiktion über die Ausländer übernimmt? Ein derartiges Verfahren würde eine innere Annäherung herbeiführen, selbst wenn es nur gutgeheißen wäre, und bildend und aufklärend wirken, wenn davon Gebrauch gemacht würde.

Was den Handelsverkehr angeht, so kann gleich anerkannt werden, daß die Bestimmungen, deren Annahme die Ausländer in China forderten, für den Augenblick und unter den bestehenden Verhältnissen so wohlgeeignet und erwünscht waren, wie Erfahrung oder Voraussicht sie ersinnen konnten, und daß das allgemeine Ergebnis für China in weit höherem Grade Gewinn als Schaden war. Doch einige dieser Bestimmungen haben die Mängel ihrer Eigenheit: insofern sie von dem Ausländer nach einem Siege diktiert wurden, waren sie alle mißfällig, und ganz entsprechend der Hast, mit der sie entworfen und genehmigt wurden, waren einige von einer Natur, die auf Seite des Auslands die Vorstellung von Rechten, die sie aufhoben, verdunkelte, und auf chinesischer Seite die Wirkung, die sie auf bestehende Interessen, Erfordernisse und Praxis haben würden, in Betracht zu ziehen versäumte. Transitrechte, Küstenhandel, die Dampfschiffahrt auf den Binnenwässern sind die einzelnen Punkte, die Beachtung erheischen.

Unter dem Transitsystem sind fremde Güter, die landeinwärts gehen, und einheimische Produkte, die herauskommen, gegen Erlegung eines Transitzolls frei von allen lokalen Taxen. Diese Bestimmung ist unvollkommen und, insofern sie unvollkommen ist, einem Mißbrauch ausgesetzt. Vier Dinge sind in dieser Hinsicht notwendig, nämlich:

1. entweder für jeden Vertragshafen einen Radius zu bestimmen, in dessen Bereich Waren nicht mit Transitzöllen belegt werden können, oder besser — angesichts des Umstandes, daß sogar in den Häfen selbst eine lokale Besteuerung stattfindet — für alle Einfuhrwaren die Erlegung von Transitzöllen gleichzeitig mit der von Einfuhrzöllen zu verlangen und ihnen die Wahl zwischen lokalen und binnenländischen Pässen zu lassen;

2. klar und deutlich bekannt zu geben, daß Pässe für Plätze im Inland nur für den genannten Platz Schutz gewähren, und daß die betreffenden Güter,

Digitized by Google

wenn sie einmal dort angekommen sind und der Paß eingezogen ist, ihren geschützten Charakter verlieren und von da an wie andre Güter von derselben Art der lokalen Besteuerung unterliegen;

3. eine Verfügung zu erlassen, nach welcher nur für den Export ins Ausland bestimmte Güter unter dem Schutz von Transitdokumenten hinausgehen dürfen, und so einen Mißbrauch des Transitprivilegiums und eine Umgehung lokaler Steuern durch einheimische Produkte, die nur in China zirkulieren und nicht für den Export ins Ausland bestimmt sind, zu verhüten;

4. alle Transitprivilegien, die fremde Kaufleute genießen, in gleicher Weise den chinesischen Kaufleuten zu teil werden zu lassen, die dieselbe Warengattung versenden und sich mit demselben Zweige des Handels befassen, so daß alle die gleiche Behandlung erfahren und keiner der Härte verschiedener Behandlung oder einem Versuch dazu ausgesetzt ist.

Der Küstenhandel wurde den britischen Schiffen erschlossen als Gegenleistung für die Beihilfe bei der Unterdrückung des Taipingaufstandes, und seitdem auch allen andern vertragschließenden Mächten unter der Klausel von der „meistbegünstigten Nation“. Diese Konzession ruinierte viele chinesische Dschunkenbesitzer und ist die Ursache vieler bitterer Klagen und Mißstimmungen gewesen, aber sie hat viel dazu beigetragen, das Piratentum längs der Küste zu unterdrücken, den interprovinziellen Handel und Verkehr zu heben, sowie diejenigen, welchen die Umstände die Ausnützung neuer sich darbietender Gelegenheiten erlaubten, zu bereichern, und da die Uebergangszeit jetzt vorüber ist, so sind nur zwei Anregungen zu geben, die von Einfluß auf die Zukunft sind, nämlich 1. daß Güter, die in ausländischen Schiffen längs der Küste transportiert werden, nicht geringere Zölle zu bezahlen haben als gleichartige Güter in chinesischen Schiffen, und 2. daß, da der Handel, genau gesprochen, ein einheimischer chinesischer Landeshandel ist, der Tarif der Küstenzölle solchen Aenderungen unterworfen sein muß, wie sie die chinesische Regierung von Zeit zu Zeit einzuführen für gut findet.

In betreff des Küstenhandels mag bemerkt werden, daß die meisten Länder dagegen sind, Fremde daran teilnehmen zu lassen und daß es daher eine lehrreiche Illustration einer ungewöhnlichen Eigenschaft — offizieller Dankbarkeit — ist, wenn China erlaubt, daß andre sich zum Nachteil seiner eignen Handeltreibenden daran beteiligen. Um zu zeigen, mit welcher Eifersucht heimatliche Rechte anderswo gewahrt werden, braucht man nur auf den Handel zwischen San Francisco und Honolulu hinzuweisen: vor fünf Jahren konnten Schiffe aller Flaggen Güter und Passagiere zwischen diesen beiden Häfen befördern, jetzt dagegen sind es nur die Amerikaner, die beides thun können.

Die Dampfschiffahrt auf den Binnengewässern ist die jüngste kommerzielle Konzession, die China dem ausländischen Handel gemacht hat. Ueber diese Gewässer ist hinsichtlich ihrer Tiefe oder des Dschunkenhandels, der auf ihnen getrieben wird, verhältnismäßig wenig bekannt. Die Ausländer, die an der Konzession interessiert sind, erwarten von ihr, daß sie fremden Schiffen eine beträcht-

liche und wachsende Thätigkeit bieten, neue Märkte für fremde Güter und neue Wege für einheimische Produkte erschließen und durch Anregung des Konsums sowohl wie der Produktion die Warenzirkulation und den Personenverkehr erleichtern, den Ertrag steigern und die Flußpiraterie verdrängen wird. Auf der andern Seite haben Chinesen, welche sich darüber äußern, wiewohl sie einräumen, daß dabei einige Vorteile sein können, die Besorgnis, daß die Konzession den bestehenden Dschunken- und Bootshandel schädigen, neue unruhige Elemente hereinbringen, neue Anlässe zu fremder Einmischung in die Angelegenheiten des inneren Landes schaffen und neue Schwierigkeiten bei der Besteuerung und Verwaltung in den Provinzen verursachen werde: läßt, so fragen sie, irgend ein andres Land fremde Flaggen auf Binnengewässern zu, und wie ist es mit der Jurisdiktion im allgemeinen und der über die Mannschaften solcher fremder Schiffe im Binnenland im besonderen? Beide Teile haben recht in ihrer Auffassung, aber nachdem die Konzession gemacht worden ist, bleibt nur übrig, sie in solcher Weise zu gestalten, daß die Hoffnung der Ausländer auf Gewinn sich verwirklichen und die Besorgnis der Chinesen vor Schädigungen zerstreut werden kann. Manche chinesische Beamte begünstigten den Gedanken als einen Schritt nach vorwärts, aber ihre ursprüngliche Absicht war einfach, zu gestatten, daß Dampfer dasselbe thun, was einheimische Dschunken und Boote thun, unumgänglichen Bedingungen unterworfen, die mit der Doppeleigenschaft gewisser Plätze als Vertragshäfen und inländischer Märkte und der Notwendigkeit, zwischen provinzialen und kaiserlichen Finanzen zu unterscheiden, verbunden sind; und man hoffte, daß die Praxis und die Zeit ein zweckmäßiges Verfahren herausbilden würden. Im Anfang kam noch eine neue Komplikation hinzu — es wurde für die ausländischen Schiffe und ihre Ladung eine extraterritoriale Stellung und Behandlung verlangt, und das Resultat ist gewesen, daß keine Seite befriedigt ist, indem der Ausländer nicht alles erhalten hat, was er verlangt, und der Einheimische mehr erlauben muß, als er zuzugestehen bereit war. In dieser Hinsicht können fünf Vorschläge gemacht werden: 1. Jeder Vertragshafen muß als das Zentrum eines Binnenwasserdistrikts anerkannt werden, und Dampfschiffe sollten dort in der Regel nur für den Handel in diesem Distrikt einregistriert werden. 2. Eine spezielle Vorschrift muß erlassen werden als Richtschnur für den Fall, daß Dampfschiffe des einen Distrikts in die Gewässer eines andern einlaufen oder sie passieren. 3. Der Lokaltarif und die Vorschriften für den Verkehr der Dampfer, die Behandlung der Frachten und die Erlegung von Steuern müssen für jeden solchen Distrikt extra aufgestellt werden, wobei soviel wie möglich auf Einheitlichkeit gesehen, jedoch lokalen Eigentümlichkeiten und Erfordernissen ebenso speziell und in vollem Umfang Rechnung getragen werden muß. 4. Ueber die Frage der Jurisdiktion über Schiffe und Mannschaften, solange sie sich im Inland befinden, ist speziell Bestimmung zu treffen. 5. Alle derartige Lokal- oder Distriktsvorschriften müssen von den Gouverneuren der betreffenden Provinzen gutgeheißen werden. Auf diesem Wege würde der Handel aller Rechte, Privilegien und Vorteile teilhaftig werden, die billigerweise verlangt oder ohne

Schaden zugestanden werden können, und wenn die lokalen und provinziellen Bedürfnisse gebührend berücksichtigt und die Zustimmung der Provinz formell erlangt worden ist, wird man den Schwierigkeiten, welche das Erscheinen fremder Flaggen im Inland erwarten, vorbeugen, den Handel schützen und Vorteile erreichen können.

Die Verträge betreffen noch einen andern Gegenstand von unaufhörlichem Interesse und unermeßlicher Wichtigkeit: die Missionsfrage. Alle sorgen sie für Freiheit, das Christentum zu lehren und auszuüben, und für den Schutz der Missionare; überdies bestimmt der französische Vertrag, daß es keinem Chinesen verwehrt werden soll, das Christentum anzunehmen, der amerikanische, daß chinesische Konvertiten nicht belästigt werden sollen, und der britische, daß sie, wenn sie friedlich ihrem Berufe nachgehen und nicht gegen die Gesetze verstoßen, auf den Schutz der chinesischen Behörden Anspruch haben sollen; aber mag es nun sein, daß die Annahme und Ausübung eines fremden Glaubens, die verschiedene Abweichungen vom lokalen Brauch mit sich bringt, bei den Nachbarn Anstoß erregt, oder daß schwarze Schafe unter den Mitgliedern einer Kirchengemeinschaft ihre Stellung mißbrauchen und dennoch gegen die Lokalbehörden in der Sache oder als Glied jener Gemeinschaft Schutz finden, oder daß die Missionare selbst aus Philanthropie, aber in ungesetzmäßiger Weise mit der lokalen Jurisdiktion oder alteingewurzelten Bräuchen in Zwiespalt geraten — genug, es heißt überall, daß, ungeachtet der Anerkennung der Verträge, der Bekehrungseifer von den offiziellen Kreisen nicht freundlich angesehen wird, und es ist wohlbekannt, daß auf dem Schauplatz der Missionsthätigkeit lokale Unruhen von der ernstesten Art zu verzeichnen gewesen sind.

Unsers Herrn letztes Gebot war: „Gehet hin in alle Welt und predigt allen Völkern das Evangelium;“ die christlichen Gemeinschaften werden darum niemals aufhören, Glaubensboten auszusenden und zu unterstützen, und es werden sich immer Freiwillige für Stationen finden, die mehr als selbst ein „verlorener Posten“ Tapferkeit und Aufopferung verlangen. Es giebt kein festeres Band als unsern Glauben, und Christen werden immer die gebieterischte Sympathie füreinander fühlen, und es wird immer viele Leute geben, die gleichgiltig gegen den Tadel sind, den ein Appell an das Schwert nach dem Judaskusse hervorruft, und die ohne Zögern für eine bewaffnete Intervention stimmen würden zu Gunsten der Brüder, die eine heidnische Regierung zu vernichten oder eine heidnische Bevölkerung zu verfolgen sucht.

Unter allen den Kräften ferner, die jemals auf die menschliche Natur eingewirkt haben, hat es keine gegeben und giebt es keine, die, indem sie das Zentrum, das menschliche Herz selbst, belebt und beseelt, das persönliche, häusliche, soziale und nationale Leben so mächtig und so durchdringend beeinflußt wie das Christentum, und zwar in der Richtung alles Guten und Ersprießlichen; Menschen, denen ihre ehrliche Ueberzeugung verbietet, die christliche Offenbarung anzunehmen, die aber selbst in christlichen Ländern aufgewachsen und, mögen sie es zugestehen oder nicht, selbst das Produkt christlicher Einflüsse sind, erkennen das Vorhandensein

Digitized by Google

dieser wunderbaren Macht, dieser dem Wohl der Welt dienenden Macht, ganz ebenso wie gläubige Christen an, und würden wahrscheinlich sogar ebenso wenig wie der begeistertste Anhänger des Missionswesens daran denken, eine völlige Aufhebung oder eine zu weit gehende Beschränkung der Missionsbestrebungen zu befürworten.

Doch die Juristen, die die öffentlichen Gesetze abfassen und auslegen, und die Staatsmänner, die die internationalen Beziehungen leiten und den Weltfrieden zu schützen suchen, sind durch eine Vielfältigkeit von triftigen Gründen gezwungen, eine kalte, geschäftsmäßige Stellung zu der Frage einzunehmen, gewisse Definitionen von Rechten gelten zu lassen und gewisse Grenzen hinsichtlich der Nützlichkeit oder Ratsamkeit einer Intervention anzuerkennen.

Was ist nun der richtige Standpunkt, den man in China in der Missionsfrage einzunehmen hat?

Die Chinesen sind nicht intolerant, weder die Regierung noch das Volk. „Gebt die Extraterritorialität auf", sagte der Großsekretär Wen Hsiang, „und eure Missionare können sich niederlassen und lehren, wo immer sie wollen; wenn sie die Leute besser machen können, als sie sind, so wird der Gewinn auf unsrer Seite sein." Dieses sehr wertvolle Recht, die Extraterritorialität, wird schwerlich so bald aufgegeben werden, aber was Wen Hsiang sagte, geht auf die Wurzel der Frage hinab, und keine Macht in der Welt kann bereitwillig ein imperium in imperio genehmigen.

Missionare haben die hervorragendsten Leistungen vollbracht; sie haben das Evangelium gepredigt, sie haben Armenapotheken und Hospitäler eröffnet, sie haben Schulen und Studienanstalten errichtet, sie haben christliche Gemeinschaften gegründet, sie haben einheimische Fragen studiert und die Litteratur durch Veröffentlichung der Resultate bereichert, kurz, in jeder Richtung, die ein Feld für Belehrung oder Wohlthaten bot, ist die Regsamkeit der Missionare an der Arbeit gewesen — und dennoch macht man ihnen Vorwürfe!

Die römisch-katholischen Missionen unterscheiden sich von allen andern, sie überragen vielleicht alle andern durch die Vortrefflichkeit und Vollständigkeit ihrer Organisation, durch ihre Vorsorge und ihre Zuverlässigkeit in Bezug auf ununterbrochene Stetigkeit, durch die Fülle der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel und den geringen Verbrauch von Geld im einzelnen, und durch die barmherzigen Werke, die sie an den Armen thun; sie pflegen die Kranken, gewähren den Verlassenen Obdach, ziehen die Waisen auf, unterrichten die Kinder in nützlichen Gewerben, überwachen ihre Leute von der Wiege bis zum Grabe und gewinnen die Ergebenheit aller, indem sie ihnen helfen, sich zu vergegenwärtigen, daß Gottseligkeit das Beste für diese Welt ist und die Verheißung der künftigen hat. Insbesondere die barmherzigen Schwestern, von denen viele Töchter aus vornehmen Familien sind, arbeiten mit einer rührenden Milde und ergreifenden Hingebung, die keine Sprache völlig zu schildern vermag.

Die Protestanten sind in andern Richtungen thätig, aber man kann sagen, daß Individualismus und etwas, was mehr nach Wetteifer als nach Zusammen-

Digitiz

wirken aussieht, ihnen eigentümlich ist, sie sind alle eifrig und gewissenhaft, vielleicht mag ihr Vertrauen zu der unermeßlichen Ueberlegenheit ihrer eignen Kirche und Grundsätze, ihrer Methode und Lehre die Ursache sein, daß jeder einzelne das Moment der vereinten Kräfte, das Gleichgewicht des festen Zusammenhangs und die Straffheit einer festen Organisation unterschätzt; unwesentliche Spitzfindigkeiten in den Unterschieden der Lehren, ängstliche Beobachtung der sozialen Grade und das gelegentliche Verschwinden eines guten Mannes hie und da, der das Missionsfeld verläßt, um irgend eine andre Berufsrichtung einzuschlagen, sind nicht ohne Wirkung auf die Sympathien der Fremden und die gute Meinung der Einheimischen, und doch sind sie alle apostolische und großherzige, treue Arbeiter in demselben Weinberg.

Auf der einen Seite ist das Reich des Himmels, auf der andern die Reiche dieser Welt — welches ist der rechte Kurs, den man steuern muß? „Darum gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!“ sagt unser Herr, und das ist es ja eben, daß seine eigne Lehre den Glaubensboten den von der göttlichen Vorsicht bereiteten Weg öffnet und für alles eine Richtschnur giebt — werden die Beteiligten die Lehre in sich aufnehmen, oder werden sie sich verwundern und ihres Weges gehen? Die Missionsfrage ist eine Schwierigkeit, zu deren Lösung die Beachtung der angeführten Worte verhelfen könnte — Worte, die auf den Unterschied zwischen dem Hauptsächlichen und dem Nicht-Hauptsächlichen hinweisen; beides zum wesentlichen Bestandteil desselben Anfangsprogramms zu machen, heißt jedes gefährden; das zweite beiseite zu lassen und nur nach dem ersten zu trachten, wird schließlich beides gewinnen lassen. Unnötig zu sagen, was die Hauptsache ist — je weniger zu den Worten unsers Herrn hinzugesetzt oder von ihnen weggenommen wird, desto besser; und was das Nicht-Hauptsächliche betrifft, so ist es einfach alles Sonstige. Zu wünschen ist, daß die Chinesen zu einem christlichen Volk gemacht werden, aber je weniger man bei diesem Unternehmen sie in andrer Hinsicht zu ändern strebt, desto besser vermutlich für alle Beteiligten: die europäischen Christen mögen ihre Beine hängen lassen und übereinanderschlagen, der Chinese muß dabei bleiben, auf seine Art zu sitzen; der Europäer mag Haar und Bart seinem Geschmack entsprechend stutzen, der Chinese muß seinen Kopf kahlscheren und einen Zopf tragen; der Europäer mag seiner Frau den Arm geben und mit der Tochter seines Freundes walzen, der Chinese muß alle solche Vertraulichkeiten vermeiden; der Europäer wird seine Briefe nach dem neuen Stil und nach der christlichen Zeitrechnung datieren, der Chinese wird die cyklischen Schriftzeichen und die Zeitrechnung nach dem regierenden Herrscher anwenden. Unterschiede von dieser Art könnten ad infinitum aufgezählt werden, jeder von ihnen hat seine spezielle Bedeutung, Notwendigkeit und Verbindlichkeit je nach der betreffenden Nationalität, aber nicht einer davon hat mehr mit der Rettung einer Seele oder dem Himmelreich zu thun, als die Form einer Nase, die Größe eines Fußes oder die Farbe eines Auges. Die Chinesen zu Christen, aber nicht zu Abendländern zu machen, ist in der That das, worauf jeder Missionar hinarbeiten sollte, damit er nicht die Menschen

mit drückenden Bürden belastet und die, welche sich bekehren wollen, abhält; wenn die Herzen des Volkes für die Kirche gewonnen werden können, so wird alles andre, was sich gebührt oder rühmenswert ist, zu seiner Zeit folgen, in natürlicher, gesunder und reichlicher Weise, wohingegen, wenn man zu früh von den Leuten verlangt, daß sie diese andern Dinge thun, Beschwerlichkeiten für sie selbst und unnötige Opposition gegen die allgemeine Ursache das Resultat sein werden, denn es sind stets mehr die geringfügigen, anfechtbaren Nebendinge als die wirklichen, fundamentalen Prinzipien, die Uneinigkeit und Hindernisse schaffen. Die vielen trefflichen Dinge, mit denen christliche Philanthropie beschäftigt ist, können kaum überschätzt werden, aber geographische Länge oder Breite haben sehr viel damit zu thun, und obwohl diese Dinge die Beweise für das Vorhandensein jener Philanthropie und das Ergebnis ihrer Kraft sind, so sind sie doch nicht das Christentum selbst: dieses ist es, was der Missionar zu lehren berufen ist, und das ist es, was die Verheißung der steten Gegenwart des Herrn selbst bis zum Ende der Welt hat. Sollte es nicht, so wie die Dinge in China liegen, gut für die Missionen in China sein, mehr auf die fundamentale Unterscheidung zwischen Hauptsächlichem und Nicht-Hauptsächlichem zu achten und sich davon leiten zu lassen, sowie jeder Versuchung, ihre Umgebung des lokalen Charakters oder ein Individuum seiner Nationalität zu entkleiden, zu widerstehen? Vor allen Dingen aber sollte der Missionar sich absolut versagen, sich in einen Rechtshandel oder ein Amtsgeschäft in irgend einer Form oder Gestalt einzumischen, und er sollte seine Leute lehren, es dem Heiden in der Ehrfurcht vor dem Gesetz, der Aufrechterhaltung der Autorität und der Vermeidung jeden Unrechts zuvorzuthun.

An inländischen Plätzen insbesondere sollte das Aeußere der Missionsgebäude und Kirchen von rein einheimischer Architektur sein, und man sollte es sorgsam vermeiden, die Gefühle der Nachbarn zu verletzen, indem man auffallend stolze Gebäude errichtet oder auf Plätzen baut, für welche nicht die freie Genehmigung erteilt worden ist. Ferner sollten die Bekehrten angehalten werden, sich zu vergegenwärtigen und im Gedächtnis zu behalten, daß sie durch den Beitritt zu der Kirche nicht aufhören, chinesische Unterthanen zu sein, und daß sie als gute Christen erst recht verpflichtet sind, den Gesetzen zu gehorchen, sich den Beamten zu fügen und friedfertig zu leben. In die jetzt neu zu ordnenden oder neu zu bestätigenden Verträge könnten vielleicht die Bestimmungen über das Missionswesen mit aufgenommen werden, so daß es allen klar gemacht würde, daß loyale Anerkennung der chinesischen Gesetze, gewissenhaftes Festhalten an den Hauptsachen, unwandelbare Zurückhaltung vor Einmischungen in amtliche Angelegenheiten und Vermeidung jeder Anstoß erregenden Handlungsweise als eine Pflicht gegen den Staat, der die Propaganda des Christentums innerhalb seiner Grenzen duldet, sowie im Interesse der Ruhe im Lande und freundlicher internationaler Beziehungen von Missionaren und Bekehrten erwartet wird. Ueberdies sollten im Innern die Lokalbehörden ermächtigt werden, die Missionsgebäude zu besichtigen, und es sollte als völlig selbstverständlich gelten, daß alle derartigen Inlandsstationen stets für offizielle Inspektionen offen sind.

Wenn es endlich irgend etwas giebt, was sich selbst den chinesischen Anschauungen empfiehlt, so ist es Reciprocität. Die den Chinesen zur Annahme vorgelegten Verträge sollten etwas mehr als die Aufstellung der den Ausländern in China zu bewilligenden Privilegien enthalten. Es würde zum Beispiel genügen, jedem Vertrage einen Spezialartikel anzufügen, des Inhalts, daß Chinesen in dem betreffenden fremden Lande als „meistbegünstigte Nation" behandelt werden sollen. Was den nicht ratifizierten Alcockvertrag vom Jahre 1868 für die Chinesen so annehmbar machte, war nicht irgend ein daraus erwachsender Vorteil, sondern die Reciprocität seiner Form.

Solche Aenderungen, wie sie in den verschiedenen im vorhergehenden besprochenen Beziehungen vorgeschlagen worden sind, würden die Ausländer in China keines ihrer Rechte oder Privilegien, die sie unter den gegenwärtigen Verträgen genießen, berauben, während sie viel dazu beitragen würden, die Vorwürfe der Kritiker zum Schweigen zu bringen und eine freundliche Aufnahme gegenseitigen Verkehrs durch das Volk und wirksamen Schutz durch die Behörden zu bewirken. China hat eine Zukunft, und des einen oder andern Tages in dieser Zukunft wird China, abgesehen von dem Schutz, den ihm die Natur in der Gestalt des Klimas gewährt, mächtig sein: soll diese mächtige Zukunft für uns freundschaftlich sein oder das Gegenteil? Das Vorgehen der Gegenwart wird viel dazu thun, darüber zu entscheiden! Als ich im Jahre 1862 zu dem ersten Marquis Tseng — dem berühmten Tseng Kuo Fan — geschickt wurde, um ihn über einige wichtige Punkte betreffs der ausländischen Beziehungen zu befragen, sagte dieser große Mann: „Ueber solche Dinge zu unterhandeln und zu entscheiden, ist Sache des Yamen (das auswärtige Amt), mir selbst und andern Provinzbehörden steht nur der Vollzug zu; doch da der Fürst meine Ansichten zu hören wünscht, — hier sind sie: Sagen Sie, daß alles, was gut für die Ausländer und ebenso für China ist, meine Unterstützung finden wird, daß alles, was für die Ausländer gut und für China nicht nachteilig ist, bei mir keinen Widerstand finden wird, daß ich aber, einerlei wie gut etwas für die Ausländer sein mag, lieber sterben als mich damit einverstanden erklären werde, wenn es in irgend einer Weise nachteilig für China ist." Das ist der Geist der offiziellen Kreise, mit dem der Westen es in China zu thun hat, und die öffentliche Meinung wird seiner Ehrlichkeit, Freimütigkeit und Vaterlandsliebe Beifall zollen; unter diesen Umständen sollten die Bedingungen, Ansichten und Forderungen der Chinesen gründlich studiert und ihnen keine Maßregel zur Annahme vorgeschlagen — noch weniger zur Durchführung aufgezwungen — werden, die nicht in sich selbst vernünftig und berechtigt und für beide Teile vorteilhaft ist. Manche Leute sagen, daß der Mandschu unser Feind ist, andre, daß es der Chinese ist; dieser Punkt ist von geringer Bedeutung — das Wichtigste ist entschieden, beide zu Freunden zu machen. Manche wiederum sagen, daß Gewalt immer befriedigende Resultate ergeben hat, und Nachgiebigkeit das Gegenteil; es mag so gewesen sein, aber wird es immer so bleiben? Das ist die Hauptfrage! Was in Wirklichkeit zu allen Zeiten wichtig ist, ganz besonders auf diesem internationalen Schauplatz

Digitized by Google

und für die Zukunft, ist Vernunft, Besonnenheit, Rücksichtnahme auf die andre Seite der Dinge und wechselseitiges Entgegenkommen — ist das zu viel verlangt, und liegt das nicht ebenso sehr im Interesse der Ausländer wie in dem der Chinesen? Jeder Staat ist im Verhältnis zu seinen Machtverhältnissen auf die Durchsetzung seiner Rechte oder seiner Bestrebungen bedacht; China ist der friedfertigste und am wenigsten aggressive der Staaten, und es wird eine gute Politik sein, ihn in dieser Richtung sich weiter entwickeln zu lassen und nicht in die Notwendigkeit zu versetzen, sich anders zu verhalten. Ein vernünftiges Vorgehen schließt nicht kategorisches Fordern aus, aber dieses sollte, mehr als irgend etwas andres, nicht nur gerecht, sondern auch vernünftig sein; eine Verschiedenheit der Ansichten bedeutet nicht notwendig Unvernunft, — es ist nur die falsche Ansicht, die unvernünftig ist; ein freundschaftlicher, wenn auch lange dauernder Austausch von Ansichten bietet die einzige Gewähr für gegenseitige Verständigung, gegenseitiges Wohlwollen und gegenseitiges Entgegenkommen. Der Chinese ist am Ende doch ein Mensch, und die beste Art, gut mit ihm auszukommen, ist, ihn zu behandeln, wie man einen Menschen behandeln muß.

*

Von jeher seit den Tagen, da Wingrove Cooke, den ich 1857 in Ningpo traf, seine glänzenden Briefe an die „Times" schrieb, ist es Mode, ja sogar eine Gewohnheit von axiomatischem Charakter gewesen, über die Ansichten des Mannes von „Twenty years in China and speak the language" die Nase zu rümpfen. Das ist nicht überraschend. Auf der andern Seite wird — was vielleicht noch weniger zu verwundern ist — der Globe-Trotter, der in einer sechsmonatigen Ferienzeit um die Erde fährt, eilends als Autorität auf den Thron gesetzt: frisch von Europa oder Amerika weg und von Ort zu Ort sausend, nimmt er seine ersten Eindrücke in aller ihrer Schärfe mit, giebt, was seine Augen gesehen haben, und was er mit seinen Ohren gehört zu haben glaubt, in seiner ganzen Lebhaftigkeit wieder, und ist, wenn er einen Blick auf die Oberfläche geworfen hat, weder um Ausdrücke verlegen, um sie in lebhaften Farben zu schildern, noch um Erklärungen für das, was sie hervorgebracht hat und was darunter steckt. Der Altansässige verliert die Fühlung mit dem Heimatlande, gewöhnt sich immer mehr an einheimische Aequivalente für ausländische Einrichtungen, findet, daß es in vieler Hinsicht am besten zu den lokalen Verhältnissen paßt, „es in Rom zu machen, wie Rom es macht", bekommt Interesse für Sprache und Volk und sympathisiert mit dem Wunsch, dies zu erhalten, und mit der Abneigung dagegen, jenes an die Stelle zu setzen; und je länger seine Studien dauern, desto verwirrender wird das Problem, und desto unannehmbarer für andre seine Ideen — so einzig in seiner Art ist diese Entwicklung, die wir chinesische Zivilisation nennen, und so seltsam diese schwarzhaarige Rasse. Indessen kann er auf einen Vorzug Anspruch machen, und das ist, daß er, wenn er sich ein Herz faßt und seine Ansichten veröffentlicht, sie einfach als das giebt, was sie wert sind — er stellt keine dogmatischen Behauptungen auf, aber da er weiß, von wie viel Stand=

Digitized by Google

punkten diese vielseitige Frage angefaßt und behandelt werden kann, so schafft er Raum für mehr Licht und sorgt dafür, daß es herzlich willkommen geheißen wird, woher es auch kommt.

Die chinesische Frage wird weder verschwinden noch an Bedeutung verlieren, und es ist darum der Mühe wert, den Versuch zu machen, unter die Oberfläche zu dringen und zu ermitteln, warum das Werk die Zeiger auf der Oberfläche des Zifferblatts in einer Richtung dreht, die die Augen des Ausländers als eine auffällige oder abnorme ansehen; das Resultat kann vielleicht die Entdeckung eines Regulators sein, der in seiner Art ebenso gute Dienste leistet wie das Sicherheitsventil und der Dampfdruckmesser in der ihrigen. In jedem Falle wird es nicht schaden, klare Anschauungen über das, was wir in China nötig haben, zu gewinnen: Was ist es? Haben wir ein Recht darauf? Lohnt es sich? Können wir es erreichen? Wie können wir es erreichen mit der geringsten Schädigung andrer, oder vielmehr mit dem größten Nutzen für andre und für uns selbst?

Vorbauen mag, wie Mr. Freeman-Mitford sehr richtig einwendet, schwerfällig machen, indessen führt es nicht notwendig zu einem Programm; es kann einfach der Entwurf eines Schattenbildes von etwas Vorhandenem sein, der Umriß einer Möglichkeit, die beachtet und entkräftet zu werden verdient, selbst wenn die Wahrscheinlichkeit im Verhältnis von einer Million zu Eins gegen ihre Fortdauer und Wirksamkeit spricht. Die Auseinandersetzungen, Bemerkungen und Vorschläge, die in dieser und in vorausgegangenen Abhandlungen[1]) enthalten sind, haben keinen andern Zweck, als das Fortschreiten eines besseren Einvernehmens zwischen China und dem Westen zu ihrem beiderseitigen Vorteil zu fördern.

*

Gerade während ich die letzten Worte niederschreibe, drahten die chinesischen Telegraphisten in Sian den vollen Wortlaut eines Reformedikts in alle Teile des Reiches hinaus. Seine Form und die Art der Behandlung der Frage sind echt chinesisch, aber sein Sinn ist klar, und es mag hier folgender Auszug daraus mitgeteilt sein:

> „Grundsätze leuchten wie Sonne und Sterne und sind unwandelbar; die Ausführung ist eine Lautensaite, die gestimmt und verändert werden kann. Die Dynastien heben eine Bestimmung auf und setzen eine andre an ihre Stelle; nachfolgende Regierungen halten Schritt mit der Zeit und richten sich nach ihren Erfordernissen. Gesetze, die veraltet sind,

---

[1]) 1. The Peking Legations: a National Uprising and International Episode (Fortnightly Review und The Cosmopolitan, November 1900).
2. China and her Foreign Trade (North American Review, Januar 1901).
3. China and Reconstruction (Fortnightly Review, Januar 1901).
4. China and Non-China (Fortnightly Review, Februar 1901).
5. The Boxers 1900 (The Cosmopolitan, März 1901); „Die Boxer 1900“ (Deutsche Revue, März 1901).

verlieren ihre Brauchbarkeit und müssen verbessert werden, um für die Sicherheit des Staates und die Wohlfahrt des Volkes zu sorgen.

„Seit Jahrzehnten haben sich die Dinge in China vom Schlechten zum Schlimmeren gewandelt, und welches Unheil ist das Ergebnis gewesen! Doch jetzt, wo die Wiederherstellung des Friedens bevorsteht, muß an eine Reform gegangen werden. Die Kaiserin Witwe sieht, daß für das, was China entbehrt, am besten durch das, woran der Westen reich ist, gesorgt werden kann, und heißt uns die Fehler der Vergangenheit zu unsern Lehrern für das zukünftige Verhalten machen.

„Die sogenannten Reformen des Kanggang sind nicht weniger verderblich gewesen als die Ausschreitungen der Bastarde, der Boxer, und jenseits des Wassers intriguiert er noch immer: er gebärdet sich, als schütze er den Kaiser und das Volk, aber in Wirklichkeit sucht er Zwietracht am Hof zu stiften.

„Thatsache ist, daß solche Wechselfälle Anarchie und keine gesunden staatlichen Zustände bedeuten, und es ist ein Glück, daß Ihre Majestät uns zu Hilfe kam und in einem Augenblick die Verhältnisse in Ordnung brachte. Wenn die Anarchie beseitigt worden ist, so laßt nicht den Gedanken aufkommen, daß Ihre Majestät eine Reform verboten hat. Wenn wir selber Aenderungen anstrebten, so laßt nicht die Annahme entstehen, daß wir alles, was alt war, aus dem Wege zu räumen willens waren. Nein, unser gemeinsamer Wunsch war, das Gute zu wählen, was dazwischen lag: Mutter und Sohn sind eines Sinnes — mögen Beamte und Volk sich auf dem Weg zum Ziele zusammenfinden!

„Die Kaiserin Witwe hat beschlossen, die Reform zu betreiben, und setzt vorläufig solche hemmenden Unterscheidungen wie alt und modern, einheimisch und ausländisch, beiseite: alles, was gut für den Staat oder für das Volk ist, soll, einerlei, wessen Ursprungs es ist, angenommen werden — alles was schlecht ist, soll abgeschafft werden, gleichviel wie alt es sein mag.

„Unser Nationalfehler ist, daß wir in ein Geleise geraten sind, aus dem es schwer ist, herauszukommen, und in bureaukratischen Fesseln stecken, die ebenso schwer zu lösen sind; Bücherwürmer sind zu zahlreich vorhanden, Männer der That zu selten; unfähige Aktenmenschen werden dick von reinen Formalitäten, und viele Beamte meinen, daß eine hübsche Depesche abfassen Geschäfte erledigen heißt. Alte verknöcherte Leute werden zu lange im Dienst belassen, und offene Stellen werden Leuten verschlossen, die die Begabung und die Eigenschaften besitzen, welche die Zeiten erfordern. Ein Wort giebt die Erklärung für die Schwäche der Regierung: Selbstsucht — und ein andres für den Verfall des Reiches: Gewohnheit. Alles das muß anders werden!

„Diejenigen, welche die Methoden des Westens studiert haben, haben sich soweit nur eine oberflächliche Kenntnis der Sprache, einiges über

Industrie und ein wenig über Kriegswesen angeeignet; aber diese Dinge sind nur Haut und Haar, sie berühren nicht das Geheimnis der Ueberlegenheit des Westens, den weiten Blick der leitenden Männer, die Konzentration bei den Unterbeamten, die Rechtschaffenheit bei Unternehmungen und den Erfolg bei der Arbeit. Die Fundamentallehren unsrer eignen Weisen — die sind der Boden, auf dem die Methoden des Westens ruhen. China hat das übersehen und hat sich nur eine Phrase, ein Wort, einen Splitter, eine Eigenschaft angeeignet: wie kann da das Volk erwarten, glücklich, und der Staat, mächtig zu sein?

„Laßt die hohen Beamten zu Hause und draußen innerhalb zweier Monate über diese Punkte Bericht erstatten, und laßt jeden uns zur Einsichtnahme unterbreiten, was er thatsächlich weiß, und was seine Erfahrung thatsächlich ratsam erscheinen läßt. Laßt sie einheimische und fremde Einrichtungen und Verfahren vergleichen, mögen sie die Rechtsprechung, die Verwaltung, das Volk, die Erziehung oder militärische Fragen betreffen; laßt sie sagen, was abgeschafft, was geändert, was neu eingeführt werden soll — was von andern herübergenommen, was von unsern eignen Einrichtungen ausgestaltet werden soll; laßt sie Ratschläge erteilen, wie nationale Reformen erfolgreich ausgeführt werden können, wie das Talent gefördert und nützlich verwendet werden kann, wie für Einkünfte gesorgt und ihre Verwaltung kontrolliert werden kann, wie die Soldaten zu dem gemacht werden können, was sie sein sollen!

„Nach der Durchsicht ihrer Berichte werden wir sie Ihrer Majestät vorlegen, dann die besten auswählen und diesen zur Wirksamkeit verhelfen.

„Wir haben schon früher Gutachten eingefordert, aber die Antworten waren entweder aus Zeitungsäußerungen zusammengebraut, oder die einfältigen Ratschläge von Stubengelehrten, darunter einer immer dem andern widersprechend und keiner nützlich oder zur Sache gehörig. Was wir jetzt verlangen, ist etwas, was praktisch und ausführbar ist.

„Doch noch wichtiger als Maßregeln sind Männer: laßt Männer von Begabung aussuchen, empfehlen und anstellen!

„Was im Prinzip hervorgehoben werden muß, ist, daß die eigne Person nichts bedeutet und die Pflicht gegen den Staat alles, und für die Praxis, daß die wirklichen Erfordernisse wirklicher Angelegenheiten so behandelt werden sollen, daß die wahren Verhältnisse Berücksichtigung finden und praktische Ergebnisse erzielt werden. Hiernach laßt die rechten Männer auswählen und laßt hoch und nieder zusammenwirken!

„Wir selbst und die Kaiserin Witwe haben lange diese Ideen genährt, und jetzt ist die Zeit gekommen, sie in Kraft treten zu lassen. Davon hängt es ab, ob der Staat auf sicherem oder unsicherem Boden stehen, mächtig oder schwach sein wird. Wenn Beamte fortfahren, die

Digitized by Google

Sache leicht zu nehmen, werden die Gesetze angewendet werden. Laßt alles dies zur Kenntnis bringen!"

Dieses Reform-Edikt ist nachdrücklich und vielversprechend. Mit dem Kaiser am Steuer und mit dem Beistand der Kaiserin Witwe, welche vermöge ihres Prestiges die Triebkraft bildet, wird das Staatsschiff einen neuen Kurs einschlagen, und die Ordre des Tages wird sein: Voll Dampf voraus!



Ueber die Heilbarkeit der Krankheiten und die Grenzen der ärztlichen Kunst.

Von

Prof. Dr. A. Weichselbaum.

Die Heilbarkeit der Krankheiten und die Leistungsfähigkeit der ärztlichen Kunst sind ein Thema, über welches zwar recht häufig und von den verschiedensten Personen, berufenen und unberufenen, gesprochen wird, aber die Ansichten, welche hierbei entwickelt werden, gehen noch recht weit auseinander.

So glauben die einen, und zu diesen gehören nicht bloß Personen aus den sogenannten niederen Volksschichten, sondern auch Vertreter der „gebildeten" Gesellschaftskreise, daß die „allweise" Natur für alle Krankheiten heilsame Kräutlein wachsen lasse, die nur noch nicht insgesamt bekannt sind, oder von deren Existenz und Wirkung nur gewisse Personen Kunde haben, Personen, welche nicht nur keine Aerzte zu sein brauchen, sondern auch keine anderweitigen Kenntnisse und Fähigkeiten besitzen müssen. In dem Rufe, die heilkräftige Wirkung vieler „Kräuter" zu kennen, stehen bekanntlich Viehhirten, Wasenmeister, Dürrkräutler und so weiter.

Eine andre Ansicht geht dahin, daß man die Krankheiten nicht etwa durch gewisse Kräuter und Medikamente, sondern nur durch ein sogenanntes naturgemäßes Verhalten oder durch sogenannte natürliche Mittel heilen könne, als welche man gewöhnlich nur jene gelten läßt, welche nicht der Kunst eines zünftigen Arztes entstammen. Diese Ansicht wird heutzutage von den Aposteln des sogenannten Naturheilverfahrens nicht bloß mit großer Heftigkeit, sondern auch mit anscheinend wachsendem Erfolge verfochten, da sie immer mehr gläubige Anhänger findet.

Noch andre Personen halten sich bereits für so aufgeklärt, daß sie sowohl die Wirksamkeit der „Heilkräuter" und des „Naturheilverfahrens" als auch die Möglichkeit einer Heilung der Krankheiten durch äußeres, künstliches Eingreifen

Digitized by Google

überhaupt leugnen zu müssen glauben und die Meinung vertreten, jeder Versuch einer künstlichen Beeinflussung einer Krankheit sei überflüssig oder sogar schädlich.

Zu den eben angeführten Ansichten kommt schließlich noch jene, welche dahin lautet, daß eine günstige Beeinflussung der Krankheiten durch ein rationelles Eingreifen möglich ist, und daß diese Beeinflussung am wirksamsten nur auf Grund einer fachmännischen, das ist ärztlichen Ausbildung geschehen könne.

Wenn wir nun die vorstehenden Ansichten auf ihre Richtigkeit prüfen sollen, müssen wir uns zunächst fragen, was Krankheiten sind, wie sie entstehen und in welcher Weise ihre Heilung vor sich geht.

Unter Krankheit versteht man einen von der Norm abweichenden Zustand eines Organes (oder mehrerer Organe), welcher durch eine bestimmte Schädlichkeit, Krankheitsursache, hervorgerufen wird. Die Krankheitsursachen sind entweder von der Außenwelt auf den Organismus einwirkende Schädlichkeiten (äußere Krankheitsursachen) oder bereits den Keim des Individuums betreffende Störungen, welche allein, das ist ohne Hinzutreten einer äußeren Schädlichkeit, eine Krankheit nach sich ziehen können (innere Krankheitsursachen).

Der Ausgang der Krankheit ist entweder Heilung oder der Tod des Individuums; die Heilung kann wieder eine vollständige sein, wenn nämlich das erkrankt gewesene Organ ganz und gar in den früheren normalen Zustand zurückkehrt, oder eine unvollständige, wenn gewisse Anomalien zurückbleiben.

Eine Heilung der Krankheit kann nur dann erfolgen, wenn zunächst die Erkrankungsursache zu wirken aufhört, wenn ferner die durch die Krankheit erzeugten anomalen Produkte entfernt werden und die etwa zu Grunde gegangenen Elemente der Organe sich vollständig wiederherstellen, regenerieren können.

Es entsteht nun die Frage, ob Krankheiten von selbst, das heißt ohne äußeres Eingreifen, heilen können. Diese Frage kann ohne weiteres bejaht werden; freilich gilt dieses nicht für alle Krankheiten. Sogenannte Spontanheilungen können deshalb erfolgen, weil der Organismus über Einrichtungen verfügt, durch welche die Krankheitsursachen und Krankheitsprodukte entfernt, beziehungsweise unwirksam gemacht und zu Grunde gegangene Elemente von Organen vollständig ersetzt werden können.

Wenn zum Beispiel die Krankheitsursache ein in den Organismus eingedrungenes Gift war, so kann dasselbe in dem Verdauungstrakte oder in der Säftemasse des Organismus durch verschiedene chemische Vorgänge unwirksam gemacht oder durch gewisse Organe, namentlich durch die Nieren, ausgeschieden werden.

Handelt es sich um belebte, vermehrungsfähige Krankheitserreger, zum Beispiel um Bakterien, so kann der Vermehrung derselben im Organismus dadurch Einhalt gethan werden, daß in letzterem Substanzen entstehen, welche das Wachstum der Bakterien unmöglich machen oder letztere sogar abtöten; die abgestorbenen Bakterien oder die von ihnen gebildeten Gifte werden schließlich durch die Thätigkeit gewisser Organe aus dem Körper entfernt.

Auch die durch die Krankheit entstandenen und die Krankheit weiter unterhaltenden Produkte können durch die Einrichtungen des Organismus entfernt oder unschädlich gemacht werden; sie gelangen entweder direkt nach außen, oder sie werden zunächst in die Säftemasse des Körpers aufgenommen, oft nachdem sie früher noch gewisse Metamorphosen durchgemacht und so ihre Schädlichkeit eingebüßt haben, oder sie werden durch die Thätigkeit gewisser Organe (Nieren) ausgeschieden.

Besonders wichtig für die Heilung ist die Regenerationsfähigkeit der geschädigten Organe, das heißt die Fähigkeit derselben, ihre durch die Krankheit zerstörten Elemente, welche wir Zellen nennen, durch neue, gleichwertige Elemente zu ersetzen. Diese Fähigkeit ist freilich weder eine absolute noch eine allen Organen und Zellarten zukommende, und darin liegt eine natürliche Schranke für die Heilung der Krankheiten. Es giebt nämlich Organe, in denen die Zellen oder wenigstens gewisse Zellen sich gar nicht zu regenerieren vermögen; dies gilt vor allem für das Gehirn und das Rückenmark, während in andern Organen, zum Beispiel in der Leber, in den Nieren, die wichtigeren Elemente nur eine beschränkte Regenerationsfähigkeit besitzen.

Es wird daher bei Krankheiten des Gehirns oder Rückenmarks nie eine vollständige Heilung möglich sein, und auch nach Krankheiten der Leber und der Nieren kommt es in vielen Fällen zu keiner gänzlichen Wiederherstellung des früheren normalen Zustandes.

Bei der Regeneration der zu Grunde gegangenen Elemente spielt aber noch ein andrer Faktor eine wichtige Rolle, nämlich der Ernährungszustand des betreffenden Organes, welcher wieder von der Blutverteilung abhängt; deshalb kann auch in einem Organe mit sehr großer Regenerationsfähigkeit seiner Zellen die Heilung ausbleiben, wenn das Organ in ungenügendem Maße mit Blut versorgt, also schlecht ernährt wird.

Eine Grenze für Spontanheilung von Krankheiten liegt auch darin, daß bei nicht wenigen Krankheiten sogleich im Beginn eine so starke Schädigung lebenswichtiger Organe veranlaßt wird, daß es schon zum Tode kommt, bevor noch die Wegschaffung der Krankheitsprodukte oder die Regeneration der zerstörten Elemente eingeleitet werden kann.

Wenn wir nun wieder zum Ausgangspunkte unsrer Darstellung zurückkehren und die anfangs angeführten Ansichten über die Heilbarkeit der Krankheiten auf Grund des eben Gesagten prüfen, so wird man zunächst die Möglichkeit zugeben, daß die Vorgänge bei der Heilung von Krankheiten durch äußere Einwirkungen beeinflußt werden können, sowohl im günstigen als im ungünstigen Sinne. So kann die Entfernung der Krankheitsursachen, die Elimination der Krankheitsprodukte beeinflußt werden und in einem gewissen Grade auch die Regeneration der zu Grunde gegangenen Elemente. Es wird aber zugleich die Naivität jener Ansicht deutlich hervortreten, derzufolge die Natur für die einzelnen Krankheiten spezifische Kräutlein wachsen lasse; die Heilung von Krankheiten erfolgt ja nicht etwa durch irgendwelche geheimnisvolle Kräfte von Kräutern,

Digitized by Google

sondern nur unter den früher geschilderten Umständen. Nun soll nicht geleugnet werden, daß Pflanzen (Kräuter) auch Substanzen enthalten können, welche auf die maßgebenden Vorgänge bei der Heilung bestimmter Krankheiten günstig einwirken. Wir können ja in dieser Beziehung zum Beispiel auf das Chinin hinweisen, welches aus einer Pflanze gewonnen wird und ein Heilmittel gegen Wechselfieber ist, und zwar dadurch, daß es den Erreger dieser Krankheit, einen mikroskopisch kleinen Parasiten, tötet. Ein absolutes Heilmittel ist es aber auch nicht, indem es bei den schwersten Formen der genannten Krankheit nicht mehr hilft und auch nicht helfen kann, weil es weder die Krankheitsprodukte zu entfernen noch die Regenerationsvorgänge wesentlich zu beeinflussen vermag. Wenn also auch gewisse Pflanzen Substanzen enthalten können, die in analoger Weise wirken wie das Chinin, so berechtigt uns das doch nicht zu der Annahme, daß für jede Krankheit in der Natur schon ein besonderes Kräutlein als Heilmittel bereit stehe.

Was weiterhin die angebliche Heilung von Krankheiten durch ein sogenanntes naturgemäßes Verhalten des Kranken oder durch sogenannte Naturheilmittel betrifft, so kann zugegeben werden, daß manches, was zum Apparate der Naturheilkünstler gehört, unter bestimmten Verhältnissen insofern von günstiger Wirkung sein kann, als es die Widerstandskraft des einen oder andern Individuums gegen gewisse Erkrankungen zu erhöhen, vielleicht auch die Wegschaffung von Krankheitsprodukten oder die Regenerationsvorgänge günstig zu beeinflussen vermag. Diese günstige Wirkung wird aber nur bei gewissen Krankheiten oder in bestimmten Stadien derselben zu erzielen sein, weshalb ihre unerläßliche Voraussetzung die richtige Diagnose der Krankheit und die genaue Kenntnis des Verlaufes derselben ist. Diese Voraussetzung wird aber von der sogenannten Naturheilkunde, soweit sie nicht ein Zweig der allgemeinen, wissenschaftlichen Heilkunde ist, nicht erfüllt; denn sie vermittelt nur die Kenntnis gewisser Behandlungsprozeduren, nicht aber die Kenntnis von dem Baue und den Funktionen des gesunden und kranken Organismus. Wenn daher die Naturheilkünstler in diesem oder jenem Falle eine Heilung erzielt haben wollen, so dürfen sie sich die wirklich erfolgte Heilung durchaus nicht zum Verdienste anrechnen, weil entweder in dem betreffenden Falle die angewendete Behandlungsmethode mit Rücksicht auf die Natur des Leidens die geeignete war, ohne daß dieses der Naturarzt im voraus wußte, oder weil eine Spontanheilung, das heißt eine von der Behandlung ganz unabhängige Heilung der Krankheit erfolgte. Gerade mit der letzteren Möglichkeit wird von seiten der Naturärzte und Laien gar nicht gerechnet, das heißt sie übersehen bewußt oder unbewußt, daß Krankheiten auch ohne Behandlung heilen können, und daß daher eine in einem bestimmten Falle eingetretene Heilung noch nicht unbedingt auf die angewendete Behandlung bezogen werden darf, während in der wissenschaftlichen Medizin die Unzulässigkeit der Schlußfolgerung: post hoc, ergo propter hoc schon längst erkannt worden ist. Uebrigens sind jene Behandlungsmethoden, welche die Naturärzte für ihre eignen auszugeben pflegen, zum großen Teil solche, welche entweder schon lange zum Heilschatze der so-

Digitized by Google

genannten Schulmedizin, das ist zu der Heilkunst der fachmännisch gebildeten Aerzte, gehörten, oder welche von dieser, sobald sie einer gewissenhaften und exakten Prüfung stand gehalten hatten, willig acceptiert worden waren.

Was jene Ansicht betrifft, derzufolge eine ärztliche Behandlung von Krankheiten überflüssig, ja sogar schädlich sei, so beruht sie zum Teil auf einer Entstellung des an und für sich ganz richtigen Erfahrungssatzes, daß gewisse Krankheiten, wie wir schon früher hervorgehoben haben, von selbst heilen können. Sie läßt sich aber auch leicht widerlegen durch den Hinweis auf die große Anzahl jener Krankheiten, welche thatsächlich nicht spontan heilen, und zwar deshalb nicht, weil ihre Ursache oder die durch sie gesetzten Produkte durch die Kräfte des Organismus nicht beseitigt werden können, während ein rationelles Eingreifen, sei es auf operativem Wege oder durch Medikamente, ganz sicher zum Ziele führt.

Wir kommen hiermit zur letzten Ansicht, welche dahin lautet, daß eine günstige Beeinflussung der Krankheiten durch äußeres Eingreifen möglich ist, am wirksamsten aber nur auf Grund einer fachmännischen, das ist ärztlichen Ausbildung geschehen könne.

Die Richtigkeit dieser Ansicht erhellt eigentlich schon aus dem Vorhergehenden. Es giebt thatsächlich eine große Anzahl von Krankheiten, deren Verlauf und Ausgang durch ein rationelles Eingreifen in mehr oder minder wirksamer und günstiger Weise beeinflußt werden kann. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf alle diese Krankheiten näher eingehen, und wir begnügen uns daher, bloß einige prägnante Beispiele herauszugreifen.

Eine schwere Blutung, gleichgültig ob sie durch eine äußere Einwirkung oder aus innerer Ursache entsteht, wird spontan nicht zum Stillstand gebracht, außer durch eine infolge des Blutverlustes auftretende Ohnmacht; sowie aber diese vorübergeht, fängt auch die Blutung wieder an. Ebensowenig kann eine schwere Blutung durch Naturheilmittel oder einen Kräutersaft beherrscht werden, wohl aber, wenigstens in sehr vielen Fällen, durch eine zweckmäßige chirurgische oder medikamentöse Behandlung.

Wenn Fremdkörper in die Atmungsorgane oder in andre wichtige Organe gelangen, so werden sie selten durch die Kräfte des Organismus herausbefördert, ebensowenig durch Naturheilmittel oder durch ein Wunderkräutlein, und es kann dann zum Erstickungstode, beziehungsweise zu schweren Schädigungen der betroffenen Organe kommen; dagegen können diese schlimmen Folgen durch einen geschickten chirurgischen Eingriff hintangehalten werden. Aehnliches gilt für Vergiftungen. Der Organismus hat zwar auch gegen die Wirkung von Giften gewisse Schutzmittel, aber diese reichen in den meisten Fällen nicht aus, und es muß dann die künstliche Hilfe einspringen, um das Gift entweder rasch zu entfernen oder seine Wirkung durch Gegenmittel möglichst zu paralysieren.

Aber auch viele Krankheiten im engeren Sinne des Wortes würden, sich selbst überlassen, zum Tode führen, beziehungsweise gar nicht oder nur unvollständig zur Heilung kommen, während bei einer entsprechenden Behandlung dieser

Digitized by Google

ungünstige Ausgang häufig abgewendet oder die bereits durch die Kräfte des Organismus eingeleitete Heilung beschleunigt werden kann.

Es gilt dies namentlich für die äußerlichen Krankheiten, weil diese einer direkten Einwirkung, sei es auf mechanisch-operativem Wege, sei es durch medikamentöse Behandlung, viel mehr zugänglich sind als die inneren Krankheiten, obwohl auch von diesen nicht wenige bereits einer solchen Behandlung mit Erfolg unterzogen werden. Doch auch unter jenen innerlichen Krankheiten, deren Sitz eine direkte Einwirkung von Heilmitteln, wenigstens mit den gegenwärtigen Behelfen, nicht gestattet, giebt es eine gewisse Anzahl, welche die ärztliche Kunst mit gutem Erfolge zu behandeln versteht, und man kann nach den außerordentlichen Fortschritten, welche die wissenschaftliche Medizin und die ärztliche Kunst gerade in den letzten Dezennien gemacht haben, mit vollem Recht annehmen, daß nicht nur die Behelfe, welche eine direkte Behandlung solcher innerer Krankheiten ermöglichen, sondern auch die indirekte Behandlungsmethode eine immer mehr zunehmende Vervollkommnung erfahren werden. Noch vor dreißig Jahren hätte man die Idee einer operativen Behandlung von Krankheiten des Magens und Darms, der Leber, Nieren, der Lungen, des Gehirns als eine Tollheit bezeichnet, während gegenwärtig die Zahl der auf diese Weise mit günstigem Erfolg behandelten Krankheiten der genannten Organe von Tag zu Tag zunimmt. Andrerseits haben die glänzenden Erfolge, welche die Heilserumbehandlung bei der Diphtherie errungen, auf einen ganz neuen Weg gewiesen, auf welchem, wenigstens bei den Infektionskrankheiten, auch mit der indirekten Behandlung, das heißt durch Heilkörper, welche erst vermittelst der Blutbahn einwirken können, ein Erfolg erzielt werden kann.

Daß alle diese Heilerfolge nur auf Grund einer fachmännischen, das ist ärztlichen Ausbildung möglich sind, erhellt bereits aus dem Vorhergehenden. Es muß aber schon a priori jedem logisch Denkenden einleuchten, daß eine erfolgreiche Behandlung von Krankheiten die genaue Kenntnis des Baues und der Funktionen des gesunden und kranken Organismus zur unerläßlichen Voraussetzung haben muß; der menschliche Organismus ist ein so komplizierter Mechanismus, daß jeder, welcher etwaige Störungen desselben beheben will, den ganzen Mechanismus und die Art der verschiedenen Störungen genauestens kennen muß. Diese Schlußfolgerung ist eine so zwingende, daß es fast unbegreiflich erscheint, wie sich denkende Menschen derselben entziehen können, und doch stoßen wir selbst bei gebildeten Personen gar nicht so selten auf die Ansicht, daß auch Leute ohne fachmännische Ausbildung große Heilkünstler sein können. Der Grund dieser auffälligen Erscheinung mag einerseits in der Vorliebe mancher Menschen für das Unklare und Geheimnisvolle, andrerseits in dem Umstande liegen, daß das nichtärztliche Publikum die Wirksamkeit einer bestimmten Behandlungsmethode häufig auf Grund des trügerischen Schlusses: post hoc, ergo propter hoc zu taxieren pflegt und hierbei die schon wiederholt erwähnte Thatsache übersieht, daß Krankheiten auch spontan, daher auch unter und trotz jeder beliebigen Behandlungsart heilen können.

Digitized by Google

Wir haben schon früher gehört, daß die ärztliche Kunst, namentlich in den letzten Dezennien, große Fortschritte gemacht hat, und es ist auch weiterhin ein stetiges Fortschreiten zu erwarten; es entsteht nun die Frage, bis zu welcher Grenze dieser Fortschritt möglich ist, oder ob es für ihn überhaupt keine Grenze giebt.

Die ärztliche Kunst besteht zunächst in der Erkennung, der Diagnose der Krankheiten und weiterhin in deren Behandlung. Was nun erstere betrifft, so spricht nichts dagegen, daß die Diagnostik sich immer mehr vervollkommnen und schließlich eine so hohe Stufe erreichen werde, daß alle Krankheiten schon am Krankenbette richtig erkannt werden können. Die Diagnostik der Krankheiten in der Leiche hat es schon jetzt zu einer großen Vollkommenheit gebracht, obwohl auch diese Untersuchungsart noch nicht im stande ist, bereits alle Krankheiten aufzudecken; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß ihr schließlich kein Krankheitsprozeß verborgen bleiben wird, und deshalb ist mit Recht anzunehmen, daß auch die Diagnostik am Krankenbette dieselbe Stufe erreichen werde, da dies nur von der Vervollkommnung der Untersuchungsmethoden und ihrer Behelfe abhängt.

Anders steht es aber mit der Heilung der Krankheiten. Wir haben früher gehört, daß dieselbe an drei Hauptbedingungen geknüpft ist: an die Beseitigung der Krankheitsursache, die Elimination der Krankheitsprodukte und den Ersatz der zu Grunde gegangenen Gewebselemente. Bezüglich der beiden ersten ist es nun wohl denkbar, daß die ärztliche Kunst immer mehr Mittel und Wege finden werde, um diese Bedingungen bei sehr vielen Krankheiten erfüllen zu können, namentlich wenn hierzu operative Eingriffe ausreichen, da gerade in dieser Beziehung, nach den bisherigen Erfahrungen zu urteilen, mit Recht noch große Fortschritte erwartet werden können.

Aber es wird immer eine gewisse Zahl von Krankheitsfällen übrig bleiben, in welchen es selbst bei der größten Vollkommenheit der ärztlichen Kunst nicht möglich sein wird, die Krankheitsursache oder die Krankheitsprodukte schon zu einer Zeit zu beseitigen, in welcher der Organismus noch keine sehr intensive, mit der Fortdauer des Lebens unvereinbarliche Schädigung erfahren hat.

Wenn zum Beispiel eine Verletzung des Herzens oder eines sehr großen Blutgefäßes vorliegt, so kann mit wenigen Ausnahmen die hierdurch erzeugte außerordentlich starke Blutung nicht so rasch gestillt werden, daß es nicht zum Tode durch Verblutung kommen würde.

Bei einer Vergiftung mit Cyankalium wird es auch in Zukunft nicht möglich sein, das Gift noch vor der tödlichen Schädigung des Organismus aus dem Körper zu entfernen oder es zu paralysieren, weil diese Schädigung sogleich nach der Einverleibung des Giftes eintritt.

Ein das Innere des Kehlkopfes gänzlich verschließender Fremdkörper läßt sich ebenfalls nicht so rasch entfernen, daß der Tod durch Erstickung abgewendet werden könnte.

Auch unter den Krankheiten im engeren Sinne des Wortes giebt es nicht

Digitized by Google

wenige — es sind zumeist Affektionen lebenswichtiger Organe oder mit Produktion sehr giftiger Substanzen einhergehende Prozesse —, bei denen mitunter so rasch eine tödliche Schädigung des Organismus entsteht, daß wir höchst wahrscheinlich auch in Zukunft kein Mittel werden ausfindig machen können, welches diese Schädigung rechtzeitig zu verhindern vermag.

Die ärztliche Kunst wird also schon in dieser Richtung auf eine unüberschreitbare Schranke stoßen. Eine andre, noch viel bedeutsamere Grenze liegt in der beschränkten Regenerationsfähigkeit der Gewebe und Organe des menschlichen Körpers.

Es giebt nämlich, wie wir schon früher gehört haben, teils Organe, denen die Regenerationsfähigkeit ihrer spezifischen Elemente vollständig mangelt, teils solche, in denen eine Regeneration nur bei wenig ausgedehnten Schädigungen eintritt. Ferner ist selbst bei jenen Geweben, welche von Haus aus einen hohen Grad von Regenerationsfähigkeit besitzen, dieselbe weder eine unbegrenzte, noch tritt sie unter allen Umständen in Aktion, indem sie, wie wir ebenfalls schon früher anführten, an eine entsprechende Blutversorgung und Ernährung des betreffenden Gewebes gebunden ist. Nun erfahren gerade diese Zustände bei sehr vielen Krankheiten eine mehr oder minder bedeutende Störung, so daß hierdurch die Regenerationskraft zeitweise oder selbst dauernd aufgehoben, beziehungsweise herabgesetzt werden kann.

Wir verfügen allerdings jetzt schon über Mittel, welche den Ernährungszustand eines Organs oder des ganzen Organismus zu heben im stande sind, und es ist nicht zu zweifeln, daß die ärztliche Kunst auch nach dieser Richtung hin weitere, vielleicht noch sehr große Fortschritte wird erzielen können. Aber es wird ihr trotzdem niemals gelingen, jenen Organen, denen schon von Haus aus die Regenerationsfähigkeit fehlt oder nur in geringem Grade eigen ist, diese zu verleihen, beziehungsweise zu erhöhen, sowie die ärztliche Kunst auch nie im stande sein wird, die infolge einer unbehebbaren Ernährungsstörung, zum Beispiel durch vorgeschrittenes Alter oder hochgradige Erschöpfung (Marasmus), herabgesetzte Regenerationskraft wieder zu steigern.

Man hat sich zwar schon bemüht, zu Grunde gegangene Körperteile und Gewebe, deren Regeneration nicht mehr möglich ist, durch lebende Gewebe von andern Körperregionen desselben Individuums oder von andern Individuen, ja selbst von Tieren oder aber durch künstliche Fabrikate zu ersetzen. Diese Bemühungen lassen aber nur dann einen vollen Erfolg erwarten, wenn man zum Ersatze lebendes Gewebe von einem Menschen, also von einem Individuum der gleichen Spezies, wählt, wie man es zum Beispiel in Fällen zu machen pflegt, in denen große, durch Verbrennung oder Geschwürsprozesse entstandene Hautdefekte nicht durch Regeneration heilen können.

Man verpflanzt nämlich dann auf den Defekt Hautstücke von einer andern Körperstelle desselben Individuums oder von einem andern Individuum, worauf, wenn die sonstigen Verhältnisse nicht ungünstig sind, diese Hautstücke mit dem Grunde und den Rändern des Defektes verwachsen und so eine Heilung des letzteren erzielt wird.

Digitized by Google

Man hat auch versucht, starke Blutverluste, das heißt den hierdurch gesetzten Verlust zahlreicher Blutzellen, welche sich nicht rasch genug regenerieren können, durch Einspritzung (Transfusion) von Blut, beziehungsweise von Blutzellen eines Tieres zu kompensieren, aber ohne den gewünschten Erfolg, da die einverleibten fremden Zellen rasch zu Grunde gehen.

Man hat ferner in Fällen, in welchen die Hornhaut des Auges verloren gegangen oder undurchsichtig geworden war, die Hornhaut von Tieren einzupflanzen gesucht, aber auch ohne Erfolg.

Daß ein Ersatz von Geweben und Körperteilen durch künstliche Fabrikate, also zum Beispiel von amputierten Gliedmaßen durch künstliche Füße und Arme, nicht befriedigen kann, ist wohl selbstverständlich.

Es ist zwar nicht ausgeschlossen, daß die eben geschilderten Versuche in Zukunft in dem einen oder andern Punkte noch einen besseren Erfolg erzielen können; aber es wird doch nie gelingen, wichtige Organe, wenn sie zu Grunde gegangen sind, in vollständiger Weise wieder zu ersetzen. So ist die ärztliche Kunst, wie überhaupt jede Leistung des Menschen, an gewisse Grenzen gebunden, und zwar nicht bloß deshalb, weil menschliches Können immer ein beschränktes bleiben wird, sondern weil die Funktionen des menschlichen Organismus, des gesunden und des kranken, an Gesetze gebunden sind, welche wir nicht abzuändern vermögen.



Rückblick auf mein Leben.

Vom

Wirklichen Geheimen Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner.**

VI.

Die neue Aera bis zum Beginn der Militärreorganisation.

Es vergingen mehrere Monate. Im Februar 1858 trat eines Abends plötzlich Herr v. Schleinitz in mein Zimmer und sprach mir von der Notwendigkeit, die eben hier, in Berlin, befindlichen politischen Freunde zusammenzurufen und mit ihnen eine Verständigung über die Grundsätze herbeizuführen, nach welchem eine neue Verwaltung die Geschäfte führen müsse. Nachdem wir den Gegenstand noch näher besprochen hatten, kamen wir darin überein, wie die Hauptmaterien verteilt werden sollten. Es sollten Matthies für das Innere, Rudolf v. Auerswald im Verein mit Herrn v. Bardeleben, dem früheren Regierungspräsidenten in Arnsberg, die Finanzen, Bethmann-Hollweg Kirche

Digitized by Google

und Unterricht, Herr v. Schleinitz und ich das Auswärtige übernehmen und dafür die künftig leitenden Grundsätze, kurz gefaßt, schriftlich niederlegen. Diese verschiedenen Materien sollten dann in ein Ganzes zusammengefaßt und als solches dem Prinzen von Preußen überreicht werden. Für die Auswärtigen Angelegenheiten ist mir nur noch der Satz lebhaft im Gedächtnis, wie Preußen nie vergessen dürfe, daß es ein aufstrebender Staat sei, und angedeutet wurde, daß seine natürliche Stellung unter den europäischen Großmächten es auf die Anlehnung an England und Oesterreich hinwiesen.

Fräulein v. Low,[1]) die Erzieherin meiner Tochter, ihren kirchlichen und politischen Grundsätzen nach der äußersten Rechten angehörig, übernahm es, unter Beiseitesetzung ihrer politischen Neigungen, eine volle Nacht zu opfern, um die Reinschrift dieser Arbeit herzustellen, welche am andern Tage von dem Minister v. Schleinitz dem Prinzen von Preußen überreicht wurde.

Im Frühjahr 1858 schien in der That der europäische Frieden auf Jahre hinaus gesichert. Die militärische Ueberlegenheit Frankreichs, welche sich bei der Expedition in der Krim so glänzend dokumentiert hatte, schien die Präponderanz des napoleonischen Frankreich um so mehr zu sichern, als Rußland, eben erst in tödlichem Kampfe mit Frankreich begriffen, es seinen Interessen gemäß fand, jetzt sich Frankreich zu nähern und sich in den wichtigsten Fragen mit ihm zu verständigen. Unter diesen Umständen schloß sich, gereizt durch das unfreundliche Verhalten Oesterreichs in der Neuenburger Sache, auch Preußen der Regel nach diesem russisch-französischen Einverständnis an. Dieser Gruppe gegenüber bildeten die beiden übrig bleibenden Großmächte England und Oesterreich ein relativ schwaches Gegengewicht.

Im Herbst 1858 trat, nicht mehr länger vermeidlich, die innere Krisis ein, welche das Land längst mit lebhafter Spannung herbeigesehnt hatte. Der Zustand des Königs war hoffnungslos, und eine Fortsetzung der Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen, wie sie seit einem Jahre stattgefunden hatte, länger nicht thunlich. Das Ministerium Manteuffel selbst bot jetzt die Hand zur Errichtung der Regentschaft und hoffte auf diese Weise auch ferner in den Geschäften zu bleiben. In der That lag noch kurz vorher ein fester Entschluß in betreff des vollständigen Wechsels des Ministeriums bei dem Prinzen von Preußen nicht vor.

Zu einer Entscheidung in diesem Sinne neigte der Prinz erst infolge des Besuches, den er seiner Gemahlin, wie gewöhnlich, an deren Geburtstage, dem 30. September, in Baden-Baden abstattete. Die Prinzessin machte ihn bei dieser Gelegenheit aufs eindringlichste auf die Notwendigkeit aufmerksam, einen vollständigen Personenwechsel bei Uebernahme der Regentschaft eintreten zu lassen. Der Prinz widersprach und erklärte, nur einen partiellen Wechsel selbst unter Bei-

[1]) Fräulein v. Low entstammte einer sächsischen Familie und war die Erzieherin der Kinder. Sie wußte aber auch bald die Stelle einer genauen und intimen Freundin einzunehmen und wurde endlich als völlig zur Familie gehörig angesehen, bis sie im März 1868 starb.

behaltung des Ministers v. Manteuffel für ratsam. Am andern Morgen beim Frühstück, nach welchem der Prinz Baden-Baden wieder verlassen wollte, erschien die Prinzessin mit verweinten Augen. Als der Prinz nach der Ursache ihrer Betrübnis fragte, kam die Frage wegen des notwendigen Wechsels im Ministerium nochmals zur Sprache, und nach einer lebhaften und eingehenden Besprechung verließ der Prinz Baden-Baden mit einer weit größeren Geneigtheit zu einem vollständigen Ministerwechsel, als er diese Stadt betreten hatte.

In der That fand denn auch ein solcher Wechsel bei dem Eintritt der Regentschaft, Anfang November 1858, statt, und von den bisherigen Ministern blieben nur zwei im Amte, welche für ausgezeichnete Spezialitäten galten, nämlich der Handelsminister von der Heyd und der Justizminister Simons, deren längeres Verbleiben im Amte dem neuen Herrscherpaar wohl auch um deshalb wünschenswert erschien, weil diese beiden Minister Rheinländer und in der Rheinprovinz sehr beliebt waren.

Das neue Ministerium, damals gewöhnlich mit dem Namen der „Neuen Aera" bezeichnet, war schon deshalb nur zum Teil ein Parteiministerium. Die Mitglieder des neuen Ministeriums waren: der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen als Ministerpräsident, Rudolf v. Auerswald als Minister ohne Portefeuille, der General v. Bonin als Kriegsminister, Freiherr v. Schleinitz als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Herr von der Heyd als Minister für Handel und Gewerbe, Simons als Justizminister, Herr v. Patow als Finanzminister, Graf Pückler als Landwirtschaftsminister, Herr v. Flottwell als Minister des Innern und Herr v. Bethmann-Hollweg als Kultus- und Unterrichtsminister.

Der Ministerpräsident Fürst Anton von Hohenzollern galt für einen Mann von freisinnigen Grundsätzen und war infolgedessen sehr unbeliebt in den Kreisen der damaligen Kreuzzeitungspartei, besaß aber in hohem Maße das Vertrauen des Prinzen und der Prinzessin von Preußen. Er war ein Mann von gutem Verstande und in seinen eignen Angelegenheiten als ein ausgezeichnetes Finanzgenie anerkannt, aber ohne selbständiges Urteil in den großen Fragen, welche damals die Welt bewegten, ohne Erfahrung in den Staatsgeschäften, ohne geschulte Arbeitskraft und ohne genauere Kenntnis in betreff der Verwaltung des Landes. Er war für die hohe Stellung, zu welcher man ihn jetzt berief, völlig ungenügend. Im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, und ohne Frage der reichste Privatmann der Monarchie, auch in seinem Privatleben im höchsten Maße achtungswert, konnte er dadurch die Lücken doch nicht genügend aufwiegen, welche seine Befähigung als Staatsmann darbot. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß der Fürst eine gewisse Scheu davor hegte, sich in Einzelheiten der Geschäfte zu mischen, sondern es vorzog, teils durch Zeitungslektüre, teils durch vielfache Audienzen, welche er politischen Männern erteilte, sich auf dem Laufenden zu erhalten. Natürlich konnte unter solchen Umständen der sachliche Einfluß des Fürsten auf die Entschließungen des Ministerrates nicht von großem Gewichte sein. Dagegen war es insoweit von erheblichem Nutzen, daß er hochstehend im Vertrauen des Regenten, welcher ihn, wie die ganze Hohenzollernsche Familie

Digitized by Google

als Verwandten seines Hauses behandelte, sehr dazu geschickt war, die vom Staatsministerium gefaßten Beschlüsse bei dem Regenten zu vertreten und zur Annahme zu bringen. Gleich von vornherein machte es jedoch einen ungünstigen Eindruck, daß er seine persönlichen Einrichtungen so getroffen hatte, als handle es sich um einen nur vorübergehenden Aufenthalt und nicht um eine dauernde Besitznahme seiner hohen Stellung.

Neben dem Fürsten Anton von Hohenzollern fungierte, gleichsam als eine Art zweiter Ministerpräsident, Rudolf v. Auerswald. Herr v. Auerswald gehörte einer ostpreußischen Familie an, die sich vielfach im Staatsdienste ausgezeichnet hatte. Sein Vater war während der Zeit Oberpräsident von Preußen gewesen, in welcher die königliche Familie nach dem Frieden von Tilsit sich in Königsberg aufhielt. Da ein Teil des Schlosses die Amtswohnung des Oberpräsidenten ausmachte, während der daranstoßende Teil desselben in der Zeit ihres Königsberger Aufenthaltes von der königlichen Familie bewohnt wurde, so entspann sich naturgemäß zwischen den königlichen Kindern und den zahlreichen Kindern des Oberpräsidenten ein lebhafter Verkehr, und bis zuletzt waren Friedrich Wilhelm IV. und der jetzige Kaiser Wilhelm gewöhnt, namentlich den zweiten unter den Auerswaldschen Söhnen, Rudolf, als ihren Jugendfreund anzusehen und zu behandeln. Rudolf v. Auerswald hatte keine gründliche Erziehung erhalten. Mit siebzehn Jahren war er, nach bei der Kommission abgelegtem Examen in die Armee getreten und hatte als Husarenoffizier in dem Yorkschen Corps den Feldzug nach Rußland und dann die Befreiungskriege mitgemacht. Einige Jahre nach hergestelltem Frieden zog er sich auf ein im Dorfe Heiligenbeil angekauftes Gut zurück, trat aber, durch das Vertrauen seiner Mitstände dazu berufen, bald in eine amtliche Thätigkeit ein, zuerst als Landrat, später als Generallandschaftsrat, bis ihn endlich in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre die Stadt Königsberg zum Oberbürgermeister wählte. Er blieb jedoch auch als solcher in seinem früheren Kreise begütert, den er im Stande der Ritterschaft in dem preußischen Provinziallandtage vertrat, und in dieser Eigenschaft nahm er auch an dem Huldigungslandtage von 1840 teil, wo bekanntlich die preußischen Stände, geführt von seinem Bruder Alfred, bei dem König Friedrich Wilhelm IV. nicht um die Bestätigung ihrer provinziellen Privilegien und Assekuranzen zu bitten, sondern, gestützt auf das Versprechen Friedrich Wilhelms III. vom 22. Mai 1815, die Erteilung einer allgemeinen Landesvertretung beantragen zu dürfen glaubten. Bekanntlich fand dieser Antrag der preußischen Stände keine günstige Aufnahme bei Friedrich Wilhelm IV., und es ist bezeichnend, daß der König, welcher einige Zeit darauf wieder die Provinz Preußen besuchte, als er in der Marienburg vor die dort versammelten Stände trat, sich mit merkbarer Absichtlichkeit die Hand vor die Augen hielt und die Worte sprach: „Es ist ja förmlich schwer, sich hier zurechtzufinden; ich erkenne ja meine alten Freunde gar nicht mehr." — Rudolf v. Auerswald verdankte es wohl nur der Erinnerung des Königs an die gemeinsam verlebten Jugendjahre, daß er bald darauf (August 1842) zum Regierungspräsidenten in Trier ernannt wurde und in dieser Stellung bis

Digitized by Google

zum März 1848 verblieb. Ende März dieses Jahres wurde er zum Oberpräsidenten von Preußen ernannt. Der damals gewählten Nationalversammlung gehörte er in den ersten Wochen ihres Bestehens nicht an. Ende Juli 1848 aber wurde er in die Nationalversammlung gewählt, nachdem er vorher an die Spitze des Ministeriums gestellt worden war, welches nach dem Abgange des Ministeriums Kamphausen David Hansemann bildete, und in welchem er die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Schon im September aber zogen Auerswald sowohl als auch die andern Glieder des Kabinetts sich zurück, und er beschränkte sich von da an auf die Thätigkeit inmitten der Versammlung. Nach Auflösung der Nationalversammlung kehrte er auf seinen Posten nach Königsberg zurück. Während der nächsten anderthalb Jahre war Herr v. Auerswald vorzugsweise parlamentarisch sehr thätig und fungierte nacheinander als Präsident der ersten Kammer in Berlin und des Staatenhauses in Erfurt. Mitte Juni 1850 wurde er Oberpräsident der Rheinprovinz, und als das Ministerium Manteuffel 1851, wie der damalige Ausdruck lautete, „offen mit der Revolution brach“, wurde Rudolf v. Auerswald, welcher für einen der Führer der konstitutionellen Partei angesehen wurde, zur Disposition gestellt, weil er in einer Denkschrift an das Ministerium seine Bedenken gegen die Reaktivierung der alten Kreis- und Provinzialstände ausgesprochen hatte. Er lebte nun vorzugsweise für die parlamentarische Thätigkeit, wo er in der zweiten Kammer der altliberalen Opposition angehörte. Rudolf v. Auerswald war ein Mann von vielem natürlichen Verstande und ein geborener Weltmann, dessen anmutiger Persönlichkeit zu widerstehen ungemein schwer war. Auch war er äußerst geschickt in der Behandlung der Menschen und wußte die Schwächen derselben mit raschem Blicke zu erspähen. Zum Staatsmann aber fehlten ihm ebensosehr Talent wie Kenntnisse. Als er im Sommer des Jahres 1848 die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, kamen schwere Fehler vor, welche nur ein Minister zulassen konnte, der die ersten Anfangsgründe unsrer deutschen Politik nicht kannte. Während der letzten Jahre, welche der Einsetzung der Regentschaft vorhergingen, war er lange und viel als Gast bei der Familie des Prinzen von Preußen in Koblenz, und er und Herr v. Schleinitz, welcher ebenfalls sehr häufig dort als Gast war, galten für diejenigen, welche dort das intimste Vertrauen genossen, und welche man als die notwendigen Mitglieder einer künftigen neuen Verwaltung betrachtete. Rudolf v. Auerswald war in den Grundsätzen der altliberalen ostpreußischen Schule erwachsen, welche in dem Minister v. Schön, dem langjährigen Oberpräsidenten der Provinz und Schwager Auerswalds, ihren Mittelpunkt fand. Gleichwohl war er seiner ganzen Natur nach höchst elastisch und zur Vermittlung ebenso geneigt als befähigt, und es war deshalb nicht ohne Grund, daß man unter den Führern der liberalen Partei ihn wohl gar als den „Manteuffel der Liberalen“ bezeichnete. In seinem Privatleben hatte er vielfache Schicksalsschläge zu ertragen gehabt. Seine Frau war eine geborene Gräfin Dohna-Lauck, sein Grundbesitz in Ostpreußen ging infolge schlechter Bewirtschaftung und nachlässiger Finanzverwaltung verloren, und als derselbe in andre Hände übergegangen war, ver-

Digitized by Google

blieb ihm, wenn überhaupt eins, so jedenfalls nur ein sehr kleines Vermögen. Die Geschichte seines ersten Ministeriums (Sommer 1848) und seiner Leitung des auswärtigen Amtes war eine wenig erfolgreiche gewesen, da aber beim Beginn der Regentschaft die europäische Lage nach außen lange Jahre des Friedens in Aussicht stellte, nach innen aber eine ruhige im Sinne der Verfassung sich vollziehende Entwicklung war, so konnten den Eintritt Auerswalds in die Geschäfte auch diejenigen mit Ruhe ansehen, welchen die Nachgiebigkeit seines Charakters und seine Mängel an weitem staatsmännischen Blick bekannt waren.

Die auswärtigen Angelegenheiten übernahm Herr v. Schleinitz. Es geschah von seiner Seite nur ungern. Schon zweimal hatte er dasselbe Ministerium verwaltet. Das erste Mal nur wenige Tage, als Heinrich v. Arnim aus dem Ministerium Kamphausen ausschied und schon etwa acht Tage nachher das gesamte Ministerium Kamphausen seine Entlassung gab. Das zweite Mal im Sommer 1849, wo er die ebenso undankbare als beinahe unlösbare Aufgabe übernommen hatte, das Verhältnis zu Dänemark und die deutschen Angelegenheiten einer gesunden Lösung entgegenzuführen. Die nach Ablehnung der deutschen Kaiserkrone von Radowitz vorgeschlagene Unionspolitik vertrat er als Minister des Auswärtigen, während Herr v. Radowitz, in Uebereinstimmung mit ihm, die Bildung und Entwicklung der Unionssache gleichsam als Spezialkommissarius den deutschen Bundesgenossen gegenüber vorzugsweise zu führen hatte. Herr v. Schleinitz war ein Mann von ruhigem und kühlem Verstande, nicht geneigt zu gefährlichen Experimenten und schwierigen Unternehmungen. Sein Urteil war scharf und zutreffend und dabei mit vollkommener Würdigung dessen, was die Bedürfnisse der Zeit von der Krone forderten. Bei der Abwesenheit aller junkerlichen Neigungen und Vorurteile, war und blieb er stets der treueste Anhänger der Dynastie. Inmitten der von dem Regenten neu gebildeten Verwaltung besaß in wichtigen politischen Fragen er vor allen das Vertrauen des Regenten, weil dieser letztere wohl wußte, daß Herr v. Schleinitz niemals einen Rat erteilen würde, welcher geeignet wäre, dem Rechte der Krone etwas zu vergeben, während Rudolf v. Auerswald trotz seiner persönlichen Hingebung dem Regenten als ein Mann bekannt war, welcher doch immer schließlich von der altliberalen Schule nicht ganz frei war. Seinen praktischen Blick und seine aufrichtige Beurteilung der Verhältnisse hatte Herr v. Schleinitz besonders im Frühjahr 1850 an den Tag gelegt. Nach Niederwerfung des ungarischen Aufstandes und nach wiederholter Besiegung der Piemontesen und der italienischen Revolutionspartei war das Wiener Kabinett in Berlin mit Vorschlägen über die Regulierung der deutschen Verhältnisse hervorgetreten, deren Annahme oder Ablehnung entscheidend für den weiteren Gang der deutschen Politik Preußens werden mußte. Unter Hinzutritt des Generals v. Radowitz unterzog das Staatsministerium diese Vorschläge der sorgfältigsten Prüfung. Einstimmig beschloß das Staatsministerium die Verwerfung der österreichischen Vorschläge, nur der Minister des Auswärtigen Herr v. Schleinitz riet zur Annahme. Er machte dabei geltend, daß die Verwerfung der österreichischen Propositionen und die Fortsetzung der bisherigen

Digitized by Google

Politik notwendigerweise in nicht zu langer Zeit zum Kriege mit Oesterreich führen müßten, daß dieser aber bei den damaligen Zeitverhältnissen unter den ungünstigsten Verhältnissen von uns würde geführt werden müssen. Da das gesamte Staatsministerium sich gegen seine Ansicht erklärte, wollte er seine Entlassung nehmen und verblieb nur höchst ungern und auf dringenden Wunsch des Königs, sowie des Prinzen von Preußen im Amt. Als im Herbst des Jahres 1850 die Voraussagung des Herrn v. Schleinitz sich bestätigte und sich Preußen am Rande des Krieges mit Oesterreich befand, machte Schleinitz mit Recht geltend, daß nunmehr, im Augenblick der thatsächlichen Entscheidung, der eigentliche Vater der Unionspolitik, der General v. Radowitz, die unmittelbare Führung der Geschäfte in die Hand nehmen müsse. Er seinerseits trat von seiner bisherigen Stellung zurück. Von da ab lebte Herr v. Schleinitz in Zurückgezogenheit auf dem seinem Schwager gehörigen Gute Gebesee bei Erfurt und unterbrach seinen dortigen Aufenthalt nur, um den zahlreichen Einladungen des Koblenzer Hofes zu folgen oder einen Sommeraufenthalt in den Bergen der französischen Schweiz zu nehmen. Als Herr v. Schleinitz im Herbste 1858 die Leitung des auswärtigen Amtes wieder übernahm, war er noch unverheiratet, und es ist charakteristisch für die Einfachheit seiner Gewohnheiten, daß, wie er mir hundertmal wiederholte, als die glücklichste Zeit seines Lebens ihm diejenige erschien, wo er mit 2000 Thalern Dispositionsgehalt in Gebesee der Lektüre und der Jagd lebte. Die Zeit seiner Dispositionsstellung bis zu seinem Wiedereintritt in die Geschäfte deckte sich ungefähr mit dem Bestehen des „Preußischen Wochenblattes". Ohne unserm Wochenblattkreise formell anzugehören, stand Herr v. Schleinitz gleichwohl fortwährend in genauester Beziehung mit uns. In wichtigen Momenten sandte er uns Beiträge und orientierte uns über Personen und Thatsachen. Wie ich später hörte, sprach ihm der Prinz schon einige Jahre vor Uebernahme der Regentschaft bei sich darbietender Gelegenheit den dringenden Wunsch aus, daß, wenn er, der Prinz berufen werden sollte, die Geschäfte zu übernehmen, Herr v. Schleinitz die Führung des auswärtigen Amtes übernehmen müsse. Die Antwort des letzteren blieb stets dieselbe: wenn der Prinz dies befehle, so würde er sich dem natürlich nicht entziehen, er aber glaube, daß ihm der rechte Beruf für diese Stellung nicht innewohne. Als die Dinge sich weiter entwickelten und die Eventualität der Regentschaft immer näher trat, fügte Herr v. Schleinitz dieser seiner Antwort, wie ich seitdem von Bekannten gehörte habe, noch die Bemerkung hinzu: daß, wenn der Prinz auf jenem Wunsche beharre, er ihm dann aber auch gewiß gestatten werde, mich als seinen Gehilfen in das Ministerium zu nehmen. Da der Prinz mir stets viel Wohlwollen und großes Vertrauen bewiesen hatte, so fand dieser Wunsch die entgegenkommendste Aufnahme.

Das wichtige Ministerium des Innern konnte der Prinz sich zunächst nicht entschließen, einem Parlamentarier anzuvertrauen. Man half sich damit, es vorläufig dem früheren Minister und damaligen Oberpräsidenten von Brandenburg, Herrn v. Flottwell, einem Mann in vorgerückterem Alter, zu übertragen, welcher als ein ausgezeichneter Geschäftsmann bekannt war und bei großer Ergebenheit

Digitized by Google

für die Dynastie der altliberalbureaukratischen Schule angehörte. Herr v. Flottwell hatte unter den beiden letzten Königen bereits wichtige Staatsämter bekleidet; nacheinander war er Oberpräsident von Posen, von Sachsen und von Westfalen, endlich auch Finanzminister gewesen.

Die Finanzen übernahm Herr v. Patow. Er galt für einen erfahrenen und fleißigen Geschäftsmann und hatte nacheinander in den Jahren 1848 bis 1850 die Stelle eines Oberpräsidenten von Brandenburg und die eines Handels- und Finanzministers bekleidet. Im Hause der Abgeordneten war er während der letzten Jahre einer der Führer der konstitutionellen Partei gewesen. Persönlich war er genau befreundet mit dem späteren Minister des Innern, dem Grafen Schwerin-Putzar. Durch und durch ein Ehrenmann, besaß er auch nicht die leiseste Spur staatsmännischen Blickes. Ganz von den Ideen des landläufigen Liberalismus erfüllt, war er außer stande, sich zu einer selbständigen Beurteilung der Verhältnisse zu erheben. Von höchst ungünstigem Einflusse auf seine politische Haltung war die Persönlichkeit seiner zweiten Frau. Diese, eine geborene v. Günterode, hatte er sich aus den engen Verhältnissen des Fräuleinstiftes zu Frankfurt a. M. geholt, und bei vielem gesunden Menschenverstande, aber äußerst derben Manieren, hing ihr ganzes Herz an dem Wunsche, am Hofe und in der vornehmen Gesellschaft eine Rolle zu spielen, und bei ihrem großen Einflusse auf ihren Mann wußte sie ihn zu bewegen, so lange wie nur irgend möglich im Amte zu bleiben, auch dann noch, als sein Verbleiben zur moralischen Unmöglichkeit wurde.

Das landwirtschaftliche Ministerium wurde dem Grafen Pückler, bis dahin Regierungspräsident in Oppeln, übertragen. Graf Pückler, bereits in vorgerückten Jahren, war ein durchaus verständiger, gemäßigter Mann und frei von den junkerlichen Vorurteilen seiner schlesischen Standesgenossen. Sein Einfluß aber auf die Behandlung der allgemeinen Angelegenheiten war und blieb ein sehr geringer.

Das Kriegsministerium endlich fiel dem General v. Bonin zu. Dieser, ein tapferer und unerschrockener Soldat, von weiterem vorurteilsfreiem Gesichtskreis und in den Reihen der altliberalen Partei wegen dieser seiner Gesinnungen sehr hochgeschätzt, besaß in hohem Grade das Vertrauen des Prinzen, und da es damals außerordentlich schwierig war, unter den Generalen Männer von einigermaßen freisinniger Richtung zu finden, so war die Wahl des Generals v. Bonin gleichsam von selbst gegeben. Herr v. Bonin hatte sich im holsteinschen Kriege durch Entschlossenheit und militärischen Blick ausgezeichnet, ebenso hatte seine Haltung den Bundestruppen gegenüber vor und während Bronzell ihm großen Respekt in der Armee verschafft. Seine Gegner warfen ihm einen gewissen Leichtsinn vor, während seine Freunde in ihm nur Mut und Unternehmungsgeist erblickten. Er hatte das große Geschick, sich zu seinen Gehilfen zwei als sehr tüchtig anerkannte Militärs, die Generale v. Voigt-Retz und v. Hartmann, zu erwählen.

Das Kultusministerium fiel Herrn v. Bethmann-Hollweg anheim, welcher früher unsre Fraktion im Abgeordnetenhause geführt, in den allerletzten Jahren

Digitized by Google

aber sich von der Politik ferngehalten hatte. Ueber die Vergangenheit und die Persönlichkeit dieses neuen Ministers habe ich schon früher das Nötige bemerkt.

Als das neue Ministerium in die Geschäfte eintrat, schien der europäische Friede auf lange hinaus gesichert, und die neuen Minister gaben sich mit Eifer und Ruhe den Einzelheiten ihrer Geschäftskreise hin. Mit den Tagen der Ruhe sollte es aber bald vorbei sein. Als Herr v. Manteuffel dem neuen Minister die Geschäfte übergab (9. November 1858), sagte er ihm, er mache ihn darauf aufmerksam, daß es unter wolkenlosem Himmel geschähe; nirgends sei der politische Horizont getrübt und von keiner Seite her drohe eine ernste Verwicklung. So erschien auch in der That die europäische Lage. Dies war aber Täuschung.

In Frankreich, von welchem allein eine aggressive Politik zu befürchten war, befanden sich die Geister noch unter den Nachwirkungen des furchtbaren Schlages, welcher mittels des Staatsstreiches die Nation bedingungslos den Händen Louis Napoleons und seiner Genossen überliefert hatte. Die aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangene und aus 268 Mitgliedern bestehende Volksvertretung zählte nur fünf Oppositionsmitglieder in ihren Reihen, und selbst diese, namhafte und bekannte Männer, waren erst 1857 durch die letzten Wahlen in die Versammlung gekommen. Alle übrigen Mitglieder standen auf der Seite des Kaisers. Auf lange Jahre hinaus galt deshalb die Herrschaft des Imperators nun in Frankreich für gesichert, und eine Veranlassung, durch Unternehmungen nach außen die Stellung im Innern zu befestigen, lag nun nicht vor. Selbst die Alliance der drei Nordmächte, welche so oft für Frankreich sich hemmend erwiesen, hatte seit dem Krimkriege und dem Pariser Frieden aufgehört, und an ihre Stelle war ein scharfer Gegensatz zwischen Oesterreich und Rußland getreten. In Italien gebot Oesterreich. Ihm gegenüber hatte Piemont mit großer Kühnheit die Fahne des Konstitutionalismus und der nationalen Sache entfaltet und rüstete sich, freilich mit unzureichenden Kräften.

In Deutschland, und zwar in Oesterreich wie in Preußen, herrschte, wie man sich damals ausdrückte, die Reaktion. In Oesterreich hatte allerdings die Regierung die Verfassung beseitigt, selbst in Ungarn, und man regierte dort im Sinne eines aufgeklärten Absolutismus. In Preußen dagegen begnügte man sich mit Modifizieren der Verfassung und mit dem Regieren in konservativem Sinne. Dasselbe geschah in den kleinen deutschen Staaten. Mit einem Worte, Piemont, Belgien und Holland ausgenommen, herrschte der Hauptsache nach überall in Mitteleuropa das System einer mehr oder weniger gemäßigten Repression, und die liberale Partei stand nur noch in Belgien, Holland und vor allem in Piemont aufrecht.

Als der alleinige Hort des Absolutismus galt allgemein das französische Imperatorentum, welches gerade vor dem italienischen Kriege auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Macht stand. Seit dem Pariser Frieden (Frühjahr 1856), welcher dem Krimkriege ein Ende gemacht hatte, galt das napoleonische Frankreich überhaupt ohne Widerspruch als die leitende Macht und, ich wiederhole es, der französische Imperialismus für die Hauptstütze des autokratischen Prinzipes in

Digitized by Google

Europa. An den äußeren Grenzen der mitteleuropäischen Länder hatten dagegen das Jahr 1848 und die ihm folgenden nichts geändert. Die Stellung Frankreichs aber war seitdem um so viel mächtiger geworden, als Rußland, tief geschwächt durch den Krimkrieg, seit dem Pariser Frieden sich dem französischen Kabinett genähert hatte, und die beiden Kaiser verabredet hatten, in keiner Sache von Bedeutung die Initiative zu nehmen, ohne vorher den Versuch gemacht zu haben, sich untereinander darüber zu verständigen. Preußen endlich war durch die Haltung Oesterreichs namentlich in dem Neuenburger Streite tief verletzt worden und war in der Annäherung an Frankreich Rußland ebenfalls gefolgt. Außerdem hatte im Krimkriege Frankreich seine Revanche an Rußland genommen, und der französischen Nation war damit die Befriedigung geworden, daß die furchtbare Niederlage von 1812 nunmehr gerächt sei. Selbst ein Mann wie Thiers, welcher die Politik Napoleons III. im allgemeinen so scharf verurteilte, erklärte öffentlich: „C'était une excellente guerre." Unter diesen Umständen sprach an sich nichts für die Wahrscheinlichkeit, daß Frankreich es unternehmen würde, von neuem Krieg zu beginnen. Gleichwohl hatte sich bereits ein totaler Umschwung in der auswärtigen Politik Napoleons vorbereitet.

Im Krimkriege war Napoleon für das bestehende europäische Recht und das europäische Gleichgewicht eingetreten. Jetzt schickte er sich an, das Nationalitätsprinzip als Grundlage seiner künftigen Politik zu proklamieren, ein Prinzip, welches für einen Herrscher von Frankreich, den Nachbar von Deutschland und Italien das Verkehrteste war, zu dem er sich bekennen könnte. Aus diesem Prinzip heraus entwickelte sich dann auch naturgemäß die Einheit Italiens und diejenige Deutschlands.

Schon auf dem Pariser Kongreß (1856) hatte Cavour die Klagen Italiens in sehr eindringlicher Weise zur Sprache gebracht und dadurch die schärfsten Aeußerungen von seiten des österreichischen Vertreters hervorgerufen. Das ohnehin schon sehr gespannte Verhältnis Sardiniens zu Oesterreich wurde dadurch nur um so viel gespannter. So viel wurde bald klar, daß man von seiten der Italiener auf die Sympathien Napoleons rechnete. Er hatte einen Teil seiner Jugend in Italien zugebracht, hatte im Jahre 1837 an dem Aufstande der Romagna gegen die päpstliche Herrschaft teilgenommen und zählte zahlreiche und angesehene Freunde unter den italienischen Politikern. Nach der allgemeinen Annahme hatte er der geheimen Gesellschaft der Carbonari angehört und hatte sich nach den Satzungen derselben bei seinem Eintritt durch einen Eid verpflichten müssen, Italien vom Joche der Fremden befreien zu helfen. In den Reihen des exaltierten Teils dieser Männer herrschte daher eine große Erbitterung gegen Louis Napoleon, weil er, obgleich schon eine Reihe von Jahren Herrscher von Frankreich, für Italien noch nichts gethan habe.

Diese Stimmung fand ihren Ausdruck in dem Attentate Orsinis. Am 14. Januar 1858 wurden von Orsini und ein paar meist italienischer Genossen auf Louis Napoleon und seine Gemahlin, als sie in die Große Oper fuhren, Bomben geworfen. Eine große Anzahl von Personen wurde verwundet, der

Kaiser und die Kaiserin aber blieben unverletzt. Der Eindruck dieses Vorganges auf Napoleon war ein sehr tiefer. Nach der allgemein verbreiteten Meinung soll sich mit der Vorliebe für Italien jetzt die Ueberzeugung verbunden haben, daß ein längeres Warten seinem Leben gefährlich werden und auch in seiner politischen Stellung ihn in die schwersten Konflikte bringen könnte. Er soll sich jetzt, nimmt man an, entschlossen haben, Cavour und den italienischen Staatsmännern die Hand zur Befreiung Italiens zu bieten und zugleich für diesen seinen Beistand Frankreich eine Gebietsvergrößerung durch die Erwerbung von Nizza und Savoyen zu verschaffen.

In diesem Sinne näherte er sich jetzt immer mehr den ihm ohnehin näher bekannten italienischen Staatsmännern. Zur Entscheidung führte die Begegnung in Plombières mit Cavour. Hier kam man überein,

1. daß Sardinien den Krieg mit Oesterreich herbeiführen,

2. daß Frankreich ihm zu Hilfe eilen und mit Sardinien vereinigt, die Oesterreicher aus Italien vertreiben solle,

3. daß endlich das gesamte Pothal, das lombardo-venetianische Königreich, sowie die Legationen an Sardinien fallen, Frankreich aber zur Belohnung für seinen Beistand Savoyen und Nizza erhalten solle.

Zugleich wurde eine Familienverbindung zwischen den Dynastien von Savoyen und Frankreich verabredet. Der Prinz Napoleon sollte die Prinzessin Klothilde, die älteste Tochter des Königs von Sardinien, heiraten.

Diese Verabredung bestand in voller Kraft, als das neue Ministerium in Preußen die Geschäfte in dem von seinen Vorgängern geteilten Glauben übernahm, daß dies bei völlig wolkenlosem politischem Himmel geschehe. Zwar war man immer in Deutschland durch den Argwohn beunruhigt gewesen, Frankreich würde eine sich darbietende Gelegenheit benutzen, um das linke Rheinufer oder doch einen Theil desselben zurückzuerwerben. Aber jetzt, nach dem siegreichen Ausgange des Krimkrieges, hatte diese Besorgnis wesentlich nachgelassen. Die neuen Minister warfen sich also jetzt mit aller Energie auf die Geschäfte ihres Amtes und deren Details. Bald aber sollten sie durch Anzeichen aus ihrer Ruhe erweckt werden, welche auf die nahe Gefahr eines europäischen Krieges hinwiesen.

Die Zusammenkunft von Plombières erregte in den europäischen Kabinetten Aufsehen, und man vermutete allgemein, daß ein Einverständnis über wichtige Punkte dort herbeigeführt sei. Ueber Vermutungen kam man indessen dabei nicht hinaus. Inzwischen verschärfte sich die Spannung zwischen Oesterreich und Sardinien, und das Auftreten der sardinischen Regierung nahm immer mehr einen provokatorischen Charakter an. Noch aber dachte niemand an einen nahen Kriegsausbruch. Der Eintritt des neuen preußischen Ministeriums war von den Kabinetten von Wien und London mit lebhafter Freude begrüßt worden, während man in Paris und St. Petersburg den Rücktritt des schwachen und haltlosen Ministeriums Manteuffel um so weniger gern sah, als dieses letztere angefangen hatte, sich immer mehr in der Behandlung der europäischen Fragen den beiden Höfen von Petersburg und Paris anzuschließen.

Digitized by Google

Noch steht es lebhaft vor meiner Erinnerung, wie ich in den ersten Novembertagen des Jahres 1858 mich täglich in früher Stunde nach dem Hotel Arnim begab, wo der eben neuernannte Minister v. Schleinitz so lange wohnte, bis der Baron Manteuffel das Ministerhotel mit seiner Familie verlassen hatte. Ohne daß ich bereits formell wieder in den Staatsdienst eingetreten war, besprach Herr v. Schleinitz mit mir die wichtigsten Geschäftssachen, und die erste Arbeit, welche er mir übertrug, war die Beantwortung eines eigenhändigen, sehr warm gehaltenen Glückwunschschreibens des Kaisers Franz Joseph an den Prinzregenten, die mir denn auch in einer Weise gelang, daß sie mir den besonderen Beifall des Ministers und des Prinzregenten selbst erwarb. Wenige Tage darauf wurde ich — der Minister v. Schleinitz übersandte mir am 19. November das vom Tage vorher datierte Patent — zum Wirklichen Geheimen Legationsrat und Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt ernannt. Der neue Chef und ich warfen uns nun mit größter Energie in die Geschäfte und waren eifrigst bemüht, uns nach allen Seiten hin auf das genaueste zu informieren. So vergingen die ersten Wochen.

Es sei mir gestattet, hier noch eines Zwischenfalles zu erwähnen, welcher allerdings mit den eigentlichen Geschäften nichts zu thun hatte. Kurz nach Einsetzung der Regentschaft langte auch die Prinzessin von Preußen zu ihrem gewöhnlichen Winteraufenthalt in Berlin an, und es begannen damit die schon früher üblichen kleinen Theeabende. An einem der ersten dieser Abende wurde ich in das Palais befohlen. Außer mir befanden sich in dem Billardzimmer, wo man sich gewöhnlich zunächst versammelte, noch zwei oder drei Herren, unter welchen sich auch Albert Pourtales befand, welcher, liebenswürdig und geistreich, wie er war, bei der Prinzessin in ganz besonderer Gunst stand. Alle diese meine ursprünglichen Wochenblattsfreunde hatten sich in den letzten Jahren mehr oder weniger vom politischen Schauplatz zurückgezogen und hatten sich auf die Rolle ruhiger Zuschauer beschränkt, indem sie mir die Ehre überließen, für das Weiterbestehen des „Wochenblattes“ zu sorgen und zu arbeiten, welches man nun einmal in Koblenz als die Fahne der Politik des dortigen Hofes ansah. Als die Prinzessin erschien, blieb sie in der Thür einen Augenblick stehen und rief mir über die Breite des Zimmers hinüber, ohne die andern Herren zu beobachten, zu: „Hier ist er, der Treueste der Treuen!“ Dieser, wie ich wohl sagen darf, gewiß sehr vorbedachte Empfang und das durch denselben an den Tag gelegte Vertrauen charakterisierte das Verhalten der prinzlichen Familie gegen mich während der Dauer der ganzen nächsten Zeit.

Mit den Tagen der Ruhe sollte es aber bald zu Ende sein. Als ich eines Morgens, wie täglich, mich bei dem Minister v. Schleinitz einfand, um die für den Tag vorliegenden Geschäfte zu besprechen, erzählte mir dieser, daß nach den Aeußerungen des englischen Gesandten das Londoner Kabinett den Ausbruch eines Konflikts zwischen Frankreich und Oesterreich besorge. Man vermute in London, es werde vom Kirchenstaate aus eine revolutionäre Bewegung gegen die dort bestehende Ordnung und gegen den Fortbestand der österreichischen Herrschaft in Italien

Digitized by Google

ausgehen und es könne dies im weiteren Verfolge zu einem Zusammenstoß zwischen Oesterreich und Frankreich führen. Dies alles waren aber vorläufig nur Vermutungen. Bald aber mehrten sich die kriegerischen Symptome.

Während der Weihnachtsfeiertage hatte der Ministerpräsident, Fürst Anton von Hohenzollern, sich zu seiner Familie nach Düsseldorf begeben. Dort fand sich sein Schwager, der Marquis Pepoli, ein. Dieser brachte eigenhändige Aufzeichnungen des Kaisers Napoleon mit, in welchem sich derselbe im Hinblick auf den Eintritt von Verwickelungen zwischen Frankreich und Oesterreich dahin aussprach: Wenn Preußen, gefährlichen Ratschlägen folgend, gemeinsame Sache mit Oesterreich machte und dem Hause Habsburg die italienischen Provinzen garantierte, dann wäre das europäische Gleichgewicht gebrochen und Frankreich gezwungen unter Anrufen von Rußland Deutschland den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Wenn dagegen Preußen sich mit Frankreich verbände, so würde ihm jede Verminderung des österreichischen Einflusses nützen und, gestützt durch Frankreich, könne es in Deutschland die hohe Bestimmung verfolgen, welche es erwartete, und der mit ihm das deutsche Volk entgegensehe.

Dieser Schritt, welcher das offene Anerbieten der französischen Allianz in sich schloß, bewies, daß Louis Napoleon die Gesinnungen der Männer wenig kannte, in deren Händen sich seit der Regentschaft die Leitung der auswärtigen Dinge befand. Der Prinzregent war aufgewachsen während der Zeit der französischen Occupation und der napoleonischen Gewaltherrschaft. Er lebte in der Erinnerung der Befreiungskriege. So befand er sich innerlich im schärfsten Gegensatz gegen das neue napoleonische Regiment und gegen die Bahn, in welches dieses eben jetzt einlenken wollte. Die Zumutung, sich mit Frankreich gegen Oesterreich verständigen zu sollen, konnte der Prinz nur als eine wahre Beleidigung empfinden. In ähnlicher Weise, wenn auch mit weit kühlerer Beurteilung der Verhältnisse, dachte Herr v. Schleinitz. Wenn bei dem Vertrauen, welches der Prinzregent und der Minister mir schenkten, ich von meiner eignen Person sprechen darf, so war meine Gesinnung mit derjenigen des Prinzregenten in allen wesentlichen Punkten übereinstimmend, und es war diese meine antifranzösische und antinapoleonische Gesinnung so notorisch, daß meine näheren Bekannten, solange ich im Amte war, jede Verdächtigung, als hielten wir es heimlich mit Frankreich, als unbegründet schon aus dem Grunde zurückwiesen, weil ich eben noch im Amte sei, und weil sie wußten, daß ich lieber sofort mein Amt niederlegen, als auch nur einen Augenblick an einer Politik teilnehmen würde, welche ein Einverständnis mit Frankreich zur Grundlage hätte. So erfolgte denn auch auf die Eröffnung Louis Napoleons von unsrer Seite eine vollkommen ausweichende, das heißt, richtig verstanden, eine entschieden ablehnende Antwort.

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google

Die Beziehungen zwischen England und Deutschland.[1]

Von

Sir Richard Temple.

In dem vorliegenden Artikel will ich kurz die Gefühle und Ansichten der Engländer hinsichtlich der Beziehungen zwischen England und Deutschland auseinandersetzen. Unter dem Ausdruck Engländer verstehe ich die vorherrschende Majorität der Parlamentswähler auf den britischen Inseln in ihren verschiedenen Wahlbezirken. Unter dem Ausdruck England verstehe ich die britischen Inseln und das hauptsächlich aus den überseeischen Besitzungen bestehende britische Reich. Unter dem Ausdruck Beziehungen verstehe ich die Ansichten der Engländer mehr über die Politik Deutschlands und der Deutschen als über die Politik der deutschen Regierung. Die Haltung einer Regierung läßt sich nicht verstehen ohne Kenntnis ihrer Diplomatie, und es ist keineswegs meine Absicht, diplomatische Information zu geben. Nichtsdestoweniger haben die Engländer eine Ansicht über die Politik der deutschen Regierung, und diese Ansicht will ich versuchen, darzulegen.

Es sind von allen auswärtigen Angelegenheiten für die Engländer zwei von der größten Bedeutung, zunächst ein wirklich gutes Einvernehmen zwischen England und den Vereinigten Staaten und sodann ein ähnliches Einvernehmen zwischen England und Deutschland. Die Beziehungen Englands zu Frankreich und zu Rußland mögen ihre Bedeutung haben und dürfen keineswegs außer acht gelassen werden, allein sie sind für England ganz entschieden lange nicht so wichtig wie seine Beziehungen zu den Vereinigten Staaten und zu Deutschland.

Was die Vereinigten Staaten anlangt, so hat England nichts verabsäumt, um mit ihnen ein wirklich gutes Einvernehmen zu erzielen. Von 1897 bis 1900 schienen auch seine diesbezüglichen Bestrebungen erfolgreich zu sein, seit 1900 wurden sie indes etwas getrübt, doch glaubt England immer noch, daß ihm in dem ganzen östlichen Teile der Vereinigten Staaten sein Einfluß geblieben ist und es sich auf diesen Teil wie früher verlassen kann, wenn es auch in den westlichen Staaten etwas verloren haben mag. Es hält aber die östlichen Staaten für die weitaus mächtigern und in engern Beziehungen zu der europäischen Welt stehenden. Im ganzen hofft es trotz vorübergehender Wolken auf beständiges gutes Wetter in seinen Beziehungen zu Amerika.

Hiernach, aber auch nur hiernach, kommen die Beziehungen zwischen England und Deutschland. Auch hier hat England sich wiederholt bemüht, ein wirklich gutes Einvernehmen zu unterhalten. Der Anfang dazu wurde mit der Regulierung

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir behalten uns vor, das obige Thema auch vom deutschen Standpunkt aus zu beleuchten, welcher in manchen Punkten von den Anschauungen des englischen Staatsmannes abweichen wird.

Digitized by Google

der Grenzen und Interessensphären zwischen den Engländern und Deutschen in Afrika gemacht. Für England bleibt auf dem europäischen Kontinente nichts mehr zu thun, abgesehen von dem südöstlichen Winkel in der Umgebung Konstantinopels und auf den Inseln des Mittelländischen Meeres. Selbst dort hat England sich bemüht, Deutschland bei dem Bestreben zu unterstützen, eine Teilung des türkischen Reichs zu verhindern, falls es über diese Frage zu einem Streit zwischen den Großmächten kommen sollte. Hauptsächlich aber ist England in Asien bestrebt gewesen, vor der diplomatischen Welt als Hand in Hand mit Deutschland arbeitend zu erscheinen. Es hat erreicht, daß Deutschland von der Türkei das Recht erhalten hat, durch das Vilajet Wön in Kleinasien eine Eisenbahn bis Aleppo und vielleicht sogar bis Bagdad zu bauen. Die Bedingungen des Uebereinkommens sind nicht genau bekannt, aber ein derartiges Uebereinkommen ist ganz entschieden seit 1900 vorhanden gewesen, und es wird seinen Einfluß vielleicht noch einmal sehr weithin erstrecken.

Das Verhalten der englischen Regierung hat zweifellos das Mißfallen Rußlands erregt, doch will sie dieses um den Preis guter Beziehungen zu Deutschland gern ertragen. Im fernen Osten, das heißt in China, hat England, als es die große Seestation Wei-hai-wei wie für sich in Anspruch zu nehmen hatte, Deutschland die Versicherung gegeben, daß es nicht daran denke, den deutschen Besitz in der Umgebung von Kiautschou oder den deutschen Einfluß in der Provinz Schantung zu stören. Als Rußland die Garantie für die chinesische Anleihe nach dem Kriege mit Japan zu übernehmen wünschte, wußte England das zu verhindern und brachte im Einvernehmen mit Deutschland ein andres Arrangement zu stande, wonach die Kontrolle über jene Anleihe in englische und deutsche Hände gelegt wurde. Dann kam es zu der wichtigen, unter dem Namen des englisch-deutschen Abkommens bekannten Uebereinkunft, wodurch England und Deutschland sich gegenseitig verbanden, anläßlich der chinesischen Wirren keine Landerwerbungen zu machen und ihr möglichstes zu thun, um auch jede andre Macht von einer derartigen Erwerbung abzuhalten. Es ist das in England als eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit angesehen worden, und ich werde später noch darauf zurückkommen.

In allen diesen Angelegenheiten der auswärtigen Politik hat England eine vollständige Gleichstellung zwischen Deutschland und sich selbst anerkannt, ohne jede Rücksicht auf etwaige Fragen, ob in dieser oder in jener Gegend seine Interessen oder maritimen Hilfskräfte größer als die Deutschlands seien. Es kommt nur die internationale Rangordnung in Frage, und in dieser Hinsicht erkennt England an, daß Deutschland eine Macht ersten Ranges ist, genau so wie es selbst. Das mag sich nicht immer so verhalten haben. Es lebt noch mancher, der sich der Zeit erinnern kann, da Deutschland nur wenig hinsichtlich des überseeischen Handels und der Territorialangelegenheiten, die ein derartiger Handel stets mit sich bringt, in Betracht kam. Aber seit der festen Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs durch Fürst Bismarck und Wilhelm I. und weit mehr noch unter dem gegenwärtigen Kaiser Wilhelm II. hat sich die Stellung Deutschlands

in dieser Hinsicht mit einer Schnelligkeit gehoben, für die sich in Europa während des letzten Teiles des 19. Jahrhunderts kein Beispiel mehr finden läßt. Und dieser Fortschritt gilt nicht nur an und für sich, sondern auch im Verhältnis zu den übrigen Großmächten und dürfte sich immer noch steigern.

Wie verhält sich nun aber unter diesen allbekannten Umständen das Gefühl der Engländer zunächst dem deutschen Herrscher und der deutschen Regierung und sodann dem deutschen Volke gegenüber?

Die Engländer wissen nicht, wie weit sich die Autorität des Deutschen Kaisers erstreckt; sie ist vielleicht größer oder geringer, als sie annehmen, immerhin aber muß sie groß sein. Sie glauben, daß er persönlich England freundlich gesinnt ist. Als er England gelegentlich der letzten schweren Krankheit und des Todes und des Begräbnisses der Königin Viktoria besuchte, verweilte er fast drei Wochen in jenem Lande, still in dem Schoße der königlichen Familie lebend und öffentlich nur bei den Leichenfeierlichkeiten erscheinend. Die Engländer halten und haben stets viel von der Erfüllung häuslicher Pflichten gehalten, gerade wie die Deutschen. Und sie schätzten sein Verhalten bei diesem Anlaß so hoch, daß sie allgemein sagten, daß, was auch kommen möge, in gutem oder schlimmem Sinne, sein Vorgehen bei diesem Anlaß ihm zeitlebens als ein rechtschaffenes werde angerechnet werden. Als er bei seiner Rückkehr nach Deutschland in London von Paddington nach Charing Croß fuhr, harrte seiner auf dem ganzen Wege ein dicht gedrängte, begeisterte Menschenmenge, obwohl gerade ein heftiger Schneesturm niederging. Unter den Dingen, die er in London wohl zuletzt zu Gesicht bekommen haben würde, befand sich ein großes Banner oder ein großer Wimpel, der zwischen zwei Privathäusern über die Straße ausgespannt war, mit der Inschrift: „Goodbye, Kaiser, God bless you.“ Die letzten Worte, die er zu hören bekam, waren brausende Hurras aus unzähligen englischen Kehlen. Die Engländer legten derartigen Demonstrationen, mochten sie von hüben oder drüben kommen, keine ihnen nicht zukommende politische Bedeutung bei, aber ein Gefühl der Freundschaft zwischen einem Manne wie dem Deutschen Kaiser und einem Volke wie dem englischen, muß in irgend einer Weise dem Weltfrieden zu gute kommen. Es erfüllte daher später die Engländer mit Betrübnis und Enttäuschung, als sie vernahmen, daß der Besuch des Kaisers wenigstens von einem Teile des deutschen Volkes, und gerade von den Klassen, bei denen Bildung und Nachdenken zu Hause sind, mißbilligt werde. Es hält natürlich schwer, in derartigen Dingen die Wahrheit zu erfahren, aber die Berichte der gut unterrichteten Korrespondenten der leitenden Londoner Blätter fielen in obigem Sinne aus. Die Engländer hoffen, daß das auf einem Mißverständnisse beruhe, denn sie vermögen nicht einzusehen, warum die Deutschen unzufrieden sein sollten. Eine derartige Unzufriedenheit würde sehr zu bedauern sein. Nehmen wir einmal an, der Fall läge umgekehrt, der Deutsche Kaiser sei von einer ernsthaften Krankheit befallen worden, der König von England sei nach Berlin gegangen, um seinen Neffen zu besuchen, der Kaiser sei glücklicherweise von seiner Krankheit genesen, in der Hauptkirche Berlins sei ein Dankgottesdienst veranstaltet worden, der König habe

diesem angewohnt und sei dann wieder nach Hause zurückgekehrt, nachdem er den Ehrentitel eines Generalfeldmarschalls in der deutschen Armee erhalten und die Bevölkerung von Berlin ihm einen begeisterten Abschiedsgruß gewidmet habe. Würde irgend eine Klasse von Engländern darüber mißvergnügt gewesen sein? Im Gegenteil, sie würden geglaubt haben, ihr König habe recht daran gethan, nach Berlin zu reisen, seine kaiserlichen Verwandten zu besuchen und einem verwandten Volke eine königliche und nationale Höflichkeit zu erweisen.

Was den Reichskanzler v. Bülow anlangt, so schwanken die Engländer einstweilen noch. Sie haben ungünstige Berichte über seine Sprache im Deutschen Reichstag in der Angelegenheit des deutschen Dampfers „Bundesrat" erhalten. Der Fall lag ganz einfach. Die englischen Seebeamten hielten zur Kriegszeit den Dampfer an, weil sie glaubten, er bringe dem Feinde Waffen und Munition. Die Eigentümer und die deutschen Behörden protestierten und erklärten, es liege ein Mißverständnis vor. Die englische Regierung sagte, wenn die Untersuchung ergeben werde, daß ein Mißgriff begangen worden sei, solle vollständige Genugthuung gewährt werden. Die Untersuchung ergab, daß ein Mißgriff begangen worden war, und infolgedessen wurde von der englischen Regierung eine reichlich bemessene Entschädigungssumme bezahlt. Es war das eine ganz einfache Sache des internationalen Geschäftsverkehrs und hätte nicht die geringste Störung in dem gegenseitigen Empfinden der beiden Nationen herbeizuführen brauchen, und die Engländer hoffen, daß das auch nicht der Fall gewesen ist. Trotzdem kam es den vorliegenden Berichten nach im deutschen Parlamente zu derartigen Interpellationen, daß v. Bülow dadurch veranlaßt wurde, sich einer Sprache zu bedienen, die nicht gerade sanft und für England etwas unfreundlich klang. Vielleicht waren die Berichte nicht korrekt, und die Engländer sind immer noch geneigt, von Bülow Gutes zu denken, weil er aus einer Familie stammt, die sich in der europäischen Diplomatie hervorgethan hat.

Es giebt aber noch einen andern Fall, in dem Bülows Sprache in England Besorgnis erregt hat, immer vorausgesetzt, daß die Berichte korrekt gewesen sind. Er soll gesagt haben, das oben erwähnte englisch-deutsche Abkommen erstrecke sich nicht auf die Mandschurei. Es wäre in der That eine gefährliche Sache, wenn das wirklich gesagt worden wäre, denn die englische Regierung, das englische Parlament und das englische Volk wußten, daß das Abkommen auch die Mandschurei umfaßte. Das Abkommen sprach von dem Kaiserreich China, und die Mandschurei gehört zu dessen Besitzungen. Wahrscheinlich haben die andern Mächte, die später diesem Abkommen beitraten, wie Japan, es in demselben Sinne aufgefaßt. Einzelne dieser Mächte mögen ihre Unterschrift in dem Vertrauen darauf gegeben haben, England werde sich versichert haben, daß alles richtig und in Ordnung sei. Natürlich kam es zu Interpellationen im englischen Parlamente, und die Regierung konstatierte, daß nach englischer Auffassung die Mandschurei in dem Abkommen mit inbegriffen sei. Hoffentlich wird Deutschland zu der Auffassung kommen, welche die ganze übrige Welt von diesem Abkommen hat. In welchem Sinne Rußland das Abkommen betrachtet haben

mag, als es seine Unterschrift darunter setzte, vermag niemand zu sagen. Die Engländer haben schon längst der Hoffnung entsagt, den Sinn ausfindig zu machen, in dem Rußland irgend eine politische Abmachung auffaßt. Es mag, als es das Abkommen unterschrieb, dies mit einer reservatio mentalis gethan haben. Jedenfalls ging es sofort dazu über, es nach englischer Auffassung zu brechen. Es schlug China eine Konvention vor, die, wenn sie zur Annahme gelangt wäre, nach englischer Ansicht einen vollständigen Bruch des Abkommens bedeutet hätte. Glücklicherweise verweigerte China auf die Vorstellungen der Großmächte hin seine Zustimmung. So ist für den Augenblick das Unwetter vorübergegangen. Wäre die Konvention angenommen worden, so wäre die Mandschurei sofort eine russische Provinz geworden, und die Aufteilung Chinas würde begonnen haben. Sobald aber damit der Anfang gemacht wird, ist der Frieden der Welt dahin.

Mehr als ein halbes Jahrhundert lang ist das Vorgehen Rußlands gleich einer schweren über gewissen Orten oder strategischen Positionen hängenden Gewitterwolke gewesen. Zuerst schwebte sie über Konstantinopel, dann bewegte sie sich nach Art dieser Wolken fort und blieb über der afghanischen Grenze zwischen Merw und Herat stehen. Wieder wälzte sie sich weiter und steht nun in der bedrohlichsten Weise über der Mandschurei, gerade an der Interessensphäre des britischen Handels in Niuschwang und Talienwan und dem britischen Rückhaltpunkte zu Wei-hai-wei. Ob sie sich je von hier wegbewegen wird, weiß nur Gott allein. Als Rußland die erwähnte Konvention vorschlug, hatte es seinen Absichten auf die Mandschurei Ausdruck verliehen. Aus Nachgiebigkeit gegen die übrigen Großmächte nimmt es augenblicklich von der Ausführung jener Absichten Abstand. Daß es aber bei der ersten besten Gelegenheit versuchen wird, sie zu verwirklichen, kann niemand bezweifeln. Eine derartige Gelegenheit wird sich nicht darbieten, solange das englisch-deutsche Abkommen seinem ursprünglichen Wortlaute und seinen ursprünglichen Absichten nach bestehen bleiben wird, und solange sich England gemeinsam mit Deutschland der Aufsaugung der Mandschurei durch das russische Reich entschlossen widersetzen wird. Rußland könnte wohl Beistand von Frankreich erhalten, aber England und Deutschland zusammen sind viel zu stark für das mit Frankreich verbundene Rußland, und das wissen Russen und Franzosen jedenfalls ganz genau. Auch Japan würde mit England und Deutschland gehen, und es hat im fernen Osten gleichfalls nicht wenig zu bedeuten.

Schließlich komme ich zu dem Gefühle der Engländer dem deutschen Volke gegenüber. Die Deutschen dürfen sich kaum darüber wundern, wenn sie vernehmen, daß die Engländer mit Erstaunen die äußerst unfreundliche Haltung eines großen Teiles der deutschen Presse gegen England während des Krieges in Südafrika wahrgenommen haben. Die Engländer haben das nicht sehr ernst genommen, da sie glauben, daß Agenten der Buren in Deutschland thätig gewesen sind und die kleineren Blätter mit Nachrichten aller Art versehen haben, Nachrichten, die im ganzen und großen falsch gewesen und allzu bereitwillig auf-

genommen worden sind. Aber nachdem man das ruhig hat geschehen lassen, scheinen viele deutsche Zeitungen der anständigsten Art gegen England ein Gefühl gehegt zu haben, das man in Deutschland mit „Schadenfreude“ bezeichnet hat, mit einem Worte, das sich in England eingebürgert hat, obwohl das Englische keinen gleichbedeutenden Ausdruck dafür hat. Die Engländer sind überzeugt davon, daß, wenn die Thatsachen bezüglich des Ausbruchs des Kriegs in Südafrika in Deutschland in der richtigen Weise bekannt wären und in unparteiischem Lichte untersucht würden, die Deutschen zu den gleichen Ansichten kommen würden, wie sie in England und sämtlichen englischen Kolonien vorherrschen. Die französische Anschauung und die russische Anschauung mögen sich in dieser Hinsicht in andrer Richtung bewegen, aber das Volksempfinden der germanischen Rassen, wie der Engländer und Deutschen, ist ein einhelliges und bewegt sich durchaus in derselben Richtung. Warum sollte es demnach zu einem Unterschiede in der Anschauungsweise dieser beiden hauptsächlichsten germanischen Volksstämme in Bezug auf Südafrika kommen? Kann in dem deutschen Gemüt so etwas wie Eifersucht auf England vorhanden sein? England ist ganz gewiß nicht eifersüchtig auf Deutschland, aber auch nicht auf ein andres Land. Es ist so lange daran gewöhnt, in so vielen internationalen Rennen zu siegen und eine so große Menge von Vorteilen der verschiedensten Art davonzutragen, daß Eifersucht auf andre ihm etwas Unbekanntes ist. Es lebt der beständigen Ueberzeugung, daß andre Völker eifersüchtig auf es selbst sind. Es thut ihm leid, daß es das hören muß, und hofft, es möge nicht wahr sein. Kein Volk hat ein so starkes Interesse wie es an der Erhaltung des allgemeinen Friedens, während es andrerseits genötigt ist, um seiner eignen Existenz willen wo möglich die hohe Stellung, die es in der Welt einnimmt, zu behaupten. Diese seine Stellung ist nicht eine Sache des Ehrgeizes oder eitler Ruhmsucht, sondern etwas Greifbares, an dem Leben oder Tod hängen. Hoffentlich wird Deutschland das alles würdigen und begreifen, da es sich ja selbst auf die Verfolgung eines Kurses eingelassen hat, der einigermaßen mit dem der Engländer zu vergleichen ist. Es ist bemüht, seinen Handel nach allen überseeischen Ländern auszudehnen. Es sendet Handelsreisende aus, die seine Waren allen Völkern der Welt anbieten sollen. Es dehnt seine Handelsflotte ganz beträchtlich aus. Es verbessert seine Häfen und Seeplätze, und schließlich vermehrt es seine Kriegsflotte in einem derartigen Umfange, daß es während der jetzigen Generation vielleicht noch die zweitstärkste Seemacht Europas werden wird. England nimmt selbstverständlich von all diesen Umständen sorgsam Notiz, und die Folge ist, daß es seine eignen Anstrengungen zu verdoppeln und zu verdreifachen haben wird, um seine hervorragende Stellung zu behaupten. Aber die Engländer hegen dieserhalb keine Eifersucht und kein unfreundschaftliches Gefühl gegen Deutschland. Der Fall gleicht dem eines Wettbewerbs, handle es sich nun um eine Rennbahn, einen Segelgrund oder einen Platz für öffentliche Spiele. Wenn es den Deutschen gelingt, ihre Waren in irgend einem entfernten Lande anzubringen, werden die Engländer nicht eifersüchtig und nicht unfreundlich sein. Sie

werden darauf achten, was von ihren Mitbewerbern und Rivalen gut gemacht ist, und dann versuchen, es noch besser zu machen. Da sie aber kein Gefühl der Feindschaft gegen Deutschland wegen seines erfolgreichen Fortschreitens in Handelsangelegenheiten hegen, hoffen sie, daß Deutschland auch ihnen nicht feindlich gesinnt sein wird wegen des Erfolges, den sie auf manchen Gebieten erzielt haben. Der Erfolg Deutschlands mag die künftige Aussicht auf Erfolge Englands schmälern. Darum aber hegt England keinen Groll, da es weiß, daß die Deutschen ein Recht darauf haben, in ihrem eignen Interesse ihr Bestes zu thun. Es hofft deshalb, daß die Deutschen, wenn sie sich hier oder dort in ihrer freien Bewegung wegen der Positionen, die es sich bereits erworben hat, behindert fühlen, sich keinem Gefühle der Verstimmung oder Feindschaft hingeben und bedenken werden, daß es in früheren Zeiten ein Recht gehabt hat, sein Glück so viel wie möglich zu fördern. Die Deutschen sollten das unumwunden zugestehen, weil sie mit Recht versuchen, für die Zukunft denselben Kurs zu verfolgen. Vielleicht sind die Berichte, die nach England gelangen, übertrieben und das Gefühl der Feindseligkeit gegen die Engländer, von dem sie gemeldet haben und noch melden, gar nicht vorhanden. Vielleicht ist es, wenn es wirklich vorhanden gewesen, am Verschwinden oder gar schon verschwunden, da absolut kein Grund dafür vorliegt. Es ist gewiß in kommerziellen Dingen nach mancher Richtung hin eine Nebenbuhlerschaft vorhanden, aber das kann als Grund nicht zugestanden werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß gewisse Ursachen, die an sich unvernünftig sind, häufig eine geheime Feindschaft erzeugen, die um so heftiger ist, weil sie nicht zugestanden oder erklärt werden kann. Wenn aber eine Ursache in Wahrheit unvernünftig ist, kann sie in einem Lande wie Deutschland nicht von langer Lebensdauer sein. Wenn die Engländer und die Deutschen die Ueberlieferungen ihrer Vorfahren, die Gemeinschaftlichkeit ihres Blutes, die Gewohnheiten ihres gemeinsamen Stammes, die Ideen, die sie in der Religion und in allen sozialen Verhältnissen geleitet haben, die ständigen ehrlichen Verbindungen zwischen den beiden Völkern und die Familienbande, die sie vereinigen, in Betracht ziehen, werden sie Freunde werden, was immer auch aus ihren beiderseitigen Handelsinteressen und ihren Landerwerbungen werden mag. Wenn sie ihr Augenmerk auf den Weltfrieden und die daraus entspringenden unschätzbaren Interessen der Menschheit im großen und ganzen richten, dann werden sie Bundesgenossen werden.



Digitized by Google

Probleme der modernen Astronomie.

Von

Dr. Bruhns.

III. Probleme der Astronomie des Sonnensystems.

Während das Schwergewicht der astronomischen Forschung des 19. Jahrhunderts sich auf die Fixsternastronomie konzentriert hat und hier durch Anhäufung eines ungeheuren Beobachtungsmateriales den kommenden Zeiten in großartiger Weise vorgearbeitet hat, sind daneben die Probleme des Sonnensystems nicht vernachlässigt worden. Aber wie sehr auch im einzelnen die Resultate erstaunenerregend sein mochten, sie entbehren doch im ganzen des großen Charakters, den die Stellarastronomie erkennen ließ.

Es ist selbstverständlich, daß zu den ersten Beobachtungen, die mit dem neuerfundenen Fernrohr gemacht wurden, auch solche an der Sonne gehörten, und da kann es uns nicht überraschen, daß etwa 1610 von Galilei, Scheiner und Fabricius nahe gleichzeitig die Sonnenflecke entdeckt wurden. Aus ihrer Bewegung bestimmte Scheiner auch schon 1612 die Rotationsdauer der Sonne und suchte ihre Natur durch die Annahme dunkler Wolken zu erklären, und späterhin durch die Theorie, daß sie Vertiefungen an der Sonnenoberfläche seien. Aber nachdem diese Entdeckung wohl anfangs großes Aufsehen erregt hatte, schwand bald der erste Eifer, und das 17. und 18. Jahrhundert brachte wohl einige kurze Reihen regelmäßiger Sonnenbeobachtungen, ohne daß doch irgend ein wesentliches Ziel erreicht worden wäre. Ein größerer Fortschritt wurde erst durch die systematische Beobachtungsreihe erlangt, die der Apotheker Schwabe in Dessau seit 1826 bis 1852 anstellte. Aus diesen Beobachtungen hatte er schon um 1843 eine gewisse zehnjährige Periode zu finden geglaubt, eine Vermutung, die plötzlich an Bedeutung gewann, als fast gleichzeitig von Lamont, Edward Sabine, Gautier und Rudolf Wolf auf die gleiche Periode in gewissen Variationen der Magnetnadel hingewiesen wurde. Hierdurch wurde man auf die Analogie aufmerksam, die zwischen den Sonnenflecken und magnetischen Erscheinungen auf der Erde bestehe, und es begann nun eine sehr sorgfältige und stetige Beobachtung der Sonne, durch die man bald die den Flecken eigentümliche Eigenbewegung auf der Sonne und ihre Verteilung auf der Sonnenoberfläche kennen lernte. Als man aber begann, die Sonne durch das Spektroskop zu betrachten, und namentlich als durch Bunsen und Kirchhoff 1859 die Bedeutung der Linien im Sonnenspektrum nachgewiesen war, begann eine rege Thätigkeit zu ihrem Studium. Man lernte außer der chemischen Zusammensetzung des Sonnenkörpers auch die Bedeutung

der schon früher bei Finsternissen vereinzelt beobachteten, aber nicht beachteten Corona und Protuberanzen verstehen. 1868 wurde dann die Methode entdeckt, mittels deren man auch an der hellleuchtenden Sonne ihre Protuberanzen spektroskopisch verfolgen konnte. Daraufhin entstanden in den siebziger Jahren verschiedene Theorien über die Sonne, ihre Beschaffenheit, ihre Flecken, Fackeln, Corona rc. Aber trotz der regen von vielen Seiten ausgehenden Bemühungen ist man bis heute noch nicht über die allgemeinsten Grundbegriffe hinausgekommen und muß das Sonnenproblem noch als ein durchaus ungelöstes betrachten, mit dessen Bearbeitung sich aber namentlich einige amerikanische Sternwarten und in Deutschland das astrophysikalische Observatorium in Potsdam regelmäßig beschäftigen und vor allem durch die Sammlung möglichst zahlreicher spektroskopischer Beobachtungen das für jede Theorie notwendige Material beschaffen. Bei dem noch unreifen Charakter dieser Untersuchungen kann ich mir um so eher das nähere Eingehen auf dies Problem ersparen, als es häufig genug zum Gegenstand gemeinverständlicher Aufsätze gewählt wird.

Nicht viel weiter als mit der Erkenntnis des Sonnenkörpers sind wir mit der Kenntnis der physischen Beschaffenheit der Planeten und ihrer Monde gekommen. Ein geheimnisvoller mystischer Schleier umgab die Planeten seit alten Zeiten, jene Körper, die in eigentümlich verschlungenen Bahnen ihren Weg durch die Schar der ewig unveränderlichen Fixsterne suchten, und ein Großes, Staunenerregendes war es, da einzelne Männer sich vermaßen, sie in feste Bahnen zu zwingen, und unerhört schien das Unterfangen jener Astronomen, die in diesen fernen Punkten Welten zu erkennen meinten, wie unsre irdische Welt eine ist. Die Astrologie hatte die geheimen Fäden klarzulegen gesucht, die das Leben des Menschen mit jenen hoch oben am Himmel sich abspielenden Wechselerscheinungen verbinden sollten. Doch immer mächtiger äußerte sich die Meinung der Gelehrten, die allen Phantasiegebilden einer älteren, mystischen Zeit den Boden nahm und die Planeten zu Körpern stempelte, die alles eignen seelischen Lebens bar nach den starren Regeln des Mathematikers die Welt durchziehen. Da war der alte Aberglaube in seinen tiefsten Grundfesten erschüttert, und die großen neuen Erscheinungen, die das Fernrohr den ersten staunenden Beobachtern enthüllte, fanden wohlvorbereiteten Boden. Zwar war das stürmische und seiner Zeit weit vorauseilende Bemühen Giordano Brunos ungehört verschollen und nur in engem Kreise vermochte man seine Phantasie aufzufassen, die in den Worten ausklang: „Hiernach giebt es also so viele Welten, als wir leuchtende Funken über uns sehen, die alle nicht mehr und nicht weniger in dem einen Himmel, dem einen Allumfasser sind, als diese Welt, die wir bewohnen. Der Himmel also, das unermeßliche Aethermeer, obzwar ein Teil des unendlichen Alls, ist er doch weder eine Welt, noch ein Teil von Welten, sondern der Schoß, das Gefäß, das Gefilde, in dem diese leben und weben, untereinander in Wechselwirkung treten, ihre Bewohner, Menschen und Tiere zeugen und ernähren und mit ihren bestimmten Dispositionen und Ordnungen der höheren Natur dienstbar sind, das Angesicht des einen Seienden in unzähligen wechselnden Trägern darstellend.“ Was sein

wilder, überschäumender Geist hier sah, das haben die Jahrhunderte geklärt, und mehr und mehr breiten sich die Wurzeln realen Wissens aus.

Die erste Entdeckung Galileis mit dem Fernrohr war der Nachweis der Sichelgestalt der Venus: Cynthiae figuras aemulatur mater amorum: In der Mondgöttin Gestalt erscheint nachahmend die Mutter der Liebe. Das 17. Jahrhundert brachte neben dem Anblick der Scheibenform aller Planeten die Beobachtung von Flecken auf ihnen und die Möglichkeit, mit deren Hilfe ihre Rotation zu bestimmen, Untersuchungen, die freilich in ihren Resultaten nicht mehr durchweg anerkannt werden können. Es brachte in der Entdeckung der Jupitertrabanten noch weiter den Einblick in eine neue Welt, ähnlich der Welt unsrer Erde mit ihrem Begleiter, und zudem ein verkleinertes Abbild des größeren Sonnensystems. Und endlich brachte es die viel Aufsehen erregende Entdeckung des Saturnringes und drei seiner Monde. Neben der Beobachtung dieser Objekte war es auch Cassini möglich, ihre Bahnen zu bestimmen (um 1665).

Die Beobachtung der Jupitertrabanten gab schon im 17. Jahrhundert bekanntlich Olaf Römer die Möglichkeit, seine bedeutende physikalische Entdeckung zu machen und die endliche Geschwindigkeit des Lichts zu berechnen. Die Hauptbedeutung des 18. Jahrhunderts liegt in den großen theoretischen Arbeiten und, wie es schon für die physische Kenntnis der Sonne wenig wesentlich neue Kenntnisse gebracht hatte, so war es auch für die Planeten der Fall. Nur die Entdeckung des Neptun wäre zu erwähnen, den W. Herschel 1781 infolge der systematischen Beobachtung der Fixsterne bei seiner Durchmusterung des Himmels auffand. Aber diese theoretischen Arbeiten hatten zwei höchst bedeutungsvolle Entdeckungen im weiteren Gefolge.

Bei der Bestimmung der Bahnelemente des Neptun zeigten sich gewisse Unregelmäßigkeiten, die von vielen Seiten hin und her behandelt wurden. Aber erst 1845 gelang es den beiden Astronomen Adams und Leverrier unabhängig voneinander, sie dadurch zu erklären, daß sie einen noch jenseits des Neptun befindlichen Planeten annahmen, für den sie genaue Bahnelemente festlegten. Auf Grund dieser gelang es bekanntlich 1846 Galle, den Planet zu entdecken, der den Namen Uranus erhielt. Man hat auch in dessen Bewegung gewisse Störungen zu finden geglaubt, und in den letzten Jahrzehnten ist häufig von einem noch weiter außerhalb liegenden Planeten die Rede gewesen. Jedoch sind alle Bemühungen bisher resultatlos geblieben. Wenn es noch einen Planeten jenseits des Neptun geben sollte, was nach der Theorie nicht unbedingt nötig ist, da die Störungen in der Neptunbahn nicht zwingend auf einen äußeren störenden Körper hinweisen, so wird er sicherlich gelegentlich der photographischen Aufnahme des Himmels zur Beobachtung gelangen.

Inzwischen war man an ein neues Problem herangetreten. Schon lange war die Lücke zwischen Mars und Jupiter aufgefallen, und man hatte mehrfach die Ansicht ausgesprochen, daß sich hier noch ein Planet befinden müsse. Um diese Frage zu untersuchen, hatte sich 1800 eben eine eigne Gesellschaft gebildet, um zur Auffindung dieses Planeten den gesamten Tierkreis, wo man ihn nach

theoretischen Ueberlegungen zu finden glaubte, systematisch zu durchforschen, als es Piazzi zufällig gelang, einen Stern achter Größe zu finden, den er alsbald als Planeten erkannte. Diesem, der den Namen Ceres erhielt, folgten kurz danach noch drei andre, Pallas, Juno und Vesta, die 1802, 1804 und 1807 entdeckt wurden. Nach diesen ersten Entdeckungen vergingen volle 38 Jahre, ehe 1845 der fünfte der Asteroiden aufgefunden wurde, woran sich nun freilich in rascher Folge zahlreiche neue anschlossen, so daß ihre Zahl

Ende 1850	13	Ende 1870	112	Ende 1890	302
Ende 1860	62	Ende 1880	219	Ende 1898	447

betrug. Das letzte Jahrzehnt hat durch die Vervollkommnung der photographischen Methoden eine bedeutende Erleichterung für die Auffindung neuer Planeten gegeben, so daß sich daraus die große Vermehrung ihrer Zahl in den letzten acht Jahren erklärt.

1898 wurde durch Witt in Berlin der Planet (433) Eros aufgefunden, der sich von den andern ganz wesentlich darin unterscheidet, daß er mit seiner Bahn noch in die Marsbahn hineinragt und dadurch der Erde sehr nahe kommen kann (bis auf 0,15 Erdbahnhalbmesser, während der geringste Abstand des Mars von der Erde 0,37 Erdbahnhalbmesser beträgt). Er wird dadurch in Zukunft für die Bestimmung der Sonnenparallaxe ein sehr geeignetes Hilfsmittel darbieten. Gegenwärtig sind es namentlich die Observatorien in Nizza unter Charlois und in Heidelberg unter Wolf, die sich mit der Auffindung neuer Planetoiden befassen.

Im Publikum finden die Planeten das meiste Interesse durch die an ihr Aussehen sich anschließenden Vermutungen über ihre physische Beschaffenheit. Daß man Flecke auf ihnen schon im 17. Jahrhundert bemerkt hat, ist oben erwähnt. Eine genauere Kenntnis konnte erst aus der Ausbildung der modernen großartigen Instrumente folgen, und so hat uns denn auch die letzte Zeit hier manche interessante Details kennen gelehrt, die selbstverständlich von der höchsten Bedeutung sind. Dasselbe kann aber nicht gesagt werden von den Theorien, die sich daran sogleich in unglaublicher Ueppigkeit anschlossen und leider auch von ernsten Gelehrten nur zu oft und leichtfertig vertreten wurden. Jede Behauptung, die Bewohnbarkeit der Planeten betreffend, ist zur Zeit noch vages Phantasiegebilde, das durch nichts ernstlich begründet werden kann. Was wir gegenwärtig von der Oberflächenbeschaffenheit und der physischen Konstitution der einzelnen Planeten wissen, sei in Kürze in folgendem zusammengestellt:

Merkur: Die Oberfläche läßt gewisse sehr undeutliche und schwer zu beobachtende Flecke erkennen, die vielfach kleine Veränderungen zeigen. Gegenüber allen andern Ansichten scheint es nach Schiaparelli aus den Beobachtungen von 1882—89 wahrscheinlich, daß der Planet ähnlich, wie der Mond, bei einem Umlauf um die Sonne auch nur eine Umdrehung beschreibt. Die Neigung der Achse ist jedenfalls kleiner als 25°. Ob Merkur eine Atmosphäre besitzt, ist noch unsicher. Masse = $\frac{1}{6\,000\,000}$ der Sonnenmasse. (Newcomb 1895.)

Venus: Bisher ist mit Ausnahme von zwei Fällen (1759 A. Mayer, 1871 Winnecke) nur die beleuchtete Seite der Venus, also die der Sonne zugekehrte Seite gesehen worden. Es sind sehr undeutliche und verwaschene Flecke beobachtet worden, über die sich Vogel folgendermaßen ausspricht (Bothkamper Beobachtungen II): „Das nebelartig verschwommene Aussehen der Flecke, sowie die ... auffallende Abnahme des Lichtes nach der Beleuchtungsgrenze machen es sehr wahrscheinlich, daß der Planet von einer Atmosphäre umgeben ist, in der eine sehr dichte und dicke Schicht von Kondensationsprodukten schwebt, und daß die Aufhellungen in dieser Schicht nie so weit gehen, daß sie deutlich markierte Flecke auf der Venusscheibe bedingen oder einen Durchblick auf die Oberfläche des Planeten gestatten. Unter diesen Verhältnissen scheint es unmöglich, aus den Flecken, die man auf der Oberfläche der Venus bemerkt, Schlüsse über die Rotationszeit oder die Lage der Rotationsachse des Planeten zu ziehen."

Dem gegenüber sind Schiaparelli, Mascari und Lowell 1895 bis 1899 zu der Ansicht gekommen, die Rotationsdauer sei gleich ihrer Umlaufszeit, das heißt gleich 224,7 Tage, während Villiger sie 1895 auf 24 Stunden bestimmte. Trabanten sind weder für Merkur noch Venus nachgewiesen. Masse $= \frac{1}{408\,000}$ der Sonnenmasse (Newcomb 1895).

Mars: Der Mars hat bisher durch seine Flecke das meiste Interesse erweckt. Er zeigt entschieden weiße Flecke an den Polen, die sich als mit der Jahreszeit veränderlich erwiesen haben. Da Vogel auf spektroskopischem Wege nachgewiesen hat, daß sich auf dem Mars Wasserdämpfe befinden, so scheint es wahrscheinlich, daß diese weißen Flecke Schneeflecke sind, und daß der Mars eine Atmosphäre besitzt. Außerdem zeigt der Planet helle und dunkle Flecke, die als Land beziehungsweise Meer oder See bezeichnet werden, und dunkle Striche und Linien, die man Kanäle nennt. Diese Namen dienen nur als Bezeichnungsweise, ohne daß damit gesagt werden sollte, daß sie wirklich als Land und Wasser nachgewiesen sind. Diese Flecke konnten so genau bestimmt werden, daß Schiaparelli danach eine genaue Marskarte konstruieren konnte. Mehrfach hat man seit 1881 einzelne Kanäle doppelt gesehen und sogar das Phänomen ihrer Verdoppelung selbst beobachtet. Ueber ihre Bedeutung sagt Herz (Valentiner: Handwörterbuch der Astronomie): „Ein einfacher Versuch führt dazu, daß diese sogenannten Marskanäle in der That wahrscheinlich keine Kanäle, sondern Bergzüge und zwar einfache Bergzüge sind, welche sich durch ein Refraktionsphänomen verdoppelt darstellen. Bringt man in einem vollständig verdunkelten kleinen, mit einem stark brechenden Medium gefüllten Kämmerchen in einer Wand ein Fensterchen an und befestigt an der gegenüberliegenden Wand ein Relief, beleuchtet man dieses Relief von außen und sieht in das Fenster, also nahe normal zum Relief, so werden kleine Erhebungen, sowie Bergadern, je nach der Albedo verschieden hell erscheinen, und es werden die glänzenden Stellen von dunkeln Streifen umrandet, also die Bergadern von dunkeln Linien umsäumt erscheinen." Dieser Versuch ist der Untersuchung des Auges durch den Augenspiegel nach-

geahmt, wo man auch nach einiger Uebung die verschiedenen Adern und zwar zum Teil als Doppellinien erkennen kann. Wenn auch diese Erklärung für die Verdoppelung der Kanäle noch nicht einwandfrei ist, so erscheint sie doch am plausibelsten von allen bisher versuchten Erklärungen.

Nach dem spektroskopischen Nachweis von Wasser auf dem Mars, erscheint es als wohl möglich, daß die sogenannten Länder und Meere thatsächlich Land und Wasser sind. — 1877 entdeckte Hall zwei Marsmonde, die den Namen Deimos und Phobos erhielten. Masse nach Newcomb = $\frac{1}{3\,098\,500}$.

Jupiter: Die Oberfläche des Jupiter zeigt ein sehr veränderliches Ansehen. Der Planet ist vermutlich von einer Atmosphäre umgeben. Außer einer Anzahl unter sich und mit dem Aequator nahezu paralleler Streifen sind noch einige besondere Flecke mitunter gesehen worden. So wurden auffallend rote Flecke vom September 1878 bis September 1879 und in den letzten Jahren gesehen, auffallend weiße Flecke in der Nähe des Aequators 1849, 1850, 1857, 1880 und öfter. Eine sichere Berechnung der Rotationsdauer konnte bisher nicht gemacht werden.

Außer den vier schon Galilei bekannten Trabanten hat Barnard 1892 noch einen fünften innersten Trabanten als Stern 13. Größe entdeckt. Auf einigen Trabanten hat man Flecke wahrgenommen. Masse = $\frac{1}{1047,35}$ (Newcomb).

Saturn: Flecke auf dem Saturn sind mehrfach beobachtet worden, so sah Hall vom 7. Dezember 1876 bis 2. Januar 1877 einen großen Fleck von 2″ bis 3″ Durchmesser, aus dessen Bewegung er eine Rotationsdauer von 10^h 14^m $23,8^s$ berechnete. Der Planet wird von einem nach Seeliger vermutlich staubförmigen sehr komplizierten Ringsystem umgeben, auf dem man auch mitunter Flecke gesehen hat.

Er wird von acht Trabanten, die periodische Helligkeitsschwankungen zeigen, umgeben. Ein neunter ist bisher (Oktober 1899) noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen. Masse = $\frac{1}{3501,6}$.

Uranus und Neptun: Eine Rotation ist für beide Planeten noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen, und nur auf dem Uranus sind von einzelnen Beobachtern Flecke und Streifen gesehen worden. Vom Uranus hat man bisher vier, vom Neptun einen Trabanten gesehen. Masse: Uranus = $\frac{1}{22\,600}$, Neptun = $\frac{1}{19\,380}$.

Ueber die Natur der Asteroiden ist noch nichts Sicheres bekannt. Sie sind als Trümmer eines größeren Planeten aufzufassen.[1])

[1]) Eine andre Ansicht ist neuerdings durch den französischen Mathematiker Freycinet ausgesprochen worden. Das November-Heft der „Deutschen Revue“ 1900 brachte eine Uebersetzung der betreffenden Freycinetschen Mitteilung.

Digitized by Google

In dieser Aufzählung der Planeten ist aus leicht ersichtlichen Gründen einer übergangen worden, die Erde (Masse = $\frac{1}{324\,000}$). Ihr Studium gehört nicht in das Gebiet der Astronomie. Aber wir dürfen nicht ebenso verfahren mit ihrem stillen Begleiter, dem Mond. Doch können wir uns hier ziemlich kurz fassen. Ist ja doch der Mond uns ein alter, vertrauter Kamerad, besser bekannt als alle andern Gebilde des Himmels. Und doch bietet auch er den Astronomen noch manche Rätsel dar, nicht allein in seiner Bahn und seiner Einwirkung auf die Wasser- und Lufthülle der Erde, sondern auch in der Gestaltung seiner Oberfläche. Es ist bekannt, daß uns der Mond stets dieselbe Seite zukehrt, so daß wir, abgesehen von kleinen Randpartien, die wir infolge der Libration zu sehen bekommen, einzig dem Studium dieser einen Seite uns widmen können. Und müßig ist es, nach dem heutigen Stand unsers Wissens, über die uns abliegende Seite Theorien aufzustellen und Ideen zu äußern, giebt es doch auch noch genug zu thun mit dem Studium der uns zugewandten Seite.

Den Beginn mit systematischen selenographischen Untersuchungen, das heißt mit der Untersuchung der Flecke auf dem Mond und ihrer Beschreibung, machte Hevel, dessen Mondkarte aus dem Jahre 1647 stammt. Im weiteren Verlauf dieser Arbeiten wird ein gewisser Wendepunkt bezeichnet mit dem Jahr 1749. Damals begann Tob. Mayer die Mondorte nicht wie bisher nach dem Augenmaß wiederzugeben, sondern auf Grund wirklicher auf Länge und Breite auf dem Mond bezüglicher Beobachtungen. Diese Methode entwickelte sich immer weiter, bis sie ihren Höhepunkt erreichte in der zwei Meter im Durchmesser haltenden Karte, die Schmidt in Athen herstellte. In den Jahren 1840 bis 1878 hatte dieser seine Beobachter unter glänzenden atmosphärischen Verhältnissen das große Werk vollendet und zahllose Details aufgezeichnet, die keiner vor ihm und neben ihm gesehen hatte. Aber indem gerade diese große Karte und die außerordentlich gesteigerte Beobachtungskunst der letzten Jahrzehnte einen tiefen Einblick in die Mondwelt gestattete, enthüllte sie auch zahlreiche neue Fragen, die Höhe und Beschaffenheit der Berge und Thäler, der sogenannten Rillen, und die noch heute eintretenden Veränderungen betreffend. Daraus machte sich das Bedürfnis geltend, möglichst genaue Spezialkarten einzelner Gegenden herzustellen, eine Aufgabe, die gegenwärtig an verschiedenen Sternwarten teils durch photographische Aufnahmen, teils durch peinlich genaue Ausmessung einzelner Punkte mittels des Heliometers betrieben wird. Bezüglich der photographischen Aufnahmen treten vorzüglich die Pariser Sternwarte, an der durch Löwy und Puiseux ein in großem Maßstab angelegter Mondatlas hergestellt wird, und das Lick-Observatorium hervor. Die direkten Mondmessungen machen durch die außerordentliche Schwierigkeit ihrer Berechnung sehr viel Arbeit, so daß man hier leicht auf eine Stunde Beobachtung zehn Stunden Reduktionsarbeit rechnen kann.

Es ist natürlich, daß sich schon jetzt viel hypothetisches Beiwerk in die Mondforschung eingedrängt hat, aber seine Bedeutung charakterisiert sich aus der Be-

Digitized by Google

merkung, daß wir erst am Beginne einer genaueren Oberflächenkenntnis des Mondes stehen, und je mehr Einzelheiten sich zeigen, desto komplizierter erscheint das Problem.

Während sich jedoch hier dies theoretische Geranke immer noch in mäßiger Entwicklung gehalten hat, wucherte es zuzeiten äußerst kräftig auf bei jenen von uns noch nicht besprochenen Körpern, den Kometen und Meteoren. Zwar ist es in diesem Jahrhundert gelungen, einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Erscheinungen nachzuweisen, aber eine eigentliche Erkenntnis des Kometenproblems besitzen wir trotzdem noch nicht. Und dies kann nicht wundernehmen, da hier das exakte Beobachtungsmaterial noch ein viel zu geringes ist. Daher ist es auch eine beständige Aufgabe aller Sternwarten, sämtliche Kometenerscheinungen auf das eifrigste zu verfolgen, und auf vielen Sternwarten werden häufige Beobachtungen der Meteore und Sternschnuppen gemacht. Aber freilich dürfen wir uns nicht verhehlen, daß hier gerade noch mehr geschehen könnte, und zwar von Liebhabern der Astronomie. Handelt es sich doch um Beobachtungen, die ohne besondere instrumentale Hilfsmittel sich ausführen lassen.

Wir können das Sonnensystem nicht verlassen, ohne nicht zuvor noch einiger Probleme zu gedenken, die mit ihm im engsten Zusammenhang stehen. In dieser Familie, die uns so groß und weit erscheint, uns, die wir als winzige Körper ihr Wesen zu ergründen suchen, die aber so klein ist im Vergleich zu der unendlich vielgestaltigen Menge der Gestirne überhaupt, sind es nicht die Einzelkörper allein, die den Astronomen interessieren, sondern er sucht sie auch als Ganzes aufzufassen und die Bedeutung eines jeden für die Gesamtheit festzustellen. Wie einfach auch das Newtonsche Attraktionsgesetz ist, so kompliziert gestaltet es sich, wenn es gilt, die Bewegungen im einzelnen festzustellen. Beständig müssen sie noch kontrolliert werden, damit ja jede Abweichung von der Theorie sofort erkannt werde, und vor allen Dingen, damit der weiteren Ausgestaltung der Bahnberechnungen stets neues Material zur Verfügung stehe. Daher werden auch an allen Instituten noch immer gelegentliche Ortsbestimmungen der Planeten angestellt, und kein besonderes Ereignis, wie es die Sonnen- und Mondfinsternisse, Vorübergänge des Merkur und in jenen seltenen Fällen der Venus, sowie besonders günstige Oppositionen der äußeren Planeten und so weiter bieten, wird vorübergelassen, ohne daß die allgemeine Aufmerksamkeit der Astronomen sich hierauf konzentriert. Gilt es doch immer noch, für die Massen- und Größenverhältnisse und Entfernungen im System genauere und sicherer begründete Zahlen zu erhalten. Wie weit wir noch von einer einigermaßen befriedigenden Kenntnis entfernt sind, mag die Notiz charakterisieren, daß die Berechnungen der Masse der Venus aus den letzten fünfzig Jahren zwischen $\frac{1}{427\,000}$ und $\frac{1}{397\,000}$, und die der Abplattung des Jupiter zwischen 1 : 10,9 und 1 : 17,1 schwanken.[1]) So sind denn auch, um ein Beispiel anzuführen, an

[1]) Hier mag auch darauf hingewiesen werden, daß sich bei der Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis im Mai 1900 herausgestellt hat, daß ihre Dauer um circa drei Sekunden

der Straßburger Sternwarte, deren laufende Programmarbeiten sich auf die Fixsternastronomie beziehen, im letzten Berichtsjahr 1898 bis 1899 22 Einzelbeobachtungen von Mondbedeckungen, 85 Einzelbeobachtungen bei 2 Mondfinsternissen, außerdem mit dem Meridiankreis 132 Beobachtungen des Mondrandes oder eines Mondkraters, 89 Beobachtungen der Planeten, 37 Beobachtungen von Asteroiden und endlich 93 Heliometermessungen des Sonnendurchmessers ausgeführt worden. Und für viele andre Sternwarten sind diese Zahlen noch viel größer.

Von andern Problemen, die auf das Sonnensystem Bezug haben, seien hier noch kurz die folgenden drei erwähnt: 1. Die Eigenbewegung des Sonnensystems, 2. das Zodiakallicht und 3. die Polhöhenschwankungen auf der Erde.

1. Die Annahme einer Eigenbewegung der Sonne und mit ihr aller Planeten wurde zuerst präzis ausgesprochen durch Bradley 1748: „Wenn man annimmt, daß unser Sonnensystem seinen Ort im Raum verändert, so wird es möglich sein, daß dies auf die Länge eine nachweisbare Veränderung im Winkelabstand der Fixsterne herbeiführt. Da in diesem Fall die näheren Sterne mehr beeinflußt werden als die sehr weit entfernten, so werden ihre relativen Oerter verändert erscheinen, auch wenn alle Sterne in der That unbeweglich geblieben sind. Wenn andrerseits unser System sich in Ruhe befindet und einige Sterne sich thatsächlich bewegen, so wird dies auch ihre scheinbare relative Lage verändern, um so mehr, je schneller die Bewegungen sind, je günstiger ihre Bewegungsrichtung für die Beobachtung ist und je näher sie der Erde sind. Da die Variation der relativen Lage der Sterne von so vielen verschiedenen Ursachen abhängen kann, so wird es wohl der Beobachtung vieler Jahrhunderte bedürfen, ehe man dahin gelangt, ihre Gesetze zu entdecken." Seitdem hat man mehrfach versucht, eine bestimmte Eigenbewegung des Sonnensystems aus der scheinbaren Eigenbewegung der Fixsterne zu berechnen, ohne doch aus dem schon von Bradley erwähnten Grunde zu sicheren Resultaten zu gelangen. Die letzte derartige Untersuchung, die in weiterer Entwicklung sicher zu einem Erfolg führen wird, stammt von Vogel, der auf Grund des Dopplerschen Prinzips durch die Spektroskopie die Bewegung von 40 Sternen in der Richtung auf die Sonne zu bestimmt hat und daraus eine Geschwindigkeit der Sonne von circa 12 km ± 3 km berechnet hat. Die Zahl der benutzten 40 Sterne ist freilich noch viel zu gering, um das Resultat als gesichert erscheinen zu lassen, aber es ist doch hiermit der Weg angegeben, auf dem man einst Gewißheit wird erlangen können.

2. Sehr ungenügend ist zurzeit noch unser Wissen vom Zodiakallicht, von dem Humboldt sagt: „Wer jahrelang in der Palmenzone gelebt hat, dem bleibt eine liebliche Erinnerung von dem milden Glanze, mit dem das Tierkreislicht, pyramidal aufsteigend, einen Teil der immer gleich langen Tropennächte erleuchtet.

---

kürzer war, als man berechnet hatte. Aus dieser Erfahrung muß man schließen, daß unsre Kenntnis der Mondelemente trotz aller bisher darauf verwandten Arbeit noch eine recht unsichere ist. Jedenfalls wird daraufhin in nächster Zeit eine sorgfältige Neubestimmung der Mondelemente vorgenommen werden.

Digitized by Google

Ich habe es, und zwar nicht bloß in der dünnen und trockenen Atmosphäre der Andengipfel, sondern auch in den grenzenlosen Grasfluren (Llanos) von Venezuela, wie am Meeresufer unter dem ewig heiteren Himmel von Cumana bisweilen intensiver leuchten gesehen als die Milchstraße im Schützen." Es ist noch durchaus nicht feststehend, ob es der Sonne angehöre, wie von einigen angenommen wird, oder der Erde, aber hier haben die letzten Jahre eine eigentümliche Entdeckung gebracht, indem von einigen Beobachtern gewisse helle Linien, die das Spektrum des Nordlichts auszeichnen, ohne daß man ihre Bedeutung bisher hätte erkennen können, auch in seinem Spektrum gefunden wurden. Im übrigen hat das Zodiakallicht den Charakter reflektierten Sonnenlichtes, so daß es sich jedenfalls um von der Sonne beleuchtete Gase oder diskrete Massenteilchen handelt. Außerdem ist in letzter Zeit die Vermutung ausgesprochen worden, daß die Schwankungen in seiner Helligkeit eine Periode zeigen, die der der Sonnenflecke parallel ist. Jedoch müssen wir, da es uns zunächst noch an genügenden Beobachtungen fehlt, der Zukunft vertrauen, daß sie das Rätsel aufdecken möge.

3. Das letzte Jahrzent hat eine andre höchst interessante Reihe von Beobachtungen gebracht in der systematischen Untersuchung der Polhöhenschwankungen. Nachdem 1885 Küstner eine Aenderung der Polhöhe von 0,"44 im Laufe eines Jahres nachgewiesen hatte, wurde von dem Bureau der Internationalen Erdmessung eine über mehrere Jahre ausgedehnte systematische Untersuchung dieser Frage durch Zusammenwirkung mehrerer geeigneter Sternwarten angeregt. Daraufhin wurde zunächst von verschiedenen Sternwarten, Berlin, Potsdam, Prag, Straßburg, Karlsruhe und andern eine bis 1898 fortgesetzte sieben bis achtjährige Reihe von Beobachtungen aufgestellt, durch die mit großer Genauigkeit die Bahn festgestellt werden konnte, die der Pol der Drehungsachse der Erde um den geographischen Pol beschreibt. Diese Veränderungen sind sehr gering, indem sich der Pol der Drehungsachse in Länge und Breite noch nicht um $1/2$" vom geographischen Pol entfernt hat, sie sind aber doch zu bedeutend, als daß sie bei genauen Beobachtungen vernachlässigt werden dürften. Natürlich geht nun das Bestreben dahin, die Ursache dieser Bewegung festzustellen und sie durch eine mathematische Formel darzustellen, wozu es freilich noch weithin fortgesetzter Reihen bedarf. Um diese zu erreichen, sind von dem Bureau der Internationalen Erdmessung die Mittel zunächst für fünf Jahre zur Verfügung gestellt, in denen in Mizusawa in Japan, Carloforte in Italien, Gauthersburg in Ostamerika, Ukiah in Westamerika und außerdem in Cincinnati in den Vereinigten Staaten von Amerika und Tschardjui in Rußland die nötigen Beobachtungen ausgeführt werden.

*

Es liegt in der Natur der Sache, daß in diesem kurzen Aufsatz durchaus keine Vollständigkeit in der Aufzählung der Probleme erstrebt werden konnte und nur diejenigen Erwähnung fanden, die für eine Charakteristik der modernen Astronomie am wichtigsten erschienen. Und zur Genüge wird dieser Charakter in den vorliegenden Seiten hervorgetreten sein: Nachdem das 16. und 17. Jahr-

hundert die Grundlagen geschaffen hatte, sowohl in theoretischer wie in praktischer Hinsicht, auf denen eine wissenschaftliche Astronomie zu fußen hatte, brachte das 18. Jahrhundert die mathematisch-theoretische Ausbildung des mechanischen Problems der Bahnbewegung, und unser Jahrhundert ist ausgezeichnet durch die ungeheure und großartige Aufhäufung exakten Beobachtungsmateriales namentlich auf dem Gebiete der Fixsternastronomie. Das 18. Jahrhundert können wir das Jahrhundert der mathematischen Astronomie, das 19. das Jahrhundert der beobachtenden Astronomie nennen.

Mancherlei sind die Ziele, die die Astronomie erstrebt, verschieden die Wege, die sie einschlägt und die Hilfsmittel, die sie anwendet, und wechselnd sind die Erfolge, die ihr auf ihrem Entwicklungsgange zufallen. Bewundernd folgen wir ihren Spuren, denn so erhaben und groß die Welt ist, die sie dem menschlichen Geiste näherrückt, so erhaben und groß ist auch der Schaffenseifer, der ihre Anhänger beseligt. Wie sie in weite räumliche Fernen hinausführt und dem Blick das Grenzenlose offenbart, so läßt sie auch den Geist des Forschers in weite, zeitliche Fernen hinausblicken und vorsorgend einer fernen Zukunft wichtige Grundlagen aufrichten. Das alte Bauwerk, das Eudoxus, Calippus, Hipparch und Ptolemäus einst mit den Mitteln ihrer Zeit errichtet hatten, begann morsch zu werden und vermochte nicht mehr jene Schätze aufzunehmen, die die Forschung vieler Jahrhunderte angesammelt hatte. Da entwarf mit weitem Blick der große Architekt Kopernikus den Plan für das neue Gebäude, und unter der meisterhaften Leitung eines Kepler, eines Galilei und eines Newton entstand ein Palast, der Raum bot für lange Zeit. Viele nachfolgende Geschlechter bauten ihn weiter und glänzender aus, und immer umfangreicher und schöner entstand eine ganze Stadt, so reich an neuen Schätzen und Monumenten alter großer Zeiten, daß jeder, der sie betritt, mit Ehrfurcht das Werk betrachtet, das Menschenhände und Menschengeist geschaffen haben. Schwer wird es wohl dem Fremden, den Sinn aller Dinge hier zu erfassen, und auch wir haben bei unserm Rundgang mancherlei unbeachtet lassen müssen, das dem Kundigen durch feine Kunst und klare Schönheit reichen Genuß verschafft. Doch wer will auch zugleich alles erfassen? Eine stille Thätigkeit herrscht überall, und allem prunkenden Glanze abhold schaffen die Männer jener Stadt Werke so rein und so groß, daß man nur ungern von ihnen wieder scheidet in das Getriebe der Alltagswelt.



Digitized by Google

Bekenntnisse und Erlebnisse von Anastasius Grün.

Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns an Albert Knapp.

Mitgeteilt von

Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart.

VII.

Graz, den 22. März 1859.

Lange, fast unverzeihlich lange bin ich mit meinem Danke für Ihr liebes Schreiben und mit meiner herzlichen Erwiderung Ihrer freundlichen Glückwünsche Ihr Schuldner geblieben. Nehmen Sie beides in unverkürztem Maße, wenn auch verspätet, mit wohlwollender Nachsicht auf. Diesmal war die Verzögerung eine absichtliche, denn ich wollte das Eintreten eines bevorstehenden Familienereignisses erst abwarten, um Ihnen mit meiner Danksagung zugleich eine fröhliche Nachricht zukommen zu lassen, in welcher Sie mit Recht eine Verwirklichung Ihrer frommen Segenswünsche für mich und die lieben Meinigen erblicken dürften. Meine Frau befand sich nämlich bei dem Eintreffen Ihres Briefes längst in gesegneten Umständen, und was ich vor Beantwortung desselben abwarten wollte, ist nunmehr glücklich eingetroffen durch die Geburt eines frischen, gesunden Knäbleins, welches sie mir am 28. vorigen Monats geschenkt hat und welches ich, eingedenk der sinnigen Namensbedeutung, Theodor taufen ließ. Mutter und Kind befinden sich, gottlob, bisher recht wohl; möge der Himmel sie erhalten! Wir hoffen mit einiger Zuversicht darauf, weil meine Frau und ich uns feierlich gelobt haben, daß die große Segensgabe, ein eignes Kind zu besitzen, unsre lieben Pfleglinge auf keinen Fall in unsrer Liebe, Sorgfalt und Treue verkürzen soll, indem wir gerade diese als die Quelle unsers Glückes ansehen, da jenes kaum mehr erwartete Himmelsgeschenk vielleicht eine Belohnung für das ist, was wir an den lieben Kindern meiner früh verewigten unvergessenen Schwester gethan haben und noch thun wollen. Gott beschütze sie alle! Und Sie, mein hochverehrter Freund, seien Sie des teuren Menschenkreises, der mein Herz umgiebt, in ihren frommen Gebeten freundlichst eingedenk! Daß ich Ihnen am heiligen Christabende unbewußt im Geiste so nahe gestanden, und zwar durch meine frühesten Jugendlieder, die „Spaziergänge", hat mich ebenso überrascht als erfreut. Ich hätte diesen unkünstlerischen Versen, die für mich nur das historisch-patriotische Verdienst haben, ein treuer Wiederhall des österreichischen Volksherzens gewesen zu sein, nicht mehr so viel poetischen Reiz zugetraut, um einem Manne wie Sie noch heutzutage einige Freude bereiten zu können. Um so lieber sind mir nun dieselben durch diese Beziehung geworden, und so habe ich auch meinesteils Ihrer verehrten Frau Gemahlin für die Wahl dieser Weihnachtsspende zu danken. Mit Sehnsucht sehe ich dem in Aussicht gestellten Erscheinen Ihrer

neuen Gedichte entgegen und freue mich sehr darauf, mich durch ihre Vermittlung noch tiefer in einen edeln, klaren und gottbeseelten Geist versenken zu dürfen, dem ich, ohne seinen gläubigen Flügen in das Land der Verheißung immer folgen zu können, mich doch so nahe und befreundet fühle. Das „Paradefell", um in ihrem Gleichnis zu bleiben, will ich mir recht gerne gefallen lassen, und zwar um so lieber, als seine Flecken keine Makel, sondern eine Zierde sind ...

Knapp hatte die Auswahl aus den fünf Bänden seiner Gedichte, welche er im Jahre 1854 erscheinen ließ, das „Paradefell" genannt. Er ließ im Jahre 1859 einen Band neuer Gedichte: „Frostblüten" folgen und im Jahre 1860 eine Auswahl der nachgelassenen religiös-philosophischen Dichtungen seines Berufsgenossen Heinrich Puchta.

Doch schon klingt im ersten der folgenden Briefe Auerspergs, der kurz nach der Schlacht von Magenta und vor der Schlacht bei Solferino geschrieben ist, das politische Thema an. Auch Knapp hatte vor dem für Oesterreich unglücklichen italienischen Feldzug ein damals viel gelesenes Gedicht an den Kaiser von Oesterreich gerichtet, aus dem wir einige Strophen anführen wollen:

Gerüstet steht dein Herr voll Mannesstärke,
Bereit zum Kampf, zum schönsten Heldenwerke,
Befähigt, für dein Reich zu triumphieren:
Du wirst's verlieren.

Du fragst, warum? — so hör ein Wort in Gnaden:
Du hast den Bann auf dich, aufs Heer geladen
Und auf dein Volk durch römisches Traktieren:
Du wirst's verlieren.

Drum nicht auf Streiter und Kanonen poche,
Gieb frei dein Volk vom finstern Satzungsjoche,
Daß Licht und Geistesöl es kann durchrinnen:
Du wirst's gewinnen.

Nach dem Debacle von Solferino und Magenta, nach dem finanziellen Zusammenbruche des absoluten Staates mit dem Unterschleifsprozesse gegen Feldmarschallleutnant v. Eynatten und dem Selbstmorde des Finanzministers Bruck, wurde zur Einberufung eines Reichsrates geschritten. Auersperg, der schon im Jahre 1844 in dem patriarchalischen Krainer Bewilligungslandtage die Standesherren durch eine oppositionelle Rede hatte erschaudern lassen und mit Bauernfeld in den Märztagen des Jahres 1848 in der Kaiserburg eine Konstitution gefordert hatte, wurde zum Mitglied des verstärkten Reichsrates und später zum erblichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt. Er gehörte auch dem Krainer und dann dem steirischen Landtage an. Eine zweite strahlende Ruhmeskrone setzte sich Auersperg aufs Haupt als Dichterredner in dem an Talenten und mächtigen Rufern im Streite, wenn auch nicht an Zwischenrufern und Pulttrommlern, damals reichen Parlamente des geistig erweckten Oesterreich.[1])

VIII.

Graz, den 15. Juni 1859.

... Das bewußte „Paradefell" ist von so stattlichem Umfang und von so mannigfaltiger Zeichnung, daß die von Ihnen befürchtete Eintönigkeit schon durch

---

1) Hinsichtlich der politischen Thätigkeit Auerspergs vergl. „Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl". Herausgegeben von Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart. Berlin 1897 und „Anastasius Grün und Bauernfeld" von demselben in der „Zeit" (Wiener Wochenschrift) 1898, Nr. 180.

Digitized by Google

die Wahl der Stoffe, unter denen ich des Anziehenden so viel gefunden habe, glücklich vermieden erscheint. Aber entschuldigen müssen Sie mich, wenn ich Ihrem Wunsche einer Besprechung der ganzen Sammlung in der „Allgemeinen Zeitung“ nicht nachzukommen vermag, indem ich mich von jeher und zwar aus Prinzip von der Kritik ferne gehalten habe und eine Inkonsequenz in dieser Beziehung mir gerechte Vorwürfe von jenen Seiten zuziehen würde, nach welchen ich früher ähnliche Aufforderungen aus demselben Grunde ablehnen mußte.

Unser Landleben beginnt heuer etwas später als sonst, weil wir die nicht ganz unbeschwerliche Reise nicht früher unternehmen wollten, als wir unsern kleinen Herzensliebling gehörig gekräftigt und an die Luft gewohnt glauben mochten. Möge der herzenswarme und geisteskräftige Segensspruch, den Sie zu meiner innigen Rührung über das Haupt des lieben Kindes gesprochen, sich an ihm bewähren! Indem ich dies schreibe, muß ich fast schon an eine teilweise Erfüllung desselben glauben, denn soeben schlägt an mein Ohr der lauttönende Beweis seiner tapferen kleinen Lunge, und Ihr Dr. Martinus sagt ja in den Tischgesprächen: „Wenn junge Kinder wohl schreien, so wachsen sie wohl.“

So heiter mein Gemüt sich im häuslichen Kreise finden darf, so verdüstert und gedrückt wird es im Hinblick auf den Gang der äußeren Dinge. Der altösterreichische Erbfehler, die Unfähigkeit gerade an jene Stelle zu setzen, wo sie am meisten Unheil anrichten kann, hat in Italien wieder seine längst von mir vorausgesehenen Früchte getragen. Und dies geschah mit einem Kriegsheer, das an Tüchtigkeit, Aufschwung und Heldenmut nicht zu übertreffen ist. Mir ist um das Ende nicht bange; man wird durch Schaden auf kurze Zeit klug werden, sich aufraffen und eine bessere Wahl der Führer treffen. Aber mittlerweile triumphiert das schlechte Prinzip, die in dem Erzschurken Napoleon III. verkörperte Ehr-, Treu- und Gewissenlosigkeit. Und das ist es, was mir am empfindlichsten zum Herzen geht. Gott besser's und hoffentlich — Er wird es auch thun! Unser Sündenregister ist allerdings groß, und es stehen noch Dinge darauf, die Sie gar nicht erwähnen. Aber *jenem* gegenüber sind wir die Vertreter des Rechtes und der Wahrheit. Und diesen wird der Sieg nicht ausbleiben . . .

IX.

Graz, den 23. Februar 1860.

. . . Unsre Uebersiedlung nach Graz zu ungewohnter Zeit hatte für mich die Folge, daß ich, mannigfacher Geschäfte der Gutsverwaltung wegen, doch von Zeit zu Zeit in Thurn am Hart nachsehen mußte und so eigentlich weder hier noch dort meinen dauernden Aufenthalt nehmen konnte. Rechnen Sie noch hinzu meine Berufung nach Laibach zu den ziemlich langwierigen Beratungen des neuen Gemeindegesetzes, welcher ich mich füglich nicht entziehen konnte, wiederholte Geschäftsreisen nach Wien, die Vormundschaftssorgen und damit verbundenen, oft sehr dringlichen und umständlichen Schreibereien über neun Pupillen, welche nicht alle gleich wohl geraten, endlich die zahlreichen, durch ihre Nichtigkeit doppelt ermüdenden Pflichten des städtischen geselligen Verkehrs und so weiter, und Sie

Digitized by Google

werden mir glauben, daß ich gar oft ganz mürbe und todmüde in meinen Sorgenstuhl sinke, jeder weiteren Arbeit unfähig. Dieses Netz von Hindernissen hat mich zu meinem innigen Bedauern auch abgehalten, der freundlichen Einladung des Festkomitees zur Schillerfeier, die mir den längst wieder ersehnten Aufenthalt in Stuttgart und das Zusammensein mit Ihnen, mein hochwürdiger Freund, gegönnt hätte, folgen zu dürfen. Da ich nun einmal nicht persönlich Ihnen zur Seite wandeln konnte, so hat es mich doch gefreut, Ihnen, wie Sie schreiben, während Ihres Tegernseer Besuches durch meine poetischen Produkte Gesellschaft geleistet zu haben. Der Tadel, den Sie so schonend aussprachen, ist ein wohlbegründeter, gerechter und noch viel zu milder; mein eignes Urteil lautet noch viel strenger. Andrerseits möchte ich, wenigstens was eine größere Reife meiner gegenwärtigen Produktionsfähigkeit betrifft, ohne unbescheiden zu sein (denn die Reife ist ja nicht das eigne Verdienst der Frucht, sondern das des zeitigenden Sonnenstrahls und der sänftigenden Zeit), Ihrem ermunternden Ausspruche fast selber beistimmen; und daß ich noch nicht ganz fertig bin, sagt mir die Wahrnehmung, daß ich noch so manches unausgesprochen mit mir herumtrage. Käme nur erst die rechte Stimmung wieder, die Stunde der Weihe! jener Weihe, in welcher Sie Ihr schönes Gedicht: „Dem Kaiser von Oesterreich“ dichteten, eines der herrlichsten, kräftigsten, schwungreichsten, die ich von Ihnen kenne, und für dessen Mitteilung ich Ihnen aufs wärmste danke. Sollt' ich etwas daran tadeln, so wäre es das Vorherrschen der theologischen Motive, nicht als ob ich diese ganz verbannen möchte, sondern nur, weil ich sie in ein richtiges Verhältnis und harmonisches Ebenmaß zu dem übrigen gebracht wünschte. Aber auch so, wie das Ganze jetzt ist, lasse ich mir sie als charakteristisches Monogramm des Künstlers gerne gefallen.

Von unsern politischen Zuständen schweige ich, obschon mein Herz von ihrer Bitterkeit voll ist; sie wären ein zu trauriger Kontrast zu jenem Freudenwunsche.

X.

Graz, den 23. Mai 1860.

... Ihre freundlichen Gesinnungen ... erwidere ich aus aufrichtigstem Herzen, und ich bitte Sie, jeden Schatten, den Sie, wie jüngst, in dieser Beziehung zu sehen meinen, im vorhinein zu bannen; ich werde Ihnen dazu gewiß nicht Anlaß geben, am allerwenigsten soll ein flüchtiges Wort — und wäre es ein noch viel schärferes und strengeres, als jenes damals so wohlwollend geäußerte — uns gegenseitig entfremden. Und so bitte auch ich für meinen Teil Sie um großmütig freundliche Zurechtlegung irgend eines in der Eilfertigkeit des Momentes nicht gehörig abgemessenen Wörtleins, das mir vielleicht unwillkürlich entschlüpfen könnte. Da Sie meiner Ernennung zum Reichsrate so teilnahmsvoll erwähnen, darf ich Ihnen wohl gestehen, daß dieser Ruf gegen meine Neigungen, Wünsche und liebgewordenen Gewohnheiten an mich erfolgt ist, daß er meine zahlreichen Geschäfte sowohl in eignen als in fremden Angelegenheiten hemmt und stört, und endlich, daß er mich einer glücklichen Häus-

Digitized by Google

lichkeit, einer friedvollen Zurückgezogenheit grausam entreißt. Ich verkenne zwar nicht die mir dadurch widerfahrene Ehre, aber ich würde gerne darauf verzichten, wenn sich die Annahme in anständiger Weise ablehnen ließe. Und so folge ich mit Ergebung, aber doch mit schwerem Herzen, in dessen Tiefe doch noch einige Hoffnung schlummert, daß die neue Institution vielleicht einige Keime einer gedeihlichen Zukunft meines teuern Vaterlandes aus sich entwickeln könne. Das gebe Gott, und dann will ich auch mein Opfer gerne gebracht haben. Die schöne Austria ist schwer krank. Nachdem die Hausärzte, den Ordinarius an der Spitze, die Köpfe bedenklich geschüttelt haben, ruft man von nah und fern andre berühmte Aerzte und Heilkünstler, mitunter auch Charlatane, alte Weiber und einfache Hirten. Während jene verwickelte und verkünstelte Rezepte verschreiben, rät der einfache Schäfer, der hie und da die Natur einer Pflanze, eines Kräutleins erprobt hat, ein ganz einfaches Hausmittel an, das vielleicht hilft. Und so wäre im vorliegenden Falle mein Hausmittelchen: Probität! Laßt von ihr den ganzen Staatsorganismus geleitet und durchdrungen sein und gebt dem Talente darin seinen angemessenen Platz! Also Probität und Talent! Das ist meine Apotheke! In gehöriger Anwendung reicht sie aus.

XI.

Graz, den 26. April 1861.

Ihr so überaus liebes, freundliches und segenspendendes Schreiben mit dem Glückwunsche zu meinem Geburtstage ist mir in Laibach zugekommen, wohin mich als Abgeordneten meine Berufspflicht für die Dauer der Landtagszeit gerufen hatte ... Ich bin seither, wiewohl nur auf kurze Zeit, hierher zurückgekehrt und habe dem lieben Theodorchen Ihren Segen und Ihren Kuß aus vollem Herzen überliefert. Dank, innigsten Dank für all das Wohlwollen, all die Güte und all die Liebe, die Sie dem holden Kinde, sowie seinen Eltern zuwenden! Ihr Segensspruch wird fruchtbringend über unsern Häuptern schweben ... Obschon ich mein möglichstes gethan, um der reichsrätlichen Thätigkeit für dieses Jahr wenigstens zu entrinnen und einen Sommer wieder auf dem Lande, meiner Familie, meinen eignen Geschäften und Studien zu leben, so ist mir doch vor wenigen Tagen unerwartet meine Ernennung zum lebenslänglichen Reichsrate in unser neugeschaffenes Herrenhaus zugekommen, und ich muß demnach morgen abermals nach Wien zur Eröffnung unsers Parlamentes. Ich weiß allerdings die ehrenvolle Auszeichnung dankbar zu würdigen, aber sie legt mir ein sehr, *sehr* schweres Opfer auf.

Möchte dieses nur durch irgend einen verhältnismäßig großen Erfolg für mein geliebtes Vaterland vergessen gemacht werden! Aber was kann der einzelne in solchem Konflikte erhitzter Leidenschaften, turbulenter Kräfte und elementarischer Gewalten, die drohend einander gegenüberstehen! Ich kann meinesteils eben nur wiederholen, was ich vom Laibacher Landtage in unsre Verfassungskrisis hineingerufen: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas! Sie sehen aus diesem echt christlichen Spruche, daß ich auch in politischen Dingen

Bahnen wandle, die von den Ihrigen nicht allzu fernab liegen. Gott gebe seinen Segen dazu! . . .

XII.

Graz, den 13. April 1862.

. . . Seit meinem letzten Schreiben habe ich auch Ihren Freund und Berufsgenossen Puchta recht gründlich kennen und lieben gelernt. Ich begreife es nicht, daß seine gleich geistestiefen als formreinen Dichtungen auf dem litterarischen Markte so wenig gekannt und genannt sind . . .

Sie beurteilen unsre österreichischen Zustände, soweit dies aus der Ferne geschehen kann, gewiß mit klarem und unbefangenem Blick; aber ich hoffe, Sie sehen zu schwarz in unsre Zukunft. Wir sind in einem Gärungsprozeß begriffen, der allerdings das ganze Gefäß zersprengen, aber auch zur Läuterung und Klärung führen kann. Ich hoffe letzteres, denn die gärenden Elemente sind gerade jene Kräfte, die, ins Gleichgewicht und Ebenmaß zurückgekehrt, Gesamt-Oesterreichs Erhaltung und Kräftigung verbürgen. Was wir vor allem brauchen, ist Zeit, Ausdauer und Zähigkeit unsrer leitenden Staatsmänner im Beharren auf den nun eingeschlagenen Bahnen. Was wir aber vor allem zu fürchten haben, wäre das Verlassen dieser Bahnen, wozu für zaghafte Gemüter in den bisherigen Schwierigkeiten und Mißerfolgen eine scheinbare und verlockende Aufforderung, für kaltberechnende Intriganten aber ein leicht auszubeutender Vorwand liegt, wovor der gute Genius Oesterreichs uns bewahre! Seit einem Jahre bewegt sich mein Leben gleich einem Perpendikel hin und her zwischen Wien und Graz. Ich habe diese dreißig Meilen Distanz im letzten Jahre wenigstens zwanzigmal zurückgelegt, um die wenigen Tage, die ich meinen reichsrätlichen Pflichten abgewinnen kann, im Kreise der Meinigen zu verleben. Theodor entwickelt sich und gedeiht gottlob an Geist und Körper. Er ist lebhaft wie Feuer, dabei aber herzensgut. Allerdings hat er viel Anlage zu jenem Erbübel, das Sie so richtig betonen, aber Mutter und Vater geben sich alle Mühe, den kleinen Eigensinn noch beizeiten zu brechen. Ich will uns aber eben nicht loben, daß wir diese Aufgabe bis zum Heroismus durchführen, das Herz hat seine schwachen Momente . . .

Zwei Briefe hat Auersperg noch an Knapp, der im Jahre 1864 starb, gerichtet, den ersten anläßlich des Begräbnistages Uhlands. Uhland war Grün Meister gewesen und von ihm stets hochverehrt und geliebt worden. Ihm hatte Auersperg die erste Auflage seiner „Spaziergänge“ gewidmet.

Wem das Siegen durch Waffen glückte,
Nicht allein sei Held genannt!
Jüngst an deinem Herde drückte
Mir wohl auch ein Held die Hand.

Schon im Jahre 1828 hatte der damals zweiundzwanzigjährige Auersperg seine Gedichte im Manuskript an Uhland mit der bangen Frage gesendet, ob er zur Dichtkunst berufen sei.[1] „Jetzt wünschte ich eine wahre, offene Stimme über meinen Beruf oder Nichtberuf zu vernehmen, da ich weit entfernt bin, mich zu der Schwelle des Tempels

[1] „Aus Anastasius Grüns Nachlaß“ von Ludwig August Frankl. „Neue freie Presse“ vom 9. April 1887.

Digitized by Google

drängen zu wollen, zu dessen Dienste ich vielleicht nicht geeignet bin. An Sie wende ich mich, verehrter Mann, mit der Bitte, mein Vertrauen wieder mit Vertrauen zu belohnen. Lesen Sie, falls Ihre bekanntermaßen sehr gehäuften Geschäfte es erlauben, meine Produkte und sagen Sie mir, ob Sie darin die poetische Weihe vorfinden oder nicht, ob mein Büchlein der öffentlichen Mitteilung wert ist ... Sollte Ihre Meinung nicht vorteilhaft lauten, so bitte ich Sie, das Manuskript als ein geringes Geschenk nicht zu verwerfen und es in Ihrem Pulte zu verwahren zur Erinnerung an einen jungen Mann, den Ihnen — obgleich durch einen weiten Raum getrennt — die Schöpfungen Ihres Geistes zu innigem Danke und unwandelbarer Verehrung geworben haben."

Der zweite Brief ist ein Dank für den Glückwunsch Knapps zur Ernennung Auerspergs zum Geheimen Rate, womit der Excellenztitel verbunden war. Leute, welche die Verhältnisse nicht kannten, haben ihn wegen der Annahme des Titels, der ihm ohne sein Wissen verliehen wurde, angegriffen. Es verbot ihm bei seiner Stellung einfach der Anstand, seinen Kaiser zu verletzen, seinen Freund und politischen Kampfgenossen, den Staatsminister Schmerling, bloßzustellen und die Sache seiner Partei zu schädigen.

XIII.

Graz, den 15. November 1862.

Sie haben einen bedeutungsschweren Tag, einen Tag trauervollster Weihe gewählt, um mir den brieflichen Händedruck freundschaftlicher Erinnerung, den ich schon lange entbehrte, wieder einmal zukommen zu lassen ... An Uhlands Begräbnistage weilten meine Gedanken fast den ganzen Tag über in dem freundlichen Schwabenlande, an welches sich mir so viele Erinnerungen aus glücklicher, strebsamer Jugendzeit knüpfen und nur das eine Bedauern, daß es mir nicht schon damals vergönnt war, Ihnen, hochverehrter Freund, persönlich zu begegnen und Aug' ins Auge zu schauen. Unter den Männern, die ich damals kennen lernte, war Uhland eine der geistig ragendsten Gestalten. Sie haben ihn in Ihrem Briefe in seiner äußeren Erscheinung so trefflich und wahr geschildert, daß ich es unterlasse, sein mir unvergeßliches Bild, wie es lebendig in meiner Erinnerung steht, vor Ihnen auszumalen. Ich lernte ihn im Jahre 1830 in Tübingen kennen, und seither war ich oft in seinem Hause und Gast an seinem Tische. Es war meine Freude und mein Stolz, als der sonst so Schweigsame einigemal recht warm und herzlich mitteilend gegen mich wurde. Das nette Haus mit der Aussicht auf die Neckarbrücke, der Berg dahinter mit dem Weingarten, sein Studierzimmer u. s. w., das alles steht vor mir in anschaulichster Wirklichkeit. Ein Exemplar der vierten Auflage seiner Gedichte und eines des Thor, Geschenke seiner Hand, gehören unter die wertvollsten und liebsten Stücke meiner Kleinodiensammlung. In politischen Dingen fand ich ihn zwar zäh und unversöhnlich, aber von einer Ueberzeugungstreue, Ehrlichkeit und Ausdauer, welche Achtung einflößen mußte. Was Sie mir über sein Verhalten und seine Richtung in religiöser Beziehung mitteilten, war mir neu, obschon nicht überraschend. Er war ein Kernmensch, durch und durch gediegen wie Gold ...

XIV.

Graz, den 12. April 1863.

Das freundliche Geleite Ihrer wohlwollenden Teilnahme und Ihrer liebevollen Wünsche, welches meine Lebenspfade in den letzten Jahren auszeichnet

und mir fast schon zur lieben Angewöhnung geworden ist, hat mich auch dieser Tage durch ein gütiges Zeugnis beglückt und meinem Herzen mannigfach wohlgethan. Empfangen Sie dafür meinen unverzögerten und innigsten Dank! Das Geburtsfest, das ich gestern feierte, ermahnt mich, wie kurz noch die mir zugemessene Frist und wie manches noch zu thun sei! Aber daß das Pfund des mir verliehenen eigentlichen Talentes noch einige Frucht trage, dem stehen wieder so manche Beschäftigungen heterogenster Natur entgegen, die man mir wider mein Wünschen und Wollen auferlegt hat und denen ich mich ohne Verletzung meines Pflichtgefühles doch nicht zu entziehen vermag. Nach einer zwanzigmonatlichen Reichsratssession in Wien mußte ich drei Wintermonate in Laibach als Mitglied des Krainer Landtags verleben, zuletzt noch mit einer Ziffernarbeit beauftragt, die allein einem auf Jahre lang alle Poesie aus dem Leibe jagen könnte! Dies alles noch dazu immer getrennt von den Meinigen, die ich nur auf einzelne Tage besuchen konnte. Wahrlich, man muß einen festen Glauben an eine schöne Zukunft Oesterreichs, eine starke Mahnung an die Pflicht jedes einzelnen, nach seiner geringen Kraft dazu mitzuwirken, im Herzen tragen, um seine eigne Gegenwart, seine volle Unabhängigkeit dafür hinzugeben. Aber die Zeit fordert gerade von der jetzigen Generation Opfer und Arbeiten, die hoffentlich unsern Nachkommen nicht in gleichem Maße auferlegt werden dürften. Ich will meinen Anteil redlich tragen, solange ich es vermag! Und wie ich die Bürde tragen muß, trage ich auch die mir neu verliehene Würde. Mit dieser ist keineswegs ein neues Amt verbunden, wie Sie meinen, sondern sie ist einfach nur eine Auszeichnung, welche einen gewissen Rang und Titel verleiht. Ich war, ehrlich gesprochen, in meinem Leben niemals lüstern nach derlei Dingen und wäre gern jungfräulich unberührt von dergleichen, nur ausgestattet mit der Geltung, die ich mir selbst erringen konnte, einst in mein Grab gegangen. Aber ist letztere Prätension nicht gleichfalls und nur eine andre Art von Eitelkeit? Wie vieles von dem, was man sich selbst zu danken glaubt, verdankt man in der That ganz andern Umständen und Einflüssen, die man nie selber in der Hand hat! Fragt nicht schon der alte Bürger: „Welches mag der stolzeste Stolz wohl sein?“ O vanitas vanitatum!

Trete ich aber ganz aus mir heraus, sehe ich mir die Sache ganz vom objektiven Standpunkt an, so kann ich doch die eine erfreuliche Seite nicht verkennen, die darin liegt, daß man heutzutage in Oesterreich einen Mann und eine Richtung auszeichnet, welche so lange bei uns als verpönt und staatsgefährlich gegolten haben. Und daß diese Richtung keine schlechte, das sagt mir ein inneres Gefühl heute ebenso wie vor und seit ein paar Dezennien! ...



Berichte aus allen Wissenschaften.

Biographie.

Verdi.

Wenn jemand sagte, daß Giuseppe Verdis Leben das Außerordentliche an sich habe, nichts Außerordentliches in sich darzubieten — so würde er damit keine Paradoxe aufstellen und noch weniger ein Wortspiel machen, sondern die allervollständigste und treueste Synthese seiner Laufbahn geben. Die von ihm geernteten Lorbeeren abgerechnet, war sein ganzes Leben nicht anders gestaltet als das des bescheidensten Bürgers. Auf keinen großen Mann läßt sich besser als auf ihn das Wort K. Fischers anwenden:[1] „Reformatorische Geister ziehen nicht unter Pauken und Trompeten in die Welt ein; sie sollen etwas von dem Kreuz tragen, ihre Geburt muß etwas von der Krippe haben; Armut und niedrige Herkunft stehen ihnen gut, ihre Kindheit ist unberührt und unerleuchtet von dem Glanze der Welt." Es wird uns nicht mitgeteilt, wie wir es von Goethe wissen, daß Verdi als Kind in den vorbeiziehenden Wolken, im Murmeln der Bäche, im Rauschen der Wälder Musik hörte und sah, oder daß er mit den Bäumen des Waldes redete, wie es dem siebenjährigen Beethoven geschah. Man erinnert sich eines einzigen bemerkenswerten Ereignisses aus seiner Kinderzeit. Im Jahre 1814 — ein Jahr nach seiner Geburt — hatten die Russen im Verein mit den Oesterreichern Italien überflutet und waren, das Land plündernd und die Einwohner brandschatzend, bis nach Roncole vorgedrungen. Die Frauen flohen in die Häuser, wurden aber von den Russen verfolgt, die sie auf das grausamste marterten. Nur eine junge Frau, die denjenigen auf den Armen trug, der die italienische Musik erneuern sollte, dachte daran, auf den Campanile zu klettern, wo sie ungestört blieb, bis die Truppen sich wieder entfernt hatten. Man erzählt auch, daß bei seiner Geburt einige herumziehende Musikanten, die häufig den elenden väterlichen Kramladen besuchten, sich unter den Fenstern der Kammer aufhielten, wo die Kindbetterin lag, und fröhlich ihre Instrumente erschallen ließen; aber die Erzählung hat ganz den Anstrich einer Legende.

Man könnte sagen, daß Giuseppe Verdis Leben eine fortgesetzte Verneinung jener Theorie ist, welche intime Beziehungen zwischen dem Genie und der Degeneration zu finden sucht und zwar in solchem Maße, daß Cesare Lombroso, um die eignen Theorien gegenüber der vollkommenen geistigen und körperlichen Gesundheit des großen Meisters aufrecht zu erhalten, zu nichts Geringerem getrieben wurde als zu der Erklärung, daß Verdi kein genialer Mensch, sondern nur — ein großer Verstand sei![2] Andre Herrscher im Reiche der Musik, wie Donizetti und Schumann, gingen elend in der Nacht des Wahnsinns zu Ende; andre, wie Mozart, Chopin, Bellini, starben vorzeitig, während wieder andre sich in epikuräischem Müßiggang zurückzogen wie Rossini, oder in trotziger Misanthropie wie Beethoven. Verdi allein durchlebte in voller Arbeitsamkeit fast ein Jahrhundert und beschloß seine lange Laufbahn mit einem Werke („Falstaff"), dessen höchster Ruhm in der jugendlichen Frische der Inspiration besteht. Vielleicht würde die schönste Inschrift auf einem Denkmal für Giuseppe Verdi folgendermaßen lauten:

17. November 1839 — Erste Aufführung von „Oberto, Conti di S. Bonifacio" (Scala);

9. Februar 1893 — Erste Aufführung von „Falstaff" (Scala).

Es wurde und mit Recht gesagt: „Die gefährlichste Klippe im Leben des Künstlers ist die Heirat, am meisten eine sogenannte glückliche Heirat, wo man sich ineinander schickt

[1] Akademische Reden.

[2] Genie und Degeneration, Genio e degenerazione. Mailand, 1897. Seite 242.

Digitized by Google

und Neigung und Gewohnheit den leisen Druck der Fesseln vergessen machen, während dem Genius allmählich die Flügelfedern ausfallen, eine nach der andern, ohne daß er es merkt, bis er kahl dasteht." [1]) Nun wohl, Verdi verheiratete sich nicht einmal, sondern zweimal, und beide Ehen waren sehr glücklich; aber weder die eine noch die andre legte in irgend einer Weise seiner künstlerischen Schaffenskraft Fesseln an; man kann im Gegenteil sagen, daß diese auf das glücklichste dadurch begünstigt und gefördert wurde. Ferner wurde gesagt: „Glücklich das Genie, dem nie das Glück lächelt! — Es ist sich selbst so ungeheuer viel; was soll ihm das Glück noch sein?" [2])

Und doch war Verdi zugleich eines der größten Genies und eines der glücklichsten.

Er zeigte nicht jene Frühreife, die so häufig bei musikalischen Genies ist; er war schon ein Jüngling, als man ihn als unbegabt für die Musik bei jenem Konservatorium (von Mailand) abwies, welches jetzt (nach seinem Tode) seinen Namen angenommen hat. — Ebensowenig besaß er jenes starke Selbstbewußtsein, welches man so häufig bei Künstlern findet — und das man bei gewöhnlichen Menschen einfach Hochmut nennt.

Von „Aida" sprechend nennt er sie in einem seiner unveröffentlichten Briefe „eines der wenigst schlechten unter seinen Werken," und in einem andern Briefe ruft er aus: „Wie viele von den Noten, die ich geschrieben habe, möchte ich nicht geschrieben haben!"

Aeußerst einfach blieben stets seine Gewohnheiten und Neigungen. Auf dem Lande, von Bauersleuten geboren, pflegte er stets auf dem Gipfel seines Ruhmes zu sagen: „Ich bin und bleibe immer ein Bauer von Roncole," und er ließ nie ein Jahr vergehen, ohne sich dorthin zu begeben und die elende Hütte zu sehen, in der er geboren war; ähnlich jenem Könige des Altertums, von dem gesagt wird, daß er auf seiner Tafel zwischen allen Goldgeräten eine irdene Schüssel behielt, damit sie ihn an seine niedere Herkunft erinnere. Und er, der das Publikum der größten Städte der Welt enthusiasmierte, lebte fast immer auf dem Lande. „Es wird ein prosaisches Leben sein," schrieb er in einem der oben erwähnten Briefe, „aber man fühlt sich hier sehr wohl." Man kann sagen, daß er den landwirschaftlichen Arbeiten eine beinahe größere Sorgfalt widmete als den musikalischen Studien. Um nur ein Beispiel hierfür zu geben, schlug er es ab, nach Kairo zu gehen und selbst „Aida" in Scene zu setzen (wofür ihm der Vizekönig allein 50 000 Lire geboten hatte); [3]) aber er verzichtete nie darauf, sich selbst auf den Markt nach Parma und Cremona zu begeben, um das nötige Vieh für sein Gut einzukaufen. „Wenn ihr mir sagt, daß der ‚Don Carlos' nichts taugt, so mache ich mir keinen Pappenstiel daraus," schrieb er an einen guten Bekannten, „aber wenn ihr Zweifel in meine landwirtschaftliche Tüchtigkeit setzt, dann nehme ich es übel." An andrer Stelle teilt er uns mit, daß er als Maurer und Tischler arbeitete, und in einem Briefe vom 23. Dezember an den Grafen Arrivabene fügt er, nachdem er von gewissen Bauten gesprochen, folgende Worte hinzu, die zeigen, wie außerordentlich menschenfreundlich er gesonnen war: „Es sind eigentlich unnütze Arbeiten, da diese Gebäude nicht dazu beitragen werden, meine Einkünfte auch nur um einen Centesimo zu erhöhen, aber die Leute verdienen daran, und in meinem Dorfe wandert niemand aus."

Ein andrer merkwürdiger Umstand seiner vertraulichen Briefe ist, daß er inmitten von Sätzen über Musik, Politik oder Poesie oft auf Rezepte zu dieser oder jener Sauce zu sprechen kommt.

Wie man sieht, fehlte es Verdi nicht an jener Versatilität, die eine besondere Gabe des italienischen Genies ist und welche in höchstem Grade Dante, Leonardo und Galileo besaßen. Außer der Agrikultur beschäftigte er sich mit der Litteratur, kannte Shakespeare

---

[1]) Anselm Feuerbach, Ein Vermächtnis.

[2]) Wagner, Künstler und Oeffentlichkeit.

[3]) Die Ablehnung hatte ihren hauptsächlichen Grund in der angstvollen Antipathie, die der Meister gegen das Meer hatte. — Ferner ist als merkwürdig zu erwähnen, daß ihm das Recht, „Aida" zum ersten Male in Kairo aufzuführen, mit 100 000 Lire bezahlt wurde, während er für seine erste Oper „Oberto" vom Verleger Ricordi nur 2000 Zwanziger (1750 Lire) erhalten hatte.

Digitized by Google

gründlich und hatte tiefgehenden Genuß an der Lektüre des Königsbuches des persischen Dichters Firdusi (selbstverständlich in der Uebersetzung). Während seines Aufenthaltes in Petersburg widmete er sich sogar dem Studium der russischen Sprache, gab es aber bald auf, da ihm klar wurde, daß es eine zu harte Nuß war. Er bewunderte Schiller, von dem er „Don Carlos“ und „Luise Miller“ (Kabale und Liebe) als Texte wählte, aber er fand einige seiner Gestalten zu idealisiert und erdichtet; so sehr ihm daher auch der Charakter des Marquis Posa gefiel, fand er doch, daß er ein wahrer Anachronismus im Zeitalter und am Hofe Philipps II. war.

Von Meyerbeer, dessen Freund er lange Jahre gewesen war, lobte er seine schönen Eigenschaften des Herzens und Geistes. „Aber er war ein großer Banquier,“ fuhr er fort, „und machte Geld. Es lag ihm sehr viel am Lobe, und er bemühte sich unendlich, um es zu erlangen. Er abonnierte sich auf unzählige Zeitungen, und wenn eine im Begriff stand, bankerott zu machen, dann unterstützte er sie, oder trat als Aktionär in die Verwaltung derselben ein. So war er sicher, ihre Lobsprüche zu erhalten.“

Verdi wurde einmal gefragt, wie er über die Ablehnung dächte, die Meyerbeer dem König von Preußen zu teil werden ließ, als dieser ihm vorschlug, die Tragödie des Aeschylos, „Die Eumeniden“ in Musik zu setzen.

„Er that sehr recht daran,“ antwortete er, „weil man in der Dichtung des Aeschylos nicht deutlich sieht, ob die Persönlichkeiten Menschen oder Götter sind. Der einzig wahre (das heißt menschlich wahre) Charakter im Aeschylos ist Klytemnästra.“

Dieser Kultus der Wahrheit, den man als den Angelpunkt seiner Theorien in Bezug auf Kunst bezeichnen kann, ließ ihn auch „Robert der Teufel“ lebhaft bewundern, in dem er das phantastische Element mit dem realen in glücklichster Ehe verbunden sah.

An Meyerbeer anknüpfend noch eine merkwürdige Thatsache. Als zu Cavours Lebzeiten der Meister wider seinen Willen die Wahl zum Deputierten angenommen hatte, unterhielt er sich während einer Sitzung damit, die parlamentarische Phrase „Ai voti! Ai voti!“ („Zur Abstimmung! Zur Abstimmung!“) zu komponieren. Dieselbe Phrase findet sich im ersten Akte der „Afrikanerin“, der posthumen Oper des deutschen Komponisten, die damals noch nicht erschien war; man kann daher sagen, daß Verdi unabsichtlich ein Plagiat an Meyerbeer begangen hat.

Da wir von der deutschen Musik reden, kann ich einen andern Umstand nicht verschweigen. Es ist wiederholentlich gesagt worden, Verdi habe in seinen letzten Werken gezeigt, daß er ihre Ziele geschätzt und sie auf das glücklichste in die italienische Musik okuliert habe. Das ist nicht ganz korrekt. Auch er erkannte sicherlich die Wahrheit des Auerbachschen Ausspruchs an: „Musik[1]) allein ist die Weltsprache und braucht nicht übersetzt zu werden; da spricht Seele zu Seele;“ aber er machte nicht unbedeutende Einschränkungen dabei. In den schon mehrfach citierten Briefen spricht er wiederholt folgende Ansicht aus: die Musik müsse mit den Neigungen und dem Charakter der Nation übereinstimmen, und die deutsche Musik sei auf italienischem Boden ein Widersinn. Er erzählt, wie er bei der Vorstellung des „Lohengrin“ in Wien eingenickt sei, und ruft an andrer Stelle aus: „O dieser Siegfried und all diese andern Helden! Was für schreckliche Geschöpfe!“ In einem vertraulichen Briefe vom Jahre 1876 schreibt er: „In Deutschland sind die Orchester und Chöre — aufmerksam und gewissenhaft; ihre Ausführung ist korrekt und gut; trotzdem habe ich in Berlin traurige Aufführungen erlebt. Das Orchester ist plump und spielt plump. Die Chöre sind nicht gut; die mise en scène ohne Charakter und ohne Geschmack; die Sänger — o, schlechte Sänger, geradezu schlecht. Ich habe in diesem Jahre in Wien die Meslinger gehört (ich weiß nicht, ob ich den Namen richtig schreibe), die für die deutsche Malibran gilt. Großer Gott! Jämmerliche und müde Stimme, barocker und gequetschter Gesang, unpassendes Spiel ... In Wien (es ist jetzt das erste Theater Deutschlands) liegt die Sache von seiten

[1]) Auf der Höhe.

des Chors und des Orchesters besser (letzteres ist vorzüglich). Ich habe verschiedenen Vorstellungen beigewohnt und die Ausführungen der Massen vortrefflich gefunden, die mise en scène mittelmäßig, die Sänger unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit; das Publikum schläft oder langweilt sich, applaudiert am Ende jedes Aktes ein wenig und geht am Schlusse der Vorstellung nach Hause ohne Abscheu und ohne Enthusiasmus. Das mag ganz gut gehen für diese nordischen Naturen; aber bringe nur einmal eine ähnliche Vorstellung in eines unsrer Theater, und du wirst sehen, was für eine Symphonie dir das Publikum komponieren wird!"

Bei der Besprechung der Naturanlagen des deutschen Volkes im allgemeinen heißt es: „O diese Deutschen! diese Deutschen! Ueber jedes Floh- oder Fliegenbein ein Band von dreihundert Seiten!"

Und weiter? Nachdem er im Dezember 1865 in einem Pariser Konzert die Tannhäuser-Ouvertüre gehört hat, ruft er in einem Schreiben aus, „Wagner sei ein Wahnsinniger". Dagegen drückt er sich mit Enthusiasmus über die Lieder der bedeutendsten deutschen Meister aus, die er in einem Chorkonzert in Köln (Mai 1877) hörte, bei welcher Gelegenheit ihm ein Album überreicht wurde, das die Ansichten des Rheins enthielt und das er als wertvolles Andenken aufbewahrte.

Uebrigens war die Antipathie, die er gegen den größten deutschen Komponisten hegte, zum größten Teil aus einer natürlichen und entschuldbaren Rückwirkung hervorgegangen. Hatte nicht Liszt in einem berühmten Briefe an Wagner geklagt, daß seine Stellung als Orchesterdirigent bei Hofe ihn zwang, sich um die Aufführung von Zeug wie Rigoletto und Ernani zu bekümmern?

Jetzt ist Verdi Wagner in die Unsterblichkeit gefolgt, und Deutsche und Italiener verstehen sich gegenseitig in einem gleichen Beben der Trauer, der Bewunderung und der Liebe!

Mailand. Dr. Paolo Bellezza.



Litterarische Berichte.

Um Liebe. Vier Novellen von Otto v. Leitgeb. Stuttgart u. Leipzig. 1900. Deutsche Verlags-Anstalt.

Von den in dem vortrefflich ausgestatteten Bande vereinigten Novellen: Ninni, Erste Liebe, La Duchessina, Der arme Herr Moretti, behandeln drei das Problem erster, unerfüllter Jugendliebe, die vierte ist die humorvolle Schilderung der Leiden und Freuden des würdigen Stadthauptes von Greduno, dem aber der schelmische Gott trotz seiner vierzig Jahre noch arg zusetzt, bis er endlich, nachdem ihm in seiner exponierten Stellung von dem Klatsch des Städtchens weidlich zugesetzt worden ist, die schöne Apothekerswitwe als eheliches Gespons heimführt. Ueber dem Ganzen liegt so viel sonniger Humor ausgebreitet, die verschiedenen Typen des kleinen Landstädtchens sind so vortrefflich gezeichnet, daß wir nicht anstehen, die Novelle als kleines Meisterwerk allen Freunden heiterer Lektüre zu empfehlen. Ganz andrer Art sind die ersten drei, von denen die erste und dritte das genannte Problem tief tragisch, die zweite in leichterer Weise auffassen. Am ergreifendsten ist La Duchessina, die Geschichte der Liebe einer schönen Venezianerin, die ihrem Vater auf dem Sterbebette hat zuschwören müssen, nur einen Katholiken zu heiraten, zu einem deutschen Maler, der, im strengsten reformierten Glauben erzogen, sich eine durchaus freie, von allen Dogmen eingeengte Weltanschauung unter schweren Kämpfen errungen hat und es nun nicht über sich gewinnt, Angiolina zu liebe katholisch zu werden. Es werden nicht viele Worte über das Unglück der beiden gemacht, die sich nach einigen Jahren wiedersehen, nachdem Angiolina, nach dem Tode ihrer Mutter in ihrer Verlassenheit, den Antrag eines älteren reichen

Digitized by Google

Verwandten angenommen hat; aber dadurch, daß der Verfasser es versteht, die Thatsachen für sich reden zu lassen, wirkt die Novelle um so mächtiger. Wenn wir überhaupt die Eigenart Leitgebs, wie sie sich in diesen Novellen ausspricht, kurz kennzeichnen wollen, so liegt sie in der Zartheit und Keuschheit der Empfindung, die sich scheut, das tiefste Seelenleben vollständig zu enthüllen, dafür aber dem nachschaffenden Leser um so größeren Genuß gewährt. Dies zeigt sich namentlich auch in der ersten Novelle, in der sehr peinliche Verhältnisse mit der äußersten Zartheit mehr angedeutet als geschildert werden — einer Zartheit, die sich von der Roheit und Brutalität, mit der die meisten Neueren Aehnliches darzustellen lieben, sehr vorteilhaft abhebt, ohne daß dadurch der Lebenstreue der Zeichnung irgendwie Eintrag geschieht.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Novalis' Schriften. Kritische Neuausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses von Ernst Heilborn. Zwei Bände in drei Teilen. Berlin. 1901. Georg Reimer. M. 10.

Novalis, der Romantiker. Von Ernst Heilborn. Berlin. 1901. Georg Reimer. M. 3.

Novalis' Werke gab zuerst L. Tieck heraus. Dieser hielt sich aber berechtigt, textliche Aenderungen vorzunehmen, da sein jung verstorbener Freund Novalis kaum an die Oeffentlichkeit getreten war. Somit galt es, für ihn Interesse zu gewinnen und eine Gemeinde zu schaffen. Anders liegen natürlich jetzt die Verhältnisse. Der neue Herausgeber ist daher mit Recht überall auf die Handschriften zurückgegangen, soweit solche noch vorhanden waren. Wo diese fehlten, benutzte er die ältesten Drucke, zum großen Teil also die erste Ausgabe der Schriften. Besondere Sorgfalt widmete er den Fragmenten. Er suchte sie in eine chronologische Ordnung zu bringen. Diese Arbeit war wesentlich durch den schlechten Zustand der Handschriften erschwert. Aber der Herausgeber scheute keine Mühe, um seinen Zweck zu erreichen. Wir haben es ihm zu danken, daß wir jetzt, soweit dies überhaupt möglich war, eine wortgetreue Ausgabe von Novalis' Werken besitzen. Die nächsten Anverwandten des Dichters, die freiherrlich Hardenbergische Familie, in deren Besitz sich der handschriftliche Nachlaß befindet, haben dem Herausgeber volle Einsicht in das vorhandene Material gewährt, wodurch allein diese neue Ausgabe ermöglicht wurde.

Gleichzeitig mit der Neuausgabe der Werke erschien auch eine Biographie des Dichters von Heilborn. Dieses Werk ruht ebenfalls wesentlich auf den handschriftlichen, bisher zum Teil ganz unbekannten Quellen. Selbstverständlich ist natürlich auch die einschlägige Litteratur zu Rate gezogen. Das Buch ist also eine treffliche Ergänzung zu den Werken und zweifellos die zuverlässigste Biographie des Dichters. E. M.

Das Wiener Burgtheater. Von Rudolf Lothar. Leipzig, Berlin und Wien. 1899. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie. (Dichter und Darsteller 2.)

Das Buch will nicht nur eine Chronik der Theaterereignisse, ein Verzeichnis der aufgeführten Stücke, eine kritische Betrachtung des Personals geben, sondern das Warum und Weil im Gange der Ereignisse aufdecken, die Gedanken entwickeln, die im Hause zum Heil und Segen oder zum Unglück und Verderben geherrscht, die Fäden klarlegen, die Bühne und Zuschauerraum verbunden, die Rolle kennzeichnen, die das Burgtheater im Kulturleben Wiens und Oesterreichs, im litterarischen Leben der Zeit gespielt hat. Lothar wollte auf Grund der Quellen und Akten der kritischen Stimmen der Presse, der Mitteilungen von Schauspielern und Dichtern dem Burgtheater die richtige Stellung im Geistesleben der Stadt, des Landes, des Volkes, der Nation anweisen. Und gerade das Burgtheater mit seiner langen, stolzen und ruhmvollen Geschichte mußte zu solcher Behandlung geradezu herausfordern, und man muß gestehen, der Verfasser ist seiner schwierigen Aufgabe in vollstem Maße gerecht geworden. Daß man in der Verteilung von Licht und Schatten vielfach andrer Meinung sein kann, namentlich in Bezug auf die vielgeschmähte Schlentherſche Direktion, thut dem Wert des Buches keinen Eintrag, ja die temperamentvolle Art des Verfassers giebt dem Buche einen eigenen Reiz. Hervorzuheben ist der außerordentlich reiche und interessante Bilderschmuck.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch.)

Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt von Dr. Julius Schwering, Privatdozent in Münster. Mit einem Porträt in Stahlstich und acht Vollbildern. Paderborn. 1900. Ferdinand Schöningh.

Für die vorliegende eingehende Biographie Webers, des Dichters von „Dreizehnlinden", hat der Verfasser das vorhandene Quellenmaterial allseitig durchforscht. Außer den Aufzeichnungen aus seinem persönlichen Umgang mit dem Dichter benutzte er dessen handschriftlichen Nachlaß, der ihm von Webers Gattin zur Verfügung gestellt wurde. Derselbe enthielt neben einer Reihe ungedruckter Dichtungen zahlreiche Entwürfe, litterarische Notizen und autobiographische Mitteilungen. Ferner lag dem Verfasser der gesamte Briefwechsel vor. Auch das in alten, verschollenen

Zeitschriften und Taschenbüchern enthaltene Material und sonstige gedruckte biographische Notizen und poetische Jugendversuche Webers sind in der Biographie benutzt. Schließlich sind dem Buch noch kritische Anmerkungen hinter dem Text und auch ein Personenregister beigegeben. Aus allem geht hervor, daß Schwerings Buch das umfassendste Werk über den erst im Jahre 1894 gestorbenen Dichter ist. Dasselbe wird den vielen Freunden der Weberschen Muse sehr willkommen sein. E. M.

Okkultismus. Was ist er? Was will er? Wie erreicht er sein Ziel? Eine unparteiische Rundfrage. Herausgegeben von Ferdinand Maack. Zehlendorf bei Berlin, 1898, Paul Zillmann.

Das vorliegende Sammelwerk vereinigt zweiundsiebzig Antworten auf eine vom Herausgeber veranstaltete Enquete, deren Zweck durch den Nebentitel des Buches bezeichnet ist. Der Fragesteller hat sich nicht, wie das sonst wohl bei Rundfragen üblich ist, an alle möglichen, nur irgendwie namhaften Persönlichkeiten, sondern nur an die „hervorragendsten Kenner und Vertreter respektive Interessenten“ gewandt, das heißt in erster Linie an alle die, „welche okkulte Phänomene wissenschaftlich, respektive philosophisch studiert haben,“ sondern auch an „Nichtokkultisten, sofern letztere überhaupt der Erscheinungen und dessen, warum es sich angeblich handelt, kundig waren.“ Diese Methode ist in ihrem Prinzip sicher berechtigt; in Wirklichkeit ist aber, weil die Entscheidung darüber, wer denn „kundig“ ist, auf subjektiver Wertschätzung beruht, ein recht einseitiges Buch daraus entstanden, in der die Gegner des Okkultismus sehr wenig zu Wort kommen. Namentlich sind Vertreter der wissenschaftlichen Philosophie nur spärlich zu finden. Immerhin gewährt das Werk einen interessanten Einblick ins okkultistische Lager. Der allzu kleine Druck ist auf die Dauer recht störend. Br.

An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Kulturphilosophie. Von Dr. Ludwig Stein, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Bern. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen. 1899. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

„Versuch einer Kulturphilosophie“ nennt der Verfasser sein Buch in dem Sinne, als es Aufsätze zu einer Philosophie des westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems enthalten soll. Es umfaßt 20 einzelne Abhandlungen teils historischen, teils systematischen Inhalts. Die ersteren, wie „Ein zweitausendfünfhundertjähriges Jubiläum“ (gemeint ist das erste Auftauchen griechischer Philosophie mit Thales), „Das Prinzip der Entwicklung in der Geistesgeschichte“, „Die Kontinuität der griechischen Philosophie in der Gedankenwelt der Araber“, „Ein typisches Beispiel von logischer Kontinuität in der Geistesgeschichte“ (die Wandlungen der Form des Freiheitsproblems bei gleichbleibendem Inhalt) sollen den Nachweis des ununterbrochenen geschichtlichen Zusammenhangs, die letzteren, wie „Die menschliche Gesellschaft als philosophisches Problem“, „Lebenszweck und Lebensauffassung“, „Darwinistische und sozialistische Ethik“, „Naturgesetz und Sittengesetz“, „Der religiöse Optimismus“, „Die Philosophie des Friedens“, „Die politischen und sozialen Aufgaben des 20. Jahrhunderts“ der Deutung des Sinnes und der Absteckung der Ziele unsers Kultursystems dienen. Außerdem enthält das Buch zwei zuerst in der „Deutschen Revue“ veröffentlichte Abhandlungen: „Gedankenanarchie“ und „Gefühlsanarchie“. Es ist zuzugeben, daß das Werk höchst wertvolle Beiträge zur Klärung der Anschauungen auf vielen Gebieten unsers wissenschaftlichen und öffentlichen Lebens enthält; nichtsdestoweniger möchten wir den Anspruch ablehnen, als sei etwas ganz Neues darin enthalten, das die Prägung eines besonderen Terminus, wie „Kulturphilosophie“, rechtfertigte.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch.)

Gesammelte Dichtungen von Justus Frey. Herausgegeben von seinem Sohne. Mit dem Bildnisse des Dichters. Prag 1899. J. G. Calvesche Hof- und Universitätsbuchhandlung (Joseph Koch).

Justus Frey, Pseudonym für Andreas Ludwig Jeitteles, 1799—1878, zuerst praktischer Arzt in Wien und dann Professor an der Universität Olmütz, ist in Deutschland als Dichter so gut wie unbekannt, obwohl Männer wie der Aesthetiker Vischer, O. v. Redwitz, Martin Greif u. a. auf ihn mit Nachdruck hingewiesen haben. Im Jahre 1898 lenkte sein Sohn durch die Schrift „Justus Frey, ein verschollener österreichischer Dichter“ zuerst wieder die Aufmerksamkeit auf ihn. Das hatte zur Folge, daß hervorragende Kritiker und Dichter wie Paul Heyse, Ferdinand v. Saar u. a. für eine neue Ausgabe der Dichtungen Freys eintraten. Diese besorgte sein Sohn, indem er die früheren Drucke benutzte und aus dem Nachlaß eine stattliche Anzahl ungedruckter Dichtungen hinzufügte. Unter letztern sind besonders die humoristischen und satirischen trefflich gelungen. Mögen die gesammelten Dichtungen des trefflichen Sängers auch bei uns in Deutschland gute Aufnahme finden. Sie verdienen es so gut wie manche andre. E. M.

Freiheit und soziale Pflichten. Von Adolf Prins. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. jur. E. Münster-

berg. Berlin, 1897. Otto Liebmann. 164 Seiten.

Der Verfasser dieses Buches, das in der französischen Originalausgabe den Titel „L'organisation de la liberté et le devoir social" führt, ist weit über die Grenzen seines Vaterlandes Belgien als hervorragender Rechtslehrer bekannt. Er weist auf kulturgeschichtlicher Grundlage nach, daß die Ungleichheit die Bedingung für jeden Fortschritt bilde und daß die Herstellung völliger Gleichheit mit Stillstand und Rückschritt gleichbedeutend sei. Indem er sich einerseits gegen einen schrankenlosen Individualismus, andrerseits gegen die Utopien der Sozialdemokratie wendet, erörtert er die Mittel, die ihm geeignet erscheinen, den Gegensatz von Einzelinteresse und Gesamtinteresse zu überwinden. Die Lösung der sozialen Frage findet er in dem Zusammenwirken aller derer, die gemeinsame Ziele verfolgen, in der organischen Gruppierung der unter sich beruflich, örtlich und wirtschaftlich verbundenen Interessen. Das gründlich und fesselnd geschriebene Buch bietet eine Fülle von Belehrung und Anregung. Br.

Weltwirtschaft und Nationalerziehung. Vortrag von Dr. Alexander Wernicke. Leipzig, 1900. B. G. Teubner. 32 Seiten.

Eine ganz bedeutende, inhaltsschwere Studie! Der Verfasser zeigt zunächst, daß eine Weltwirtschaft im Entstehen begriffen ist, leitet dann aus dieser Thatsache die Forderung einer Nationalerziehung ab und zergliedert endlich deren Aufgabe. Besonders fruchtbar ist der Gedanke, der modernen Sozialpädagogik nahezulegen, nicht mehr, wie bisher, von dem nebelhaften Begriffe irgend einer Gesellschaft auszugehen, sondern von der Gesellschaft, die als staatlich organisiertes Volk lebensvoll vor uns steht. Von hier aus baue man weiter — aber nur ja mit induktiver Methode! H. Z.

Essais und Studien zur Litteraturgeschichte. Von Dr. Otto Harnack, ord. Professor an der Technischen Hochschule in Darmstadt. Braunschweig, 1899. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

Der Verfasser, der einer der bedeutendsten Vertreter der klassischen Richtung in Litteratur und Kunst ist, hat in dem vorliegenden Bande eine große Anzahl kleinerer Arbeiten zusammengestellt, die er im Laufe der Zeit in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hatte. Die Goetheforschung trägt den Löwenanteil davon: weit über die Hälfte sämtlicher Beiträge beschäftigt sich entweder ausschließlich mit Goethe oder nimmt wenigstens, wie gleich die ersten beiden, „Ueber klassische Dichtung" und „Ueber Lyrik", in hervorragender Weise auf ihn Bezug. Man wird nicht mit allen Ausführungen des Verfassers einverstanden sein können, nichtsdestoweniger aber die Bedeutung des Buches voll zu würdigen vermögen, wenn man nur die Darlegungen ihrer allzu unbedingten Form entkleidet und sich bewußt bleibt, daß, wie nichts in der Welt still steht, sich auch die Kunst den Wandlungen in der Welt- und Lebensanschauung anpassen muß, will sie anders den ganzen Menschen ergreifen. Von neueren Schriftstellern werden behandelt Zola, Carducci, Puschkin und Byron, Tolstoj, Ibsen, Hauptmann, Holz und Schlaf, Wildenbruch, Sudermann, die letztern fünf allerdings nur flüchtig.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Bismarcks Humor. Von Alfred Gottwald. Berlin 1898. W. Paulis Nachfolger (H. Jerosch). 91 Seiten. Preis 1 Mark.

Der Verfasser sträubt sich zwar im Vorwort dagegen, daß sein Werk ein Anekdotenbuch sei, aber man kann es wohl kaum anders bezeichnen. Es giebt in einigermaßen systematischer Anordnung eine große Anzahl heiterer Bismarck-Ueberlieferungen, die jedenfalls der Mehrzahl nach authentisch sein dürften, da sie zum guten Teil auf sicheren Quellen beruhen. Das Büchlein wird allen Bismarck-Verehrern Freude machen. Br.

Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen. Zum 100. Geburtstage von Ernst Ortlepp (1. August 1800—14. Juni 1864) teilweise nach unveröffentlichten Handschriften und seltenen Drucken. Von F. Walther Ilges. München, 1900. Deutsche Buchhandlung.

Der Verfasser hat sich ein bleibendes Verdienst dadurch erworben, daß er das Andenken an den unglücklichen Dichter Ortlepp erneuert hat, nachdem schon der verstorbene Professor Semmig im „Leipziger Tagblatt" für denselben eingetreten war. Ilges ist weit davon entfernt, den Dichter „retten" zu wollen; er verkennt dessen Fehler nicht, er zweifelt auch nicht daran, daß im letzten Grunde Ortlepp selber an seinem Unglück und an seinem traurigen Untergange schuld war. Ja er kommt sogar zu dem Schluß, daß Ortlepp, auch wenn er die Mittel zu einem sorgenfreien Leben besessen hätte, Schöneres nicht geleistet hätte. Das ist allerdings fraglich. Ortlepps Ausspruch darüber (S. 163) ist meines Erachtens in diesem Punkte nicht maßgebend. Allein jedenfalls wird Ilges den Verhältnissen gerecht, er verteidigt den Dichter gegen ungerechte Angriffe und falsche Darstellungen in der Litteraturgeschichte. Das ist ein Hauptverdienst des Verfassers, der sich redlich bemüht hat, alles Material über den Dichter zu sammeln.

Digitized by Google

Es ist ein klares, plastisches Bild, das er uns von Ortlepps Leben und Treiben entwirft. E. M.

Zwischen Aerzten und Klienten. Erinnerungen eines alten Arztes, geordnet und herausgegeben von Prof. G. B. Uphetti. Autorisierte Uebersetzung von Dr. Giovanni Galli. Mit einem offenen Brief von Professor Mantegazza. Wien und Leipzig, 1899. Wilhelm Braumüller. 162 Seiten.

Die hier vorliegende Sammlung populärwissenschaftlicher Plaudereien ist nicht nur ein interessantes, sondern auch ein wahrhaft liebenswürdiges Buch. Mantegazza empfiehlt es in einem Begleitschreiben Aerzten und Klienten und nennt es den Spiegel eines „wahren, guten, philosophischen und einsichtsvollen Arztes, welcher, ohne unsrer vielverlästerten und so wenig gekannten Kunst zu schmeicheln, sie doch verschönt und erhellt". Alle Fragen, die den Verkehr zwischen Aerzten und dem Publikum betreffen, werden hier von einem Fachmann treffend und klar erörtert. Die deutschen Leser werden dem Uebersetzer dankbar sein, daß er ihnen die Kenntnis dieses Werkes vermittelt hat. Br.

Die Eiszeit und die Theorien über die Ursachen derselben. Von Friedr. Krauß. Ravensburg, Verlag von Otto Maier.

Die Eiszeit ist zwar nicht, wie der Verfasser voraussetzt, Gegenstand allgemeinen Interesses in Laienkreisen; aber das Buch ist geeignet, das Interesse dafür zu erwecken. Eine große Fülle von interessanten Thatsachen aus den verschiedensten Wissensgebieten hängt mit ihr zusammen, und die Spuren ihres Daseins sind über die ganze Erdoberfläche, besonders aber über Deutschland, ungemein weit und vielfach verbreitet. Gegenüber dem vielen, was wir aus dem Buche erfahren, ist es von geringerer Bedeutung, daß es eine eigentliche populärwissenschaftliche Darstellung nicht ist, daß es viele Ausdrücke nicht zur rechten Zeit erklärt und den Leser zwingt, manches aus dem Zusammenhang zu erraten. Die Theorien über die Entdeckung der Eiszeit sind fleißig zusammengestellt, lassen aber des Verfassers eigne Meinung nicht deutlich erkennen. K. F.

Die Königin Luise in ihren Briefen. Von Dr. Eduard Küsel. Leipzig, 1900. B. G. Teubner. 143 Seiten.

Das mit philologischer Gründlichkeit bearbeitete und vorzüglich ausgestattete Werk ist gedacht als eine „Mitgabe für unsre Schüler". Mit vollem Recht, denn in diesen Briefen der herrlichen Königin liegt so viel unbewußter pädagogischer Gehalt, daß das Buch Hunderte spezifischer Jugendschriften aufwiegt, die den jugendlichen Leser mit absichtlich herbeigezogenen Lehren und Tendenzen nur quälen. Der verbindende Text des Herausgebers ist klar und genußreich zu lesen, die erläuternden Anmerkungen verdienen alles Lob. H. Z.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Heft 2 u. 3. Monatlich ein Heft mit circa 24 Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Barrière, Marcel, L'Education d'un Contemporain. Paris, Alphonse Lemerre. Fr. 3.50.

Barrière, Marcel, Les Ruines de l'Amour. Paris, Alphonse Lemerre. Fr. 3.50.

Barrière, Marcel, Le Roman de l'Ambition. Paris, Alphonse Lemerre. Fr. 3.50.

Behling, O., Eindrücke eines Deutschen, empfangen von Iwanows Gemälde „Die Bergpredigt". Riga, Jonck & Poliewsky.

Benedeks Nachgelassene Papiere. Herausgegeben und zu einer Biographie verarbeitet von Heinrich Friedjung. Leipzig, Grübel & Sommerlatte.

Bobrzyński, Karl, Zur litterarischen Plagiatfrage. Krakau, Im Selbstverlag des Verfassers.

Böcklin. Von Henri Mendelsohn. Mit 3 Bildnissen. Vierzigster Band von „Geisteshelden". Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 2.40.

Bornhak, Conrad, Die Rechtsverhältnisse der Hochschullehrer in Preußen. Zum praktischen Gebrauch dargestellt. Berlin, Georg Reimer. M. 2.40.

Bossert, A., Histoire de la Littérature allemande. Paris, Librairie Hachette & Cie.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte, vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Erster Band. Mit 71 Tafeln,

Digitized by Google

25 Karten und Plänen und 104 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 12.—

Busse, Carl, In der Grenzschenke. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.50.

Collins, F. Howard, Epitome der Synthetischen Philosophie Herbert Spencers. Nach der fünften Ausgabe übersetzt von J. Victor Carus. Leipzig, C. G. Naumann.

D'Avis, Ed., Die natürliche Volkswirtschafts-Ordnung und die staatliche Wirtschafts-Politik. Nach dem Leben dargestellt. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.80.

Dreyfus-Brisac, Edmond, Les classiques imitateurs de Ronsard Malherbe, Corneille, Racine, Boileau. Paris, Calmann Lévy. Fr. 2.—

Elenstein, M. v., Im Menschenbrodem. Novellen und Skizzen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.—

Erler, Otto, Giganten. Künstlertragödie in drei Aufzügen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Escherisch, Mela, Das bucklige Männlein. Märchendrama. Hamburg, E. A. Christians.

Freie Wort, Das. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Carl Saenger. Erster Jahrgang Nr. 3; 5. Mai 1901. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. Vierteljährlich M. 2.—

Gorjki, Maxim, Foma Gordjejew. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Jsler, Leopold, Verabschiedet. Vier Dramolets. Dresden, E. Piersons Verlags. M. 2.50.

Jacobowski, Ludwig, Leuchtende Tage. Neue Gedichte. 1896—1898. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 4.—

Kamerun. Sechs Kriegs- und Friedensjahre in den Tropen. Von Oberleutnant Hans Dominik. Mit 26 Tafeln und 51 Abbildungen im Text, sowie einer Uebersichtskarte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 11.—

Klob, Karl Maria, Ernster Sang und Schellenklang. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Krauß, Maximilian, Unter den Frauentürmen. Roman aus dem Münchner Leben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Kühtmann, Alfred, Maine de Biran. Ein Beitrag zur Geschichte der Metaphysik und der Psychologie des Willens. Bremen, Max Nössler. M. 4.50.

Langguth, Dr. Adolf, Die Bilanz der akademischen Bildung. Heft 7 von „Burschenschaftliche Bücherei". Berlin, Carl Heymanns Verlag. 60 Pf.

Liermann, Dr. Otto, Politische und sozialpolitische Vorbildung durch das klassische Altertum. Vortrag. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 60 Pf.

Lilienthal, Erich, Tagebuch eines Siegers. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 3.—

Maugras, Gaston, Der Herzog von Lauzun und die intimen Hofkreise Ludwigs XV. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Paul Bornstein. Zwei Bände. München, Albert Langen. M. 12.—

Ohne Lüge. Phantasie von O. P. M. Straßburg i. E., Jos. Singer.

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XV. (Nr. 4) April 1901. Chicago, The Open Court Publishing Company. Yearly $ 1.—

Paap, W. A., Königsrecht. Drama in fünf Akten. Minden i. W. M. 2.50.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Algäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Heft 17—19. Kempten, J. Köfels Verlag. M. 1.—

Revue de Paris, La. 8e Année. Nr. 7 und 8, 1er et 15 Avril 1901. Paris, Bureaux de la Revue de Paris. Livraison Frs. 2.50.

Report of the Commissioner of Education for the year 1898—1899. Volume 2. Washington, Government printing office.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 357: Kirche, Staat und Gesellschaft am Ausgang des Mittelalters. Von William Fischer. (90 Pf.) Heft 358: Richard III. Ein Vortrag von Johannes Petersen. (90 Pf.) Heft 359: Der Dujong. Zoologisch-ethnologische Skizze einer untergehenden Sirene. Von Dr. O. Finsch. (60 Pf.) Heft 360: Die Stellung des deutschen Arbeiters nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche. Vortrag von Stadtrat v. Frankenberg. (75 Pf.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Stenglin, Felix v., Ein Dichterling. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Suse, Theodor, Merlin. Ein Buch Liebeslieder. Leipzig, S. Hirzel. M. 1.80.

Tautzscher, Georg, Friedrich Nietzsche und die Neuromantik. Eine Zeitstudie. Dorpat, J. G. Krüger.

Thiébault, Dieudonné, Friedrich der Große und sein Hof. Persönliche Erinnerungen an einen 20jährigen Aufenthalt in Berlin. Erste deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad. In zwei Bänden. Stuttgart, Rob. Lutz.

Vogt, J. G., Entstehen und Vergehen der Welt als kosmischer Kreisprozess. Auf Grund des pyknotischen Substanzbegriffes. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit erläuternden Illustrationen. Leipzig, Ernst Wiest Nachf. Gebunden M. 15.—

Waal, Anton de, Judas Ende. Historischer Roman aus den Anfängen des Christentums in Rom. Zweite Auflage mit 12 Tafelbildern. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. M. 3.—

Whitmann, Walt, Novellen. Ins Deutsche übertragen von Thea Ettlinger. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 1.50.

Zahn, Ernst, Herrgottsfäden. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

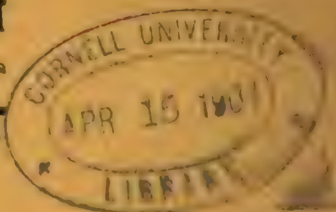
Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Sechsundzwanzigster Jahrgang | April 1901 | Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von
Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

Seite

Heinrich v. Poschinger: Aus Bismarcks Frankfurter Gesandtenzeit. Drei unveröffentlichte Briefe des Fürsten 1
Franz Ferdinand Heitmüller: Die schöne Frau 15
Käthe Freiligrath-Kroeker: Ein Rhein-Idyll. Mitgeteilt aus dem Nachlaß meiner Mutter 27
Wirklicher Geheimer Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner**: Rückblick auf mein Leben (Fortsetzung) 41
Professor **Hermann Klaatsch**, Heidelberg: Stammt der Mensch vom Affen ab? Eine naturwissenschaftliche Betrachtung auf Grund neuer Forschungen 51
Hauptmann **Hjalmar Johansen** (Christiania): Die Eisbärjagd 62
Dr. **Bruhns**: Probleme der modernen Astronomie 69
Prof. Dr. **Fittica**: Ueber die Alchemisten 74
General **O. Baratieri**: Afrika im zwanzigsten Jahrhundert 81
Anton Schlossar: Ottilie v. Goethe und ihre Kinder. Mit einem ungedruckten Gedichte Ottiliens v. Goethe 90
Staatsminister a. D. **G. Jansen**: Versailler Erinnerungen aus dem Kriegswinter 1870/71 98
Berichte aus allen Wissenschaften.
Rechtswissenschaft: Prof. Dr. **Birkmeyer**: Die konfessionelle Färbung der Justiz 116
Philosophie: **Max Dessoir**, Dr. phil. et med.: Ein Rätsellöser 119
Litterarische Berichte 125
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1901
Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121 23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. — In den Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in den Apotheken zu haben.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Schwarzwald. **Wildbad** Württemberg.

Hauptsaison: Mai bis Oktober.

Seit Jahrhunderten bewährte **warme Heilquellen** gegen chronischen und acuten Rheumatismus und Gicht, Nerven- und Rückenmarksleiden, Neurasthenie, Jschias, Lähmungen aller Art, Folgen von Verletzungen, chronischen Leiden der Gelenke und Knochen etc.

Weitere Kurmittel: Dampf- u Heissluftbäder, schwedische Heilgymnastik (System Dr Zander) Elektrotherapie, Massage, Luftkuren.

Kurpromenade, herrliche Tannenwälder, Kurorchester, Theater, Jagd, Fischerei.

Prospekte gratis durch die

Kgl. Badverwaltung oder das ***Stadtschultheissenamt.***

Unentbehrlich

für jeden Gebildeten, der sich über die litterarische Bewegung des In- und Auslandes auf dem Laufenden halten will,

ist

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde.

Herausgeber: **Dr. Josef Ettlinger.**

Dritter Jahrgang.

Das litterarische Echo

ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Vierteljahrspreis

Im Inland M. 3.—; im Ausland M. 4.—

Probenummern

versendet auf Verlangen

kostenfrei

der Verlag

F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

DIE KRITIK.

Monatsschrift für öffentliches Leben.

(Neue Folge.)



Herausgeber: **Dr. jur. Richard Wrede.**

Erscheint monatlich, einzelne Nummer 50 Pf., im Abonnement vierteljährlich 1.50 Mk. Bestellungen durch jede Buchhandlung oder direkt aus dem Verlag, Berlin SW. 47 oder die Post (Postzeitungsl. No. 4241).

Probehefte überallhin gratis und franko.

Unsere Zeitschrift, die nunmehr im achten Jahrgang steht, hat sich durch ihre freimütige Haltung zahlreiche Freunde erworben, wie ihr auch andererseits allerlei Anfechtungen nicht erspart geblieben sind. Die Zuneigung unserer Freunde, wie die Antipathieen der Gegner rechnen wir uns zu gleicher Ehre an; wir werden uns beides ein Ansporn sein lassen, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten.

Dr. R. Wrede, Verlag, Berlin SW. 47, Möckernstr. 79.

Dem Vaterlande, nicht der Partei!



Morgen- und Abendausgabe.

Beilagen: Unterhaltungsblatt für die Gebildeten aller Stände — Volkswirtschaftliche Beilage — Frauenarbeit.

Bezugspreis: Bei den Postanstalten des Deutschen Reichs und Oesterreich-Ungarns vierteljährlich 5 Mk., zweimonatlich 3 Mk. 34 Pf., dritter Monat im Vierteljahr 1 Mk. 67 Pf.

Mit direkter Postversendung nach dem **Ausland** kostet die „Tägliche Rundschau" einschl. Porto vierteljährlich 15 Mark — nach den **deutschen Schutzgebieten** 10 Mark.

In den zwanzig Jahren ihres Bestandes ist die

„Tägliche Rundschau"

das == **Lieblingsblatt** == der gebildeten nationalen Kreise Deutschlands geworden, und sie hat besonders in der letzten Zeit nicht nur ihren Abonnentenstand — der fast alle Berliner politischen Tagesblätter um ein Bedeutendes übersteigt — um mehrere Tausend neuer Leser vermehrt, sondern auch eine unbestrittene politische Geltung ersten Ranges gewonnen.

Unabhängig nach allen Seiten, vornehm im Ton und sachlich im Urteil, sucht die „Tägliche Rundschau" klärend und sammelnd für die sittlichen Ideale des Deutschtums sowohl als für den Völkerberuf unserer Nation einzutreten. Sie befürwortet eine selbstbewußte und weitschauende, aber in ihrem Vorgehen nüchterne und besonnene Realpolitik und war der Herold unserer Kolonial- wie unserer Flottenpolitik, die sie beide auch thatkräftig hat in die Wege leiten helfen.

In der inneren Politik betont die „Tägliche Rundschau", getreu ihrem Wahlspruche: „Dem Vaterlande, nicht der Partei", das Gesamtinteresse gegenüber den Fraktionsansprüchen, stellt sich bei konservativer Grundgesinnung jedem Ansturm auf unsere Geistesfreiheit wie jeder undeutschen Strömung entgegen und vertritt bei scharfer Bekämpfung der Umsturzpartei den Gedanken der ehrlichen und besonnenen Sozialreform.

An die gebildeten Leser mit eigenem unbefangenen Urteil wendet sich die „Tägliche Rundschau", nicht an die führerbedürftige Masse. Aus den Reihen der Gebildeten unserer Nation ist ihr daher auch in immer steigendem Maße der Lohn geworden, daß sie die „Tägliche Rundschau" als ihr Blatt anerkennen und aus ihren Reihen das Wort von der Rundschaugemeinde hervorgegangen ist.

Neben ihren sachlichen Vorzügen, die wiederholt von berufenster Seite öffentlich und in ehrendster Form anerkannt worden sind, darf sich die „Tägliche Rundschau" ferner rühmen, eine der

reichhaltigsten deutschen Zeitungen

zu sein; ihr Bezugspreis bleibt trotz der Neuerung, nach welcher unser Blatt nunmehr

== zwölfmal wöchentlich ==

erscheint, der alte, so daß die „Tägliche Rundschau" nicht nur die vornehmste, sondern auch die billigste aller zweimal täglich erscheinenden großen politischen Tageszeitungen ist.

Probenummern werden sofort nach Bestellung umsonst und postfrei 7 Tage hintereinander gesandt von der Geschäftsstelle der

„Täglichen Rundschau" in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 7.

April.

Die Erde erwacht zu neuem Leben, sie kleidet sich in frisches Grün. Auf den hohen Bergen liegt zwar noch der Schnee, aber aus den Matten duftet schon das junge, drängende Leben. Lenzeswehen verkünden das Nahen des hehren Freudenfestes, der Osterfeier, Osterglocken rufen den Frühling ins Land. Nun heißt es an die Geschenke für unsere Kleinen denken. Teure und stets neue Sachen den Kindern zum Osterfest geben, ist durchaus nicht notwendig. Wer noch ein Häschen, ein Ei u. s. w. als Atrappe besitzt, garniert es mit einem neuen Seidenbändchen, frischt es etwas auf und füllt es mit **Suchard's Kinder-Chocoladen**, mit **Suchard's Chocolade-Pastillen** u. s. w. Dieselben sind allen Kindern zuträglich, im Gegensatze zu vielen Leckereien und Zuckerwaren, deren Genuß für den noch schwachen Kindermagen nur zu oft bedauernswerte Folgen hat. Jede Hausfrau, die pflichttreueste Mutter darf

Suchard's Kinder-Chocoladen

ihren Kleinen geben, denn diese Chocoladen sind nicht nur im Wohlgeschmack hervorragend, sondern auch sehr nahrhaft und vor allen Dingen leicht verdaulich.

Suchard's Kinder-Chocoladen sind in der verschiedendsten Ausstattung in allen besseren Geschäften erhältlich; da haben wir die beliebten **Chocolade-Thaler**, die **Crème-** und **Nougat-Stangen** à 5 und 10 Pf. per Stück, die **Bilderbücher** mit einer Rolle **Croquettes** à Mk. 1.20 oder mit einer **Tablette** à Mk. 0,50, die **Spiele, Märchen** u. s. w. à Mk 0,20 u. s. w. u. s. w.

Man achte beim Einkauf stets auf den Namen und verlange ausdrücklich

Suchard-Chocolade.

...wortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Digitized by Google

Sechsundzwanzigster Jahrgang | Mai 1901 | Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

Seite

Dr. Paul Curtius: Aus dem Leben Kurd v. Schlözers 129
Mite Kremnitz: Die Russin. Erzählung 140
Prof. Dr. Funck-Brentano in Paris: Der Hof Ludwigs XIV. 155
Wird die englische Armee umgeformt werden? Von einem früheren Kriegsminister 167
Geh. Oberschulrat Professor Dr. H. Schiller in Leipzig: Die mangelnde Herzensbildung in unsrer modernen Erziehung 174
Wirklicher Geheimer Rat und Unterstaatssekretär a. D. Justus v. Gruner: Rückblick auf mein Leben (Fortsetzung) 180
Dr. Bruhns: Probleme der modernen Astronomie (Fortsetzung) 194
Heinrich v. Poschinger: Fürst Bismarck und Viktor v. Scheffel 202
Professor Dr. P. Baumgarten in Tübingen: Ueber den Schutz vor Infektion . 205
Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart: Bekenntnisse und Erlebnisse von Anastasius Grün. Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns an Albert Knapp . . 222
Die letzte Karawane des Malteserordens (1784) 232
Prof. Dr. R. Börnstein, Berlin: Aus der Physik des täglichen Lebens . . . 239
Stenzel, Kapitän zur See a. D.: Abwehr 247
Berichte aus allen Wissenschaften.
Kunstgeschichte: Prof. Aug. Rincklake, Architekt: „Wer ist Rembrandt?" 248
Chemie: Walther v. Sicherer: Die Bedeutung der chemischen Laboratoriumsarbeit für die Technik 250
Litterarische Berichte 253
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 255

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1901
Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Anzeigen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. — In den Handlungen natürlicher Mineralwässer u. in den Apotheken zu haben.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Erzählungen zu den 7 Wundern der alten Welt

von **M. Grf. Witzleben** (Schulverlag G. Katzschke, Alt-Döbern, N.-L.), verbess. II. Auflage (Preis 2.75 M). Mit genauer Kenntnis der alten Geschichte und feiner Beurteilung der antiken Kunst zusammengestellt, geben die Erzählungen in lebensfrischen Farben vortreffliche Bilder der alten Welt. Besonders für die heranwachsende Jugend ist dieses Buch auf das allerwärmste zu empfehlen.

Deutsche Litteraturzeitung

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. P. HINNEBERG IN BERLIN

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN BERLIN UND LEIPZIG

BG

Erscheint wöchentlich mindestens 64 Spalten stark.
Preis pro Quartal 7 Mk. 50 Pf.

„Das vornehmste kritische Organ der deutschen Forscherwelt" ***von autoritativer Stelle*** *genannt, wird sich die Deutsche Litteraturzeitung auch zukünftig diese Stellung wahren, zugleich aber darf sie nach der Umfangvermehrung auf wöchentlich 64 Spalten den Anspruch erheben, das* ***reichhaltigste litterarische Centralorgan*** *zu sein, als die einzige deutsche Zeitschrift wissenschaftlich-kritischen Charakters, die grundsätzlich* ***mit voller Namensnennung ihrer Referenten*** *aus der Feder von mehr als* ***1000 der hervorragendsten wissenschaftlichen Kapazitäten des In- und Auslandes*** *über* ***alle*** *wertvollen deutschen wie ausserdeutschen litterarischen Neuerscheinungen auf dem* ***Gesamtgebiet der wissenschaftlichen Forschung,*** *sowohl der* ***Geistes-*** *als der* ***Naturwissenschaften*** *wie der* ***modernen Dichtung*** *erschöpfend unterrichtet.*

Aus dem Inhalt der Nummern 51 und 52.

J. Wellhausen: *The Hexateuch ed. by J. E. Carpenter and G. Harford-Battersby.*
A. Harnack: *Lawlor, Two notes on Eusebius.*
H. Holtzmann: *Kunze, evangelisches und katholisches Schriftprinzip.*
C. Stumpf: *Mach, Analyse der Empfindungen.*
Dziatzko: *Verlagskatalog der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.*
H. v. Arnim: *v. Wilamowitz-Moellendorff, der griechische Unterricht auf dem Gymnasium.*
F. Delitzsch: *Sachau, am Euphrat und Tigris.*
H. Oldenberg: *Tilbe, Pali Buddhism.*
v. Wilamowitz-Moellendorff: *Aristeae ad Philocratem Epistola, ed. Wendland.*
C. Wachsmuth: *Codices Venetos descr. Kroll et Olivieri.*
K. Krumbacher: *Lundstrom, en ung Vetenskap.*
Fr. Skutsch: *Thesaurus linguae latinae. Vol. I, fasc. I.*
G. Roethe: *Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin.*
A. Brandl: *Medwin, Lord Byron. Erinnerungen.*
A. Tobler: *Rigal, Victor Hugo poète épique.*
W. Meyer-Lübke: *Wiese u. Percopo, Geschichte der italienischen Litteratur.*
F. Ratzel: *Schurtz, Urgeschichte der Kultur.*
M. Tangl: *Die westfälischen Siegel des Mittelalters, IV, bearb. von Ilgen.*
H. Hüffer: *Frh. v. Helfert, zur Lösung der Rastatter Gesandtenmord-Frage.*
H. Usener: *Mecklenburg, Volksüberlieferungen, hrsgeg. von Wossidlo, II, 1.*
M. v. Brandt: *Wolf, meine Wanderungen. I. Im Innern Chinas.*
E. Troeltsch: *Lezius, der Toleranzbegriff Lockes und Pufendorfs.*
W. Schrader: *Bornhak, Geschichte der preuss. Universitätsverwaltung bis 1810.*
A. Stölzel: *Seckel, zur Geschichte der populären Litteratur des römisch-canonischen Rechts.*
H. Weber: *Gauss' Werke. VIII. Band.*
W. Ostwald: *Kohlrausch, d. Energie oder Arbeit und die Anwendungen des elektrischen Stromes.*
R. v. Krafft-Ebing: *Kraepelin, die psychiatrischen Aufgaben des Staates.*
H. Grimm: *Grimm, Leben Michelangelos.*
E. Schmidt: *Spielhagen, Freigeboren.*
v. Polenz, Thekla Lüdekind.
Frhr. v. Ompteda, Eysen.
Viebig, das tägliche Brot.

Ausser ***Bücherbesprechungen*** *bringt die Deutsche Litteraturzeitung in ihrer Abteilung „Notizen und Mitteilungen" Nachrichten über alle* ***Ereignisse des wissenschaftlichen Lebens*** *(Personalnotizen, Sitzungsberichte, Funde und Entdeckungen),* ***bibliographische Notizen,*** *sowie eine umfassende* ***Inhaltsangabe*** *aller wichtigen deutschen und ausserdeutschen wissenschaftlichen* ***Zeitschriften.***

Die Deutsche Litteraturzeitung ist deshalb ein unentbehrliches Hilfsmittel nicht nur für ***jeden Gelehrten*** *und für* ***jede Bibliothek,*** *sondern auch für* ***jeden Gebildeten,*** *der schnell, aber zuverlässig über den Gesamtfortschritt der Wissenschaften unterrichtet sein will.*

Das beste Buch über Afrika!

Soeben erscheint in zweiter, neubearbeiteter Auflage:

Afrika.

Nach der von Professor Dr. **Wilhelm Sievers** verfassten ersten Auflage völlig umgearbeitet von Professor Dr. **Friedrich Hahn.**

Mit 170 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck.

15 Lieferungen zu je 1 Mark oder in Halbleder gebunden 17 Mark.

Mit der Neubearbeitung des Werkes nach dem jetzigen Stande der Kenntnis von der Geographie Afrikas kommen wir zweifellos einem dringenden Bedürfnis des Publikums und der Fachmänner entgegen. In dem Jahrzehnt, das seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen ist, hat die wissenschaftliche Forschung in dem dunkeln Erdteil eine Fülle neuer Ergebnisse zu Tage gefördert, wie anderseits durch die Politik der europäischen Mächte Besitzverhältnisse, Handel und Verkehr Afrikas wesentliche Veränderungen erfahren haben. Die zu ungeahnter Höhe angeschwollene Flut der afrikanischen Reiselitteratur erschwert selbst dem Fachmann, um wie viel mehr noch dem Laien und dem großen Publikum den Überblick über die gewonnenen Ergebnisse. Diese werden nun in der neuen Auflage unsres Werkes zu einer übersichtlichen Darstellung vereinigt.

Früher sind als selbständige Teile der „Allgemeinen Länderkunde" erschienen:

Asien.

Von Prof. Dr. **Wilhelm Sievers.**

Mit 156 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.

13 Lieferungen zu je 1 Mark oder in Halbleder gebunden 15 Mark.

Amerika.

Von Dr. **Emil Deckert,** Prof. Dr. **W. Kükenthal** und Prof. Dr. **Wilhelm Sievers.**

Mit 201 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.

13 Lieferungen zu je 1 Mark oder in Halbleder gebunden 15 Mark.

Europa.

Von Dr. **Alfred Philippson** und Prof. Dr. **Ludwig Neumann.**

Mit 166 Abbildungen im Text, 14 Karten und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.

14 Lieferungen zu je 1 Mark oder in Halbleder gebunden 16 Mark.

Australien und Ozeanien.

Von Prof. Dr. **Wilhelm Sievers.**

Mit 137 Abbildungen im Text, 12 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.

14 Lieferungen zu je 1 Mark oder in Halbleder gebunden 16 Mark.

Illustrierte ausführliche Prospekte kostenfrei durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Digitized by Google

32 Erste Auszeichnungen

SUCHARD's



REINE
SCHWEIZER
ALPENMILCH
CHOCOLADE
IST
FEIN UND STÄRKEND

Ueberall käuflich

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

JUN 8 1901

Sechsundzwanzigster Jahrgang | Juni 1901 | Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Johann v. Bloch: Die Lehren des Transvaalkriegs für Deutschland 257
F. v. Delft: Der Reiher 278
Heinrich v. Poschinger: Jugendbriefe Kaiser Wilhelms des Großen 286
Sir Robert Hart: Die Reform in China und die Mächte 301
Prof. Dr. A. Weichselbaum: Ueber die Heilbarkeit der Krankheiten und die Grenzen der ärztlichen Kunst 325
Wirklicher Geheimer Rat und Unterstaatssekretär a. D. Justus v. Gruner: Rückblick auf mein Leben (Fortsetzung) 333
Sir Richard Temple: Die Beziehungen zwischen England und Deutschland . 346
Dr. Bruhns: Probleme der modernen Astronomie (Schluß) 353
Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart: Bekenntnisse und Erlebnisse von Anastasius Grün. Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns an Albert Knapp . . 364
Berichte aus allen Wissenschaften.
Biographie: Dr. Paolo Bellezza: Verdi 372
Litterarische Berichte 375
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 379

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1901

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. — In den Handlungen natürlicher Mineralwässer u. in den Apotheken zu haben.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Erzählungen zu den 7 Wundern der alten Welt

von M. Grf. Witzleben (Schulverlag G. Katzschke, Alt-Döbern, N.-L.), verbess. II. Auflage (Preis 2.75 M.). Mit genauer Kenntnis der alten Geschichte und feiner Beurteilung der antiken Kunst zusammengestellt, geben die Erzählungen in lebensfrischen Farben vortreffliche Bilder der alten Welt. Besonders für die heranwachsende Jugend ist dieses Buch auf das allerwärmste zu empfehlen.

Schwarzwald. **Wildbad** Württemberg.

Hauptsaison: Mai bis Oktober.

Seit Jahrhunderten bewährte **warme Heilquellen** gegen chronischen und acuten Rheumatismus und Gicht, Nerven- und Rückenmarksleiden, Neurasthenie, Ischias, Lähmungen aller Art, Folgen von Verletzungen, chronischen Leiden der Gelenke und Knochen etc. Weitere Kurmittel: Dampf- u. Heissluftbäder, schwedische Heilgymnastik (System Dr. Zander) Elektrotherapie, Massage, Luftkuren. Kurpromenade, herrliche Tannenwälder, Kurorchester, Theater, Jagd, Fischerei.

Prospekte gratis durch die

Kgl. Badverwaltung oder das ***Stadtschultheissenamt.***

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neueste Werke von Emile Zola.

Der Siegeszug der Wahrheit.

(Die Affäre Dreyfus.)

Geheftet M. 2.—, elegant gebunden M. 3.—

Zu den spannendsten Momenten im Dreyfus-Prozeß gehört zweifellos das Eingreifen Zolas zu Gunsten des Verurteilten. Zola stellt in diesem Buche alle die Zeitungsartikel und Broschüren zusammen, die er in der Dreyfusangelegenheit geschrieben hat, und da er an dem ursprünglichen Wortlaut nichts änderte, so kann der Leser die Flammenworte, die der berühmte Verfasser mit der ganzen leidenschaftlichen Glut seines echt französischen Temperaments in die Welt schleuderte, mit voller Unmittelbarkeit auf sich wirken lassen.

Arbeit.

Roman. Zweiter Teil der „Vier Evangelien".

2 Bände.

Geheftet M. 6.—, elegant gebunden M. 8.—

Der Roman, ein zweites „Germinal", doch im Lichte einer höheren Welt- und Lebensanschauung, ist gleich großartig in Stoff und Komposition und mit einem hinreißenden Idealismus geschrieben, gegen den der kritische Verstand, der gegen Zolas sozialistische Theorie manches zu sagen hätte, nicht aufkommt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Akademische Monatshefte.

Organ der deutschen Corpsstudenten.

Offizielles Organ

des Kösener S.-C.-Verbandes.

Karl Rügemer, Selbstverlag,

Starnberg b. München.

Die Hefte werden je am 30. jeden Monats ausgegeben: die September- mit der August-Nummer als Doppelheft zu Ende August. Der Jahrgang läuft mit den Hochschul-Semestern, bezw. vom 1. April bis 30. September und vom 1. Oktober bis 31. März.

Man abonniert bei jeder Buchhandlung oder bei der Post zum Preise von 6 Mark pro Semester.

Direkt von der Administration per Streifband bezogen stellt sich das Abonnement für Deutschland und Oesterreich auf 7 Mark pro Semester, für das Ausland auf 8 Mark.

Für Sommerreisen:

werden aus der Sammlung „Meyers Reisebücher“ angelegentlich empfohlen:

Meyers Thüringen

und der Frankenwald. Fünfzehnte Auflage, bearbeitet unter Mitwirkung des Thüringerwald-Vereins. Mit 15 Karten, 9 Plänen und 1 Panorama. Rot kartoniert 2 Mark.

Meyers Harz

und das Kyffhäusergebirge. Sechzehnte Auflage. Grosse Ausgabe: Mit 21 Karten, Plänen und 1 Brockenpanorama. Braun gebunden 2 M. 50 Pf. Kleine Ausgabe: Mit 5 Karten und 5 Plänen. Rot kartoniert 1 M. 50 Pf.

Meyers Riesengebirge,

Isergebirge und die Grafschaft Glatz. Zwölfte Auflage, bearbeitet unter Mitwirkung der Gebirgsvereine. Mit 12 Karten, 2 Stadtplänen und 2 Panoramen. Rot kartoniert 2 Mark.

Meyers Schwarzwald,

Odenwald, Bergstrasse, Heidelberg und Strassburg. Achte Auflage, bearbeitet unter Mitwirkung des Schwarzwald-Vereins. Mit 15 Karten und 9 Plänen. Rot kartoniert 2 Mark.

Meyers Dresden, Sächsische Schweiz

und Lausitzer Gebirge. (Vereinsbuch des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz.) Fünfte Auflage. Mit 10 Karten, 9 Plänen und Grundrissen und 3 Panoramen. Rot kartoniert 2 Mark.

Meyers Rheinlande

(von Düsseldorf–Aachen bis Heidelberg). Neunte Auflage. Mit 20 Karten, 17 Plänen und 7 Panoramen. Braun gebunden 4 Mark 50 Pf.

Meyers Süddeutschland,

Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol. Achte Auflage. Mit 34 Karten, 36 Plänen und 9 Panoramen. Braun gebunden 5 Mark 50 Pf.

Meyers Nordseebäder

und Städte der Nordseeküste. Mit 23 Karten u. 17 Plänen. Braun geb. 4 Mark.

Meyers Ostseebäder

und Städte der Ostseeküste. Mit 12 Karten und 16 Plänen. Braun geb. 3 Mark.

„Meyers Reisebücher“ sind zuverlässige Führer und Wegweiser, deren häufig sich wiederholende Auflagen durch jedesmalige sorgfältige Bearbeitung ihrem Besitzer jede störende Unsicherheit auf der Reise nehmen und ihn ausserdem durch Vermeidung des nüchternen Erklärertons als warmherzige Berater zu lebhaftem Interesse am Gesehenen anregen und dadurch eine genussreiche Reise gewährleisten.

*Vollständige Verzeichnisse der Sammlung „**Meyers Reisebücher**“ stehen kostenfrei zu Diensten.*

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

32 Erste Auszeichnungen

SUCHARD's

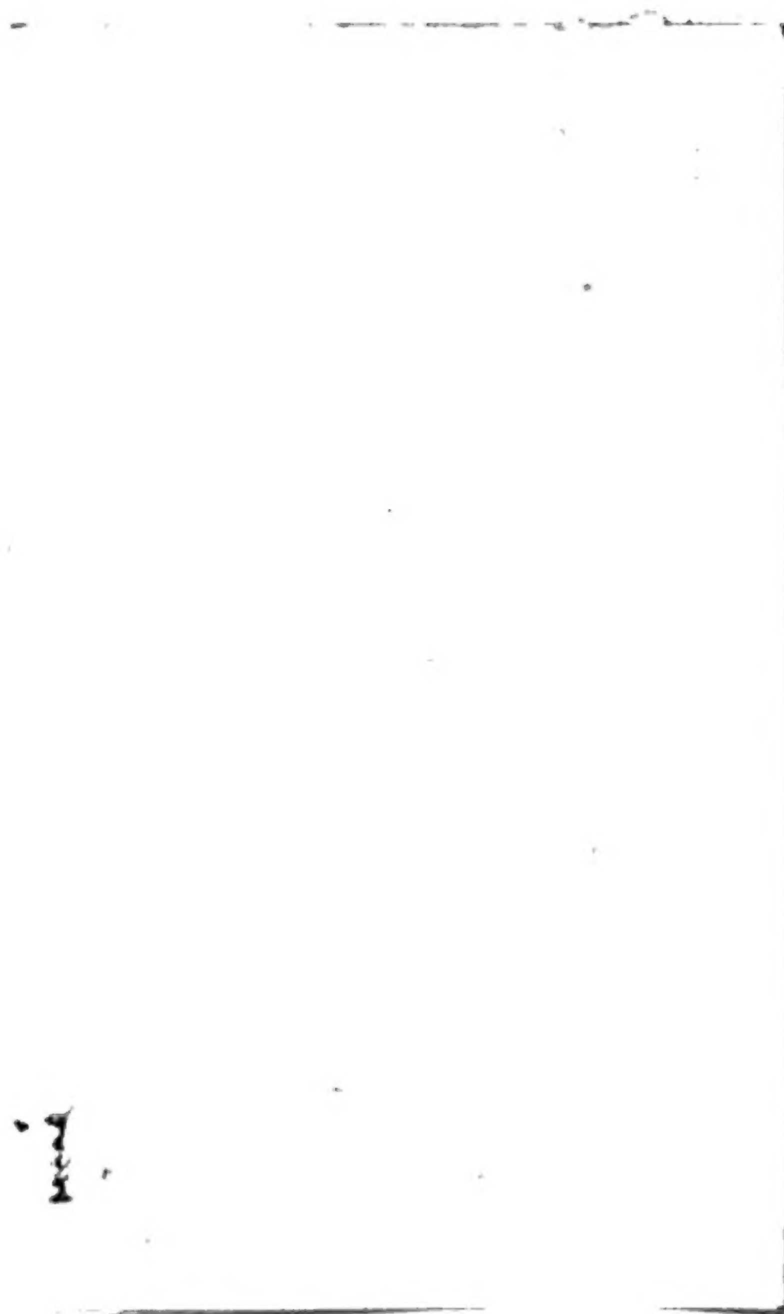


REINE
SCHWEIZER
ALPENMILCH
CHOCOLADE
IST
FEIN UND STÄRKEND

Ueberall käuflich

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23

Digitized by Google



by Google

Digitized by Google